image
not
available

<36606356300014

III. Jahrgang. 1867.



Herausgegeben von Dr. Robert Koenig.

X.A.v.R. Brend'amour sc.

Inhalt.

Erzählungen und Novellen.

Gedichte.

Geschichts- und Zeitbilder.

Literatur- und Lebensbilder.

Skizzen aus der Heimat und Fremde.

Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

Verschiedenes.

Am Familientische.

Illustrationen.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 6. October 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 1.

Friede!

Friede, Friede! tönt's in allen Gauen
Von den Alpen bis zur Nordsee hin:
Seht, auf Silberschwingen, hoch im Blauen,
Gottes Engel mit dem Oelzweig ziehn!
Seht den Dämon in den Schlangenhaaren
Mit der Fackel halberloschnem Brand
Scheu im Sturmgewölk von dannen fahren,
Abwärts in die Nacht gewandt!

Friede, Friede! — Tapfre Kriegessöhne,
Schmückt den Helm mit grünem Eichenstrauß!
Denn des Friedensmarsches holde Töne
Führen euch in muntrem Takt nach Haus;
Nicht als Sieger dürft ihr alle kommen,
Aber alle kommt ihr ehrenwerth,
Alle seid ihr freudig aufgenommen
An dem väterlichen Herd!

Friede, Friede! — Landmann, schau, im Frieden
Liegt dein Feld im Sommersonnenschein;
Nimm die Sichel und was Gott beschieden,
Führ's im Frieden in die Scheunen ein!
Ach! zertreten sind viel schöne Saaten,
Denn ein andrer Schnitter ging voraus;
Was im Sturme dieses Jahres gerathen,
Dreifach dankbar bring's nach Haus!

Friede, Friede! — Stille Kampfgenossen,
Die ihr fern im blutgen Bette ruht,
Tapfre Brüder, durch die Brust geschossen,
Schlaft im Frieden unter Gottes Hut!
Schlaft in Ehren, denn die deutsche Erde
Grünet über eurem Grab verjüngt;
Daß es Frühling bald im Lande werde,
Habt ihr es mit Blut gedüngt!

Friede, Friede! — Siegende Gewalten,
Sorgt nun, daß ihr eure Siege sühnt!
Deutschlands Eiche steht vom Sturm zerspalten;
Schafft, daß frischer nun die Krone grünt!
Wunder ließ euch Gott, der Herr, gelingen,
Zeiget jetzt, ob eure Vollmacht echt!
Länder kann man mit dem Schwert bezwingen,
Herzen nur durch Licht und Recht!

Friede, Friede! — Hört's, ergrimmte Herzen,
Denen noch der Groll im Busen schwillt!
Lernet groß das eigne Weh verschmerzen,
Wo's das Heil des Vaterlandes gilt!
Murret wider eure eigne Sünde,
Fegt den alten Schutt und Wust hinaus,
Daß auf neuem Grund ein Bau sich gründe,
Schöner als der Väter Haus!

Friede, Friede! — Wißt's, ihr Nachbarn drüben,
Die ihr schlau nach deutscher Zwietracht schielt,
Auf die goldnen Rebenberge hüben
Bald mit Worten, bald mit Waffen zielt!
Unter uns — selbst bringen wir's ins Reine,
Wenn ein Zwist im Hause sich entspann;
Wider euch — vom Belte bis zum Rheine
Stehen wir für Einen Mann!

Friede, Friede! — Gott im Himmel droben,
Gott des Friedens, sprich Dein Ja dazu!
Deine Ruthe war im Zorn erhoben,
Gnädig schonend legst Du sie zur Ruh;
Donnernd sprachst Du aus der Wetterwolke,
Tröst uns nun mit Deiner Gnade Schein,
Dieser Bruderkrieg in Deinem Volke,
Herr, es soll der letzte sein!

Karl Gerok.

Das Weib des Karaiten.

Novelle von M. Ben Aron.

I.

Heute, wo der Verkehr durch die vielen Eisenbahnen so unendlich erleichtert ist, verlieren die Provinzialstädte vollständig den ihnen eigenthümlichen Typus; denn die Provinz oder vielmehr das s. g. Provinzielle verschwindet von Tag zu Tag mehr, da es einem jeden so überaus leicht wird, in der gewöhnlich nur stundenweit entfernten Hauptstadt sich gar schnell — nicht allein ein neues Aeußere, sondern auch ein neues Innere zu verschaffen.

Sowohl Kleidung als Meinung ändert man in kurzer Zeit in der Hauptstadt, und wenn ein Provinzialstädter nach kurzem Aufenthalte daselbst wieder nach Hause zurückkehrt, ist er für die Seinen oft kaum wieder erkennbar. So ist es heute; aber vor einigen zwanzig Jahren, wo man in einer kleinen Pommerschen Stadt von einem Menschen erzählte, daß er in Berlin gewesen sei, war es ganz anders, und jene Städte hatten einen Typus, der jetzt völlig verloren ist und der sich kaum in der dunklen Erinnerung der schon dahinschwindenden Generation erhält.

Das Städtchen Ragiwen sollte am Anfange der vierziger Jahre schon 1500 Seelen zählen, obgleich manche böse Zunge behauptete, daß der Herr Bürgermeister, um sich eine gewisse Wichtigkeit zu geben, wenigstens anderthalb Seelen für jeden Einwohner rechne, jedoch, da damals noch keine statistische Commission bestand, so mußte man dem Herrn Bürgermeister aufs Wort glauben, obgleich es leicht gewesen wäre, sein „Sagen" zu verificiren. Die ganze Stadt nämlich bestand aus einer einzigen Straße — und wenn man sich die Mühe hätte geben wollen, wäre es ein Leichtes gewesen, von Haus zu Haus zu gehen und die Einwohner zu zählen; selbst dies wäre nicht einmal nothwendig gewesen, denn jeder Bewohner wußte nicht allein genau, wer in diesem oder jenem Hause wohnte, sondern konnte auch über jeden die genaueste Rechenschaft geben, vom Tage seiner Geburt an bis zum vorhergehenden, von dem er wußte, was das betreffende Individuum an demselben zu Mittag gegessen hatte!

Wir sagten vorhin, daß Ragiwen nur aus einer einzigen langen Straße bestand, und um mit einem Schlage dem Leser zu zeigen, in welchem primitiven Zustande socialer Unschuld es sich noch im Anfange der vierziger Jahre befand, brauchen wir nur zu erwähnen, daß diese eine Straße nach reiflicher Ueberlegung der Obrigkeit, Aedilen und Honoratioren, welche man zu Rathe gezogen, den Namen: „Lange Straße" erhielt!

Man erzählt — doch wir können es nicht verbürgen — daß einige Zeit nach dieser denkwürdigen Namensverleihung ein durchreisender Student gar viel den Vätern der Stadt nachzudenken gegeben habe; denn als er ein schönes Schild las, welches die Autoritäten an jeder Ecke der Straße hatten anschlagen lassen, fragte er, wo denn die „kurze Straße" wäre — da nach guter Logik eine specielle Benennung von etwas Langem dieses im Gegensatze zu etwas speciell Kurzem voraussetze. — Der verlegene Bürgermeister, von dieser großen Wahrheit mit einem Male durchdrungen, hatte nach einigen Tagen Nachdenkens den Entschluß gefaßt, er wolle eine kurze Straße um jeden Preis haben, und eben ging er daran, sich darüber mit den besagten Autoritäten zu einigen, als ihm einfiel, daß von der langen Straße aus zwischen einem Hause und dem andern ein Zwischenraum existire, welcher zum Marktplatze führte. Da dieser Gang die verlangte Eigenschaft „kurz" auf jede Art rechtfertigte, so bedurfte es nur des dictatorischen Ausspruchs der Obrigkeit, um den Gang zur Straße umzutaufen — und so entstand denn im Frühjahr des Jahres 184* im Städtchen Ragiwen in Hinterpommern zur großen Freude der angeblichen 1500 Seelen eine zweite Straße.

Man hat den Juden sehr oft — und unserer Meinung nach nicht mit Unrecht — den Mangel an Patriotismus vorgeworfen. Wir wollen diesen Punkt dahingestellt sein lassen, nur müssen wir zugeben, daß jenes denkwürdige Ereigniß der Gründung einer zweiten Straße, welches die Brust eines jeden Ragiweners mit Wohlbehagen und Stolz erfüllte, einen Bewohner — sogar eine ganze Familie — vollständig kalt ließ, und daß diese Familie, welche ihren Mangel an bürgerlichem Enthusiasmus so offen an den Tag legte, gerade jüdischen Glaubens war. Wir müssen sogar noch einen erschwerenden Umstand anführen, nämlich, daß das Haus, welches diese Familie bewohnte, gerade die Ecke der langen und kurzen Straße bildete, und daß das blaue Schild mit weißen Buchstaben, welches man in Stargard hatte malen lassen, eben an dem Hause, das diese theilnahmlose Familie bewohnte, befestigt wurde.

Niemand jedoch im ganzen Städtchen, weder Christ noch Jude, hatte die geringste Bemerkung darüber gemacht, daß im Hause Isaac Bentheims niemand am Fenster erschienen war, als der einäugige Stadtdiener die Leiter angesetzt hatte, um das Schild zu befestigen. Im Gegentheil, es schien allen in der Ordnung, daß es so sei — man schien vollständig zu begreifen, wie die Bewohner des Hauses heute dermaßen mit sich zu thun hätten, daß das öffentliche Leben für sie verschwunden war.

Hören wir zu, was man draußen spricht, vielleicht werden wir erfahren, warum man drinnen sich so wenig um die Außenwelt bekümmert . . .

„Weißt Du," sagt ein Mann, der hoch in den Dreißigern zu stehen scheint, zu einem etwas jüngeren, der, wie er, den jüdischen Typus auf dem Gesichte trägt, „daß sich die Kinder wundern werden, wenn sie werden sehen das neue Schild!"

„Stuß!" (Unsinn) antwortete der andere mit Achselzucken, „sie werden haben gesehn in der Welt so viele Schilder und so viele Straßen, daß sie es kaum bemerken werden, daß auch wir haben 'ne neue Straße und ein neues Schild."

„Bist Du immer gewesen, Meier," erwiderte jener, „ein Mensch, der will alles besser wissen, und wirst es bleiben Dein Lebelang! — Ich sage Dir, obgleich die Kinder haben gesehn in der Welt Sachen und Dinge und Menschen, wovon wir uns nicht können machen eine Vorstellung, werden sie doch sehen und sich freuen über alles, was ist geworden schöner und besser in Ragiwen — denn sie sind hier geboren — und das Haus, wo steht angeschlagen das neue Schild, ist das Haus ihres Vaters!"

„Geh, geh, mit Deine Geschichtchens, Abraham, ich möcht' schwören, daß . . ."

„Schwör nicht! man soll nicht schwören! — aber ich will Dir sagen noch mehr! ich will Dir wetten, daß der kleine Mendel, wo ist nur gewesen einmal hier, wird erstaunen und sich freuen, daß ist ä neues Schild an seines Großvaters Haus!"

Der andere zuckt mit den Schultern; er scheint sehr positiver Natur zu sein, und der Sentimentalismus seines Begleiters flößt ihm wenig Ueberzeugung ein.

Ein dritter, viel älter als beide andere, nähert sich ihnen und alle drei setzen das angefangene Gespräch fort.

„Ich hab' geschickt meine Tochter Sarah," sagt dieser, „zu sehn, ob sie kann helfen im Haus bei Reb (Abkürzung von Rabbi) Isaac, denn meine Tochter Sarah ist gewesen sechs Monat in Pyritz bei ihre Tante, und Pyritz ist doch schon ä große Stadt!"

„Warum ist Pyritz eine große Stadt?" frägt Meier, „ich bin gewesen in Pyritz und hab' nichts gesehen von 'ne große Stadt, wie Stargard und Stettin. Pyritz ist ä . . ."

„Laß gut sein," unterbrach Abraham, „nun? und hat Deine Tochter können helfen?"

„Heißt ä Frag?" antwortete der andere, kennst Du vielleicht die Frau Mirjam Bentheim nicht? Ich glaube, wenn sie nicht hätte so lieb meine Tochter Sarah, sie hätte sie geworfen hinaus aus dem Haus! — Seit drei Tagen arbeitet sie mit ihrer Schwester, der alten Beile, und deren Tochter Esther, wie man hat nicht gesehn arbeiten in sein Leben, und wenn man sie fragt, ob man ihr kann helfen, wird sie ärgerlich und sagt, daß, wenn die Kinder kommen zum Besuch, die Mutter allein muß besorgen alles . . ."

„Heißt ä Stuß!" sagt Meier, mit den Achseln zuckend.

„Red nich!" erwidert Abraham, indem er ihm einen unwilligen Blick zuwirft, „von Reb Isaac und seine Frau und seine Kinder und Kindeskinder muß man immer nur reden Gutes 'nieden, und man wird's thun, so lang ä frommer und guter Jüd' wird sein auf der Welt!"

Der andere zuckt wiederum mit den Schultern, was seine Lieblings-

bewegung zu sein scheint, und alle drei entfernen sich und folgen dem Stadtdiener durch die „kurze Straße" auf den Marktplatz, denn an der anderen Ecke der neuen Straße muß ja ein zweites Schild angebracht werden, damit sich die Fremden, welche zum Markttage kommen, nicht irren und glauben, daß die neue „kurze Straße" noch der alte Gang wäre, den sie seit so vielen Jahren schon gesehen.

Hätten die drei Neugierigen noch einige Minuten auf ihrem vorigen Platze verweilt, so würden sie wahrscheinlich Stoff zu gar vielen Betrachtungen gefunden haben; denn kaum hatten sie den Rücken gewendet, als der Herr Bürgermeister in höchsteigener Person die Straße hinab kam, einige Augenblicke vor dem neuen Schilde in selbstzufriedener Bewunderung stehen blieb und in das Haus Isaac Bentheims trat.

Obgleich das Verhältniß zwischen Juden und Christen ein ziemlich gutes in dem Städtchen und seit Menschengedenken nicht die geringste unangenehme Reibung zwischen ihnen vorgefallen war, so war doch ein Besuch der obersten Autorität der Stadt bei einem Juden, der nicht einmal reich, kaum wohlhabend zu nennen war, etwas Außerordentliches, zumal da man gar bald sehen konnte, daß der Bürgermeister nicht von Amtswegen, sondern nur um einen Besuch zu machen gekommen war, denn er saß mit Reb Isaac am Fenster, und beide schienen sich freundschaftlich zu unterhalten.

Ein arabischer Philosoph soll lange Jahre vor seinem Tode täglich gebetet haben: „Allah, ehe ich sterbe, gib, daß ich einen glücklichen Menschen sehe!" — und als er auf seinem Sterbebette lag, soll er trauernd gesagt haben: „Allah hat mein Flehen nicht erhört." — Wäre dieser Philosoph am Tage unserer Erzählung nach Ragiwen gekommen, er hätte seinem Gotte danken müssen, denn er hätte Reb Isaac Bentheim gesehen, und dieser war glücklich, aber dermaßen glücklich, daß er fast alle fünf Minuten den Blick gen Himmel hob und daß dieser Blick ein Dankgebet war, wie wohl nie ein so inniges über seine Lippen gekommen; denn Gott hatte ihm ja nie so viel, so viel Glück auf einmal gegeben! . . .

„Ja, vergessen Sie es nicht, lieber Isaac," sagte der Bürgermeister, „was ich nur irgend für Ihre Söhne thun kann, bin ich bereit zu thun, und wenn Ihr Jüngster sich hier niederlassen will, kann er auf unser aller Freundschaft rechnen. Uebrigens wird er eine gute Praxis hier haben."

„Wissen Sie, Herr Bürgermeister," entgegnete Isaac mit bewegter Stimme, „sagen Sie es meinem Elias, denn er ist gut . . . so gut gegen seinen Vater und seine Mutter, daß, wenn ich ihm das sagen würde, könnte er glauben, es wäre unser Wunsch, und ich kenne ihn, er würde die besten Gelegenheiten, die vortheilhaftesten Anerbieten ausschlagen, um seiner Eltern Wünsche zu erfüllen. Sagen Sie es ihm, Herr Bürgermeister, und wenn er sagt: „Nein", so haben Sie die Güte und lassen Sie es mich wissen, damit wir uns in Acht nehmen und nicht äußern hier irgend ein Wort, das möge klingen gleich einem Wunsche."

Der Bürgermeister wußte einen Augenblick keine Antwort, er war nicht fähig, diese Delicatesse des Gefühls zu empfinden.

„Wir werden es nie vergessen," antwortete er endlich, daß meine Söhne bei den Ihren die beste, freundlichste Aufnahme in Berlin gefunden haben und . . ."

„Was reden Sie?" unterbricht Isaac, „sind es doch alle Ragiwener Kinder, und Ihre Herren Söhne sind gewesen Studenten, wie mein Elias, — sollte da mein Aeltester, mein Eleazar, wo ist gleich ä Vater zu seinem jungen Bruder, nicht sein ein väterlicher Freund zu seines Bruders Freunde, wo sind Kinder desselben Ortes wie er?"

„Ja, ja! Ihr seid kreuzbrave Leute," erwiderte der Bürgermeister, indem er aufstand, „und Ihr müßt recht glücklich sein, solche Kinder zu haben, Freund Isaac!"

Der alte Jude wirft einen Blick gen Himmel, in dem sich eine ganze Welt von Liebe und Dank wiederspiegelt.

„Ja," sagt er einfach, „recht glücklich, Herr Bürgermeister."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür der Stube, welche auf den Hausflur ging, und ein junges Mädchen trat ein, blieb aber schüchtern an der Thüre stehen, als sie den Herrn Bürgermeister sah.

Eine leichte Falte lagerte sich auf der Stirn Isaacs, als er das junge Mädchen erblickte.

„Was begehrst Du, Rebekka?" fragte er mit nicht ganz freundlicher Stimme.

„Ich kam, Onkel," erwiderte diese schüchtern, „um zu sehen, ob ich in irgend etwas helfen kann."

„Geh zu Deiner Tante Mirjam in die Küche, mein Kind!" entgegnete Isaac, indem er den Bürgermeister hinausbegleitete und die Thür hinter sich schloß.

„Hört, Isaac," sagte der Bürgermeister lächelnd, „ich will Euch einen guten Rath geben — seid gut und freundlich gegen Eure Nichte Rebekka — sonst werdet Ihr verklagt; — ich will's Euch nur verrathen, — meine Frau will Euch bei Eurer Schwiegertochter verklagen; und ich weiß, daß — ich glaube wahrhaftig, daß Ihr Eure beiden Söhne für Eure Schwiegertochter hingebt . . ." fügte er lachend hinzu.

„Es ist aber auch ein Engel Gottes, wie es keinen zweiten mehr gibt," versetzte der alte Mann mit fast jugendlicher Begeisterung.

„Ja, ja! und wenn die Euch sagt, daß Ihr Unrecht habt gegen die arme Rebekka und ihre . . ."

Die Stirne Isaacs legte sich in Falten, doch er antwortete kein Wort.

Der Bürgermeister bemerkte es wohl, und schnell unterbrach er sich . . . „Und wenn Ihr Eure beiden Söhne für Eure Schwiegertochter gebt," sagte er, „so gebt Ihr Eure Schwiegertochter für jenen Ausbund, Euren Enkel Mendel. Der wird mir wieder die ganze Schulbande aufwiegeln, und der Stadtdiener hat mehr Furcht vor Eurem Taugenichts, als vor der ganzen Schule."

Das Lächeln war auf das Gesicht des Alten zurückgekehrt.

„Solch liebes Kind," sagte er.

„Ja, ja!" meinte der Bürgermeister, „Ihr werdet sehen, welchen Unfug er anstiften wird! Doch, ich muß gehen — lebt wohl — grüßt mir Eure Söhne und seid gut gegen das Mädchen!"

Isaac Bentheim folgte dem Bürgermeister noch einige Augenblicke lang mit den Augen, dann ging er in die Stube zurück. Erstaunt blieb er beim Eintreten in dieselbe stehen. Das junge Mädchen stand noch immer auf derselben Stelle, an der er sie gelassen.

„Hast Du mich nicht verstanden?" sagte er in demselben Tone wie vordem in der Stimme, kalt und abstoßend, „ich sagte Dir, Du solltest in die Küche gehen."

„Ich traue mich nicht," stotterte das junge Mädchen.

Isaac blieb einen Augenblick unschlüssig, dann nahm er das Mädchen bei der Hand und sagte:

„So werde ich Dich führen!"

Als er mit ihr durch die Thür schritt, fühlte er, daß die Lippen des Mädchens sich auf seine Hand legten, und daß eine heiße Thräne über dieselbe rollte.

II.

Gegen drei Uhr Nachmittags am selbigen Tage hätten unsere Leser einen jungen Mann von zwanzig oder einundzwanzig Jahren sehen können, welcher die am äußersten Ende des Städtchens gelegene Werkstatt eines Drechslers verließ und mit großer Achtsamkeit in seiner hohlen Hand einige kleine Silbermünzen zählte.

„Zwei Thaler und sechs Silbergroschen," sagte er endlich seufzend, „das ist nicht viel für eine ganze Woche Arbeit — und zumal wie ich arbeite, ohne Unterbrechung . . von Morgens bis Abends . . jedoch ich verliere ja drittehalb Tage alle Woche — Freitag Nachmittag will ich nicht — Schabbes darf ich nicht, und Sonntag . . . ja, Sonntag könnte ich wohl den Vormittag arbeiten, der Meister hat es mir sogar gesagt; — was geht mich der Sonntag an? ich bin ein Jüd'! — doch ich mag es nicht — da ist der Soldiner Geselle, der alle Sonntag zweimal in die Kirche geht, der würde die ganze Woche über verdrießlich sein, wenn er wüßte, daß in unserer Werkstatt des Sonntags gearbeitet wird . . . hm! . . . Zwei Thaler sechs Silbergroschen — da werden wir wieder eine schlechte Woche haben — doch halt, da fällt mir etwas ein . . . . heute kommen ja die Söhne von Reb Isaac . . ."

Der junge Mann stand plötzlich still und furchte die Stirn — „nun," fuhr er fort, „was geht mich das an! . . ich bin nicht von ihrer Familie . . habe nichts mit ihnen zu thun — und sie nichts mit mir. . . ." Immer tiefer wurden die Furchen auf der Stirn des jungen Mannes, und ein düsteres Feuer loderte aus seinen Augen. — „Sie sind reiche und große Leut'!" sagte er, indem er vorwärtsschritt, „Herr Doctor" sagen sie zum Elias, und „Herr Gutsbesitzer" zu dem andern — und sie erzählen, daß er hat gebracht aus Amerika

ganze Wagen voll Geld! Was geht das mich an? .. Ich bin ich! .. das will sagen: gar nichts .. nicht so viel wie der Stein, den ich fortschleudere hier mit meinem Fuß! ... nicht so viel, wie dieser Tropfen Wasser, den das Mühlenrad mir eben zugespritzt hat!!! ... Neugierig bin ich nicht, aber wissen möcht' ich's doch, warum Gott der Herr — gelobt sei Sein Name — mich hat gesandt in die Welt — wozu?"

In diesem Augenblicke hob er den Kopf auf und sah, wie auf der entgegengesetzten Seite der Straße ein Bauer sich abmühte, einen gefüllten Sack auf seine Schulter zu laden. Der junge Mann schritt schnell über die Straße, und mit einer Muskelkraft, welche man seinem schlanken Körper kaum zugetraut hätte, hob er den Sack in die Höhe und legte ihn auf die Schultern des Bauern.

„So, Hans!" sagte er, „nun vorwärts!"

„Dank Euch, Jud' Ruben!" versetzte dieser, der ihn erkannt hatte, „das Ding ist heute abscheulich schwer, und ich hab' die ganze vorige Woche zu Bette gelegen."

„Wo soll's denn hin?" fragte Ruben.

„Nach der Mühl'!" antwortete Hans.

„Wenn Ihr aber die ganze vorige Woche zu Bette gelegen habt, so könnt' Ihr doch den Sack zur Mühl' nicht tragen, Hans!" sagte der andere, und ehe sich der Bauer versah, hatte er ihm den Sack abgenommen, auf seine Schulter geschwungen und schlug den Weg zur Mühle ein.

„Ach!" seufzte Hans auf, „es ging auch wahrhaftig nicht mehr. Dank Euch, Jud' Ruben, Ihr seid ein braver Bursch'!"

„Wozu ich gut bin?" murmelte unterdessen der junge Mann, indem er rüstig vorwärts schritt und seinen Monolog fortsetzte, ... „jetzt seh' ich's, wozu ich gut bin! ... den Bauern das Korn auf meinen Schultern nach der Mühle zu schleppen!" ... Und er lachte bitter vor sich hin.

Um zur Mühle zu gelangen, mußte er den fast schon zurückgelegten Weg noch einmal machen und hätte nicht gesehen, daß im Hausflur Isaak Bentheims Rebekka mit rothen Augen stand, traurig auf die Straße hinausblickte und auf diese Weise den ganzen Verfall zwischen dem Bauer und ihm beobachtet hatte. Ihre Augen folgten dem Lastträger, und ein noch herberer Gedanke, als alle anderen, schien sich ihrer plötzlich zu bemächtigen, denn sie konnte nicht mehr an sich halten, fing laut zu schluchzen an und, indem sie ihr Gesicht in die Schürze verbarg, lehnte sie sich — ein Bild tiefen Schmerzes — an den Thürpfosten.

Rebekka konnte siebzehn bis achtzehn Jahre alt sein und war im vollen Sinne des Wortes eine Schönheit zu nennen. Der orientalische Typus war bei ihr zu einer Vollkommenheit gelangt, die man bei den heutigen Juden nur noch selten findet. Sie war nicht groß, aber sehr schlank, und ihr Gliederbau, obgleich in vollkommenstem Ebenmaß, hatte zu gleicher Zeit ein Ansehen von Kraft und Stärke, welche bei ihren Glaubensgenossinnen sehr selten ist. Ihre Gesichtsfarbe war bräunlicher, als es gewöhnlich bei den nordischen Jüdinnen der Fall ist, ihre Züge regelmäßig, sanft, in runden Linien sich verschmelzend, jedoch von Augen beleuchtet, die, wenn sie nicht, wie jetzt, voll Thränen waren, einen Ausdruck von Güte, Sanftmuth und Schwärmerei hatten, wie man nicht leicht einen gleichen hätte finden können. Rebekkas Augen waren die schönsten Augen, welche man sehen konnte, und erhielten einen noch größeren Reiz durch die Langsamkeit ihrer Bewegungen. Ein Blick Rebekkas schien sich wie ein Gewicht zu erheben, fiel aber auch wie ein Gewicht auf den Gegenstand, auf welchen sie ihn richtete.

„Was thust Du — was weinst Du — Rebekkchen?" fragte ein so eben ins Haus Eintretender, in dem wir den Achselzuckenden von vorhin erkennen, und ohne die Antwort des jungen Mädchens abzuwarten, fuhr er fort: „Kann mir denken, warum Du weinst, — hat die gute Mirjam gewiß Dich behandelt schlecht — Dich geschimpft, Dich gestoßen — Dich geworfen h'naus — Dich geschlagen — Dich ..."

Und der nervöse Mensch würde wahrscheinlich in einem immerwährenden Crescendo bis zum Mord und Todschlag gelangt sein, wenn Rebekka nicht schnell ihre Augen getrocknet und ihn unwillig unterbrochen hätte.

„Ihr seid ein Narr — und kein guter Narr!" — sagte sie mit entschiedener Stimme, — „was hat Euch meine gute Tante Mirjam gethan, daß Ihr so etwas von ihr glauben könnt? — Ich bin gekommen, ihr zu helfen, wie mich meine Mutter gesandt, jedoch da nichts mehr zu thun ist, da alles schon geordnet ist, hat sie mir einfach gesagt, daß für mich nichts mehr zu thun übrig sei. ... Und wenn ich so weichherzig bin, mich darüber zu grämen, daß ich für meinen Vetter Eleazar und Elias nichts thun kann und weine, wie kommt Ihr dazu, meine Tante anzuklagen?"

Und sie wollte, nachdem sie diese Worte gesagt, die Thüre verlassen und hinausgehen.

„Weißt Du was, Rebekkchen?" — sagte Meier mit einem bösartigen Lachen, — „gräme Dich nicht, geh nach Haus, richt Deiner Mutter Haus ein, putz es aus, bereit einen großen Schmaus und lad Deine Vettern aus Berlin bei Euch ein, und wenn Du willst, kannst Du mich laden auch ein!!!"

Es mußte ein arg beleidigender Sinn in diesen Worten liegen, denn Rebekka wurde mit einem Male wie mit Blut übergossen, beugte jedoch, ohne ein Wort zu antworten, den Kopf und schritt zur Thüre hinaus.

„Nä ... " sagte Meier — nachdem er sich allein sah, mit einem noch stärkeren Achselzucken wie gewöhnlich, „will auch noch mitreden — ä Mad, wo kann nit mal sagen, wie sie heißt mit ihr Vatersnamen! — man soll sagen! — ist stolz, als wenn se wäre de Tochter von Reb Mausche Avrohm aus Zempelburg! Ich hob's ihr aber g'sagt .... sie wird daran denken!!" — Er öffnete die Thüre und trat bei Bentheim ein.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben.

Vom Corvettencapitän Werner.

Ein Ball an Bord*).

Unzweifelhaft wird es einigen jüngern Leserinnen so vorgekommen sein, als ob sich die Vorkehrungen für den in Aussicht gestellten Ball auf dem „Seestern" über die Gebühr in die Länge zögen; indes läßt sich mancherlei zur Rechtfertigung anführen, das in den besonderen Verhältnissen eines Kriegsschiffes seine Begründung findet.

So z. B. werden Fregatten eigentlich nicht für Ballzwecke erbaut, und ihre Umwandlung in einen Tanzsalon erfordert deshalb immer eine gewisse Zeit. Sodann brach auch bald nach den zuletzt geschilderten Ereignissen bekanntlich ja Krieg aus, und da der „Seestern" schleunigst zurückbeordert wurde, mußte man den Ball verläufig aussetzen. Zwar hatten die Gegner keine Kriegsschiffe, indes gab es für das gute Schiff doch allerhand zu thun. Da waren bedeutende Truppenmassen über einen meilenbreiten Strom zu setzen, einige Küstenbatterien zu vernageln und verschiedene Befestigungen zu stürmen. Wenn dies dem „Seestern" und seinen Kameraden auch ganz glatt von der Hand ging, und Officiere, wie Mannschaften zeigten, daß deutsche Seeleute auch für solche ungewohnte Landarbeit ganz brauchbar sind, so verfloß doch immer einige Zeit damit.

Als dann der Friede kam und das Schiff nach Teneriffa zurückkehrte, wollte das junge Volk zwar schleunigst das Versäumte nachholen, allein da entstanden erst die eigentlichen Schwierigkeiten. Es galt, Hindernisse zu besiegen, die unüberwindlich schienen — die Abneigung unseres Freundes Kurzspleiß gegen das weibliche Geschlecht im allgemeinen und gegen einen Ball an Bord im besondern.

„Das fehlte auch noch, Sr. Majestät Hinterdeck durch leichtfertige Polkas und Walzer zu entweihen; ja wenn es noch Backbordseite allein wäre, aber auch das geheiligte Steuerbord — nein, wahrhaftig, der ganze Dienst geht zu Grunde. Und nun wohl gar die schönen blanken Kanonen fortzuräumen und die Politur ruiniren, — Gott bewahre! das ist ja unerhört!"

*) Vgl. Jahrgang 1866, S. 205.



Friede!

Originalzeichnung von A. v. Wille.

Einen Augenblick mäßigt sich der Sturmschritt — ein Gedanke blitzt durch den Kopf: „Die schwarze Liste hätte freilich auf Wochen wieder lohnende Beschäftigung" — doch da braust er wieder hin: „Unmöglich! das schöne Deck und die Kanonen und der Dienst! Nein und abermals nein!"

Armer Kurzspleiß, hättest du ahnen können, daß dieser Entschluß keine vierundzwanzig Stunden vorhalten und sich in das gerade Gegentheil verwandeln würde; hätte dir jemand gesagt, daß zwei Augen dies bewirken sollten, und zwar die schwarzen Augen eines jungen Mädchens, — Himmel! ich hätte es niemand rathen wollen, heute auch nur etwas dem Aehnliches anzudeuten.

„Herr Capitänlieutenant möchten die Güte haben, zum Herrn Capitän hinunterzukommen," meldet Kattblock ehrerbietigst.

„Lieber Kurzspleiß, ich muß Sie leider um etwas bitten, mit dem ich Sie gern verschont hätte, aber die Umstände zwingen mich dazu. Sie wissen, der Gouverneur gibt morgen unserem Officiercorps ein officielles Diner. Seit heute ist mein altes Leberleiden wieder stärker aufgetreten, und der Doctor hat mir strenge Schonung auferlegt. Da müssen Sie mich schon vertreten, weil es dienstlich ist."

Der erste Officier sieht den Capitän erschreckt an; eine trübe Wolke fliegt über sein Gesicht. Diner, ja, wenn es sich nur um das Essen handelte, aber was für furchtbare Sachen hingen damit zusammen! — Positiv: Unterhaltung in Spanisch — unmöglich; Comparativ: Toaste — Horreur für jeden Seeofficier; Superlativ: eine Dame zu Tisch führen und stundenlang an ihrer Seite sitzen — vollständige Verzweiflung. Schon der bloße Gedanke macht den armen Kurzspleiß schaudern, aber es ist Dienst, und er verläßt mit stillschweigender Verbeugung die Cajüte des Capitäns, der ihm lächelnd nachsieht.

Als Vogels Wache zu Ende ist, warnt er die ablösenden Kameraden: „Paß auf vor Allen, Barometer sehr tief — 120 Schritt in der Minute!" Drei tiefe Falten auf der Stirn des Bootsmannes geben der Stimmung des ersten Officiers auf dem Vorderdeck Ausdruck. Die Schiffsjungen gehen ihm sorgsam aus dem Wege und flüstern sich zu: „Es gibt schlecht Wetter; er hat drei Reffe eingesteckt."

Der gefürchtete Moment ist erschienen. In Kurzspleiß Mienen spricht sich eine wehmüthige Resignation aus; er scheint eine Ahnung zu haben, daß dieser Tag für sein Leben verhängnißvoll werden wird. Eine sonderbare Unruhe hat sich seiner bemächtigt, die er vergebens zu bekämpfen sucht.

„Was er nur hat!" äußert der Bootsmann gegen den alten Schramm, „er ist zumtal verändert. Heute bei der Musterung kein einziger auf die schwarze Liste, und ich gebrauche sie doch so nothwendig." Schramm schüttelt den grauen Kopf: „Hm!" erwidert er, „er muß krank sein."

Als Kurzspleiß an der Spitze des Officiercorps das Empfangszimmer des Gouverneurs betritt, flimmert es ihm vor den Augen. Der Boden schwankt unter seinen Füßen, denn da stehen sie alle verkörpert vor ihm — die schweren Träume der vergangenen Nacht. Eine einzige Uniform, sonst nur weibliches Geschlecht. Wohin er blickt, überall Crinolinen, tanzende Fächer, blitzende Augen, bei deren Kreuzfeuer es ihm siedend heiß wird. Doch das ist nur der Beginn der Tortur. Jetzt geht's an die Vorstellung; Signorita Dolores, Candellaria, Incarnacion, und noch eine ganze Reihe spanischer Kalendernamen — ein volles Dutzend und dazu lauter junge Mädchen, eine immer schöner, als die andere, und — Spanierinnen. Um aber den bittern Kelch bis auf die Hefe zu leeren, hört er sich von einer der Damen plötzlich in fließendem Englisch angeredet. Damit ist seine letzte Hoffnung zertrümmert, durch seine Unkenntniß der spanischen Sprache der Unterhaltung überhoben zu sein. Erschreckt blickt er der Sprecherin in die Augen — armer Kurzspleiß, damit ist dein Schicksal besiegelt!

Zwanzig Jahre lang hast du mit Sturm und See gekämpft und bist als Sieger daraus hervorgegangen. Unerschrocken hast du stets der Gefahr ins Auge geschaut, und deine Wimpern haben nie gezuckt, wenn der Orkan die Masten wie Rohr bog oder feindliche Geschosse Tod und Verderben um dich sprühten. Die See war deine Heimat, das Schiff dein Haus, dein Glück, dein Stolz. Und nun, welch wunderbares Gefühl beschleicht dein Herz, wie erbebt es unter dem Einflusse jenes strahlenden Blickes! Wie zauberisch klingt der Ton ihrer Stimme und zittert in deinem Inneren nach! Eine ungeahnte Welt erschließt sich dir, du hast erkannt, daß es Schöneres auf Erden gibt, als du bisher geglaubt, der Blitz aus zwei dunkeln Augen hat es dich gelehrt. — Armer „Seestern"! wie bedaure ich dich! Dein erster Officier ist verliebt!

Das schöne Deck, die blanken Kanonen, der Dienst, der ganze „Seestern" — alles, alles ist vergessen; für die Ballactien beginnt eine reißende Hausse. Und wenn es noch natürlich zugegangen wäre; aber nein — der arme Kurzspleiß ist nur das Opfer einer hinterlistigen Intrigue, eines schändlichen Complottes geworden. Selbst die Krankheit des Capitäns ist fingirt, auch er hat Theil an der Verschwörung, die im Verein mit den Officieren von den jungen Damen nur angezettelt ist, um den Ball zu Stande zu bringen. Es galt, den ersten Officier an Land zu locken und ihn der dämonischen Macht feuriger Mädchenaugen zu überliefern. Ach! der Plan gelang nur zu gut.

Man geht zu Tisch. Der Gouverneur bittet Kurzspleiß, seine Tochter zu führen — sie ist es, Dolores, die Schönste der Schönen, deren Augen ihn bezaubern. Schon nach wenigen Minuten macht er die Entdeckung, daß junge Mädchen bisweilen doch nicht eine so üble Gesellschaft sind und einem noch viel Schlimmeres passiren kann, als der Tischnachbar eines so reizenden Geschöpfes zu sein.

Dann und wann drängt sich auch das Bild des „Seestern" vor sein geistiges Auge und stört die Unterhaltung. Als er von Bord fuhr, sah er, daß die Großoberbramraa nicht ganz gerade hing, und dies fällt ihm jetzt schwer auf das Herz, aber — da trifft ihn wieder ein Blitz aus den dunkeln Augen und nimmt seine ganze Seele gefangen. Das Bild des „Seestern" verblaßt immer mehr und verschwindet endlich ganz. Stück für Stück löst sich die harte Rinde, die ein zwanzigjähriger Kampf mit den Elementen, die strengen Formen des Seedienstes und eine misverstandene Auffassung des Lebens um das ursprünglich so gute und warme Herz gelegt. Der Widerschein innerlicher Zufriedenheit verschönt die männlichen Züge des wettergebräunten Gesichtes, das sonst so ernste Auge leuchtet im Glanze eines aufblühenden Glückes, und die Worte fließen ungezwungen und herzlich von den Lippen. Die Macht weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit hat sich hier wieder bewährt, und triumphirend läßt Dolores ihre Blicke über die Gesellschaft schweifen, die eine so schnelle Wandelung kaum zu begreifen vermag. Der Ball ist gesichert, und die junge Welt schwimmt in Entzücken. Frohsinn und Heiterkeit herrschen überall, und Kurzspleiß droht Vogel im Spanischen Concurrenz zu machen, — so viel hat er heute gelernt.

„Hasta mannana," flüstert ihm eine melodische Stimme zu, als sich die Gesellschaft trennt. Ob ihr der Sieg wohl so leicht geworden? Das Zittern ihrer Hand in der seinigen, die er ihr nach spanischer Sitte zum Abschied reicht, verräth das Gegentheil.

„Hasta mannana," — auf morgen — erwidert er fast unbewußt und wandert träumerisch zum Hafen. Der Gruß klingt so wunderbar in seinem Herzen nach. „Auf morgen," sagte sie — und der Ball ist doch erst übermorgen.

Als Abends um neun Uhr die Hauptronde gegangen ist, äußert der Bootsmann gegen Schramm: „Du hast Recht, er ist krank, der Lampenwächter ließ die Laterne fallen, so daß ein großer Oelfleck ins Zwischendeck kam, und er hat nichts gesagt."

Schramm schüttelt schweigend den Kopf, auf der Stirn des Bootsmannes zeigen sich die drei Falten, er seufzt: „Und ich brauche so nothwendig schwarze Liste!" Mürrisch sucht er seine Koje auf.

Am andern Tag herrscht ein überaus geschäftiges und bewegtes Leben an Bord. Alles schwirrt und fliegt durcheinander, und der ganze „Seestern" scheint auf den Kopf gestellt. Ueberall lachende und fröhliche Gesichter und lustige Scherzreden.

Nur der Bootsmann ist ernster denn je. Er fährt nun zwanzig Jahre mit Kurzspleiß zur See; er ist sein Bursche gewesen, als jener noch Cadet war, er ist ihm, wie ein treuer Hund, von Schiff zu Schiff gefolgt, er glaubt ihn in- und auswendig zu kennen — aber heute wird er vollständig an ihm irre. Keine Musterung, keine schwarze Liste, kein Exercitium — sondern nur Vorbereitungen zu einem wirklichen Balle auf Sr. Majestät Hinterdeck — und der erste Officier offenbar als einer der am meisten dabei Interessirten mitten dazwischen! Ein wehmüthig schmerzlicher Zug, der, in classisches Latein übersetzt, etwa: Et tu Kurzspleisso! gelautet haben würde, lagert auf seinem Gesichte, und er nimmt mit dumpfer Resignation die Befehle seines so traurig verwandelten Vorgesetzten entgegen.

Und nun geht's an die Ausführung. Sämmtliche Geschütze des Hinterdecks werden nach vorn gebracht und dadurch ein freier Raum

von gewaltigen Dimensionen geschaffen. Die hoch darüber ausgespannten Sonnensegel dienen als Schirmdach des improvisirten Ballsaals, zu dessen Ausschmückung der reiche Flaggenschmuck des Schiffes benutzt wird. Mit gewähltem Geschmack und symmetrischer Farbenstellung bilden die geschickten Hände der Seeleute aus ihm Vorhänge, Draperien und Festons. Das Gangspill gibt den Unterbau für eine Pyramide von blitzenden Waffen her, und von der Decke des Sonnenzeltes schweben Kronleuchter herab, die kunstvoll aus Bajonetten hergestellt sind.

So entsteht aus dem vereinigten Wirken bald ein prachtvoller Salon, der in seiner Originalität und seinem blendenden Farbenschmuck namentlich bei Beleuchtung einen feenhaften Eindruck macht. Mit unermüdlichem Eifer hat Kurzspleiß alles selbst angeordnet und überwacht und dabei einen Geschmack und Schönheitssinn entwickelt, der wahrhaft überraschend ist.

Doch wie auch der sehr schnell wieder genesene Capitän ihm darüber Elogen macht, der erste Officier selbst ist mit seinem Werke noch nicht zufrieden. Es fehlt noch etwas Wesentliches — Blumen und Sträucher zur Herstellung einer künstlichen Laube um ein Bassin, aus dem eine Fontaine hervorspringen und eine erfrischende Kühle verbreiten soll. Der Capitän findet die Idee zwar sehr schön und genial, vermag aber noch nicht, einzusehen, wie sie zur Ausführung gelangen soll. Doch Kurzspleiß entwickelt sie ihm bald sehr klar.

Eine große Deckwaschbalje, deren ursprüngliche Bestimmung natürlich durch Blumen zu verdecken ist, wird über der kleinen Luke aufgestellt, die hinten vom Oberdeck in die Cajüte des Capitäns führt. Dann wird der Schlauch der großen, im Zwischendeck placirten Feuerspritze, außenbords herum, in ein Fenster der Cajüte wieder hineingeführt und durch den Boden der Balje geleitet, wo das eingeschraubte Spritzenrohr als Fontaine wirken soll. Die schwarze Liste pumpt, und so ist das Angenehme mit dem Nützlichen vereint.

Doch die Hauptsache sind Blumen, und sie müssen nothwendig beschafft werden. In der Stadt gibt es zwar keine Gärten, — aber glücklicher Weise erinnert sich Kurzspleiß, gestern auf dem Vorhofe des Gouvernementgebäudes eine reiche Orangerie in Töpfen bemerkt zu haben, und hält es daher für das Angemessenste, selbst an Land zu fahren und um diese zu bitten. Dem Capitän gefällt dieser Vorschlag sehr gut, und er bietet Kurzspleiß sogar seine Gig an, damit er schneller hinkomme.

Als der Bootsmann den ersten Officier an Land fahren sieht, glaubt er kaum seinen Augen zu trauen. Das geht wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu. Sonst ist er, so lange das Schiff in Dienst war, nie an Land gegangen, und jetzt zwei Tage nach einander, — heute sogar mit weißen Glacés, — Bölting, du bist glänzend gerächt!

Leider bin ich nicht Zeuge von dem gewesen, was im Hause des Gouverneurs verhandelt wurde und kann deshalb nichts darüber verrathen. Nur so viel weiß ich. Die Gig kam sehr spät an Bord zurück, und Kurzspleiß suchte in Gesellschaft von Fräulein Dolores über eine Stunde lang die betreffenden Orangeriebäume aus. Auch soll beim Abschiede ihre Hand in der seinigen weniger gezittert, dagegen das „Hasta manana“ soll sehr freudig geklungen haben und von einem bezaubernden Lächeln begleitet gewesen sein. Doch letzteres hat Vogel mir erzählt, und ich will deshalb nicht darauf schwören.

Der Balltag bricht endlich an und findet bald sämmtliche Officier- und Kadettenburschen in angestrengtester vielseitiger Thätigkeit. Fracks werden gereinigt, Säbel geputzt, Handschuhe geweitet und gekreidet, weiße Westen geborgt und der Filz an den abgeschabten Stellen der Hüte neu aufgekratzt. Der Schreiber, ein früherer Apotheker ist eine sehr gesuchte Persönlichkeit; man traut ihm allerlei wohlriechende Toilettenkünste wie Pommade &c zu.

Bölting hat schon am Abend vorher in seiner Kammer eine lange Conferenz mit ihm gehabt und ist dadurch in den Besitz eines längst ersehnten Geheimnisses gekommen. Der Schreiber hat semmelblondes Haar, aber sein kleiner Schnurrbart zeigt stets das prachtvollste Kastanienbraun, das den Neid des „schönen Adolph“ erweckt, bei dessen impertinenter Bartfärbung der Bleikamm nur höchst zweifelhafte Wirkung ausübt, während sie nach einem andern Versuche sogar grün wurde.

Jetzt hat er das Geheimmittel erfahren. Pulverisirter Kalk und Bleiglätte werden zu gleichen Theilen mit Wasser zu einer weichen Salbe gemischt und der Bart damit bestrichen. Man läßt die Salbe drei bis vier Stunden darauf sitzen, bis sie ganz trocken ist und reibt sie dann mit den Fingern aus. Das ausgebürstete Haar wird dadurch unfehlbar schön braun gefärbt. Die ätzende Salbe darf jedoch nicht mit der Haut in Berührung kommen, warnt der Schreiber, und muß unter allen Umständen trocken zerrieben werden, weil Anwendung von Wasser sie zäh wie Leim macht. Bölting verspricht sich alles genau zu merken, und beschließt, da er die Vormittagswache hat, das Experiment in den Stunden von 12—3 Uhr vorzunehmen, damit er, wenn um 5 Uhr die Gesellschaft anlangt, als vollendeter Adonis hervortreten kann. Der Schreiber verspricht die Salbe gegen 11 Uhr in die Kammer zu setzen und gelobt tiefes Stillschweigen. In Gedanken an die bevorstehenden Eroberungen vergeht Bölting die Wache sehr schnell. Armer Adolph, wer dir gesagt hätte, daß du nichts von dem Balle haben, sondern mit zerrissenem Gemüthe kummervoll in deiner Kammer sitzen würdest, während über deinem Kopfe nur Lust und Frohsinn herrschte!

Eine sehr schlechte Einrichtung an Bord der Schiffe, die schon oft zu Inconvenienzen geführt, ist auch die, daß man durch die dünnen Zwischenwände der Kammern jedes Wort verstehen kann, was in dem benachbarten Raume nicht ganz leise geflüstert wird. So will es Böltings böses Schicksal denn auch, daß der nichtsnutzige Vogel in der nebenanliegenden Kadettenmesse sitzt und die ganze Unterredung Wort für Wort mit anhört.

Andern Morgens, kurz bevor der „schöne Adolph“ von der Wache abgelöst wird, schlüpft geheimnißvoll eine Gestalt in seine Kammer. Aus einem mit verdächtiger Flüssigkeit angefüllten Fläschchen, gießt sie etwas in eine weißliche Mischung, die in einer Tasse auf dem Pulte steht, und rührt sie sorgfältig um. Dann schweift ihr Auge prüfend in der Kammer umher. Ha! da ist das Gesuchte, die Schwefelholzdose. Der Deckel fliegt herab, zwei mit jener verrätherischen Flüssigkeit befeuchtete Finger fahren über die Köpfe der Zündhölzer. Die Dose wird sorgfältig an ihren Platz zurückgestellt, und die Gestalt des Verbrechers verschwindet ebenso geräuschlos, wie sie gekommen.

Gegen drei Uhr hält Kurzspleiß noch einmal Revue und Generalprobe ab.

Der Ballsaal ist prachtvoll, doch das Gelungenste unstreitig die Baumgruppe um die Fontaine und diese selbst. Die schwarze Liste pumpt Probe, der Strahl steigt über 10 Fuß und fällt als feiner kühlender Staubregen in das Bassin zurück.

Allmählich erscheinen die Officiere in Balltoilette auf dem Oberdeck, nur Vogel hält sich merkwürdiger Weise und scheinbar unmotivirt in der Batterie und zwar in der Nähe des Decksglases auf, das Böltings Kammer erhellt. Raffinirter Bösewicht, Dein schwarzer Plan gelingt nur zu gut!

Bölting hat den lockigen, dichten Bart sorgsam eingesalbt. Nach dreistündiger Zurückgezogenheit in seine Kammer, die er durch schöne Bilder der nächsten Zukunft versüßt, hält er es an der Zeit, die getrocknete Salbe auszureiben. Hilf Himmel! sie sitzt fest wie Kitt. Nun, sie muß noch trocknen. Eine halbe Stunde vergeht, da schlägt die Uhr vier. Das Reiben beginnt von neuem, aber leider wieder ohne allen Erfolg — Vogels Leimwasser thut seine Dienste. Auf einmal wird es stockfinster in der Kammer — Vogels Fuß ruht auf dem Decksglase. Vergebens klopft Bölting verzweiflungsvoll mit dem Stiefelknecht gegen das Deck, der malitiöse Fuß weicht nicht. Bölting greift nach den Schwefelhölzern, um Licht anzuzünden — umsonst; Stück für Stück versagt. Er öffnet die Kammerthür ein wenig und ruft krampfhaft nach seinem Burschen — aber der Bursche ist von Vogel im Auftrage des ersten Officiers ans Land geschickt, um ein in Bestellung gegebenes Blumenbouquet zu holen. Jetzt endlich verläßt der Fuß das Glas, aber nach einigen Minuten kehrt er wieder darauf zurück. Die Tortur wächst immer mehr. Drei Trommelwirbel und die Klänge der spanischen Nationalhymne verkünden die Ankunft des Gouverneurs und seiner Damen — — und Bölting sitzt noch immer mit dem geleimten Barte in der Kammer. Endlich kommt auch der Bursche wieder, es werden frische Schwefelhölzer geholt, aber der Spiegel, der so treue Freund, bestätigt nur die schreckliche Wahrheit. Wo die infame Salbe von dem Haar abgeht, ist dasselbe zwar wunderschön braun, aber zu drei Viertheilen geht sie nicht ab, das ist ja gerade das Traurige. Adieu, du schöner Ball! Armer Bölting! Thränen der Wuth treten ihm ins Auge, aber was hilft es, die Eitelkeit erhält ihre Strafe. Ein plötzliches Unwohlsein soll als Entschuldigung dienen, als jedoch Dr. Salomo helfend einschreiten

will, wird er vor verschlossener Thür schnöde abgewiesen. Gott weiß, wie es zugeht, aber nach einer halben Stunde kennt das ganze Schiff den wahren Sachverhalt.

Armer Adolph! Die Lehre war bitter, aber heilsam. Sie hat dich tief verletzt, aber dich auch von einem unmännlichen Fehler befreit. Daß du jetzt ein tüchtiger Officier geworden und allgemein geachtet bist, verdankst du jener Salbe und Vogels Malice.

Der Ball war glänzend. Alles was junge Mädchen und Herren sich Schönes und Gutes von einem solchen Feste versprechen können, sah ihr Herz erfüllt. Trotz des gebrochenen Spanisch, das mit Hilfe der Wörterbücher, die jeder Officier unter dem Arme trug, die Unterhaltung vermittelte, gab es eine ganze Reihe gebrochener Herzen, denn ungestraft sieht kein Deutscher tief in die Augen einer schönen Spanierin. Und schön sind die Damen von Teneriffa — es gibt dort überhaupt keine häßliche — schön wie die Houris; ob aber auch so gut, so lieb und treu wie unsere deutschen Mädchen — ich glaube nicht.

Der Capitän eröffnet mit der Gemahlin des Gouverneurs den Ball, Kurzspleiß folgt mit Fräulein Dolores. — Dem Bootsmann, der an Backbord durch die Flaggenvorhänge schaut, stehen bei dem Anblick die Haare zu Berge. Sein erster Officier tanzt! Aus „zumtaler" Verzweiflung geht er mit Schramm in seine Kammer. Beide lassen sich während des ganzen Balles nicht mehr an Deck sehen, sondern ertränken schweigend ihren Kummer in einem Glase „Grog", der nicht zu stark von Wasser ist.

Das Fest dauert bis tief in die Nacht. Den ersten Officier sieht man sehr oft in der Nähe der Fontaine neben Fräulein Dolores sitzen. Diese wird offenbar durch das Tanzen sehr echauffirt und schlägt deshalb verschiedene Engagements aus. Sonst scheint sie sich jedoch außerordentlich wohl zu befinden und auch von Kurzspleiß Unterhaltung sehr befriedigt zu sein. Diese wurde meistentheils in englischer Sprache geführt, doch schien Kurzspleiß auch Fortschritte im Spanischen zu machen; denn Vogel versichert mich, er habe beim Vorbeitanzen ganz deutlich die Worte Carissima Dolores vernommen, und da nur der erste Officier neben der Dame gestanden, so müsse er sie nothwendig gesprochen haben.

Als der Gouverneur endlich aufbrach, zeigten die betrübten Mienen aller Gäste, wie ungern man sich von einander trennte; doch es ist ja das traurige Schicksal des Seemanns, immer dann fort zu müssen, wenn er beginnt sich wohl zu fühlen.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch wird das Oberdeck abgeräumt. Wasser, Sand und Steine vertilgen die letzten Spuren des schönen Festes, und zur Musterungszeit hat der „Seestern" wieder sein ernst kriegerisches Aussehen gewonnen. Der Dienst geht seinen alten Gang, die Routine tritt wieder in ihr Recht, und nichts erinnert mehr an den gestrigen bedeutungsvollen Abend. Nichts? Doch etwas! Bei der Musterung verkündet Kurzspleiß Amnestie für die gesammte schwarze Liste. Der Bootsmann wird schwindelig und findet seinen ersten Officier unbegreiflich. Ich aber, geneigte Leserinnen, fand es sehr begreiflich und habe es ihm oft nachgemacht, wenn Freude mein Herz bewegte oder ein langersehnter Brief aus der Heimat gute Nachricht brachte. Es ist gar zu schön, andere glücklich zu machen.

Was sonst noch die Folgen dieses Balles waren, davon erzähle ich vielleicht ein ander Mal.

Ein Besuch beim General von Moltke.

Von unserem Berichterstatter.

Was mein Interesse, seitdem ich denken gelernt, stets am meisten gefesselt, meine Neugier am meisten, oft unwiderstehlich erregt hat, sind nicht jene von der Welten erschaffenden Hand so mannigfaltig und so erhaben groß gestaltete Naturerscheinungen — nicht der Ocean, der Monate lang das dünne Brettergerüste trug, dem ich Leben und Hoffnungen anvertraut hatte — nicht die düster majestätischen Urwälder Südamerikas, nicht die blendenden, unheimlich stillen Sandwüsten Afrikas, nicht jene Sammelplätze von Millionen von Menschen, — die Schwerpunkte, die Verkörperungen des Strebens eines ganzen Jahrhunderts .... nein, für mich ist stets das Wunder aller Wunder, die des Schöpfers Hand gebildet — der Mensch selbst geblieben.

Und unter den Menschen ziehen mich am meisten jene Auserwählten der Versehung an, die dazu bestimmt scheinen, mit mächtiger Hand in die Speichen der Ereignisse zu greifen, dieselben mit gewaltiger Kraft nach vorwärts zu bringen — oder ihren Drang nach einem unbesonnenen Vorwärtsstreben zu hemmen.

„Lebendige Stücke Weltgeschichte" nennt Pope diese Menschen .... und einem solchen hatte ich mir vorgenommen, einen Besuch abzustatten. — Du kennst ihn, Leser! — seit zwei Monaten ist der Name dieses Mannes auf den erstaunten Lippen hunderttausender — ein nur von wenigen gekannter preußischer General ist plötzlich einer der bedeutendsten und populärsten Helden eines Krieges geworden, der seines Gleichen in der Weltgeschichte vergebens sucht! — Zu jenem genialen Strategen trieb es mich, dessen Feldzugsplan das classische Studium künftiger Officiersgenerationen ausmachen wird, — zu jenem kühnen Schachspieler, auf dessen Brette die Felder Länder sind, — dessen Züge das Leben tausender kosten, und auf jenem blutigen Schachbrette Reiche gewinnen oder verlieren können, wo die Bauern Armeecorps, — die Thürme Festungen, — die Officiere Generäle und Prinzen sind, — und die Könige .... Könige!!

Obgleich freundschaftliche Empfehlungen mir vorangingen, auf deren Erwägung ich fast mit Bestimmtheit rechnete, so konnte ich mir doch nicht vorstellen, daß der Mann, der jetzt von Berlin aus die Zergliederung von neun Armeecorps zu leiten hat, wie er ihre Zusammensetzung geordnet, daß der Chef des großen Generalstabes der preußischen Armee eine Stunde Zeit finden würde, um dieselbe mit einem ihm unbekannten Schriftsteller zu verplaudern. Wie erstaunte ich, als bei meinem zweiten Besuche mir ganz einfach vom Kammerdiener gesagt wurde ... ich möge nur eintreten ... durch das Vorzimmer — die Thüre rechts!

Der Generalstabschef bewohnt jenes Haus von eigenthümlicher Construction in der Behrenstraße Nr. 66, welches wahrscheinlich schon manchen Spaziergänger über seine Bestimmung im Unklaren gelassen hat. Wenn die Gebäude der Behrenstraße — fast alle aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts datirend — schon das Privilegium der Geschmacklosigkeit haben, so verdient das Hauptquartier des Generalstabes gewiß eine besondere Auszeichnung architectonischer Unfähigkeit. Es ist eines der häßlichsten öffentlichen Gebäude ganz Berlins und nicht im geringsten im Verhältniß mit der gewichtigen Bedeutung der Bureaus, der Archive und der Persönlichkeiten, die es beherbergt.

Der erste Eindruck, den die Erscheinung des Freiherrn von Moltke auf den Besucher macht, ist der einer äußerst ernsten Persönlichkeit: seine hohe, kerzengerade Gestalt scheint wie zum Befehlen geboren, der Ausdruck seiner Züge ist eisern fest, und man möchte denken, daß die Jahre die Falten seines Gesichtes in einen Marmorblock eingemeißelt hätten.

Er empfing mich, wie es mir schien, in seinem Arbeitscabinette, einem geräumigen, jedoch höchst einfach möblirten Zimmer, dessen Wände mit vielen Stahlstichen — meistentheils Porträts der königlichen Familie und höherer Officiere der Armee — geschmückt waren. Er saß in einem jener alterthümlichen, doch so bequemen Armstühle, die den modernen Fauteuils, ohne von denselben ersetzt zu werden, Platz gemacht haben; und nachdem er mich zum Sitzen eingeladen, nahm ich mir die Freiheit, ihm die Veranlassung meines Besuches vorzutragen. Es war dies ein Antrag gar eigenthümlicher Art, und ich bilde mir ein, daß die Leser des Daheim mir eine gewisse Dankbarkeit schulden, ihn überhaupt gewagt zu haben.

„Excellenz", sagte ich, „es gibt wohl keine Zeitung, sowohl deutsche, als auch ausländische, die seit einigen Monaten nicht Biographien oder deren Bruchtheile von Ihnen publicirt haben ...."

„Und wie man mir erzählt hat, höchst unvollständige, sogar gänzlich falsche, und manchmal höchst lächerliche", unterbrach mich der General.

„Nun, dann habe ich um so mehr Hoffnung", sagte ich, „daß Sie mir verzeihen werden, wenn ich im Namen der Leser des Daheim Ew. Excellenz bitte, mir einige Notizen über Sich selbst zu geben, — Notizen, denen der Leser einen unbedingten Glauben schenken kann,

und die für ihn einen ganz anderen Werth haben, als die farblosen biographischen Skizzen eines Conversationslexicons."

Er lächelte, und ich bemerkte, daß in diesen eisernen Zügen sich auch ein Ausdruck von Güte und Freundlichkeit, wie man selten einen gleichen sieht, mit jenem vorher angegebenen paaren könne.

„Sie kommen schlecht bei mir an", sagte er, „wenn Sie denken, es dem Uneingeweihten wohl scheinen mag. Man kömmt am Ziel seiner Wünsche oft an, und der Triumph läßt kalt, weil der Kampf zu sehr angegriffen hat — und umgekehrt. Doch ich versichere Sie, ich könnte höchstens drei oder vier Episoden in meinem Leben finden, die irgend einen Werth für das lesende Publikum hätten."

„Und eine derselben ist sicherlich der böhmische Feldzug?"



Moltke in seinem Arbeitscabinet.

Nach dem Leben gezeichnet von A. Toller.

daß mein Leben sich zu einer jener glänzenden Beschreibungen eigene, wie die Herren Poeten und auch das Publikum solche zu lieben pflegen. Mein Leben ist so arm an Episoden, daß man es fast langweilig nennen könnte, und ich wüßte nicht, was die Biographen anderes, als Daten und wiederum Daten darin finden könnten!"

„Wollen mir Excellenz erlauben, die Behauptung aufzustellen, daß unser Leben einem Fremden immer interessanter erscheint, als uns selbst?"

„Weshalb, Herr Doctor?"

„Weil der Fremde nur immer den Kern der Ereignisse zu erfahren bekömmt, nicht aber den langen und oft so langweiligen Weg, der bis zu dem Punkte führt, wo das oft momentane Interesse beginnt."

„Sie können Recht haben! oft ist uns der Erfolg schon von vorne herein verbittert oder der Mißerfolg gar nicht so schmerzlich, als

„Gewiß!"

„Und das nennen Sie ein episodenarmes Leben, Excellenz?"

Er lächelte von neuem, aber diesmal, wenn ich mich so ausdrücken kann, ernster, als vorher.

„Ich will Ihnen meinen ganzen Gedanken mittheilen," sagte er, „ich habe eine Antipathie vor Lobhudeleien, wie .... nun, wie gewisse Leute vor gewissen Thieren haben. Es macht mich für einen ganzen Tag verstimmt, so etwas zu hören. Ja! der böhmische Feldzug ist ein erhabenes, ein unsterbliches Blatt in der Weltgeschichte, ein Ereigniß, dessen Tragweite niemand, — niemand heute zu Tage zu berechnen fähig ist. Ich habe dabei ehrlich meine Pflicht, meiner Stellung gemäß, gethan, wie alle meine Kameraden die ihrige gethan haben — weiter nichts! Gottes Allmacht hat den preußischen Adler in seinem Siegesfluge geleitet. Die Tapferkeit unsrer Armee, die Um-

ficht ihrer Führer, sowie meine Pläne waren nur das Werkzeug seines Willens. Und wenn ich jetzt jene grenzenlosen Lobhudeleien, die das Publikum mir spendet, mit anhöre, so verläßt mich keinen Augenblick der Gedanke: Wie würde es sein, wenn der Erfolg, — dieser beispiellose Erfolg nicht unser Unternehmen gekrönt hätte? wären dann diese unverdienten Lobeserhebungen nicht ebenso viele unverständige Kritiken, unverdiente Tadel geworden?"

Ich schwieg, — ich war ja da, um einen Mann zu studiren; und diese große Bescheidenheit war mir gewiß, wenn auch nicht unvorhergesehen, doch unerwartet genug, um eine der interessantesten Seiten jenes hohen Charakters zu erfassen.

„Doch, ich will recht gerne Ihnen für Ihr Blatt die gewünschten Notizen geben, und da können Sie gleich einen öffentlichen Irrthum über meine Geburt rectificiren. Man läßt mich in Holstein das Licht der Welt erblicken, während dem nicht im geringsten so ist. Meine Familie ist eine Alt-Meklenburgische. Das Gut Samrow bei Ribnitz vererbte in derselben, ohne Majorat zu sein, durch Jahrhunderte bis auf meinen Großvater. Erst mein Vater, welcher im Regimente Möllendorff gedient hatte, kaufte sich nach meiner Geburt in Holstein an. Ich bin also ein Meklenburger, am 26. October 1800 geboren, bin jedoch in Holstein auferzogen."

„Und dort verlebten Sie Ihre Jugend?"

„Ja, bis zu meinem zwölften Lebensjahre; da wurde ich mit meinem älteren Bruder nach Copenhagen in die Landcadetten-Academie gebracht."

„Bewahren Excellenz noch freundliche Erinnerungen aus jener Cadettenzeit? Ich habe noch keinen Officier diese Zeit loben hören."

„Und ich habe den wenigsten Grund dazu. Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt, brachten wir dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und heute, wo mein Urtheil doch unparteiisch darüber geworden ist, muß ich sagen, sie war zu streng, zu hart. Das einzige Gute, welches diese Behandlung mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mußten. Jedoch auch diese Behandlung hatte vielleicht ihre gute Seite, und wenn es auch keine andere wäre, als mich mit unvergänglicher Dankbarkeit für eine Copenhagener Familie zu erfüllen, die uns liebreich und freundlich aufnahm. Der General Hegermann-Lindencrone besaß einen sehr hübschen Landsitz nahe der Stadt, welcher der Tummelplatz unserer Knabenspiele am Sonntage wurde mit den drei Söhnen des Hauses, welche sich später alle drei in der dänischen Armee hervorgethan haben. Der Verkehr mit den edlen, feingebildeten Mitgliedern dieser Familie hat, ich versichere es Ihnen, höchst wohlthätig auf meine ganze Entwickelung gewirkt. Man könnte den Eltern, die ihre Söhne ins Cadettenhaus schicken, nicht genug anrathen, dieselben irgend einer gebildeten Familie anzuempfehlen, — ich habe bei mir die Wirkung davon gesehen."

„Ich begreife das ganz gut, Herr General," sagte ich, „besonders, wenn die Damen einer solchen Familie einen höheren Grad von Bildung besitzen. Nichts ist für einen jungen Mann wohlthuender, als der Umgang mit gebildeten Damen."

„Sehr richtig! und das Glück begünstigte mich auch in meiner ferneren Carriere in jener Epoche; denn als ich 1822 in preußische Dienste trat und nach einer strengen Prüfung als jüngster Secondelieutenant in das 8. Leib-Infanterieregiment aufgenommen wurde, welches damals in Frankfurt a/O. stationirt war, fand ich daselbst als Commandirenden der 5. Cavalleriebrigade den General von der Marwitz, dessen Gemahlin eine geborene Gräfin Moltke war. Ich fand in diesem Hause und bei der weitläufig mir verwandten Dame nicht allein eine sehr freundliche Aufnahme, sondern auch jenen wohlthuenden geistigen Umgang, dessen Sie vorhin erwähnten. Ich sehe immer noch den biederen General vor meinen Augen — es war der höflichste Mann der Welt, der vor jedem Eintretenden das Käppchen abzog und es auf das Papier legte, welches gerade vor ihm lag, — der höflichste Mann der Welt, und der dennoch dem jungen Lieutenant, — ich meine mich selbst, — eine strenge Lection einst gegeben, die dieser nie vergessen hat; doch diese Geschichten interessiren Sie gewiß nicht."

„Bitte um Entschuldigung, Excellenz! Erzählen Sie mir soviel, wie möglich aus diesen Jugenderinnerungen, ich möchte mich verbürgen, daß dieselben die Leser des Daheim ebenso interessiren, als mich selbst."

„Nun denn, hören Sie! doch ich weiß nicht, ob Sie recht zu beurtheilen fähig sind, wie tief ein Paar Worte mir ins Gemüth schossen, und alles Blut mir ins Gesicht trieben. Ich trat eines Tages bei ihm ein — wie gesagt, legte er gleich das Käppchen auf das vor ihm liegende Blatt Papier, und mit einem freundlichen Lächeln forderte er mich auf, „abzulegen". Ich lege mit der größten Gemüthlichkeit meinen Chako auf einen Sessel, schnalle meinen Degen ab und bereite mich vor, denselben in eine Ecke zu stellen, als der General mit ruhiger, aber desto durchdringenderer Stimme mir sagt: „Ins Vorzimmer, Herr Lieutenant, wenn ich bitten darf, ins Vorzimmer!" — Lachen Sie nicht, Herr Doctor, aber ich versichere Sie, ich fühle mich noch immer roth werden, wenn ich an jene so verdiente Zurechtweisung denke."

Ich kann dem Leser nicht beschreiben, was ich bei dieser einfachen Erzählung empfand, — der greise General, der weltberühmte Stratege, der sich vor einigen Wochen noch auf den blutigen Gefilden Böhmens unsterbliche Lorbeeren erworben, und der mir mit fast jugendlichem Humor diese unschuldige Rückerinnerung aus dem Beginn seiner Carriere erzählte, machte einen Eindruck — vielleicht einen tieferen, unvergeßlicheren auf mich, als wenn ich ihn auf dem Schlachtfelde gesehen hätte.

„Ja", fuhr er fort, „die erste Zeit meiner Carriere war arm an Freuden des Lebens. Ich kam auf die Kriegsschule in Berlin zu einer Zeit, wo das Vermögen meiner Eltern durch die Kriege und eine unabsehbare Reihe von Unglücksfällen fast gänzlich verloren gegangen war. Kein Pfennig Zulage konnte mir gewährt werden, und Sie können sich kaum vorstellen, wie ich mich einschränken mußte. Und trotzdem gelang es mir, so viele Ersparnisse noch zu machen, daß ich Unterricht in neueren Sprachen nehmen konnte; — aber dies war eine dermaßen schwierige Operation, daß mich sicherlich Hr. v. d. Heydt um ihren Erfolg beneidet haben würde. Es ist wahrhaftig kein beneidenswerthes Loos, das eines armen Lieutenants! Glücklicherweise kehrte ich bald zum Regimente zurück, wo mir die Direction der etwas verwilderten Divisionsschule übergeben wurde, und als ich meine Aufgabe zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten gelöst, attachirte man mich an die Commission, welche die topographischen Vermessungen in Schlesien und im Großherzogthum Posen vorzunehmen hatte. Der General v. Müffling leitete diese Operation, — einer der Officiere, deren man sich sein Lebelang mit aufrichtiger Hochachtung erinnert, wenn man das Glück gehabt hat, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Er hatte einen sanften, freundlichen Humor, der seines Gleichen suchte. Ich entsinne mich, daß einer meiner Kameraden einst einen unmöglichen Berg auf einer der Karten angebracht hatte, und als ihm der General das bemerkbar machte und jener dennoch seinen Irrthum nicht anerkennen wollte, der General diesen Widerspruch nur mit den ruhig und höflich ausgesprochenen Worten strafte: Nun, so wünsche ich Ihnen Glück, die Wissenschaft bereichert und die Provinz mit einem neuen Berge versehen zu haben." — — —

„Bald nach dieser Zeit schien mir das Glück lächeln zu wollen; ich wurde Hauptmann — zur Dienstleistung beim Generalstab commandirt, und wurde nach zwei Jahren durch den General v. Krausseneck in demselben einrangirt."

„Also dem General v. Krauseneck schulden Excellenz, diese Richtung in Ihrer militärischen Laufbahn eingeschlagen zu haben? Dürfte ich fragen, ob Sie es wünschten, oder ob der General Sie erst auf diesen Gedanken brachte?"

„Weder eins noch das andere — und wiederum alles beides. Ich wünschte es, — der General hielt mich für befähigt, und dennoch wäre wahrscheinlich alles unterblieben, wenn nicht eine Lücke in einer Abtheilung für mich wie geschaffen erschienen wäre. Doch leider war das Avancement damals beim Generalstabe nicht so schnell wie jetzt; — ich blieb sieben Jahre, — sage sieben Jahre Hauptmann; doch fiel glücklicherweise gerade in diese sieben Jahre mein vierjähriger Aufenthalt (1835—1839) in der Türkei. Meine Briefe über Zustände und Begebenheiten dort sind nachmals veröffentlicht worden."

„Und wenn Excellenz in der gewissenhaften Meinung eines Schriftstellers keine jener Lobeserhebungen sehen will, die Ihnen so antipathisch sind, so würde ich mir erlauben zu sagen, daß jene Briefe eine der interessantesten Beschreibungen jener Zustände sind, die ich je gelesen. Der Humor, mit dem Sie Ihre Strapazen beschreiben, ist oft köstlich, und vom literarisch-kritischen Gesichtspunkte beurtheilt, kenne ich mehr als einen nennenswerthen Schriftsteller, der jene Briefe unterzeichnet haben möchte."

„So? meinen Sie? — Ich suchte damals nichts weiter, als wirklich Belehrendes über die Türkei zu schreiben und zu zeichnen und mehrere meiner Zeichnungen, wie z. B. die Dardanellen, Constantinopel und der Bosphorus sind im Stiche erschienen. Mein Aufenthalt in der Türkei und meine intimen Beziehungen mit ihrem Herrscher und den Großwürdenträgern, — damals noch etwas Unerhörtes — durfte, wie ich mir dachte, keinen anderen Zweck haben, als dem Publikum den Schleier zu lüften, der über diesem geheimnißvollen Lande hing, und so wagte ich es denn, öffentlich als Schriftsteller aufzutreten, und aus meiner Reise mit Sultan Mahmud durch Rumelien, der mich beauftragt hatte, die Pläne von Varna, Schumla, Silistria und den anderen Donauplätzen aufzunehmen, entstand später ein Geschichtswerk, welches unter dem Titel: Der Russisch-Türkische Feldzug von 1828—1829 veröffentlicht wurde."

„Sie beschämen mich, Excellenz. — Ich muß Ihnen gestehen, daß, bevor ich die Ehre hatte, mich bei Ihnen zu melden, ich sämmtliche Ihrer mir bekannten Werke gelesen und daß ich von dem eben erwähnten nie gehört habe."

„Leicht begreiflich," erwiderte der General lächelnd, — „es erschien, wie alle meine Werke, anonym und es muß wohl, was Sie einen literarischen Fiasco nennen, gewesen sein, denn nur von Fachmännern hörte ich darüber discutiren! — Später gingen wir zur Organisation der türkischen Armee über, und vier preußische Kameraden standen mir dabei zur Seite — die Hauptleute Laue, von Mühlbach, Fischer und von Vinke."

„Von Vinke?" fragte ich, „das langjährige Mitglied unseres Abgeordnetenhauses? . .

„Ja wohl, — der, welchen man gewöhnlich von Vinke-Olbendorf nennt. O welch prächtige türkische Rückerinnerungen haben wir beide! . . . Und mit welchem Eifer gingen wir alle fünf ans Werk — und . . . . . doch Sie haben ja gelesen, welchen schlechten Erfolg wir hatten."

„Ja, in der Schlacht bei Nisib, wo die ganze Kurdenarmee, die gewaltsam rekrutirt worden war, sich auflöste — einige Tage vor dem schmählichen Uebergange der Flotte zum Feinde. — Ihre Mission schien beendet, Excellenz, und dennoch benutzten Sie Ihren Aufenthalt in dem fast gar nicht bekannten Kleinasien, um die damals so unvollständigen Karten des Landes zu verbessern."

„Es wird Sie interessiren, zu erfahren, daß die zu diesem Zwecke zurückgelegten Strecken Weges, — natürlich stets zu Pferde — nahezu 1000, sage ein tausend Meilen betrugen. Kein europäischer Reisender war vor mir dorthin gelangt, und auch jetzt noch kann man sich nur mit bewaffneter Begleitung in diese Gegenden der mesopotamischen Wüste wagen. Manche meiner Aufzeichnungen aus jener Zeit sind erst dadurch werthvoll geworden, daß Professor Ritter dieselben mit den Nachrichten aus ältester Zeit verglichen hat, welche seine so umfassende Gelehrsamkeit in den Zügen von Alexander dem Großen, den Kreuzzügen und den Reisen Marco Polos gefunden. In den Beobachtungen des Durchbruchs des Euphrat durch das Kurdische Gebirge ist erst Xenophon mein nächster Vorgänger. Bis zu meiner gelungenen Fahrt waren alle europäischen Reisenden in Dschjulamerk, Wan und andern Orten stets erschlagen worden. Auf aufgeblasenen Hammelshäuten, — ebenso wie Xenophon es that — fuhren wir den Fluß hinab, und als wir dann nach einem überaus mühsamen und anstrengenden Ritt den blauen Meeresspiegel erblickten, brachen wir, wie die Xenophontischen Griechen in den Freudenruf: Thalassa! Thalassa! aus. — Reich an Erinnerungen fürs ganze Leben kehrte ich nach Europa zurück, wurde beim General-Commando des 4. Armeecorps angestellt, und als ich endlich zum Major befördert wurde, beschloß ich, mir eine Häuslichkeit zu gründen und verheirathete mich mit Fräulein von Burt aus Holstein. Doch es schien, als wenn das Glück mich nicht lange in Preußen dulden wolle; denn schon 1845 wurde ich zum persönlichen Adjudanten des Prinzen Heinrich von Preußen ernannt, welcher in Rom seit mehreren Jahren schon an das Schmerzenslager gefesselt, einer sicheren Auflösung täglich entgegensah. Mein Dienst bei dem kranken Prinzen ließ mir sehr viel Muße, und ich benutzte dieselbe, um jene Stadt und ihre Umgebung, die auf uns alle, wenn wir sie zum ersten Male sehen, einen so mächtigen Eindruck macht, zu studiren. Meine „Contorni di Roma" sind im Stiche erschienen, und habe ich dafür viele Aufmunterungen von hoher Stelle erhalten."

„Man kennt den Prinzen Heinrich gar wenig," sagte ich, „oder vielmehr, man kennt ihn gar nicht und weiß von ihm nur, daß er zum Katholicismus übergegangen und in Rom gestorben ist."

„Er war ein äußerst feingebildeter Herr, der von seinem Krankenlager aus keine einzige der europäischen Bewegungen ignorirte und in ununterbrochener Correspondenz mit seinem königlichen Neffen Friedrich Wilhelm IV. stand. Er genoß in Rom eines großen Ansehens und war mit allen Celebritäten befreundet. — Kein Mensch hatte in Rom eine Ahnung von dem Ableben des Papstes, nur Prinz Heinrich wußte es, sowie einige Eingeweihte. Eines Abends, als ich neben seinem Bette stand, hörte ich ihn sagen: „Gregor XVI. ist todt . . . . Gott habe seine Seele!" — Ich glaubte, er schliefe und träumte; als aber wenige Tage später die Todesanzeige officiell wurde, entsann ich mich ganz gut jener Worte und eines unbekannten Priesters, der am Nachmittage athemlos in unser Palais gestürzt war und eine geheime Unterredung mit dem Prinzen gehabt hatte. Vielleicht wird man später einst den wahren Einfluß des kranken preußischen Prinzen auf die letzte Zeit Gregors ergründen. — Auch das Conclave sah ich, war Zeuge des unbeschreiblichen Enthusiasmus, mit welchem der Cardinal Feretti Mastai den päpstlichen Stuhl einnahm, hörte die jubelnde Menge stundenlang mit ihren „Evviva Pio nono!" die Luft erfüllen, ... jedoch als ich einige Zeit nachher als Courier nach Berlin ging, um den plötzlichen Tod des Prinzen zu melden, war ich wiederum Zeuge, wie schnell dieser Enthusiasmus verflogen war, nachdem der neue Papst sich überzeugt hatte, daß er auf dem liberalen Wege, den er eingeschlagen hatte, stille stehen müsse."

„Und wie wirkte der Sturm von 1848 auf Ihre Carriere?" fragte ich, nachdem der General mir einige Details über die Zurückbringung der prinzlichen Leiche gegeben.

„Ich ward nach Magdeburg versetzt," erwiderte er, — „als Chef des Stabes des vierten Armeecorps und blieb daselbst sieben Jahre — wurde 1850 Obristlieutenant, 1851 Obrist, 1856 Generalmajor und 1859 Generallieutenant. Zum persönlichen Adjudanten des Kronprinzen ernannt, traf ich denselben in Balmoral in Schottland und wohnte seiner Verlobung mit der Prinzeß Royal bei. Dann verbrachte ich ein Jahr mit Sr. Königl. Hoheit in Breslau, wo das 11. Infanterieregiment unter seinem Befehl stand, und begleitete ihn noch zweimal nach England, — einmal zu seiner Vermählung und das zweite Mal, um eine traurige Pflicht zu erfüllen . . . . zur Beisetzung seines so tief und so allgemein betrauerten Schwiegervaters, — des Prinzen Albert."

„Ich weiß nicht, in welcher der unzähligen Biographien, die ich von Ihnen gelesen, Excellenz," sagte ich — „ich fand, daß Sie der militärische Gouverneur des Prinzen Friedrich Carl gewesen seien."

„Das ist noch das Wenigste!" erwiderte der General lächelnd, — „haben Sie nie gelesen, daß ich Klumpen von Siegellack und Sand den gelehrten Gesellschaften als Meteorsteine zuschicke? — daß ich falsche Runenschriften verfasse und dergleichen mehr?"

Erstaunt verneinte ich.

„Man hat mir neulich gesagt, daß ein namhafter Schriftsteller in einem Journal mir solche Kindereien zuschreibe! — Soll das mich vielleicht als geistreich dem Publikum hinstellen, wenn ich mir erlaube, würdige Männer zu mystificiren? Soll das ein Witz sein? Ich weiß wahrhaftig nicht, — auf jeden Fall ist kein wahres Wort an der ganzen Geschichte, und es gibt Schriftsteller, die in ihrem phantasiereichen Schaffen sehr merkwürdige Ideen von Convenienzen haben!" —

Der Leser wird begreifen, daß ich kein Wort erwiderte. Der General sah wahrscheinlich, daß seine verdiente Philippika gegen meine Herren Collegen meine Gedanken . . . . aus ihrem Concepte gebracht hatten, und ohne daß ich seine unterbrochene Erzählung durch eine Frage anregte, fuhr er freundlich lächelnd fort:

„Da Sie Anekdoten von mir hören wollen, so will ich Ihnen eine erzählen, die zugleich ein belehrendes Licht auf den jüngstverflossenen geschichtlichen Zeitpunkt wirft. Es ist vielleicht nicht generös von mir, die Schwächen eines Dahingeschiedenen so offen an den Tag zu legen, denn de mortuis nil nisi bene — sagt man sehr richtig; wenn aber der Todte unter dem Freudenrufe von Millionen dahingeschieden ist, so fühlt man sich solcher Rücksichten enthoben."

„Von wem sprechen Excellenz?" fragte ich verwundert.

„Vom hohen Bundestage!" — erwiderte er, „der . . . . doch hören Sie! Ich war zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt, und von den vielen interessanten Aufträgen, die mir in dieser S-

lung zufielen, muß ich meine Bereisung der ganzen norddeutschen Küste hervorheben, welche den Zweck hatte, ein gemeinsames Vertheidigungssystem für alle deutschen Küstenstaaten zu ermitteln. Ich kann Ihnen nicht sagen, von welcher Himmelsgegend das befürchtete Ungewitter heraufzog, welches diesen Plan nothwendig machte, es genüge Ihnen, zu erfahren, daß mir die größte Eile aufgetragen wurde, sowohl von der Preußischen Regierung, als auch vom Bunde selbst. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich rüstig ans Werk ging, und daß ich meine Entwürfe, welche durch Marine- und Ingenieurofficiere bis ins kleinste Detail ausgearbeitet waren, so schnell es mir factisch irgend thunlich war, der hohen Gesellschaft überreichte. Ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß sie stante pede eine Commission ernannte und derselben meinen Entwurf, in Betracht der Dringlichkeit der ganzen Sache, zur schleunigen Erledigung anempfahl. Nun rathen Sie, Herr Doctor, wie lange man auf diese „schleunige Erledigung" wartete, ohne das Geringste davon zu hören?"

„O Excellenz! ich habe so viel von der schneckenartigen Behendigkeit des früheren Bundestages gehört, daß ich mir recht gut das denken kann. Sechs Monate vergingen sicherlich darüber!"

„Sechs Monate? . . . . O Sie verläumden den Bundestag! — Sechs Monate? Wie wäre das möglich? Drei Jahre, Herr Doctor! . . . . Drei Jahre dauerte es, ehe man sich entschließen konnte, die Sache in Angriff zu nehmen. Da trat endlich die Bundescommission in Hamburg zusammen, mit welcher ich nochmals die Küste bereiste, und nachdem alles von ihr geprüft und erwogen, stimmte sie natürlich, wie vorauszusetzen, in ihrer Majorität gegen alle preußischen Vorschläge und besonders gegen den einer deutschen Flotte unter Preußens Führung! Und so blieb alles beim Alten, d. h. so schlecht wie es war, — denn welcher Art die Küstenbefestigungen noch vor wenigen Wochen waren, das hat die Wegnahme von Stade und Geestemünde am besten gezeigt!"

„Ja, es ist ein Glück," sagte ich, „daß Deutschland von diesem Alp, der es erdrückte, befreit ist. Wir können Gott danken, daß wir so lange Jahre in Frieden mit dem Auslande gelebt haben! Was wäre im Falle eines Krieges aus unsern Küstenländern geworden? — Doch haben Excellenz keinen Theil an dem bald darauf folgenden Schleswig-Holsteinischen Krieg genommen?"

„Einen sehr unbedeutenden, und der durch politische Rücksichten noch mehr beschränkt wurde. Als nach der Erstürmung von Düppel verschiedene Personalveränderungen in der Operationsarmee in Schleswig und Jütland stattfanden, wurde ich zum Chef des Generalstabes derselben bestimmt und arbeitete mit dem Feldmarschall einen Plan zur Landung auf Fühnen aus, welcher damals sehr wohl ausführbar war, aber nur mit Hilfe der Oesterreicher bewerkstelligt werden konnte, da gerade die Preußischen Streitkräfte im Sundewit und in Jütland, die Oesterreichischen aber um Kolding standen. Dem Feldmarschalllieutenant Gablenz wurde der Oberbefehl über ein aus beiden gemischtes Corps angeboten, aber wie sehr dies und überhaupt das Wagniß der Expedition auch dem unternehmenden Sinn jenes trefflichen Generals zusagten, so lag doch diese Landung zu wenig im speciellen Interesse des Wiener Cabinets, als daß dieselbe zur Ausführung gelangt wäre. — Es blieben daher nur der Angriff auf Alsen und die vollständige Besetzung Jütlands als letzte Zwangsmittel gegen die in Copenhagen uns unerreichbare dänische Regierung. Sie wissen, wie Prinz Friedrich Carl, der den Oberbefehl übernommen hatte, beides ausführte und den Krieg so rühmlichst beendete!"

„Und nun Excellenz," — sagte ich, indem sich meine ganze Aufmerksamkeit spannte, — „jetzt stehen wir vor dem bedeutendsten Ereignisse Ihres Lebens . . . . ."

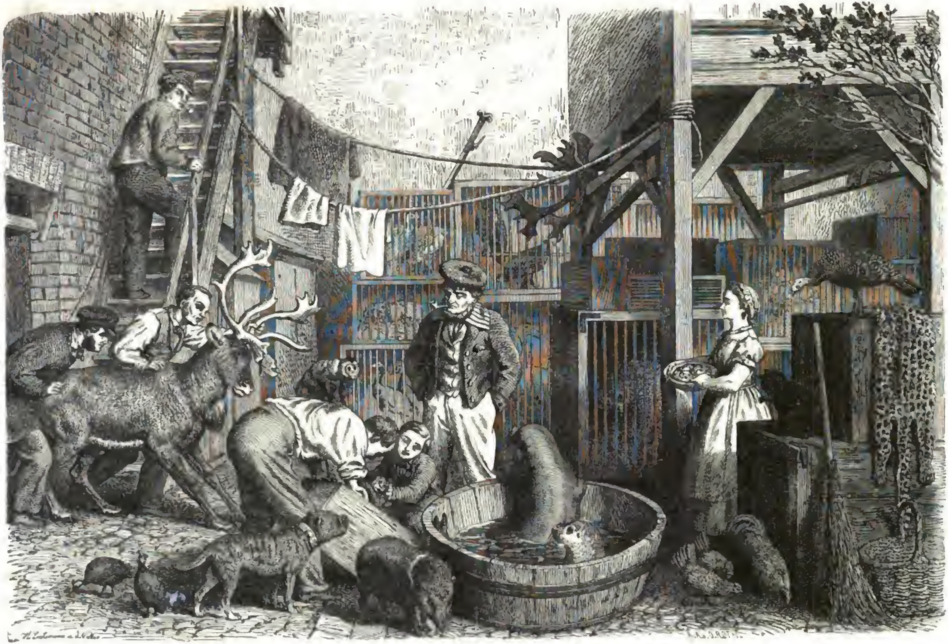
„Und Sie werden von mir gewiß keine Details über den böhmischen Feldzug verlangen," erwiderte der General einfach.

Ich schwieg! — ich verstand diese so richtig gefühlte Antwort . . . . . und doch hätte ich für mein Leben gern gerade ihn von diesem Siegeszuge in Böhmen sprechen hören.

„Ja," sagte er, — „es ist schön, wenn der Herr einem Manne den Lebensabend so erhellt, wie er es dem Könige und vielen seiner Generäle gethan; — auch ich bin jetzt sechsundsechzig Jahre alt, und für mein Wirken in diesem Leben habe ich einen so herrlichen Lohn erhalten, wie wohl wenige Menschen! Wir haben einen Feldzug geführt, der für Preußen, für Deutschland, für die Welt eine unermeßliche Bedeutung hat. Gottes Gnade hat unser redliches und thatenkräftiges Streben mit glorreichen Siegen belohnt. Wir alten Leute aus dem böhmischen Feldzuge, wir können uns rühmen, — welche harte Kämpfe wir auch in unserm früheren Leben durchgekämpft haben —, dennoch des Glückes Schoßkinder zu sein."

„Excellenz," sagte ich nach einigen Augenblicken Stillschweigens, indem ich mein Taschenbuch zog und es öffnete, — „ich las vor einigen Tagen den von Ihnen redigirten Bericht des Preußischen Generalstabes über den Feldzug in Italien 1859, und ein Satz in diesem ausgezeichneten Werke frappirte dermaßen meinen Geist, daß ich ihn niederschrieb." — Und ohne zu erwarten, daß der General mir die Erlaubniß dazu gab und mit der geheimen Hoffnung, die Unterredung wieder auf den böhmischen Feldzug zu bringen, las ich: „Gewiß sind der Einsicht Kaiser Napoleons die großen Bedenken, welche den Hoffnungen auf Erfolg seines Planes gegenüber standen, nicht entgangen. Allein er durfte seinem Heere vertrauen, handelte schnell, — überraschend — kräftig; und dem so Handelnden fallen meist immer die Vortheile zu, welche dem Abwartenden entgehen." . . . . . „Klingen diese Worte, die Sie vor beinahe fünf Jahren schrieben, nicht prophetisch, Excellenz?"

„In der That, so ist es! — Es ist dies stets meine Meinung gewesen, und ihre Gültigkeit hat sich bewiesen. Zwei Rücksichten sind für den Ausgang der Sache nächst Gottes Beistand und der Tapferkeit der Soldaten und ihrer Führer entscheidend geworden: die ursprüngliche Vertheilung unserer Streitkräfte auf den verschiedenen Kriegstheatern und ihre Versammlung auf dem Schlachtfelde. Offenbar war Oesterreich der mächtigste und der vorbereitetste unserer Gegner; mit seiner Niederwerfung mußte das Bündniß aller übrigen Feinde Preußens von selbst auseinanderfallen, die zwar gegen uns einig, unter sich aber uneinig, — ohnehin noch nicht einmal versammelt waren. Es war eine kühne, aber für den Ausgang des ganzen Feldzuges entscheidende Maßregel, daß gleich anfangs alle neun Armeecorps nach dem Centrum der Monarchie in Bewegung gesetzt wurden, indem politische Verhältnisse uns erlaubten, den Schutz der Rheinprovinzen einem gleichsam improvisirten Heere anzuvertrauen und damit den Kern der späteren Mainarmee zu bilden. Doch der Transport von 285,000 Mann war in der gegebenen kurzen Frist nur durch gleichzeitige Benutzung aller Eisenbahnlinien zu ermöglichen; diese enden aber bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz und Freiburg an der Landesgrenze. Dort mußten die zuerst Anlangenden nothwendiger Weise das Eintreffen der letzteren abwarten, um die Corps zu formiren. Gar mancher richtig urtheilende Militär mag erschrocken gewesen sein über die Zersplitterung der Streitkräfte auf einer Linie von 50 Meilen, denn fast einstimmig täuschte man sich über unsere Bewegungen und hielt für strategischen Aufmarsch das, was nur Vorbereitung zu demselben war, und man fing erst an, den Irrthum zu erkennen, als durch kräftige Fußmärsche sich bald die vereinzelten Corps in drei große Heereskörper vereinigten. Eine andere geographisch gebotene Nothwendigkeit, die fast niemandem und besonders dem Publikum nicht auffiel und die durch keinerlei Anordnung umgangen werden konnte, war, daß die Oesterreicher in Böhmen gleichsam auf unserer inneren Operationslinie zwischen der Mark Brandenburg und Schlesien standen, und daß sowohl Berlin, als auch Breslau durch selbstständige Armeen geschützt werden mußten, und nur eine Vereinigung nach vorwärts der beiden hierzu bestimmten Armeen konnte diesen Uebelstand verhindern; diese Vereinigung — ein Blick auf die Karte kann Sie leicht überzeugen — war nur in Feindes Land möglich . . . . und das war der Krieg, den man mit fast ebenso vieler Energie zu verhindern strebte, als man sich auf beiden Seiten dazu rüstete. Hohe, achtungswerthe, gewichtige Stimmen hatten sich hören lassen und meinten, daß in einem deutschen Kriege Preußen nicht den ersten Schuß thun dürfe; allein der König, nachdem er alle seine Räthe gehört hatte, erkannte glücklicherweise, daß jedes weitere Abwarten den Staat in wirkliche, handgreifliche Gefahr brächte. Da ergriff er die Initiative des Handelns, sowie Oesterreich die der Rüstungen ergriffen hatte, und durch diesen Act schrieb er für die ganze Folge dem Gegner das Gesetz vor. Ich habe die feste, unumstößliche Ueberzeugung, daß, wenn man das Ueberschreiten der sächsischen Grenze nur um wenige Tage verzögert hätte, wir heute die Schlachtfelder des verflossenen Krieges auf der Landkarte von Schlesien suchen müßten. Es war ein kühner und glücklicher Zug, und sein so treffliches Gelingen ein gutes Omen für die künftigen Erfolge. Nun aber mußte marschirt werden — und das



Im Hofe der Hagenbeckschen Handelsmenagerie zu Hamburg.

Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

haben unsere Soldaten redlich gethan; jedoch die schließliche Vereinigung konnte nur durch Verdrängen des Feindes aus allen Punkten geschehen, und auch das gelang! — gelang trotz der großen Erwartungen, die der König auf seine Armee setzte mit einem solchen Waffenglücke, daß zehn Tage genügten, um die Oesterreicher zur Entscheidungsschlacht zu nöthigen. Sie werden wahrscheinlich alle Einzelheiten des Tages von Königgrätz kennen; er war die Krönung unseres ganzen Feldzugsplanes, der sich hier in seiner Wirksamkeit so vollständig zeigte. Am Morgen dieses Tages standen unsere Streitkräfte auf einer Front von 4 Meilen — sie durften sich in dieser Ausdehnung nicht angreifen lassen. Unser offensives Vorgehen hingegen vereinigte alle Corps auf dem Schlachtfelde selbst und verwandelte so den strategischen Nachtheil der Trennung in den tactischen Vortheil einer völligen Umfassung des Feindes. Sehen Sie unsern ganzen Vormarsch an, und Sie werden stets dasselbe finden. Wir waren mit unsern drei so weit von einander getrennten Armeecorps in keiner brillanten Lage beim Beginn des Feldzuges, aber jeder Tag, der verfloß, ohne unser Vordringen zu verhindern, brachte uns nach menschlichem Berechnen der Siegesgewißheit näher!

„Eine Frage noch, Excellenz," sagte ich mit innerer Genugthuung, aus dem Munde des Generals diese so interessante Auffassung der Feldzugsidee gehört zu haben, „Sie selbst — haben Sie stets das unerschütterliche Vertrauen in das Gelingen Ihres Planes gehabt?"

„Ja!" antwortete er mir bestimmt, „nachdem die sächsische Grenze so schnell überschritten war, denn das war für mich der Punkt, der dem Plane eigentlich als Basis dienen sollte. Dieses Ueberschreiten war für uns eiserne Nothwendigkeit, die auf keinen Fall zu umgehen war."

„Ich komme auf Ihr Werk über den italienischen Feldzug zurück," sagte ich, „ich selbst weiß, welche unendliche Sensation dasselbe in Oesterreich gemacht hat, wie man Ihre Kritiken und Ihren Tadel selten leugnete, oft laut anerkannte und wie sehr Ihre Lobeserhebungen den Betreffenden erfreuten. Ich weiß nicht, ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die so hohe Anerkennung, die Sie in jenem Werke dem General Benedek zollen, viel dazu beigetragen haben mag, um seine Popularität in der Armee dermaßen zu steigern, daß der Kaiser fast nichts anders thun konnte, als ihm jenen hohen Posten zu verleihen!"

Der General antwortete mir nicht, ein fast wehmüthiger Zug zeigte sich auf seinem Gesichte.

„Ein besiegter Feldherr!" sagte er endlich, ... „o wenn der Laie nur eine entfernte Idee hätte, was das zu bedeuten hat!.... Der Abend von Königgrätz im österreichischen Hauptquartier!.... o wenn ich mir den vorstelle!... solch ein verdienstvoller, tapferer, umsichtiger General, wie Benedek!"

„Excellenz," sagte ich, „aus einer mir sehr glaubwürdig scheinenden Quelle erfuhr ich vor kurzer Zeit, daß General Benedek gleich nach dem Gefechte bei Skalitz nach Wien telegraphirt habe, man möge um jeden Preis Frieden mit Preußen schließen ... War oder ist Ihnen dies Factum bekannt?"

Der General sah mich einige Secunden scharf an: „Kann schon möglich sein," meinte er dann, „der österreichische Oberbefehlshaber ist ein sehr umsichtiger Mann!" .....

Beinahe ein und eine halbe Stunde hatte ich dem General von seiner so kostbaren Zeit geraubt, nun fühlte ich, daß ich mich entfernen müßte. Ich erhob mich.

„Und nun werden Sie Sich gleich niedersetzen," sagte der General, „und unser Geplauder niederschreiben?"

„Ja, Excellenz!" erwiderte ich, „und werde mein Gedächtniß zwingen, mir Wort für Wort dieser mir unvergeßlichen Unterhaltung treu wiederzugeben."

„Aber, wie ist das möglich? — Sie, armer Herr, wie werden Sie sich in all den Daten und Einzelheiten meiner Erzählung zurecht finden!"

„Ich muß versuchen, Excellenz, es geht ja nicht anders, und der Leser, welcher wohl weiß, wie schwierig es ist, einer so langen Unterhaltung sich wortgetreu zu entsinnen, wird dann, wenn irgend etwas in diesem ganzen Gespräche ihm mißfällt, die Freiheit haben, es der Phantasie des Schriftstellers aufzubürden."

„Seien Sie aber auch gerecht, Herr Doctor, wenn man dem Leser Geschichten von falschen Meteorsteinen und gefälschten Inschriften erzählt ..."

„Ja freilich, Excellenz ..."

„Wissen Sie," sagte plötzlich der General mit einer so gütigen Stimme, wie ich noch nicht von ihm gehört hatte, „ich achte die Kühnheit des Schrittes, den Sie bei mir gethan haben, — das war recht! — das heißt dem Leser Achtung zollen. Sie werden über mich de visu schreiben, und was Sie auch von mir sagen werden, so wird es doch kein Phantasiestück sein! Doch Sie dauern mich, wenn ich bedenke, daß der geringste Irrthum in Ihrer Arbeit, die kleinste Schwäche Ihres Gedächtnisses ebenso streng gerichtet werden wird, als wenn Sie nur vom Hörensagen über mich geschrieben hätten! Doch was thun?"

Ich wußte keine Antwort; — ich weiß nicht, ob der Leser mich verstehen wird ... ich fühlte eine so innige Rührung über die freundlichen Worte des Generals, die mit so tiefem Scharfsinn die wunden Stellen des Schriftstellerthums berührten, daß ich nicht einmal ein Wort des Dankes finden konnte ....

„Gehen Sie," fuhr der General mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, — „ich werde versuchen, Ihnen zu helfen!.... und da Ihre Feder doch zu tausenden und tausenden spricht, so sagen Sie, daß die letzten Worte des greisen Chefs des Generalstabes der Preußischen Armee über den jetzigen Augenblick folgende waren: „Es steht zu hoffen, daß das Ergebniß dieses beispiellos schnell und glücklich verlaufenen Feldzuges eine segensreiche Zukunft für Deutschland und die heranwachsende Generation herbeiführen wird. In dieser ernsten Prüfung hat der König sein Volk gewogen und auch das Volk seinen König! — Welch Gefühl, heute ein Preuße zu sein — vom Könige bis zum letzten seiner Unterthanen!! — Und auch die jüngeren Männer, in welche das Preußische Heer in zukünftigen Kämpfen sein Vertrauen setzen darf, sind gewogen worden; — sowie der Patriotismus der Bürger und die Opferbereitwilligkeit des ganzen Volkes. Jetzt kennt Preußen sich! — Das ist das größte Resultat des Krieges! Jetzt kann Deutschland sagen: es sei Deutschland, kann mit festem Vertrauen in die Zukunft schauen, denn es hat ja gesehen, daß am Tage von Königgrätz der Preußische Adler eben so jung,.... so kraftbewußt seinen Siegesflug nahm, wie bei Fehrbellin, Leuthen und Belle Alliance."

* * *

Ich hatte „ein lebendiges Stück Weltgeschichte" gesehen! Ich hatte es groß, erhaben und von einer fast kindlichen Bescheidenheit gefunden!.... Wie ein Träumender verließ ich das Haus in der Behrenstraße und fragte mich tagelang vergebens, wie ich es wohl anfangen könne, um den tiefen Eindruck, den der General v. Moltke auf mich gemacht, zu verwischen und dem Leser eine kalt gemessene Arbeit über diesen merkwürdigen Besuch zu verfassen. Mein Gedächtniß war wie von einem Schleier verhüllt — die ganze biographische Seite — wenn ich mich so ausdrücken darf — war ihm entschwunden, nur der alles umfassende Eindruck, den der „Mensch" selbst auf mich hervorgebracht, lebte fort und beherrschte alle meine Gedanken.

Schon verzweifelte ich an dem Gelingen meines Vorhabens,.... als vor einigen Tagen mir ein Packet Papiere zukam,..... die ich Minuten lang in der Hand hielt, ohne fähig zu sein, ein Wort hervorzubringen......... Der General v. Moltke hatte mir versprochen, mir in meiner Arbeit zu helfen — ich hatte das Versprechen fast vergessen .... und jetzt schickte er mir seine eigenhändig geschriebene Biographie, sowie die Hauptmomente unserer Unterhaltung!

Beneidest Du mich nicht, Leser des „Daheim", eine solche Unterhaltung mit dem berühmten Manne gehabt zu haben,...... und ein solches Autograph zu besitzen?

M.

Sonderbares Geschäft.

(Hierzu die Abbildung auf Seite 13.)

Wer aus dem Millernthor Hamburgs nach dem unvermeidlichen und originellen St. Pauli hinauswandelt, der gelangt, an den verschiedenen Tavernen und anderen, halb englisch, halb deutsch benannten Erholungs- und Vergnügungslokalen vorbei, auch an eine unscheinbare Hausthür, über welcher, so schlecht wie selten, Löwen, Elephanten und andere ungebildete Thiere abgemalt zu schauen sind. Das Fenster links der Hausthüre ist mit Papageien in engen Käfigen vollgepfropft, welche sich gegenseitig anschreien, weil sie nichts Besseres thun können, um wieder Appetit zu bekommen. Wer sich durch das Schild, welches besagt, daß hier die Handelsmenagerie von Hagenbeck ist, zum Eintritt veranlaßt sieht, der zahlt, wenn er nicht bekannt ist, 2 oder 3 Schillinge, und kann nun alle gerade anwesenden Thiere in Augenschein nehmen, ohne durch die üblichen Menagerie-Erklärungen gestört zu werden. Er wird es gewiß nicht bereuen, eingetreten zu sein. Hier ist nämlich eine Stätte des höheren Thierhandels, der nicht die zu schlachtenden Ochsen, Schafe, Kälber &c. liefert, sondern zur Befriedigung unseres Wissensdurstes und unserer Augenweide die Menagerien und zoologischen Gärten mit Thieren versorgt.

Die Geschäftsinhaber, Vater und Sohn, haben ihr Comptoir vorn in einem Stübchen. Beim Eintritt sieht man dasselbe nicht etwa mit Pulten angefüllt, blos ein ganz bescheidenes Schreibtischchen steht da, ein oder zwei Stühle, sonst nichts als Papageien in ihren Käfigen; nicht blos das erwähnte Fenster, alle Wände sind bis fast unter die Zimmerdecke mit ihnen vollgepfropft, und ihr Geschrei ist so gräßlich, daß von einer Unterhaltung nicht die Rede ist, wenn ihnen nicht erst Ruhe geboten wird, was freilich auch nicht lange hilft.

Will man, dieses Zimmer verlassend, nun die Hauptsache in Augenschein nehmen, so tritt man durch die Hausflur in den Hof, zu welchem man auf einer steinernen Treppe emporsteigt. Oben angelangt, bietet sich ein Anblick, der im höchsten Grade frappant und malerisch ist.

Der Hof an sich, obgleich keineswegs ein architektonisches Meisterwerk, macht doch durch seine köstliche Regellosigkeit auf einen Künstler einen entzückenden Eindruck, so daß es kaum noch der einzigen Staffage bedürfte, um malerisch verwendbar zu sein. Unser Bild kann begreiflicherweise nicht alles geben, mag aber doch zur Verdeutlichung dienen. An das Vordergebäude angebaut, ragt bis mitten in den Hof ein auf Holzsäulen hoch errichtetes photographisches Atelier, und schwerlich dürfte ein zweites in so origineller Umgebung existiren. Eine hölzerne Treppe an der Außenmauer des Hintergebäudes führt zu einer über der Raubthiergalerie liegenden Werkstatt. An einer andern Wand ist ein überdachter Stall angebaut, aller übrige Raum ist nun aber so von Käfigen der verschiedensten Größe besetzt, daß an einzelnen Stellen oft nur ein schmaler Gang zwischen den drei- und vierfach übereinander gesetzten Behältern übrig bleibt. Außerdem stehen noch Bottiche in unterschiedlichen Formen und Größen herum, bewohnt von Krokodilen, Seehunden und Schildkröten, und zwischen diesen in Fässern und Kasten eingesperrten Thieren bewegt sich wiederum eine freie Thierwelt in naivster Ungenirtheit. Hier steht vielleicht ein Marabu, jener afrikanische Kropfstorch, in tiefes Nachdenken über die große Ortsveränderung, die ihm geworden, versunken. Unbekümmert um den Philosophen und sein System läuft dagegen ein munteres Peccari bald hier-, bald dorthin, seinen Rüssel überall hinsteckend, um etwas Freßbares zu entdecken. Gleiche Zwecke verfolgt eine langsam, im gleichmäßigen Tempo dahinschreitende Truthenne, plötzlich aber macht sie einen Seitensprung, denn ein von der Langeweile geplagter Bär, dessen zu ebener Erde stehendem Käfig sie nahe gekommen, schlägt mit der Tatze nach ihr, überläßt sich aber nach dem Fehlschlag wieder seinen Betrachtungen. Dort läuft ein Hahn mit seinen Hühnern, und wenn er zu krähen vergißt, so sorgen die immer eilig herumtrippelnden Perlhühner durch die ihnen angeborenen Töne für die dem Ohr gebührende Abwechselung. Mit der Harmlosigkeit des durch herbe Erfahrungen zum braven Manne gewordenen Spitzbuben bewegt sich zwischen diesem Geflügel die schwarze Hauskatze, oft auch auf einem Käfig Platz nehmend und mit blasirtem Blinzeln das Ganze überblickend. Die Hauptperson dieser freien Thierwelt ist aber der Wachhund, ein Bulldogg, welcher sich bei dem Auspacken neu angekommener Thiere stets als aufmerksamer Zuschauer einfindet. Während der Nacht wird er in das Hintergebäude, welches die größeren und vor Kälte zu schützenden Thiere birgt, eingeschlossen, wo er dann beim leisesten ungewohnten Ton wüthend aufbellt, während er am Tage sich unter dem herrschenden Getreibe mit lammfrommer Duldsamkeit bewegt.

Stellt man sich den geschilderten Hof nun noch vor, wie er nicht blos von Thieren, sondern auch von Menschen in verschiedenster und wechselndster Weise belebt wird, so hat man ein ungefähres Bild von dem Treiben, welches sich dort täglich abwickelt.

Aus dem Hofe tritt man in das Hintergebäude, welches einem gewesenen Pferdestalle täuschend ähnlich sieht. Kleine in der Höhe angebrachte Fenster beeinträchtigen kaum das heilige, darin herrschende Dunkel. Auf der einen Seite sind die Käfige der Löwen, Tiger, Leoparden, überhaupt der großen Fleischfresser, auf der andern die Ställe der harmloseren Thiere, der Wiederkäuer, Straußen u. s. w., und zwischen diesen zwei Hauptreihen sind oft, wenn der Raum im Hofe nicht zureicht, noch eine Menge kleinerer Käfige über- und nebeneinander gestellt, so daß für ein geehrtes Publikum oft kaum einiger Raum übrig bleibt. Die Eintrittsgelder des Publikums bilden aber auch nur eine Nebensache, folglich auch das Publikum selbst. Die Hauptsache ist der Handel mit den Thieren, und zwar in einem von den meisten ungeahnten Umfange.

Vor dem Entstehen der zoologischen Gärten in Deutschland, und so lange der Berliner zoologische Garten sein Dasein allein und unbehelligt durch aufblühende Concurrenten genoß, beschränkte sich der Thierhandel Hagenbecks fast nur auf die Thiere, die man in wandernden Menagerien zumeist sieht, durch die neu entstandenen Thiergärten aber hat das Geschäft einen bedeutenden Aufschwung erhalten. Von dem Gange solcher Geschäfte möge einiges der Wirklichkeit Entnommene hier erzählt werden.

Im vorigen Jahre war der frühere Besitzer eines Affentheaters, Casanova, welcher jetzt fast jedes Jahr nach Afrika reist und von dort Thiere zum Verkauf nach Europa zurückbringt, eben auch zurückgekehrt, und hatte von Triest oder Wien aus seine Ankunft an alle zoologischen Gärten, aber auch an Hagenbeck telegraphirt. Gleich ist dieser auf dem Wege nach Wien, trifft aber doch dort Casanova bereits in Unterhandlung mit einem Berliner Professor. Als dieser aber seine Auswahl für den Berliner zoologischen Garten getroffen, kauft Hagenbeck den ganzen Rest, darunter zwei afrikanische Elephanten, und bringt alles glücklich nach Hamburg. Sofort meldet er seine Beute nach London und hat nach wenig Tagen das meiste wieder nach dem dortigen zoologischen Garten verkauft.

Es war zur Leipziger Ostermesse 1866, als die Scholzsche Menagerie dort zur Schau gestellt war; Herr Hagenbeck, Sohn, war auch da, um — die ganze Menagerie zu kaufen, da gerade seine Vorräthe ziemlich ausverkauft und die Räume leer waren. Aber man konnte sich über die Summe nicht einigen, und der Händler reiste ab. Als ich aber im August nach Hamburg kam, was sah ich bei Hagenbeck? die Scholzsche Menagerie! und vieles war sogar schon wieder verkauft. Der mit Scholz bis dahin gereiste Thierbändiger war auch bei der Menagerie geblieben und gab Sonntags vor einem geehrten Publikum Vorstellung in der höheren Thierbändigung. Aber bereits gehörte die Menagerie nicht mehr Hagenbeck; der neue Käufer, ein Franzose, welcher dieselbe in Italien zur Schau stellen wollte, besichtigte sie alle Tage, und die Abreise war schon festgesetzt. Auch der Thierbändiger wurde abermals vom neuen Eigenthümer übernommen, und bei dem Abkommen diente Hagenbeck noch als Dolmetscher. Da nun aber der bevorstehende Abgang der nach Italien bestimmten Menagerie eine große Lücke zurücklassen mußte, so hatte der umsichtige Thierhändler auch hier vorgebeugt. Er kam, als ich vor meiner Abreise meinen letzten Besuch machte, eben aus Frankfurt a. M. zurück und brachte die sämmtlichen Raubthiere des dortigen zoologischen Gartens, die man aus Mangel an Mitteln hatte verkaufen müssen, mit sich. Da standen nun die Löwen, Leoparden u. s. w. dicht aufeinander geschichtet und warteten sehnsüchtig auf die Abreise der nach Italien Ziehenden, um mehr Raum und Licht zu bekommen. Vielleicht haben auch sie bereits wieder einen neuen Herren.

Selbstverständlich werden nicht immer solche Massengeschäfte gemacht, aber der Ein- und Verkauf im einzelnen spielt auch eine große Rolle. Durch seine geschäftlichen Verbindungen erfährt es Hagenbeck fast jedes Mal sofort, wenn ein Schiff, welches Thiere mitgebracht hat, im Hafen angekommen ist, und er kauft gewöhnlich oder immer alles zusammen.

Eine Zeitlang schien die Verwaltung des Hamburger zool. Gartens dem Thierhändler eine drohende Concurrenz bereiten zu wollen, denn sie erließ öffentliche Anzeigen, daß man von allen ankommenden Thieren sie gleich benachrichtigen möge, da sie die höchsten Preise zahle. Bei der von solchen Verwaltungen unzertrennlichen Langsamkeit und Umständlichkeit hat aber Hagenbeck der angehenden Concurrenz bald die Lust benommen und sein Geschäft um so mehr ausgedehnt.

Kommt von einem Schiff ein Thiertransport auf dem Wagen an, so entsteht bald ein lebhaftes Treiben in den Räumen der Handelsmenagerie. Zunächst wird, wenn nöthig, Raum geschafft für die Ankömmlinge, und dann geht es ans Auspacken. Sieht man hierbei die primitiven Holzkäfige, in denen die Thiere, eng zusammengepfercht, die Seereise durchleben mußten, so muß man sich oft wundern, daß sie dieselbe überstanden haben. Freilich, zuweilen wenn aus einem solchen Kasten ein halbes Dutzend oder mehr Affen herausgeholt werden, sind bereits einige todte dabei, aber ohne daß dies viel Aufsehen macht. Den überlebenden Affen sieht man dagegen um so mehr die Freudigkeit an, mit welcher sie ihr bisheriges Gefängniß verlassen, gleichviel, wohin sie kommen. Umlogirt müssen die ankommenden Thiere jedesmal werden, schon des gräßlichen Schmutzes wegen, von dem umgeben sie ankommen; aber das geschieht alles mit großer Sachkenntniß und Schnelligkeit, und manchmal werden Thiere einfach wie Aepfel aus einem Kasten in den andern geschüttet. Herr Hagenbeck, Vater, greift bei solchen Gelegenheiten mit wahrem Feuereifer stets selbst mit zu, bis alles an Ort und Stelle ist, und jede Bewegung bekundet seine Meisterschaft. Hier ist z. B. ein Transport Thiere angekommen, welche ein aus Südamerika zurückgekehrtes Schiff mitgebracht hat, Capuzineraffen, Klammeraffen, eine echte Boa constrictor, Pacas, Agutis und Hoccohühner. Die letzteren stehen mehr als zollhoch im Koth und sind über und über beschmutzt. Der neue Käfig ist bereit, und nachdem einige Latten des Holzgitters losgebrochen sind, faßt Herr Hagenbeck, Vater, den einen Vogel blitzschnell an den Beinen und zieht ihn heraus. Ein Wärter, nicht lange erst dort im Dienst, will helfen, denkt aber reinlicher wegzukommen, packt nach vielem vergeblichen Greifen den andern Vogel am Flügel, und behält richtig blos sämmtliche Schwungfedern in der Hand. Schnell werden diese, um eine Scene zu vermeiden, zwischen zwei Kästen versteckt, denn schon kommt Herr Hagenbeck, um kunstgerecht auch den zweiten Vogel zu holen. Dabei entgeht ihm eine zwischen dem Kasten hervorschauende Schwungfeder nicht, und nachdem er sie alle entdeckt, ist er auch über das Wie nicht einen Augenblick im Zweifel.

Außer den geschilderten haben unsere Thierhändler aber auch noch andere Quellen, aus denen sie ihr Thierlager immer von neuem füllen. Durch Verbindungen mit London, nach welcher Stadt natürlich viel mehr Thiere zu Schiff gebracht werden als nach Hamburg, beziehen sie auch von dort vieles. Ebenso bestehen geschäftliche Verbindungen mit Rußland, Schweden, Frank-

reich und vielen andern Ländern. Es kommt oft vor, daß nach bestimmten Thieren bei Herrn Hagenbeck angefragt wird, und durch seine Geschäftsfreunde ist er sehr oft in den Stand gesetzt, das Verlangte, falls er es nicht gerade vorräthig hat, wenigstens in nächster Zeit liefern zu können. Sein wichtigster Concurrent ist der Thierhändler Jamrach in London, ein Deutscher, und früher gleichfalls in Hamburg, welcher auch viel nach Deutschland verkauft und zugleich einen Handel mit Naturalien und ethnographischen Raritäten hat. Ich zweifle nicht, daß er auch die Keule haben wird, mit welcher Cook erschlagen wurde, da man dieselbe so häufig zu sehen bekommt.

In Deutschland scheint Herr Hagenbeck, wenn auch ähnliche kleine Geschäfte in Bremen u. s. w. bestehen mögen, keinen eigentlichen Concurrenten zu haben, denn das Geschäft von Lossow in Berlin handelt hauptsächlich mit Geflügel, und die zoologischen Gärten beschränken sich selbstverständlich darauf, nur das zu verkaufen, was ihnen durch Züchtung oder Geschenke entbehrlich wird. Selbst in Hamburg, wo man, wie schon angedeutet, die Absicht zu haben schien, einen eigentlichen Thierhandel mit dem zoologischen Garten zu verbinden, dürfte man von diesen Ideen bald zurückgekommen sein. In der That hat der Hamburger Thiergarten um so weniger Ursache, den rein kaufmännischen Standpunkt einzunehmen, als er durch die kostbarsten Geschenke an Thieren von Nah und Fern so gefördert wird wie kein anderer. Aber freilich, so lange man sich von Künstlern, welche aus der Ferne hinreisen, um Thierstudien zu malen, noch das tägliche Eintrittsgeld zahlen läßt, bekundet dies, daß man eben noch nicht alle Principien angenommen hat, wie sie einem solchen Institut ziemen.

Für die Besitzer der kleineren wandernden Menagerie, deren Verbindungen nicht über Deutschland reichen, ist Hagenbeck der unentbehrliche Lieferant dessen, was ihnen fehlt. Auf Verlangen wird er es stets übernehmen, für einen Anfänger eine kleine Menagerie, welche das Nöthigste enthält, binnen kürzester Zeit zu liefern. Ebenso dürfte Hagenbeck von jedem neu zu eröffnenden Thiergarten ziemlich ausgiebig in Anspruch genommen werden.

Geschäftsverluste kommen selbstverständlich auch hier vor, wenn einzelne Thiere den Wiederverkauf nicht abwarten und vorher sterben, und in einzelnen Fällen, d. h. bei kostbaren Thieren sind solche Verluste manchmal recht empfindlich. Schneller Umsatz ist daher auch hier die Hauptsache. Welche Summen übrigens in diesem Geschäft bewegt werden, mag man daraus ersehen, daß für die Scholz'sche Menagerie in Leipzig 15000 Thlr. gefordert und später wohl auch ziemlich bezahlt wurden. Schließlich kann ich jedem nach Hamburg Reisenden den Rath geben, Hagenbecks Handelsmenagerie zu besuchen. Wer nicht den Comfort zur Hauptbedingung jeder Unterhaltung macht, wer auch einem wilden, regellosen Bild die malerische Seite zugesteht, wird dabei seine Rechnung finden und höchst wahrscheinlich eine ihm bisher unbekannte Seite geschäftlichen Treibens kennen lernen. L.

Am Familientische.

Die Times und der Erfinder des Zündnadelgewehrs.

In Folge unserer Reclamation bei dem Editor of the Times erhielten wir, seit unserer letzten Mittheilung (Jahrg. 1866, Nr. 52) ein zweites sehr höfliches Entschuldigungsschreiben von demselben wegen des an unserm Blatte verübten Plagiats, und in der Times selbst erschien an demselben Tage (20. Sept.) folgender Artikel:

„Der Erfinder des Zündnadelgewehrs". — Vor 2 oder 3 Wochen wurde ein Brief mit vorstehendem Titel in der Times als von unserem Berliner Correspondenten veröffentlicht. Der Brief war in Wirklichkeit eine von jenem Herrn gemachte Uebersetzung eines Originalartikels aus dem Daheim, einem Leipziger Journale. Wir bedauern, daß dieser Brief durch Unachtsamkeit (inadvertence) von unserer Seite als ein Originalbeitrag statt einer Uebersetzung gedruckt, und daß die gebührende Angabe seiner wirklichen Autorschaft nicht gemacht wurde."

Als weiteren Beitrag zur Kenntniß der englischen Preßverhältnisse fügen wir eine Bemerkung hinzu, mit welcher der Morning Star die gewiß höchst ehrenhafte und anerkennenswerthe Entschuldigung seiner alten Gegnerin commentirt. „Es ist kaum nothwendig," sagt er, „unsere Leser daran zu erinnern, daß wir zur Zeit auf den seltsamen Fehler der Times oder auf die ihr widerfahrene Fopperei (hoax) hinwiesen. Wir zeigten, daß der Bericht in der Times in seinen Hauptstellen identisch war mit einem der Daily News (auch „von unserm Berliner Correspondenten") vom vorhergehenden Tage, und daß beide augenscheinlich nur Uebersetzungen waren. Ein Correspondent machte uns einige Tage darauf mit dem Namen des Journals, dem Daheim, bekannt, aus dem jene Erzählung „übersetzt" war. Die Erklärung und Entschuldigung der Times kommt also durchaus nicht zu früh."

Von einem indischen Schlachtfelde.

Zur Zeit des großen indischen Aufstandes im Jahre 1857, nach einem blutigen Gefechte, lag ein indischer Sipahisoldat aus der hohen Brahmanenkaste schwer verwundet auf dem Schlachtfelde. Es war bedeckt mit einer großen Anzahl sterbender oder bereits todter englischer Soldaten, welche die abziehenden Truppen sich außer Möglichkeit sahen, zu entfernen. Der indische Sipahi war wohl der einzige Hindu, welchen seine Kameraden im Stiche gelassen oder vergessen hatten, mit sich zu nehmen. Ohne alle und jegliche Hilfe, umgeben von schaudererregenden Bildern, verzehrt vom brennendsten Durste, mußte der Unglückliche einen glühend heißen Nachmittag und eine entsetzliche Nacht im Freien zubringen. Am frühen Morgen, als die Sonne aufging, hörte er Geräusch; er blickte auf und sah Leute, welche gekommen waren, die Todten auszurauben und zu plündern. „Wasser! Wasser!" wimmerte er mit dem letzten Aufgebote seiner erlöschenden Kraft. Alle Foltern des qualvollsten Todes hatten ihn überfallen, und dennoch konnte eine Kleinigkeit, ein Trunk frischen Wassers dieselben ihm lindern, oder auch vielleicht für immer von denselben ihn befreien. Wirklich nahte die heißersehnte Hilfe; einer der Leichenräuber trat zu ihm heran, ward bei dem jammervollen Anblicke von Mitleid ergriffen, eilte zu einer nahen Quelle und kehrte mit einem großen Kruge der erflehten, sehnsüchtig erwarteten Erquickung zurück. Schon fühlte der Verschmachtende den feuchten, erfrischenden Hauch des Labetrunkes an seinen verbrannten Lippen, schon leuchtete sein brechendes Auge, von neuer Lebenslust durchglüht: da mit einem Male richtete er sich hoch empor, stieß mit einer Geberde des Abscheues den Krug von sich, daß das Wasser in den Sand floß, und verschied lautlos wenige Augenblicke später.

Was war es nun, das ihn so sehr erschreckt hatte? Aus welcher Ursache empfand er plötzlich einen so heftigen Abscheu? Er hatte in dem Hilfebringenden einen Mann aus niederer Kaste entdeckt, aus dessen Händen etwas entgegenzunehmen für ihn Befleckung gewesen wäre, welche den Verlust seiner eigenen hohen Kaste nach sich gezogen haben würde. Aber so tief gewurzelt war bei dem Hindu das Bestreben, seine Kaste rein zu erhalten, so sehr durchdrungen war er von dem Gefühle der Wichtigkeit derselben, daß er den qualvollsten Tod dem schrecklichen Schicksale vorzog, dieselbe etwa verlieren zu können. „Grauenhaft, aber heroisch," sagte ein in seiner Nähe liegender, ebenfalls schwer verwundeter englischer Officier, der sich natürlich nicht scheute, das Wasser aus denselben Händen zu empfangen, welche der Hindu selbst in höchster Todespein verächtlich zurückgewiesen hatte. R. v. S.

Räthsel für das große und kleine Daheim.

I.

Die zwei ersten Silben.

Seltsam wahrlich, und doch ists kein Wahn:
Meine Blüthen setz' ich unterm Kolben an;
In Merkurs Umarmung werd' ich roth;
Naht ein Funke mir, sterb' ich den Flammentod.

Die dritte Silbe.

Von meinem eignen Kleid umarmt,
Von mildem Sonnenschein erwarmt,
Setzt' einst auch ich noch Blüthen an;
Jetzt ist das Blühen abgethan.
Jetzt bin ich kalt, um andere zu erwärmen,
Die sich um meinen Tod nicht härmen.

Das Ganze.

Das Ganze ist klein, wiegt kein dreißigstel Loth,
Und bringt doch dem großen dritten den Tod.
Erst gelb, wird's blau; und zuletzt wird's roth,
Und setzt Häuser und Straßen und Städte in Noth.
Doch eh' es andern ein Leides droht,
Stirbt es erst selbst den Flammentod.

II.

Ein Wörtlein, traulich allen Ohren,
Welch süß Behagen spricht es aus
Du fandest es, wo du geboren,
Du bist's im lieben Vaterhaus.

Ein jedes Vöglein hat's im Neste,
Im stillen Lager jedes Thier,
Es bergen's Hütten und Paläste,
Doch Ein Dach nur gewährt es dir.

Du fühlst es warm am eignen Herde,
Da sonnst du dich in seinem Licht.
In allen Fernen dieser Erde,
Wohin du schweifst, du findest's nicht.

Und dennoch, — schlägt dein Herz erhoben
Zu dem, was über dieser Welt,
So harrt es dein nur erst dort oben,
Und bleibt dir dort, wenn's hier zerfällt.

Briefkasten.

Wir beginnen aufs neue im dritten Jahre in diesem Plauderstübchen unsre Unterhaltung mit denjenigen unserer freundlichen Leser und Leserinnen, die uns mit Briefen, Rathschlägen oder Fragen beehrt haben. Wir werden uns wie bisher bemühen, möglichst wenig Antworten schuldig zu bleiben, ohne indes garantiren zu können, daß jeder Leser seinen Brief beantwortet findet, am allerwenigsten aber „in der nächsten Nummer," denn da Herstellung und Versendung unsres Blattes 14 Tage in Anspruch nehmen, so muß sich selbst die ungeduldigste der Leserinnen so lange in Geduld fassen.

Sächsischer Abonnent in Zittau. „Weil des Liedes Stimmen schweigen von dem überwundnen Mann, so will ich für Hektorn zeugen" — hob der Sohn des Tydeus an ic." Schon in einer der nächsten Nummern werden Sie ein Lorbeerblatt für die tapfere sächsische Armee finden. Wir haben uns viel Mühe darum gegeben, aber es liegt in der Natur der Sache, daß es ganz besonders schwierig war, Sicheres gerade von ihr zu bekommen. Herrn Theod. W—e. in Hamburg. Wie Sie sehen, war uns der Fall, der durch alle Blätter gelaufen ist, nicht entgangen. Das Blatt hat sich übrigens sehr anständig aus der Affaire gezogen. Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Herrn W. G. in L. Füsilier S. ist wohl und munter, scheint sich aber vor dem Beifall, den sein Brief gefunden, etwas schüchtern versteckt zu haben. Fräulein Clara B. in K. Für die kommenden Winterabende werden Ihnen also die regelmäßigen 2 Bogen doppelt willkommen sein. A. M. in Luzern. Posterestante wartet ein Brief auf Sie. Viel Glück auf den Weg; schneien Sie nicht ein und bringen Sie reichen Stoff heim für unsre Leser.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 13. October 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 2.

Das Weib des Karaiten.

Novelle von M. Ben Aron.

(Fortsetzung.)

Und sie dachte wirklich daran, als sie die Straße hinunterschlich und gesenkten Hauptes sich fest an die Häuser drängte, als wenn die Worte Meiers sie dermaßen beschämt hätten, daß es ihr nicht mehr möglich gewesen wäre, sich auf freier Straße zu zeigen. Alle Augenblicke war sie genöthigt, ihre Schürze an die Augen zu führen, denn trotz ihres energischen Willens, nicht zu weinen, füllten sich dennoch ihre Augen fortwährend mit Thränen, und sie sah nicht, daß ein ihr Entgegenkommender sie seit einigen Augenblicken beobachtete und endlich fast dicht vor ihr stehen blieb.

„Rebekka!" sagte er, „wer hat Dir etwas gethan?"

„Niemand, Ruben!" erwiderte diese, „ich komm' von Onkel Isaac, und da haben sie mich nicht gewollt zum Helfen, — und das schmerzt mich, daß ich nichts kann thun für die lieben Verwandten, wo kommen heute an!"

Ein etwas bitterer Zug lagerte auf Rubens Lippen, und Rebekka, welche dies bemerkte, fuhr hastig fort:

„Sie sind immer so gut gegen mich gewesen und schicken nie etwas aus Berlin an die Eltern, ohne daß meine Mutter und ich einen Theil davon erhalten."

Der Zug um Rubens Mund wurde immer bitterer bei den Worten des jungen Mädchens, die augenscheinlich ihren Zweck verfehlten.

„Laß gut sein, Rebekka," sagte er, „es sind Deine Verwandten, und Du brauchst Dich nicht zu vertheidigen, weil Du ihnen gut bist, — es ist Dein Blut, und man hängt immer an seinem Blute!"

„Deshalb häng' ich auch so sehr an Dir, mein guter Ruben," unterbrach Rebekka, „Du stehst mir ja noch näher, als sie, denn unsere Väter waren ja Brüder, während meine Mutter doch nur die Schwester von Onkel Isaac ist."

Rubens Gesicht heiterte sich bei diesen Worten auf; jedoch alle Bitterkeit war demungeachtet noch nicht daraus verschwunden.

„Hier, Rebekka," sagte er, indem er ihr Geld gab — „nimm, es ist immer noch nicht mehr; ich bin immer noch ungeschickt in meinem Handwerk und verdiene nicht genug. Nimm!"

„Wie viel gibst Du mir denn?" fragte Rebekka.

„Nimm nur, ich glaube, es sind anderthalb Thaler! gib's Deiner Mutter . . ."

„Aber wie viel bleibt Dir denn übrig, Ruben?"

„Ich kann mir so viele Mühe geben, wie ich will, ich bekomme nicht mehr Arbeit fertig," entgegnete dieser, ohne die Frage seiner Cousine zu beantworten, „und doch kann ich Dir geben mein Wort, daß ich thu' alles Mögliche, — aber es liegt keine B'roche (Segen) auf meiner Arbeit, Rebekka!"

„Warum sagst Du, es läge keine B'roche auf Deiner Arbeit, Ruben? — warum soll Gott der Herr nicht das Händewerk dessen segnen, der für die Wittwen und die Waisen arbeitet?" Und des jungen Mädchens Stimme war wiederum wie von Thränen erstickt, aber dieses Mal schienen es Thränen, die einer inneren Rührung entsprangen und nicht dem Schmerze wie vorhin.

Rubens Stirn hatte sich verfinstert.

„Bin ich doch," sagte er mit trauriger Stimme, „wie ein Schaf, das in der Herde von Krankheit befallen ist, und von dem man alle anderen Schafe entfernt aus Furcht, daß es sie anstecke! Wer in der ganzen Kille (Gemeinde) ist mein Freund? wer sagt mir ein gütiges Wort, wer freut sich mit mir, wenn ich mich freue? Wer ist traurig, wenn ich leide? — — Niemand, Rebekka, niemand! Ich bin wie ein „Verruchter in Israel", und wenn ich sterbe, werden sie suchen aus die schlechteste Ecke auf dem guten Ort (Kirchhof) und werden sagen, daß sie ist noch zu gut, um zu begraben den Leib von Ruben dem Karaiter."

„Was redst Du, Ruben, für Worte von Verzweiflung, wo sind Sünde zu reden für einen guten Jüd! Alles, was Du hast gesagt, bezieht sich das nicht ebenso gut auf mich, wie auf Dich, Ruben? Bei Dir gehen sie vorüber und sehen Dich nicht an, — mich jedoch sehen sie an und sagen mir mein Unglück ins Gesicht."

„Wer?" schreit Ruben, und eine dicke blaue Ader zeigt sich auf seiner Stirn, — „wer hat Dir gethan weh, Rebekka, — sag! — sprich . . ."

Das junge Mädchen bereut sicherlich schon ihre unvorsichtigen Worte, denn sie antwortet ausweichend:

„Und wer hat mir **nicht** gethan weh, Ruben, seitdem ich kann denken? Und was haben sie gethan meiner armen Mutter — und wie behandelt man sie immer noch! Und dennoch, Ruben, sprech' ich nicht, wie Du, und sag' Worte, die können thun beleidigen die Güte Gottes — gelobt sei Sein Name! — ich bin ja auch Rebekka, die Karaitin, und ich will hoffen und will leben in der Hoffnung, daß Gott im Himmel wird geben Glück und Segen und Gedeihen und Gelingen Dir, Ruben, und auch mir!"

Ruben stand sinnend vor dem jungen Mädchen, es schien, als wenn die Worte desselben in seinem Innern einen harten Kampf mit seinen herben Gedanken lieferten; doch nach einigen Augenblicken schienen diese letzteren den Sieg davonzutragen; denn seine Stimme war immer noch so bitter, wie vordem, als er sagte:

„Ich weiß, was ich red', Rebekka, und Du kannst Dich nicht vergleichen mit **mir** — wahrhaftig nicht, Rebekka, Du kannst nicht — denn wie lange wird vergehen? — wird vergehen zwei Jahr oder vier, und wird kommen ein Fremder, und wird sagen: Rebekka, willst Du sein mein Weib? Und Du wirst antworten: Ja, ich will sein Dein Weib! — und Du wirst ziehen fort mit ihm und wirst sein eine gebenschte (gesegnete) Frau und eine gebenschte Mutter, und Du wirst vergessen alles, was ist gewesen Leid für Dich, und wirst vergessen, daß Dein Vater ist gewesen ein wahrer Jüd nach dem Worte Gottes, und nicht einer, wo betet, was ihm gesagt und gelernt die Menschen — Du wirst vergessen alles, und Deine Söhne und Töchter werden nicht wissen, daß es gibt auf Gottes Erdboden Verstoßene, wo man schimpft Karaiten." *)

Rebekkas schöne Augen erhoben sich bei diesen Worten ihres Vetters langsam in die Höhe, und ihr Blick fiel mit seinem ganzen Glanz auf den jungen Mann. Ein Ausdruck vorwurfsvollen Erstaunens belebte diesen Blick und gab ihm einen ganz eigenthümlich schmerzhaften Widerschein. Sie legte die Hand aufs Herz, senkte ihr Haupt und fand keine Worte, um ihm eine Erwiderung zu geben ....

Das junge Mädchen mußte eine gar eifrige Karaitin sein, da sie der Zweifel an ihrer Glaubenstreue aus dem Munde ihres Gefährten so schmerzvoll berührte. Oder fand sie in diesen Worten vielleicht noch einen andern Sinn, der ihrem betrübten Herzen eine neue Wunde schlug?

Ein widriges Gelächter erweckte die beiden jungen Leute aus ihrer momentanen Träumerei! Der skeptische Meier stand ihnen zur Seite!

„Nä!" rief er — „was kann sein! — ä Chossin und ä Kalle (Braut und Bräutigam) stellen sich offer (wahrhaftig) nicht so zusammen auf die Straß' und sprechen, daß man es nicht kann hören auf vier Schritt — was wird sein, daß man wird Euch beid' jagen 'raus aus de Kille, und gebenscht wird sein der Tag, wo man es wird endlich thun!"

Als wenn ein elektrischer Schlag ihn getroffen, fuhr Ruben zusammen — seine schlanke Figur erhob sich zu einer ungewöhnlichen Höhe — seine Fäuste ballten sich, und die Ader lag fast fingerdick auf seiner Stirn.

„Meier!" — rief er mit bebender Stimme, — „Meier! Ihr seid kein Jüd — Ihr seid nicht mal ein Goj — Ihr seid ein schlechter Mensch — und ich sag' Euch, daß Gott — boruch hu — wird Euch senden Plag' und Elend, und ich werd' beten zu Gott, daß Er **mich** soll machen zum Werkzeug Seiner Strafe! Ich werd' Euch aber noch sagen ä Wort, Meier, und Ihr werdet gut thun, daran zu denken; — so lang Ihr mich mit Eurer schwarzen Zunge verfolgt, werd' ich lachen und denken — er ist ein Narr; wenn Ihr Euch aber unterfängt, auch nur ä Silb' — auch nur den Anfang von ä Silb' gegen meine Cousine Rebekka zu sagen, werd' ich — so wahr soll Gott mer helfen — nicht warten, bis Er mich auserwählt hat, und werd' Euch nehmen und Euch zerbrechen die Knochen in Eurem Leibe ..."

Meier war etwas bleich geworden und einige Schritte zurückgewichen — Rebekka .... merkwürdig! — wie war sie doch so ruhig — wiederum hatte sie ihre schönen Augen dankbar zu ihm erhoben — doch diesmal strahlten dieselben wie von einem überirdischen Glanze.

„Nä!" — stotterte endlich Meier — „was hast Du Dich! — was ist geschehn? — was willst Du? — und wenn Du wirklich bist ihr Chossin ... was kann da sein?"

Das laute Geschmetter eines Posthorns unterbrach ihn, — von drei starken Pferden gezogen, brauste eine offene Extrapostchaise daher ...

„Die Berliner!" ruft Meier, „da sind sie ... noch vor Schabbesanfang, — das wundert mich, denn offer sind es fromme Jüden; aber wenn sie kommen her, wollen sie uns zeigen, daß sie Schabbes nicht fahren — nä!"

Und mit gewaltigem Achselzucken verläßt er das junge Paar und schreitet über den Damm.

Die Chaise fährt jetzt langsamer — alle Fenster der langen Straße öffnen sich, und aus allen erklingt ein Willkommen den Reisenden zu, deren Gesicht vor Freude strahlt und die rechts und links grüßen.

Der Wagen führt zwei Herren und eine Dame, die Brüder Eleazar und Elias Bentheim, und des ersteren Frau.

Rebekka ist auf den Damm gestiegen, um einen flüchtigen Gruß den lieben Verwandten zu bringen; doch diese haben zufälliger Weise den Kopf nach der anderen Seite gewandt, und schon will das junge Mädchen sich zurückziehen, als eine jugendliche Stimme vom Bock, neben dem Postillon, ertönt: „Saluto to, avi sororis filia, Rebecca!" *)

Es ist der Untertertianer Mendel Bentheim, der vom Stadtdiener so sehr Gefürchtete, der Verführer der Ragiwener Schuljugend, welcher majestätisch dort oben thront und sich bei den herbeigelaufenen Jungen gleich als Gelehrter einzuführen versucht. — Die junge Frau Bentheim und auch der Doctor Elias drehen den Kopf um und Rebekka erhält einen so freundlichen, so herzlichen Gruß, wie die Kommenden bisher noch nicht ausgetheilt haben!

Der Wagen fährt langsam vorwärts. Der Doctor dreht sich zu seinem Neffen um ...

„Du, Mendel!" sagte er, „ich vergaß, Dir zu sagen, daß der Candidat Walter hier eine Privatschule hat, und daß seine Schüler schon den Cicero und den Horaz übersetzen, — also blamire Dich nicht, mein Junge, mit Deinem Latein!"

Diese Nachricht scheint den Uebersetzer des Cornelius Nepos etwas unangenehm zu berühren ... Doch bald lächelt er selbstbewußt, schwingt sich von dem eben stillhaltenden Wagen, ruft seinem lachenden Onkel die classischen Worte: Angustum facere non valet! **) zu und stürzt in die sich öffnende Hausthür seinem Großvater in die Arme.

III.

Es ist Abend — ein Freitag Abend — im Leben der frommen Juden ein wöchentlich sich wiederholender Freudenabend. Kein Christ

---

*) Die Karaiten oder Karaer sind eine Secte des Judenthums, welche nach den einen erst im Mittelalter, nach den anderen jedoch schon im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt entstanden ist. Sie verwerfen alle mündliche Tradition, und somit den ganzen Talmud, und halten streng an dem geschriebenen Worte Gottes. Sie bewohnen das südliche Rußland, die taurische Halbinsel und auch die österreichischen Grenzprovinzen. Im sechszehnten Jahrhundert soll diese Secte gegen dreißigtausend Anhänger gezählt haben, jedoch durch die vielen Kriege und Verheerungen jener Landstriche sollen höchstens fünf bis sechs tausend von ihnen jetzt noch existiren. Sie stehen mit den talmudischen Juden auf sehr schlechtem Fuße; denn sie verwerfen fast alle ihre Gebete und Gebräuche. Ihr Gottesdienst besteht einfach aus Vorlesung der Heiligen Schrift und Singen von Psalmen. Sie halten es für ein gutes Werk, die Bibel oder den Pentateuch und die Psalmen so oft wie möglich abzuschreiben, und es gibt wohl keinen Karaiten, der dieses nicht wenigstens einmal in seinem Leben gethan hätte. Die Bibliothek von St. Petersburg besitzt sehr kostbare dieser Abschriften, die aus dem zehnten Jahrhundert datiren sollen.

Herzog in seiner Real-Encyclopädie der protestantischen Kirche schildert die Karaiten folgendermaßen:

„Sie sind sehr keusch in Worten und Handlungen, sehr mäßig und einfach in Kost und Kleidung, obwohl keine Asceten; sehr gewissenhaft und friedfertig in Handel und Wandel. Das Wort eines Karaiten gilt für die sicherste Zusage; es soll seit mehr denn vierhundert Jahren kein Criminalfall bei ihnen vorgekommen sein, und sie sind von der russischen und österreichischen Regierung so gern gesehen, daß sie theils der ausgedehntesten Privilegien, theils völliger Gleichstellung mit den Christen sich seit langen Jahren schon erfreuen ..."

In Deutschland bekommt man selten jetzt noch Karaiten zu sehen, höchstens von Zeit zu Zeit auf der Leipziger Messe. Vor einigen dreißig Jahren jedoch besuchten sie dieselbe regelmäßig und in nicht geringer Anzahl, sogar die Messe in Frankfurt an der Oder wurde selten von ihnen versäumt. D. V.

*) Ich grüße Dich, des Großvaters Schwestertochter, Rebekka!

**) Bange machen gilt nicht.

kann einen Begriff davon haben, mit welcher Ruhe, in welchem Frieden der Jude den Vorabend des Tages seines Gottes feiert. Sobald der Gottesdienst in der Synagoge beendet, kehrt der Familienvater in sein Haus zurück, und umgeben von allen Mitgliedern seiner Familie spricht er den Segen über den Festwein und das geflochtene und mit Mohnkörnern bestreute Festbrot, und nachdem er selbst daraus getrunken, reicht er den Becher in die Runde, bricht das Brot, und nachdem er davon gegessen, theilt er es unter die Versammelten aus. Dann geht man gewöhnlich gleich zu Tische, und während des Mahles herrscht an diesem Abende auch bei den ärmsten Familien eine Freudigkeit, ein so vollständiges Vergessen aller Qual und Sorgen der vergangenen Woche, daß in der Erinnerung derer, die in großen Städten leben und meistentheils den Gebräuchen ihrer Väter seit lange schon Valet gesagt haben, die Freitagabende ihrer Kindheit und Jugend immer noch wie leuchtende Punkte in ihrer Lebenswanderung auftauchen.

Und was mußte der Freitagabend in der Familie des Reb Isaac Bentheim heute erst sein! Seit fünfzehn Jahren das erste Mal, daß seine beiden Söhne, seine über alles geliebte Schwiegertochter und sein Enkel den Tag des Herrn mit ihm feiern!

Wie rührend, wie schön war das jetzt fast ganz verlorne patriarchalische Leben der Juden in den kleinen Städten noch vor zwanzig Jahren! Eleazar, der starke, erfahrene, vielgereiste Mann, der zweimal Schiffbruch gelitten und in den Urwäldern Amerikas Jahre verbracht, in jenen Gegenden, wo Geist und Muth und Vertrauen in die Zukunft allein vor sicherem Untergang retten — jener so hochgeachtete Mann von allen denen, die ihn in der Hauptstadt kennen — er ist wieder ein Kind geworden, er sitzt auf einer kleinen Bank zu seines Vaters Füßen, er wagt nicht, irgend einer seiner Meinungen Ausdruck zu geben, wenn er fürchtet, daß sie mit denen seines alten, einfachen Vaters, der in seinem ganzen Leben nicht weiter als bis Stettin gekommen ist, nicht übereinstimmen; wie seine Stimme, die furchtbar den Indianern gegenüber ertönte, bescheiden, fast demüthig klingt, wenn er mit dem Greise spricht! — Und jener andere Sohn, dem sich die Menschen anvertrauen, damit er für sie den herben Kampf mit dem bleichen unvermeidlichen Gast auskämpfe, auf den die Leidenden ihre letzte irdische Hoffnung setzen, — wie ein Kind schmiegt sich der Doktor an seine Mutter, und wenn sie ihn lobt, daß seine Wäsche so hübsch in Ordnung ist, daß alle Taschentücher vollzählig sind und Knöpfe an allen Hemden, dann erröthet er vor Freude und fühlt eine tiefere, innigere Befriedigung, als in jenen feierlichen Versammlungen, wo er seinen ersten academischen Grad erhielt und ihm gesagt wurde, daß dieser ihm magna cum laude ertheilt würde!

Und Frau Johanna Bentheim erst, die schöne Frau Eleazars, wie sie mit ihrer sanften Heiterkeit alles belebt, wie sie, die Großstädterin, die feingebildete Dame, die sich in den besten Gesellschaften von New-York, Paris und London bewegt, es gleich verstanden hat, sich in die Häuslichkeit einer hinterpommerschen Judenwirthschaft zu finden. Sie, die von ihren Eltern fast wie eine Christin erzogen ist, hat sich bei ihrer Abreise aus Berlin von einer alten Jüdin die tiefen Geheimnisse des „Koscher" und des „Treife" expliciren lassen, ist gleich im elterlichen Hause ihres Mannes in die Küche geeilt und hat trotz der eifrigen Protestationen der alten Beile sofort „mitgeholfen", als wäre sie seit ihrer Kindheit daran gewöhnt!

Heilige Pietät, wohin bist du heute geflohen, daß das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern beinahe ein nur gesellschaftliches geworden ist? — Es ist für das Herz ein Unglück, wenn der Geist der Kinder dem der Eltern überlegen ist und die kindliche Pietät nicht laut genug spricht, um eben diesen Geist zum Schweigen zu bringen.

. . . . Man setzte sich im Hause Reb Isaac Bentheims zu Tische, nachdem Esther, der alten Beile alte Tochter, ein dampfendes Gericht Butterfische — das auserwählte Schabbesgericht — aufgetragen. Frau Johanna hat den Tisch selbst gedeckt und will sich's nicht nehmen lassen, ihren alten Schwiegervater selbst zu bedienen — sie setzt sich zu seiner Linken, — ihr Mann, als ältester Sohn zu seiner Rechten, eben so wie der Doctor zur Seite seiner Mutter. Als alle sich gesetzt haben, stellt sich heraus, daß Frau Johanna ein Couvert zu viel gedeckt hat. Sollte sie sich wirklich geirrt haben? und wenn das der Fall ist, warum schwebt denn ein leises Lächeln um ihren so feinen Mund, das sie kaum zu unterdrücken fähig ist? Der leere Platz ist zur Seite des gelehrten Mendels, der sich breit macht und der alten Beile, die ihm zur Rechten sitzt, Geschichten vom Gymnasium erzählt, die diese nicht im geringsten versteht, aber doch glückselig belächelt, denn das Mendelchen ist ja ein so gutes, liebes Kind!!

O Du armer, einäugiger Stadtdiener, wie wird's Dir ergehen, wenn man den Schlingel so verzieht!

„Du hast eine schlechte Probe Deiner Wirthschaftlichkeit abgelegt, mein Hannchen," sagt Eleazar, „wo hattest Du denn den Kopf? — konntest Du denn nicht zählen, wie viel wir bei Tische sind?"

„Nun, nun!" sagt Reb Isaak, der Ritter seiner Schwiegertochter, „hast Du Dich denn nie verzählt?"

„Ich weiß nicht, an wen ich dachte," — sagt Frau Johanna, — „es war mir immer, als müßten wir neun bei Tische sein . . . ."

„Ich weiß, woran Du dachtest, Mutter," sagte Mendel mit Ueberlegenheit.

Die Großeltern schmunzeln . . . solch kluges Kind!

„Weißt Du auch, wie Naseweis auf lateinisch heißt?" fragt Eleazar.

„Naris albus," erwidert der Gefragte ohne Zaudern.

„Nun, an wen dacht' ich für den neunten Platz, Herr Professor?" fragt die immer noch ein Lächeln unterdrückende Mutter und sieht dabei ihren Sohn so bedeutungsvoll an, daß dieser Blick dem Doctor nicht entgeht.

„An Rebekka," antwortet Mendel, „Großmutter wird sie gewiß ausschelten, daß sie zu spät kommt!"

Das Schmunzeln der Großeltern hat aufgehört, und eine peinliche Stille folgt. Die beiden Söhne schlagen die Augen nieder — die Frauen schweigen — nur auf Mirjams Stirne zeigt sich deutlich die Unzufriedenheit mit der Wendung, welche die Unterhaltung genommen. Allein Frau Johanna bleibt ruhig und freundlich.

„Mendel hat wirklich Recht," sagt sie mit lieblicher Stimme, — „ich dachte an unsere nächste Verwandtin, an Rebekka, — ich hätte mich sehr gefreut, das liebe Kind mit uns am Tische zu sehen!"

Reb Isaak ist roth geworden — er ißt nicht mehr — er denkt an die Worte des Bürgermeisters . . . Seine Schwiegertochter ist unzufrieden mit ihm!

„Warum ist sie nicht gekommen?" sagt Mirjam mürrisch, — „zu essen und zu trinken wird sie immer hier finden."

„Sie wird gewiß vorziehen, das spärliche Mahl ihrer Mutter zu theilen," sagte Johanna, immer so ruhig und freundlich wie vorher, „am Freitag Abend ist ein Kind gern bei seinen Eltern — das fühle ich und mein Mann und Elias gewiß auch!"

Und sie wirft einen so hellen, liebevollen Blick auf den alten Isaak, daß dieser fast verwirrt wird, — dann sie bei den Schultern ergreift, sie an sich zieht und ihr einen herzhaften Kuß auf die blühende Wange gibt.

„Mein gutes, liebes Töchterchen," sagt er, „gebenscht seist Du bis zum letzten Tage Deines Lebens, und möge Gott — boruch hu — Dir geben so viel Glück, als ich Deinem Herzen wünsche, und Du wirst sein in Israel die Frau, auf die man wird weisen mit der Hand und sagen: Die ist gesegnet von Gott — gelobt sei Sein Name!"

Die Augen der jungen Frau sind feucht; doch verliert sie vor Rührung die Geistesgegenwart nicht — sie beugt sich an sein Ohr und sagt ihm einige leise Worte.

Reb Isaak hört ihr anfangs mit Erstaunen zu, dann mit Verlegenheit — dann wirft er einen scheuen Blick auf seine Frau — endlich jedoch ermannt er sich und sagt:

„Mendelchen, hast Du Furcht, allein Abends über die Straße zu gehen?"

Der Untertertianer hebt mit dem Ausdruck des tief beleidigten Ehrgefühls seinen Kopf in die Höhe . . .

„Furcht? — ich? in Ragiwen?" fragt er stolz . . .

„Nun, wir wollen sehen! Willst Du wohl 'nauf gehen bis oben in die Straß' und holen Rebekka zum Abendtisch?"

Alle sehen sich erstaunt an — doch schon ist Mendel aufgesprungen, hat tief empört vor sich hingemurmelt: Timor? ego? und läuft zur Thür hinaus!

„Vergiß nicht zu sagen, daß die Großeltern Dich schickten," — ruft ihm die Mutter nach, und dann steht sie auf, macht sich irgend etwas in der Stube zu schaffen und manövrirt so geschickt, daß sie hinter den Stuhl ihrer Schwiegermutter kommt, und ehe diese sich dessen versieht, hat sie ihren Kopf ergriffen und ihr ein halb Dutzend Küsse auf Wange und Mund gedrückt!

(Fortsetzung folgt.)

Reminiscenzen aus der Hochsommerzeit.

I. Die Schutzengel der Verwundeten.

Nimmt man Abschied von den Leichenhügeln eines so furchtbaren Schlachtfeldes, wie es das von Königgrätz war, sendet man den rohgezimmerten Kreuzen, unter deren ausgebreiteten Armen so mancher schlummert, den wir noch vor wenig Tagen frisch und in voller Kraft des Lebens begrüßten, den letzten Blick zu, dann weilen die Augen noch auf den Stätten, welche mit weißer Fahne und rothem Kreuze darauf, bezeichnet sind. Dort liegen die Verwundeten der ersten, sorgenden Pflege übergeben. Es ist ein schmerzliches Gefühl für den Menschen, der mit gesunden Gliedern, unberührt von dem feindlichen Geschosse seine Reise fortsetzt, denn er weiß, wie sehnsüchtig die hinter den Fenstern der Lazarethgebäude Schmachtenden in die Ferne denken, wie sie inmitten ihres Schmerzes bei den Ihrigen im Geiste sind und wie die Wunde doppelt brennt, wenn in der Stille der Nacht, begleitet vom Wimmern und Stöhnen der Leidensgenossen, ein liebes Bild neben dem Schmerzenslager emporsteigt. Aber der Engel des Todes, die blutigen Reiter mit den Sensen, sie achten auf keines Menschen Rang, Ansehen und Alter, wenn der Kriegssturm durch die Reihen tobt, und sie werfen auf das Feld dahin ihre schrecklichen Früchte: Leichen und Verwundete! — Es muß so sein, das Schicksal gebietet also, und da bleibt dann keine andere Wahl, nur Eines ist zu thun, eine schmerzliche aber große Pflicht ist zu erfüllen: Rettung für die Blutenden, Hilfe für die Verwundeten! Schon einmal ist in diesen Skizzen (Nr. 49 d. vor. Jahrg.) der Hilfe gedacht worden, welche die Johanniter den Blessirten beider Armeen zu Theil werden lassen, aber man kann, wie gesagt, nicht Abschied nehmen von den Stätten des Jammers und Kampfes, ohne noch der Thätigkeit des Ordens zu gedenken und immer wieder seine Männer zu rühmen. Wer am Morgen nach der Schlacht als Augenzeuge gegenwärtig war, dem werden jene Wagen mit dem rothen Kreuze ewig im Gedächtnisse bleiben, jene Männer, die zwischen den Leichenhügeln umherspürten und ihre Hände zum Werke der Rettung boten, werden nie aus der Erinnerung schwinden. Ihnen als Oberhaupt ging Graf Eberhard Stolberg voran. Seine edle Persönlichkeit, die so vielen Leidenden als eine Gestalt von Oben gesendet erschien, wird in der Geschichte des Krieges von 1866 eine der ersten und schönsten Stellen einnehmen. Viel — ungeheuer viel war zu thun, als die Entscheidung gefallen war. Auf so gewaltige Niederlagen hatte man in Oesterreich nicht gerechnet, auf eine so blutige Siegesbahn, wie sie der Tag von Königgrätz geschaffen, waren die Preußen kaum vorbereitet. Graf Stolberg hatte von allen Seiten her Lieferungen, Hilfe und Beisteuer erhalten, aber noch immer mehrten sich die Bedürftigen, was war alles Geleistete diesem Jammer, diesen Massen von Blutenden gegenüber? und doch hatte eine treffliche Einrichtung stattgefunden. In der preußischen Armee besteht für jede Division ein leichtes Feldlazareth. Hier finden sich Lagergeräthe, Verbandmittel, Wäsche, Medicamente und die nöthigen Instrumente für 200 Bedürftige. Ein dirigirender Arzt, 12 Hilfsärzte, 8 Lazarethgehilfen, 2 Apotheker und 16 Krankenwärter begleiten die fahrenden Rettungswerkzeuge. Außerdem ist noch eine Anzahl von Trainsoldaten dafür thätig. Man unterscheidet hierbei das fahrende Detachement und das Depot. Sobald der Kampf sich entspinnt, folgen diese beiden Theile den Truppen, für welche sie bestimmt sind. Eine der ersten, schrecklichen Aufgaben vor der blutigen Abrechnung ist die Bestimmung des Verbandplatzes. Hier wird das fahrende Detachement zunächst verwendet. Wenn das Feuer der Geschütze und des Kleingewehres rast, wenn die Linien der Infanterie, die Schwadronen der Cavallerie in- und gegeneinanderstürmen, wenn die Kämpfer fallen und röchelnd den Boden decken, dann erscheinen im Tosen der Schlacht die Trupps der Krankenträger und Wärter mit ihren Tragbahren und kleinen Wagen. Sie dringen vor bis in die Kampflinie, wo die Gefallenen in Reihen oder in Gruppen sich neben- und aufeinanderthürmen; wo sich ihnen eine Hand entgegenstreckt, wo ein klagender Laut durch den Donner der Schlacht erschallt, dahin wenden sie sich und heben, kunstgerechte Griffe brauchend, den verwundeten Bruder auf die Bahre. So schnell als es sich thun läßt, eilen sie mit ihrer traurigen Bürde hinter die Gefechtslinie zurück auf den Verbandplatz, wo die bereitstehenden Aerzte den ersten, lindernden Verband anlegen. Ist dies geschehen, dann führen die Transportwagen ihre Verbundenen in das Depot zurück, welches meist nur eine Viertelstunde von dem Verbandplatze entfernt liegt. Man nimmt zum Depot die weitesten, luftigsten Gebäude: Schulhäuser, Fabriken oder die Säle fürstlicher Schlösser, endlich Kirchen, Klöster. Sobald die Wagen entleert sind, kehren sie wieder zur Gefechtslinie heim, um neue Lasten aufzunehmen, für welche der Dämon der Schlachten bereits gesorgt hat. Die Krankenträger gingen bei Königgrätz und überall mit einer wahren Aufopferung, mit der muthigsten Todesverachtung in das Feuer hinein, viele der Braven haben ihre Treue mit dem Leben bezahlt, aber — auf solche Massen von Niedergeschmetterten hatten sie nicht gerechnet, ihre Zahl reichte nicht hin, alle, die da am Boden lagen, aus dem Feuer zu schaffen. Und aus welchem Feuer! die Granaten waren von schaudererregender Wirkung; was ist auch eine Gewehrkugel gegen die Splitter des mörderischen Geschosses, welches unter die Anstürmenden fahrend, mit wahrhaft höllischem Lärmen platzt und seine verderblichen Theile nach allen Richtungen schleudert? Diese furchtbaren Projectile haben in der That etwas Teuflisches. Sie verkünden sich schon eine Zeit lang vor ihrem Einschlagen durch das Pfeifen, durch den schrillenden Ton, der fast wie ein Hohn klingt und dessen Schwingungen eine Art von satanischer Freude vernehmen lassen, gleichsam frohlockend über das Verderben, welches nun bald verbreitet werden soll. Nun schmettert sie nieder und berstet krachend, und da liegen die rings umher niedergestreckt, welche noch vor wenig Minuten voll Kampfeslust erglühten und vielleicht mit lächelndem Blick den weißen Streifen erscheinen sahen, der das Herannahen der Granate jedes Mal verkündet, bevor der Tod zwischen ihre Leiber fuhr. Hier Leichen — dort Verwundete! aber unaufhaltsam stürzen die Scharen der wohlerhaltenen Kämpfer vorwärts, gegen den Feind über die Verwundeten und Todten geht der Sturm des Gefechtes. Endlich sind die Angriffscolonnen entfernt, nur die Donner des Feuers verkünden ringsum, daß das blutige Werk seinen Fortgang nimmt und bei dem Dröhnen und Krachen kommt der Verwundete zu sich, Blut überrieselt ihn, ein wüthender Schmerz zuckt durch das Gebein, aber immer klarer wird es im Kopfe des Niedergestreckten, er schaut um sich: nur Leichen oder ein wimmernder Genosse, dessen Anblick das eine Elend nur noch vermehren hilft, in größerer oder geringerer Entfernung die hinanstürmenden Scharen von Freund oder Feind, das sind die Dinge, welche der ins Leben Zurückgekehrte erblickt. Aengstlich duckt er sich, wenn dicht bei ihm ein Trupp Reiter vorüberstürmt, mit Grausen sieht er, wie neben ihm ein Unglücksgefährte aus dem Leben scheidet — oder es schlägt nicht weit von der Stelle, auf welcher er im Blute liegt, eine Kugel in den Sand, vielleicht trifft die nächste ihn und er möchte doch so gerne leben; jetzt, wo er den Schmerz fühlt, wo er sieht, wie unter hartem Kampfe die um ihn Liegenden verenden, jetzt ist ihm das Leben doppelt werth geworden, aber doppelt groß seine Angst, seine Sorge. Wenn er vergessen, wenn er zertreten würde, ehe Hilfe naht? oder wenn er sich verbluten müßte? ja — das ist es. Es fällt ihm ein, wie die Kameraden noch gestern erzählt haben, es sei das Fürchterlichste: langsam verbluten zu müssen, man könne gerettet werden, wenn schnell Hilfe bei der Hand sei, die Krankenträger, die Commandeure der Rettungscolonne, das seien die guten Engel des Schlachtfeldes, denn oft sterbe der Verwundete, nicht weil seine Wunde tödtlich, sondern weil die Hilfe zu spät gekommen sei und die Verblutung stattgefunden habe. Eisiger Frost schüttelt den Duldenden, er glaubt, sein Blut heftiger rieseln zu sehen, ja — es ist der Tod, keine Rettung, und schon umwölkt Ohnmacht seine Sinne wieder, die Schmerzen fühlt er kaum noch, er achtet der vorbeijagenden Reiter nicht mehr, und noch einen schwachen Hilferuf ausstoßend sinkt er nieder auf die ihn umgebenden Leichen. Traumartig ist sein Zustand. Lange dünkt es ihm, er stehe an der Schwelle des Grabes, da ist es, als höre er durch das Dunkel, welches seine Augen umnachtet, einen lauten Ruf, dann fühlt er sich emporgerichtet: „hier ist einer“, so tönt es, „langsam aufheben“, erschallt ein Commando. Der Verzweifelte wird aufgerichtet, der Geruch einer stärkenden Essenz dringt in sein Gehirn, er schlägt die Augen auf: Gerettet! gerettet! Rechts und links neben ihm knieen Männer, die ihn halten, sie tragen weiße

Binden mit rothen Kreuzen darin um ihre Arme, nicht weit davon sind noch mehrere solcher Männer beschäftigt, die anderen Verwundeten aufzuheben, sie schieben die Gefundenen sorgfältig in den Wagen, der auch mit rothem Kreuze geziert ist, und sich gegenüber sieht der dem Leben Wiedergegebene die hohe Gestalt eines Mannes in Uniform und grauem Soldatenmantel, auch dieser Mann trägt das rothe Kreuz im weißen Felde, er ordnet die Transporte der Verwundeten, die Hilfe ist nahe, mitten durch Leichen und Sterbende, durch schwer und Leichtblessirte schreitet sie, jener Mann bringt sie: Es ist Graf Stolberg, der Johanniter. — Nun kehrt Lebensmuth zurück, der Verwundete wird emporgehoben, kunstgerecht ausgeführte Griffe befördern ihn bald in den bequemen Wagen, und eine halbe Stunde später ist theilt. Jede Section kann 200 Verwundete aufnehmen. Der Abtheilung steht ein dirigirender Arzt mit 13 Aerzten, 15 Gehilfen, 32 Krankenwärtern und 3 Apothekern vor. Wenn die Anzahl der Verwundeten, wie es namentlich nach der Schlacht von Königgrätz der Fall war, sehr bedeutend zunimmt, oder wenn das Vordringen der Truppen die Nothwendigkeit des Mitführens der schweren Lazarethe erheischt, dann hat unsere treffliche, preußische Armeeeinrichtung eine Aushilfe durch die stehenden Kriegslazarethe, durch die Etappenlazarethe, durch die Reservelazarethe. Es kann durch diese drei Abtheilungen die Entleerung der überfüllten Räume sehr schnell bewerkstelligt werden. Bei den stehenden Kriegslazarethen wird besonders auf die Wahl des Ortes Rücksicht genommen, auch vertheilt man nach



Graf Stolberg, der Johanniter

Originalzeichnung von Georg Bleibtreu.

er in den Händen der Aerzte, der leichte Verband wird angelegt, dann geht es wieder in das Depot, ein Bett, eine Matratze mit guter, reinlicher Decke nimmt ihn auf, er kann noch hoffen, gerettet zu werden, und muß er sterben, so stirbt er doch mindestens unter Freunden im sicheren Asyle, gepflegt von pflichttreuen Wärtern, die Hufe der Rosse zerschmettern ihn doch nicht, die Räder der Geschütze zermalmen ihn doch nicht langsam und die fernen Lieben erfahren doch, wo und wie er gestorben, seine kleine Baarschaft, die letzten Andenken: eine Uhr, ein Ring oder dergleichen kann dereinst in ihre Hände kommen, und nicht die Beute nächtlicher Marodeurs wird die schlichte Habe des Verstorbenen.

In Verbindung mit den Divisionslazarethen (den leichten) stehen die schweren Lazarethe, von denen jedes Armeecorps über drei verfügen kann. Die Mittel, welche diesen Lazarethen zu Gebote stehen, sind dieselben, die in den leichten gefunden werden, nur sind sie bei jenen in größerer Quantität vorhanden, auch ist das Personal bei weitem stärker. Um eine schnellere Bewegung des großen Etablissements zu ermöglichen, hat man jedes schwere Lazareth in drei Sectionen getheilt — preußischem Systeme die Verwundeten, welche aus den Feldlazarethen kommen, so viel es sich thun läßt, an verschiedene Verpflegungsorte, um ein Anhäufen zu vermeiden. Während des Krieges von 1866 waren 12 stehende Kriegslazarethe etablirt, welche etwa 6000 Lagerstellen enthielten. Für Kranke, deren Zustand eine andauernde Fahrt nicht zuläßt, sind die Etappenlazarethe bestimmt.

Man ist preußischerseits immer darauf bedacht, die stehenden Lazarethe an Orten zu etabliren, welche innerhalb des Eisenbahnnetzes oder, was besonders gerne gesehen wird, an einer großen Wasserstraße liegen. Dies erleichtert natürlich den Transport bedeutend, und die Etappenlazarethe werden meist an solchen Stellen gegründet, die Kranken können sich hier erholen und Eisenbahnfahrten, sowie Wassertransporte werden in größeren oder kleineren Abschnitten zurückgelegt. Reservelazarethe hat man gewöhnlich in den weiter vom Kriegsschauplatze entfernten Orten errichtet. Die Beförderung der Kranken und Verwundeten in diese Lazarethe geschieht durch die Krankentransportbehörde. Diese Behörde setzt sich aus einem Officiere, einem Arzte und einem Verwaltungsbeamten zusammen. Sogleich

bei Beginn des Gefechtes, ja, sobald die Truppen nur die Möglichkeit eines Treffens in Aussicht haben, richten sich die Behörden hinter der Armee vollständig ein. Gewöhnlich wird dabei auf Nähe einer Eisenbahnstation gesehen, um mit den Verwaltungen und Vorständen der übrigen Lazarethe in Verbindung bleiben zu können, auch weisen diese Behörden den Verbleib der Verwundeten nach, welche aus Feld- oder Etappenlazarethen an andere stehende Verpflegungsanstalten abgegeben worden sind. Die Verpflegung unterwegs, sowie die Art der Beförderung leiten die Vorstände der einzelnen Lazarethe. Hundert Verwundete oder Kranke befördert man durchschnittlich in 15 Güterwagen; 2 Aerzte, 2 Lazarethgehilfen und 13 Krankenwärter geleiten den ernsten Zug. Daß also für die Armeen, welche das mordende Geschoß traf, nach besten Kräften gesorgt wird, das muß wohl aus obigen flüchtigen Angaben schon erhellen; eine genaue Schilderung aller Verbindungen und trefflichen Einrichtungen würde den Raum, der hier bewilligt ist, weit überschreiten. Wenn selbst die sorgsamste Pflege und deren Vorbereitung auf Hindernisse stieß, so liegt das in der Gewalt der Verhältnisse und Begebenheiten, die mit unwiderstehlicher Kraft, gegen alle Berechnung und Erwartung hereinbrachen, daß aber trotz dieser unerwarteten Massen von hilfsbedürftigen, unsere Lazarethe, Ambulancen und Verpflegungsanstalten des Krieges, dennoch so Bedeutendes leisteten, das eben ist der Beweis für die moralische Kraft unseres Vaterlandes; hinter der kämpfenden Armee zieht eine zweite daher: die Armee der Pfleger und Wärter. Sie haben noch größere Mühen als die Streiter, sie sehen noch größeres Elend, sie setzen ihr Leben noch schrecklicheren Feinden aus, den Fiebern, den Seuchen und wie schon gesagt worden ist: auch für den Krankenträger saust oft genug die tödtliche Kugel herbei und schmettert ihn nieder, während er sein Liebeswerk verrichtet — und wie viele Aerzte haben die Seuchen in letzter Zeit hinweggerafft!

Aber nicht nur durch den Dienst im Gefechte und in den Lazarethen sind die Pfleger und Wärter gefährdet. Oft genug müssen sie durch die Bosheit der Einwohner des besetzten Landes, selbst durch die Tücke der feindlichen Verwundeten leiden. Man muß es mit Widerstreben niederschreiben, daß Fälle vorgekommen sind, wo der so eben sanft Verpflegte seinem Wärter ein verborgen gehaltenes Messer in die Schulter oder Brust sticht, wo auf den verbindenden Arzt gefeuert wurde; aber das hält die Braven nicht ab, sorgsam die Verwundeten zu erspähen, ihnen Hilfe zu bringen. Im Regen, im Sonnenschein — in der stillen Mondnacht streifen sie durch das Leichenfeld. Das Hüttenlager auf dem Blutfelde von Königgrätz steht vor ihnen — noch ist das Getreide, aus welchem die Strohhütten des Bivouaks zusammengesetzt sind, frisch, aus den Wänden nicken Blumen hervor, aber die noch vor wenig Stunden hier sich umhertummelten, die liegen starr und bleich, vom Monde beschienen auf der Haide, über welche der Nachtwind klagend streicht. Horchend stehen die Wärter, in ihren Händen die Laternen haltend — da schallt wieder ein leiser Hilferuf durch die stille, schauerliche Mondnacht — noch einer — ein dritter, die Retter nahen sich der Stelle, von woher der Klagelaut dringt — und wieder ist ein armes, hilfloses Menschenkind geborgen. — —

Georg Hiltl.

Was haben wir seit 1830 über die Cholera gelernt?

Von Medicinalrath Dr. Wald.

Noch sind es nicht 40 Jahre her, seitdem unser Welttheil von jener furchtbaren Seuche heimgesucht wird, welche, in periodischen Anfällen vom Orient einbrechend, nach mehrjähriger Dauer plötzlich verschwindet, um sodann mit verdoppelter Wuth nach kurzer Frist wiederzukehren. Räthselhaft mußte es bisher erscheinen, daß diese seit vielen Jahrtausenden im Orient bekannte und gefürchtete Pest bis dahin so vollständig auf die Grenzen ihres indischen Vaterlandes beschränkt geblieben war; denn so gewiß es ist, daß ihrer bereits in den Sanskritschriften gedacht wird, und daß die ältesten europäischen Reisenden aus dem 16. und 17. Jahrhundert sie schon unter ihrer heutigen Form beschreiben, so sicher ist es, daß sie erst in unserem Jahrhundert die Fähigkeit erlangt hat, die Grenzen ihres Vaterlandes zu überschreiten. In Europa selbst festen Fuß zu fassen, hat ihr Mühe genug gemacht. Denn wiewohl sie schon 1817 in die Nachbarländer Indiens eingebrochen und 1820 in Persien und Kleinasien epidemisch war, von wo aus sie öfters nach den russischen Küsten des Caspi-Sees einzubrechen wußte, gelang es ihr erst nach viermaligen vergeblichen Versuchen im Jahre 1829 sich auf europäischem Boden zu behaupten. Damals kam ihrer raschen Verbreitung ein politisches Ereigniß zu Hilfe, die polnische Revolution. Die continuirlichen Truppenzüge durch die weiten Ebenen Rußlands waren es, welche die Seuche bald zu den verschiedensten Punkten dieses Reiches hinschleppten, und ihre Verbreitung über den Westen Europas war nun nicht mehr zu hindern. Sie verweilte damals in unserem Welttheile, — von wo aus sie auch den transatlantischen Continent heimsuchte, volle 8 Jahre, bald hier, bald dort hausend, und selten dieselbe Gegend zweimal überfallend. Mit dem Jahre 1838 erlosch sie in Europa vollständig. Aber nach 9 Jahren brach sie, ebenfalls von Indien aus über Rußland, von neuem in Europa ein und verweilte nun 12 Jahre, von 1847 bis 1859 bei uns, und zwar mit dem traurigen Unterschiede von ihrem ersten Besuche, daß sie nunmehr häufig genug Jahr aus Jahr ein dieselben Gegenden überfiel: leider ist sie jetzt bereits nach nur 6jährigem Ausbleiben abermals erschienen. Jedermann weiß, daß die Pilgerzüge nach und von Mecka sie zunächst in die Häfen des Mittelmeeres verschleppt hatten, von wo aus ihre Verbreitung über Europa nicht mehr zu verhindern war.

Mit Recht verlangt man nunmehr von der ärztlichen Wissenschaft Auskunft über das, was sie in den 36 Jahren, seitdem die Seuche bei uns heimisch geworden, über ihr Wesen und ihre Behandlung gelernt hat.

Bei ihrem ersten Erscheinen hielt man die Cholera bekanntlich für ansteckend in dem Sinne, wie es die Pocken oder die Pest sind, und hatte versucht, sie durch militärische Absperrung der Grenzen vom Lande abzuhalten. Aber sowohl dieser Grenzsperre, sowie auch der dann versuchten localen Sperrmaßregeln der einzelnen Districte hatte die Seuche gespottet, und somit einen heftigen Widerspruch gegen die Lehre von der Ansteckungsfähigkeit der Cholera hervorgerufen. Dieser Widerspruch wurde mit einer Leidenschaftlichkeit geführt, welche die Ermittelung der Wahrheit lange Zeit aufhielt. Erst, nachdem die zweite europäische Epidemie vom Jahre 1848 ab das Material ins Ungeheure vermehrte, und die Untersuchungen leidenschaftslos geführt wurden, hat man diese wichtigste Frage beantworten gelernt. Es ist gegenwärtig kein Streit mehr darüber, sondern allseitig anerkannt, daß die Cholera in Europa nirgends von selbst, auf miasmatischem Wege, entsteht, sondern daß sie bei uns nur eingeschleppt vorkommt. Sie verbreitet sich lediglich und ausschließlich nur auf dem Wege des menschlichen Verkehrs, unabhängig von Windrichtungen oder anderweitigen atmosphärischen Einflüssen. — Hieraus folgt die äußerst fruchtbare Thatsache, daß die Entstehung der Cholera an einen verschleppbaren Stoff gebunden ist, welcher, wie man mit größter Wahrscheinlichkeit erkannt hat, in dem Auswurfstoffe der Kranken enthalten ist und dadurch wirksam wird, daß er in den Erdboden und das in ihm resp. auf seiner Oberfläche circulirende Wasser gelangt. Man erkannte ferner, daß sich nicht alle Oertlichkeiten in gleicher Weise bei der Einschleppung der Cholera verhalten. Während in der einen Klasse derselben schon wenige eingeschleppte Fälle genügen, um sofort eine ausgedehnte Epidemie zu erwecken, kommt eine solche in den zur anderen Klasse gehörigen Oertlichkeiten durchaus nicht zu Stande, wiewohl ihr Verkehr mit Choleraplätzen ungehindert bleibt.

Dies verschiedene Verhalten hat nun zur Ergründung der hier maßgebenden Umstände und zur Erkenntniß folgender höchst wichtigen Wahrheiten geführt.

1) Wir wissen jetzt, daß die Cholera sich nur dort nach ihrer Einschleppung halten und zur Epidemie entwickeln kann, wo das, im lockeren und porösen Erdboden enthaltene Grundwasser mit excrementellen Stoffen, die aus Senkgruben, Cloaken, Gossen und Rinnsteinen durchgesickert sind, verunreinigt ist.

2) Ein solches Grundwasser wird aber besonders dann gefährlich, wenn es abwechselnd einen hohen oder tiefen Stand einnimmt.

Im letzteren Falle trocknen die oberen, mit jenen organischen Stoffen geschwängerten Erdschichten aus, werden dadurch lufthaltig und fähig, ihre Zersetzungsproducte in die Luft empor und in den Bereich der Bevölkerung zu bringen.

Andrerseits steht es fest, daß diejenigen Oertlichkeiten, in welchen die Cholera sich zu verbreiten nicht im Stande ist, einen Boden haben, welcher eines solchen Grundwassers entbehrt. Hieher gehören diejenigen, welche auf reinem Felsboden oder auf tiefem, reinem Sandboden, namentlich auf Wasserscheiden, gegründet sind, wo das ohnehin sehr tiefe Grundwasser keine Zersetzungsproducte nach der Oberfläche emporschicken kann, sondern nach tieferen Gegenden abfließt.

Es wird nun sofort begreiflich, weshalb die an Flußufern gelegenen Städte, und in ihnen die Uferstraßen, so ganz besonders von der Cholera gefährdet sind. Denn gerade diese befinden sich am meisten im Bereiche des steigenden und fallenden Grundwassers, welches in allen altbewohnten Städten im hohen Grade durch menschliche Abfälle verunreinigt ist. Je tiefer die Wohnungen liegen, um so näher befinden sie sich dem Bereiche dieses schädlichen Grundwassers.

Aber diese Beschaffenheit des Grundwassers für sich allein kann die Cholera nicht erzeugen. Sie gibt nur die Bedingung her, von der die Wirksamkeit des in den Erdboden gelangenden Cholerastoffes nach seiner Einschleppung abhängig ist. In welcher Weise diese Wirksamkeit vor sich geht, das ist bis jetzt noch völlig unbekannt. Sicher ist nur, daß, wenn die Cholera in einen Ort, dessen Bodenbeschaffenheit die eben beschriebene ist, eingeschleppt wird, unter den Bewohnern sich eine Epidemie sicherlich ausbreiten wird, daß dieser Erfolg aber ausbleibt, wenn der Erdboden jener Eigenschaften ganz oder doch größtentheils entbehrt.

Da nun aber glücklicherweise nicht alle Einwohner eines solchen für die Cholera empfänglichen Ortes nach deren Einschleppung der Krankheit verfallen, so muß noch etwas anderes hinzukommen, was den Ausbruch derselben vermittelt. Es ist dies eine eigenthümliche Disposition oder Körperbeschaffenheit, welche den einzelnen zur Aufnahme des Cholerastoffs empfänglich macht oder das Gegentheil bewirkt. Worin besteht nun diese Disposition?

Bis jetzt hat man sich mit der Beantwortung dieser Frage vergeblich bemüht und endlich behauptet: es sei zur Zeit unmöglich, sie zu finden. Wenn man aber die Ursache jenes räthselhaften Umstandes entdecken könnte, daß nämlich die Cholera erst in unserem Jahrhundert die Grenzen ihres Vaterlandes hat durchbrechen und sich auf die abendländischen Völker verpflanzen können, so würde man der Lösung der in Rede stehenden wichtigen Frage sehr nahe sein. Denn jener Satz läßt sich auch so ausdrücken: welches ist die Ursache, daß die abendländischen Völker Jahrtausende hindurch keine Disposition für die Ansteckung mit der Cholera gehabt, und daß sie diese Empfänglichkeit seit Anfang unseres Jahrhunderts auf einmal gewonnen haben?

Den Weg zur Lösung dieses Räthsels eröffnet uns das Licht, welches die Geschichte der Volkskrankheiten verbreitet.

Die sogenannten endemischen oder örtlich hausenden Seuchen sind nichts anderes, als die Producte von Schädlichkeiten, welche auf eine geschlossene Bevölkerung längere Zeit einwirkten. Diese Schädlichkeiten können nun zweifacher Art sein; entweder sind es rein physikalische, der Eigenthümlichkeit der klimatischen und Bodenverhältnisse entspringende und somit gewissermaßen unvermeidliche, wie z. B. die tropischen Sumpffieber; oder sie haben ihren Ursprung in einer naturwidrigen, verkehrten Lebensweise der Bevölkerung.

Es ist nun eine Eigenthümlichkeit aller seuchenartigen Krankheiten, daß sie mit der Zeit einen Ansteckungsstoff erzeugen, welcher sodann seinerseits die Verbreitung der Krankheit auch auf solche Bevölkerungen ermöglicht, welche nicht unter denselben Verhältnissen leben, als diejenigen sind, die zuerst zur Entstehung der Krankheit Veranlassung gegeben hatten. Die Erfahrung lehrt nun, daß für die Ansteckung diejenigen Völker am empfänglichsten sind, welche unter möglichst ähnlichen Verhältnissen mit denen der Erzeuger der Seuche leben; wogegen sich wieder andere Bevölkerungen für die Ansteckung weniger oder gar nicht empfänglich zeigen, welche, in Folge sehr abweichender Lebensweise, auch eine andere Körperconstitution und Säftemasse haben. Es ist leicht einzusehen, daß die ausschließlich von Milch und Fleischkost lebenden Nomaden Mittel- und Hochasiens eine ganz andere Säftemasse haben müssen, als die aus religiösen Ursachen ausschließlich der einseitigen vegetabilischen Diät hingegebenen Bewohner Indiens. Die Seuche nun, welche dieses Volk, in den seichten Niederungen riesiger Flüsse, unter tropischem Klima, auf einem seit Jahrtausenden dicht bewohnten und daher mit organischen Auswurfstoffen tief inficirten Boden, in Verbindung mit einer einseitigen naturwidrigen Nahrungsweise ausgebrütet hatte, konnte sich früher unter seinen Grenznachbarn nicht verbreiten, weil diese eben, wegen gänzlich verschiedener Säftemischung und Körperconstitution, keine Empfänglichkeit für jenen Krankheitsstoff hatten. Und selbst, wenn zeitweise der Verkehr Indiens mit den umwohnenden Nationen durch Kriegszüge und gesteigerte Handelsverbindungen ein besonders lebhafter war, gelang es der Seuche nicht, in jenen Nachbarländern festen Fuß zu fassen, noch weniger aber, sich auf die Völker des Abendlandes zu verbreiten. Denn auch diese waren bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wesentlich Fleischesser. Erst seitdem die Kartoffel das Hauptnahrungsmittel für den größten Theil der europäischen Völker geworden, hat sich allmählich deren Säftemischung gegen früher wesentlich geändert. Es ist in Folge dessen ein anderer sogenannter Krankheitsgenius eingetreten, demjenigen der von Vegetabilien lebenden Indier ähnlich, und daher auch empfänglich für die von diesem Volke ausgebrütete Seuche.

So einleuchtend dies sein dürfte, so will ich doch versuchen, es durch ein Beispiel aus der Geschichte der Volkskrankheiten noch ersichtlicher zu machen. Im Gefolge der innigen Berührung des Abendlandes mit dem Orient während der Kreuzzüge verbreitete sich der Aussatz des Morgenlandes mit furchtbarer Schnelligkeit über ganz Europa. Bald kam es dahin, daß fast in jedem größeren Dorfe eine Leproserie (Aussatzhaus) errichtet werden mußte. Aber wie kam es, daß nach wenigen Jahrhunderten bereits der Aussatz allmählich immermehr abnahm, bis er als Volkskrankheit in Europa ganz vollständig erloschen ist? — Die Ursache hiervon war die Erfindung und der bald allgemein gewordene Gebrauch — der Seife. Bevor man dieses Mittel der Wäschereinigung kannte, war das Volk genöthigt, im Winter wie im Sommer nur Wollenstoffe als Leib- und Bettwäsche zu gebrauchen, weil Leinwand sich durch bloßes Wasser oder durch Walken nicht reinigen ließ, wohl aber Wolle. In Folge nun des steten Gebrauchs des Wollenzeuges, welches bei der großen Masse des Volkes natürlich von gröbstem Gewebe und harten Fasern war, war die stets überreizte Haut allmählich dasjenige Organ geworden, welches zu Erkrankungen ganz besonders neigte und daher für den Ansteckungsstoff des Aussatzes besonders empfänglich war. Sobald aber durch Einführung der Seife der Gebrauch des Leinenzeuges für Leib- und Bettwäsche allgemein wurde, und jene schädliche Ueberreizung der Haut aufhörte, da verschwand auch die Disposition zu Hautkrankheiten und mit ihr der Aussatz. Es wird nun begreiflich sein, wie durch Einführung der Kartoffelnahrung allmählich die Säftemischung der europäischen Nationen eine andere geworden; die Disposition für gewisse Krankheiten, wie z. B. den Skorbut verloren, dafür aber die Empfänglichkeit für andere Seuchen gewonnen hat.

Man wird nun aber zu wissen verlangen: was diese Kenntnisse über das Wesen der Cholera nützen und wie sie praktisch zu verwerthen seien?

Als Ursache der Choleraepidemie haben wir den in einen Ort eingeschleppten Cholerastoff erkannt, der an die Auswurfstoffe des Kranken gebunden ist; ja, der auch schon in denen von gesunden Menschen enthalten sein kann, die aus einem inficirten Orte kommen. — Als Bedingung der Wirksamkeit dieser Ursache aber erkannten wir die beschriebene Eigenthümlichkeit des Bodens, nämlich seinen Gehalt an einem mit excrementellen Stoffen verunreinigten, bald steigenden, bald fallenden Grundwasser. Um also der Cholera vorzubeugen, muß man sowohl der Ursache, als auch der Bedingung ihrer Wirksamkeit entgegenarbeiten.

Da nun eine Verhinderung des menschlichen Verkehrs in unserer Zeit geradezu undurchführbar ist, so bleibt in ersterer Beziehung nichts anderes übrig, als der Versuch, den verschleppbaren Krankheitsstoff oder Keim zu zerstören. Dies kann nur auf chemischem Wege erreicht werden und zwar durch Stoffe, welche zersetzend auf die organischen Substanzen wirken, an welche dieselben gebunden sind. Am zweckmäßigsten ist hierzu der rohe Eisenvitriol (schwefelsaures Eisenoxydul), namentlich, wenn er mit etwa $^{1}/_{20}$ seines Gewichts Kupfervitriol vermischt wird. Seine Wirksamkeit wird durch den Zusatz brenzlicher Säuren, z. B. der Carbolsäure oder auch des rohen Holzessigs, vermehrt. Bei dem äußerst niedrigen Preise dieser Mittel ist

deren Anwendung zur Desinfection der Auswurfstoffe ebenso leicht durchführbar, als dringend geboten.

Bezüglich der Vernichtung der zur Verbreitung der Cholera nothwendigen Bedingung, nämlich der inficirten Bodenbeschaffenheit, ist die Aufgabe freilich viel schwieriger. Der Boden solcher Städte, welcher bereits seit Jahrhunderten durch die aus Senkgruben durchgesickerten excrementellen Stoffe, die zum Theil auch in die Brunnenkessel eingedrungen sind, verunreinigt ist, läßt sich nicht mehr reinigen, und es entsteht nunmehr nur die Aufgabe, die fernere Verunreinigung zu verhüten, indem Vorkehrungen getroffen werden, die Auswurfstoffe der Bevölkerung sogleich nach ihrer Erzeugung aus dem Bereich derselben zu entfernen. Ob dies durch Regelung der Abfuhr oder durch Canalisirung am zweckmäßigsten zu geschehen habe, läßt sich im allgemeinen kaum bestimmen, da hier die örtlichen Verhältnisse von wesentlichstem Einflusse sind. Doch dürfte das Abfuhrsystem für die meisten Orte das vorzüglichere sein.

Von noch größerem Interesse wird für die meisten die Frage sein: was die Wissenschaft in der Behandlung der Cholera seit 1830 gelernt habe?

Furchtbar ist der Uebermuth gestraft worden, mit welchem damals in verschiedenen Facultäten Deutschlands das endliche Erscheinen der Cholera herbeigewünscht wurde, „da es Zeit sei, diesem asiatischen Gespenste die Larve vom Gesicht zu reißen!“ Wir müssen gestehen, daß sich bei der vollständig ausgebildeten Form dieser Krankheit, in ihrem sogenannten stadium algidum, die ärztliche Kunst nur wenig mächtig erweist. Dies zeigt sich am evidentesten dadurch, daß die Sterblichkeit der verschiedenen Epidemien seit 1830 in Europa bis jetzt fast dieselbe geblieben ist, wiewohl die Methoden der Behandlung oft genug gewechselt haben. Und dennoch darf man behaupten, daß es kaum eine andere Seuche gibt, welche der ärztlichen Behandlung so zugänglich und mit so großer Aussicht auf günstigen Erfolg anzugreifen ist, als die Cholera. Dies ist kein Widerspruch gegen den eben geäußerten Satz. Denn so schwierig und hoffnungsarm die Behandlung des letzten Stadiums der Krankheit, so einfach und sicher ist die des Beginns derselben. Ueberall nämlich hat die Beobachtung gelehrt, daß dem Ausbruche der ausgebildeten Cholera ein Vorläuferstadium vorhergeht, welches an dem meist leicht und schmerzlos erfolgenden Durchfalle leicht erkennbar ist. In diesem Zeitraume der Krankheit ist es, wo die Behandlung eintreten muß, wenn der ausgebildete Choleraanfall und damit in den meisten Fällen der Tod abgewendet werden soll. Dann erst, wenn diese wichtigste aller die Cholerafrage betreffenden Maximen wird in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen sein, dann erst wird die Seuche ihre Macht eingebüßt haben.

Aus demjenigen, was wir über die Disposition oder Empfänglichkeit für den Cholerastoff niedergelegt haben, folgt endlich noch eine wichtige Regel. Sie betrifft die Regulirung der Diät bei Annäherung und Herrschaft einer Choleraepidemie. Die Beschaffenheit unserer Säftemischung steht zu großem Theil in unserer Macht und Wahl; denn unsere Körpermasse wird durch die Nahrungsmittel stets ersetzt und neugebildet. Da wir nun dieselben größtentheils nach eigenem Belieben wählen, so kann man sagen: wir kaufen unseren Leib allmählich auf dem Markte zusammen. Bei Annäherung der indischen Seuche ist es daher gerathen, diejenigen Nahrungsstoffe zu vermeiden, welche unsere Säftemischung derjenigen ähnlich machen, die jene Völker in Folge ihrer einseitig vegetabilischen Nahrungsweise allmählich acquirirt haben. Wir müssen zu diesem Zwecke uns somit mehr an Fleischkost halten und die vorwiegend vegetabilische Kost meiden.

Schon dies beweist, wie oberflächlich die so oft gehörte Redensart sei: man müsse während der Herrschaft einer Choleraepidemie an seiner gewohnten Lebensweise möglichst wenig ändern. Vielmehr ist es dem Verstande gemäß, den veränderten Umständen Rechnung zu tragen.

Der Unbekannte von Biarritz.

Aus dem Reisetagebuche eines Diplomaten. Von A. Mels.

.... Schreckliche Saison! — Langeweile au beau fixe! Vollständige Geisteserschlaffung bei drei Seebädern täglich und enormem Appetit! Die Arrondirung meines Ichs macht höchst bedenkliche Fortschritte, während der Geist bis auf mikroscopische Parcellen zusammenschrumpft! — Was thun? — Zur Abwechslung ein Seebad nehmen und den Tritonen mein Leid klagen — oder auf der Düne herumschlendern und den Damen fade Complimente sagen! — All meine Freunde sind von demselben Uebel angesteckt! — O Biarritz — Capua unseres besseren Ichs — deine Bäder und deine Küchen haben uns alle auf dem Gewissen! — Gestern traf ich den Legationsrath von R. aus Wien — er las .... nein, ich will nicht einmal niederschreiben, was er las! — Schrecklich ... Schrecklich!

.... Ich bemerke, daß die Langeweile hier als Epidemie grassirt, und daß sowohl Franzosen als Ausländer, — sowohl das schöne Geschlecht, als auch ... das andere davon angesteckt sind! Bedenkliche Symptome zeigen sich überall — man erzählt von einem deutschen Assessor — aber ich glaube es nicht, daß er — eine Tragödie zu schreiben gedenke! — Das nennt man nun Sommervergnügen! Ich habe mich heute wiegen lassen und wiege eilf Kilogrammes — nach deutschem Gewichte beinahe dreiundzwanzig Pfund mehr, als am Tage meiner Ankunft! — Aussicht auf eine Bantingkur nach der Rückkehr! — Schrecklich!

.... Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts ist doch im ganzen genommen etwas Großes! — Gestern sprachen wir im Hotel von der grassirenden Langeweile, und gleich fand sich ein unternehmender Kopf, welcher eine Société anonyme vorschlug, pour la protection des baigneurs contre l'ennui“. — Ich glaubte, daß das alles Unsinn sei, und heute Morgen höre ich, daß die Genossenschaft constituirt ist, schon ein Dutzend Mitglieder beiderlei Geschlechtes zählt und Aussicht auf bedeutenden Zuwachs hat. Ich werde mich heute Abend gleichfalls aufnehmen lassen! — Ich bin es meiner Familie schuldig! —

Acht Tage später geschrieben: .... „Ich wiege drei drei Viertel Kilogrammes weniger, als vor einer Woche — der Assessor hat seine angefangene Tragödie ins Feuer geworfen, — der Legationsrath liest nicht mehr das Werk ... das ich nicht nennen will! — Es lebe die Genossenschaft! .... wir sind fünfzig Mitglieder .. die Langeweile ist todt in unserer Gesellschaft, und niemand weint an ihrem Grabe! ....

* * *

Ich habe es für nothwendig gehalten, diese Zeilen der nachfolgenden Episode voranzuschicken, damit der Leser erkennen möge, bis zu welchem Grade geistiger Abgestumpftheit ein Mensch kommen kann, wenn er sich dem Dolce far niente des Badelebens so gänzlich hingibt, wie man es gewöhnlich in Biarritz und auch in anderen Bädern zu thun pflegt. Die Bildung der Gesellschaft, deren Authenticität ich verbürgen kann — hatte keinen anderen Zweck, als uns geistig aufzurütteln, und dies gelang dermaßen, daß, wie ich gehört habe, in den nächsten Jahren die Bildung einer neuen derartigen Gesellschaft das erste war, was die Mitglieder der ursprünglichen unternahmen, als sie nach Biarritz zurückkehrten. —

Leider war die Idee eingerissen, daß das beste Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, das wäre, sich einige Originale der Badewelt zur Zielscheibe des Witzes auszuerwählen und durch geschickte Intriguen die lächerlichsten Catastrophen herbeizuführen. Ich kann immer noch nicht ohne Lachen jenes etwas beliebten Frankfurter Banquiers gedenken, von dem wir das Gerücht verbreiteten, er sei der Componist Richard Wagner, der nach dem Fiasco des Tannhäusers in Paris sich nur incognito zeige. Es entstanden hierdurch die köstlichsten Verwicklungen, da die Zukunftsmusik sowohl Vertheidiger, als auch ganz entschiedene Gegner in Biarritz hatte und der Banquier, dessen Incognito streng geachtet wurde, sowohl Freunde als auch erbitterte Feinde fand.

Die nachfolgende Episode ist vollständig wahrheitsgetreu, und wie mir erzählt wurde, soll der Held derselben, den jedes Kind in Deutschland und jeder Erwachsene in der civilisirten Welt kennt, herzlich darüber gelacht haben, als er sie erfahren. Sie spielte vor einigen Jahren. — —

Eine Cavalcade, aus vier Damen und drei Herren bestehend,

kömmt langsam auf der Straße von St. Jean de Luz herangeritten. Es sind die Gräfin B., die verwittwete Marquise von F. B., Fräulein von L.; alle drei Französinnen und Donna Manuela de la S., eine Spanierin. Alle vier sind ausnahmsweise schön, ausnahmsweise geistreich — alle vier haben einen verschiedenen Typus sowohl in ihrer Schönheit, als auch in ihrem Geiste! — die drei Herren, die hinter den Damen reiten, sind weniger, als diese dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu beanspruchen — es wäre denn des Contrastes halber ... Der eine, der Graf B. ist ein Parisien pur sang, schon nahe den Vierzigern; der andere, ein junger Spanier, ein angehender Diplomat; der dritte ... Schreiber dieser Zeilen.

Alle sieben sind Mitglieder der bewußten Gesellschaft, und wenn der Leser ihr Gespräch mit anhören will, so wird er die Gesellschaft so ziemlich in ihren Tendenzen kennen lernen.

„Sie hat gestern auf der Abendpromenade ein scharlachroth seidenes Kleid getragen", sagt die Gräfin, „haben Sie es bemerkt?"

„Ja, und dunkelgelbe Blumen in ihren gefärbten Haaren", setzt Donna Manuela hinzu, und indem sie ihr reizendes Köpfchen den Reitern zuwendet, sagt sie: „Gibt es scharlachfarbige Papageien mit gelben Federn auf dem Kopfe, Herr Doctor?"

„Die Rasse der Papageien, Sennorita", erwidere ich, „ist dermaßen vielfarbig, daß, obgleich ich nicht die Ehre habe, die von Ihnen beschriebene Species persönlich zu kennen, ich dennoch nicht den geringsten Zweifel an deren Existenz hege und daß ...."

„Sie sprechen wie ein Buch, Herr Doctor, „ich meine, ein langweiliges Buch", unterbricht die Gräfin, und während ich mich verbeuge, fährt sie, zu Fräulein von L. gewendet, fort: „Wie weit sind Sie mit ihr, liebe Laura? verzeihen Sie mir, aber Sie brauchen wirklich viel Zeit, um diese in Scharlach gebundene Elzevirausgabe wieder in das Antiquarium, wo sie hingehört, zurückzusenden".

„Bitte, gnädige Frau", sage ich, „sprechen Sie den Namen Elzevir nicht mit solcher Verachtung aus, er ist Tabu in erster Potenz."

Damit dem Leser dieser Ausdruck verständlich werde, muß ich hier beifügen, daß bei der Constituirung unserer Gesellschaft ausgemacht wurde, daß jedes Mitglied irgend jemanden der Badewelt für „unantastbar" erklären könne, und daß wir uns, wie die Südseeinsulaner, um einen solchen Unantastbaren zu bezeichnen, des Ausdruckes „Tabu" bedienten.

„Aber, lieber Herr", sagt die Gräfin, indem sie mir mit der Gerte droht, „man verzeiht Ihnen viel, da es am Ende nicht Ihre Schuld ist, daß Sie ein Deutscher sind, aber bitte, mißbrauchen Sie unsere Güte nicht!"

„Herr Graf, ich rufe Sie zu Hilfe! — soll ich denn stets, ohne bei meinen Mitmännern Hilfe zu finden, den Sarkasmen dieser Damen ausgesetzt sein?"

„Liebster Herr", sagt der Graf, „ich bin dermaßen zufrieden, wenn meine gnädige Frau Gemahlin ihre Epigramme einem anderen, als ihrem unterthänigsten Diener zuwendet, daß ich Sie ohne Mitleid ihr Preis gebe."

Die Reitgerte wendet sich dem Grafen drohend zu, und der Glückliche erhält als Belohnung seiner Impertinenz .... ein halb schmollendes Lächeln, welches dem Gesichte der schönen Dame einen noch liebreizenderen Ausdruck gibt.

„Sie thun mir Unrecht, Juliette," sagt Frl. v. L., „wenn Sie glauben, daß ich nicht alles anwende, um meine farbige Nachbarin in dem Wahne zu bestärken, daß der Kaiser jedesmal, wenn er ihr auf der Promenade begegnet, sie fixirt und nachher mehrere Male nach ihr den Kopf umwendet ....."

Wir lachten laut auf.

„Gestern", fuhr Frl. von L. fort, „bot sich mir die Gelegenheit dar, einen Hauptstreich zu führen, — hören Sie zu! Haben Sie schon auf der Promenade einen ältlichen Herrn gesehen, groß, kräftig gebaut, mit stark markirtem aber sehr wohlwollendem Gesichte? — er trägt stets einen weiten Sommerpaletot und eine Art von formlosem Hut, den er wahrscheinlich mit einem Faustschlage auf seinem Kopfe befestigt, denn er hat immer eine Beule oben."

„Ja, ja", sagte die Gräfin, „ich kann mir denken, wen Sie meinen, es scheint irgend ein Landwirth zu sein ..."

„Gott bewahre", sagte die Marquise, „es ist sicherlich ein Dragonerofficier, Sie sollen ihn nur reiten sehen, so reitet wahrhaftig kein Landwirth."

„Es kann ja möglich sein", meint der Spanier, „daß er beides ist, früher Officier, jetzt Landwirth ...."

„Vive la diplomatie!" sagte der Graf, „sie weiß alles zu arrangiren, ich halte den Herrn ganz einfach für einen Rentier, der hier badet, er schwimmt par exemple ausgezeichnet."

„Und Sie, Herr Doctor?" sagt die Gräfin, „wollen Sie nicht die Güte haben, uns Ihre werthgeschätzte Meinung über jenen Herrn in kurzen bündigen Ausdrücken zu geben?"

„Ich muß bedauern, gnädige Frau, ich habe ihn noch nie bemerkt ...."

„Aber wonach sehen Sie denn auf der Promenade?"

„Sie sind mir immer zu nahe, gnädige Frau, als daß ich meine Aufmerksamkeit auf einen ältlichen Dragonerofficier richten sollte."

„Mein Herr!" sagt die Gräfin mit komischem Ernste, „Sie werden so gut sein, wenn wir ins Hotel zurückkommen, mir Ihren Paß vorzuzeigen. Sie geben sich für einen Deutschen aus, aber ich glaube nicht, daß Sie je einer gewesen, ich achte die Deutschen zu hoch, als daß ich sie für fähig halte, so fade Complimente ... zu begehen!" — Man lacht und Frl. von L. fährt fort:

„Aber nun hören Sie! Gestern also auf der Promenade hat jener Unbekannte, wahrscheinlich von der Farbenpracht unserer Feindin geblendet, sie lange und scharf betrachtet; sie erzählte es mir, und ich erwiderte ihr, daß des Herrschers Gunst sie schon überall bemerkbar mache; sie erröthete unter ihrer Schminke und versprach mir, mich auf der Abendpromenade längs der Villa Eugenia aufzusuchen. Obgleich mir das eben nicht sehr angenehm war, so konnte ich doch nicht umhin, mich gestern Abend zu ihr zu setzen, da das Promeniren des starken Windes halber unmöglich war. Wir sitzen und plaudern über dies und jenes, als sie mich plötzlich anstößt und mit ihrem Fächer nach der Villa zeigt .... Der Kaiser kömmt langsam den Hügel heruntergeschritten. Die Arme wird über und über roth ... der Kaiser kommt uns näher — wir erheben uns und grüßen ... und ... wahrhaftig — ich bilde mir ein, daß Se. Majestät ein Mitglied unserer Gesellschaft ist, denn er fixirt wirklich meine Nachbarin ... Nun können Sie Sich denken! ... aber das ist noch nicht genug; von der nächsten Bank erheben sich die Gäste gleichfalls zum Gruße, und wir, die wir dem Kaiser mit den Augen gefolgt sind, bemerken, daß einer der sich Erhebenden jener Unbekannte mit dem eingedrückten Hute ist. Wer schildert jedoch unser Erstaunen, als Se. Majestät still steht, ein leises Zeichen macht, der Unbekannte sich ihm ehrerbietig nähert und beide die Promenade zusammen fortsetzen. Plötzlich drehen sich beide, ich weiß nicht weshalb, um und: „sehen Sie", sage ich leise, „Se. Majestät erkundigt sich bei seinem Begleiter nach Ihnen." Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was in ihr vorgegangen sein mag, sie sah wie ein Pfau aus! Nun schlage ich vor, daß die ganze Gesellschaft sie heute Nachmittag besonders ehrerbietig grüße, und ich werde das Feuer dermaßen schüren, daß, wenn ich übermorgen abgereist sein werde, Sie die Catastrophe, wenn es Ihnen beliebt, ausbrechen lassen können, und auf solche Weise gar bald von dem scharlachrothen Kleide und den gelben Federn befreit sein werden."

Wir stimmten ohne Ausnahme dem Vorschlage der schönen Verschwörerin bei.

„Hm!" meinte die Gräfin, „das bestärkt mich in meinem Glauben, daß es ein Landwirth sei. Se. Majestät soll sich viel mit Agricultur beschäftigen — vielleicht ein Runkelrübenbauer aus Arras, er hat ein nordisches Gesicht ..."

„Es kann auch eben so gut ein Dragonerofficier sein," meinte der Spanier, „mit dem sich Se. Majestät über Remonten unterhält".

„Hm! so familiär über Remonten?"

„Hm! so familiär über Runkelrübenzucker?"

Man lacht und setzt die Pferde in Trab, um schnell nach Biarritz zu kommen, da die Sonne bereits zu stechen anfängt und die Damen für ihren Teint fürchten. Einige hundert Schritt vom Kreuzwege, da, wo die Landstraße nach Bayonne abbiegt, sehen wir plötzlich einen kaiserlichen Wagen wenden und den Weg nach Bayonne einschlagen. Von weitem erkennen wir, daß der Kaiser selbst den leichten Wagen à la Daumont kutschirt ... plötzlich pariren die Damen ihre Pferde ...

„Sehen Sie", ruft die Marquise, „den Herrn, der neben dem Wagen reitet, und mit dem Kaiser zu sprechen scheint ... sehen Sie die Beule im Hute? ... unser Unbekannter! ..."

„Aber ... wer mag das sein?" sagt der Graf, „mit dem Se.

Majestät sich so familiär unterhält? vielleicht irgend ein Senator der neuen Promotion ...“

„Ich fange an zu glauben, daß ich Unrecht hatte“, sagte die Gräfin, „er reitet prächtig, es ist doch vielleicht ein Dragonerofficier“.

„Oder auch ein Landwirth,“ versetzt der Spanier, „den Se. Majestät auf irgend eines seiner in der Umgegend gelegenen Güter begleitet.“

„Sie sind abscheulich mit Ihren Widersprüchen, Don Pablo,“ sagt die Gräfin, „Sie sollen sehen, er ist nichts von allem, es ist ein Diplomat!“

„Ein Diplomat kann nicht so reiten,“ sagt die Marquise.

„Bitte, bitte, gnädige Frau ...“

„Ein Diplomat trägt keinen Schnurrbart“, sagt Donna Manuela. — „Sehr richtig ...“

„Ein Diplomat hat keine Beulen im Hute!“ meint Frl. v. L....

„Und Sie, Herr Doctor?“ fragt die Gräfin, „Ihre kurzgefaßte Meinung, welche den Ausschlag geben soll?“

„Ich weiß nicht, gnädige Frau!“

„Vive l' Allemagne!“ ruft die schöne Dame, gibt ihrem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte und ... fort braust der Zug der finstern Verschwörer ...

Am Nachmittage wollen wir mit verstärkter Kraft unsern Plan ausführen ... unsere Ordensbrüder, welche andere Hotels bewohnen, sind benachrichtigt worden, daß es einen Hauptschlag gilt ... jedoch zu meinem Erstaunen sehe ich, daß eine gewisse Apathie über unsere Damen gekommen, die ihnen sonst nicht eigen ist, wenn wir vor einem entscheidenden Schlage stehn ... sie sind zerstreut ... unaufmerksam ... was hat das zu bedeuten?

„Meine Herren“, sagt die Marquise, als wir auf- und abgehen, „ich erkläre Ihnen, daß ich mich spätestens morgen Abend langweilen werde.“

„Ich sicherlich morgen früh“ — sagt Donna Manuela.

„Und ich möchte nicht darauf schwören, daß bei mir die Krankheit nicht schon heute Abend zum Ausbruch kommt; — ich fühle schon alle Symptome.“

„Ma foi,“ — meint die Gräfin, „Grund genug dazu wäre schon, — ich möchte nur erst wissen, ob er Gutsbesitzer oder Officier ist.“

„Das ist es ja eben,“ — meint die Marquise, — „gibt es etwas Langweiligeres, als einen ganzen Tag sich mit einem Menschen beschäftigen zu müssen und nicht zu erfahren, wer es ist.“

„Ich habe das Kammermädchen meiner Mama auf Kundschaft ausgeschickt,“ sagt Frl. v. L. — „dort kommt sie — wir werden erfahren ..... Nun, Felicité, bringst Du Nachricht?“

„Bestimmt, gnädiges Fräulein, — Se. Majestät ist heute morgen nach Bayonne gefahren.“

„Das wissen wir schon!“

„Und der General Prinz von der Moskowa saß im Wagen neben Sr. Majestät.“

„Wohl möglich! ... aber wer ritt neben dem Wagen?“

„Der General Fleury, der General d'Abouville und ein Herr im grauen Hute“ .....

„Gut — aber wer ist der Herr im grauen Hute, ... hast Du das nicht erfahren?“

„Bestimmt, Mademoiselle — es ist derselbe, der gestern Abend mit Sr. Majestät auf der Düne spazieren ging .....“

„Aber wie heißt er? — wer ist es?“

„Ja, daß weiß ich nicht, Mademoiselle .....“

Wir Männer lachen aus ganzem Herzen, — die Damen sind ungehalten.

„Meine Herren“, — sagt die Gräfin, — „hier sitzen wir ... aber wir geben Ihnen das feierliche Versprechen, daß wir kein einziges Wort mit Ihnen wechseln werden, wenn Sie nicht augenblicklich unsre Neugier zu befriedigen suchen. — Sie haben hier unzählige Bekannte, — erkundigen Sie Sich! — seien Sie galant ....“ Ein Reiter nähert sich .... der Graf, der ihn kennt, macht ein Zeichen mit der Hand, daß er ihn sprechen wolle .... jener hält an ....

„Sage mir Léon, — kennst Du jenen Herrn, der gestern Abend mit dem Kaiser promenirte?“

„Versteht sich! — es ist der Marschall O'Donnel, der Herzog von Tetuan!“

Der Graf kehrt triumphirend zurück und verkündet seiner Frau die Antwort.

„Unsinn!“ meint Don Pablo, — „ich kenne den Marschall habe ihn zwanzig Male gesehen .... doch warten Sie, dort kommt jemand, der ganz Biarritz kennt.“

Der Spanier nähert sich dem Neuangekommenen, richtet eine Frage an ihn und kommt dann wieder zurück.

„Es kann nur Herr Isaac Pereire sein, meint jener Herr, —“

„Dazu müßte er sich den Kopf abschneiden lassen,“ — sagte der Graf — „der Banquier ist wenigstens anderthalb Fuß kleiner, aber desto dicker.“

Diese Scenen wiederholen sich eine halbe Stunde lang, die barrocksten Vermuthungen kommen an den Tag; bald soll es der Präsident der Handelskammer von Bordeaux sein; bald der Maler Gerôme, dann wieder ein General, ein deutscher Duodezfürst — Lord Malmesbury, — der Bildhauer Klessinger — ein Bruder des Fürsten Orloff, — kurz, lauter Vermuthungen, die sich alle widersprechen. So viel erfahren wir doch mit Bestimmtheit, daß er am Abend des vorigen Tages angekommen sei und eine Villa bezogen habe, die im voraus schon gemiethet gewesen wäre; daß er gar keinen Hausstand habe, — nur einen Bedienten mit sich führe, alle Morgen um fünf Uhr ein Bad nehme, sowie ein zweites gegen Abend, — und seit zwei Tagen zu jeder Zeit des Tages denselben Paletot und denselben Hut trage .....

Da zeigt man mir an, daß ein Brief für mich angekommen sei, und ich muß die Gesellschaft verlassen. — Als ich ungefähr eine Stunde später zurückkehre, finde ich die Plätze leer, — man sagt mir, daß man auf der Promenade sei, und Felicité vertraut mir, daß der Unbekannte in glänzender Hofequipage vorbeigefahren wäre — wahrscheinlich zur Audienz bei der Kaiserin, daß er einen wirklichen Hut, — meint die Zofe, aufgehabt, und daß ein breites, rothes Band aus seinem Frack hervorgesehen, — das Großkreuz der Ehrenlegion!...

Als ich auf der Promenade ankomme, sehe ich meine Mitverschworenen au grand complet — auf drei Bänken; zwei sich gegenüberstehende sind von acht Damen besetzt .... die einem Manne, der zufälliger Weise hier vorbeikäme, das reizendste Schauspiel von der Welt darbieten würden; denn alle sind schön, alle sind elegant, etwas animirt, alle .... doch was sehe ich? da sitzt noch eine neunte Dame, die .... schrecklich .... grünes Kleid mit rothen Blumen in den Haaren! ....

Die dritte Bank ist mit vier Herren besetzt, zu denen ich mich begebe, und der Graf gibt mir die nöthigen Aufklärungen über diese kriegerischen Vorbereitungen. — Das neue Erscheinen des Unbekannten mit dem Großkreuze der Ehrenlegion hat die Neugier der Damen aufs höchste gespannt, und da es den Männern nicht gelungen ist, ihn zu demaskiren, haben die Damen, die in überwiegender Majorität sich unter den Mitgliedern unsrer Gesellschaft in Biarritz befinden, beschlossen, den Unbekannten „als der Gesellschaft anheimgefallen“ zu erklären, haben selbst in wenigen Minuten den Feldzugsplan ausgedacht und durch ein geschicktes Stratagem die beiden Affairen, — die des Unbekannten und die des farbigen Fräuleins zusammengeworfen, um so die eine durch die andere zur Entscheidung zu bringen.

„Die Marquise hat ein entschiedenes Talent für Strategik,“ beendet der Graf seine Erklärung — „Sie werden sehen, wie anmuthig der Krieg geführt werden wird, und wie in wenigen Tagen der Unbekannte es bitter bereuen wird, sich nicht gleich bei uns legitimirt zu haben.“

„Kennen Sie die Details des Angriffs?“ fragte ich.

„Versteht sich! er ist ebenso genial, als einfach. Es ist beschlossen, daß der Unbekannte der Graf von Aquila sei, der Bruder des früheren Königs von Neapel. — Wenn auch in wenigen Tagen sein wahrer Name und Stand an den Tag kommen sollte, — das macht nichts — wir leugnen sie ihm weg. Jetzt kennen wir die Stunden des Tages, an denen er sich ins Bad und auf die Promenade begibt. Die Damen werden sich so einrichten, daß er sie jedes Mal auf seinem Wege trifft. Sie werden ihn stets ehrerbietig grüßen, — — andere Damen werden sich nach und nach zu ihnen gesellen und der Unbekannte wird keinen Augenblick vor dieser weiblichen Leibgarde sicher sein, — sie werden ihm überall mit Begrüßungen der tiefsten Ehrfurcht begegnen — und der arme Herr, er mag sein, wer er will, wird in einigen Tagen froh sein, seine Koffer packen zu können und seinen Quälerinnen zu entgehen.“

„Aber wissen Sie denn immer noch nicht, wer es ist?“

„Natürlich wie ich gesagt habe, einer der neuen Senatoren, — ich weiß seinen Namen nicht!"

„Das ist noch nicht gewiß, Herr Graf," — sagt der Spanier, „es kann auch ebenso gut ein früherer General sein."

„Ja . . . auch der Graf von Aquila selber, es wäre reizend, wenn wir zufälliger Weise richtig gerathen hätten, — dann wären die theuren Damen aus ihrem Concepte! . . ."

„Ich bin doch neugierig, diesen Herren selbst zu sehen," — sagte ich.

„Das werden Sie in einigen Minuten," — erwiderte der Graf. — „Nachdem er seine Audienz in Villa Eugenia gehabt, ist er nach seiner Wohnung gefahren, hat den Frack mit dem Paletot vertauscht, — und besonders den Hut mit der obligaten Beule auf den Kopf gestülpt und ist ins Bad gegangen. Deshalb eben haben sich unsre Damen hier auf den Posten gestellt; — doch . . . . hören Sie!"

„Attention, mesdames!" — ertönte die Stimme der Gräfin l'ennemi s'approche!"

Ich richtete mich auf und sah wirklich in der Ferne eine hohe, kräftige Gestalt auf uns zukommen. Der „gebeulte" Hut bedeckte fast das Gesicht, und ich konnte weiter nichts sehen, als daß der Fremde mit scheinbarem Wohlbehagen die Arme reckte, — Zeichen, daß ihm das Bad gut bekommen war.

Unsere Damen hatten sich in Positur gesetzt, — einige bissen sich in die Lippen, um nicht zu lachen, und Frl. v. L. flüsterte leise ihrer Nachbarin etwas ins Ohr.

Immer näher kam der Unglückliche seinem Verderben — ich verließ ihn mit keinem Blicke, und um seine Gesichtszüge deutlicher zu erkennen, hielt ich mein Lorgnon vors Auge.

„Cannoniers à vos pièces!" commandirt die Gräfin, während der Unbekannte mit einem kleinen Stöckchen Grashalme abschlägt, — da hebt er den Kopf in die Höhe und . . . . doch was ist das? . . . . ich kenne ja dieses Gesicht, auf dem sich der Ausdruck eiserner Energie mit unleugbarem Wohlwollen so seltsam paart. . . . dies Gesicht. . . . dieser Schnurrbart. . . . diese Haltung. . . .

„Attention!" ruft die Marquise schon leiser, denn er ist kaum mehr fünfzig Schritte entfernt.

Und ich stehe — und sinne. . . . sinne . . . und immer deutlicher, klarer wird es vor meinem Geiste, daß dieser Mann mir bekannt ist, aber wer? . . . . wer? . . . . Da mit einem Male wird es Tag in mir, — eine unbeschreibliche Emotion bemächtigt sich meiner. . . .

„Jetzt!" . . . . sagt die Gräfin — „der entscheidende Augenblick naht — Ruhe meine Damen und. . . . ."

„Tabu. . . . tabu. . . . tabu!" — rufe ich mit lauter Stimme. . . . . Der Unbekannte ist ruhig durch unsre Mitte geschritten, — hat die Damen mit wohlgefälligem Lächeln gemustert und den berühmten Hut zum höflichen Gruß gelüftet . . . . dermaßen ist unsre Gesellschaft discipliniert, daß ein einziges „Tabu" . . . . man denke! ! . . . eine so süperbe Idee acht schöner Frauen augenblicklich verändert hat. — Ich grüßte „meinen Schützling" — er sah mich an, — mochte wohl den Deutschen in mir erkennen, — schien verwundert, — erwiderte meinen Gruß sehr freundlich und — schritt weiter dem Städtchen zu.

Meine Feder ist unfähig, eine auch nur annähernde Beschreibung der flammenden Blicke zu geben, die mich trafen, als der Unbekannte aus dem Bereiche unserer Stimmen war. . . . Tiefe Verachtung machte in diesen Blicken dem heftigsten Zorn den Rang streitig. . . . Ohne mich eines Wortes zu würdigen, erhoben sich die Damen und schritten der Düne zu.

Der Graf rieb sich. . . . aber ganz im Verborgenen die Hände. . . .

„Für das Königreich beider Indien, Monsieur le Docteur," — sagte er — „möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken, aber ich amüsire mich köstlich."

„Nicht wahr, es ist ein Officier?" . . . . sagte der Spanier.

„Sie haben vollkommen Recht . . . . es ist ein Officier."

„Dachte ich's doch gleich, der Herr ein Gutsbesitzer. . . . Unsinn!"

„Pardon. . . . er ist Landmann gewesen und hat eine große Vorliebe für diesen Stand."

„Und was sie alles gerathen haben. . . ." meint der Graf lachend — „Diplomat. . . . haha!"

„Lachen Sie nicht, Herr Graf, man sagt, daß er einer der geschicktesten Diplomaten Europas ist."

„Oho! — aber wie heißt denn der Vogel Phönix? . . . . wer ist es? . . . . nennen Sie ihn doch!"

Die Damen haben die Frage gehört, ihre Neugier überwältigt ihren Zorn, — sie stehen still, um meine Antwort abzuwarten.

„Es ist", — sagte ich mit langsam gezogener Stimme, — „es ist der Preußische . . . . . . Ministerpräsident, der Graf von Bismarck-Schönhausen." Wie durch einen Zauberschlag wandten sich die Damen um, — aller Unwille war aus ihren Gesichtern entschwunden.

. . . Ah contez-nous! . . . contez-nous! . . ." riefen sie — „erzählen Sie uns von diesem merkwürdigen Manne."

Und ich mußte erzählen — und alle hörten mir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu . . . . mit Ausnahme der „Farbenreichen", die nicht zu verstehen schien, was die preußische Politik mit dem süßen Traume ihres Herzens gemein habe!

Aus allen deutschen Gauen.

IX. Hamburgs grüne Inseln.

Hamburgs anmuthige Umgebungen werden von Fremden und Einheimischen vielfach gewürdigt und sind das Ziel zahlreicher Ausflüge. Das Inselland der Elbe, die eigenthümlichste Gegend, welche noch das Gepräge eines echt naturwüchsigen, fast patriarchalisch einfachen Lebens zeigt, bleibt aber davon beinahe unberührt. Was der Hamburger von den Erzeugnissen der Inseln gebraucht, Milch, Gemüse und Fische, das bringen ihm die fleißigen Insulaner im Sommer zu Schiff, und im Winter mit Schlitten selbst nach Hamburg auf den Markt; dabei beruhigt er sich vollständig und ist gar nicht neugierig, wie es denn bei ihnen zu Hause aussieht. Außerdem ist ihm bekannt, daß er auf den Inseln weder ein Café mit Billard, noch ein Wirthshaus, wo man nach der Karte speist, zu suchen hat; und seine zartere Hälfte weiß, daß sie sich auf dem sumpfigen, allzu nachgiebigen Boden dieser Marschländer unfehlbar einen abscheulichen „Saum" holen würde, für den sie der Anblick alter Strohdächer und einiger Schilffelder nicht entschädigen kann. Der Fremde, welcher, über Hannover kommend, endlich ermüdet in Harburg anlangt, und hier erst zu seiner nicht geringen Bestürzung vernimmt, daß Harburg durchaus nicht mit Hamburg zu verwechseln sei, daß ihn vielmehr von diesem Ziel seiner Wünsche noch zwei Elbarme und die meilenbreite Insel Wilhelmsburg trennen — die aber äußerst bequem vermittelst zweier Fähren und eines Reiseomnibus überschritten würden — wird durch diese kleine Ueberraschung häufig so verstimmt, daß er von den Elbinseln nichts mehr hören und sehen will, und bei seiner Abreise, wenn es irgend einzurichten ist, mit dem Berliner Bahnzuge Hamburg wieder verläßt, um nur Festland unter den Füßen zu behalten.

Die Elbinseln und ihre braven Bewohner verdienen diese Vernachlässigung nicht; ein Ausflug in ihr Gebiet ist anziehend und leicht ausführbar. Nur eine feste, wasserdichte Fußbekleidung ist empfehlenswerth, und Entschlossenheit, dann und wann einen Graben zu überspringen, zur Vermeidung von Umwegen; aber das schreckt den Leser nicht, der ja gewohnt ist, Spalten zu überspringen und zu überfliegen, und weit vorauseilen würde, wenn ich ihn nicht freundlich bäte, mir diesmal lieber zu folgen; ich führe ihn, wenn auch mit einigen Abschweifungen, doch sicher wieder in den Hafen.

Einige Stunden oberhalb Hamburgs wird es der Elbe zu eng in ihrem Bette, sie fängt an zu wühlen und wälzt sich von einer Seite auf die andere, rückt die grünen Rasenpfühle hierhin und dahin, schlingt die Arme so und so in einander; aber es hilft nicht, es ist zu viel Sand im Bette, und sie hat ein Paar recht unbequeme Stunden, bis es wieder hübsch tief und hohl wird und sie sich dehnen und lang ausstrecken kann, immer dem Meere zu. Sie umschließt hier ein Labyrinth von Inseln, die theils von den beiden Hauptströmungen, der Norder- und Süderelbe, begrenzt werden, theils von den vielen Querrinnen und Abzweigungen, in welchen sich die letztere wieder mit dem Hauptstrome vereinigt. Von den Querströmungen sind die bedeutendsten: der Reiherstieg, der Köhlbrand und das Köhlfleth; von den Inseln: Billwerder, Ochsenwerder, Wilhelmsburg, Steinwerder,

Neuhof, Altenwerder, Finkenwerder. Hamburg und Hannover theilen sich in die fruchtbaren Eilande. Im Zickzack geht die Grenzlinie über das ganze Gebiet, und zwar so, daß auf Hamburg der größere und werthvollere Theil kommt. Wir wollen uns heute nur mit den zuletztgenannten, stromabwärts gelegenen Inseln beschäftigen, in deren friedliche Stille noch nicht das ewige Gehämmer rastlos arbeitender Maschinen dringt, und wo kein rauchender Fabrikschornstein seine trüben Wolken zwischen uns und den blauen Himmel legt; wo man selbst die Kleider noch ohne Maschine näht und das Talglicht mit den Fingern putzt.

Glücklicherweise ist es mir gelungen, in der alten Kaufmannsstadt einen idyllischen Freund aufzutreiben, der wie ich, heiteren Sinnes, mit dem Skizzenbuch in der Tasche, durch das Leben wandert; ein Schulkamerad, der einzige unter so vielen, den übereinstimmende Eigenschaften und Neigungen einen ähnlichen Weg geführt haben; dem ich auf dem Pont neuf in Paris und an der Rheinbrücke bei Köln begegnete und nun wieder vor der leider noch immer fehlenden Elbbrücke, im lieben Lande der Väter. Der erste sonnige Herbstmorgen führte uns, unserer Verabredung gemäß, am Hafen zusammen.

Leise ging der Morgenwind durch den dichten Mastenwald und das Tauwerk der Schiffe, und ließ es tönen wie Aeolsharfen, bis das Signal zur Abfahrt, die gellend dazwischenlärmende Schiffsglocke, das melodische Säuseln verschlang.

Das kleine Dampfboot, welches wir bestiegen, fährt durch den schon erwähnten Köhlbrand nach Harburg, den Insel-Archipel mitten durchschneidend. Sobald es das breite Fahrwasser der Norderelbe verläßt und in den Seitenarm einbiegt, weichen die majestätischen, segelbeladenen Dreimaster zurück, und wir sehen sie endlich nur noch am fernen Horizont wie glänzende Schwäne vorüberziehen. Dafür umschwärmen uns immer zahlreicher die Inselbewohner, in allerlei Böten, Kähnen, „Jollen" und „Ewern". Verwetterte Fahrzeuge mit geradestehendem Mast und einem einzigen, vielfältig geflickten Segel, dessen Farbe in allen Schattirungen spielt, von Hellbraun bis zum dunkelsten Violettschwarz; das sind die Fischer von Neuhof und Altenwerder, die Segel und Netze in Lohe kochen, um ihnen eine größere Haltbarkeit zu geben. Dort die spitzer geschnäbelten Schiffe, von denen uns eine ganze Flotte vorübersaust, zwei Segel führend an dem schräge nach hinten gerichteten Mast, sind Moorburger „Milch-Ewer". Die Moorburger streichen ihre Segel mit Oelfarbe an, bis sie steif wie ein Brett sind, und so roth, daß es eine wahre Freude ist. Zu beiden Seiten tauchen die Inseln auf, rechts Mühlenwerder, Grenzweide, Waltershof und Rugenbergen, welches Hamburg im Jahre 1858 für die Summe von 208,000 Thlr. käuflich erwarb; links Neuhof, von hohen Weidenbäumen beschattet, hinter dem schützenden Deiche. Wo jetzt der Köhlbrand flutet und ebbt, soll einst Neuhofs längst versunkene Kirche gestanden haben.

Noch eine Viertelstunde, und wir verließen das Dampfboot, als einzige Passagiere für die Kahnstation Altenwerder. Es war gerade Ebbe und fast der niedrigste Wasserstand, so daß uns der Kahn nicht weit bringen konnte, sondern etwa hundert Schritt vom Deiche entfernt, am Steg, unserm Schicksal überließ. Der Fährmann stopfte sich eine Pfeife und betrachtete mit Theilnahme den jungfräulichen Firniß unserer Stiefel. Er selbst schien das Eintreten der Flut in seinem Boote abwarten zu wollen. Der „Steg" oder die „Landungsbrücke" bestand aus einer zehn Fuß breiten Schlammschicht, von nicht genau zu berechnender Tiefe, die an beiden Seiten durch ein starkes Weidengeflecht zusammengehalten wurde. „Schlamm" oder „Sumpf" sind übrigens sehr ungenügende Binnenlandsausdrücke für das, was wir hier vor uns hatten; es war der echte „Schlick!" von einer angenehmen Chokoladefarbe, weich und milde beim Hineinsteigen und ungemein anhänglich beim Wiederherausziehen der Füße. Diese hundert Schritte genügten, um uns für den ganzen Tag gegen kleine Terrainschwierigkeiten abzuhärten. Endlich waren wir oben auf dem Deiche und suchten durch energisches Stampfen auf das Steinpflaster und seitliches Schaben an einem alten Anker wenigstens wieder etwas „aus dem Gröbsten" zu kommen, bevor wir weitergingen.

Abgesehen von dem unvermeidlichen Schlick, der aber gerade die Inseln so fruchtbar macht, ist alles sehr sauber und reinlich, vorzüglich auf Altenwerder, welches zu den wohlhabendsten gehört. Das Innere der stattlichen Bauernhäuser, die rothen Milcheimer mit funkelnden Metallbeschlägen, die wohlgenährten Kühe, erinnern an holländische Wirthschaft und Sitte. Holländer waren es auch hier, die den ersten Ansiedlern die Deiche anlegten, wie im nachbarlichen „Altenlande", zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Ein kreisrunder Deich umschließt Altenwerder; mitten darin, wie eine würzige Nuß in der harten Schale, liegen reiche Gemüsegärten und üppiges Weideland, um diese reihen sich die Häuser von etwa 2000 Einwohnern im Kranze aneinander, eng umgürtet vom Deich; und damit auch die äußere, grüne Schale der Nuß nicht fehle so umgibt den Deich das blühende Vorland. Ueber das silbergraue Strohdach der alten Häuser hängt ein Sammetteppich von weichem Moose; ein Bibelspruch, in den Thürbalken geschnitzt, bekundet den frommen Sinn des Erbauers; in den kleinen, blanken Scheiben der Giebelfenster spiegelt sich der Himmel; und so schauen sie eben so freundlich über den Deich wie die blauäugigen Kinder mit rothen Backen, die auch ihr Strohdach auf dem Kopfe tragen, aber ein goldblondes, nicht ganz so struppiges. Dunkle Eschenkronen beschatten die Häuser, und ihre schlanken Zweige mit den gefiederten Blättern hängen dem Storch ins Nest, der gravitätisch auf und ab wandelt oder hinaussieht ins Vorland, wo eben seine kleine Nachbarin, die Schwalbe, der Möve guten Tag sagt.

„Vorland" heißt alles Land, welches außerhalb des Deiches schutzlos den wechselnden Einflüssen von Flut und Ebbe preisgegeben ist. Die von Wind und Wellen müde gehetzten Schiffe, da liegen sie nun auf den Rippen und ruhen aus, zur Zeit der Ebbe, bis die nächste Flut sie wieder flott macht.

Ringsum blüht und wuchert das üppigste Pflanzenleben. Große Flächen sind von breitblättrigem Huflattig bedeckt. Da steht der giftige Schierling im Rohr, neben der schönen Wasserviole mit lilafarbigen Blumen. Hoch überragt sie alle der schlanke Schaft der Rohrkolbe, die man hier „Bullenpesel" nennt. Das ganze Schilffeld blüht, und die braunen Federbüsche schwanken und wogen durcheinander und neigen sich oben, wenn unten die steigende Flutwelle durch die zahllosen Halme rauscht. Doch so willkürlich das Schilf auch zu wachsen scheint, es hat seinen Herrn und Eigenthümer, der es beaufsichtigt, schneidet und erntet, so gut wie der Geestbauer sein Korn; dort hinten liegt der Kahn, und die Männer, die ihn mit einer keineswegs werthlosen Ladung befrachten, stecken knietief im Schlick und schneiden ihr Schilf, welches als „Reithrohr" (Reet) vorzüglich zum Dachdecken verwendet wird.

Das ist alles gar schön und erfrischend zu sehen, wenn man lange die dumpfe Stadtluft geathmet hat, und so wurde uns der Weg nicht lang. Wir umgingen die halbe Insel und verließen dann den Deich. Noch eine Stunde Wegs durch grünes Wiesenland, wo Kühe und Pferde weideten, brachte uns an den schmalen Elbarm, der Altenwerder von der Insel Finkenwerder trennt.

Von einer Brücke war natürlich wieder keine Spur vorhanden. Weit und breit keine menschliche Seele zu erspähen, nur unabsehbare Triften, von Silberstreifen durchzogen; denn die Flut füllte schon das Netz der sich kreuzenden Flußarme und Rinnen. Auch drüben der Deich schien öde und leer, nur ein einsames Häuschen in ziemlicher Entfernung hauchte ein kräuselndes Rauchwölkchen in den klaren Aether.

Aber mein Gefährte, der die Elbinseln kennt, wie seine Tasche, wußte Rath. Mit Stentorstimme rief er: „Fährmann Butendiek! Bu—ten—diek!" Anfänglich ohne Erfolg. Die Kühe schauten wohl verwundert auf, und die grasenden Fohlen ergriff ein panischer Schrecken; sie fuhren zusammen, warfen den Kopf in die Höhe und stürmten in toller Flucht ins Weite, wir aber blieben in noch größerer Einsamkeit am Ufer zurück. Erst unserer vereinigten Kraft gelang es endlich nach gewaltiger Lungenanstrengung aus dem fernen Hause einen Menschen hervorzurufen, der auf den Namen Butendiek hörte. Er kam heran, zog sein Boot aus dem Schilfe und brachte uns bald an Finkenwerders Ufer.

Von diesen, gewiß sehr alten, bezeichnenden Familiennamen wie „Butendiek (Außendeich) finden sich noch manche auf den Inseln und stehen im engen Zusammenhange mit dem Lande, wie z. B. Butenop (Außen auf), Tobaben (Oben auf), Dammann. Alles dreht sich um den „Deich", der wie Ebbe und Flut zu den großen Lebensfragen der Marschländer gehört. Auf Finkenwerder sind die einsilbigen Eigennamen stark vertreten und theilweise originell genug wie Hans Loop, Claus Popp, Hein Six, Tiet oder Tietje Fock u. s. w.

Finkenwerder ist wie Altenwerder ringsum eingedeicht, in der Mitte liegt die Kirche und das Schulhaus. Der südliche Theil gehört Hannover, ist „lüneburgisch" wie die Einwohner sagen, der nörd-


Ebbe
Fluth
Abend am Elbufer

liche, dichter bevölkerte Hamburg. Da die Hamburger Hälfte an dem breiten Fahrwasser der Norderelbe liegt, so finden sich auf Finkenwerder noch mehr „Fahrensleute" d. h. Fischer und Schiffer als auf der erstbeschriebenen Insel. Als kühne Lootsen wetteifern sie mit den unternehmenden Einwohnern von Blankenese, am anderen Elbufer, und schwärmen weit hinaus in die Nordsee. Ihre Fahrzeuge bauen sie selbst auf zwei Werften, und außerdem noch manches größere Schiff für Hamburger Kaufleute. Ueberall hängen Segel und Netze zum Trocknen; lange Schnüre mit kleinen, aneinandergereihten Fischen schaukeln im Winde und ziehen sich von Baum zu Baum.

Manches wäre noch zu sagen von der Rangordnung der Bauern, die sich scheiden in: Vollhöfner, Halbhöfner, Viertelshöfner, Großköthner, Köthner, Anbauer und Häustinge, unter sich verkehren und gleich und gleich heirathen, bis einmal die ungestüme Liebe der Jugend die chinesische Mauer der Vorurtheile durchbricht und dennoch eine „Mißheirath" zu Stande kommen läßt; aber der Raum geht zu Ende und so verschweige ich auch den Rest unserer eigenen kleinen Erlebnisse, bis der Tag sich neigte und ein Dampfboot der Vaterstadt ihre Söhne wiederbrachte. — Mitleidig hüllte uns die Abenddämmerung in ihre Schleier und ersparte uns die Beschämung über den wenig salonfähigen Zustand unserer Füße. —

Die Zeichnung ist eine Skizze von der Insel Neuhof, wo ich einige Tage bei einem alten Fischer zubrachte.

„Der flickte singend die Netze
Und trieb sein Handwerk ohne Harm
Als besäß' er köstliche Schätze."

Er tischte auf, was er hatte und die Preise waren von einer vorsündfluthlichen Billigkeit. Dazu erzählte er alte Geschichten aus seiner Jugend, was ihm vor fünfzig Jahren in Hinterindien passirt war, als er noch unstät die Welt durchirrte als ein Matrose, wie jetzt sein Sohn, der gerade zum Besuch auf Neuhof war und sich's wohl sein ließ im väterlichen Hause, ohne einen Finger zur Arbeit zu rühren, denn das thut ein richtiger Seemann nicht, — bei den „Landratten".

A. Mosengel.

Eine Audienz bei Pio Nono.

Von Constantin Tischendorf.

Zu Anfang dieses Jahres*) unterhielt ich die Leser dieser Blätter von jener Wanderung nach dem Sinai, an die sich die Auffindung der ältesten aller noch vorhandenen Urkunden vom heiligen Schrifttexte anknüpft. Diese Wanderung stand in engem Zusammenhang mit vielen anderen, die ich seit dem Jahre 1840 unternommen habe. Das Ziel, das ich dabei zumeist verfolgte, waren dokumentliche Bibelforschungen. Von den reichen Erfolgen, die sie begleitet, nimmt die genannte Entdeckung die erste Stelle ein; die Sinaibibel gewährt nicht nur die wichtigsten Aufschlüsse über die früheste Geschichte des heiligen Textes, sie ist auch für die Herstellung des letztern selbst von der höchsten Bedeutung. Als ich nun unlängst daran ging, mit Zugrundelegung der Sinaihandschrift und unter Benutzung sämmtlicher Hilfsmittel, die theils durch mich, theils schon früher gewonnen worden sind, eine Reform des neutestamentlichen Textes, zunächst in der Originalsprache, auszuführen, fiel es mir schwer aufs Herz, daß über diejenige Urkunde, welcher der nächste Rang nach der sinaitischen gebührt, ich meine die vatikanische, noch immer so große Unklarheit vorlag. Noch immer, trotzdem daß der gelehrte Cardinal Angelo Mai in päpstlichem Auftrage zwei Ausgaben davon veranstaltet hatte.

Ich beschloß, die Hebung des Uebelstandes anzustreben. Wie schwierig dies Unternehmen war, wußte ich sehr wohl. Wer Rom und seine Verhältnisse kennen gelernt, der weiß auch, daß es kaum eine Bibliothek in der Welt gibt, deren Schätze ängstlicher und eifersüchtiger gehütet werden, als die des Vatikans. Diesen Ruf, den die päpstliche Bibliothek schon längst hat, bestätigte mir die eigene Erfahrung im Jahre 1843. Schon damals pilgerte ich zur ewigen Stadt um der reichen Vatikana willen, und zwar hatte ich schon damals mein Augenmerk auf die vatikanische Bibel gerichtet. Ich kam von Paris mit einem nachdrücklichen Empfehlungsschreiben Guizots an den Grafen Latour-Maubourg, sogar mit einem offenen Handbillet des Erzbischofs von Paris Denis Affre an Gregor XVI. Und von der Heimat aus geleiteten mich huldreiche Schreiben des ebenso hochherzigen als gelehrten Prinzen Johann an die Cardinäle Mai, Mezzofanti und Corsi. Was war die Frucht davon? Der leutselige Greis auf St. Peters Stuhl faßte ein persönliches Interesse für mich; er sprach mir rückhaltslos seine Anerkennung aus, selbst als er die entschieden protestantischen Grundsätze meiner Kritik gelesen und mir selber vorgelesen hatte. Ja, der Papst begriff nicht, daß es mir auf seiner eigenen Bibliothek am vollen Entgegenkommen Seitens der Custoden fehlte, und verfügte sich wenig Stunden nach der mir geschenkten Audienz in höchsteigner Person in jene Prunkgemächer seines Palastes, die den Namen der vatikanischen Bibliothek führen, um daselbst die Sache seines „bravo Signore Professore" zu erkunden und zu befürworten. Allein der Minister-Staatssecretär, der zugleich oberster Bibliothekar war, Cardinal Lambruschini, hatte Sr. Heiligkeit das Prävenire gespielt. Derselbe theilte nicht im geringsten Gregors Geschmack und Toleranz und hatte selbst dem französischen Botschafter gegenüber nicht gezögert, die Mittheilung der Handschrift an mich zu verweigern. Daß er es unter ausdrücklicher Berufung auf Gregors Willensmeinung gethan, war freilich nicht ehrlich gewesen. Aber, so constitutionell war die römische Curie seinem Minister wagte Gregor nicht zu widersprechen. Was auch sonst für Ausnahmen für mich gemacht wurden, die vatikanische Bibel verblieb dem geheimen Cabinet, nur daß ich, um einige Zeilen durchzuzeichnen, zweimal drei Stunden lang das geheimnißvolle Buch wirklich in Händen halten durfte.

Trotz der Erfahrungen vom Jahre 1843 hatte ich jetzt gutes Vertrauen auf neue Schritte. Pio Nono hatte mir ein Gratulationsschreiben über die Entdeckung der Sinaibibel gesandt, und nachdem er zwei Jahre später die Prachtausgabe derselben vom Kaiser Alexander II. zum Geschenk erhalten, hatte er mir darüber von neuem geschrieben mit dem vollsten Ausdrucke seiner Anerkennung und seiner „Bewunderung." Die „Bewunderung" galt der Ausführung des Werkes, durch welche das Original den Gelehrten aller Orten gleichsam vor die eigenen Augen gelegt werde; die Anerkennung enthielt aber zugleich eine Hindeutung darauf, wie verdienstlich es sei, ähnlichen Arbeiten nachzugehen. Ich hatte hiermit einen vortrefflichen Anknüpfungspunkt gewonnen. Daß es nicht zum Ziele führte, wenn ich ihn schriftlich nützen wollte, ergab sich bald. Ich ging daher Anfang Februar dieses Jahres selbst nach Rom.

Von zwei Seiten sicherte ich mir eine diplomatische Vertretung beim päpstlichen Stuhle, die von Seiten der beiden Botschafter daselbst, des französischen und des österreichischen. Bei dem ersteren knüpfte ich damit an 1843 wieder an, so viel sich auch seit jener Zeit in den Personen und Verhältnissen an der Seine verändert hatte.

Als ich am 19. Februar in Rom ankam, hatten schon die Osterpilger ihren Zug nach der heiligen Stadt begonnen. Er wuchs in diesem Jahre zu einem Umfange an, wie ihn Rom lange nicht gesehen. Manches fromme Gemüth, so sagte man sich wenigstens, mochte kein Jahr mehr dem Drange der Sehnsucht gebieten, weil es nicht sicher schien, daß das Schwert des Schutzengels auf der Burg noch lange siegreich bleiben werde über das drohende Schwert Italiens. Dennoch kann man, und mir geschah es besonders zu Neapel, leicht zu der Ansicht verführt werden, daß die neue Spada d'Italia trotz dem und dem nicht gerade vom stärksten Metall geschmiedet worden. Aber eben der wachsende Zudrang zu St. Peter und zum Vatikan, der den Papst selbst insofern berührte, als er ihn zu Audienzen mit und ohne Peterspfennig drängte, mahnte mich, die Schritte in meiner eigenen Sache zu beschleunigen.

Graf Sartiges, der französische Botschafter, den ein langer Aufenthalt zu Rom mit den Verhältnissen daselbst sehr vertraut gemacht, war nicht sonderlich von dem Auftrage erbaut, den deutschen Gelehrten mit seinem Anliegen bei der Curie zu vertreten. Er hatte mehr als hinreichenden Grund dazu. Geht doch ein kluger Diplomat nur Wege, auf denen sein Fuß nicht strauchelt; eine Erfahrung aber, die derselbe kurz vorher gemacht hatte, strich gerade den Weg, wohin mein Anliegen lockte, aus der Reihe der gangbaren. Diese Erfahrung selbst ist zu charakteristisch für Rom, als daß ich sie ver-

*) Siehe Jahrgang 1866, Seite 207.

schweigen möchte. Der Kaiser Napoleon hat bekanntlich neuerdings seine Hand auch nach wissenschaftlichem Lorbeer ausgestreckt. Sein Leben Cäsars ist ihm ans Herz gewachsen, wie irgend einem Autor sein Lieblingswerk. Unter den Auspicien des erlauchten Biographen Cäsars ist nun eine neue Ausgabe der Werke Cäsars zu Paris unternommen worden. Dazu wünschte unlängst Napoleon eine etwa im 9. Jahrhundert verfaßte Cäsar-Handschrift aus dem Vatikan nach Paris. Wo in aller Welt würde man sich nicht beeilt haben, einem solchen Wunsche des großen Kriegs- und Friedensstifters zu willfahren? In Rom, wo augenblicklich des Kaisers Gunst für Soldaten und Geld oder noch für mehr als dies zu sorgen hat, geschah es nicht. Selbst das bekannte Wort: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft," hatte man vergessen. Die Curie schlug das Ansinnen rundweg ab. Auf die Wiederholung desselben erklärte der Cardinal-Staatssecretär, der Papst gestatte, daß innerhalb der Bibliotheksräume eine Copie der Handschrift für den Kaiser angefertigt werde. Diese Antwort auf den Wunsch des Kaisers, das Original selbst einzusehen, war die ungenügendste, die sich geben ließ. Der Botschafter konnte mithin bei dieser Gelegenheit seine diplomatischen Errungenschaften nur mit einem Curiosum bereichern.

Mit seinen besten Rathschlägen ausgestattet, sowie mit einem mot d'introduction aus dem palazzo di Venezia, der Residenz des österreichischen Botschafters, schlug ich nun den directen Weg zum Vatikan ein, wo unmittelbar über den Gemächern des Papstes auch der Minister-Staatssecretär Antonelli wohnt.

Antonelli, der Hütte eines Rinderhirten in einem als Räubernest berüchtigten Marktflecken an der neapolitanischen Grenze entsprossen, verwaltete schon in seinen dreißiger Jahren hohe Staatsämter unter Gregor XVI. und wurde bald nach der Thronbesteigung des gegenwärtigen Papstes in seinem einundvierzigsten Jahre mit dem Purpur bekleidet. Fast von jener Zeit an wurde er der Vertraute des Papstes, er wirkte mit ihm im Sinne der Reform wie der Reaction, folgte ihm nach Gaeta, kehrte mit ihm nach Rom zurück, und gilt noch heute für die Seele seiner Regierung. Wie ehedem Lambruschini, so ist jetzt auch Antonelli zugleich Chef der Vatikana; keine Handschrift der letzteren kann vorschriftsmäßig von einem fremden Gelehrten auf der Bibliothek benutzt werden ohne seine schriftliche Erlaubniß. Jedenfalls also gehörte meine Angelegenheit ganz in den Kreis seiner Geschäfte. Als ich sie ihm vortrug, nahm er sie mit allem Wohlwollen auf, ebenso den Wunsch, den ich ihm ausdrückte, sie dem Papste meinerseits selbst vorzutragen. Antonelli erzählte mir, daß Pius erst vor kurzem das ihm vom Kaiser Alexander II. gesandte Exemplar des Codex Sinaiticus auf der Vatikana habe niederlegen lassen. Es war dort, wie ich später selbst sah, mit handschriftlichen Kostbarkeiten zusammen in besonderem Verschluß. Ich rühmte bei der gebotenen Gelegenheit die Gesinnungen, die Alexander II. auch gegen Rom hege, nicht minder die seines erlauchten Bruders, des früheren Statthalters von Polen, über welche in Rom wohl öfter Zweifel gewaltet haben mögen. Antonelli bestätigte, daß ihm der Kaiser einst als Thronfolger bei seinem Besuche in Rom den besten Eindruck gemacht. Das Gespräch führte uns auf die Prinzessin Louise, die Tochter des Königs von Etrurien, die als Wittwe des Prinzen Maximilian von Sachsen größtentheils zu Rom gelebt. Bei ihrem Tode setzte sie Antonelli zu ihrem Testamentsvollstrecker ein und machte ihn zum Erben ihres Palastes auf dem Monte Cavallo. Da ich im Jahre 1843 bei meinem ersten Absehen auf die vatikanische Bibel an der Prinzessin eine hohe Gönnerin besessen, so waren mir die Beziehungen, in welche Antonelli zu derselben getreten war, gerade jetzt von besonderem Interesse. Er erzählte mir von den letzten Stunden der hohen Frau, deren persönlicher Zeuge er gewesen. Als ich beim Weggehen Antonelli sagte, daß ich beim Maestro di Camera um die päpstliche Audienz nachsuchen wolle, entgegnete er, daß er mich sofort selbst bei Sr. Heiligkeit anmelden werde.

Schon auf den 24. Februar Mittag hatte ich die Ehre, zu dieser Audienz geladen zu werden. Es schien mir ein gutes Zeichen, daß dies so bald geschah; um mich ablehnend zu bescheiden, dazu hätte es doch mindestens keiner so großen Eile bedurft. Die Audienzen bei Sr. Heiligkeit haben immer ihre eigenthümliche Feierlichkeit. Nur in einem Galawagen ist es geziemend bei der scala regia vorzufahren. Die Schweizerwachen in ihrer altfränkischen Tracht hüten diese in der That prächtige Marmortreppe sammt dem Vorsaale, und versäumen nicht, vor stattlichen Uniformen — das Kleid macht ja den Mann — und vor den Trägern des Purpurs das Gewehr zu präsentiren. Auch die Osteraudienzen, die größtentheils mehreren zugleich ertheilt werden, bisweilen auch, wie es in diesem Jahre geschah, zu Massenaudienzen erweitert werden müssen, halten an der Etikette fest. Wer nicht in Uniform erscheinen kann, hat in schwarzem Frack, weißer Halsbinde und in Schuhen zu erscheinen; die Frauentracht ist der Vorschrift gemäß schwarz, und fällt mit derjenigen zusammen, welche für die Feierlichkeiten in der sixtinischen Capelle vorgeschrieben ist. In einem Stücke fand ich jetzt das frühere Ceremoniell der päpstlichen Audienzen verändert. Es war früher nicht üblich, mit dem Degen an der Seite beim Papste einzutreten; der so fleißige militärische Verkehr der Franzosen im Vatikan mag hierin eine Aenderung herbeigeführt haben. Dagegen besteht noch jetzt die Sitte, Hut und Handschuhe beim Eintritt ins Cabinet des Papstes abzulegen. Die verschiedenen Arten des Kusses bei Sr. Heiligkeit, auf den Pantoffel, aufs Knie, auf den Fischerring, sind an bestimmte hohe katholische Würden gebunden; nur der Handkuß hat keinen ausschließlich katholischen Charakter. Er gilt aber nicht mehr wie früher für eine Obliegenheit bei päpstlicher Audienz; der Papst ertheilt vielmehr die Ehre desselben wem er will.

Im Jahre 1843 hatte ich mich darauf gefreut, mit Gregor XVI. lateinisch zu sprechen; ich hatte aber kaum lateinisch begonnen, als mir derselbe ins Wort fiel und mich zum Italienischen nöthigte. Das Französische sprach er grundsätzlich nicht. Dessen eingedenk fragte ich den Maestro di Camera, wie es Pio Nono damit halte. Er gab die Auskunft, daß es der Papst gut aufnehmen werde, wenn ich italienisch sprechen wolle, doch sei er auch des Französischen mächtig. Das letztere hat erst die neueste Zeit mit sich gebracht; früher beschränkte sich Pius darauf, denen, die nicht italienisch sprachen, das Französische zu gestatten, seinerseits aber italienisch zu antworten.

Der Papst empfing mich in seinen Privatgemächern. Er saß an einem schmalen Arbeitstische; auf einem Sessel, der dem seinigen gegenüber stand, nahm ich auf seine Einladung auch meinerseits Platz. Ich hatte den kurz vorher vollendeten neuesten Band meiner Monumenta sacra inedita mit einem erst 1862 von mir entdeckten Bibelpalimpsesten mitgebracht, sowie meine Schrift über das Alter der Evangelien in doppelter deutscher Fassung und in doppelter französischer Uebersetzung. Von diesen Schriften nahm Se. Heiligkeit sofort Einsicht. Ich mußte ihm Näheres von der Auffindung des Palimpsesten erzählen, wie alt er sei und wie sein Text beschaffen; auch besah er aufmerksam das Facsimile davon, das ich dem Aussehen des Originals durch Wiedergabe der doppelten über einander liegenden Schrift angepaßt. Dann nahm er die Schrift mit dem Titel: „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?" zur Hand, und ich characterisirte ihm in aller Kürze die Tendenz derselben, erwähnte auch, daß ein Gegner den witzigen Einfall gehabt, sie mit der päpstlichen Encyclica zusammenzustellen. Bei der Erwähnung Renans, zu der meine Evangelienschrift geführt hatte, erinnerte sich der Papst eines andern Reformators unserer Zeit, Johannes Ronge, und fragte, ob er noch lebe und wie es mit seiner Sache stehe. Erst kurz vorher war Ronges in den Zeitungen gedacht worden, als er wegen einer Preßausschreitung verurtheilt worden war; von diesem Lebenszeichen konnte ich also Nachricht geben. Doch erlaubte ich mir, zu einem besseren Thema überzulenken und stattete die mir aufgetragenen Grüße des Königs Johann und des Prinzen Georg ab. Der Papst gedachte mit vieler Wärme des Besuchs des Prinzen Georg in Rom; er fragte eingehend nach seinen Familienverhältnissen, und sprach seine Freude über die Sr. Königl. Hoheit gewordenen doppelten Vaterfreuden aus. Darauf sprach er vom gelehrten Könige Johann, den er nicht persönlich kennen gelernt; aber die wissenschaftlichen Verdienste des Königs um Dante sind auch in Italien sehr wohl gekannt. Vielleicht, weil sich das neue Italien ganz besonders mit dem Dante-Cultus befaßt — die neue Residenz Victor Emanuels prangt jetzt auch mit Dantes prächtiger Statue — gedachte Pio Nono dabei der Anerkennung, die nun doch auch dem König von Italien vom König Johann geworden sei. Ich sagte ihm, daß der edle Fürst dem Wohle seines Landes, das er innig liebe, die Sympathien seines Herzens habe opfern müssen. Der Papst meinte, die Anerkennung sei geschehen come per assistere un ammalato („um einem Kranken Beistand zu leisten"). Den kranken Mann also, den Victor Emanuel zu Rom suchen wird, weiß der Papst zu Florenz. Ich sprach darauf die Ueberzeugung aus, daß alle Ungerechtigkeiten und Verwirrungen im Völkerleben zuletzt doch der guten Sache dienen müßten, wie ja auch die Angriffe aufs Christenthum

ohnmächtig blieben und nur den Sieg desselben förderten. Ich erinnerte den Papst an seine 1862 an mich geschriebenen Worte: „Wir stehen in voller Zuversicht, daß Gott das Ungeheuer der Impietät und des Unglaubens nicht länger in Europa wird wüthen lassen, und finden einen besonderen Trost in dem Gedanken, daß die edleren Gemüther und gelehrteren Männer (nobiliora ingenia et doctiores viri) aller Confessionen darin einig sind, die gottlosen Anläufe der Zeit zu verabscheuen.“

Jetzt fragte mich der Papst, ob ich länger in Rom bleiben wolle. Ich bejahte diese Frage, und sprach nun klar und bestimmt mein Anliegen aus; ich sei, sagte ich, nach Rom gekommen, um mich vor allen Stücken mit der vatikanischen Bibel zu beschäftigen, und wünsche seine Erlaubniß dazu, vom neuen Testamente auf meine Kosten eine Ausgabe gleich dem Codex Sinaiticus zu veranstalten. Der Papst erwiderte: „Aber der Codex ist ja schon vom Cardinal Mai herausgegeben worden.“ Ich: „Ja, und zwar das neue Testament sogar zwei Mal; aber diese Ausgaben sind nur für den gewöhnlichen Gebrauch; ich dagegen will eine diplomatisch treue, paläographische Ausgabe veranstalten, gerade um zu zeigen, daß Mai in der Hauptsache schon das Richtige gegeben, was man jetzt nicht überall glaubt.“ Der Papst: „Das muß aber ohnehin geglaubt werden; es ist eine Sache des Glaubens (è un' affare della fede).“ Ich: „Ja, aber man glaubt's dennoch nicht. Dagegen wird man's glauben müssen, wenn ich den Text paläographisch genau darstelle; dann bleibt dem Zweifel kein Raum mehr.“ Der Papst: „Aber das können wir auch selber machen (ma potremo fare anche noi).“ Diese Antwort bestätigte jene alte römische Eingenommenheit gegen den Fremdling und Nichtkatholiken, der ja eben endlich ausführen wollte, was man so lange in Rom selbst verabsäumt hatte. Ich kann nicht leugnen, daß sie mich ein wenig warm machte; ich entgegnete darauf: „Nun, dann wird mir aber doch ohne Zweifel gestattet sein, die Handschrift in allen Stellen einzusehen, über die ich Gewißheit zu erlangen wünsche?“ Freundlich nickend erwiderte der Papst: „Si, si (ja, ja).“ Ich theilte ihm nun mit, warum mir gerade jetzt so viel auf die genaue Kenntniß der vatikanischen Handschrift ankomme; in meiner neuesten Ausgabe des neuen Testaments seien sämmtliche Textezeugnisse von Wichtigkeit niedergelegt, da störe jeder Zweifel über den Vatikanus. Dabei überreichte ich ihm das Verzeichniß meiner Werke, wo auch der ersten Lieferungen des genannten neuen Werkes Erwähnung geschieht. Der Papst betrachtete das Verzeichniß, äußerte seine Verwunderung, als er beiläufig 40 bis 50 Büchertitel verzeichnet sah und sagte: „Aber, Sie sind doch noch jung?“ Ich entgegnete: „Ich bitte um Entschuldigung; ich habe bereits fünfzig Jahre überschritten.“ Darüber rief der Papst aus: „Ma che buona salute.“ Ich sagte: „Diese gute Gesundheit beweist mir, daß ich noch viel zu arbeiten habe; um noch viel arbeiten zu können, hat mich der Herr so wohl erhalten.“ Der Papst bemerkte hierzu, Gregor der Große sei fast immer leidend gewesen und habe doch auch viel gearbeitet. Ich ließ diese schmeichelhafte Parallele auf sich beruhen und erwiderte: „Was mich anlangt, so will ich lieber gesund sein (io preferisco stare bene) und viel arbeiten, ich halte mich an das Wort: Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano (Man muß darum bitten, daß ein gesunder Geist in einem gesunden Leibe wohne). Zu diesem alten, auch in die römische Liturgie aufgenommenen Spruche citirte der Papst seinerseits das Wort des Jacobusbriefs: Omne datum bonum et perfectum sursum est (Alle gute und vollkommene Gabe kommt von oben herab). Bald darauf verabschiedete ich mich.

Hatte ich nun etwas erreicht oder nicht? Von einer paläographischen Prachtausgabe mochte ich immerhin absehen müssen, wenn ich nur durch genaue Prüfung des Originals alle Zweifel über seinen Text beseitigen und überall das Richtige geben konnte. Ich kam schnell ins Reine darüber. Ein vortrefflicher Mann, der Cardinal Pitra, gegenwärtig das gelehrteste Mitglied des hohen Collegiums, jetzt eben in kirchenrechtliche Quellenstudien vertieft, verhalf mir dazu. Das besondere Zimmer dieses Cardinals selbst wurde mir zur Disposition gestellt; Antonelli sagte darüber wörtlich: „Was wir für den Cardinal Pitra gethan haben, werden wir auch für Sie thun.“ Die zahllosen Vacanztage — die vatikanische Bibliothek zählt nur 99 Arbeitstage des Jahres — wurden für mich aufgehoben; statt täglich drei Stunden durfte ich sechs Stunden arbeiten. Der Vatikanus selbst aber sollte zum genauesten Studium in meine Hände gelegt werden, nur nicht zur beabsichtigten Publikation. Antonelli berichtete mir, der Papst habe ihm auf den Vortrag meines Gesuchs gesagt: „Ho vergogna (ich schäme mich).“ Die Maische Ausgabe rechtfertigt dies Gefühl so sehr, daß ich nicht umhin konnte, zu entgegnen: „Diesem Gefühl muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Da eben deshalb der Papst selber ein Gegenstück zum Codex Sinaiticus liefern wollte, so bot ich meine Beihilfe dazu an, zum Danke für die Begünstigung meiner eigenen Arbeit.

Bald saß ich über der letzteren, ein schöner Traum war wirklich geworden. Aber die Störung blieb nicht aus. Ein jesuitischer Späher wußte hohen Orts die Eifersucht rege zu machen. Man hinterbrachte dem Papste, ich sei ja doch mit der Vorbereitung der Ausgabe beschäftigt, die sich Se. Heiligkeit selbst vorbehalten. Augenblicklich ernannte der Papst den vermeintlich rechten Mann zur Ausführung seines Werkes, und nur für diesen blieb die Handschrift zugänglich. Meine Arbeit war bis zum Johannes-Evangelium gediehen; wie wichtig sie sei zur Beseitigung der vorhandenen Irrthümer, war mir täglich klarer geworden. Umsoweniger war ich zur Verzichtleistung aufgelegt; ich that jeden Schritt, der zum Ziele führen konnte; ich berief mich auf die mündliche Zusage des Papstes, ein solches Wort müsse Geltung behalten. Und in der That wurde mein Zweck, wenigstens der Hauptsache nach, vollkommen erreicht, trotz Späher und Gegner. Was mir schwer auf dem Herzen lag, wie oben gesagt worden, wurde glücklich beseitigt; alle ersehnten Aufschlüsse sind gewonnen worden, und in wenig Monaten wird endlich die gelehrte Welt aus der Leipziger Presse eine zuverlässige Ausgabe des vatikanischen neuen Testaments erhalten, worauf sie so lange umsonst gewartet. Was diesem Leipziger Buche an diplomatischer Ausführung, an paläographischer Veranschaulichung abgehen wird, nun das wird hoffentlich die römische Prachtausgabe ausgleichen. Denn der gegebene Befehl, eine mit der kaiserlichen Ausgabe des Sinaiticus wetteifernde Veröffentlichung vom ganzen Vatikanus zu machen, ist später bestätigt worden. Die Typen, die ich für jene Ausgabe zum Behuf kunstmäßiger Nachahmung des Originals anfertigen ließ, gingen bereits auf den Wunsch der Propaganda nach Rom, und damit ist wenigstens Eine Bedingung zur Herstellung des beabsichtigten Kunstwerks erfüllt, eines Werkes, das schon im voraus in lateinischen Versen als ein Ehrendenkmal des „Patronus artium bonarum“ Pio Nono gefeiert worden ist. Als mich am 20. April Se. Heiligkeit mit größtem Wohlwollen zu einer Abschiedsaudienz empfing, vermied er offenbar, das heikle Thema meiner vatikanischen Arbeiten zu berühren. Nachdem er mir aber seinen Abschiedssegen gegeben, unterließ ich meinerseits nicht, mich für seine Publikation und zwar ohne jegliche Entschädigung zu seiner Verfügung zu stellen. Ich hielt ein solches Anerbieten für meine Pflicht, da von mehreren Seiten meine persönliche Wirksamkeit dabei für nöthig erklärt worden war. Tags darauf erzählte Pio Nono einer hohen, dafür sich interessirenden Dame davon und setzte mit Genugthuung hinzu: „Bisogna dunque ch'io lo benedica per questo (Dafür muß ich ihm schon meinen Segen geben).“

Auflösung der Räthsel in Nr. 1.

I. Schwefelholz (Schwefel, unterm Kolben erhitzt, schlägt als Schwefelblüthe an; mit Quecksilber (Merkur) verbunden, gibt er Zinnober). — II. Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 20. October 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 3.

Das Weib des Karaiten.

Novelle von M. Ben Aron.

(Fortsetzung.)

Die arme, alte Frau fängt an, zu begreifen, daß jener Engel mit ihr machen wird, was er will, — mit einem Blicke sucht sie Schutz bei ihrem „Benjamin,“ ihrem „Schoßkinde,“ doch kommt sie eben noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie dieser die Hand seiner Schwägerin ergriffen hat und sie von Herzen drückt — um zu hören, wie er mit gerührter Stimme ihr wenige Worte des tiefsten Dankes sagt ... Frau Mirjam ist besiegt, und mit echt weiblicher Geschicklichkeit sucht sie die Niederlage von sich abzuwälzen und ihrem armen Manne aufzubürden.

„Möcht' ich wirklich wissen,“ sagt sie, „warum die Rebekke nit kommt alle Tage zu essen und zu trinken in mein Haus? — Kann ich Dir sagen, Hannchen, daß ich hab' nie gehabt mich zu beklagen über sie — im Gegentheil, sie ist ein gutes, verständiges Mädchen — und wenn sie hört, daß ist eppes zu arbeiten hier, gleich ist sie da — worum? ... weil Reb Isaak spricht immer mit ihr, als wenn sie wär' die Tochter von'n Bürgermeister und nit seiner leiblichen Schwester Rahel Kind — ich, ich schrei' — ich zank' mit ihr — daran kann sie sehen, daß ich ihr bin nit gramm!“

Reb Isaak wirft seiner Frau einen vorwurfsvollen Blick zu — schon will er antworten, doch Johanna, die eine jegliche Mißstimmung vermeiden will, läßt ihn nicht zu Worte kommen —

„Ja,“ sagt sie, „der Vater ist ein böser Mann! — mit meinem Mendel hat er es aber von Grund aus verdorben! Solchen jungen Helden mir zu fragen, ob er Furcht habe — o weh! sein Vater hat ihn versprechen lassen, sich gut in Ragiwen aufzuführen — wenn der Großvater ihn an seiner Ehre kränkt, ja, dann kann ich es dem Jungen nicht verdenken, wenn er dumme Streiche macht — und daran sind Sie schuld — Sie böser Vater ... bitte, geben Sie mir ein Stück Barchus (Festbrot).“

Die Wendung ist so geschickt ausgeführt, daß die beiden Alten gar nicht mehr daran denken, wie sie nahe daran waren, sich zu entzweien — der Doctor erzählt seiner Mutter, daß er schon eine Lungenentzündung curirt hat, — worauf diese ihn groß ansieht — es nicht glauben kann und innerlich sich wünscht, auch krank zu werden, um von ihrem Elias curirt zu werden. Was Reb Isaak anbetrifft, so ist er von der einen Seite beschäftigt, zuzusehen, ob auch seiner Schwiegertochter ja nichts fehle, und von der andern Seite hört er der Erzählung seines Sohnes zu, der ihm die große Synagoge von London beschreibt — das Mahl dauert einige Zeit ununterbrochen heiter fort, als plötzlich sich die Thür öffnet und Mendel außer Athem erscheint — er muß stark gelaufen sein, denn die Schweißtropfen laufen ihm von der Stirne —

„Und Rebekke?“ fragt seine Mutter ...

„Wird gleich kommen,“ erwidert er.

„Aber warum ist sie nicht mit Dir gekommen?“

„Sie wollte eigentlich erst nach Tische kommen,“ erzählt Mendel, — „jedoch Tante Rahel sagte ihr, daß sie gleich zu ihrem Onkel gehen solle, — da ist sie aufgestanden, und Ruben auch — Ruben ist Drechsler, Papa — und Ruben bringt sie bis hier — ich aber bin vorangelaufen, um Großvater zu zeigen, daß ich mich nicht allein des Abends fürchte .... als wenn ich ein Kind wäre!

„Sei mir nicht böse, Mendelchen!“ sagt Reb Isaak lächelnd, „ich will's nicht wieder thun.“

Mendel läuft zu seinem Großvater, umarmt ihn, erzählt ihm aber eine lange Geschichte ins Ohr, aus der die Anwesenden den Namen Ruben deutlich und oft hören. Der alte Mann nickt lächelnd seine Zustimmung zu allem, was der Ausbund von ihm zu fordern scheint — und als ihn sein Sohn Eleazar fragt, was der Junge wolle, antwortet er ihm lachend:

„Geht Dich nischt an, was ich hab' für Geschäfte mit Reb Mendel!“

Wiederum öffnet sich die Thür, und schüchtern tritt Rebekka ein und bleibt auf der Schwelle stehen — Johanna springt auf, eilt auf sie zu, umarmt sie und ruft freudig: „Mein Gott! ich hab' Dich noch gar nicht recht angesehen, — wie hübsch Du geworden bist! Rebekka — ich möchte schwören, Du seiest das schönste Mädchen in ganz Ragiwen!“

Und ehe das erröthende Mädchen zu sich gekommen, hat sie

dieselbe schon auf Reb Isaak zugeschoben, der ihr einen Kuß auf die Stirn gegeben. Eleazar und der Doctor haben sie herzlich gegrüßt, ihr freundliche und herzliche Worte gesagt, und als sie — immer von Johanna geführt — bis zur Frau Mirjam kömmt und ihr ein: „Gut Schabbes, liebe Tante," sagt, öffnet diese ihre Arme und gibt ihr einen herzhaften, weithin schallenden Kuß.

Johanna kehrt auf ihren Sitz zurück; als sie bei ihrem Manne vorbeikömmt, wechseln die beiden Gatten einen vielsagenden Blick . . .

„Enchanteresse!" murmelte dieser.

„Und nun, Mendel," sagt der Doctor, „sei ein aufmerksamer Cavalier für Deine Nachbarin — hörst Du?"

Der Untertertianer wischt sich den Mund ab — sieht dem schönen Mädchen keck ins Gesicht . . .

„Dann muß sie mir erst einen Kuß geben," sagt der Schelm.

IV.

Während ein tiefgefühltes Familienglück einen hellen Schein von Freude und Liebe auf Reb Isaak Bentheims Schabbesmahl verbreitet, wollen wir den Leser in ein anderes Haus einführen, wo die Schabbeslampe nur Schatten, nur traurige Gesichter und unterdrückte Thränen beleuchtet.

Im Stübchen Rahels, der Schwester Reb Isaaks, ist alles einsam, alles düster, und doch zeigt dieses Stübchen Spuren einer so — man möchte sagen — peinlichen Ordnung und Reinlichkeit, daß diese die allgemeine Meinung, die Juden besäßen diese Eigenschaften nicht oder nur in sehr geringem Grade, hier wenigstens Lügen strafen.

Auf dem Tische steht eine leere Schüssel, vor der Rahel und ihr gegenüber Ruben sitzen. Dieser hat sich so eben die Mütze aufgesetzt und das kurze karaitische Dankgebet nach dem Mahle gesprochen. Dann nimmt er ein altes Buch mit vergilbter Handschrift und liest die Stelle, wie Gott den Ruhetag eingesetzt, und dann die Vorschriften Mosis, wie dieser Tag gefeiert werden soll, und endlich sagt er mit etwas singender Stimme den 126. Psalm her. Dann steht er auf, reicht Rahel die Hand und sagt:

„Der Herr laß Dein Mahl gedeihen, Tante Rahel!"

Darauf beugt er das Haupt, und sie legt ihre Hand auf dasselbe:

„Es mache Dich der Herr wie Ephraim und Manasse!" sagt sie.*)

„Soll ich bei Dir bleiben, Tante?" fragt Ruben, — „oder willst Du allein sein?"

„Bleib, mein Sohn, — bleib — Rebekka ist ja nicht bei mir," erwidert Rahel, „und wenn ich auch in der Woche oft und gern allein bin, so ist mir doch die Einsamkeit am Schabbesabend schmerzlich."

„Was soll ich thun, Tante? — soll ich Euch lesen vor aus den gebenschten Schriften unserer Väter, wo steht geschrieben auf jeder Seit', daß Gott im Himmel ist ein großer Gott und ein Allmächtiger und ein Allgütiger!"

„Nein, Ruben, das sollst Du thun morgen Vor- und morgen Nachmittag, wenn unsere Brüder und Schwestern sind im Tempel — komm, setz Dich zu mir, komm — wir wollen sprechen von vergangenen Zeiten — von Zeiten, wo der Schabbes noch schön und freudevoll für mich gewesen . . ."

„Tante," — unterbrach Ruben mit sanfter Stimme, „der Schabbes ist immer ein Freudentag, am Tage, wo sich Gott der Herr hat ausgeruht von seiner Schöpfung, soll der Mensch sich ausruhen von seinen Schmerzen und Plagen, und soll sich freuen, daß der Ewige in den sechs Tagen hat geschaffen für ihn so viele Sachen, an denen er sich könnte freuen, wenn er nicht immer dächte an sich selbst!"

„Ruben, mein Sohn, gebenscht seien Deine Worte! — ich will sie mir behalten im Gedächtniß und will sie Dir sagen vor alle Tage in der Woche, wenn ich Dich sehe so finster und so traurig kommen durch die Stadt!"

„Und warum bin ich finster und traurig?" fragt Ruben, „weil ich bin ein schlechter Mensch, weil ich nicht einsehe, daß Gott — boruch hu — mich hat ganz besonders lieb, daß er mir hat gegeben zwei gesunde Arme — nicht zu gehen aufs Land, um zu handeln, sondern zu arbeiten, wie haben gethan unsere Vorfahren im gelobten Lande, und daß er mir hat gegeben eine Familie, für die ich mit seiner allgnädigen Hilfe werde sorgen können bald ganz allein!"

Der junge Mann unterbricht sich — sein Auge fixirt den Erdboden vor sich, und ein zufriedenes, seliges Lächeln spielt um seine Lippen. Rahel sieht ihn mit der größten Verwunderung an — sie hat ihn nie so gesehen . . . was ist denn geschehen, um ihn mit einem Male so zu verändern?

„Werd' ich gehen das nächste Jahr nach Stettin," fährt Ruben fort, „vielleicht sogar nach Berlin werd' ich gehen, und werd' verdienen eben so viel und noch mehr, wie ich verdiene hier, und werd' lernen mein Handwerk besser, wie alle Drechsler hier — und wenn ich's werd' haben gelernt, werd' ich kommen zurück und . . ."

Und wiederum unterbricht sich der junge Mann und lächelt vor sich hin, als wenn irgend ein glücklicher Gedanke seine sonst so betrübte Seele umschwebte.

„Ruben, mein Kind," sagt Rahel, „ich höre zu mit Freud' und Vergnügen, wie ein Strahl von Hoffnung auf die Zukunft ist gekommen mit einem Male in Dein Herz, — aber — willst Du mir nit sagen, wie Dich Gott hat gesegnet, und wie er Dir hat gegeben neuen Muth und neues Vertrauen?"

Ruben schlägt die Augen nieder und erröthet . . . er zaudert zu antworten — und als er sich endlich ermannt hat und Worte gefunden zu haben scheint, da klopft es an die Thür, und auf der erstaunten Rahel Hereinrufen tritt jener ältliche Jude, den Meier am selben Morgen bei der feierlichen Inauguration der kurzen Straße Abraham nannte, herein, und mit einem freundlichen „Gut Schabbes" reicht er Rahel die Hand.

Diese legt, ohne daß der Ausdruck des Erstaunens von ihren Zügen gewichen ist, ihre Hand in die des Grüßenden.

„Gut Schabbes, Reb Abraham," sagt sie — und schmerzlich lächelnd, setzt sie hinzu: „kann ich mich doch kaum entsinnen, daß ä Jüd aus der Kille ist gekommen am Schabbesabend, zu sehen, ob die Verlassene ist am Abend des Herrn ebenso traurig wie an den andern Tagen ihres Lebens!"

„Ich komm', mit Euch zu sprechen von ernsten Dingen, Rahel," erwidert Abraham, „und deshalb komm' ich zu Euch am Schabbesabend, damit der Herr Euer Herz zur Vernunft öffne und meine Worte Euch überzeugen . . ."

Ruben steht auf, um das Zimmer zu verlassen, doch Abraham, nach einigen Augenblicken Zögerns, macht ihm ein Zeichen.

„Du kannst bleiben, Ruben, sagt er, „Du kannst hören meine Worte — die Gojim sagen, daß Du ein rechtschaffener Mensch bist, — ich kenne Dich nicht; aber wenn Du bist wirklich das, was die Gojim sagen, wirst Du mir helfen, Deine Tante zu überzeugen!"

Einige zwanzig Jahre vor der Zeit, wo unsere Erzählung spielt, war Rahel Bentheim in Ragiwen und in vielen umliegenden Städten von Juden und Christen nur unter dem Namen: „die schöne Rahel" bekannt — jetzt, wo sie schon nahe an vierzig Jahre alt war und ein herber Kummer seit langen Jahren an ihrem Leben genagt zu haben schien, war sie vollständig verwelkt, und man mußte genau ihr bleiches Gesicht betrachten, um nur Spuren der früheren Schönheit darauf zu entdecken. Doch es gibt im Leben all jener Unglücklichen, auf welchen Gottes Hand schwer geruht, Augenblicke, wo sie gewaltsam aufgerüttelt werden, wo neues Leben und neue Jugend mit einem Male in ihren Adern zu fließen scheint und für Minuten ihnen ein ganz anderes Ansehen gibt. Solch ein Seelenwandel fand bei den Worten Abrahams in Rahel statt — ihre Wangen rötheten sich, ihre fast immer halb geschlossenen Augen öffneten sich weit und warfen einen fieberhaften Glanz, und ihre sonst so gebeugte Gestalt erhob sich nicht ohne Würde und Majestät.

„Abraham," sagte sie mit fester, entschiedener Stimme, — „seit Jahren hat man mich in Ruhe gelassen, und ich hatte die Hoffnung, daß man mich auch ferner in Ruhe lassen werde — und wenn ich an alle in der ganzen Kille gedacht hätte, die mich aus dieser Ruhe hätten stören können, — ich sage es Euch vor Gott, Abraham, an Euch hätte ich nie gedacht; denn ich glaubte, Ihr würdet vergangene Zeiten doch nicht vergessen — und wenn alle sich kalt von meinem Schmerze abwandten oder ihn verhöhnten, dann dachte ich doch nie, daß Ihr, Abraham, mit den anderen Gemeinschaft machen würdet!"

*) Bei den Karaiten geschieht diese Segnung erst nach dem Mahle — bei den anderen Juden gleich nach Beendigung des Gottesdienstes in der Synagoge.

Abraham beugt das Haupt, und ein Seufzer entringt sich seiner Brust.

„Ihr habt recht gedacht, Rahel," sagte er endlich, „ich hab' immer geschwiegen; denn ich konnte weder Euch vertheidigen, noch verurtheilen — aber ebenso, wie es ist gewesen bisher meine Pflicht, zu schweigen, ist es geworden jetzt meine Pflicht, zu sprechen, und Gott, der Herr, hat uns vorgeschrieben, zu thun immer unsere Pflicht! Ich werde sprechen, Rahel, nur bitte ich Euch, nit zu vergessen, daß, wenn Ihr auch bisher in Eurem Leben nur für Euch gedacht und gehandelt habt, wie es Euch recht schien, so müßt Ihr jetzt an Eure Tochter, an Eure Rebekka, denken und Eure eigenen Gefühle ihrem Glücke opfern!"

Die Glut ist von den Wangen Rahels gewichen, aus ihren halbgeschlossenen Augen perlt eine Thräne — zusammengebeugt ist sie wieder auf ihren Sitz zurückgefallen, und mit zitternder Stimme antwortet sie:

„Ihr habt Recht, Abraham! — das *muß* ich und das *will ich*!"

„Nun, dann müßt Ihr Euch mit Eurem Bruder Isaak aussöhnen!" — versetzt Abraham entschieden — „und müßt die Gelegenheit, wo die Kinder hier sind, nicht vorübergehen lassen — denn solche Gelegenheit findet sich nicht wieder."

„Ihr wißt, von welch einer Bedingung er diese Versöhnung abhängig macht!" sagte Rahel.

„Ja, und Ihr habt Unrecht, diese einfache Bedingung nicht anzunehmen. Vor wenigen Tagen hat mir Reb Isaak noch selbst gesagt: Als meine Schwester Rahel aus meinem Hause ging und wider meinen Willen David ben Isachar, den Karaiten, heirathete, hab' ich gesagt: Ich fluche meiner Schwester nicht, aber ich werde meine Lippen verfluchen, wenn sie je wieder ein Wort mit der sprechen, die unsere heilige Religion verleugnet und sich einem Manne zum Weibe gegeben hat, der sie nicht ausübt, wie es hat gethan ihr Vater und ihres Vaters Vater! Und Reb Isaac hat gehalten sein Wort; so lange Ihr seid gewesen verheirathet mit David ben Isachar, dem Karaiten, hat er nichts gewollt hören von Euch, noch von Eurem Manne, noch von Eurem Kinde, und keiner von uns, wo sind gewesen Eure und Eurer Mischpoche (Familie) Freunde, hat geredt ein Wort zu Euren Gunsten mit Eurem Bruder; da wir haben gefunden, daß er hat gehabt Recht, und jeder von uns gethan haben würde ein Gleiches. Doch als ist gekommen der Tag, Rahel, wo ist gewesen für Euch ein schrecklicher — ich hab' es mit Euch gefühlt, Rahel, Ihr könnt's mir glauben, — als verschwunden ist Euer Mann, haben die Jüden alle vergessen, was Ihr habt gethan, und die Männer haben Euch beklagt, und die Frauen haben geweint um Euch, und Reb Isaak hat gesessen Tage und Wochen und hat getrauert um die trauernde Seele von seines Vaters Tochter. Und als waren vergangen Jahre, und es ist gewesen so klar wie Gottes Sonnenlicht, daß David ben Isachar ist gelaufen davon und wahrscheinlich zurück in sein Land, wo sie sagen, ist gelegen von hier viele tausend Meilen, sind wir gegangen zu Reb Isaak und haben gefragt: Und nun, Reb Isaak? wollt Ihr wieder sein Bruder zu Eurer Schwester Rahel? Und hat geantwortet Reb Isaak: Ich bin gewesen immer ein Bruder zu meiner Schwester Rahel, aber ich hab' gethan einen Schwur beim Namen Gottes des Allmächtigen und hab' gesagt: So lange Rahel ist die Frau von David, dem Karaiten, mögen sein verflucht meine Lippen, wenn sie reden ein Wort mit meiner Schwester — und ich kann nicht brechen den Schwur, den ich hab' gethan im Namen Gottes des Allmächtigen!"

„Und als wir haben gehört diese Worte, sind wir gegangen zum Rabbiner Rabbi Simon, wo ist gewesen ein guter und gottesfürchtiger Jüd, und haben ihn gefragt, was wir nun sollen thun. Rabbi Simon ist gewesen ein weiser Mann und hat geantwortet: Es steht geschrieben im Buche, wo haben gesammelt unsre Väter die Weisheit der großen Rabbiner, daß, ehe man thut einen Schwur, soll man denken daran sieben Tage und abermals sieben Tage — und wenn man daran gedacht hat nochmals sieben Tage und thut den Schwur, so soll man ihn halten sein Lebenlang! Reb Isaak hat geschworen, er muß halten seinen Schwur!"

„Und wir haben geklagt und gesagt: Rabbi, Ihr seid ein weiser Mann, — wißt Ihr gar kein Mittel, um sowohl Reb Isaak, als auch Rahel zu helfen? Da hat nachgedacht Rabbi Simon eine ganze Stunde, — dann hat er gesagt: Der Gott Israels ist ein allweiser Gott, — mein Geist hat zu ihm gebetet, und er hat mir gezeigt einen ganz einfachen Weg zur Versöhnung! Da David ben Isachar nun volle vier Jahre ist verschwunden, soll Rahel kommen zu mir und sagen: Rabbi, mein Mann hat mich verlassen, — Rabbi, scheide mich von meinem Manne. Und dann soll sie gehen zum Gerichte der Gojim und soll sagen dieselben Worte, und werde ich mich verwenden und in weniger denn sechs Monaten wird sie nit mehr sein die Frau von David ben Isachar, und der Schwur Reb Isaaks wird werden gelöscht aus dem großen Buche, in dem Gott — boruch hu — zeichnet auf alle die Schwüre der Kinder seines Volkes!"

„Und wir sind gelaufen zu Reb Isaak und haben's ihm gesagt, und er hat aufgesetzt sein Käppchen und gesprochen ein Dankgebet und hat gesagt: Am Tage der Scheidung werd' ich benschen meine Schwester Rahel, und ihre Tochter Rebekka wird sein meine Tochter."

„Da sind wir gelaufen zu Euch, Rahel, und haben uns mit Euch freuen wollen — doch Ihr habt unserer Freude bald ein Ende gemacht, denn Ihr habt geantwortet: Ich werde mich von meinem David nicht scheiden lassen!"

Abraham seufzte tief auf.

„Und seitdem sind verflossen zehn Jahre, und alle Jahre am Erif Jaum Kippur (Rüsttag des Versöhnungstages, oder gewöhnlich lange Nacht genannt) sind wir gekommen jedesmal wieder — haben Euch gesagt dieselben Worte und haben von Euch bekommen jedes Mal dieselbe Antwort."

Während dieser ganzen langen Rede hatte Rahel fast mit geschlossenen Augen dagesessen, und nur der herbe Schmerzensausdruck ihres Gesichtes bezeugte, daß sie aufmerksam zuhöre.

Auch Ruben hatte kein Wort der ganzen Erzählung verloren, und nach und nach war jener freundliche, fast glückselige Ausdruck, den sein Gesicht zeigte, als er vorher seiner Tante den Schleier von seinen Zukunftsplänen ein wenig lüftete, gänzlich verschwunden. Es war wiederum jener bittere Zug voller Verachtung und Entmuthigung, der um seine Lippen schwebte und aus seinen Augen leuchtete; und wenn er gesprochen hätte, wären es sicherlich ebenso herbe, fast verzweifelte Worte gewesen, wie die, welche er am Nachmittag seiner Cousine auf der Straße sagte, als Meier beide auf so unerwartete Weise unterbrach. Sein Blick schien sich sogar mit Scheu seiner Tante zuzuwenden, als wenn er fürchtete, daß die Antwort, welche dieselbe gebe, nur noch mehr die Gefühle, die in seiner Brust hausten, schmerzhaft erregen würde.

Diese schlug endlich die Augen auf, und zu seinem großen Erstaunen wandte sie sich an ihn, anstatt Abraham direct zu antworten.

„Ruben," sagte sie mit anfangs matter Stimme, welche jedoch, je länger sie sprach, ihren vollständigen Wohllaut wieder annahm, „Ruben, komm, setze Dich zu mir! Mein Unglück hat lange Jahre desto schmerzhafter an meiner Seele genagt, weil ich hatte niemanden, der es gefühlt hat mit mir, niemanden, der zu meiner trauernden Seele gesprochen hätte Worte des Trostes, indem er mir gelassen hätte all meinen Schmerz und all mein Leid; der mir gesagt hätte: Traure, Rahel, und weine! Gottes Hand ruht schwer auf Dir; doch Gottes Hand ist eine Vaterhand — Du hast Recht, Rahel, zu handeln, wie Du thust, Recht zu weinen und zu trauern; aber auch Recht, die einzige Liebe Deines Lebens nicht zu schmähen und sie vor Deiner eigenen Seele nicht zu erniedrigen. Das war schrecklich für mich, Ruben, — vierzehn Jahre lang ohne Freund, ohne Vertrauten zu leiden, das ist furchtbar, Ruben! Jetzt glaube ich, daß es anders wird; denn Du bist ein Mann, Ruben — ich habe es aus Deinen Worten von vorhin gehört, jetzt sollst Du derjenige sein, der mich richtet, denn nicht mehr Reb Isaak, mein Bruder, ist das Haupt meiner Familie, sondern Du bist es, mein Ruben, da unsere Väter so geboten haben, daß die Frau keine andere Familie haben soll, als die des Mannes, dem sie sich zum Weib gegeben hat. Du sollst mich richten, Ruben, Du und kein anderer, — komm, setze Dich zu mir."

Ruben hatte die ihm dargebotene Hand seiner Tante ergriffen und sich fast willenlos zu ihr hinziehen lassen, es war mit einem Male wie ein Schleier vor seine Augen gekommen, und dieselben hatten sich, er wußte selbst nicht warum, mit Thränen gefüllt.

„Tante Rahel," sagte er mit unsicherer Stimme, „ich liebe und acht' Euch zu sehr, um Euer Richter zu sein, doch Ihr wollt's, und ich muß Euch gehorchen! Doch bevor Ihr Euren Mund aufthut, will

ich Euch noch sagen, daß, was ich auch hören werde und was auch meine Antwort darauf sein wird, meine Liebe und Achtung wird für Euch immer dieselbe bleiben, — das wollt' ich Euch sagen, Tante Rahel, nun redet, wenn Ihr wollt!"

Ein Händedruck war Rahels Antwort, sie richtete sich auf, und als wenn Abraham gar nicht im Zimmer wäre, sagte sie, indem sie sich an ihren Neffen wandte:

„Kaum wirst Du Dich Deines Vaters entsinnen können, Ruben! Es war ein großes Ereigniß für diese Kille, als es hieß, daß ein Karaiter, welcher von der Frankfurter Messe kam, hier über Schabbes bleiben würde. Die Jüden hier nahmen ihn so freundlich auf, wie sie mit jedem Verwandten unseres Volkes thun, und am Schabbesnachmittage saßen sie in der Wohnung des Lehrers traulich beisammen, und Dein Vater erzählte unseren Leuten, wie in seiner Heimat das Wort Gottes gelehrt und ausgeübt würde. Gottes Wege sind wunderbar, mein Sohn! Am Nachmittage noch war Dein Vater ein starker und ein gesunder Mann, der die Güte und die Allbarmherzigkeit seines Gottes pries, — am selben Abende lag er auf dem Krankenbett, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Ein vom nächsten Dorfe kommender, beladener Heuwagen hatte den Unvorsichtigen erfaßt, und die Räder ihm beide Beine zerbrochen .... Lange Monate lag der Unglückliche auf seinem Schmerzenslager und weinte und jammerte über seine Heimat und das geliebte Weib, das er mit seinem Kinde dort gelassen, und von dem keine Nachricht zu ihm gelangte, obgleich der Rabbiner Brief auf Brief dorthin geschrieben. Da kam eines Tages ein Fremder mit einem Kinde in die Kille und fragte nach Joseph ben Isachar, dem Karaiten, und als man ihn zum Lager des Kranken führte, schrie dieser laut auf vor Freude und nahm Dich in die Arme und küßte und benschte Dich. Jedoch, als der erste Freudenausbruch vorüber war, wandte er sich zu Deinem Begleiter und sagte: Bruder, wo ist mein Weib? Da senkte jener den Kopf und sprach: Bruder, die Kosaken haben Deine Wirthschaft verheert — Dein Haus liegt in Asche — Dein Weib Sarah ist bei ihren Vätern! Da verhüllte Dein Vater sein Haupt und sprach einen ganzen Tag lang kein Wort ..... endlich jedoch ließ er Dich wiederum zu sich kommen und benschte Dich von neuem. Dann wandte er sich zu seinem Bruder, der ihn keinen Augenblick verlassen hatte, und sagte: David, Sohn meines Vaters Isachar, neige Dein Haupt, daß ich Dich segne! Und David weinte und jammerte und rief: Bruder! Bruder .... willst Du mich auch verlassen! Dein Vater hörte jedoch das Klagen nicht und sprach: In zwei Tagen oder in vieren werde ich bei meiner Sarah und bei meinen Vätern sein und werde ihnen erzählen von Deiner treuen, brüderlichen Liebe! Und von da ab sprach er kein Wort mehr! Und am nächsten Freitag Nachmittag, da standen zehn Männer aus der Kille um Deines Vaters Bett und beteten .... und einer von ihnen, Meier, näherte sich einem anderen und sagte: Es wird werden Schabbes, und wir werden nit können gehen in die Schul! Das hörte Dein Vater, Ruben, obgleich es Meier ganz leise gesprochen, lächelte und sagte: Habt keine Furcht, Reb Meier, Ihr werdet können gehen in die Schul'!! Und die Männer beteten fort — und David saß an seinem Bett und weinte leise; — da ging die Sonne unter, der Abend ward finster und immer finsterer — der heilige Schabbes hatte begonnen. Da erhob sich Joseph ben Isachar plötzlich und sagte mit vernehmlicher Stimme: Ihr Jüden, meine Brüder, — ist der Tag des Herrn angebrochen? Und Reb Abraham, der dort sitzt, antwortete: Der Tag des Herrn hat begonnen. Da richtete sich Dein Vater noch höher auf und rief: Höre, Israel, der Herr, Dein Gott, ist ein einiger Gott! ... Dann fuhr er plötzlich zusammen — seine Seele war bei seiner Sarah!!!"

— — — — — — — — — — — — —

Rahel schwieg einige Augenblicke — sie begriff, daß sie dem Sohne Zeit lassen müsse, um die Rührung, welche sich seiner beim Anhören der Erzählung von seines Vaters Ende sicherlich bemächtigen würde, in seinem Herzen zu bewältigen.

Doch Ruben täuschte ihre Erwartung — mit hellem, klarem Blicke schaute er zu ihr auf, mit ruhiger fester Stimme sagte er:

„Ich wußte, daß mein Vater als ein guter, frommer Jüd gestorben ist, und Gott, der Allgütige, hat ihm gegeben ä große Gnad so zu sterben, indem er Bruder und Kind bei sich hatte! Was hatte er auf der Welt noch weiter zu thun? Leiden und klagen um sein verlorenes Glück? Mein Vater muß ein frommer, gottgefälliger Jüd gewesen sein, daß der Herr ihn so schnell von seiner Qual erlöst, mit der Seele meiner Mutter vereinigt und daß das Wiedersehen jener beiden Seelen, die sich auf Erden so sehr geliebt, am auserwählten Tage Gottes, am heiligen Schabbes, stattfand! Möge der Ewige — gelobt sei sein Name — mir einen Tod wie meinem Vater bereiten!"

Rahel hatte ihr bleiches Haupt in ihre Hände fallen lassen; ihre Brust wallte auf und ab, und nur mit Mühe unterdrückte sie das Schluchzen, das sie zu ersticken schien ....

„Gott ... Gott," murmelte sie ... „wirst Du nicht haben Erbarmen mit mir? Vierzehn Jahre erwarte ich Deine Gnade, und immer noch irrt die Seele meines Davids allein in den himmlischen Gefilden ... vierzehn Jahre ... o Gott, was habe ich für Sünden verbrochen, daß Du mich nit willst lassen eingehen in Gnaden zu Dir, zu meinem David ..."

„Rebekka ... Eure Tochter Rebekka!" versetzte die ernste Stimme Abrahams.

Als wenn sie ein elektrischer Schlag getroffen, zuckte die Arme bei diesen Worten zusammen ...

„Ja ... ja!" stotterte sie ... „Ihr habt Recht, Abraham ... ich bin eine schlechte Mutter, ich denk' an mich allein — nicht an mein Kind; — ich muß ja leben für sie — ich darf ja nicht ans Sterben denken — mein Kind steht ja allein auf der Welt."

„Tante Rahel," unterbrach sie plötzlich Ruben mit fast feierlichem Tone, „als mein Vater starb, dankte er Gott, er vertraute fest auf die Liebe seines Bruders für seinen Sohn, er wußte, daß Gott der Allbarmherzige der Vater der Waisen ist — Tante Rahel, glaubt Ihr weniger fest an Gottes Allgüte, wie mein Vater — oder .... oder habt Ihr weniger Vertrauen zu mir, als mein Vater zu seinem Bruder?"

Rahel sah ihn mild lächelnd an. „Ich vertraue Dir, Ruben," sagte sie, ... „aber Du bist so jung, ... und Rebekka ..."

Wiederum unterbrach sie Klopfen an der Thür ihres Gemaches, und auf ihr Hereinrufen traten noch zwei alte Juden und Meier bei ihr ein. Der älteste von ihnen, nachdem alle drei ihr einen „Gut Schabbes" geboten, ging auf sie zu, und indem er seine Hand gegen sie aufhob, sagte er:

„Rahel, wir kommen im Namen der Kille zu Dir, der Kille, deren Vorsteher ich bin — und schon vor einer Stunde wären wir gekommen, wenn Abraham uns nicht gebeten hätte, vorerst allein zu Dir zu kommen und Dich auf das vorzubereiten, was wir Dir zu sagen haben. Jetzt mußt Du es wissen, Rahel, jetzt sag uns Deine Antwort!"

„Ich weiß nicht, ... was Ihr wollt," stotterte die Geängstigte, „— ich ..."

„Wir wollen wissen, wer Du sein willst, Rahel," unterbrach der andere, „wer bist Du? Eine Wittwe in Israel, und Deine Schwestern werden mit Dir trauern — eine geschiedene Frau, wie es das Gesetz vorschreibt, und Deine Brüder werden Dich bedauern! Wer bist Du in der Gemeinde? oder was willst Du sein? Sprich, damit wir es wissen!"

Eine plötzliche Veränderung war in der bleichen Frau vorgegangen — es war nicht mehr die halbgeknickte Pflanze, die traurig und öde verdorrte — nicht mehr die schwache, hilflose Mutter, deren Stimme sich in Thränen verhüllte, wenn der Name ihrer Tochter ausgesprochen wurde — nein, es war ein ernstes, starkes Weib, das sich jetzt von ihrem Sitze mit Würde erhob, es war ein fester Blick, der sich jetzt auf die vier Juden heftete, und ihre Stimme klang feierlich und fast ohne Zeichen innerer Bewegung!

„Ihr Männer," sagte sie, „es stehet geschrieben, daß man die Aeltesten seiner Gemeinde achten und ehren soll — und ich hab' es gethan. Es stehet aber auch geschrieben: Wehe denen, die Wittwen und Waisen betrüben — und das thut Ihr, — und heut am heiligen Tage des Herrn ruf' ich den Allmächtigen zum Richter zwischen Euch und mir auf. Ich will Euch noch einmal eine Antwort geben, und es wird dieselbe sein, die ich Euch gebe seit zehn Jahren, und die ich Euch werd' geben, so lang Gott im Himmel mir wird lassen ein Herz, um zu fühlen, und einen Geist, um meine Gefühle zu begreifen!!"

„Besinn Dich, Rahel," sagte der Aelteste, „sprich nicht im Zorn Worte, die Du wirst bereuen ... nimm Dir Zeit — wir wollen Dich nicht quälen ..."

„Nein," rief Rahel, „nein! Und wenn ich nur eine Minute



Sommerfrischler am Achensee.

Originalzeichnung von Th. Pixis in München.

darüber nachdächte, was ich hab' Euch zu antworten, so wäre dies schlecht! — Nein, hört Ihr Männer! Eben so, wie jetzt, hat man mich vor achtzehn Jahren bereden wollen, dem mich nicht zum Weibe zu geben, dem mein ganzes Herz gehörte. Eben so, wie heute, sind die Aeltesten der Kille in meines Vaters Haus gekommen und haben gegen meinen David gesprochen und mich überzeugen wollen, daß ich den zum Gemahl nehmen müsse, dem mein Bruder mich versprochen, Reb Abraham, der dort zwischen Euch steht. Auch damals wollte man mir Zeit lassen, aber auch damals verweigerte ich's und sagte: Nein! — nein! nein! — mein Herz spricht aus meinem Munde. Abraham ist ein guter, frommer Mann, aber ich kann und will sein Weib nicht sein, denn mein Herz gehört David ben Isachar, dem Karaiten! Und ich habe treu verharrt, bis ich geworden bin volljährig, und dann bin ich gegangen zum Rabbiner und hab' ihn gefragt: Rabbi, was soll ich thun? — Soll ich das Gesetz der Gojim zu Hilfe gegen das Gesetz meiner Väter rufen? Und der Rabbiner hat versammelt die ganze Kille und hat gefragt und gesagt: Wer von Euch kann den David ben Isachar einer schlechten That zeihen? — Und da haben die Jüden geschwiegen still und nit gewußt zu antworten. Und der Rabbiner ist gegangen zum Bürgermeister und hat ihm gethan dieselbe Frage, und auch dieser hat nit gewußt, zu sagen eppes Schlechtes von ihm. Da ließ er uns beide zu sich kommen und sprach: Frembling unter Deinen Brüdern in Israel, willst Du dieses Mädchen, welches ihre Verwandten Deinethalben von sich stoßen, zu Deinem Weibe nach dem Gebrauche unseres Volkes nehmen? Und als David ihm dies versprochen, ermahnte er auch mich, und als auch ich ihm gesagt, daß nichts im Leben mich vom Erwählten meines Herzens trennen könne, da betete der Rabbi laut, las uns aus den heiligen Büchern vor, füllte ein Glas mit Wein, und nachdem wir davon getrunken, zerschellte er das Glas und sprach: So wenig, wie die Scherben dieses Glases sich je zu einem Ganzen zusammenfügen, so wenig könnt ihr Euch trennen auf Erden, denn jetzt seid Ihr Mann und Weib nach dem Gesetze in Israel. Und als die Aeltesten erfuhren, was der Rabbiner gethan und uns gegen ihren und meines Bruders Willen verheirathet hatte, da murrten sie gegen ihn. Er aber sprach: Was murrt Ihr gegen mich, Ihr Männer, und wenn Ihr murrt, was habe ich Euch zu fürchten, da ich hab' gethan Recht nach dem Gesetze des Ewigen — gelobt sei sein Name — und nach meinem Gewissen! — Und so lange Rabbi Juda lebte, hat er mich immer gegen Euch beschützt; denn Ihr habt nie aufgehört, mich zu quälen und meinen David zu befeinden."

Rahel hielt einige Augenblicke inne; ihr Blick ward wiederum schwermüthig und ihre Stimme unsicher.

Die erste Aufregung der Gereiztheit war vorüber — die leidende Frau hatte von neuem die Oberhand gewonnen.

„Vier Jahre lang," — sagte sie endlich, — „vier Jahre lang waren meine Gebete zum Allmächtigen nur D a n k gebete — o wie glücklich war ich — die Glücklichste, die Gesegnetste unter den Weibern! Herr, Allmächtiger! Ich hatte gewiß arg in meinem Glücke gesündigt; denn die Strafe, die Du mir gesandt, hat gewiß seit Menschengedenken kein Weib in Israel getroffen! — alles gedieh uns — das Wirken meines Mannes war von Gott gesegnet — Ruben wuchs unter seiner Leitung herrlich auf — und Gott hatte mir eine Tochter geschenkt — unsre Freude und unser Stolz ... da kam der Blitzstrahl aus heiterem, sonnigem Himmel, und er traf — er traf furchtbar — all mein Glück mit einem Male vernichtend.

Sie hielt wiederum inne und fuhr mit der Hand über die Augen, welche sich jetzt mit Thränen gefüllt hatten.

„Ihr wißt, was geschah," fuhr sie mit zitternder Stimme fort, „David war nach Stargard geritten, um den Bernstein, den er mit solcher Kunst drechselte, zu verkaufen ... gegen Abend will ihn Reb Meier, der auch in Stargard war, noch zu Pferde steigen gesehen haben — und von da an nichts — nichts mehr — kein Zeichen — keine Nachricht von ihm!! O Ihr Männer, möge Gott, der Allgütige, Eure Weiber und Eure Töchter vor einem Leid gleich dem meinen bewahren ... ich ... ich kann nicht mehr!"

Und schluchzend fiel die Arme auf ihren Stuhl zurück ...

Die Männer schwiegen und standen gesenkten Hauptes vor dem Schmerzensanblick — nur der widerwärtige Meier zuckte wie gewöhnlich mit den Schultern, brachte ein leises „Nä!" hervor und drehte sich auf dem Hacken herum, als ein sprühender Blick Rubens ihn traf ...

„Und statt mich zu trösten, statt mit mir zu weinen," schrie Rahel plötzlich, indem sie heftig aufsprang, — „seid Ihr seit den ersten Tagen meines Unglücks gewesen für mich eine Plage Gottes! Ihr habt gethan, was die Gojim sind gewesen zu gut, um zu thun, oder wenn sie es haben gedacht, haben sie es wenigstens mir nicht gesagt ins Gesicht — aber Ihr — und besonders Du, Reb Meier, — Ihr seid gekommen gleich die ersten Tage und habt mir gesagt: Das ist Gottes Finger! Der Mann, dem Du hast geopfert Deine Mischpoche und Deine Freunde und Deinen Glauben, der Mann ist Dir gelaufen davon und hat Dich gelassen allein und im Elend! — d a s ist gewesen Euer Trost! Und das habt Ihr mir wiederholt vierzehn Jahre lang — und ich sage Euch: I h r l ü g t, — I h r l ü g t! Und wenn ein Mensch käme und mir sagte, und mir beim Namen Gottes, des Allmächtigen, einen Schwur thäte, daß er meinen David noch g e s t e r n gesprochen und dieser ihm gesagt, daß er mich freiwillig vor vierzehn Jahren verlassen, dem würde ich antworten: Heb Dich weg, Verruchter in Israel, denn Du schwörst falsch beim Namen Gottes, des Allmächtigen! Und Ihr wollt, daß ich mich von ihm scheiden lasse, und wenn ich solches thäte, wäre das nicht dasselbe, als wenn ich sagte: Ja, Ihr habt Recht — er ist davongelaufen!"

„Aber wo ist er geblieben — glaubst Du vielleicht, daß Gott der Herr den Karaiten hat genommen lebend gen Himmel, wie er hat gethan mit dem Propheten Elias?" — unterbrach sie Meier mit gewaltigem Achselzucken.

Rahel hob würdevoll ihr Haupt. „Wie viel leichter würde ich an ein Wunder des Allmächtigen glauben" — sagte sie — „als an die Schlechtigkeit meines Davids, des Vaters meiner Tochter!!"

Eine lange Pause trat ein — dann wandte sich die Leidende von neuem an den Aeltesten und sagte:

„Und nun? Was wollt Ihr von mir?"

„Rahel," antwortete dieser mit fast feierlicher Stimme, „wir kommen zu Dir, um Dir zu sagen, daß die Kille, wenn Du in Deinem Vorsatze beharrest, Dich und Dein Kind nicht mehr als Mitglied der Gemeinde betrachten will — Rahel, denk nach, Frau, — so, wie Dich Dein Bruder verstoßen — werden Dich die Jüden Deines Heimatsortes verstoßen, — Du wirst allein, ganz allein dastehen, keiner Deines Volkes wird an Deinem Sterbebette beten und Dir die Worte zurufen, die den gläubigen Jüden noch beim letzten Athemzuge mit Gott vereinen! Rahel, Rahel, Deines unglückseligen Wahnes halber wirst Du eine „Verruchte in Israel" sein, kein Jüd' wird Dich segnen, alle werden von Dir fliehen, wie vor einer Verpesteten, keiner wird ein Gebet von Dir verlangen, keiner sein Haupt vor Dir beugen, damit Du ihn segnest, und ..."

Der Vorsteher konnte nicht fortfahren — in der mit starker Hand aufgerissenen Thüre stand die hohe Gestalt Eleazar Bentheims und hinter ihm seine Frau, welche die halbtodte Rebekka umschlungen hatte; auch Mendel zeigte sein schelmisches Gesicht hinter seiner Mutter.

Die Juden waren dem Eintretenden entgegengeeilt und hatten ihm mit einem freundlichen „Scholem aleichum" die Hände entgegengestreckt — doch mit finsterer Miene wies Eleazar sie zurück — nahm Johanna bei einer Hand und Mendel bei der anderen, und indem er auf Rahel zuschritt, sagte er mit tiefer, ernster Stimme:

„Tante Rahel, wollt Ihr mein Weib und Kind benschen? Der Segen einer G e r e c h t e n i n I s r a e l ist wie der Segen Gottes, — er wird meinen Lieben Glück bringen!"

Ohne zu wissen, wie ihr geschah, legte die zitternde Rahel ihre Hände auf die beiden Köpfe, die sich vor ihr beugten, murmelte einige Worte — dann wankte sie wie eine Trunkene und fiel ohnmächtig in die Arme Eleazars.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

X. Ein Tag in der Sommerfrische.

Drei Tage lang unausgesetzt Regenwetter in dem Gebirgsbade! das ist ein schreckliches Wort. — Kaum flieht der Schlaf von den Augen des Badegastes, des wirklich Leidenden sowohl als des sogenannten „Vergnüglings“, dann reckt er den Kopf in die Höhe und lauscht. Noch ist ein Halbdunkel in dem Zimmer herrschend, er vermag durch die herabgelassenen Vorhänge nicht zu erspähen, ob der Himmel freundlich oder ernst herniederschaut — aber er kann hören und er hört zu seinem Schrecken vom Dache herab ein schauerliches Plätschern oder Rieseln, Tropfen auf Tropfen fällt mit unheimlichem, klingenden Tone herab, dann fährt ein Windstoß über die Fläche draußen und treibt den Regen an die Scheiben des Hauses. Wieder schlechtes Wetter. „Es ist zum Verzweifeln“, murmelt der Badegast oder Gebirgsfreund im Bade und streckt sich mißmuthig in die Kissen zurück. Zwei oder drei Stunden versammelt man sich bei dem dampfenden Kaffeekessel, zierliche Brötchen oder Bretzeln, die treffliche Butter stehen neben dem saubern Geschirre, aber die Gesellschaft, welche sich inmitten der Einsamkeit des Gebirges zusammengefunden hat, ist sehr ernst. Da sind sie von Norden und Süden, von Osten und Westen hergekommen, in der guten und sehr edlen Absicht, den Sommer recht behaglich zu verleben, sich durch Molke oder Stahlbad zu stärken, die wirklich der Cur Bedürftigen haben einige Begleitung mitgebracht, die ihnen die unausbleibliche Langeweile vertreiben helfen soll, und jedes denkt ungetrübt in seiner Laune durch die Zeit zu schweben, da müssen die schweren, löschblattfarbigen Wolken sich gleich drei Tage hintereinander ohne Aufhören entladen und so viel Wasser herabsenden, daß man Sturzbäche an Orten sieht, die noch kurze Zeit vorher mit dem feinsten Schuhwerke, das diese oder jene Residenz lieferte, besucht werden konnte. „Nein, da wäre ich lieber in Berlin geblieben“, murmelt der Rath halblaut, dessen Gattin ihm dafür einen vorwurfsvollen Blick zuschleudert. „Was mögen sie in Bremen treiben?“ seufzt der Herr Consul, dessen Töchter, ohne auf den Kummer des Papas oder das schlechte Wetter Rücksicht zu nehmen, mit dem jungen Rechtsanwalt munter plaudern, während Frau Lina, die schöne, interessante Gattin des trefflichen Malers langsam den Kaffee schlürft und ihren Otto beobachtet, der die Hände in den Seitentaschen seiner Joppe bergend am Fenster steht, seine Cigarre rauchend und in die Gegend oder vielmehr in den Nebelschleier hinausstarrt, der sich aus Dünsten und Wasser webt, um alles: Berg, Wald, Thal, Gebäude mit seiner graulichen Hülle zu überziehen. Verschiedene andere der Gesellschaft sind weit glücklicher. Sie können durch nichts aus der Fassung gebracht werden, ihre Laune stört das Wetter nicht, sie sind lustig im strömenden Regen, lustig im Sonnenschein, sie haben die Ueberzeugung: Es muß ein Mal aufhören und dann wird die schöne Natur doppelt genossen. Diese glückliche kleine Schar junger Mädchen und Männer ist beschäftigt, Blumen zu trocknen, angekommene Briefe zu lesen, Erinnerungen zu notiren und Projecte für Abendunterhaltungen zu machen, falls das Wetter noch eine Zeit lang in der bisher angenommenen bösen Laune verharren sollte. Zuweilen flüstert ein Paar oder kichert leise, indem es schelmische Blicke auf Fräulein Emilie wirft. Fräulein Emilie ist ein Mitglied der Badegesellschaft, ein Theil des engeren Freundeskreises, ein weiblicher Schöngeist; sie notirt emsig ihre Reiseerinnerungen, die kleinen Vorfälle des Bade- und Gebirgslebens, sammelt Erzählungen von Gebirgsführern, Eseltreibern, Hausirern, Jägern, Sennerinnen, die Sagen, welche sich an diesen oder jenen seltsam geformten Stein der Bergwege knüpfen, um — in die Heimat zurückgekehrt — für ein illustrirtes Damenjournal Novellen oder Schilderungen daraus zusammenzusetzen, die dann unter dem Titel: „Aus der Reisemappe einer Dame“ oder „Getrocknete Sträußchen“ oder „Die blonde Kathi vom See“ und dergleichen, erscheinen. Fräulein Emilie ist übrigens eine sehr gutmüthige und liebenswerthe Dame, freilich schon ein wenig über den Frühling des Lebens hinaus — aber doch immer noch voll Poesie und mit einem wahren Enthusiasmus für alles Jugendliche begabt. Sie soll außerdem ein sehr hübsches Vermögen besitzen, welches ihr gestattet, sich das Leben durch Reisen angenehm zu machen und sie behauptet, was auch ganz richtig ist: „Einen höheren Genuß als Reisen gibt es nicht“; Thümmels Ausspruch: „Reisen ist Leben und Leben ist Reisen“, hat sie als Devise genommen. Vollständig vertraut mit der Literatur, versteht Fräulein Emilie es ganz ausgezeichnet, sich in gewisse, von den Dichtern geschilderte Situationen hinein zu versetzen und als sie heute gefragt wird: „Fräulein Emilie, was studiren Sie da so eifrig?“ antwortet sie: „Ich habe das hier — sehen Sie.“ Dabei zeigt die Dame das vierte Buch von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, das da mit den Worten beginnt: „Laertes stand nachdenklich am Fenster und blickte, auf seinen Arm gestützt, in das Feld hinaus“. Einige der Gesellschaft lächelten, aber Fräulein Emilie sagte: „Lachen Sie nicht. Ich habe ein Project. Wenn das Wetter besser wird, müssen wir uns ein Mal ganz in die Lage der Gesellschaft Wilhelm Meisters versetzen. Der Anfang ist schon dazu gemacht, sehen Sie dort am Fenster: Herr Otto — ganz Laertes, der Herr Consul soll Melina sein, Herr Walter muß Wilhelm Meister vorstellen — kurz, wir haben alle unsere Rollen“. — „Wer von den Damen wird Philine sein wollen?“ fragte ein wenig boshaft der Rechtsanwalt, indem er näher trat. Es trat eine kleine Pause ein. „Ich bin es“, sagte Lina endlich herzhaft lachend. „Mögen Sie über Philine denken und urtheilen, wie Sie wollen, es ist jedenfalls ein interessantes Wesen.“ Man lachte und applaudirte. Der Rechtsanwalt schlug vor, einen Toast in Kaffee auf Emilie auszubringen; dies geschah, und die Heiterkeit ward allgemein, obgleich der Regen noch immer in Strömen herniederfiel. „Was soll denn nun aber eigentlich geschehen?“ fragte der Rath aus Berlin. „Wilhelm Meister ist ein dickes Buch. Welche Scene soll denn aufgeführt werden?“ „Hier die — aus dem fünften Capitel des vierten Buches“, rief Emilie. „Wo sich die Gesellschaft im schattigen Grunde niederläßt, zwischen Quellen und moosigem Gestein, wo sich durch Schluchten und Waldwege eine hoffnungsvolle Aussicht, wie es im Texte heißt, darbietet. Sobald es gutes Wetter geworden, ziehen wir alle hinaus“. „Bravo! bravo!“ tönte es, und der Rentmeistereiassistent Bertram küßte die Hand Emiliens. Man sagte allgemein in der Gesellschaft, daß Herr Bertram sich lebhaft für Emilie interessire. „Aber wohin geht es?“ fragte ein junger Maler, den Otto in den Kreis gezogen hatte. „Ich schlage Achensee vor“. — „Einverstanden!“ riefen alle. „Nun fehlt nur gutes Wetter!“ seufzten die Eingesperrten, und Lieutenant Friedrich trommelte vor Ungeduld mit den Fingern, wobei er auf die reizende Louise, des Consuls jüngste Tochter, blickte, die er sich lebhaft als Mignon vorstellte. Fräulein Emilie aber wandelte stolz durch das Kaffeezimmer, sie hatte glücklich wieder eine „Situation“ herbeigeführt — wenn der Himmel nur ein Mal mit Regen weniger verschwenderisch werden wollte! — Ihr Wunsch ward erfüllt. Kaum hatte die Uhr im Hauptgebäude des Bades die neunte Stunde gezeigt, da hellte der grau über dem Bergrücken herabhängende Himmel sich auf, eine matte Sonne strahlte, sie ward stärker, immer stärker, und zuletzt riß das Gewölk vollständig, ein blauer Dom wölbte sich aus dem Gewirre fliehender Wolken, und im Bade ward es lebendig. „Nun schnell, die gute Zeit nützen!“ riefen die Männer: „Auf — vorwärts!“ hieß es. „Die Wagen! die Wagen!“ Schon sah man einen großen Theil der Badegesellschaft ins Freie eilen, aber Lieutenant Friedrich, der Rath aus Berlin, der junge Maler und Otto waren zuerst bei dem Hausmeister, dessen Machtspruch die Wagen zu vergeben hatte, und es verging keine allzu lange Zeit, da rasselten die Verbündeten auf bequemen Fuhrwerken zum Parkthore des Bades hinaus, die schöne, breite Innsbrucker Straße entlang, immer zwischen hohen, dichtbestandenen Bergen entlang, von dem zornig brausenden Wasser begleitet, von der siegreichen Sonne beschienen, deren Strahlen sich in tausend und abertausend Regentropfen brachen, die von den Blättern und Zweigen herabhingen. Hochauf steigt die Straße bei der Kaiserwacht, dann geht es wieder in die herrlichen, frischen Wälder hinab, dann über lachende Wiesengründe, die grünen Berge weichen auseinander, und der schneebedeckte Guffert erhebt sich aus der Mitte der ihn umgebenden kleineren Berge, unten aber, ein herrliches Bild, ziehen sich die Hütten und Felder, die Gärten und Wiesen der reizenden Dörfer hin, von dem Flusse durch-

schnitten, der hier eine Mühle treibt, dort als Wasserfall in die Tiefe schießt, dann wieder zwischen Felsen und Blumen verschwindet, um in einem von dunklem Gesteine gebildeten Becken zu verweilen.

Alles war lustig und guter Dinge, man sang und jubelte, und unter Lust und Fröhlichkeit fuhren die „Sommerfrischler“ der Residenzen in das herrliche Dorf Achenthal. Da — gleich am Ende breitet sich in azurnem Hauche der See aus, von den Bergen und Felsen herab weht der erquickende Hauch, die kleinen Schiffe schaukeln auf den leichtgekräuselten Wogen, und in der Ferne zeigt sich Pertisau zwischen mächtigen Felskuppen ruhend. Die Gesellschaft hat bereits Schiffe bestiegen, und man rudert über den See; in der Pertisau angelangt, wird wenig Zeit zur Ruhe gegönnt, die romantischen Leute dringen weiter vor in die Berge hinein. Zwar schwitzt der dicke Consul schon ein wenig, und einige andere murmeln leise so etwas von: „Halt machen“ oder „Imbiß einnehmen“. Aber die jüngere Generation ist unerbittlich. „Sommerfrische genossen!“ schallt es ermunternd. „Erst abwarten, bis ein recht angenehmer Platz da ist!“ Weiter geht es; die schattigen Wege eines Laubholzwaldes nehmen die vergnügten Wanderer auf, zwischen jede Lücke des dichten Geheges hindurch blitzt der herrliche See. „Wann kommt der Platz für Wilhelm Meisters Gesellschaft?“ ruft der Rath. — „Geduld!“ antwortet man ihm — endlich öffnet sich die Gegend. „Ah“, schallt es. „Hier — hier wollen wir rasten!“ ruft Emilie. „Sehen Sie dort rechter Hand, hinter und neben uns die hohen Berge, am Rücken des Gebirgszuges die schattigen Waldstreifen, aus ihnen ragen die reizenden Häuser empor und da — an der Seite das hübsche Kirchlein.“ Die Maler sondiren das Terrain. „Herr Consul! Herr Consul!“ schreien sie, „Glück auf! wir werden keine unglücklichen Sommerfrischler sein — wir werden das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden — da drunten ist ein Wirthshaus.“ — „Gott sei Dank!“ sagt der Consul und wischt sich sein gutmüthiges Antlitz. „Fräulein Emilie!“ — „Hier bin ich!“ sagt die Freundin Wilhelm Meisters. „Thun Sie mir den Gefallen,“ bittet der Consul, „und verlegen Sie die romantische Scene recht nahe an jenes Gebäude hin — da, sehen Sie? die Gegend ist da eben so reizend als hier, das Haus ist mit Blumen umgeben, sieht allerliebst aus, hat kleine Gallerien und Weinlaub, ein Muttergottesbild, und eben am Dache noch dazu einen Haken mit dem Pentegramma daran, in dessen Mitte ein Glas sichtbar ist, was so viel bedeutet als: hier gibt es zu essen und zu trinken.“ Die Gesellschaft unterstützt des Consuls Bitten, und bald ist man gruppenweise im Freien, auf dem schönen, schwellenden Moose gelagert. Im Hintergrunde Lieutenant Friedrich mit dem Rechtsanwalt und den Töchtern des Consuls; dicht am Hause wird auf dem plumpen Tische ein Kaffee servirt, wie man ihn nicht schöner in den ersten Conditoreien der Residenz genießen kann; Lina ist in Betrachtungen versunken, denn die Bewohner eilen herbei und bieten eine ganz wunderhübsche Staffage für das Gemälde. Dicht vor der schönen Frau kniet ein junges Mädel mit dem Hunde des Wirthes im Arm. Lina betrachtet das hübsche Kind sehr aufmerksam. Ihre Betrachtung erregt wieder die Neugierde der hübschen Frau, die neben der sauberen Alten auf der Steinbank vor dem Hause Platz genommen hat; weshalb ist die Frau so aufmerksam? jenes hübsche, kleine Mädchen ist der Gegenstand des Interesses, es ist der Obhut der beiden auf der Bank anvertraut, denn — so sagt man — die Eltern der Kleinen sind nicht genau zu ermitteln. Viele meinen: Das Kind habe vornehme Eltern; die Kleine sei hier in der Verborgenheit aufgewachsen, um erst später, wenn die Hindernisse, welche eine Verbindung der Eltern für jetzt unmöglich machen, aus dem Wege geräumt sein würden, zu Ehre, Glanz und Namen gelangen zu können. Das Kind hat ein höchst interessantes Gesichtchen, und Lina sieht es nicht zum ersten Male. — Otto hat schon die Kleine pretraitiren wollen, aber die Frauen, dieselben, die da auf der Steinbank sitzen, haben es nie gelitten.

Emilie ist sehr glücklich. Sie überblickt von einem kleinen Hügel aus die scherzenden und plaudernden Gruppen, zu ihren Füßen ruht der Rentmeistereiassistent, er schildert die Reize seiner Stellung und wagt die Behauptung, daß er wohl eine Frau glücklich machen könne. Eben will Emilie antworten, da wird sie von Lina gerufen, der Assistent ist höchst unglücklich, aber er muß sich fügen. „Betrachten Sie das Kind, Fräulein Emilie!“ flüstert Lina auf die Kleine deutend, „dann ziehen Sie Ihr Notizbuch.“ Emilie thut es, und nun gibt Lina ihr kleine Fingerzeige, darüber ist Emilie glücklicher, als sie zuvor gewesen: „Ich habe einen Stoff mehr,“ jubelt sie, „wie wird sich die Redaction freuen, wenn ich ihr ein Mysterium aus dem Gebirge bringe, unter dem Titel: „Waldröslein“ oder „Ein Geheimniß des Seewirthes.“ Nach und nach gestaltet sich wirklich eine Scene à la Wilhelm Meister. Die jungen Leute tanzen oder arrangiren ein Spiel, die materiell Gesinnten probiren den Landwein, einer oder der andere fängt an, sich ein wenig zu langweilen und betrachtet die Gruppen mit leisem Gähnen, wobei er die Hände in die Taschen steckt, als ob ihn friere.

Die Jungen des kleinen Dorfes stieren verwundert die Gesellschaft an und beneiden sie, wenn sie den Zucker betrachten, der in den Kaffee geworfen wird. „Wo sind denn nur der Consul und der Rath hingekommen?“ fragt Otto. „Ja — ich vermisse meinen Mann schon längere Zeit!“ sagt die Frau Räthin. „Ich den meinen ebenfalls!“ intonirt die Consulin. „Um die Scene aus Wilhelm Meister vollständig zu machen,“ lacht Louise, „müßten wir eigentlich einen Ueberfall erleben.“ — „Das wäre himmlisch!“ ruft der Lieutenant.

Als hätte es nur eines Stichwortes bedurft, so knallen in diesem Augenblicke zwei Flintenschüsse dicht in der Nähe der Gesellschaft. Erschreckt fahren die Damen auf. Wenige Minuten später sieht man den Rath und den Consul an der Biegung des Waldweges erscheinen. Sie sind ganz außer Athem, und ihre erregten Mienen verkünden der Gesellschaft sogleich, daß beide Herren in gewisser Beziehung zu den so eben gefallenen Schüssen stehen. Alles erhebt sich und eilt den Herren entgegen, man umringt sie: „was ist geschehen? was gibt es?“ ruft jeder, und die respectiven Gattinnen umarmen ihre Männer. „Kinder,“ sagt der Rath nach einer Pause, „es ist ganz herrlich so in der Sommerfrische, und ich bin mit dem heutigen Tage recht zufrieden, aber wenn die Leute hier nach der Scheibe schießen wollen, dann müssen sie sich andere Plätze auswählen, als die Kreuzwege. Dicht über unsere Köpfe hinweg pfiffen die Kugeln. Morgen werde ich im Bade die Anzeige machen, das geht so nicht weiter.“ „Weshalb bleiben die Herren nicht bei uns?“ schmollte die Räthin. „Keine Gardinenpredigt“, rief der Rechtsanwalt, „heute geht alles frei — à la Wilhelm Meister zu. Es lebe Goethe!“ Die Fröhlichlichkeit ist bald wieder hergestellt, die bedrohten Herren stärken sich an dem Landwein, dann wird ein Gang durchs Dorf gemacht, die Sommerfrischler sind entzückt von dem schönen Orte, die untergehende Sonne wirft ihren Scheidestrahl auf diese fröhlichen Leute, und da der Lieutenant es so dringend wünscht, singt Louise das Lied: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?“ mit einer ganz wundervollen Stimme. Spät und mit Widerstreben trennt man sich von dem schönen Fleckchen Erde, nachdem ein recht gutes Abendessen die alten Herren vollständig mit der schießenden Bevölkerung ausgesöhnt hat.

Es heißt, an jenem Unterhaltungstage der Sommerfrischler seien sechs Personen glücklich geworden: der Lieutenant, der Rechtsanwalt, der Rentmeistereiassistent, die beiden schönen Töchter des Consuls und Emilie. Wenigstens bildeten diese sechs Leutchen ein Jahr darauf drei sehr vergnügte Ehepaare.

Georg Hiltl.

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

V. Der deutsche Pfarrer von Tristan da Cunha.

Conträren Windes halber mußten wir zwei Tage auf der Rhede von Buenos-Ayres verbringen; sie ist in dem hier seebreiten, aber ganz seichten La Platastrom über acht Seemeilen von der Stadt entfernt, deren Anblick in der Ferne nichts weniger, als irgend anziehend ist. Wir ankerten in vier und einem halben Faden Wasser, des Tiefgangs der Corvette wegen, während die Kauffahrer, je nach Tonnengehalt, nur drei Meilen weit und noch viel näher der Stadt vor Anker gehen können. Die „Carolina“ lag da wirklich in einer wahrhaft trostlosen Einsamkeit. Keine Landungsbarke, kein Bumboot kam so weit heraus, um sich langseit anzuschmiegen, und in der einen oder

andern Weise irgend ein kleines Geschäft zu machen, wie doch sonst auf allen Rheden der Welt; auch kein anderes Kriegsschiff befand sich auf dem Platz, den man eine „Rhede" eigentlich gar nicht nennen kann. Das rechte La Platauser, auf welchem Buenos-Ayres liegt, war nur in schwachen Umrissen zu sehen, während das linke Gestade durch die ungeheure Breite des Stroms unseren Blicken gänzlich entrückt war. In der Nähe des Landes still zu liegen und nicht heraus zu dürfen aus dem hölzernen Kerker ist aber für den Seemann noch weit peinlicher, als die gezwungene Rast bei Windstillen auf der hohen See. Man kann sich daher die Freude der gesammten Equipage denken, als sich endlich, am 12. November, Nordbrise erhob, mit welcher wir unter Segel setzen konnten. Das beengte Fahrwasser und die Strömung, wonach man sich zu richten gezwungen ist, vergönnten uns jedoch als Dreingabe das äußerst geringe Vergnügen, noch drei Tage lang auf den gelben Fluthen des Rio de la Plata zu segeln, ehe wir, meist lavirend, dessen Mündung erreichten.

Endlich schwammen wir wiederum auf den reinen Salzwogen des atlantischen Oceans und verloren bald die Küste der neuen Welt aus Sicht. Mit trefflichem N. W. steuerte die Corvette direct nach Osten, dem Kap der guten Hoffnung, unserem nächsten Reiseziel, entgegen, von welchem uns an der La Platamündung ein Weg von über dreitausend Seemeilen trennte. — Ich war zweiter Lieutenant auf der hübschen Corvette „Carolina", Capitän Sellier, welche auf einer Explorationsreise längs der Küsten von Brasilien und Westafrika begriffen war; ein neues, seetüchtiges Kriegsschiff, vorzüglicher Schnellsegler, vollzählig und fast nur mit befahrenen Leuten bemannt. Treffliche Kameradschaft herrschte unter den Offizieren, die zugleich für sich in gutem Verhältniß nach oben und unten, zum Capitän, wie der Mannschaft, standen. Auch über die Messe (die Verköstigung der Offiziere, welche diese selber zu bestellen pflegen) war nicht zu klagen, und das ist viel, denn man muß bedenken, daß bei dem eintönigen Leben auf hoher See die Mahlzeiten ein wirkliches Vergnügen, willkommene Unterbrechungen des tödtenden Einerlei sind. Obgleich nun unsere Messe, Schuld der hohen Preise und der zahlreichen extra ordinären Ausgaben in den südamerikanischen Hafenstädten, bei Weitem nicht mehr so reichlich ausgestattet war, als im Anfange der Reise, so war doch noch kein fühlbarer Mangel in den Bedürfnissen des täglichen Lebens eingetreten. Nur kam jetzt, statt der feineren Conserven, öfters die rauhe Mannschaftskost auf den Tisch, und den durch das Salzfleisch erzeugten Durst löschte, statt der fast ausgegangenen vaterländischen Weine, trübes Wasser oder allenfalls ein leichter Grog. Eine lange Fahrt von einem Hafen zu dem andern gehört wahrlich nicht zu den Annehmlichkeiten des Schiffslebens; aber sie bietet wenigstens den Vortheil, daß sowohl der Messefonds, als auch die Privatfinanzen durch die längere Abwesenheit der Versuchung eine Schonung erfahren, welche dem darauf folgenden Landaufenthalt zu gut kommt. Daher rührt es vielleicht auch hauptsächlich, daß das Erscheinen des Seeoffiziers in den Städten ihm vor dem Publikum häufig den Nimbus bedeutender Einnahmen verleiht, während doch die alsdann verschwenderisch ausgestreuten Gelder nur die Frucht längeren, gezwungenen Sparens und herber Entbehrungen an Bord sind. Auch wir hatten in Bahia und Rio, in Montevideo und Buenos-Ayres wenig an das Sammeln von Schätzen für kommende Tage gedacht; daher wurde jetzt auch, je länger die Fahrt sich dehnte, mancher Laut des Mißvergnügens hörbar und selbst die Genügsamsten wurden auf einmal sonderbare Schwärmer für frische Gemüse und Beefsteak und Kartoffeln. Wir waren eben alle verwöhnt durch das vorherige allzu gute Leben, daher die plötzliche, gemeinsame Sehnsucht nach Abwechselung der Gerichte bei Tisch.

Am 28. November bekamen wir die Insel Tristan da Cunha in Sicht. In seltsamer Einsamkeit ragt der dunkle, gigantische Felskegel gen Himmel aus den grünen Wogen des Oceans; vielen unter uns fiel jene schauerliche vulkanische Klippe nahe der Osterinsel ein, von welcher der Dichter und Weltfahrer Chamisso gesungen hat:

> Salas y Gomez raget aus den Fluthen
> Des stillen Meers, ein Felsen kahl und blos,
> Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,
> Ein Steingeripp' ohn' alles Gras und Moos rc.

Die Insel, welche nach den neuesten Messungen auf 37 Grad südlicher Breite und 12 Grad westlicher Länge liegt, wurde im Jahre 1506 von dem Portugiesen Tristan da Cunha entdeckt, bot aber so wenig Hilfsmittel und Reize, daß sie lange nicht der Besiedelung werth erachtet wurde. Es schienen auch mehr Schiffernachrichten zu sein, als verbürgte Kunde, daß in unserm Jahrhundert sich eine Colonie darauf festgesetzt habe, von welcher die sonderbarsten Gerüchte im Schwange gewesen waren, die sich sogar bis zu einem darauf errichteten Piratenkönigthum verstiegen. Ob aber gegenwärtig noch eine Ansiedelung auf derselben existire, ob sie überhaupt nur bewohnt oder bewohnbar sei, davon war keinem unter uns das geringste bekannt. Um so gespannter hingen unsere Blicke an dem immer dunkler, gewaltiger aus den rollenden Fluthen emportauchenden Eiland. Die heftigste Neugierde, dies abgelegene Stückchen der Welt zu betreten, ward unter uns wach; sie verband sich mit dem Wunsche nach grünen Früchten und frischem Wasser, und da der Schiffsarzt, als eifriger Botaniker, am allermeisten darauf brannte, seine Kenntnisse auf einer Stelle zu bereichern, die nur sehr selten von Männern der Wissenschaft aufgesucht wird, so gaben ein paar leichte Zahnfleischentzündungen Gelegenheit, bedenklich von Scorbut zu reden, was denn die letzten Bedenken des Capitäns glorreich niederschlug. Das Wetter konnte nicht günstiger sein und zumal ist der Monat November gerade die günstigste Jahreszeit zur Landung, welche der furchtbaren Brandung halber einen großen Theil des Jahres hindurch höchst gefährlich, wo nicht geradezu unmöglich ist. Am 27. um 9 Uhr Morgens waren wir der Insel mit N. W. Wind auf zwei Meilen nahe gekommen, eine Entfernung, welche mit einem Schiff zu überschreiten unbedingt nicht rathsam ist. Da die Witterung sich immer besser gestaltete und Dauer verhieß, so ließ Capitän Sellier den zweiten Kutter aussetzen, um damit Tristan da Cunha anzulaufen; der Befehl ward mir übertragen, es begleiteten mich der Doctor, der Zahlmeister und sechs Matrosen; wir hatten Proviant, aber auch hinreichend leere Gefäße an Bord und waren sämmtlich bis an die Zähne bewaffnet; besonders gefährlich sah des Doctors ungeheure grüne Botanisirbüchse aus. Die Corvette sollte inzwischen auf die Leeseite der Insel segeln; wir stießen von Bord ab, und bald kam unsere schwimmende Heimat außer Sicht. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das auch den beherzten, befahrenen Seemann beschleicht; wenn er sich auf solche Weise mitten im Ocean von seinem Schiff entfernt, welches mächtig zunimmt, sobald das letztere aus Sicht verschwindet. Wer bürgte uns dafür, daß wir die Corvette wieder fänden? Es ist gewaltig unsicher, daß ein Schiff in seiner Lage bleibe, sich in naher Distanz von dem Ort aufhalten kann, dem ein Theil seiner Mannschaft sich zuwendet; Wind und Wetter wechseln namentlich in diesen Breiten so oft, daß ein Fahrzeug leicht wochenlang von der Küste fern zu bleiben gezwungen wird; zu ankern wäre mit der größten Gefahr verbunden gewesen. Doch gehört, wie gesagt, der November zu den günstigsten Monaten für einen Besuch der Insel, da er in den Anfang des hiesigen Sommers fällt. Die Carolina, das sei vorausgeschickt, hielt sich übrigens in Lee des Eilands, zeitweilig in Windstillen, und steuerte sonst derart, daß sie sich nicht weiter, als vier Meilen vom Lande fern hielt und ihr sowohl Tristan da Cunha, als auch die zu der Gruppe dieses Namens gehörigen Inselchen Inaccessible und Nightingale in Sicht blieben.

Wir brauchten mit dem Kutter ungefähr eine Stunde, um in die Nähe des gewöhnlichen Landungsplatzes für Boote zu gelangen. Heftige Rollwellen trieben uns bis dicht unter Land, wo glücklicherweise die gewaltigen Bewegungen des Bootes durch einen breiten Gürtel von Seetang wesentlich gemindert wurden. Mit großer Mühe durchdrangen wir dieses Hemmniß und befanden uns nunmehr in verhältnißmäßig ruhigem Fahrwasser. Deutlich erkannten wir mehrere Gebäude am Land, sowie auch den in die steile Felsenwand gehauenen Pfad, an welchem, der Beschreibung nach, eine Landung allein möglich ist. Allein vergeblich spähten wir nach Menschen, todt und ausgestorben erschien die ganze Insel. Doch nein, dort ringelte sich aus einem der schwarzen Häuser ein dünner Rauchstreif in die Luft, es mußte bewohnt sein. Endlich erschienen auch einige Männer am Strand, als seien sie aus der Erde gewachsen; wir winkten ihnen zu, indem wir unsere Flagge schwangen; sie beriethen sich, wie wir wohl gewahren konnten, längere Zeit dringlich miteinander; schließlich winkten sie auch uns und sprangen herab in den Wogengischt, um uns zu empfangen. Und als uns jetzt eine der minder hohen Brandungswellen an's Ufer schleuderte, ergriffen sie mit geübter Faust das Boot und zogen es rasch hinauf auf das Trockene, ehe eine zweite, gewaltigere Sturzwelle es erreichen konnte. Vier Männer, sämmtlich von höherem Lebensalter, abenteuerlich gekleidet in eine Mischung von

alten Matrosensachen und halbgegerbten Fellen, empfingen uns, streckten uns aber erst die Hände entgegen, als wir ihre dringend ängstliche, in gutem Englisch vorgebrachte Frage: „Seid Ihr Walfischfänger? Amerikaner?" — mit einem herzhaften: „Nein!" beantwortet hatten. Höchst verwundert jedoch sahen sie sich an, als wir unser Vaterland nannten; sie hatten niemals von demselben etwas gehört und unsere Flagge heut' zum erstenmal in ihrem Leben gesehen. Aber sie wurden nun rasch zutraulich und freundschaftlich, zumal sie die unter der Abtheilung herrschende Mannszucht und den eigenthümlichen Schliff der Marine mit geübtem Blick sofort herausfanden.

Von den lustig fragenden und schwatzenden Insulanern geleitet, erstiegen wir den steilen Klippenpfad; er führte empor auf ein Plateau; hier erwartete uns die gesammte, eben herbeigeeilte Bevölkerung von Tristan da Cunha, außer unseren Begleitern nur Weiber in schon vorgerücktem Lebensalter und Kinder. Etwa fünfzig Schritte vom Rande der Hochebene entfernt erhoben sich die schwarzen, aus Lavastücken aufgebauten, zum Theil aber ganz hübsch mit Glasfenstern versehenen Wohnungen, deren wir auf diesem Flecke neun zählten. Kaum hatten wir uns flüchtig umgesehen, so fesselte plötzlich ein eigenthümliches, ganz unerwartetes Schauspiel unsere Blicke: aus dem höchstgelegenen, entferntesten Hause trat ein Paar, wie man es wahrhaftig mitten in dem Atlantic nicht gesucht hätte: Ein hoher Greis, im langen schwarzen Rock, mit weißer Halsbinde, Kniehosen und Schnallenschuhen, ein schwarzes Sammetkäppchen auf dem weißbereiften Haupte und an seinem Arm eine gleichfalls ganz schwarz gekleidete, ältere Dame mit freundlichem, von einer weißen Haube umrahmtem Gesicht — genau so, wie man häufig noch Geistliche aus älterer Zeit in der lieben Heimath zu sehen pflegt. Unsere Ueberraschung sollte aber noch steigen. „Mr. Taylor, Mrs. Taylor!" rief es von allen Seiten dem Ehrwürdigen entgegen, „keine Amerikaner, Holländer sind's, Dutchmen!"*) „Nicht Dutchmen!" rief ich, „sondern German, ächte, gute Deutsche!" Da warf der Greis die Hände empor und stürzte uns entgegen: „Landsleute?" rief er im besten Deutsch, „Landsleute! Ist es denn möglich? Gott sei gepriesen, der mich diesen Tag hat erleben lassen!" Und wie außer sich vor Freude umarmte er uns alle, und fing immer wieder von vorn an, und zog die weinende alte Dame herbei; „das ist meine Schwester Elisabeth!" rief er, „und sie soll Euch ebenfalls einen Kuß geben!" und erröthend bot das alte, verschämte Mädchen uns die Wange, die wir mit wirklich tiefer Bewegung, ja Ehrfurcht berührten. Hier, am einsamsten Punkte der Welt, auf einer vulkanischen Klippe mitten im unermeßlichen Ocean, zwei Deutsche, und zwar gute Deutsche, würdige Vertreter des Vaterlandes!" Wir vermochten uns vom Staunen kaum zu erholen. Mit der liebenswürdigsten Nöthigung ward uns nunmehr die verschwenderischste Gastfreundschaft aufgedrungen. Mr. Tayler wollte die gesammte Mannschaft mit in sein Haus ziehen, allein die andern wollten auch etwas haben und nahmen sofort die Matrosen in Beschlag, die zunächst Wasser, frische Gemüse, Kartoffeln und Fleisch, die man ihnen im Ueberfluß versprach, in den Kutter einnehmen sollten, um gegen Abend zur Carolina zurückzukehren mit einer Einladung an den Capitän und alle Zurückgebliebenen, so weit sie im Dienst entbehrlich, zu einem Landbesuch auf Morgen. Wir drei Offiziere begleiteten also das alte Pärchen allein in seine Wohnung.

Sie war geräumig, bequem, sah jedoch auffallend dürftig aus. Kaum das nothwendigste fand sich darin vor an Möbeln, Geräthen, Vorräthen; aber das dauerte nicht lange. Kinder erschienen beladen mit allem möglichen Hausrath; Fräulein Elisabeth zauberte einen großen Korb voll Victualien herbei und rumorte an dem großen Herd — der zugleich den Mittelpunkt des Salons bildet und mit zwei getrennten Verschlägen als Schlafgemächer, den gesammten Wohnraum — ein angenehmer Duft nach Real Turtle begann unsere Geruchsnerven zu kitzeln. „Sie wundern Sich, meine Herren," redete Mr. Taylor uns an, „daß unsere Häuslichkeit so kahl und ärmlich aussieht; sie ist es nicht immer, denn wir befinden uns materiell ganz wohl hier, nur sobald ein Schiff am Horizont erscheint, verschwindet unser gesammtes Eigenthum, das wir in eine naheliegende, Fremden ganz unauffindbare Höhle verbergen, welche nicht selten auch die ganze Bevölkerung aufnehmen und Tagelang beherbergen muß, wozu sie trefflich eingerichtet ist. Das macht, wir sind, ohne jeden Schutz, denn Tristan da Cunha gehört keinem Staate an, nur allzuhäufig der Unbill, den schändlichsten Rohheiten und Plünderungen amerikanischer Walfischfänger ausgesetzt, durch die unsere einst blühende Ansiedlung in gänzlichen Verfall gekommen und der Auflösung nahe ist!" Der gute Mann seufzte tief auf. „Daher," fuhr er nach einer Pause fort, „kann ich Sie auch nicht so bewirthen, wie ich möchte. Früher mangelte es uns nicht an allen Producten des Welthandels und ein Glas Teneriffa durfte kein Gast verschmähen; jetzt aber fehlt es uns an Luxusartikeln gänzlich, und wir können Ihnen nur bieten, was die Insel selbst erzeugt oder das Meer uns liefert. Es wird aber gern gegeben, seien Sie überzeugt davon!" — „Einem Mangel kann abgeholfen werden," sagte der Doctor, indem er die riesige Botanisirkapsel aufklappte, und als deren Inhalt zu allgemeiner Heiterkeit zwei Flaschen Sherry an den Tag förderte; es fand sich, daß auch der Zahlmeister dafür gesorgt hatte, nicht vor Durst umzukommen, und ich selber führte wenigstens das Material zu einem steifen Majorkagrog in der Tasche. So kam denn ein treffliches Mahl zusammen: Schildkrötensuppe, Fisch, Kartoffeln, Möveneier, wilder Ziegenbraten, verschiedene Gemüse, köstlicher Salat und eine große Schüssel voll Erdbeeren — freilich ohne Zucker, aber sie bedurften dessen nicht — was will man mehr dort unten, nahe dem Ende der Welt? Während der Mahlzeit mußten zuerst wir berichten:

„Fremdlinge, sagt, wer seid Ihr? Woher durchschifft Ihr die Wogen?
Ist es vielleicht um Gewerb', ist's wahllos, daß Ihr umherirrt,
Gleich wie ein Raubgeschwader im Salzmeer, welches umherschweift,
Selbst darbietend das Leben, ein Volk zu befeinden im Ausland?"

Wir gaben befriedigende, oft vom Ausruf des freudigen Erstaunens unseres Gastfreundes unterbrochene Auskunft. Wir waren das erste deutsche Kriegsschiff, das die Insel angelaufen, überhaupt das erste Schiff im ganzen Jahr. Was wir über Deutschland zu erzählen wußten, war nicht viel und gut, wir versprachen von der Corvette Zeitungen und Bücher bringen zu lassen, was den Mr. Tayler veranlaßte, mit seiner Schwester einen bedeutsamen Blick zu wechseln. Endlich hatten wir vorläufig genug von uns und unseren Verhältnissen erzählt, und baten nunmehr den alten Herrn auch unsere Neugierde zu befriedigen.

„Ich bin kein Brite," erzählte er, „sondern ein guter Deutscher, sogar besten Stammes, ein Hessenkasseler, und heiße Georg Schneider; da dieser Name für eine englische Zunge schwer auszusprechen ist, so habe ich ihn übersetzt und mich dermaßen an den Tayler gewöhnt, daß ich den Schneider fast nicht mehr kenne. Ich studirte Theologie in Marburg und war wohlbestallter Pfarrvicar, als ich auf Grund einer Studentencorrespondenz vergangener Jahre in eine langwierige Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe verwickelt wurde, der ich mich durch Flucht nach der Schweiz zu entziehen wußte. Hier glückte es mir, Hülfslehrer an den Fellenberg'schen Instituten zu Hofwyl zu werden; mit einem Zögling aus vornehmer britischer Familie ging ich später als Hofmeister nach England, war dort Lehrer und ward endlich als Prediger einer Armenkirche in Whitechapel angestellt. Das dürftige Auskommen, welches dieses mühevolle Amt mir abwarf, theilte ich mit meiner Schwester Elisabeth, die ich aus der Heimath zu mir genommen hatte. Im Jahr 1848 zogen mich erneute Hoffnungen in das alte Vaterland zurück; sie wurden zu nichte. Da entschloß ich mich, nachdem ich meine Schwester bei einem befreundeten Pfarrer in England untergebracht, zur Auswanderung nach Australien, wo ich glaubte, als Prediger einer englischen oder deutschen Gemeinde ein erwünschtes Feld der Thätigkeit finden zu können. Das Schiff, in welchem ich Passage genommen hatte, war mit Auswanderern überfüllt, darunter einige rohe Gesellen, welche es während der Fahrt als beste Unterhaltung betrachteten, mir, dem „Schwarzrock" allen möglichen Schabernack anzuthun; weder Ernst noch Milde fruchtete den bösen Buben gegenüber, und ich hatte gar viel zu leiden. Da das Wasser im Raum verdorben war, so wichen wir vom Course etwas ab, um, anstatt die kostspielige Capstadt, Tristan da Cunha anzulaufen. Das Einnehmen des frischen Wassers nahm zwei Tage in Anspruch, die ich am Land verbrachte. Damals lebte noch „König Glaß," die Ansiedlung befand sich auf dem Gipfel des Wohlseins und zählte mehr als hundert Mitglieder, von welchen Viele nach Gottes Wort dürsteten. Als ordinirter Geistlicher taufte, traute und predigte ich während meines Besuchs; die guten Leute gewannen mich lieb und ich entschloß mich auf ihr herzliches Bitten, zu bleiben, anfänglich Willens, mit dem nächsten landenden Schiff in besserer Gesellschaft

*) Der gewöhnliche Engländer, wie auch der Amerikaner, weiß keinen Unterschied zwischen Holländer, Dutchman, und Deutscher, German, zu machen.

weiter zu ziehen, meiner Bestimmung entgegen. Aber diese scheint hier zur Erfüllung gekommen zu sein, ich blieb und blieb, bis heute. Als im Jahr 1853 der alte „König" begraben worden war, ward ich ohne Wahl, wie selbstverständlich, Vorstand der Inselbevölkerung und bin es noch. Meine Schwester hatte ich, unter genauer Darlegung der Verhältnisse zu mir kommen lassen; die treue Seele gelangte nach jahrelanger Wanderung auf dem weiten Weg über Baltimore, Bahia, Rio durch die Mildherzigkeit eines Bremer Walfischfängers hierher in meine Arme. Wir leben hier, sehr einsam, es ist wahr, aber nicht ohne Freuden; wir haben Liebe gesäet und Liebe geerntet: ein kleines Häuflein ist durch uns dem Frieden Gottes und der rechten Lehre auf immer gerettet. Aber näher und näher rückt die schwarze Sorge; die Zukunft bringt uns vielleicht noch bittere Tage; wir wollen sie geduldig tragen. Nur eins ist uns schmerzlich: daß uns alten Leuten nicht vergönnt sein soll, unser müdes Haupt da zur Ruhe zu legen, wo wir so lange in Ruhe gelebt, bis böse Menschen muthwillig in den Garten unseres Lebens brachen und ihn verwüsteten. Der Herr wolle ihnen vergeben; wir sind in seiner Hand!" — —

Der Greis schwieg kummervoll; die Schwester lehnte das Haupt an seine Schulter und Thränen standen ihr in den Augen. Wir drückten dem alten Pfarrer theilnehmend die Hand und baten um Mittheilungen über die Ursache seiner trüben Blicke in die Zukunft. „Um Ihnen Aufschluß zu geben," fuhr er fort, „muß ich Ihnen die Geschichte unserer Ansiedlung erzählen. — Nachdem die Insel Sankt Helena zum Verbannungsaufenthalt Napoleons auserkoren worden war, fand sich die großbritannische Regierung bewogen, das bis dahin öde Felseneiland Trista da Cunha zu besetzen, einestheils, um daselbst eine Seestation für das St. Helenageschwader zu haben, anderntheils in der Absicht, bei dem ersten Befreiungsversuch, welcher gewagt würde, den großen Gefangenen sofort nach dieser unnahbaren, die vollkommenste Sicherheit bietenden Warte im Ocean, von der das nächste Festland über 1500 Seemeilen entfernt liegt, überzusiedeln. Zu dem Ende ward ein Detachement Artillerie auf den einsamen Posten verlegt. Als es nach Napoleons Tod wieder zurückgezogen wurde, beschloß der Corporal Glaß mit seinem Weibe, einer Mulattin aus Capland, und zwei, mit Negerinnen aus St. Helena verheiratheten Matrosen vom Geschwader, hier auf Tristan da Cunha zurückzubleiben. Die gesammte übrige Besatzung hatte dem, wie sie meinte, unwirthschaftlichen Platze gern den Rücken gekehrt; doch waren die Ansiedler mit allem entbehrlichen Material, mit Munition und Fischereigeräthen, einem Kutter und einem Langboot, auch mit Saatgut, einigen Ziegen, Schafen und Hühnern reichlich bedacht worden. Die kleine Colonie dieser Robinsone gedieh trefflich, vermehrte sich durch reichen Kindersegen, aber auch durch Zuwachs von außen durch Schiffbrüchige, Ausreißer von Walfischfängern und Freiwillige so, daß sie im J. 1819 gegen 120 Personen betrug. Ueber diese hatte sich Corporal Glaß das ungetheilte Regiment zu erwerben und zu erhalten gewußt; er hieß daher „König", freilich mit einem unliebsamen Zusatz: unter den Seefahrern dieser Breiten war er nämlich allgemein bekannt unter dem Spitznamen „the ragged king." Aber ein „Lumpenkönig" war er durchaus nicht, sondern ein guter und energischer Mann, welcher Ordnung und Trieb in die Ansiedlung zu bringen wußte; allerdings hatte er seine Schwächen, von welchen eine, Begünstigung der Vielweiberei, sich auf die Absicht gründete, sein geliebtes Eiland möglichst rasch mit einer botmäßigen Bevölkerung zu versehen, die andere, Liebe zu einem guten Tröpfchen, nur gelegentlich volle Befriedigung fand. Als ich mich im genannten Jahre hier niedergelassen und „König" Glaß mich feierlich als Seelsorger installirt hatte, war mein erstes gewesen, das alte Wachlocal als Gotteshaus einzurichten und darin die Taufe vieler Kinder — darunter schon halb erwachsene — sowie die Einsegnung der noch nicht geweihten Ehen vorzunehmen. „Vater Glaß", wie wir ihn nannten, ließ mich gewähren, und sah beifällig der Einrichtung einer Schule zu, denn er selber, weil er es zum Corporal gebracht, hielt sich für einen halben Gelehrten und wußte den Werth der Kenntnisse zu schätzen. Unsere Saaten gediehen trefflich, die Thiere vermehrten sich so sehr, daß Ziegen nach Nightingale und Inaccessible übergepflanzt werden konnten, einen Stamm Rinder hatten wir vom Capland bezogen; die Walfischfänger benutzten gern die gelegene Station zum Tauschhandel und versahen uns gegen Proviant mit Kleidern, Gewürzen, Werkzeugen, Schießpulver; kurz die Colonie schien einem recht glücklichen Gedeihen entgegen zu gehen. Leider ward, was ihr Glück zu bringen schien, zum Verderben. Es wurde nach und nach Sitte, daß jüngere und ältere Männer sich zu einer Fahrt von Walfischfängern heuern ließen; Viele kehrten mit gutem Gewinn zurück; Vater Glaß erblickte darin einen Hebel zur Kräftigung seines Königreichs, auch zur Füllung seines Säckels, denn die Fahrer mußten ihm für den Schutz der Hinterbliebenen eine Steuer bezahlen; in Kürze war allenthalben bekannt, daß Tristan da Cunha eine treffliche Station zur Ergänzung der Mannschaft für Walfischjäger sei. Es kamen aber Amerikaner, die sich vollzählig zu machen wünschten, und fanden nur die absolut für die Ansiedlung selber nothwendigen männlichen Kräfte vor; sie boten zuerst hohen Lohn, und als dieser nicht zog, gaben sie Bedenkzeit mit der Androhung von Gewalt. Vater Glaß ließ jedoch nicht mit sich spaßen; als am nächsten Tag ein wohlbewaffnetes Boot der Amerikaner sich dem Landungsplatze nahte, flog die Kugel eines kleinen Schiffsgeschützes zur Warnung über dasselbe hinweg und der Mannschaft ward bedeutet, umzukehren und nicht zu landen, da der Pfad besetzt sei und wohl vertheidigt werden würde. Da dort wenige Männer ein Heer zu hemmen im Stande wären, und der „König" sich auf Capitulation nicht einließ, so mußten die Yankees racheschnaubend abziehen; zwar machten sie noch mehrere Versuche, zu landen, aber der Alte war so schlau, wie sie, und ließ sich nicht überrumpeln. Drei Jahre waren seit diesem Vorfall vergangen, man dachte nicht mehr an ihn, obgleich es an Verdrießlichkeiten mit den Walfischfängern nicht gefehlt hatte; ich war angekommen und eingewöhnt; es war mir gelungen, mehrere leidenschaftliche Seefahrer zu bereden, endlich in ihrem Daheim zu bleiben und sich ihren Familien zu widmen; es ließ sich das Leben auf der Insel von Neuem recht gut an. Da kam wieder ein großes Barkschiff; ein Boot stieß ab, nicht übermäßig bemannt; die Leute, welche sich als amerikanische Walfischjäger erwiesen, wurden freundlich aufgenommen und in die Mitte der Ansiedlung geleitet, da sie einen Tauschhandel einzugehen beabsichtigten. Auf dem Plateau angelangt, bemerkten wir, daß ein zweites, weit stärker bemanntes Boot vom Schiff abstieß, zugleich aber auch, daß die gekommenen, wohl bewaffneten zwölf Matrosen augenscheinlich den Pfad nach dem Strande besetzt zu halten gesonnen waren. Auf Fragen und Drohungen gaben sie ausweichende, trotzige Antworten; es waren nur elf unbewaffnete Männer vom Inselvolk zugegen; fünf andere befanden sich oben in den Obstgärten. Was sollten wir thun? Ich entfernte mich mit einem Colonisten, anscheinend unbefangen, um Succurs zu holen; aber wir waren noch nicht weit gestiegen, da schallte wüstes Geschrei zu uns empor; die amerikanischen Matrosen waren mit den unserigen in's Handgemenge gerathen, diese zogen den kürzeren, und lagen niedergeworfen oder befanden sich auf der Flucht.

(Schluß folgt.)

Die Herbstzeitlose.

Ein Naturbild von Hermann Wagner.

Der Herbst bringt saftiges Obst, süßen Wein und erfrischende Luft, — er bringt aber auch fallendes Laub, kahle Felder und düstere Wolken als Mahnungen an die hereinbrechende unfreundliche Jahreszeit. Zu den letzten Freuden, die der Jahressegen gewährt: zur Hopfenguirlande, dem süßen Most, dem Kartoffelfeuer, dem Erntekranz und der Martinsgans, zu all diesen heiteren, jubelnden Genien der wechselnden Zeit treten auch ernste, düstere Gestalten und kehren trotz aller Proteste und Verwahrungen doch alljährlich wieder.

Du wandelst durch den Herbstwald! Jedes gelbe Blatt, das vom Baume herabtaumelt und sich zu deinen Füßen niederlegt, mahnt dich an eine verlorene Hoffnung, an eine gestorbene Freude, einen zerstörten Wunsch. Herbstwehmuth überkommt dich! — Dein Blick schweift hinaus auf die Wiese. Die letzten Halme sind unter der Sense gefallen, die letzten Kräuter sind geschnitten und eingeheimset. Nebelschleier liegen über der bleichgrünen Fläche. Zwischendurch schimmern blaßpurpurne Blumen ohne grünes Laub aus dem Boden.

Es sind Herbstzeitlosen, der letzte Schmuck des ersterbenden Jahres.

Das Ungewöhnliche reizt zur näheren Betrachtung! Eine Blume ohne Laub, — ein erstes Aufblühen, kurz vor dem Beginne des Winters! Beides ist absonderlich! Die ganze Gestalt der Zeitlosenblüthe mahnt an die Krokosblumen im ersten Frühjahr. Letztere werden jubelnd als früheste Boten des Lenzes begrüßt, — hier die Zeitlose erscheint dagegen als ein verlorener Posten. „Wenn die Blumen blühen, feiern sie ihr Hochzeitsfest!" sagte Vater Linné. — Das Hochzeitsfest der Herbstzeitlose wird stets durch ein jähes Unglück, durch den tödtenden Winter unterbrochen, wie in einer Tragödie. Sie bietet ein Symbol für unglückliche Liebe.

Die fleischrothe Blumenkrone der Zeitlose öffnet sich oben in sechs regelmäßigen Theilen, nach unten verlängert sie sich in eine dünne weiße Röhre, die sich ziemlich einen Fuß tief in die Erde erstreckt. Im oberen Theile der Blume sind die sechs Staubgefäße eingeheftet, welche des Sonnenlichtes bedürfen, um den befruchtenden Pollen ausstreuen zu können. In der Mitte ragen die Narbenspitzen der drei fadenförmigen Griffel empor, bereit, die ausstäubenden Zellen aufzunehmen. Tief unten im Schoß der Erde, in der umhüllenden fleischigen Masse der Zwiebel, liegen die Fruchtknoten mit den Samenknospen. Dort endigen die dünnen Griffel. Kaum haben die Narben die Pollenkörner empfangen, so beginnen letztere zu feinen Schläuchen auszuwachsen. Die Griffel ernähren sie. Binnen zwölf Stunden schon gelangen die Pollenschläuche bis zu den Samenknospen in die Zwiebel, jede Stunde ungefähr einen Zoll wachsend. Die Bildung des Samens wird eingeleitet, dann ruht das Gewächs bis zum nächsten Frühjahr. Die Blume verwelkt; der erbeutete Schatz ist im Schoße der Erde vergraben. Wie bei den bekannten Kalendernovellen, die am liebsten an der spannendsten Stelle abbrechen, heißt es auch hier: „Die Fortsetzung folgt im nächsten Jahre!"

Die Zeitlose steht in dieser Beziehung nicht so vereinzelt da, als mancher wohl glauben möchte; die Nadelhölzer, der Haselstrauch und andere bieten ähnliche Verhältnisse, nur fallen die Blüthen weniger stark in die Augen und öffnen sich nicht zu so ungewöhnlicher Zeit.

Im Frühjahr treibt aus der Zwiebel der Zeitlose ein fußlanger Stengel empor, schmückt sich mit drei bis fünf breitlanzettlichen Blättern, und die drei Fruchtknoten entwickeln sich zu eben so vielen Kapseln, die theilweise mit einander zusammenhängen.

Auf die Frage: warum die Zeitlose gerade im Herbst blüht und nicht im Frühling? fehlt uns die Antwort. Ihre nächste Verwandte, die Alpenzeitlose, die z. B. auf Alpenwiesen im südlichen Theile des Cantons Wallis vorkommt, öffnet ihre Blüthen im Sommer und reift die Samen noch in derselben Saison. Das Bulbocodium vernum, das unserer Herbstzeitlose täuschend ähnelt, blüht in Wallis bereits im Februar oder März und fructificirt ebenfalls in demselben Sommer. Auch die beiden Arten Tofjeldie, sowie die zwei Arten Germer (weiße Nießwurz), sämmtlich Gebirgsbewohner, halten in ihrer Entwickelung den gewöhnlichen Gang.

Von den 30 Arten Colchicaceen im engeren Sinne, welche bis jetzt bekannt geworden sind, ist unsere Herbstzeitlose die einzige, welche wie ein verlorener Posten nach den Wiesen von Mittel- und Norddeutschland vorgeschoben ist. Die übrigen bewohnen das östliche Europa und die Gebiete ums Mittelmeer. Die Herbstzeitlose macht den Eindruck, als sei sie noch ein letzter Ueberrest aus jener vorgeschichtlichen Zeit, in welcher die Flora unserer Heimat den Charakter der gegenwärtigen Mittelmeerflora trug; aus jener Zeit, deren Reste in den Braunkohlenlagern und Flötzen der Tertiärperiode vergraben liegen. Nach Amerika hat sich nur eine einzige Gattung dieses Geschlechts verirrt.

Schon der Name Colchicum, mit welchem die Botaniker die Gattung der Zeitlosen bezeichneten, weist auf die eigenthümliche Beschaffenheit der Säfte dieser Gewächse hin. Das alte Kolchis in Griechenland genoß wegen der Giftkenntnisse seiner Einwohner einen eigenthümlichen Ruf. Die Rhizotomen (Wurzelgräber) und Pharmakopolen (Arzneihändler) der alten Zeit wußten schlimme Dinge zu erzählen von den Pflanzen dieser Gruppe. Schon beim Ausgraben, so fabelten sie dem gläubigen Publicum vor, bekämen die Wurzelgräber leicht Kopfschmerz und könnten sich gegen giftige Wirkungen schlimmerer Art nur dadurch schützen, daß sie giftwidrigen Lauch äßen und ungemischten Wein dazu tränken.

Die Pharmokopolen, welche ihr Wesen ganz nach Art der späteren marktschreierischen Quacksalber trieben, verschluckten vor den Augen ihrer Käufer scheinbar große Gaben Nießwurzpulver (der weiße Germer geht unter dem Namen weiße Nießwurz). Sie wollten zeigen, daß ihre käuflichen Medicamente untrügliche Gegengifte seien. Zeitlosen und Nießwurz waren ein Paar Hauptmittel in der verhängnißvollen Küche der berühmten oder berüchtigten königlichen Giftmischer: Attalos von Pergamon und Mithridates VI. von Pontos. Der erstgenannte pflegte jene Kräuter eigenhändig in seinem Garten und, um ihre Wirkungen zu erproben, vergiftete er seine Freunde und Verwandte. Dem Mithridat kam es hauptsächlich darauf an, eine Mischung zu erfinden, die, aus hunderterlei Dingen zusammengebraut, ein Mittel gegen alle möglichen Gifte sein sollte. Eines seiner Recepte behielt noch als „Mithridat" sogar bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein seinen gänzlich unverdienten Ruf.

Die frische Wurzel der Zeitlose hat einen rettigartigen Geruch, aber einen scharfbitteren, kratzenden Geschmack und war schon bei den Alten als Hermodactyli als Arzneimittel in Gebrauch. Letztere stammten wahrscheinlich von Colchicum Ritchii C. variegatum und ähnlichen Arten des Mittelmeergebietes, die aber in den Wirkungen der Zwiebel unserer Herbstzeitlose ganz ähnlich sind. Die Wurzelsammler pflegen die Zeitlosenzwiebeln entweder im Sommer oder auch im Herbst auszugraben. Dieselben enthalten außer Stärke, Gummi und anderen unbedeutsamen Stoffen eine scharfe Säure, die sich beim Trocknen verflüchtigt; dann einen bitteren Extractivstoff und Colchicin. Letzteres ist eines jener Pflanzenalkaloide, welche die neuere Chemie als die eigentlichen wirksamen Bestandtheile der Arznei- und Giftgewächse herzustellen gelehrt hat.

Der Chemiker bereitet jenes Colchicin gewöhnlich nicht aus den Zwiebeln der Zeitlose, sondern aus den reifen Samen der Pflanze. Es läßt sich zwar in Form kleiner Krystalle gewinnen, ist aber so flüchtiger Natur, daß es sich schon beim Austrocknen zu zersetzen pflegt. Es schmeckt bitter scharf, ist dagegen nicht brennend, wie das sonst nahe verwandte Veratrin, bewirkt auch nicht heftiges Nießen, wie es das Letztere thut. Schon in sehr kleinen Mengen kann es Erbrechen oder Purgiren hervorrufen, und ein halber Gran ist bereits im Stande, den Tod herbeizuführen. In Wasser löst es sich ziemlich leicht auf; mit Säuren bildet es Salze, die ebenso bitter schmecken, wie das freie Colchicin.

Wegen seiner leichten Zersetzbarkeit wird das Colchicin nicht vom Apotheker verwendet, sondern nur mitunter vom Chemiker und Physiologen zum Experimentiren im Laboratorium dargestellt. Um es zu gewinnen, destillirt man die zerkleinerten Samen mit Wasser bei Zusatz fixer Alkalien. Letztere setzen das Colchicin aus den salzartigen Verbindungen in Freiheit, in denen es sich bis dahin befindet. Das Destillat wird mit Schwefelsäure gesättigt, abgedunstet und das schwefelsaure Alkaloid in Alkohol gelöst. Aus der Lösung krystallisirt meist schon bei dem Verdunsten des Alkohol das reine Salz aus. Durch nochmaliges Destilliren über wässerigem Alkali scheidet man die organische Basis, das Colchicin aus und reinigt es durch Rectification. Der Gehalt der Wurzel an wirksamen Bestandtheilen ist sehr schwankend und scheint von der Jahreszeit und der Entwickelung des Gewächses abhängig zu sein. Mitunter sollen die Zeitlosenzwiebeln kaum irgend eine auffallende Wirkung hervorbringen, zu anderen Zeiten dagegen wieder desto heftiger. Dem ersteren Umstande ist es wahrscheinlich nur zu verdanken, daß Zeitlosenknollen mitunter zur Fälschung des Salepp benutzt werden konnten, ohne gerade jedesmal die schlimmsten Folgen nach sich zu ziehen.

Die Fälle, in denen die getrockneten oder frischen Wurzeln oder auch die Samen in Substanz vom Arzte verordnet werden, sind verhältnißmäßig selten, meistentheils wird den Patienten entweder Zeitlosenwein, ein Auszug der zerquetschten Samen oder Wurzeln mit Madeira, Malaga oder Xeres, oder Zeitlosentinctur, ein Auszug der Samen durch Spiritus, seltener auch, und zwar früher, Zeitlosenessig, ein Auszug der Wurzel durch Essig gegeben.

Die genannten Zeitlosenpräparate wurden anfänglich für Hauptmittel gegen die Wassersucht gehalten, da sie die flüssigen Absonderungen vermehrten, dabei freilich auch Durchfall herbeiriefen.

Nachher kamen sie in Ruf als wirksam gegen Gicht und Rheumatismen, besonders wenn diese mit heftigen Gelenkschmerzen verbunden waren. Es trat auch in vielen Fällen nach Anwendung von Zeitlosenpräparaten wirklich eine zeitweilige Besserung des Krankheitszustandes ein, — andere Aerzte behaupteten aber, daß oft die Krank-



Dorffeindschaften.
Originalzeichnung von F. Deiker in Düsseldorf.

heit nach kurzer Zeit in verdoppelter Stärke sich wieder einzustellen pflege, sodaß also das Colchicin nicht die eigentlichen Krankheitsursachen aufzuheben vermöge. Lobredner der Zeitlose haben sie außerdem noch gegen Störungen des Nervenlebens, gegen schmerzhafte Erregungen der Gelenke, Muskeln u. s. w. empfohlen, ebenso gegen Entzündungen verschiedener Organe und Theile. Es geht leider mit der Zeitlose wie mit gar manchem anderen Arzneimittel: während die einen Aerzte erstaunliche Dinge von ihr zu erzählen haben und unerschöpflich in ihrem Lobe sind, — sehen andere die Colchicumpräparate mit sehr mißtrauischen Blicken an und warnen vor ihrer Verwendung.

In größeren Gaben genossen, können sie zunächst Durchfall und Erbrechen, dann aber ganz wie das Colchicin Entzündung des Magens und der Eingeweide hervorrufen. Tritt bei Anwendung der colchicinhaltigen Medicamente beim Patienten Erbrechen ein, so läßt der verständige Arzt dieselben gänzlich weg.

Eigentliche Vergiftungen mit Zeitlosen kommen sehr selten vor, am ehesten noch bei Thieren, die etwa zu viel frische Zeitlosenblätter ins Futter bekommen. Daß je absichtliche Vergiftungsfälle mit Colchicin bei Menschen vorgekommen sind, wie man dergleichen mit Strychnin, Nicotin und Digitalin kennt, ist uns nicht bekannt, wir möchten es auch bezweifeln, da einerseits das Alkaloid zu flüchtig, zu leicht zersetzbar, anderntheils sein Geschmack zu auffallend widerlich und seine Wirkungen doch nicht sicher genug sind. Dazu kommt noch der eigenthümliche Umstand, daß die Vergifteten bis zum letzten Moment ihres Lebens gewöhnlich ihre volle Besinnung behalten. War die Menge des genossenen Giftes überhaupt bedeutend genug, um den Tod herbeizuführen, so erfolgt letzterer bereits nach 10 bis 20 Stunden. Hält sich der Patient länger, so kommt er meistens auch mit dem Leben davon; die eigentlichen Vergiftungszufälle werden seltener und verschwinden endlich und nur Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Verdauungsbeschwerden u. dgl. bleiben noch längere Zeit zurück.

Ein eigentliches Gegenmittel, ein Gegengift, gegen genossenes Colchicin besteht nicht. Man hat zwar mehrere dergleichen gegen dasselbe, sowie gegen ähnliche andere scharf und betäubend wirkende Alkaloide vorgeschlagen, z. B. Jodlösung, Tannin, Gerbsäure u. s. w., um das Alkaloid in neutrale Verbindungen zu bringen, sie haben sich aber nicht bewährt und es bleibt dem Arzt nichts übrig, als daß er versucht, so rasch als möglich durch Brechmittel oder im Nothfalle durch Kitzeln des Schlundes oder durch die Magenpumpe das verschluckte Gift aus dem Magen zu entfernen. Ist es bereits in die Eingeweide gelangt, so versucht er, es aus diesen durch Abführmittel zu beseitigen.

Schwierig ist es für den Chemiker, das Colchicin in der Leiche des Vergifteten unmittelbar nachzuweisen; er muß sich hier, wie in den meisten Fällen, wo er Anwendung von Pflanzenalkaloiden vermuthet und wo nicht der ganze Verlauf der Krankheit und alle beim Tode auftretenden Erscheinungen sicher genug bekannt geworden sind, damit helfen, daß er die als giftig in Verdacht stehenden Substanzen, z. B. die Reste genossener Speisen und Getränke, einen Theil des Mageninhaltes u. s. w. Thieren einimpft, Kaninchen oder Hunden ins Auge bringt, Fröschen eingibt u. s. w. Die dann bei den Thieren auftretenden Erscheinungen geben ihm die nöthigen Fingerzeige zur Beurtheilung des etwa vorhandenen Giftes.

Die Eigenthümlichkeiten des Veratrin, eines ebenfalls scharfgiftigen Alkaloids, das in der mehrfach genannten weißen Nießwurz (Veratrum) vorhanden ist, sowie die Wirkungen der übrigen Giftlilien übergehen wir jetzt. Wir bemerken unsern Lesern nur zum Schlusse, daß wahrscheinlich von einer nahen Verwandten der Zeitlose das berüchtigte Wassygift der Indianer am Essequibo in Britisch-Guyana stammt. Bekannt ist darüber, daß es aus einer Zwiebel bereitet wird, die man in dünne Scheiben schneidet, letztere an der Sonne trocknet und dann zu einem staubähnlichen Pulver zerstößt. Die Indianer sollen dieses Giftpulver mitunter verwenden, um ihren Rachedurst zu stillen. Man erzählt, daß sie in solchem Falle ihrem Opfer wohl wochenlang nachspüren und ihm auflauern, bis es ihnen glückt, ihm während des Schlafes zu nahen. Sie streuen dann eine kleine Prise Giftpulver unter die Nase oder auf die Lippen des Schlafenden und indem dieser es mit einathmet, wird er vergiftet. In seinem Innern fühlt er dann die heftigsten Schmerzen. Brennendes Feuer scheint ihm die Eingeweide zu verzehren und ein nicht zu stillender Durst quält ihn. Vier Wochen lang soll gewöhnlich ein solcher Unglücklicher sich hinschleppen, bis er, zum Skelett abgezehrt, unter den furchtbarsten Qualen verscheidet.

Ob einem derartigen Giftstoff auch eine Heilkraft innewohnt, die sich in ähnlicher Weise lebenspendend verwenden läßt, wie es bei dem berüchtigten Pfeilgift gegen den Wundstarrkrampf geglückt ist, darüber fehlen jetzt sogar noch Vermuthungen. Unmöglich dünkt es nach den angeführten Erfahrungen gerade nicht, sowie ja auch die Hoffnung uns nicht unbenommen bleibt, es werde die täglich weiter fortschreitende Chemie, Heilmittel- und Krankheitslehre selbst die wirksamen Bestandtheile unserer Herbstzeitlose noch besser erkennen und erfolgreicher verwenden, als dies bis jetzt der Fall ist.

Dorffeindschaften.

(Hierzu das Bild auf Seite 53.)

„Wie Hunde und Katzen!“ mußte ich unwillkürlich herzlich lachend ausrufen, als ich vor einigen Wochen meinem Freunde, dem Thiermaler Deiker zu Düsseldorf in seinem Atelier beim Schaffen über die Schulter sah. Er hatte die Holzplatte vor sich und mit fabelhafter Geschwindigkeit entstand unter seinen kräftigen Federstrichen das Bild, welches der Leser des Daheim heute vor sich sieht. Er nickte vergnügt, ohne von der Arbeit aufzusehen, denn eine schön grundirte, zart fleischfarben schimmernde Holzplatte hält den Zeichner wie mit magischer Gewalt gefangen. Wenn der Leser mit mir über die Schulter des fleißigen Künstlers blicken will, so bekommt er vielleicht im Umsehen eine Idee von der Technik des Holzzeichnens.

Die Platte, vom feinsten, honigfarbenen und polirten Buchsbaumholz, ist mit einem, aus pulverisirtem Bleiweiß und flüssigem Gummi bestehenden Grunde so dünn überdeckt, daß auf diese Weise eine bearbeitungsfähige Fläche entsteht, durch die überall das Holz noch durchschimmert. Auf diesen Grund hat der Künstler seinen mehr oder weniger ausgeführten Entwurf vermittelst Durchpausens verkehrt übertragen, so daß im Schnitt die Zeichnung wieder so zur Anschauung kommt, wie der Entwurf ursprünglich beabsichtigte. Der Künstler führt nun den übertragenen Entwurf auf dem Holze mit Bleistift, oder, wie Herr Deiker, mit Feder und Tusche weiter aus, während die Thätigkeit des Holzschneiders darin besteht, mit äußerster Sauberkeit alles Holz zwischen den Strichen der Zeichnung herauszustechen, so daß diese schließlich erhaben dasteht.

Es ist ein wahrhaft schöner Anblick, auf dem zarten Grunde das Bild in weichen und kräftigen Strichen entstehen zu sehen, und speciell hier haben die markigen Linien einen Reiz, der im Schnitt gar nicht wieder zu geben ist. Ueberhaupt, wer die schöne, farbige Wirkung einer im sanften Glanz des Bleistifts auf röthlichem Grunde prangenden, wohl auch durch aufgetuschte weiße Töne gehobenen Holzzeichnung kennt, der weiß, daß auf die Wiedergabe solcher Effecte in Schnitt und Schnellpresse verzichtet werden muß. Doch seien wir zufrieden mit dem, was die so hoch entwickelte Technik der Gegenwart jetzt schon leistet.

Während der Künstler eifrig weiter arbeitet, haben wir Zeit, uns im Atelier umzusehen, das er mit dem Landschafter Hilgers, welche sich Holland zum Felde seiner Kunst erwählt hat, theilt. Es gibt nicht leicht ein originelleres Künstlerheimwesen in Düsseldorf, wie dieses. Hier eine kleine, sinnig und fein angelegte holländische Scene auf dem Eise von Hilgers, der für seine geschätzten und gesuchten Bilder nur eines bescheidenen Raumes bedarf, und rings umher, an den Wänden und auf den Staffeleien die mächtigen Entwürfe Deikers, groß in ihren Dimensionen und meist wild in ihrer Anlage. Vorn auf der Staffelei steht, beinahe ganz fertig, ein humoristisches Bild, Freund Reinecke zwei friedliche Enten beschleichend, daneben ruhen zwei Jäger neben dem erlegten edlen Hirsch, dahinter dehnt sich eine eben erst untermalte mächtige Parforcejagd zu Compiegne aus, mit vielleicht 50 der edelsten und verschiedensten Hunde außer den mensch-

lichen Hauptfiguren. Zwischendurch Jagdgewehre, Hifthörner, Hirschfänger und Trophäen, — so arbeiten in diesem Raume friedlich neben einander zwei Künstler, deren Genre nicht entgegengesetzter gedacht werden kann, die sich aber vielleicht gerade deshalb so vortrefflich vertragen und ergänzen.

Die interessanteste Staffage des Ateliers aber sind Herrn Deikers lebendige Modelle, die Hunde, seine Freunde, die er gemalt hat mit einer Lebenswahrheit und Treue, wie Menschen nicht verständnißvoller gemalt werden können. Der Rattenpinscher als Tantalus mit einem Stück Zucker auf der Nase, der Hühnerhund mit der Jagdtasche und die Bracke mit der Hetzpeitsche im Maul sind oftmals gemalt und verkauft worden.

Unsere Zeichnung schreitet indessen weiter vorwärts. Aus den undeutlichen Umrissen entwickeln sich zusehends Hunde, Hunde wie sie leiben und leben; hier wird der edle Kopf des schönen Hühnerhundes sichtbar, die Muskulatur, das feine, seidenweiche Haar tritt hervor, und fehlt noch etwas, so genügt ein Pfiff, und hinter der Staffelei springt Juno, das Original, hervor, setzt sich vor ihrem Herrn nieder, schaut ihn mit klugen, glänzenden Augen verständnißvoll an, und im Nu ist der letzte Treffer aufgesetzt, die letzte Vollendung gegeben. Der Pinscher und das Dächsel sind so oft gemalt, daß Herr Deiker ihrer Dienste kaum benöthigt ist, aber es macht nichts, sie sitzen trotzdem freiwillig mit Virtuosität und mit einer Ausdauer, um die sie das beste menschliche Modell beneiden könnte. Noch fehlt der Spitz, der Kläffer. Er hat nur darauf gewartet; nach Oeffnung der Thür fährt er lustig bellend einige Male durch's Atelier und wird dann mit der ganzen Gesellschaft entlassen.

Das Bild ist fertig, allerdings nicht in so kurzer Frist, als ich es hier dargestellt habe. Es ist ein bescheidenes Genrestück aus der Thierwelt des Dorfes. In der Sonnengluth eines Sommermittags spielt sich das Stück am Rande des Kornfeldes ab. Wer weiß, welche Hetzjagd vorhergegangen ist, ehe die verfolgte Katze die Höhe eines der leider immer seltener werdenden Gränzpfähle gewonnen hat. Sie sitzt geborgen oben; unten lärmen die Verfolger, und was für Verfolger! Welchem Hundefreunde und Hundekenner lacht nicht das Herz beim Anblick dieser Exemplare. Da kläfft der niedrige, kräftiggedrungene Dachshund, der zottige, abscheulich häßliche und doch so schöne Pinscher in zorniger Enttäuschung himmelan; der boshaftgiftige Spitz, der feiste Mops, — sie sind dem Leben, der Natur abgelauscht, wie nur das Auge des Waidmannes sie sehen, wie nur die Feder Deiker's sie hinwerfen kann.

Wir gedenken unsere Leser gelegentlich mit einem anderen Bilde des Künstlers zu erfreuen. O. K.

Am Familientische.

Das Concert auf dem Holzschuh.

Es war im Spätherbst des Jahres 1832. Die Villa Lutetiana im Faubourg Poissonnière von Paris beherbergte neben anderen leidenden Pensionären auch den ernstlich erkrankten Paganini. Jeder lebte dort, wie er wollte, doch fiel es immerhin auf, wenn einer sich lange nicht im Salon sehen ließ. Namentlich verziehen das einige unverheirathete Damen dem großen Künstler nicht. Indes das störte ihn nicht im geringsten; wie sehr auch die bösen Zungen ihn angriffen — er ließ sich aus seiner Einsamkeit, die ihn sichtlich rasch genesen half, nicht herauslocken, und verkehrte nur mit Nicette, einem harmlosen, fröhlichen Mädchen vom Lande, das seine Aufwartung besorgte und ihn oft in trüben Stunden aufheiterte.

Eines Morgens erschien Nicette mit verweinten Augen, die sie nicht aufzuschlagen vermochte, und bediente den Künstler, ohne ein Wort zu sprechen. Paganini, der sich damit unterhielt, ein Stück Elfenbein zu einem Dolchgriff zurechtzuschnitzen, bemerkte es und fragte: „Nun, was gibt's, Kind? Warum hast du geweint? Ist dir ein Unglück begegnet?" — „Ach, ja, mein Herr!" — „Sprich, sprich — was ist es?" — Sie schwieg. Paganini richtete seine großen schwarzen Augen auf das bekümmerte Antlitz des Mädchens. „Nun, heraus mit der Sprache," sagte er; „ich sehe schon alles! Nachdem er dir tausend Versprechungen gemacht, hat er dich verlassen — nicht wahr?" — „Ach! der arme Bursche! Gewiß hat er mich verlassen, aber er war unschuldig daran." — „Wie ist das denn gekommen?" — „Er hat in der Conscription eine schlechte Nummer gezogen und hat als Soldat fortmüssen — ich werde ihn wohl nie wieder sehen —" schluchzte das arme Mädchen. — „Aber Nicette, könntest du nicht einen Stellvertreter für ihn kaufen?" — „Monsieur scherzt wohl; wie käme ich zu einer so großen Summe?" — „Ist es denn so theuer?" — „Dieses Jahr ganz besonders, da das Gerücht geht, es werde ein Krieg ausbrechen. 1500 Franken ist der niedrigste Preis." — Der Künstler erwiderte nichts, aber als Nicette das Zimmer verlassen, nahm er sein Taschenbuch und schrieb auf ein leeres Blatt: „Mem. — Nachzudenken, was für die arme Nicette geschehen kann."

Im Winter befand sich Paganini viel wohler und verbrachte auch von Zeit zu Zeit seine Abende im Salon, stets ohne zu sprechen, aber auch ohne sich um die oft genug an sein Ohr dringenden, kritischen Bemerkungen über seine Unliebenswürdigkeit im geringsten zu kümmern. So nahte das Weihnachtsfest heran, an dem in Frankreich eine der Jugend besonders zusagende Sitte herrscht. Ein Holzschuh wird nämlich in die Ecke des Herdes gestellt, damit die wohlthätige Fee, die den Kamin hinabsteigt, ihn mit allerhand Leckerbissen und anderen Geschenken fülle. In einem einzigen Jahre soll dieser Weihnachtsholzschuh den Geschäftsleuten von Paris 2 Millionen Franken einbringen.

Am Nachmittag des 24. December saß Paganini, wie es seine Gewohnheit war, auf dem Sopha des Salons und schlürfte sein Zuckerwasser, als ein ungewöhnliches Geräusch auf dem Flure gehört wurde. Gleich danach trat Nicette ein und meldete, daß so eben ein Kasten, an Signor Paganini adressirt, angelangt wäre. Der Künstler erwiderte, er erwarte nichts derart, man möge ihn aber nur hineinbringen. Der Kasten erschien, der Träger wurde bezahlt, und nun ging es ans Oeffnen. Das erste, was des Künstlers Hand herauszog, war ein Packet in starkem, braunem Papier und mehrfach versiegelt. Eine Hülle wich nach der andern — immer kleiner wurden die Packete — endlich erblickten die neugierigen Augen der etwa zwanzig Anwesenden einen riesigen Holzschuh, aus Eichenholz geschnitzt und beinahe groß genug, um ein Kind darin wiegen zu können. Alles lachte laut auf.

„Ein Holzschuh!" sagte Paganini lächelnd. „Ich kann mir wohl denken, von wem er kommt. Einige dieser vortrefflichen Damen wollen mich mit einem Kinde vergleichen, das immer Geschenke erwartet und niemals welche gibt. Nun meinetwegen! Wer weiß, ob dieser Schuh nicht noch sein Gewicht in Gold verdient!" Mit diesen Worten verließ der Künstler, kaum grüßend, den Salon und nahm den Kasten und den Holzschuh mit.

Drei Tage lang war nichts von ihm zu sehen. Nur erfuhren die Neugierigsten, daß er von Morgen bis Abend mit Zimmermannshandwerkzeug arbeite. Und wirklich schufen in dieser Zeit des Künstlers wundersam geschickte Hände ein vollkommenes, wohltönendes Instrument aus dem plumpen Holzschuh. Eine einzige Silbersaite hatte er darüber gespannt. Am folgenden Tage wurde öffentlich angezeigt, daß Paganini am Neujahrsabende in dem großen Saale der Villa Lutetiana ein Concert geben würde. Der große Meister kündigte an, daß er 10 Stücke spielen würde, 5 auf einer Violine, 5 auf einem Holzschuh. Das Billet kostete 20 Franken. Nicht mehr als 100 wurden ausgegeben und reißend schnell von Personen der höchsten Kreise gekauft. An dem bestimmten Abend war schon zeitig der Saal vollständig gefüllt. Jedermann war neugierig, was der Holzschuh zu bedeuten habe.

Endlich erschien Paganini, lächelnd, heiter, verneigte sich und spielte — schöner als je, zum Entzücken seiner Zuhörer, auf seiner alten Geige. Und nun ergreift er den Schuh, der zur Violine umgewandelt, doch etwas von seiner alten Gestalt zeigt, und beginnt eine jener freien Phantasieen, die nie verfehlten, alle hinzureißen. Ist es Musik? ist es Poesie? man glaubt das Schreiben des Rekruten vor sich zu sehen, seiner Braut Schluchzen zu hören ... es folgt sein bewegtes Leben im Lager ... seine Thaten in der Schlacht ... endlich seine Rückkehr ... Triumph — Jauchzen — Hochzeitglocken ertönen fröhlich zum Schlusse. Ein nicht enden wollender Applaus ertönt, in den selbst die feindlichen Damen einstimmen — mit Blumen wird der Künstler überschüttet. Nur in einem Winkel des Saales wurde geweint — aber niemand achtete darauf; es war — die arme Nicette, die nur an den Abschied von ihrem Rekruten dachte.

„Hier, Nicette", sagte Paganini, als die Gesellschaft den Saal verlassen, „sind 2000 Franken, 500 mehr als du brauchst, um einen Stellvertreter zu kaufen — dafür wird dein Bräutigam zurückreisen können. Damit ihr aber euren Haushalt gleich beginnen könnt — nimm hier diese Schuhvioline oder diesen Violinschuh und verkauf ihn zu deiner Ausstattung."

Nicette that es und erhielt von einem reichen Sammler 6000 Franken für Paganinis Holzschuh. Derselbe soll jetzt im Besitz eines englischen Edelmannes sein. O. a. W.

Eine ungewöhnliche Schlittenfahrt.

Vor längerer Zeit hatte ich an Bord einen Kameraden, einen prächtigen gutmüthigen Burschen, den jeder von uns gern leiden mochte, der aber zu den sogenannten Pechvögeln gehörte. Sein ganzes Leben war eine Kette von Schick- und Trübsalen, bisweilen tragisch, meistens jedoch tragikomisch. Auf den langweiligen Hundewachen erzählte er mir bisweilen dergleichen Episoden mit selbstironisirendem Humor, und ich habe oft von Herzen darüber lachen müssen. Auch bei uns an Bord hörte das Schicksal nicht auf, ihn zu verfolgen und er entging mehrere Male dem Tode nur durch ein Wunder. Ich erinnere, wie er während einer Windstille mitten im Ocean sich gegen das ergangene Verbot badete, durch die Erscheinung des Capitäns aufgeschreckt, schleunigst aus dem Wasser an Bord kletterte und keine 5 Secunden, nachdem er die Füße über der Meeresfläche hatte, der Kopf eines kolossalen Hais an derselben Stelle erschien. Ein ander Mal wurde er bei einer Jagdpartie auf Java nur durch Zuwerfen einer Leine vom Ertrinken im Schlamme gerettet, den er zur Abkürzung eines Weges durchwaten wollte. In Folge dieses Schlammbades und der dabei ausgestandenen Todesangst erkrankte er und mußte in das Hospital von Batavia gebracht werden. Als wir uns einige Tage darauf nach seinem Befinden erkundigten, war er gestorben. Wir waren durch diesen schnellen Tod eines befreundeten Kameraden sehr erschüttert

und beschlossen, am nächsten Sonntage sein Grab zu besuchen, um ein Kreuz darauf zu pflanzen. Als wir jedoch mit unserer Trauerlast im Hospital anlangten, trat er uns vollständig gesund entgegen. Er war einen Tag nach seiner Aufnahme in ein anderes Bett verlegt und der seine erste Nummer erhaltende Nachfolger gestorben. Wir hatten, wie dort Usus, nach der Nummer gefragt und daher das Mißverständniß.

Seine seemännische Carriere hatte er auf einem Grönlandsfahrer begonnen, aber auch dort nur Mißgeschick gefunden und sich im Innern gelobt, nie wieder nach Norden zu gehen. Das war ihm nun nicht zu verdenken, denn wenn irgend etwas angethan ist, dem angehenden Seemann sein Fach zu verleiden, so ist es der Aufenthalt auf einem Grönlandsfahrer. Ja bis vor nicht langer Zeit stand diese Fahrt bei den Seeleuten so in Mißcredit, daß ein Matrose, der nach Grönland gewesen, nicht eher als ehrlich betrachtet wurde, bis er sieben Jahre auf anständigen Schiffen gefahren hatte.

Früher bildete zwar der Wallfischfang die hohe Schule kühner und thatkräftiger Seeleute, aber seit 40—50 Jahren ist die deutsche Grönlandsfahrt zur Robbenschlächterei herabgesunken, zu der die Rheder nicht einmal Seeleute, sondern am liebsten Schlachtergesellen engagiren. Daher stammt jene Geringschätzung.

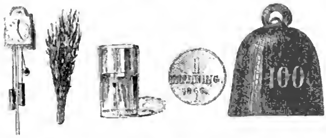
Mein Kamerad befand sich auf dem „jungen Conrad" von Glückstadt, der auch auf den Robbenschlag ausgegangen war. Auf einen Wallfisch, den einzigen, der in Sicht kam, wurde Jagd gemacht, aber auch er ging verloren, weil unserm Helden schon damals das Unglück an der Ferse klebte. Sämmtliche Boote waren bis auf eines eine Meile weit vom Schiffe auf Robbenschlag aus, als aus dem Krähenneste der mit Stroh gefüllten Ausgucktonne im Großtop der Jagdruf „Wal! Ueberall Wal!" die Nähe eines Fisches verkündete. Alsbald brauste auch bald in der Nähe der Luftstrahl des Riesen in die Höhe. Die Harpuniere waren sämmtlich fort, deshalb sprang der Capitän selbst in das letzte Boot und nachdem es bemannt, blieb nur noch mein Freund Adolph, der Koch und der Ausguck im Krähenneste an Bord zurück. Erstere beiden sollten das Boot, mit seiner darin befindlichen Besatzung zu Wasser lassen. Adolph war jedoch so erregt, daß er die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nicht beobachtete. Der Läufer des Flaschenzuges glitt brennend durch seine Hand, er ließ ihn fliegen, das Hinterende des Bootes stürzte plötzlich zu Wasser, das Boot selbst brach in Stücke und die Besatzung rettete sich nur mit Mühe auf eine Eisschelle, wo sie fast erstarrte, bevor sie von den rückkehrenden Booten aufgenommen wurde. Der Fisch war inzwischen fort, und man kann sich denken, welche Anerkennung Adolph für seine Geschicklichkeit erhielt.

Einige Zeit darauf wurde wieder ein Eisfeld mit tausenden von Robben entdeckt. Alle irgend abkömmlichen Boote wurden dahin gesandt und auch Adolph mußte diesmal mit. Die Robben werden durch einen Schlag auf die Nase getödtet und zwar vorzugsweise, wenn sie jung sind. Die Alten allein sind viel zu schlau, werden aber bei dem Versuch, ihre Jungen zu retten, ebenfalls oft erlegt.

Adolphs Beschäftigung bestand darin, die getödteten Robben an den Rand des Eises nach den Booten zu schleppen. Zu diesem Zwecke war er mit einem Knüttel versehen, in dessen unterm Ende sich ein Haken befand, während das obere Ende eine Schleife trug. Der Haken wurde in die betreffende Robbe geschlagen, die Schleife um die Brust genommen und auf diese Weise das Thier auf dem Eise fortgeschleppt.

Adolph hatte bereits sein Möglichstes geleistet und einen ganzen Haufen zusammengebracht. Eben schlug er seinen Haken wieder in den Schwanz einer sogenannten Klappmütze, der größten Robbenart, die ihren Namen von einem beweglichen Fleischlappen auf dem Kopfe trägt, als dieselbe plötzlich aus ihrer Betäubung erwachte, lebendig wurde und ihrerseits Adolph in das Schlepptau nahm. Man denke sich den Schrecken des armen Jungen, der nichts weniger als vorbereitet auf eine so plötzliche Aenderung der Situation war. Vergebens suchte er Widerstand zu leisten — die Robbe war stärker als er. Instinktmäßig setzte er sich nieder, um bessern Halt zu haben. — Umsonst! die Klappmütze ging mit ihm durch, schneller und immer schneller über das blanke Eis. Von der Schlinge konnte er sich nicht mehr befreien, dazu hatte er schon zu viel Fahrt, oder er dachte auch nicht daran. Sein Jammergeschrei erfüllte die Luft und rief die Kameraden herbei. Eine allgemeine Jagd begann, und man suchte die Robbe abzuschneiden, aber vergebens. Der Durchgänger hatte zu viel Vorsprung und strebte mit äußerster Kraftanstrengung dem Rande des Eises zu, um in sein Element zu kommen. Immer kürzer wurde die Entfernung zwischen dem Gespann und dem offenen Wasser, nur noch wenige hundert Schritte, und Adolphs Schicksal war besiegelt. Die Kameraden liefen wie rasend, um ihn zu retten — da war er plötzlich mitsammt der Robbe verschwunden. Ein jäher Schreck bannte die Matrosen an ihre Stelle — es war zu spät. Plötzlich ertönte jedoch wieder ein jämmerliches Geschrei, und alles stürzte vorwärts nach dem Orte, woher es kam. Da lag er, der Pechvogel, in einer Eisspalte vor der Robbe vor Anker. Die Spalte hatte den Weg der Klappmütze gekreuzt und sie sich augenblicklich durchgezwängt, weil sie hier ihre Rettung sah. Adolph wurde ihr nachgerissen, daß ihm fast Hören und Sehen verging, aber Dank seinem dicken Körper und der noch dickeren grönländischen Kleidung, ging er nicht mit durch. Als die Kameraden die Gefahr beseitigt sahen, stimmten sie natürlich ein homerisches Gelächter an, aber der von seinem Durchgänger errettete Adolph gelobte sich feierlichst, nie wieder auf einen Grönlandsfahrer zu gehen. R. Werner.

Scherz-Rebus.



Briefkasten.

Vielen Anfragen aus Mecklenburg die Antwort, daß der als Geburtsort des General von Moltke genannte Gutsname Samow vielleicht auf einem Schreibfehler unseres augenblicklich abwesenden Berichterstatters beruht. Wahrscheinlich ist der richtige Name Zaman (Samow), als dessen Besitzer im Landeserbvergleich vom Jahre 1755, wie uns aus Mecklenburg mitgetheilt wird, ein F. C. F. von Moltke genannt wird. A. G. L. in Köln. Es ist bis jetzt sehr wenig Gutes über den Krieg erschienen. Als das beste unter allen erschienenen Werken nennen wir Ihnen „Preußens Feldzüge im Jahre 1866" von Oberst Borbstaedt, im bekannten Mittler'schen Militärverlage zu Berlin erschienen, das alle anderen, nur aus Zeitungsberichten geschöpften Werke weit überragt, nur Zuverlässiges bietet und in gelungener Fassung den großen Zusammenhang der Operationen beschreibt. Nach der Schweiz. Nur ein wenig Geduld und lassen Sie unsern Künstler erst ein bischen ausruhen; im nächsten Hefte beginnen seine Beiträge. Frau v. M. in Tübingen. Das allerdings sehr schöne Bild Ihres Landsmanns in Nr. 52 des verflossenen Jahrgangs: „Herbstabend am Neckar" ist nicht in Separatabdrücken zu haben. Wir haben uns aber entschlossen, den vielfachen Nachfragen zu genügen und werden demnächst ein „Daheimalbum für den Weihnachtstisch 1866" erscheinen lassen, enthaltend eine Auswahl der schönsten Holzschnitte des Daheim auf feinstem Kupferdruckpapier, worauf wir Sie schon jetzt verweisen. Mehreren Bestellern. Leider sind durch das rasche Steigen der Abonnentenzahl das I. und II. Quartal des II. Jahrgangs vergriffen, so daß sie nicht mehr apart abgegeben werden können. Für den neuen Jahrgang haben wir uns durch starke Erhöhung der Auflage vorgesehen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 27. October 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 4.**

Das Weib des Karaiten.

Novelle von M. Ben Aron.

(Fortsetzung.)

V.

Länger als eine Woche ist seit den letzterzählten Vorfällen verflossen, und Ragiwen ist in dieser Woche ebenso ruhig, ebenso langweilig geblieben, wie in der früheren Zeit, und das trotz der Anwesenheit der Berliner Gäste im Hause Reb Isaak Bentheims.

Diese Anwesenheit hatte vielleicht dazu beigetragen, um eine noch gedrücktere Stimmung, welche im gesellschaftlichen Leben der Juden des Städtchens eine ganz neue war, hervorzurufen; denn nach der Scene am vergangenen Freitag Abend war eine gewisse Spannung zwischen der Familie des jungen Bentheim und den übrigen Judenfamilien eingetreten, die alle freundschaftlichen Beziehungen ausschloß. Man hatte sich einige höfliche Visiten gegenseitig gemacht, man grüßte sich, wenn man sich auf der Straße begegnete, und dabei war es geblieben! Wo waren die Luftschlösser Reb Isaaks, wo die Freude und der Friede und der Stolz, den er sich für sich und die ganze Gemeinde von der Ankunft seiner Kinder versprochen hatte? Das Phantom des verhaßten Karaiten hatte sie verscheucht! Er hatte die Scene im Hause seiner Schwester erfahren, und sein Herz hatte sich schmerzhaft zugeschnürt! — Sein Sohn, sein Erstgeborener, sein Abgott, war mit harten Worten gegen die Aeltesten der Gemeinde aufgetreten, hatte ihre Autorität, die ein jeder Jude so hoch achtete, verleugnet und sich auf die Seite der von allen Verurtheilten als ihr Vertheidiger gestellt! Und wer anders, als er selbst, war der Grund zu alledem? Wessen Vertheidigung nahm denn die Kille, wenn nicht die seine? Sein betrübter Geist arbeitete ohne Unterlaß in seinem Leiden, und nach und nach kam er zu dem logischen Schlusse, daß in dieser Angelegenheit die Kille und Rahel eigentlich Nebensachen wären und daß faktisch er seinem Sohne gegenüberstände ... seinem Eleazar!

Auch hatte dieser, seiner Passion für die Landwirthschaft nachgehend, sich bald mit den Besitzern umliegender Güter in Verbindung gesetzt, und diese suchten mit Begier die Gesellschaft des vielgereisten Mannes, der die Cultur des Bodens unter allen Erdstrichen beobachtet hatte und der ihnen den besten Rath ertheilen konnte über die neuen Erfindungen in der Agricultur, von denen die damals noch so sparsamen Zeitungen von Zeit zu Zeit nur einen meistentheils unvollständigen Bericht brachten. Die Folge dieser neuen Bekanntschaften war, daß Eleazar wenig im Hause des Vaters weilte und sich die Gelegenheit nie darbot, eine offene Erklärung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen, welche zu vermeiden beide übrigens sich alle Mühe zu geben schienen.

In den kurzen Zwischenräumen, in welchen Eleazar im Hause anwesend war, waren die Beziehungen zwischen beiden immer ebenso freundlich und herzlich wie vordem. Nichts war verändert, nur das Herz des alten Isaaks blutete.

Auch seine Schwiegertochter war ihm halb entrissen, [illegible] die größte Zeit des Tages am Krankenbett Rahels, di[illegible] von der Scene des vergangenen Freitags immer noch nicht [illegible]en wollte, und half Rebekka ihre Mutter pflegen. Wenn sie [illegible] ins elterliche Haus zurückkehrte, setzte sie sich neben ihren [illegible] Schwiegervater, nahm irgend eine Handarbeit und erzählte [illegible] ihren Reisen und wie sie so glücklich mit ihrem Manne sei, wie [illegible]er ein so tief, so richtig fühlendes Herz mit einem so hohen, [illegible]atenkräftigen Geiste vereine! Wie litt der arme, alte Mann [illegible]jen Worten, die sein Vaterherz mit so unendlicher Freude [illegible]en! Jede Silbe war ja ein Vorwurf für ihn, der einen [illegible] Sohn besaß und mit ihm nicht einig war! Und wenn manc[illegible] seine Augen naß wurden und Johanna, die innere Rührung [illegible] alten Mannes wohl bemerkend, aufsprang und seinen ehrwü[illegible]en Kopf in ihre Arme nahm und ihn mit Küssen bedeckte, dann [illegible]zte der Arme laut auf, denn diese Küsse waren ja ebenso viele [illegible]me Vorwürfe!

Auch Frau M[illegible] war misgestimmt; die erste Kranke ihres Elias war in Ragi[illegible] die Schwägerin, die ihr schon so viel zu leiden gemacht hatte, [illegible] als sie ihn einmal fragte, wie jene sich befände, hatte er unmut[illegible] mit dem Kopfe geschüttelt und gesagt:

„Meine [illegible]inen thun wenig — Hannchens liebevolle Pflege und Eleazars [illegible]e aufrichtige Freundschaft thun ihr wohler

denn alles; und doch fürchte ich, daß es zu spät sein wird. Sie hat zu viel gelitten."

„Nu! warum ist sie gewesen so starrköpfig? warum hat sie nit gewollt hören, was ihr haben gesagt verständige Leut', und nit gewollt thun, was sie ihr haben gerathen?"

„Mutter," erwiderte der Doctor, „Hannchen hat ihr gesagt, daß sie recht gehandelt habe und daß sie ebenso handeln würde."

Die alte Frau beugt das Haupt; — für sie, für ihren Mann — sie fühlt es, ist dieses Argument ohne Widerrede; jedoch ihrer alten Taktik getreu, fängt sie an, alle Schuld auf ihren Mann zu schieben — und dieser, der ungesehen das Gespräch zwischen Mutter und Sohn mitangehört hat, findet darin einen neuen Kummer von unabsehbaren Folgen. Wie gesagt, alle Prophezeihungen, die man für das Kommen der Kinder in Ragiwen gemacht hatte, waren fehlgeschlagen, und Reb Isaak, anstatt der Glücklichste und Zufriedenste des Städtchens zu sein, war der Leidendste, der im Herzen am meisten Geplagte.

Doch gab es wohl noch einen Menschen, welcher dem alten Juden den Rang hätte streitig machen können; von allen Prophezeihungen hatte sich eine erfüllt, die des Bürgermeisters, der seinem Stadtdiener ein kummervolles Leben durch das Kommen des Untertertianers Mendel prophezeit hatte.

Was der Arme litt, ist keiner Feder gegeben, zu schildern! Die strenge Zucht und Ordnung, in der er die Schuljugend in den Freistunden hielt, hatte einer vollständigen Anarchie Platz gemacht, seinen Befehlen wurde nicht mehr gehorcht, seine Anordnungen wurden verspottet, seine Drohungen verhöhnt, und da, wo noch vor einigen Tagen es kaum eines strengen Blickes seines einen Auges bedurfte, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen, half jetzt nichts ... nichts! Der Geist der Anarchie war aus der Hauptstadt mit Mendel unter die hoffnungsvolle Jugend Ragiwens gefahren und verbreitete dort seine alle guten stadtdienerlichen Principien zerstörende Gewalt.

Bei welcher der Missethaten sollen wir anfangen, um dem Leser nur einen geringen Begriff von dem Thun und Lassen jener Taugenichtse zu geben, die unter Mendels Leitung das Städtchen in Aufruhr brachten? Sollen wir jene große Partie „Räuber, Wanderer, Stadtsoldat" erzählen, bei der die ganze Herde wie die Sturmesbraut die lange Straße hinuntergestürzt kam und den friedlichen Stadtdiener, der eben sein Mittagsschläfchen hielt, mit dem Geschrei: „Räuber! Räuber!" gewaltsam den Armen des Schlafgottes entriß? Sollen wir vom „Sturm auf den Knüppeldamm" berichten, bei dem fast alle Weiden, welche sich längs des Feldweges hinzogen, beschädigt wurden, um den Angreifenden Waffen zu liefern? Oder will der neugierige Leser die getreue Beschreibung eines aus Berlin neu importirten Spieles, die „Punischen Kriege" genannt, haben? Bei Gelegenheit dieses Spieles war die erste officielle Klage gegen „Mendel Bentheim und Consorten" vom Stadtdiener beim Bürgermeister eingereicht worden und hatte leider wenig Anklang gefunden aus einem Grunde, der die Ragiwener Gerichtspflege in sehr [illegible] Lichte erscheinen läßt. Der Hauptschuldige Mendels war nämlich — horribile dictu — des Bürgermeisters eigener Sohn, und dieser [illegible] schien sehr wenig Neigung zu haben, die Rolle eines Marcus Junius Brutus zu spielen. Der Fall war folgender: Mendel hatte einem [illegible] Bürgersohne seinen harmonischen Namen Claus Nitschke in den weit rauheren Hannibal umändern wollen. Bis dahin war alles [illegible] rufen, und obgleich mit Widerwillen, hatte sich Claus dennoch [illegible] ese Umtaufung gefügt, um das Spiel nicht zu stören. Als aber Mendel und Rudolph, des Bürgermeisters Sohn, ihn an einen vierec[illegible] Stein führten, ihm befahlen, die Hände gen Himmel zu heben und den Römern ewigen Haß — odium aeternum, verdeutschte Mendel — zu schwören, da widersetzte sich Claus mit aller Energie, deren er [illegible] war. Claus Nitschke war ein ehrlicher Pommer. Was hatten [illegible] die Römer zu Leide gethan, um ihnen in alle Ewigkeit Haß [illegible] ntragen? Er kannte die Römer nicht, hatte nie etwas mit [illegible] thun gehabt .... ja wenn's die Claushagener Jungen gewesen [illegible] ... mit denen die Ragiwener schon manche mörderliche Schlacht [illegible] fochten, und von denen einer ihn sogar auf offenem Feldwege [illegible] und ihm einen kaum zur Hälfte verzehrten Salzkuchen und [illegible] pfel entrissen hatte, ja dann wäre es schon etwas anderes gewesen [illegible] r die Römer? Nein, Claus Nitschke verweigerte mit scrupul[illegible] [illegible] ssenhaftigkeit ein, zwei, drei Mal den von ihm verlangten Schwur und ließ sich selbst nicht dazu bewegen, als Mendel mit gebieterischer Stimme rief:

„Lictor, binde diesen Verräther an einen Baum, und mögen die reißenden Thiere des Waldes ihn verzehren!"

Und jener Märtyrer seiner Ueberzeugung wurde wirklich mit Weidenruthen an einen Baum gebunden, mußte zusehen, wie sein weniger gewissenhafter Nachfolger den sogenannten Windmühlenberg, der für diese Gelegenheit in „Alpen" umgetauft ward, mit seinen Legionen überschritt und den Römern auf der Dramberger Chaussee eine heiße Schlacht lieferte. Der Stadtdiener, welcher, nichts Gutes ahnend, der Truppe gefolgt war, fand den Verurtheilten weinend an dem Baum und erlöste ihn von seiner Qual, ließ sich von ihm seine ganze Leidensgeschichte erzählen, und während Hannibal mit Scipio in Gastwirth Stieberls Garten die Pflaumenbäume schüttelte, redigirte er jenen famosen Rapport, in welchem er, wie gesagt, „Mendel Bentheim und Consorten" der gesetzwidrigen Freiheitsberaubung eines Menschen anklagte, eine Qualification, welche Claus Nitschke im höchsten Grade schmeichelhaft erschien.

Was kann einem treuen Diener wohl schmerzhafter sein, als wenn der Herr, dem er all seine Dienste weiht, dieselben nicht anerkennt? Der Stadtdiener, dessen juridisches Meisterwerk so unbeachtet von seinen Vorgesetzten gelassen wurde, zog sich, wie der beleidigte Achilles in die innersten Räume des Stadthauses zurück und überließ Ragiwen der willkürlichen Herrschaft Mendel Bentheims.

Daß dieser eine solche Mißstimmung benutzte, um sein Unwesen bis zu einem bis dahin unerreichbaren Höhepunkte zu treiben, wird den Leser nicht im geringsten in Erstaunen setzen, und als am Sonntage der erfinderische Geist des Untertertianers für sich und seine Intimen ein neues Vergnügen ausgesonnen hatte, trauten sich die Eltern besagter intimer Freunde Mendels nicht, diese so lange außer Augen zu lassen, sondern verabredeten zusammen eine Partie, um die Kinder zu begleiten, und Mendel hatte auf diese Weise die Ehre, der Anstifter eines Vergnügungstages für viele Familien des Städtchens zu sein.

Der Leser wird sich entsinnen, daß Mendel am verflossenen Schabbesabend eine geheime Unterredung mit seinem Großvater gehabt hatte, aus der die Anwesenden deutlich den Namen „Ruben" vernahmen. Dies war die Einleitung zu dem beabsichtigten Spiele. Der alte Isaak hatte sich bereden lassen, Ruben zu sich zu bescheiden und bei ihm einen Adler und ein Dutzend Knüppel zu bestellen, und als dieser die Bestellung ausgeführt, lud Mendel seine specielleren Bekannten zum nächsten Sonntage ein, mit ihm den Adler „abzuwerfen".

Es ist dies ein vielleicht noch in Pommern bestehendes und bei der Jugend sehr beliebtes Vergnügen. Der Adler wird auf einem freien Platze auf eine hohe Stange gesteckt und einer nach dem anderen, mit einem etwa ein und einen halben Fuß langen, runden Knüppel bewaffnet, nähert sich dieser Stange bis auf eine gewisse Distanz und schleudert denselben auf den Adler. Wer die Krone abwirft, wird König, wer den Scepter, Kronprinz &c., und nachdem der Adler zerstückelt, zieht die junge Gilde mit Gesang und ein jeder, das von ihm abgeworfene Stück auf einem Knüppel tragend, im Triumph der Stadt zu.

Nicht allein die Eltern von Mendels Freunden hatten sich gegen drei Uhr in einem ein Viertelstündchen von der Stadt liegenden Wäldchen eingefunden, sondern diese auch hatten wiederum einige Bekannte und Verwandte eingeladen, und die Gesellschaft war schon ziemlich zahlreich, als sich noch eine ganze Unzahl Unberufener, Neugieriger einfand, welche, da Jedermann in dem kleinen Städtchen bekannt und befreundet war, bald vergaßen, daß sie gar nicht zu der ursprünglich eingeladenen Gesellschaft gehörten und sich dreist und fröhlich unter dieselben mischten.

Während der maître de plaisir, Mendel Bentheim, von Ruben unterstützt, alle Anordnungen trifft, um den Adler aufzurichten und den Kampfplatz abzumessen, wollen wir uns unter einige Gruppen mischen und die Unterhaltung, die in ihnen so lebhaft geführt wird, mit anhören ...

„Sie werden Ihre Wette verlieren, Herr Bentheim," sagt der Bürgermeister zu Eleazar, mit dem er auf und abgeht, „ich hab' es Ihnen schon vorher gesagt; dieser Grünewald ist ein Starrkopf, wie es keinen zweiten in ganz Pommern gibt, und das will wahrhaftig viel sagen!"

„Sie haben Recht," erwidert Eleazar lächelnd, „er behauptet fortwährend, daß der Damm, den die Stadt über die eine Ecke des abgelaufenen Lobchower Sees bauen will, nur der Stadt zum Nutzen sei und er nicht einsehe, warum er sein Recht auf einen Theil der Wiesen zu Gunsten der Stadt einbüßen soll."

„Ja, und nun machen Sie ihm begreifbar, daß durch diesen Damm der Weg zur Stadt um eine gute Viertelstunde verkürzt wird und daß der winzige Ertrag seiner Wiesen durch den Zeitgewinn seiner Fuhrwerke nach der Stadt doppelt ersetzt wird."

„Ja, es wird lange dauern, Herr Bürgermeister, bis die hiesigen Gutsbesitzer anfangen werden, sich den wohlthätigen Neuerungen nicht mehr zu widersetzen. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich fast mit Gewißheit auf den Erfolg der Mission, die sie mir anvertraut hatten, rechnete, da sonst Herr Grünewald ein ganz vernünftiger Mensch ist; und da ich weiß, daß bei solchen Angelegenheiten vor allen Dingen schnell gehandelt werden muß, hatte ich gleich nach Stettin geschrieben, um einen Ingenieur, einen speciellen Bekannten von mir, zu bitten, herzukommen und die nöthigen Ausmessungen zu veranstalten."

„Und nun," sagt der Bürgermeister lachend, „nun kann der Herr Ingenieur mithelfen, die zwölf Flaschen Madeira zu leeren, die Sie bei Ihrer Wette verloren haben!"

„Die Wette hab' ich natürlich verloren," erwidert Eleazar, „jedoch wird der Ingenieur auch andere Arbeit hier haben, als mit uns zu frühstücken."

„So? was soll er denn thun?"

„Nun, den Damm ausmessen . . ."

„Aber Sie sagten ja, daß Grünewald nichts von dem Damm wissen wollte."

„Grünewald? Nein — aber der neue Besitzer von Lobchow ist ganz der Meinung, daß der Damm der Stadt und ihm nur Nutzen bringen kann."

„Neue Besitzer? . . . . aber wer, Herr Bentheim — träumen Sie auch nicht?"

„Ich — nicht im geringsten! Lobchow ist seit heute morgen verkaufst."

„Aber an wen! Herr! Sprechen Sie! — Sie spannen mich ja auf die Folter!"

„Ich — ich hab' es gekauft, Herr Bürgermeister!"

Der Bürgermeister schüttelt von ganzem Herzen die Hand Eleazars, die er ergriffen hat.

„Ich freue mich! . . . ich freue mich wahrhaftig, Herr Bentheim! — und alle werden sich freuen! . . . und Ihr Vater erst, wie glücklich wird der sein! . . . Wahrhaftig, alle werden vergnügt sein, wenn sie es erfahren! alle!"

Der Bürgermeister lacht plötzlich hell auf . . .

„O weh! o weh!" sagt er, „was wird der Stadtdiener dazu sagen, wenn er erfahren wird, daß Sie jetzt gänzlich mit Ihrer Familie herziehen werden!"

. . . . Der Doctor Elias hat sich mit den beiden ältesten Söhnen des Bürgermeisters und dem Candidaten Walter etwas ins Gehölz zurückgezogen. Sie plauderten heiter und fröhlich von ihrer Universitätszeit, jedoch warfen sie von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick um sich; denn hier in dem Städtchen galten alle vier für gesetzte, verständige Männer, und in ihren Rückerinnerungen aus der Studentenzeit mochten doch wohl einige Details sein, welche diese Meinung nicht gerade bekräftigten.

„Also, es ist Dein fester Vorsatz, Dich hier niederzulassen, Elias?" fragt der älteste der Söhne des Bürgermeisters.

„Gewiß — wir wollten es nur geheim halten, bis Eleazar ein passendes Gut gefunden hatte. Jetzt ist es soweit, und heute wird ein Freudentag im Hause der Eltern sein, wenn sie erfahren werden, daß wir beide hier bleiben."

„Besonders wenn Mendel König wird," sagt Walter.

„Ich empfehle Dir den Jungen," sagt der Doctor, „er wird zu Dir in die Schule kommen, er hat einen ausgezeichneten Kopf und all seine tollen Streiche entspringen nur einer zu großen Vitalität."

„Materialist!" erwidert der andere lächelnd, „sogar für die dummen Streiche seines lieben Neffen sucht er einen specifisch der Heilkunde entnommenen Grund! Doch schau! sieh dorthin — weißt Du vielleicht auch einen Grund, warum Deine Cousine, die schöne Rebekka, die dort mit der langen Minna spricht, mit einem Male so feuerroth geworden ist?"

„Du hast Recht . . . doch die Mädchen werden ja um nichts und wieder nichts roth."

„So? Jetzt bist Du in die Enge getrieben und weißt nicht, was Du antworten sollst — ich will Dir's aber erklären! Dreh Dich um! Sieh dort — Deine Schwägerin und die Frau Bürgermeisterin sprechen mit einem jungen Manne. Kennst Du ihn?"

„Es ist Ruben, der Drechsler."

„Sieh, wie er gleichfalls roth ist — die Damen müssen ihm gewiß etwas sehr Schmeichelhaftes sagen — verstehst Du nun?"

„Nein."

„O Du erbärmlicher Physiolog! Wenn ein junges Mädchen roth wird, sobald man einem jungen Manne etwas Schmeichelhaftes sagt, weißt Du denn gar nicht, was das zu bedeuten hat?"

„Du scherzest, Walter — unmöglich!"

„Ja, das ist wohl ein noch nie dagewesenes Wunder, daß ein Jüngling und ein Mädchen, die zusammen aufgewachsen sind und so ziemlich allein in der Welt dastehen, einer für das andere Liebe empfinden! Ich beobachte beide schon lange, ich habe sie weinen und lachen mit einander gesehen . . . wahrhaftig, Elias, ich würde mich freuen, wenn ein Paar daraus würde!"

„Ich werde mit Johanna darüber sprechen," sagt der Doctor, der mit einem Male nachdenkend geworden ist.

„Soll ich Dir eine Wette vorschlagen, Doctorchen?" — sagt Walter lachend, „Du curirst mich ein Jahr gratis oder ich unterrichte Deinen Mendel ein Jahr gratis — willst Du?"

„Was für eine Wette — Walter?"

„Daß Frau Bentheim, Deine Schwägerin, diese Liebe schon längst errathen hat! Siehst Du, das kömmt davon, alles mit der Laterne der exacten Wissenschaft erleuchten zu wollen, da wird man manchmal blind, Herr Doctor, und wenn die blonde Luise in Halle, zu Olims Zeiten . . . ."

„Schweig — schweig!" unterbricht der Doctor, der sich sorgsam umsieht, — „Du hast eine böse Zunge, — doch warte, warte, ich werde mich auch zu entsinnen suchen, warum ein gewisser Philolog allnachmittäglich in einer gewissen Straße ein gewisses Fenster so unablässig anstarrte, daß ich selbst ihn beinahe einmal umgerannt hätte!!"

Doch — ein Trompetenstoß unterbricht die indiscreten Enthüllungen des Doctors, — alle drehen sich um . . . das Kampfspiel hat begonnen.

VI.

Zwei Tage sind verflossen, seitdem wir die Ragiwener Gesellschaft im Wäldchen, bei heiterem Geplauder verlassen, seitdem Mendel seinen ersten Knüppelwurf gegen den Adler gethan . . . und in diesen zwei Tagen ist die ganze Bevölkerung des Städtchens dermaßen in Aufregung versetzt worden, daß die ältesten sich nicht entsinnen, daß je ein gleiches vorgekommen sei. — Es war nicht jene Aufregung, die in fieberhaften Reden — in unruhigem Hin- und Herlaufen, im Zusammenstecken der Köpfe sich kundgibt — es war ein bleierner schwerer Schreckensmantel, der über das Städtchen ausgebreitet lag und düsteres Unbehagen darüber verbreitete!

Was war denn vorgefallen, um diese so ruhigen, so gemüthlichen Leute so plötzlich und so gewaltig aus ihrer Seelenruhe aufzurütteln?

Etwas Unerhörtes — in Ragiwen noch nie Dagewesenes — ein Unglück . . . ein Verbrechen!!

Wir Großstädter, deren blasirter Geist gleichgültig die Berichte der täglich sich erneuernden Gerichtsverhandlungen überfliegt und in hunderten von Criminalfällen, die er Jahr aus Jahr ein zu lesen bekömmt, nur hier und da einen findet, der, eigenthümlicher Details halber, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt — wir haben keinen Begriff von dem, was ein begangenes Verbrechen in einer kleinen Stadt zu bereuten hat — besonders vor einigen zwanzig Jahren zu bedeuten hatte!

Da stehen sie vor ihren Thüren sprachlos, mit bekümmerten, angstvollen und verstörten Gesichtern und schauen begierig, wie ein Mann, vom Doctor Elias begleitet, ein kleines Häuschen verläßt und den auf ihn harrenden Korbwagen besteigt . . .

Was würden sie wohl darum geben, um zu errathen, was beide sich leise sagen, indem sie sich beim Abschiede die Hand schütteln . . .

denn jener Mann, der so eben fortfährt, ist der königliche Kreisphysikus der nächsten Kreisstadt; nur in höchst bedenklichen Fällen wird er zu Rathe gezogen ... und nach Ragiwen ist er gestern und heute auf Requisition des Bürgermeisters gekommen.

Auf dem Markte, wo man zu dieser Stunde gewöhnlich irgend einen der Koriphäen Mendels erblickte, sieht man jetzt nur still und schnell dahineilende Gestalten, die einen scheuen Blick auf das Rathhaus werfen — auf ein Fenster im zweiten Stock, welches mit seinen starken eisernen Stangen und seinem Drahtgewebe, ein unheimliches Ansehen gewährt.

Der Stadtdiener sitzt auf der Bank und raucht eine kurze Pfeife — sein ganzes Aussehen hat jetzt einen Anflug von Gravität, den man an ihm nicht kannte — er scheint sich der Erfüllung einer gewichtigen Mission bewußt, und an dem energischen Ausdrucke seines einen Auges sieht man, daß er dieselbe in ihrer vollen Fassung auszuführen sich für fähig hält.

Der Doctor Elias schreitet in diesem Augenblicke über den Platz und begegnet seinem Bruder Eleazar, welcher in Begleitung des aus Stettin angelangten Ingenieurs im Begriff steht, nach Lebchow hinauszufahren.

„Wie geht es?" fragt ihn sein Bruder.

„Schlecht!" antwortet dieser, welcher begreift, daß dem Kranken die Frage gilt, den er so eben verlassen, „schlechter, als gestern ..."

„Ist Hoffnung da? ..."

„Weniger, als gestern!"

„Hm! ... glaubst Du, daß er die gesetzliche Frist von einundzwanzig Tagen erreichen wird?"

„Ich glaube fest — und der Kreisphysikus ist ganz meiner Meinung, daß die fast mit Bestimmtheit zu erwartende Auflösung viel schneller stattfinden wird!"

„Zum ....! armer Mensch — ich bin noch gar nicht zu mir selbst gekommen ... und hat das Verhör schon stattgefunden?"

„Ich glaube, erst morgen ..."

„Wo gehst Du hin?" „willst Du mit nach Lebchow — die Arbeiter sind schon da und morgen oder übermorgen beginnt der Ablauf des Wassers durch die Gräben. Ich habe nur den Kopf zu nichts seit dem Ereignisse. Also willst Du mit? dann steig ein ..."

„Ich kann nicht — ich muß zu Tante Rahel ..."

„Wie geht es denn da? ich habe gestern den ganzen Tag nicht zu ihr gehen können."

„Das kannst Du Dir wohl denken ... die arme Rebecca —."

„Gott wird alles zum Guten lenken," sagt Eleazar mit tiefem Seufzer, „es scheint, als wenn das Schicksal gerade unsere Ankunft erwartet hätte, um unsere Lieben zu treffen, der Vater ist gar kein Mensch mehr!"

„Wie Gott will!" erwidert der Doctor, indem er seinem Bruder die Hand reicht!

Der Wagen rollt über den Marktplatz und Elias setzt seinen Weg fort, der jedoch fast bei jedem Hause, bei dem er vorbeigeht, unterbrochen wird; denn aus jedem Hause fast kommt ein Bewohner und richtet dieselbe Frage an den Arzt, die sein Bruder an ihn gerichtet, nämlich, wie es dem Kranken gehe, den er in Begleitung des Kreisphysikus besucht hatte.

Die Antwort des jungen Mannes ist stets dieselbe: „daß man nicht wissen könne."

Als er das Haus seiner Tante betrat, suchte er seinem Gesichte einen so viel als möglich ruhigen Ausdruck zu geben und überschritt langsamen Schrittes die Schwelle.

In jenem Stübchen, das wir dem Leser am vorigen Schabbesabend beschrieben, in dem damals jene herzerschütternde Scene zwischen der Wittwe des Karaiters und den Aeltesten der jüdischen Gemeinde stattgefunden hatte, herrscht jetzt eine dumpfe Ruhe. — Rahel liegt im Bette — sie hat sich seit den wenigen Tagen entsetzlich verändert. Ihr bleiches Gesicht zeigt Spuren tiefen Leidens, und ihr halb erloschener Blick hat kaum mehr die Kraft, sich dem Eintretenden zuzuwenden.

Vor ihrem Bette sitzen Johanna und Rebecca — erstere hat ihr so eben aus dem deutschen Gebetbuche der jüdischen Frauen etwas vorgelesen. Letztere ... ein Bild stummer Verzweiflung, starrt fast gedankenlos vor sich hin.

Kaum hat die Kranke den Doctor gesehen, als auch sie mit beinahe unvernehmbarer Stimme die Frage an ihn richtet, die er seit einer halben Stunde schon so oft beantwortet hat, wie es dem Kranken gehe.

„Nun," erwidert Elias mit fast sorgloser Stimme, „wir sind recht zufrieden heute mit seinem Zustande, es wird sich schon machen!"

„Gewiß? ... mein Sohn — ist das auch sicher?"

Der Doctor versucht zu lachen ...

„Ihr seid strenger mit mir, als meine Examinatoren, Tante," sagt er, „wie kann ein Mensch mit Gewißheit die Zukunft bestimmen?"

„Gott im Himmel!" seufzt die Kranke, „wie hab' ich doch gesündigt, um solche Strafe zu erleiden!"

„Nun, nun, nur nicht gleich verzweifeln!" meint Elias, indem er den von Johanna verlassenen Platz einnimmt und den Puls der Kranken befühlt.

„Ihr seid wahrhaftig nicht vernünftig, Tante," sagt er, „Ihr dürft Euch gar nicht aufregen, wenn Ihr bald wieder auf den Beinen sein wollt, und jetzt m ü ß t Ihr es, denn bei diesem traurigen Ereignisse muß der Unglückliche nicht noch den neuen Kummer haben, Euch krank zu wissen ..."

„Armer Ruben!" seufzt Rahel ... „mein armes Kind, den ich erzogen und geliebt, als wenn ich ihn unter dem Herzen getragen; den mein David hergebracht hat, hunderte von Meilen ... o mein Gott, mein Gott! ..."

Als Rebecca den Namen ihres Vetters hört, ist sie gewaltig zusammengezuckt, hat einen fast verwirrten Blick auf ihre Mutter geworfen und ist dann wieder in ihre dumpfe Apathie zurückgesunken.

„Ruhe, Tante, Ruhe ..." sagt Johannas sanfte Stimme, „Murren gegen Gott ist Sünde — arge Sünde!"

„Gib mir Deine Hand, mein Sohn," sagte plötzlich die Kranke, indem sie die Hand des Doctors ergriff, „und red mir wahr, wie Du wirst reden einst zu Gott Deinem Herrn. Ich weiß, daß, wenn, so Gott will, ich werd' werden gesund, die lieben Jüden aus der Kille werden kommen und mich quälen von neuem, wie sie es haben gethan um meines Davids und seines Bruders Isachar halber und werden sagen, daß es der Finger Gottes sei und daß Gott mich in Ruben straft, wie er hat mich gestraft in meinem David! Nu sag Du mir, mein Sohn, wo bist ein Mann, in den hoffen Jung und Alt; sag' Du mir, ob hat gehandelt mein Ruben recht oder unrecht; denn," setzte sie mit fast feierlicher Stimme hinzu, „wenn ich weiß, daß er hat gehandelt r e c h t, dann denke ich nicht, daß Gott, boruch hu, mich s t r a f e n wolle; ... denn d e r Gedanke, mein Sohn, ist es, der verzehrt mein' Leib; wenn ich weiß, daß er hat gethan recht, dann wird sich heben wieder mein Geist in die Höhe und meine Worte werden sein: Gelobt sei dein Name in Ewigkeit, Du unerforschlicher Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs! Sprich, mein Sohn, und red mir Wahrheit ..."

Der Doctor hat einen raschen Blick mit seiner Schwägerin gewechselt, welche sich Rebecca genähert hat.

„Tante Rahel," sagte er, „ich will Euch eine Antwort geben, die Eurer geängstigten Seele den Frieden wieder geben wird, und die Worte, die ich Euch sagen werde, sind zwar m e i n e Worte; aber sie geben nur die Gedanken wieder von denen, in die Ihr so viel Vertrauen, wie in mich, setzen könnt, von Eleazar und Johanna! Nein! Tante, man hat n i e Recht, sich vom Zorne hinreißen zu lassen, selbst gegen die verächtlichsten seiner Feinde, und doch, wir, die wir in anderen Kreisen gelebt, eine andere Bildung genossen, Eleazar und ich, wir hätten vielleicht ebenso wie Ruben gehandelt! Noch etwas will ich Euch sagen, Tante Rahel, und das wird Euer Herz mehr erquicken, als alles andere. Als wir unserem Vater den ganzen Vorgang erzählt, da verhüllte er sich das Gesicht und weinte über Euch und über sich, und dann sagte er, er, den die Juden im ganzen Lande seiner Schriftgelehrtheit und seines frommen Lebenswandels halber so hoch achten: Wer ist schuldiger? Der, welcher sein Blut von sich stößt oder der, welcher sein Blut vertheidigt? Geht hin, meine Söhne, thut für Ruben, was Ihr könnt; scheut weder Geld noch Zeit, und wenn man den Gefangenen von hier wird abführen in das Kreisgefängniß, erbittet für mich die Erlaubniß, daß ich kann gehen hin zu ihm und ihn benschen, er, der weder Vater noch Mutter hat und meiner Schwester



Guten Morgen, Hänschen!

Ein Bild für die Mütter des Daheim. Nach dem Oelgemälde von Wilhelm Sohn in Düsseldorf, auf Holz übertragen von Heitland.

Tochter halber leidet. So sprach Reb Isaak, Euer Bruder, Tante Rahel."

Die Kranke hatte die Worte ihres Neffen, besonders die letzteren, in einer Art von Extase mitangehört ... sie faltete ihre Hände und ihr Blick war wieder der der „schönen Rahel," als sie ihn gen Himmel erhob und wie in Begeisterung flüsterte: ...

„Gelobt sei Dein Name in Ewigkeit!" ...

„Und nun, mein Sohn," fügte sie nach einer langen Pause hinzu, „jetzt, wo Du hast gegeben Labung meiner armen trauernden Seele; jetzt erzähle Du mir, wie das ganze Unglück ist geschehn, damit auch ich kann richten meinen Ruben ..."

„Bitte, Rebecca," sagte Johanna, „begleite mich ein wenig in den Garten; mein Kopf schmerzt, und da der Doctor da ist, können wir ihm unsere liebe Kranke schon anvertrauen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

V. Der deutsche Pfarrer von Tristan da Cunha.

(Schluß.)

Wir stießen den Alarmruf aus, Weiber und Kinder rannten aus den Hütten und flüchteten in die Felsen. Jetzt landete auch das zweite Boot des Amerikaners, und nunmehr begann eine Scene der Zerstörung, welche den Grund legte zum Untergang von Tristan da Cunha. Die Amerikaner, wahrscheinlich unter demselben Capitän, der vor drei Jahren zurückgeschlagen worden war, bemächtigten sich vor allem des aufgepflanzten kleinen Geschützes, das sie total zertrümmerten; dann drangen sie in die Wohnungen, welche sie förmlich plünderten, namentlich alle Waffen wegnahmen, und, was sie nicht fortbringen konnten, zerschlugen oder besudelten. Ihre elende Schandthat krönten die Unmenschen durch die empörendste Mißhandlung des alten Glaß, der durch die Behauptung seiner Autorität das Handgemenge veranlaßt hatte; sie knebelten ihn, banden ihn dann an einen Pfahl fest, setzten ihm einen Hut von Papier auf, rissen ihm alle Kleider vom Leibe und geißelten ihn mit Tauenden bis aufs Blut. Dann zogen die erbärmlichen Piraten von dannen unter Frohlocken über die wohlgelungene Rache. Das Glück unserer friedlichen Insel war dahin; sie hat sich von dem Schlage nie wieder erholt. Als wir zurückkehrten, fanden wir den Vater Glaß halbtodt, unsere Wohnungen verwüstet, einen großen Theil unserer fahrenden Habe geraubt, vernichtet; das Entsetzlichste war aber der Jammer zweier Mütter, deren Töchter, Mädchen von zwölf und vierzehn Jahren, fehlten; sie waren jedenfalls in den Hütten zurückgeblieben und von den Matrosen mitgeschleppt worden; niemals hat man von den unglücklichen Kindern wieder gehört. Der alte Glaß erholte sich nicht von dem ihm angethanen Schimpf, der ihn mehr in der Seele brannte, als ihm die körperliche Mißhandlung geschadet hatte; er starb bald darauf. An mir selber war es nun, die Leitung der Colonie in die Hand zu nehmen; aber es war keine rechte Lust mehr unter den Ansiedlern; die meisten sehnten sich schon heimlich hinweg von diesem verlorenen Posten an der Grenze der Menschheit, welchen die britische Regierung, die doch sonst ihre Besitzungen mit straffer Hand festhält, ganz aufgegeben oder vergessen zu haben scheint. Ich organisirte einen regelmäßigen Wachdienst, wir richteten uns die große Höhle, deren Zugang von einem Manne gegen die größte Ueberzahl vertheidigt werden kann, als regelmäßige Zufluchtsstätte ein, die mit Wasser und Proviant auf Monate hinaus stets versorgt ist; sobald ein Schiff in Sicht kommt, dessen man nicht ganz sicher ist, wird der Hausrath da hinein geflüchtet, so daß nur das Unentbehrlichste in den Wohnungen bleibt, während sich etwa blos diejenigen Männer an der Landung zeigen, welche nicht abgeneigt sind, eine Fahrt mitzumachen. Deren war immer noch eine erkleckliche Anzahl, denn es galt wieder zu gewinnen, was verloren worden war. Das Maß unserer Leiden hatte sich aber trotz aller Vorsicht nicht erfüllt. Zwei Jahre nach des „Königs" Tod — er starb 1853 — landete ein amerikanisches Walfischboot, um Matrosen anzuwerben. Es waren nicht viel taugliche Leute mehr auf der Insel, da die meisten schon früher Engagement genommen hatten, eigentlich nur einer, Fred Myer, oder vielmehr Friedrich Meyer, ein Seemann aus Bremen, der einzige Deutsche der Colonie außer uns; darum, und weil er ein braver junger Mann war, mir und meiner Schwester vor allen lieb. Seit einem Jahre etwa war er verheirathet mit Lowneß (Demuth) einer Enkelin des Königs Glaß; niemals hat dies Eiland eine lieblichere Blüthe getragen, als dies schöne, sanfte, liebreiche Weib, das von Jedermann, vor allem von ihrem Manne, auf den Händen getragen wurde. Ungern riß er sich von ihr los, aber er schämte sich der Unthätigkeit und hoffte, durch reichlichen Gewinn das Loos seiner Gattin zu verschönen; so ließ er sich denn heuern und nahm das Handgeld. Als er im Begriff war, abzureisen, begleitete ihn die weinende Lowneß bis zum Klippenpfade; hier machte ihre Schönheit einen solchen Eindruck auf den Capitän der Walfischjäger, daß er dem neugeworbenen Matrosen den Vorschlag machte, ihm sein Weib zu verkaufen und zurückzubleiben, den dieser mit großer Entrüstung von sich wies, und Lowneß befahl, heimzukehren. Aber ihr verrannten die Bösewichte den Weg, Myer, der sie schützen wollte, wurde niedergeschlagen und geknebelt, die junge Frau wandte sich zur Linken und lief leichtfüßig den Felsen hinan. Sie haben vielleicht das schwarze Kreuz auf seinem Gipfel, nicht weit vom Landungsplatze erblickt — dort hängt die Klippe schaurig, mehr als hundert Fuß über der tosenden Brandung, und es führt nur ein schmaler Pfad auf ihren Scheitel. Ihn lief die Unglückselige, vier Matrosen folgten ihr, vom Capitän angefeuert, während die anderen mit Cutlassen und Revolvern die Weiber und Greise davontrieben, welche sich am Strande gesammelt hatten. Ich selber war unter ihnen, ich beschwor die Unbarmherzigen, warf mich vor ihnen auf die Kniee — umsonst, ein fürchterlicher Schlag mit dem Kolben einer Pistole warf mich bewußtlos nieder. Wohl mir, daß ich das Entsetzliche nicht sah! Das junge Weib hatte den Gipfel der Klippe erreicht, sie stand dicht am Rand über der schwindelnden Tiefe und warf verzweifelnd die Blicke umher nach Rettung — keine, keine! Die Verfolger nahten, schon streckten sie die Hand aus nach ihrem flatternden Gewand — da sprang sie — und es war vorbei — die süße, holde Gestalt lag zerschmettert im Abgrund, eine Beute der gierigen Wogen, die sie hinaustrugen in des Meeres Unendlichkeit, zum Fraße den Haien. Der markerschütternde Schrei, der das furchtbare Ereigniß begleitete, weckte mich zum Leben — selbst über die elenden Räuber war der Schrecken ihrer That gekommen, sie flüchteten so rasch als möglich hinab in ihr Boot, schleppten aber nichts destoweniger den wimmernden, convulsivisch in seinen Banden sich windenden, um all sein Glück bübisch gebrachten, unglückseligen Witwer mit. Wir haben erst nach einem Jahre Kunde von ihm erhalten, sie bildete den schrecklichen Schluß des schrecklichen Dramas. Myer war kaum auf dem Schiffe seiner Bande entledigt und in gezwungenem Matrosendienste, als er die erste Gelegenheit benutzte und den Capitän mit dem Messer niederstieß; nach verzweifelter Gegenwehr, bei welcher er noch einen Matrosen tödtete und mehrere hart verwundete, ward er überwältigt, in Eisen geworfen und nach namenlosen Folterqualen in der Capstadt dem Gericht übergeben. Eine Stunde nach dem Verhör hing er an der höchsten Raa! Muthwilliger, elender ist noch niemand in das Verderben gejagt worden, als Fred Myer und seine süße Lowneß! Der Herr möge sich ihrer unsterblichen Seelen erbarmen und ein gnädiger Richter sein!" —

Tief erschüttert hatten wir der Erzählung dieser entsetzlichen Ereignisse gelauscht; Mr. Taylor bedurfte selber der Sammlung, um fortfahren zu können: „Von nun an haftete das Verhängniß über unserer stillen Insel. Die alte Mutter Glaß, deren Leben doch mit dem Werk ihres dahingeschiedenen Gatten verwachsen war, sagte mit bitteren Zähren dem Grabe desselben Lebewohl; sie konnte das Kreuz nicht sehen, das wir dem Gedächtniß ihrer lieblichen Enkelin errichtet hatten, sammelte ihre Kinder und Kindeskinder um sich, vierundzwanzig an der Zahl, und benutzte die erste sich darbietende Gelegenheit zur Auswanderung nach Capland — im Januar 1856. Dort wandte sie sich mit Hilfe wohlgeneigter Männer an die britische Re-

gierung, und diese ließ im darauf folgenden Jahre durch ein eigens abgesandtes Fahrzeug abermals zweiundvierzig unserer Ansiedler nach dem Cap der guten Hoffnung abholen. Zurück blieben nur die Weiber und Kinder, deren Ernährer auf Walfischfängern fuhren, und meine Schwester, ich, der Pfarrer, dessen Pflicht es ist, auszuharren bis zur letzten Stunde, wie der Capitän auf dem brennenden Schiff. Im Ganzen zählt die Bevölkerung der Insel noch achtundzwanzig Personen; ein paar Männer sind schon zurückgekommen, die wenigen Fehlenden werden in einigen Wochen erwartet. Und dann werden wir scheiden von dem liebgewonnenen Eiland, von der friedlichen Heimat, aus der uns die verbrecherische Rohheit des Auswurfs der Menschheit treibt. Was aus uns werden wird, das weiß der liebe Gott! Ihm sei unser Loos anbefohlen!"

Wir fühlten nach diesem in mehr als einer Hinsicht ergreifenden Bericht das Bedürfniß, die empfangenen Eindrücke in uns zu verarbeiten. Als ich draußen vor der Wohnung hin- und herschritt, gesellte sich Mr. Taylor zu mir. „Ich habe eine Bitte," sagte er. „Es will mir fast als ein Fingerzeig Gottes erscheinen, daß gerade jetzt ein deutsches Schiff hier erscheint — es ist, als sei dies ein Wink in das geliebte Vaterland. Freilich vorläufig nicht für mich — ich bin der letzte, der diesen Felsen verläßt. Aber für meine Schwester — vielleicht ließ sich Ihr Capitän bewegen, sie mitzunehmen bis zur Capstadt, womöglich dann auch nach Europa — eine schwere, tiefe Sorge wäre dann von meinem Herzen genommen." Leider konnte ich dem wackeren Greis nichts entgegnen, als daß ich meinem Capitän seinen Wunsch mittheilen werde, verhehlte ihm aber mit möglichster Schonung nicht, daß er schwerlich Aussicht auf Erfüllung habe, da die Kriegsartikel die Mitnahme von Passagieren, insbesondere Frauen, auf den Kriegsschiffen schlechterdings nicht gestatten. Betrübt ging der Pfarrer; unmittelbar darauf trat Fräulein Elisabeth an mich heran. „Ich weiß, wovon Sie gesprochen," sagte sie mit mildem, gewinnendem Lächeln, indem sie ihre Hand auf meinen Arm legte; „nicht wahr, Sie glauben doch nicht, daß ich ihn verlassen werde?" Ich konnte nur tief bewegt mich auf ihre Hand niederbeugen und doch schwoll mir das Herz vor Stolz, einem Volk anzugehören, das solche Frauen und solche Männer erzeugt, wie den Pfarrer von Tristan da Cunha und seine Schwester.

Am Abend war ich mit reichbeladenem Boot voll frischem Gemüse, Kartoffeln, Fleisch, Wasser an Bord der Carolina zurückgekehrt und hatte Capitän Sellier meinen Bericht erstattet, der ihn höchlichst zu interessiren schien. Um so unangenehmer war es ihm, die Bitte des Pfarrers rundweg abschlagen zu müssen; wahrscheinlich mit aus diesem Grunde versagte er sich am nächsten Tage den Besuch der Insel selber, während Urlaub erhielt, wer nur irgend entbehrlich war. In großer Gesellschaft fuhren wir mit dem Kutter, der Launch und dem Gig ans Land; wir brachten den Colonisten mancherlei willkommene Gaben an Kaffee, Thee, Zucker, Rum, Munition und Waffen; namentlich hatten wir für unseren lieben Landsmann und seine ehrwürdige Schwester an deutscher Lectüre zusammengesucht, was nur irgend aufzutreiben war; viel war es gerade nicht, zu unserer Beschämung sei's gestanden. Wir wurden diesmal noch viel freudiger empfangen; unser Aufenthalt unter den lieben Leuten gestaltete sich zum wahren Fest. Nun erst betrachteten wir uns die Ansiedler etwas näher. Die anwesenden Männer waren weißer Abkunft, außer Mr. Taylor drei Briten und ein Capholländer, die Weiber Negerinnen und Mulattinnen. Alle hier Geborenen sind Mulatten, aber nur ganz leicht gefärbt, von wunderbar schöner, schlanker Gestalt; die meisten hatten bei weitem mehr den Typus europäischen, als äthiopischen Ursprungs; namentlich trugen fast alle langes, kastanienbraunes Haar. Unter den halberwachsenen Mädchen waren mehrere von so untadelhafter Schönheit des Antlitzes und der Formen, daß ich mich nicht erinnerte, jemals einen so prächtigen Menschenschlag gesehen zu haben, und doch habe ich alle Küsten des Erdballs befahren, die Malayinnen in Bali, die Creolinnen der Havanna, die Mädchen von Tahiti und die Amerikanerinnen des high life im Osten bewundert. Die Leute schienen zugleich nur eine große Familie zu bilden; man sah, daß sie sich gegenseitig liebten, und Mr. Taylor bestätigte uns, daß stets die größte Eintracht und ein musterhafter Lebenswandel unter ihnen geherrscht habe. Das milde, gemäßigte Seeklima der Insel ist äußerst gleichmäßig und gesund; außer dem „König" war noch niemand auf Tristan da Cunha natürlichen Todes verblichen. Producte können im Ueberfluß und von seltener Güte erzeugt werden, gutes Wasser ist reichlich vorhanden und wird oft von vorübersegelnden Schiffen hier eingenommen; an Schafen, Geflügel ist kein Mangel, und die Rinderherde würde sich noch stattlicher vermehrt haben, wenn man nicht Bedacht darauf nähme, sie vor dem Abzug möglichst zu verwerthen. Wie schade, daß alle diese hoffnungsreichen Keime abgebrochen werden müssen, blos der muthwilligen Bosheit zuchtloser Piraten halber!

Die Insel Tristan da Cunha hat eine nahezu runde Gestalt, sechsdreiviertel englische Meilen im Durchmesser und ist vulkanischen Ursprungs. Nach dem Mittelpunkte zu erhebt sie sich in einem steilen Kegel bis auf 8300 Fuß Höhe. Ringsum umgürtet ist dieser von einer zerklüfteten, nur an wenigen Stellen zugänglichen Klippenwand, deren niedrigster Absturz vierzig Fuß über der Flut erhaben ist, die jedoch stellenweise sich senkrecht bis zu tausend Fuß in schauerlicher Majestät darüber erhebt und im Süden und Osten unnahbare Brutstätten für Millionen von Seevögeln bildet. Die Niederlassung befindet sich auf der Nordwestseite der Insel, nördlich von einer schmalen, beinahe eine Meile langen, muldenförmigen und sanft abfallenden Hochebene, gebildet durch einen vor Jahrtausenden erstarrten Lavastrom, der den Klippengürtel der Insel in horizontaler Richtung durchbrach und seine Schründe ausfüllte. Dies geneigte Plateau liegt an seiner tiefsten Stelle, da, wo der Klippenpfad zum Strand hinabführt, vierzig bis fünfzig Fuß überm Meeresspiegel. Im Halbkreis vertheilt stehen hier die Gebäude; es sind deren nur noch vier bewohnt; eines dient als Bethaus und Schule. An die Südseite der Hochebene stoßen einige mächtige, ausgebrannte Krater, deren Ringmauern die in ihrer Mitte angelegten Gemüsefelder und Obstgärten der Ansiedler schützend umgeben. In üppigster Fülle wuchsen hier Kartoffeln, Bataten, Kohl, Rüben und viele andere Küchenkräuter; nicht minder gedeiht der Mais, der an die Stelle des aufgegebenen Weizens getreten ist, und das Obst; wir sahen zahlreiche herrliche Aepfel- und Pfirsichbäume, auch Weinreben. Die Einwohner benutzten das Land bisher stets nur zu einmaliger Ansaat oder Bepflanzung, da genug jungfräulicher Boden vorhanden ist, welcher die Kosten der mühsamen Bestellung am besten lohnt. Der abgeerntete Acker wird mit Obstbäumen bepflanzt und bleibt zur Viehweide liegen.

Obgleich die Jahreszeit zur Ersteigung des Pics von Tristan da Cunha noch keineswegs günstig, indem der Gipfel desselben noch theilweise mit Schnee bedeckt war, so beschlossen wir doch auf des Doctors Andrängen die Unternehmung, zumal wir Capitän Selliers Erlaubniß zu einem entsprechend langen Aufenthalt am Land und die Instrumente mitgenommen hatten, um die Höhe zu messen. In Begleitung des Pfarrers, der es sich nicht nehmen ließ, uns wenigstens das Geleit bis zu den schwierigeren Stellen des Wegs zu geben, und zweier kräftiger Insulaner, zogen wir selbfünf, mit Plaids, Cognac und Brot wohl ausgerüstet, gegen neun Uhr Vormittags aus. Am Ende der Hochebene verließ uns Mr. Taylor, um seine Höhle zu revidiren; wir betraten einen schmalen Pfad im Bett einer ungeheueren Felsenspalte. In tiefer Rinne neben demselben stürzte ein Wildbach schäumend und sprühend dem Meere zu und machte den steilen Weg theilweise so schlüpfrig, daß wir die Hilfe unserer mit Seilen versehenen Führer, sehr geübter Steiger, mehr als einmal in Anspruch nehmen mußten, um nur vorwärts zu kommen. Tausende von Seevögeln, deren Nester in den uns umgebenden Klüften sich befanden, wurden von uns aufgescheucht und umflatterten uns in Schwärmen, welche zeitweilig das Licht des Himmels im wirklichen Wortsinn verdunkelten. Mit widrigem Gekrächze schossen Captauben, Möven, Scharben, Pinguine, Fregattenvögel, Albatrosse dahin, dorthin; dazwischen spannten große Seeadler ihre gewaltigen Fittige aus und der Doctor war so glücklich, einen solchen zu schießen, der über fünf Fuß zwischen den beiden Flügelspitzen maß. Höher steigend, ließ das Gestein breite, hochgelbe Schwefeladern gewahren, deren Material von den Inselbewohnern früher fleißig gesammelt ward; gegenwärtig dient es nur noch dem häuslichen Bedarf. Sonst war der Pfad einförmig, immer von dunklen, phantastisch gestalteten Felsen eingeengt, die nur selten einen schmalen Fernblick hinab aufs Meer gestatteten. Nach unsäglicher Anstrengung erreichten wir um die Mittagszeit die Kante des steilen, an 4000 Fuß hohen Abhangs; von hier aus laufen die Bergwände weniger schroff dem Gipfel zu. Diesen Theil des Pics nennen die Insulaner „the Base"; er ist reichlich bewachsen mit würzigen Gräsern, Flechten und Moosen und ernährt zahlreiche wilde Ziegen, deren Behendigkeit im Erklettern der schärfsten Grate, deren Schnelligkeit und Ausdauer weder von der

Gemse, noch von irgend einer andern Antilope erreicht werden. Es glückte, während des Emporklimmens zwei Stück derselben zu erlegen, die auf dem Rückweg, nachdem sie vorher ausgeweidet worden, mitgenommen wurden zur willkommenen Vermehrung der Messe auf der Carolina. Das Fleisch der wilden Ziegen schmeckt überaus zart und ist saftiger, als das von Hirschen oder Bleßböcken.

Die obere Hälfte des Pics von Tristan da Cunha ist nach allen Seiten hin ganz gleichmäßig gebildet, ein völliger Kegel mit etwas gehöhlten Wänden, während der untere, weit steilere Abhang die verschiedenartigsten, zerrissensten Felsgebilde zeigt. Noch ehe wir die „Base" erreicht hatten, waren wir schon mehrmals in dünne Nebel gerathen; in der Höhe von beiläufig 6000 Fuß aber hüllten uns dichte Wolkenschichten ein, die sich in kalten Tropfen empfindlich auf uns niederschlugen. Sie gestatteten uns nicht weiter zu sehen, als die nächsten Schritte, so daß wir vollständig der Ortskenntniß unserer Führer überlassen waren, die sich allerdings trefflich bewährte. Weitere 1000 Fuß voran lichtete sich mit einem Male, als sei ein Verhang weggezogen, der Nebel, über uns lachte der reinste blaue Himmel, zu unseren Füßen aber wogte die graue Wolkenmasse derart, daß sie die gesammte Insel verhüllte und nichts sehen ließ, als ringsum, so weit der Horizont reichte, die tiefe, dunkle See. Die Majestät dieses Anblicks ist mit Worten nicht zu beschreiben; er ist das Wunderbarste, Erhabenste gewesen, was ich auf dieser Welt erblickt habe. Nur nach Süden zu öffneten sich dann und wann die wogenden Wolken und zeigten in erschreckender Tiefe den schwarzen Klippenrand der Insel. Wir konnten uns lange nicht trennen von der Stelle, wir kamen uns vor, wie Zauberer, die von den Wolken getragen, über den Erdkreis dahin schweben. — Von dieser Höhe an trafen wir bei weiterem Emporsteigen schon hier und da in den Vertiefungen des Bergabhangs auf Schnee, der sich häufte, je höher wir gelangten, bis ganze, drei Zoll hoch damit bedeckte Flächen daraus wurden. Da konnten sich denn die beiden Cadetten, welche mit von der Expedition waren, trotz des eben erst empfangenen tiefen Eindrucks, das Vergnügen nicht versagen, ein kleines Schneeballengefecht zu liefern; nur, wie sie gestanden, um dereinst erzählen zu können, daß sie dies mitten in der ungeheuren Wasserwüste, da, wo atlantischer, indischer und südpolarer Ocean in einander fließen, ausgeführt. Wer kennt nicht das leichtlebige Seemannsvölkchen und seine Gewohnheiten, wer weiß nicht, wie dasselbe nach langer Meerfahrt sich bei dem ersten Landgang, besonders an wilden, uncultivirten Küsten, oft den kindischsten Zerstreuungen mit einer der ernsten Landratte ganz unglaublichen Begeisterung hingibt? — Das Intermezzo stellte inzwischen die vor Müdigkeit etwas gesunkene gute Laune wieder her, und wir gelangten bald an den einige hundert Fuß hohen, nur mit Mühe zu erklimmenden Lavakegel, der die Spitze des Pics bildet. Er zeigt nicht die geringste Vegetation und trug zur Zeit unserer Besteignung eine vier bis fünf Zoll dicke, ziemlich feste Schneedecke. Endlich war auch diese letzte Strecke bewältigt und wir standen am scharfen Rande des Kraters — der, wunderbar, einen spiegelglatten See von klarem, tiefblauem Wasser umschließt. Welch ein Standpunkt! Das Panorama, das er erschließt, ist rasch geschildert: Himmel, Wasser, in der Mitte ein Pünktchen Erde, das wie mit blauem Auge seines Sees hinauf schaut, — das ist alles — aber die Empfindung zu schildern, welche diese erhabene Eintönigkeit hervorruft, verbunden mit dem Bewußtsein der Lage des Standpunktes — möge mir erlassen bleiben. Die Kratermauer ist an einer, mehre Klafter breiten Stelle, zum Theil eingesunken, hier räumten wir den Schnee weg, breiteten die Plaids aus, und ließen uns nieder, um auszuruhen und uns an dem mitgenommenen Proviant zu stärken. Darauf nahmen wir unsere Messungen vor, welche eine Höhe von 8264 Fuß über dem Meeresspiegel ergaben. Während wir lagerten, bot das wechselnde Spiel der Wolkenmassen unter uns stets neue, großartige Gebilde. Zuweilen zerriß der ganze Gürtel, als sei ein Schacht steilrecht hindurchgeführt bis auf die Meeresfläche, auf der alsdann die Inselklippen, Inaccessible und Nightingale, als schwarze Hügel erschienen. Auf sie deutete unser Führer Billy: „Von dorther ist seltsamer Weise unserer Colonie der erste Zuwachs gekommen," erzählte er. „Im Jahr 1822 stand Vater Glaß mit mehren Leuten im Begriff, auf den Fischfang zu fahren, da gewahrten sie fern in den Wogen einen dunklen Gegenstand; sie sprangen rasch ins Langboot, arbeiteten sich darauf hin, und fanden ein armselig zusammengeflicktes, schon halb mit Wasser gefülltes Fahrzeug, darin fünf kaum bekleidete, elend und verwahrlost aussehende Menschen, die sie aufnahmen und in die Ansiedlung brachten. Es waren Schiffbrüchige von der englischen Bark Blenden Hall, die im Jahr vorher, 1821, an den Riffen von Inaccessible gestrandet war; von der ganzen Mannschaft vermochten sich nur sieben Personen auf die Klippen zu retten. Sie hatten nichts, als das nackte Leben, kaum Kleidungsstücke, ihr köstlichstes Besitzthum waren zwei Matrosenmesser und ein Splißeisen. Sieben Monate lang mußten sie auf den unwirthbaren Felsen ausharren, Tristan da Cunha, wo sie Menschen, Hilfe wußten, stets in nächster Sicht, aber ohne Mittel, es zu erreichen. Ihren Lebensunterhalt fanden sie in den Eiern der zahllosen Seevögel, die jene Klippen bevölkern und in Muscheln der Riffe; als Getränk diente ihnen das in Spalten stehen gebliebene Regenwasser. Feuer anzumachen gelang ihnen nicht, trotz aller Bemühungen. Die ganze lange Zeit beschäftigten sie sich hauptsächlich mit der Anfertigung eines Fahrzeugs, halb Floß, halb Boot, das sie aus den Resten vom Wrack des Blendenhall zusammenfügten; man kann denken, wie mühsam sie arbeiteten, da es an jedem Material zur Verbindung fehlte, und sie mit den beiden Messern umgehen mußten, als ob sie von Gold seien. Zwei ihrer Kameraden erlagen der aufreibenden Lebensweise und der Unbill der Witterung. Die Ueberlebenden mußten erst die Zeit der Meeresstillen abwarten, ehe sie sich in die Salzflut wagten; schwerlich hätten sie das Eiland erreicht, wenn sie nicht zu rechter Zeit bemerkt worden wären. In der Ansiedlung erholten sie sich bald von ihren Leiden und wurden wackere Bürger derselben; zwei von ihnen haben Sie gesehen, es sind die beiden Aeltesten der Inselgemeinde." — —

Nach einem halbstündigen Aufenthalt traten wir unseren Rückmarsch von dem Gipfel des Pic an. Ging er auch rascher, so war er doch nicht minder beschwerlich, als die Ersteigung; an manchen Stellen sogar geradezu gefährlich, da viele steile Hänge „der Base," welche wir vorher trocken gefunden hatten, nunmehr feucht und schlüpfrig waren. Indessen ging doch alles, Dank der Ortskenntniß und Aufmerksamkeit unserer Führer, glücklich ab, und wir brauchten kaum $2\frac{1}{2}$ Stunden zur Niederkehr, während das Aufsteigen die doppelte Zeit in Anspruch genommen hatte. Wir kamen gerade recht zum Schluß eines lustigen Gelages im Freien vor den Häusern der Ansiedlung, das mit einem Tänzchen beendigt wurde, wozu einer der Cadetten eine Ziehharmonika bearbeitete. Dieses hier nie gehörte Instrument war ein Wunder für die naiven Insulaner, und der Künstler galt offenbar von uns allen am meisten unter ihnen. Behaglich saß das Taylorsche Geschwisterpaar an der Thüre des Bethauses und freute sich der harmlosen Lust der Leute. Wer weiß, wann sie wieder fröhlich sind!

Da dröhnte ein Kanonenschuß mit dumpfem Klang über die Wasser daher und brach sich in rollendem, langgedehntem Echo an den hohen Klippenwänden. Die Pflicht rief, Capitän Sellier war ungeduldig, denn eine frische Kühlte schralte aus Nordwest — die Abschiedsstunde war da. Sie ist uns allen schwer geworden. Wir umarmten herzlich unsere ehrwürdigen Landsleute, welche thränenden Auges den Segen des Höchsten auf uns herabriefen, wir drückten Alt und Jung die Hände — auf Nimmerwiedersehen! Denn derartige Zusammentreffen kommen nicht zweimal. — Es war schon dunkel, als wir die Carolina erreichten, welche vorsorglich Lichter ausgehängt hatte und von Zeit zu Zeit eine Leuchtkugel warf. Glücklicherweise war Capitän Sellier nicht ungehalten; aber alle Mann mußten sofort an Deck, um Segel zu stellen und klar zu machen, denn die günstige Brise frischte immer mehr auf, und der Weg war noch weit. Ich stand auf dem Castell und blickte mit dem Nachtfernrohr hinüber nach dem verlassenen Eiland. Sie hatten auf dem Plateau ein mächtiges Feuer angezündet zum letzten Gruß, und der Capitän hatte die Aufmerksamkeit, ihn mit drei Salutschüssen zu erwidern. Aber immer kleiner ward das Licht am Land, bis es verschmolz mit der Dunkelheit des Himmels und der Wasser. Droben aber funkelte in unbeschreiblicher Pracht das südliche Kreuz — und ich wußte, sie blickten auch zu ihm hinauf in der schlaflosen Nacht, der Pfarrer und seine Schwester, die wackeren Deutschen auf der einsamen Warte im Ocean: Tristan da Cunha!

Ein Vormittag bei Vogel von Falckenstein.

Von unserm Berichterstatter, Verfasser des Besuchs bei Moltke.

Der Leser wird mir beistimmen, daß man sich oft ohne Grund von Menschen, die man nicht kennt, eine Vorstellung macht, welche nicht allein gänzlich falsch ist, sondern von der, nachdem man sich enttäuscht hat, man nicht begreifen kann, wie und wodurch man dazu gekommen ist, sie sich überhaupt zu bilden. Bei Persönlichkeiten, deren Handeln und Thun die Oeffentlichkeit beschäftigt, denen eine höhere Hand eine oft gewaltige und unvergeßliche Rolle für das Verhängniß der Nationen zuertheilt hat, ist dies überhaupt häufiger der Fall, als bei andern. Man richtet nach Thatsachen, die man oft nur unvollständig erfährt, deren Tragweite man selten zu fassen fähig ist, — Zeitungsnachrichten bilden ein Urtheil, das man selbstständig glaubt und es nicht im geringsten ist, — und wenn man sich dann eines schönen Tages dem Manne gegenüber befindet, den man so genau zu kennen sich einbildet, dann . . . dann fühlt man sich betroffen und enttäuscht, als wenn man nie etwas von ihm gehört, — als wenn es nicht „der Richtige" wäre.

So ging es mir, Leser! Ich weiß nicht, ob der mittelalterliche Name des ersten Führers der Mainarmee, der Anblick schlechter Photographien oder auch unvollständige oder falsche Notizen, die ich über ihn erhalten, mein Urtheil bestochen hatten, nur war es sicher, daß ich mir den General der Infanterie, Vogel von Falckenstein, als einen düstern, strengen, eisenharten Herrn vorstellte, der, wie ich mir dachte, nicht die geringste Sympathie für den ihm unbekannten Vertreter der Leser und Leserinnen des Daheim fühlen könne. Gott weiß, was mir durch den Sinn gekommen war, — ich stellte mir den General als einen jener mythischen Militärs vor, die, wie man sagt, eine tiefe Mißachtung vor der Literatur haben; — kurz eine Art von Knecht Ruprecht, mit denen man den Schriftstellern Angst macht, und ich zollte meiner Verwegenheit, mich in das alte Schloß zu Münster überhaupt hineingewagt zu haben, einen gewissen Grad von Bewunderung.

Das Zimmer, in welchem ich empfangen wurde, war ganz dazu geeignet, diese unbegreiflichen Voraussetzungen noch zu stärken. Man denke sich ein trübes, dunkles Gemach, mit alterthümlichen Möbeln geschmückt, — die Wände mit mittelalterlichen Waffen fast beladen, mit einer großen künstlichen Nische, in welcher farbig plastische Heiligenbilder eine Gruppe bilden, und vor dieser Nische, sowie an andern Stellen der Wand . . . schwarze Rüstungen mit halbgezogenen — mächtigen Schwertern. Außer den dicken Teppichen kein einziger Comfort unserer Zeit; und das trübe Licht eines Herbstmorgens, das sich durch die farbigen Scheiben, deren Mosaikmalerei mich gleich anzog, einen mühsamen Weg bricht, gibt ein noch unheimlicher überraschendes Ansehen diesem Rittersaale.

Jedoch bald tritt der General selbst ein, eine hohe, leicht nach vorn gebeugte Gestalt mit vollem Barte und glatt anliegenden, immer noch blonden Haaren. Sein Empfang ist äußerst liebenswürdig, fast freundlich, — von einer Höflichkeit, die man selten erlernt, — die angeboren ist. Seine Reden sind heiter, — er scheint meine Gêne zu bemerken und dieselbe durch freundliche, aufmunternde Worte gänzlich verscheuchen zu wollen. — Und es gelingt ihm, ganz und gar; — nach einigen Augenblicken fühle ich mich in dem düstern Rittersaale ordentlich heimisch und bringe ihm das den Lesern des Daheim bekannte Anliegen vor. Er geht freundlich darauf ein, — er kennt das Daheim, hat von meiner Anwesenheit bei der Mainarmee gehört und spricht sein Bedauern aus, daß es mir nicht gelungen ist, das unaufhörlich nach vorwärts dringende Hauptquartier zu erreichen. Und als wir eine Zeit lang im Hin- und Herplandern verbracht, beginnt er die Erzählung seiner Jugenderinnerungen, die ich dem Leser so treu, wie es mir irgend möglich ist, wiedergebe. Der Zweck dieser meiner Besuche ist ja, die gefeierten Männer der Gegenwart der Leserwelt so vorzuführen, daß über der Celebrität der Mensch nicht vergessen wird, oder — ich will meinen Gedanken noch verständlicher machen, damit der Leser den berühmten Mann besser zu verstehen und zu würdigen wisse, wenn er erst den „einfachen Menschen" in seiner Häuslichkeit, in seinem oft so harten Kampfe mit dem Leben kennen gelernt hat.

. . . . . . „Ich werde Sie in Erstaunen setzen," — erzählte der General — „wenn ich Ihnen sage, daß Sie einen verfehlten Geistlichen vor sich sehen! Ja, meine ganze Jugend verlebte ich mit der Idee, daß ich Priester werden müßte, und diese Idee hatte gar nichts Abschreckendes für mich, — im Gegentheil, sie gefiel mir außerordentlich, und noch niemals hatte ich daran gedacht, daß ich selbst einmal mich von ihr losreißen und dadurch meiner guten Mutter in der ersten Zeit so viel Gram und Kummer verursachen könne. Ich stamme aus einer sehr alten, aber am Anfange dieses Jahrhunderts sehr heruntergekommenen Familie. Mein Vater war preußischer Major, hatte die Belagerung von Cosel als solcher durchgemacht und war gleich darauf gestorben. Meine Mutter war fast mittellos, und es mußte von ihr als ein Glück angesehen werden, daß mein Onkel, der Fürstbischof von Breslau, versprochen hatte, sich meiner anzunehmen, wenn ich den geistlichen Stand erwählen würde. Es wäre dies eine glänzende Carrière mit der Protection meines Onkels und meinem Namen gewesen; denn, wie Sie wissen, weihen sich in Deutschland sehr wenig katholische Edelleute dem geistlichen Stande, — und man kann es meiner Mutter wahrhaftig nicht verdenken, daß sie sich dermaßen in die Idee an mein zukünftiges Glück hineinlebte, daß sie späterhin alles aufbot, um mich fast zu zwingen, mich demselben nicht gewaltsam zu entreißen. Wiederum jedoch gab es wohl keinen triftigeren Entschuldigungsgrund für einen Sohn, seiner Mutter ungehorsam zu sein, als den, welchen ich aufzuweisen hatte. — Ein Fieberschauer lief durch das ganze Land; man erzählte, daß Deutschland endlich Deutschland sein wolle, daß unser König dem fremden Eroberer kühn den Fehdehandschuh hingeworfen habe, — daß aus allen Gauen des Vaterlandes Jung und Alt herbeiströme, sich um die Fahne des Königs zu schaaren; daß der Fürst selbst sein ganzes Volk zu den Waffen gerufen hätte! . . . Da erfaßte es mich wie ein Wirbelwind und riß mich gewaltsam von meinen ruhigen Studien weg; alle Pläne für meine Zukunft waren in einem Tage verflogen, da half kein Bitten, kein Flehen, kein Drohen von Seiten meiner Verwandten; — der Preuße, der Edelmann war in mir gewaltsam erwacht, und dem Bilde meiner weinenden Mutter gegenüber zeigte sich mir das meines verstorbenen Vaters, der schon als Major sich den Orden pour le mérite erworben hatte, und dessen Andenken mir gebieterisch den Weg . . . meiner Preußenpflicht wies. Harte Kämpfe gab es da; — meine Mutter, von der Familie unterstützt, verbot mir ausdrücklich, mein Vorhaben auszuführen, — und am selben Tage meldete ich mich als Freiwilliger . . . ich war sechzehn Jahre alt. — Es schien, als wenn das Schicksal meiner Familie Recht geben wollte, — ich ward wegen zu großer Körperschwäche abgewiesen. Ich versuchte es bei einem andern Regimente, — gleiches Resultat; bei einem dritten ebenso; — endlich machte ich einen letzten Versuch bei der Garde selbst, und der Oberst, der mein Gesuch ruhig mit angehört hatte, fragte mich, als ich beendet, ob ich gleich den „andern" mitgebracht hätte? — „Welchen andern?" fragte ich erstaunt. — „Nun den, welcher für Sie das Gewehr und den Tornister tragen soll; — denn das können Sie doch nicht!" war die Antwort. . . . Ich wurde roth wie Feuer, Wuththränen traten mir in die Augen, — ich lief wie ein Verrückter davon, — und denken Sie, welch' ein Kind ich war, . . . erzähle alles meiner Mutter! — Es war aber auch kaum daran zu denken, daß man mich in irgend welchem Regimente annehmen würde, — ich war außergewöhnlich schwächlich für mein Alter, engbrüstig, und alle Welt hielt mich für schwindsüchtig; — selbst ein Arzt, der mich untersuchte, sagte es mir geradeweg. — Ich war verzweifelt, — hatte weder Tag noch Nacht Ruhe, und der Triumph meiner Familie machte mich immer noch verzweifelter. Da entsann ich mich in einer schlaflos verbrachten Nacht, daß am Tage des Begräbnisses meines Vaters ein Freund des Verstorbenen, der Oberst v. Klüx, zu meiner Mutter gesagt hatte, daß sie sich nur an ihn wenden möge, wenn sie mich in's Cadettenhaus bringen wolle, was natürlich nicht stattgefunden hatte, da, wie gesagt, ich für's Seminar bestimmt war. Mit Pfeilesschnelle faßte ich einen Entschluß und am nächsten Morgen suchte ich den Oberst auf, und, indem ich ihm frei und offen meinen festen Willen, Soldat zu werden und all' die Hindernisse, die sich mir in den Weg legten, darstellte, bat ich ihn im Namen des Andenkens an meinen

Vater um seine Hilfe bei der Ausführung meines Vorhabens. — Endlich hatte ich doch jemanden gefunden, der mich verstand und mir all' seinen Beistand versprach! Triumphirend kehrte ich nach Hause zurück und wie gewöhnlich ... erzählte alles meiner Mutter. Diese zog sich schnell an und verließ das Haus. Eine Stunde später kehrte sie zurück ... und erzählte mir, daß sie selbst bei dem Oberst gewesen sei und dieser ihr gesagt hätte, ... daß er mich auf keinen Fall zum Soldaten gebrauchen könne, da ich ja schwach wie ein zwölfjähriges Mädchen sei; nur, da ich ihm sehr aufgeregt erschienen wäre, hätte er es mir nicht sagen wollen. — Ich war versteinert, — wollte zu ihm hinstürzen, ihm Rechenschaft abverlangen, mich so getäuscht zu haben; jedoch meine Mutter verbot es mir, verließ wiederum die Wohnung, und um mehr Sicherheit zu haben, daß ich ihr gehorche, schloß sie mich daselbst ein. Ich tobte wie ein wildes Thier in seinem Käfige ... ich verwünschte mich und mein Schicksal, mein ganzer Zorn jedoch wandte sich gegen den Oberst, der mich so gefoppt hatte. Da wollte es der Zufall, daß ich in die Küche trat, und indem ich in den Hof hinunterschaute, fiel es mir auf, daß zu meiner Linken das Fenster der Haustreppe geöffnet war. Ein abenteuerlicher Gedanke bemächtigte sich mit aller Macht meines Geistes; — ich nehme ein langes Plattbrett, welches sich in der Küche befindet .... schiebe es hinaus und .... Triumph! .... es reicht quer hinüber! .... In einem Augenblick bin ich darauf .... mein Kopf schwindelt auf der Höhe, — ich sehe, — denke nur an das Pflaster des Hofes und an den möglichen Fall, ... doch ich muß hinüber .... und bin hinüber! Jetzt bin ich frei — und nun zum Oberst hingestürzt und ihm keck unter die Augen getreten! .... Der lacht mich aus .... daß ich mich so von meiner Mutter, die wahrscheinlich auf den Rath meiner Familie handelte, habe täuschen lassen; — im Gegentheil, er habe ihr gesagt, daß ich ein ganz strammer Soldat werden würde .... wenn die Franzosen uns dazu Zeit ließen. „Und um die ganzen Lamentationen mit einem Male zu beenden," sagte er, „da hast Du 25 Thaler, — equipire Dich und stelle Dich an dem und dem Tage in Jauer beim Bataillon. — Ich will all die Scenen übergehen, die im Hause sich zutrugen, ehe ich fortkam. Wie viel hat meine arme Mutter gelitten und wie tief mußte das Pflichtgefühl seine Wurzeln in mein Herz geschlagen haben, um ihr all diesen Kummer zu bereiten!! — Doch ich war noch nicht fertig. Beim Bataillon angekommen, sieht mich der Hauptmann der Compagnie, der ich zugetheilt war. — „Kann ich nicht gebrauchen!" ruft er — „können wieder nach Hause gehen, — muß Männer haben, keine Kinder!" — Nun war ich aber am Ende all meiner Energie und wußte wirklich nicht mehr, was ich thun sollte. Ein Freund gab mir den guten Rath, die Ankunft des Obersten abzuwarten, damit dieser mit meinem Hauptmann spräche. Glücklicherweise erfolgte diese Ankunft schon am nächsten Tage, und das Bataillon mußte vor dem Oberst aufmarschiren. Gegen den Befehl des Hauptmanns war ich mit in Reihe und Glied getreten, hatte mich aber so klein wie möglich gemacht, damit mich der gestrenge Herr nicht bemerke. Der Oberst kommt, — sprengt vor die Front, parirt sein Pferd — und mit lauter Stimme, — ich höre es immer noch — ruft er: „Wo ist der Freiwillige von Falckenstein?" — „Hier, Herr Oberst," erwiederte ich, indem ich vortrete und mich meinem Hauptmann, der seinen Augen nicht traut, nähere. — „Meine Herren," — sagte der Oberst, sich an die Officiere wendend, — „ich bitte Sie, auf den Märschen mit diesem jungen Menschen Nachsicht zu haben, er ist noch sehr jung und schwach, — aber er ist der Sohn eines heldenmüthigen Officiers und hat alles im Stich gelassen, um für seinen König zu fechten. Sie werden viel Mühe mit ihm haben, — aber wenn wir den Feind zu sehen bekommen, dann wird er seine Pflicht thun .... wie ein Mann, — dafür verbürge ich mich, meine Herren!" —

Nun war ich doch Soldat, und der Hauptmann, der mich am vorhergehenden Tage weggejagt hatte, war der erste, der mir jetzt die Hand schüttelte und mir Glück wünschte. — Aber wie recht hatten alle die, welche verweigert hatten, mich in ihr Regiment aufzunehmen; trotz einer übermenschlichen Willenskraft wäre ich auf den langen, mühsamen Märschen zusammengebrochen, wenn einige Officiere sich nicht auf die Empfehlung des Obersten hin meiner angenommen hätten. Eines Tages ließ mich einer derselben, ein Herr von Kleist, zu sich rufen; — „Wissen Sie, Falckenstein," — sagte er, — „das geht nicht mehr so. — Sie vergeuden Ihre Gesundheit und Ihr Leben mit diesem vermaledeiten Tornister. Ich würde Ihnen gerne erlauben, denselben auf den Bagagewagen zu legen, wenn Sie Sich nicht dadurch die Neckereien Ihrer Kameraden zuziehen würden. Wissen Sie was? Legen Sie Ihre Effecten zu den meinen und Ihren Tornister wollen wir mit Stroh vollstopfen, — so ist Ihnen von allen Seiten geholfen!" — Gesagt, gethan! Am andern Morgen marschirte ich mit meinem strohgefüllten Tornister wie ein Veteran. —

„Apropos," — sagte mir Herr von Kleist, als er mich sah, — „diese Vergünstigung gilt nur bis zur ersten Affaire, — da müssen Sie Sich die Epauletten selbst schaffen, damit Sie keinen Tornister mehr zu tragen brauchen." — Ich kann Ihnen nicht sagen, welch einen Eindruck diese letzten Worte meines Beschützers auf mich machten; die Idee, diesen schweren Sack mir von neuem die Brustknochen auseinander reißen zu fühlen, verfolgte mich Tag und Nacht ..... wahrhaftig, lieber wäre ich gestorben. — Und so kam es denn, daß nach der ersten Affaire, bei welcher unser Corps ernstlich engagirt gewesen war — es war bei Bischofswerda — man mir die Wahl ließ zwischen dem eisernen Kreuze und dem Officierspatente."

„Wie Excellenz?" — unterbrach ich .... „so jung? .... Sie müssen ja Wunder von Tapferkeit vollbracht haben!"

„Furcht vor meinem Tornister, — weiter nichts!" erwiderte der General lächelnd, „Herrn von Kleist schien die Zeit schon lange zu währen und die Perspective des bepackten Tornisters ließ mir keine Ruhe. Es war sehr verführerisch, den so gesuchten und erwünschten Orden auf einer siebenzehnjährigen Brust zu sehen; — aber wie gesagt, ich zog die Epaulette vor, und dann dachte ich, daß der Krieg noch nicht zu Ende und das Kreuz immer noch zu haben wäre."

„Und Sie erlangten es wirklich?"

„Ja, bald nachher, — bei Montmirail; — denken Sie sich, von sämmtlichen Officieren meines Bataillons war ich allein unversehrt; die andern alle todt oder verwundet! Zu achtzehn Jahren commandirte ich ein Bataillon, — ich habe immer ein unerhörtes Glück gehabt, am selben Abend war das eiserne Kreuz mein!"

„Bitte Excellenz," — sagte ich, — „ich habe seit einiger Zeit ein besonderes Mißtrauen gegen all' die Anekdoten gewonnen, welche man über die Führer unserer Armee erzählt; — dürfte ich Sie fragen, ob und wie viel Wahres an einer Begegnung, die Sie mit Blücher hatten, ist, in der ...."

— „Ich dem greisen Feldmarschall eine Impertinenz gesagt haben soll, nicht wahr? — Nein, Herr Doctor, — solch ein Trotzkopf war ich doch nicht; die Anekdote ist wahr, jedoch anders, als man sie erzählt. Der General Hiller nämlich hatte mich lieb gewonnen und stellte mich dem Feldmarschall bei Caub mit den Worten vor: „Lieutenant von Falckenstein, — wird ein tüchtiger Officier werden" ..... und da er mich wie sein Kind behandelte, mich sogar duzte, fügte er hinzu: „Ein braver Junge!" Blücher lächelte mir zu — „Freut mich, — freut mich sehr!" sagte er — und dann ein komisch vorwurfsvolles Gesicht machend, fügte er hinzu: „Aber Hiller, wie können Sie zu einem Preußischen Officiere „Junge" sagen? — das, Herr Lieutenant, ließ ich mir an Ihrer Stelle wahrhaftig nicht gefallen!" — Ich wurde sehr roth, denn der Feldmarschall spielte auf mein immer noch knabenhaftes Aeußere an; — die beiden Herren lachten und General Hiller klopfte mir auf die Schulter und sagte: Wir sind gute Freunde, wird es mir wohl nicht übel nehmen! —

„Das ist die Anekdote, so wie ich mich ihrer entsinne!"

„Aber, wie freute sich Ihre Mutter, nicht wahr? als Sie als Officier mit dem Kreuze geschmückt zurückkamen!"

„Ja, ja! — aber nun begannen Jahre .... die wahrhaftig nicht angenehm waren; — jetzt mußte ich meine militärische Bildung mir erst erwerben ... und das war schwerer, als das Kreuz zu erkämpfen. Aber ich gab mich so mit Leib und Seele dem von mir trotz allem erwählten Stande hin, daß ich endlich ein ganz passabler Lieutenant wurde. Lange und langweilige Friedensjahre folgten nun, in denen ich glücklicherweise beim topographischen Bureau beschäftigt wurde, wo ich und so viele andere die Grundlagen zu ihrer militärischen Carrière legten. Hier lernte ich zeichnen, und der Geschmack, den ich daran fand, brachte mich dahin, in meinen Mußestunden die Oelmalerei zu erlernen. Aber ... auch ich, wie mein College Moltke war ein Lieutenant „ohne Zulage"; — und mache ganz andere Ansprüche, wie er, auf die Bewunderung des Herrn von der Heydt; denn meine Finanzoperationen brachten als Resultat, neben der Erlernung neuerer Sprachen noch die Oelmalerei, — ja, sogar zu einem Pferde habe ich es gebracht, — aber darauf bin ich auch heute noch stolz!"

„Könnten Excellenz mir nicht einige Winke geben, sagte ich lächelnd, wie Sie es anfingen, um diese unerhörten Resultate zu erzielen? es gibt auch heute noch gar viele, — zu viele Officiere, denen Ihre Belehrung hierüber von großem Nutzen sein könnte."

„Sparsamkeit und Arbeit! das ist mein Geheimniß!" erwiderte der General, „ich hatte ein Ziel vor Augen — das, Carrière zu machen. Ohne Vermögen, ohne Protection, — in Friedenszeit war dies fast ganz unmöglich oder doch unwahrscheinlich; und deshalb suchte ich mich auf irgend eine Branche meines Standes zu werfen und mich darin dermaßen zu vervollkommnen, daß ich dieselbe als einen Nebenberuf ansehen konnte. Die Zeichenkunst war mein Lieblingsstudium, und da ich darin etwas zu leisten fähig war, übernahm ich die Aufnahme von Karten, machte tüchtige topographische Fortschritte, und indem ich diese Karten für den Druck bestimmte, verdiente ich auch einige Summen Geldes dabei, die mir Ersatz für die fehlende Zulage boten. — So verflossen einige Jahre, und als endlich die so lang ersehnte Hauptmannsepaulette eintraf, war ich nicht allein ein militärisch geschulter Offizier, sondern ich glaube, daß, wenn ich es darauf angelegt hätte, ich mir sogar meinen Lebensunterhalt durch Malen und Zeichnen hätte verdienen können."

„Und beschäftigen ... nein, ich meine, haben Excellenz immer noch Geschmack an der Zeichenkunst?" sagte ich im höchsten Grade verwundert über das eben Gehörte.

„Ich werde doch nicht so undankbar sein, im Alter den Freund zu vernachlässigen, der mir meine Jugend verschönt hat, dem ich außerdem noch ... mein ganzes Lebensglück — ich möchte sagen, das Gelingen meiner Carrière zu danken habe!"

„Ich verstehe nicht recht, Excellenz."

„Glaube es wohl! — denn was ich Ihnen jetzt erzählen werde, streift hart ans Romantische, und ich bin sehr zufrieden, daß es publicirt werde, damit meine jungen Herren Kameraden erfahren, daß ein Lieutenant, der das langweilige Garnisonleben dazu benutzt, um seine Bildung zu vervollkommnen, anstatt ... etwas anderes zu thun, nicht allein sich selbst dadurch den wesentlichsten Dienst erweist, sondern auch seine Carrière bei einer gegebenen Gelegenheit mächtig fördern kann. Hören Sie und bewundern Sie des Schicksals Fügung! Ich war zwar nach und nach jeder Strapaze gewachsen, aber das lange Sitzen am Zeichentische war meiner Brust nicht im geringsten dienlich gewesen. Einen Sommer mußte ich einen Urlaub auf Anrathen des Arztes nehmen und denselben in Salzbrunn verbringen. Ich sollte viele Ausflüge, Fußtouren ꝛc. machen und mich jeglicher Arbeit enthalten. Sorgfältig befolgte ich diese Verordnungen, jedoch es fand sich jedesmal, daß ich bei meinen Promenaden mein Skizzenbuch in der Tasche hatte, und wo ich etwas Interessantes sah, nahm ich es auf. Die Kur gelang, — ich kehrte gesund und munter zum Regimente zurück und verkürzte den langen Winter damit, einige der Zeichnungen, die von meiner Sommerreise her in meiner Mappe lagen, in Oel auszuführen. Im nächsten Sommer wollte ich diese Kur, die mir so wohl gethan hatte, noch einmal durchmachen und einiger Details halber nahm ich die fast vollendeten Bilder mit mir und beendete sie an Ort und Stelle. Durch einige der Kurgäste gerieth das Gerücht von der Existenz dieser Bilder wahrscheinlich zu Ohren eines daselbst etablirten Buch- und Kunsthändlers, und dieser kam zu mir und wollte sie mir abkaufen. Natürlich verweigerte ich es, da ich doch keinem Maler von Profession, deren es so viele und so gar bedürftige gibt, Schaden thun wollte, aber da er mich Tage lang quälte, lieh ich sie ihm, damit er sie abzeichnen und dann durch Stahlstich vervielfältigen lassen könne, da, wie Sie wissen, die Badegäste sich gerne solche Erinnerungsblätter aus ihrem Sommeraufenthalte mitnehmen. Monate vergingen, — meine Bilder hingen in meiner Stube und ich freute mich ihrer, als man mir eines Tages den Lieutenant von Hartwig, Adjutanten des Kronprinzen meldete. Ich lasse den Herrn einführen und bemerke, daß gleich bei seinem Eintritt er den Blick über die Wände meines Zimmers schweifen läßt ... endlich grüßt er, stellt sich vor ... doch unterbricht sich selbst, schiebt mich fast zur Seite, nimmt einen Stuhl, stellt ihn unter eins jener Bilder, — steigt hinauf, sieht sich dasselbe an, — springt hinunter und ergreift meine beiden Hände: „Herr Hauptmann," sagt er, „in einer halben Stunde wird es einen Mann geben, der sich für den glücklichsten des ganzen preußischen Staates halten wird, — und das Dank Ihrer Malerei! ... und wissen Sie, wer dieser Mann ist? ... es ist Se. königliche Hoheit ... der Kronprinz!" Sie können sich mein Erstaunen vorstellen und sich denken, wie sehr mir daran gelegen war, daß Herr von Hartwig mir eine Erklärung gebe! Endlich erfuhr ich es und fragte mich, ob ich wache oder träume ... Hören Sie, wie wunderbar des Schicksals Fügungen sind! — Der Buchhändler in Salzbrunn schien mit meinen Bildern eine verfehlte Speculation gemacht zu haben; — die Ausführung des Stiches hatte ihm viel Geld gekostet und die Badegäste waren wenig zum Kaufen geneigt. Da hatte er nach langem Hin- und Hergrübeln den Entschluß gefaßt, Exemplare seiner Stiche an diejenigen Fremden zu versenden, die in den letzten Jahren das Bad besucht hatten. Eine solche Sendung war auch dem Kronprinzen zugekommen, welcher mit seiner Gemahlin oft einige Zeit in einem nahe gelegenen Lustschlosse verbracht hatte. Der Kronprinz hatte mit gleichgiltiger Miene die ziemlich schlechten Stiche gemustert, — als er plötzlich mit der größten Aufmerksamkeit eins derselben fixirte, — es hatte die Unterschrift: „Zimmer in Schloß Fürstenstein" — und rief: „das ist ja mein liebstes Zimmer im ganzen Lande! ... das Zimmer, in dem ich täglich mit Elise Thee trank und die schönsten Stunden meines Lebens mit ihr verbrachte." — Und nach einiger Zeit, während der er sich im Anblick des Bildes zu vertiefen schien, fügte er hinzu: „O wenn ich Zeit hätte, dieses Zimmer in Oel malen zu lassen, — es wäre das schönste Geburtstagsgeschenk, das ich meiner Elise machen könnte!" Lieutenant Hartwig hatte gleich an den Buchhändler geschrieben und nach langem Hin- und Herfragen endlich herausbekommen, daß ein solches Bild wirklich existire und in meinem Besitze wäre. Jetzt bat er mich um dasselbe für den Kronprinzen, dem ich, wie er mir die Versicherung gab, damit die größte Freude machen würde, da in wenigen Tagen der Geburtstag seiner Gemahlin wäre. Wie Sie sich denken können, willigte ich gern und freudig ein, nur bat ich, daß man mir die Freude, dem trefflichen Prinzen einen Gefallen erwiesen zu haben, nicht durch ein Gegengeschenk verleide, — das Bewußtsein, ihm eine Freude bereitet zu haben, sagte ich, sei die schönste Belohnung für meine Arbeit! Lieutenant von Hartwig nahm das Bild gleich mit sich und einige Tage lang hörte ich nichts weiter. Da bekam ich eines Morgens einen Pli des Oberceremonienmeisters, der mich zum Galladiner im Schlosse beschied, und durch die Zeitungen erfuhr ich, daß der Geburtstag der Kronprinzessin wäre. — Das erste Mal bei Hofe, — von niemandem gekannt, — in Hauptmannsuniform, — man könnte ein Buch darüber schreiben ...! Ich versichere Sie, es ward mir da in der glänzenden Umgebung recht ... recht unheimlich zu Muthe! — Der ganze Hof war versammelt — Prinzen, Generäle, Minister, fremde Diplomaten, und der Hauptmann im Kaiser Franz Regimente, der verlegen in einer Ecke stand, mag für gar manchen dieser Herren eine äußerst komische Erscheinung gewesen sein. Endlich öffnet sich die große Thür und der Kronprinz tritt ein, — empfängt die Grüße aller Anwesenden, spricht hier und da ein Wort, sieht sich dabei aber überall um, als wenn er etwas oder irgend jemand suche ... Plötzlich läßt er einen Herrn in reich galonnirtem Frack, dessen Brust mit Orden überladen war, inmitten einer angefangenen Rede stehen ... kommt raschen Schrittes auf meine Ecke zu ... Alles macht ihm Platz ... ich sehe ihn kommen ... und wahrhaftig, das Herz in meiner Brust hörte auf zu schlagen ... er kommt auf mich zu ... ich habe kaum Zeit, mich zu verbeugen — da hat er meine beiden Hände ergriffen, sie kräftig — herzlich gedrückt und sagt mit so lauter Stimme, daß es die erstaunten Herrschaften alle hören: „Danke! ... Danke! ... Danke! ... Ihr Geschenk hat Elisen am meisten Freude gemacht ... Was in mir vorging, kann ich Ihnen nicht beschreiben, aber komisch war es wahrhaftig, mit anzusehen, wie die ganze hohe Gesellschaft intriguirt und ich mit einem Male der Held des ganzen Abends, der Lion des Hofes geworden war! — Etwas später mußte ich auch vor der Kronprinzessin selbst erscheinen und Worte des wärmsten Dankes aus ihrem Munde hören. Wahrscheinlich knüpften sich an dieses Theezimmer des Schlosses Fürstenstein für das hohe Paar gar liebliche Rückerinnerungen, denn jedes Mal, wenn das Auge eines von ihnen das auf dem Paradetische inmitten der fürstlichen Geburtstagsgeschenke ausgestellte Bild traf, suchte es gleich den Blick des andern und ... doch Sie werden wohl schon gehört haben, daß König Friedrich Wilhelm IV. bis zu seinem Ende mit innigem Stolze behauptete, er führe mit seiner Elise die glücklichste Ehe im ganzen Lande. — Und nach diesem mir unvergeßlichen Abende kam ich in öftere Berührung mit dem Kronprinzen, der mich bis zu seinem Tode lieb behalten hat! — O ich könnte Ihnen Stunden lang von dem

gütigen, liebenswürdigen Herrn erzählen, der mit mir ganze Vormittage verplauderte und sich so gar oft beklagte, wie ihm die liebsten seiner Ideen durch dieses oder Jenes verbittert wurden. Ich merkte mir das und gab mir so viele Mühe, wie möglich, ihm behilflich zu sein. Einst hatten wir einen glänzenden Erfolg! — Die Glasmalerei beschäftigte seinen Geist eine ganze Zeit lang, und der Gedanke, daß Preußen gar nichts darin liefere, brachte ihn auf die Idee, auf eigene Kosten ein Atelier dafür zu errichten. Hier ging ich ihm mit Rath und That zur Hand, denn es war mein Fach, — ich unternahm Reisen, setzte mich mit den größten Meistern unsrer Zeit auf sein Geheiß in Verbindung, und es gelang, in Berlin ein königliches Atelier für Glasmalerei zu gründen, dessen Probestück das achtzig Fuß hohe und einundzwanzig Fuß breite Fenster der Marienkirche zu Danzig war — und zu deren Director der Major im Kaiser Franz Regimente Vogel von Falckenstein ernannt wurde."

„Und dieses Atelier?" fragte ich....

„Existirt immer noch, obgleich das Publicum gar keine Notiz davon nimmt. Unser König Wilhelm, der eine seltene Pietät für die Schöpfungen seines verstorbenen Bruders hegt, hat diese sogar so weit getrieben, mich stets als Director zu lassen, obgleich in letzter Zeit besonders mir die Zeit fehlte, mich damit zu beschäftigen. Das Atelier ist in Berlin in der Neander-Str. Nr. 4, und das Publicum hat wirklich Unrecht, sich so wenig damit zu beschäftigen . . . doch das sind Geschmacksachen."

„Und Ihre militärische Carrière, Excellenz?" . . .

„Ging langsam, — gar langsam! als Major commandirte ich mein Bataillon 1848 in der Breiten-Straße und wurde an seiner Spitze verwundet, als ich dem vom Volk umzingelten General von Prittwitz zu Hilfe eilte . . . Doch lassen wir das — die Rückerinnerung thut weh, — und eine Wunde, die ein Preuße von Preußenhand erhält, schmerzt tief! . . . Mein armer, armer König! was hat er in jenen Schmerzenstagen gelitten, und wie ist er verläumdet worden! . . . und ich auch! denn seit jenem Unglückstage datirt das düstre Renommé, welches sich im Geiste des Volkes an meinen Namen heftet; doch ich bin darüber hinweg, hab' mich niemals zu vertheidigen gesucht, meine Pflicht gethan zu haben, und habe schwatzen lassen, wie man wollte."

„Excellenz," sagte ich, „ziemlich bewegt von der Rückerinnerung an jene grausen Tage, wenn Sie sich auch nie vertheidigt haben, was ich ganz gut begreife, so kann ich doch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Sie zu bitten, mir von jenen beiden Schüssen zu sprechen, die eine so unheilvolle Bedeutung für Preußen gehabt haben und deren Echo noch heute düster in mancher Preußenbrust widerhallt. Sie allein können darüber sprechen, und wenn Sie die Güte haben, mir jetzt eine Antwort zu ertheilen, so . . .

„Wozu nützt das?" unterbrach mich der General mit gefurchter Stirn, „es ist thatsächlich bewiesen worden, ich selbst habe die protocollarischen Aufnahmen geleitet, daß niemand an diesen beiden Schüssen Schuld war, niemand, nicht einmal der Soldat und der Unterofficier, aus deren Gewehren die Kugeln flogen, daß die Gewehre von selbst losgegangen sind, das eine durch den Stockschlag eines Civilisten, das andere durch Zufall; noch mehr, es kann kein Zweifel herrschen nach der Untersuchung, daß die beiden Kugeln niemanden getroffen haben . . . lassen Sie! lassen Sie — die nächste Generation wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, es ist ja in der Geschichte immer so gewesen, man muß sich zu fassen wissen . . . wie ich es gethan und versuchen, durch sein ganzes Leben die Tendenzlügner Lügen zu strafen . . . Wie wohl ward mir, als ich bald nachher meine Kaiser Franz Grenadiere ins Feuer führen konnte, ich habe immer Glück im Kriege gehabt, und die Schlacht bei Schleswig gab mir Gelegenheit, mein altes Glück auf's neue zu probiren. Nun ging das Avancement schnell, ich wurde Oberstlieutenant, Oberst und, nachdem ich eine Mission in der Lausitz ausgeführt, dem Stabe des General Wrangel als Chef attachirt. So verließ ich mein liebes Franzregiment, in welchem ich fünf und dreißig Jahre ununterbrochen gedient hatte, und ich versichere Sie, daß der Tag meines Ausscheidens trotz meines Avancements ein gar schmerzlicher wurde. Lange Jahre lebte ich in der Intimität meines verehrten Chefs, eines der liebenswürdigsten alten Herren, die existiren, und dem die Anekdoten, die man von ihm erzählt, von denen natürlich die meisten erfunden sind, den größten Spaß machen; ging mit ihm zu den großen Cavalleriemanövern nach Rußland, wo es uns beiden nicht entging, daß diese unerhörte Truppenconcentrirung noch ganz etwas anderes verberge, was der bald darauf ausbrechende Krimmkrieg auch gezeigt hat. Von dort gingen wir nach Constantinopel, wurden vom Sultan in besonderer Audienz empfangen und beendeten diese so interessante Reise, indem wir den griechischen Archipelagus und Italien besuchten. Sie wissen, wie die Jahre bis zum Schleswig-Holsteinischen Kriege vergingen, und als der Feldmarschall das Obercommando in diesem Kriege erhielt, wurde ich zum Chef des Generalstabes der alliirten Armee ernannt und blieb es bis nach dem siegreichen Sturme auf die Düppeler-Schanzen. Ich hatte den Plan gemacht, den Uebergang nach Alsen auszuführen, als vom Generalstabe ein zweiter Plan aus Berlin kam, der eine Landung auf Fühnen als Ziel der nächstfolgenden Operationen bezeichnete. Ich hielt es für meine Pflicht, meine Ansicht, daß Alsen der nächste Punkt unsrer Angriffe sein müsse, zu vertheidigen, ich forderte, daß man unaufhörlich in Jütland vordringe, um durch den Besitz des Festlandes den Feind zum Frieden zu zwingen und zog es vor, meinem Collegen Moltke meine Stellung als Chef des Generalstabes zu übergeben, als meine Meinung zu ändern, zumal da ich wußte, in welch' gute Hände ich sie legte. Ich wurde zum Gouverneur von Jütland ernannt; doch der Wille des Königs bestimmte, daß mein Plan zur Ausführung käme, — Alsen wurde genommen und der bald darauf folgende Friede brachte mir neue Grade und Ehrenbezeugungen. Jetzt glaubte ich mein Leben beschlossen, meine Carriere beendet, der Ehrgeiz meines ganzen Lebens war erfüllt, denn um meinen Hals prangte derselbe Orden pour le mérite, der den meines Vaters einst schmückte und den zu erlangen mein einziger Wunsch war, ich glaubte, daß ich jetzt einen ruhigen Lebensabend im Kreise der Meinen verbringen könne, ich schmeichelte mir, daß mein Leben ein so accidentirtes wie wenig andere gewesen; da geschah das Unmöglichgeglaubte . . . ich habe in den letzten zwei Monaten mehr gelebt, möchte ich sagen, als in meinem ganzen verflossenen Leben.

„Ja," sagte ich, „der Wunsch eines jeden Officiers ist ja, einmal in seinem Leben als Höchstcommandirender dem Feinde gegenüber zu stehen, und Excellenz müssen in Ihrer hohen Stellung diesen Wunsch mehr als einmal gehegt haben."

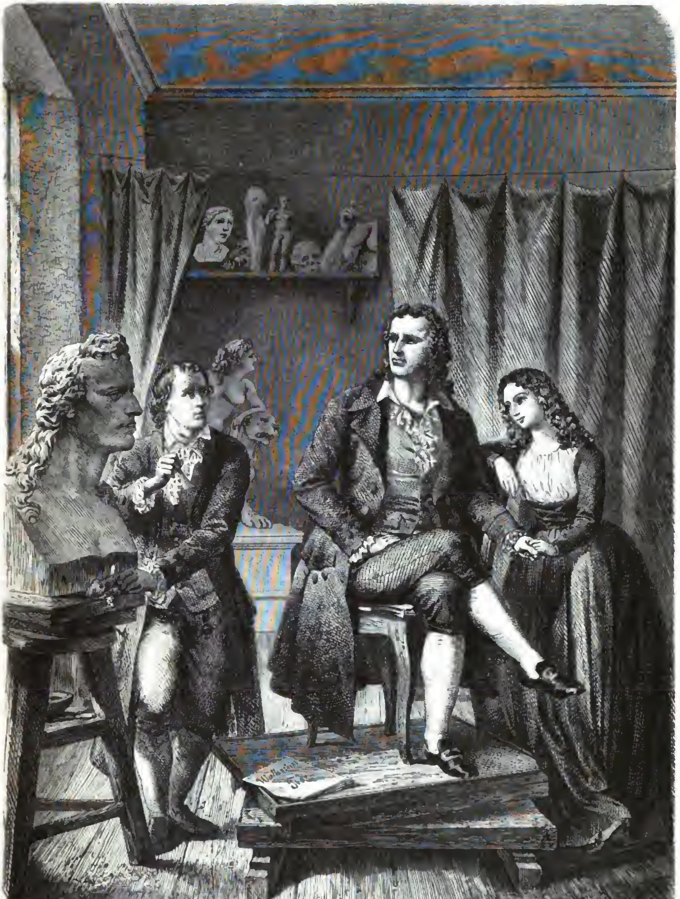
„Gewiß, — aber ich sagte es Ihnen ja schon, — beim ersten Kanonenschuß fängt mein Glück an! — Alles war bei der Mainarmee improvisirt, — selbst der Obercommandant, — und diese Improvisation ist die beste Antwort, die man den Feinden der Regierung geben kann, wenn sie behaupten, daß dieser Krieg gegen Süddeutschland schon seit lange vorbereitet gewesen sei. Eine preußische Armee, die sich vorbereitet hat, sieht wahrhaftig anders aus, wie die, deren Commando ich übernahm. — Mir fehlte, — mir fehlte alles, was eine Armee in Campagne braucht; — aber was ich in Ueberfluß hatte, war Bravour meiner Soldaten, Hingebung und Einsicht der Officiere und eine Intelligenz und Energie der Führer, die unter mir befehligten, wie ich selbst nicht zu finden erwartete. Eine andere Armee soll mir einmal eine Division Goeben aufweisen . . . wahrhaftig, es gibt keine zweite!"

Des alten Herrn Wangen glühten und jugendliches Feuer sprühte aus seinen Augen. Es war ein Anblick — der des Mannes, welcher, seit seiner Kindheit fast Soldat, den Traum seines ganzen Lebens in seinem siebenzigsten Jahre sich realisiren sieht, — und so vollständig, wie er es vielleicht nie gedacht; — es war ein Anblick, den meine Feder unfähig ist, wiederzugeben.

„Sie wollen wissen, wie ich es gemacht habe, um diese unerhörten Erfolge zu erreichen?" fuhr er fort. „Ich habe meinen Truppen alles zugetraut, — das ist das ganze Geheimniß! Wie ein Keil habe ich mich zwischen die beiden feindlichen Armeen geschoben und habe so auf beiden Seiten gedrückt, daß sie auseinandergesprengt sind."

„So handelte Bonaparte," . . . unterbrach ich, „als er seine gleichfalls improvisirte Armee zwischen die Oesterreicher und Piemontesen schob und sie einzeln schlug" . . .

„Ja, man hat es mir gesagt, und der Vergleich paßt, aber ich habe nicht daran gedacht! — zu viel Ehre für mich, daß man mich mit dem großen Kriegsherrn vergleicht, aber ich war gezwungen, zu handeln, wie ich es that . . . es ging nicht anders, die unglückliche Affaire bei Langensalza hat mich während der Concentration überrascht . . . freilich, dasselbe Resultat hätte ohne so vieles unnützes Blutvergießen erzielt werden können; aber es mußte sein! In meiner Lage hatte „ein Tag" eine Bedeutung, von der vielleicht das Schicksal des



Schiller bei Dannecker.

Originalzeichnung von Professor Th. von Oer in Dresden.

Feldzuges abhing, und es mußte gehandelt werden, da die stets fruchtlosen Unterhandlungen schon eine kostbare Zeit geraubt hatten; man kann solche Katastrophe tief bedauern, — und ich bin der erste, der die Bravour und die unglückliche Lage der Kameraden von der hannoverischen Armee anerkennt, aber es scheint mir dennoch Zeit, mit den Lamentationen über Langensalza aufzuhören ... überdies ist der Krieg ja keine Schule der Philanthropie!"

„Ich begreife wohl, Excellenz," sagte ich, „daß nach Langensalza Ihre Stellung eine ganz andere wurde."

„Gewiß! wie ein Reiter, der sich fest aufs Pferd gesetzt hat und sich Herr des Thieres fühlt, so fühlte ich erst nach Langensalza, daß ich überhaupt eine Armee habe! Nun kam Dermbach und Neilhardshausen ... in meinen Augen die Entscheidung des ganzen Feldzuges."

„Ich verstehe nicht, Excellenz ... ich dachte mir, daß das Schicksal des Feldzuges sich auf dem Scheidewege vor Schweinfurt entschieden hat, als die Baiern eine Schlacht bei Kitzingen oder einen Angriff auf Würzburg erwarteten und Sie gegen die Reichstruppen zogen."

„Dem ist nicht so, denn bei Dermbach wurde mir selbst mein ganzer Feldzugsplan klar; bei Dermbach begriff ich, daß ich die Feinde nur zurückdrängen müßte, daß meine Hauptaufgabe wäre, sie zu trennen, — sie aus der Fassung zu bringen. Es ist mir gelungen ... aber ich sage ihnen, es ward mir an dem Tage ganz wehmüthig um's Herz, als ich Goeben inmitten seiner brillanten Affaire aufhalten mußte, und die braven Jungen sahen mich an, als wenn sie mich auffressen wollten, als sie erfuhren, daß auf meinen ausdrücklichen Befehl sie am Abend des Sieges dieselben Quartiere beziehen mußten, die sie am Morgen verlassen. Mein Plan gelang ..."

„Und wie man sagt, hat der Gegner redlich dabei mitgeholfen," unterbrach ich lächelnd.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen hierauf antworten soll," erwiderte der General, „ich weiß allein nicht, wo es bei unsern Gegnern steckte; — ich versichere Sie, sowol die Baiern, als auch die Reichsarmee haben sich wie brave, tüchtige Soldaten geschlagen, und die deutsche Tapferkeit hat auf beiden Seiten wahrhaft Bewunderungswürdiges geleistet; — die Officiere haben ihre Pflicht gethan und die Zahl der Todten und Verwundeten beweist es zur Genüge, — die bairischen Schützen schießen zweifelsohne besser als unsere Soldaten, — prächtige Cavallerie, gute Waffen, genaue Kenntniß des Terrains, stets die Vortheile der Defensive auf einem Terrain, das der Offensive gar große Hindernisse darbietet ... und doch ... doch! ... trotz alledem! — ich weiß nicht, woran es liegt."

„Vielleicht an der obersten Leitung!" ...

„Die mag freilich zu wünschen übrig gelassen haben, wenn man auch nicht das geringste Gewicht auf all' diese Schandschriften, die jetzt im Süden erscheinen und die man mir regelmäßig zuschickt, legen muß. Es fehlte Einheit, — Energie der Führung — man sah, daß die Oberleitung der Gegner die Organisation der preußischen Armee nicht oder gar wenig kannte, — von deren Leistungsfähigkeit keine Idee hatte. Die Führung war nicht unserer Zeit angemessen, — alles das ist richtig und wahr, — aber immer noch nicht der wahre Grund dieser beispiellosen Schwäche; der Grund liegt meiner Ansicht nach in der ganzen Organisation! ... Ich werde es nicht mehr sehen, aber wenn alle deutschen Armeen einst nach dem Muster der unseren organisirt sein werden .... dann möge die Welt nur kommen! Bei Aschaffenburg habe ich die Reichsarmee uns gegenüber gesehen! ... O wenn ich die braven Jungen im Verein mit meinen Westphalen einst gegen einen auswärtigen Feind führen könnte ... dann würde man Wunder sehen!"

Der General hielt inne und seufzte:

„Luftschlösser! wenn man im Januar siebenzig Jahre alt wird!" — sagte er.

„Glaubten Excellenz dies nicht auch an Ihrem 69. Geburtstage?" — fragte ich lächelnd.

„Ja, ja, wir alten Männer haben Ihnen Etwas gezeigt: — machen Sie es nur einst nach! unser König hat uns ein so hohes Beispiel gegeben, daß wir nicht anders konnten, als demselben zu folgen! — Andere Generationen werden kommen und ihre Thaten werden vielleicht die unsren verdunkeln, aber ich glaube wirklich, man hat genug gethan, wenn man als Jüngling sein Leben für die Befreiung des Vaterlandes aufs Spiel setzt, — und als Greis für dessen Kräftigung und Machterhebung! Gehen Sie zu Goeben, der hat noch 20 Jahre vor sich, bevor er mein Alter erreicht hat, und das sage ich Ihnen, wenn in diesen 20 Jahren dem Vaterlande Gefahr droht, dann wird der Commandant meiner ersten Division bei der Main-Armee mich und andere genügend ersetzen!"

* * *

Ich habe so treu, wie es mir irgend möglich ist, versucht, die Unterhaltung, die ich mit dem General Vogel von Falckenstein im Rittersaale des Schlosses Münster gehabt, dem Leser wiederzugeben. Unmöglich ist es mir, ihm eine wenn auch nur annähernde Idee zu geben von der Biederkeit, der Gutmüthigkeit, die aus allen Zügen des Generals sich bei dieser langen Erzählung wiederspiegelte, noch von dem so jovialen Humor, mit dem er hier und da sich selbst unterbrach und eine geistreiche Bemerkung machte, und noch weniger von dem wirklich jugendlichen Enthusiasmus, der ihn ergriff, wenn er von seiner Mainarmee sprach. Er selbst führte mich im Schlosse herum, und, was mich am meisten interessirte, zeigte mir seine Hauspostille, in der er seine und seiner Familie Geschichte niederschreibt und mit höchst gelungenen Aquarellen begleitet.

Ich schied von ihm mit einer innigen Genugthuung, — wie ich selten eine gleiche gefühlt, — ich hatte mit einem glorreichen und durch und durch deutschen Feldherrn gesprochen, — das war der Haupteindruck, den ich von diesem mir unvergeßlichen Besuche mitnahm! —

.... Als ich am nächsten Morgen dem Generallieutenant von Goeben meine Aufwartung machte, sagte mir dieser: „Unser Commandirender ist zwanzig Jahre jünger als wir alle." .... Doch von diesem Besuche ein ander Mal.

M.

Dichter und Bildhauer.

(Mit Abbildung.)

Es war im Jahre 1780 an einem Sonntage im Sommer, dessen Morgen einen herrlichen Tag versprach, da ordnete sich vor der zu einem großen vierflügligen Hause ausgebauten Caserne hinter dem alten Schloß in Stuttgart ein sonderbarer Zug. Das Haus war seiner ursprünglichen Bestimmung nicht entfremdet worden, nur war es aus einer Militärcaserne zu einer Wissenschaftscaserne geworden. Hierher war nämlich 1775 von ihrem Gründer, Herzog Carl von Würtemberg, die Carlsacademie von dem Lustschloß Solitüde verlegt worden, die ihre Zöglinge ganz corporalmäßig zu allen Zweigen der Wissenschaft drillte. Sie waren militärisch organisirt, trugen eine wunderliche steife Uniform, eine hellblaue Aermelweste von Commißtuch, mit Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch, weißtuchene Hosen und auf dem Kopfe einen kleinen Dreimaster, und waren in Divisionen abgetheilt, deren jede unter einem Hauptmann stand. Auch die Spaziergänge wurden ordonnanzmäßig abgehalten, und zu einem solchen hatte sich eben an besagtem Sonntagmorgen eine Division Carlsschüler unter ihrem Hauptmann versammelt. Man zog im Paradeschritt die alte Weinstiege hinauf in den Wald, der die Bopserhöhe krönt, und dazumal viel dichter war als jetzt. Im Walde wurde die militärische Ordnung laxer, und die entstehende Unordnung und Zerstreuung machte es sechs jungen Gesellen möglich, sich heimlich von der Colonne zu entfernen und ein heimliches Plätzchen im Walde zu gewinnen. An ihrer Seite lief mit gewaltig langen Beinen ein blasser, hagerer Jüngling, mit dünnem, gestreckten Halse und einem kränklichen Gesicht voller Sommersprossen. Unter dem Dreimaster lugten zwei mit Gips gekleisterte Papilloten hervor, den Rücken hinab baumelte ein falscher Zopf. Er konnte die Zeit kaum erwarten und schritt so stark aus, daß ihm die Gefährten fast nicht folgen konnten. Man langte auf einer kleinen mit Moos bewachsenen Lichtung an, der bleiche Jüngling zog ein Manuscript aus dem Busen und hub an vorzulesen. Seine Züge belebten sich, in heftiger, zügelloser, fast unangenehmer Declamation trug er seinen Gefährten, die

sich auf's Moos gelagert hatten, ein selbstverfaßtes Schauspiel vor, das Erzeugniß unreifen, glühenden Talents, das sich in der Zwangsjacke der academischen Uniform verzehrte, und es für des Lebens höchste Aufgabe hielt, das Joch abzuwerfen und in eigenster, ungezügelter Genialität sich seinen Weg durch's Leben selbst zu bahnen. Tobender Beifallssturm der Gefährten unterbrach bei jeder Kraftstelle den Lesenden, sie feierten ein Bachanal schäumenden Jugendübermuths. Der Leser erräth, was wir erzählen; die Situation ist nicht unbekannt und in Wort und Bild vielfach gefeiert. Der Lesende ist der Carlsschüler Friedrich Schiller, die Zuhörenden heißen Hoven, Heideloff, Kapf, Schlotterbeck und — Dannecker.

Dreiundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen, da begegnen sich auf heimathlicher Erde zwei dieser Tollköpfe wieder, Schiller und Dannecker. Aber beide haben ausgeschäumt; sie sind, wie alle großen Geister der Zeit, durch eine Periode ungezügelter Rohheit und Sinnenlust, die sogenannte Geniezeit der deutschen Literatur, die man auch ihre Flegeljahre nennen kann, hindurchgegangen, haben mit getobt und mit geschwärmt; aber in beiden ist das Edle zum Durchbruch gekommen, und aus dem Wogenschwall der Sinnlichkeit und Regellosigkeit ein stiller, klarer und tiefer See voll Anmuth und Gedankenfülle geworden. Beide stehen auf der Höhe ihres Ruhms. Dannecker ist der Fürst im Reiche der Plastik, Schiller im Reiche der Poesie geworden. Dannecker hat sich in das classische Alterthum versenkt und hier Maß und Regel gelernt, die ihn zu den Meisterwerken der Kunst befähigten, durch welche er seinen Namen unsterblich gemacht hat; in seiner Ariadne auf dem Panther, die der Zeichner unseres Bildes sinnig im Hintergrunde angebracht, hat er den Gipfel classischer Vollendung erstiegen und sich als Meister im Gebiete der Schönheit documentirt. Schiller hatte keinen Sinn für Plastik und Kunst, sie war seinem lebendigen, historischen Geiste kein heimisches Gebiet; er hat sich an edlen Menschen gebildet und geklärt. „Seit einiger Zeit," schreibt er von sich selbst, „geht mir's wie dem Orest in Göthe's Iphigenia, den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas anderes gesetzt, das am Ende nicht viel besser ist. Sie (er meint edle Frauen) werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den bösen unterirdischen beschützen!" Sie haben ihn beschützt, auch er hat Maß und Regel und damit Anmuth gewonnen, und ist ein Fürst im Gebiete der Poesie geworden durch den Umgang mit edlen Frauen und Männern.

Der Zeichner hat uns sinnig Schiller's Bildungsgang angedeutet; der wohlthätigen Eumeniden edelste, die ihn gebildet und gezähmt, sein liebliches Weib Charlotte von Lengefeld, lehnt sich an ihn an, sein Wallensteinsmanuscript liegt zu seinen Füßen. Dem Irrweg ist er entronnen; statt der Papilloten und des falschen Zopfs wallt sein volles Haar über den Nacken, aber dieses Antlitz ist nicht das eines tollköpfigen Wüstlings (wozu in der Geniezeit leider viele seiner Genossen wurden), sondern eines maßvollen, geklärten Geistes, in dem Regel und Zucht den Geist nicht unterdrückt, sondern mit Anmuth geschmückt haben. Diesen Ausdruck zeigen die Züge der weltberühmten Büste, durch welche Dannecker seinen Schulfreund verewigt hat. Es war ein glücklicher Gedanke des Künstlers, den Moment bildlich darzustellen, da die beiden Jugendfreunde sich bei dieser Gelegenheit wiedersehen, beide nach viel Kampf und Wirrsal eingelaufen in den Hafen selbstbewußter Meisterschaft, beide Fürsten in ihrem Reiche. Man könnte das Bild eine Versinnbildlichung des Sieges nennen, durch welchen der Geist die Trübungen der Materie überwunden, zum Herrscher über sich selbst und damit über Welt und Stoff geworden ist.

Am Familientische.

In der Kunstausstellung.

So oft mich mein Weg in das schöne und freundliche Düsseldorf geführt hat, ist stets mein erster Gang in die beiden permanenten Kunstausstellungen gewesen, von denen die Schultesche die ältere und bekanntere, die der Herren Bismeyer & Kraus aber eine aufstrebende Rivalin ist. Ich habe immer viel schöne Sachen da gefunden, besonders das letzte Mal, im August vergangenen Sommers.

Aber nicht nur die Bilder, auch die Menschen in Kunstausstellungen sind interessant, und ich pflege mich, wenn ich meinen ersten Rundgang durch die neu angekommenen Schätze beendigt habe, gern der Beobachtung meiner Mitanwesenden hinzugeben. Man hört da mancherlei: viel Verständiges, freilich noch mehr Unverständiges.

So stand ich das letzte Mal vor irgend einer großen Landschaft, ganz nahe einer Schaar junger und älterer Damen, als meine Aufmerksamkeit durch lebhafte Ausrufe des Entzückens über ein niedrig hängendes Bild gefesselt wurde, dessen Anblick mir einstweilen noch durch die Damen verdeckt war.

„Nein, das ist zu reizend, zu lieblich!" hieß es da, — „und wie er da sitzt, so natürlich, der Posaunenengel!" „Der süße Junge," accurat wie unser Haas, als er klein war," meinte eine stattliche Frau freundlich lächelnd zu ihrer erwachsenen Tochter, — aber auch ganz accurat." — „Nein, sieh, Mama, dieser Lockenkopf, diese Augen." „Ja," bestätigte eine schlanke Blondine: „Der Bengel ist zum Küssen" und bog ihren hübschen Kopf verdächtig nahe zu dem Gegenstande ihres Entzückens heran, worauf sich die Stimme einer älteren Dame vernehmen ließ: „aber Anna, siehst du denn nicht, die Bilder dürfen nicht berührt werden!" — „Nicht anfassen, nicht anfassen," warnten die Mädchen unter einander, aber doch tippte hin und wieder ein kleiner Finger nach dem verführerischen Bilde und noch lange wogte es vor ihm auf und ab.

„Halt," dachte ich in meinem Sinn, „das muß doch ein merkwürdiges Bild sein, was gerade auf die Frauen eine solche Anziehungskraft ausübt, willst es hernach einmal darauf ansehen, wäre vielleicht etwas für's Daheim." Und was sah ich, als ich bald darauf wieder zu meinem früheren Standpunkte zurückkehrte? Ein kleines Oelbildchen, fein und weich gemalt, ein Bürschchen von etwa 2 Jahren darstellend, das auf seinem Bettchen sitzt und nicht übel Lust zu haben scheint, seinen großen Zehen in den Mund zu stecken. — Weiter nichts.

In dem ersten Bogen unserer heutigen Nummer steht eine getreue Copie in der nämlichen Größe jenes viel bewunderten Bildchens, — nun mögen unsere freundlichen Leserinnen urtheilen, ob das Entzücken der Damen in der Ausstellung gerechtfertigt war oder nicht.

Das Menagerieschiff.

IV. Der Kapellmeister.*)

Wer von den Mitgliedern der ostasiatischen Expedition erinnerte sich nicht des „Kapellmeisters", dieses nichtsnutzigsten infamsten Geschöpfes auf Gottes Erdboden, dieser Incarnation von Hinterlist und Heimtücke, der unter den 800 Menschen des Geschwaders 799 Feinde und nur einen einzigen Freund zählte!

Der „Kapellmeister" war nämlich nicht etwa ein wirklicher Musikverständiger, sondern ein Affe, der dem Kapellmeister der Arcona gehörte und deshalb seinen Namen erhielt, um ihn, der sich bald im ganzen Geschwader berüchtigt machte, vor seinen andern Kameraden, deren sich etwa hundert auf den verschiedenen Schiffen befanden, auszuzeichnen.

Von Geburt Javaner, von Erziehung Meerkatze, bedurfte der „Kapellmeister" nach seiner Einschiffung auf der Arcona keine acht Tage, um seinen Ruf zu begründen, oder vielmehr berüchtigt zu werden, und keine 14 Tage, um sich die gesammte Besatzung mit Ausnahme seines Herrn zu verfeinden. Dieser schien im Gegentheil sich zu seinem Namensvetter immer mehr hingezogen zu fühlen, je mehr der allgemeine Zorn sich auf ihn richtete, wie ja auch so manche Mutter das ungerathenste Kind am liebsten hat. Freilich gab der „Kapellmeister" hinreichenden Grund zu der gereizten Stimmung gegen ihn; seine Streiche waren bei ihrer Zahllosigkeit so raffinirt und boshaft und trafen den Betheiligten so empfindlich, daß man nothwendiger Weise an eine Absichtlichkeit glauben mußte. Wo er sich sehen ließ, war er natürlich mit Hieben bedroht, denen er jedoch meistens durch seine außerordentliche Schlauheit und Behendigkeit entging, aber er merkte sich jedesmal seinen Verfolger und rächte sich sehr bald an ihm. Dem einen stahl er eine Uhr und warf sie über Bord, dem andern zerpflückte er einen wundervollen Panamahut bis auf die letzte Faser, und bei einem Besuche, den er der Kammer des ersten Officiers abstattete, öffnete er, unter Schonung aller sonstigen Gegenstände, eine Schublade, um acht Guineen herauszunehmen und sie in die Backentaschen zu stecken. Als in diesem Augenblicke der erste Officier in die Kammer trat, sprang er mit einem Hechtsatz an dessen Kopfe vorbei, setzte sich auf einen sichern Platz und lachte ihn aus. Ja wahrhaftig, der Hallunke lachte regelrecht und sein ganzes Gesicht strahlte vor Schadenfreude, wie ich denn überhaupt zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß dieser Kapellmeister Verstand und Ueberlegung in hohem Grade besaß.

Man machte sofort Jagd auf den Dieb, um ihm die hartnäckig festgehaltenen Goldstücke abzujagen, aber nachdem die ganze Mannschaft eine Stunde vergebens ihn gehetzt, nach ihm geworfen und geschlagen, lachte er wieder und war plötzlich verschwunden. Als kurze Zeit darauf jemand über die Seite sah, glänzten ihm auf der kaum einen Zoll breiten vorstehenden Kante des Bergholzes Goldstücke entgegen. Der Nichtsnutz hatte sie dort hingelegt, wo sie nothwendig bald über Bord fliegen mußten, und drei wurden auch nur gerettet, die übrigen waren bereits ins Wasser gefallen. Schließlich trieb er es so arg, daß er unter jeder Bedingung von Bord geschafft werden sollte. Sein betrübter Herr kam zu mir und bat mich, ihm an Bord meines Schiffes ein Asyl zu gewähren. Ich hatte nichts dagegen; wo schon 40 Affen waren, konnte auch der 41ste ein Unterkommen finden, und überdies hat es mir immer Freude gemacht, solche exceptionellen Thiernaturen, namentlich solche Strolche von Affen, näher zu beobachten. Seine Kameraden saßen sämmtlich in einem Lattenhause, das ich für sie auf dem Deck hatte erbauen lassen! Da waren sie von allen Formen, Größen und Farben; hellbraune Japaneser mit rothen Gesichtern, kurz- und langgeschwänzte, rabenschwarze von Borneo und Java,

*) Vgl. I. Jahrgang. S. 333. 727. — II. Jahrg. S. 15.

Lampuns und Meerkatzen, Hundsköpfige und andere. Ein sehr großer, alter und griesgrämiger Lampun war der Polizeicommissarius. Er kletterte fast gar nicht, sondern saß mit seinem dicken Hängebauch und Doppelkinn gewöhnlich unten auf dem strohbedeckten Boden des Hauses stillbrütend vor sich hin. Doch diese Ruhe war nur scheinbar, denn er achtete sehr auf Ordnung. Sobald sich, was sehr häufig geschah, das kleinere Volk in die Haare gerieth, war er wie ein Blitz dazwischen und theilte so energische Ohrfeigen aus, daß Mord- und Zetergeschrei entstand und alles zitternd sich an die Latten klammerte.

Als wir den „Kapellmeister“ zu dieser Bande einsperrten, fand sofort eine genaue Untersuchung seiner Persönlichkeit statt. Die ganze Gesellschaft gruppirte sich um ihn in allen möglichen und unmöglichen Situationen und begann das Examen. Nur der Polizeicommissarius nahm keine Notiz von dem Ankömmling. Affenbekanntschaften beginnen stets mit einem oft sehr impertinenten Beriechen und Befühlen. Die Großen drängten sich natürlich vor, so daß die Kleinen nichts von dem Fremden sehen, sondern sich höchstens mit den langen Armen oder Beinen durchdrängen konnten, um ihn zu fühlen und ihm bei dieser Gelegenheit einen Büschel Haare auszureißen. Der Kapellmeister ließ sich anfänglich alles gefallen. Als aber eine naseweise Meerkatze sich mit ihrer Schnauze der seinen sehr näherte und ein kleiner Kobold ihm gleichzeitig hinten eine Hand voll Haare ausriß, hielt er den Augenblick für geeignet, sich in den nöthigen Respect zu setzen und biß der Meerkatze so in die Nase, daß das Blut gleich stromweise floß. Nun war aber der Teufel los. Wie die Furien fiel die ganze Bande fauchend, schreiend und beißend über ihn her, und der Kapellmeister wäre ohne Gnade verloren gewesen, wenn nicht der Polizeicommissarius dazwischen gefahren wäre und Ruhe gestiftet hätte. Er kam deshalb noch mit dem blauen Auge davon, sah aber, daß hier unter so brutalem Pack seine feinere Bildung leiden würde und beschloß, die neue Wohnung bald zu verlassen. Als Abends der Thierwärter futterte, stand ich in der Nähe und beobachtete die Thiere. Ich bemerkte, daß der Kapellmeister ganz zusammengekauert und scheinbar theilnahmlos an der Thür saß, während alle andern mit wilder Gier über das Futter herstürzten. Anfangs glaubte ich, er habe wohl bei der Prügelei so viel gelitten, daß ihm der Appetit vergangen sei, aber ich sollte bald eines andern belehrt werden. Als der Wärter fort war und ich mich einen Augenblick umgedreht hatte, hörte ich plötzlich vom ganzen Chor jenes eigenthümliche kurze „Ho, ho, ho,“ durch welches die Affen Schrecken oder Staunen auszudrücken pflegen. Als ich umblickte, saß der Kapellmeister schon in den Wanten und lachte, etwa zehn Affen waren bereits ebenfalls im Freien, und ich konnte nur durch schnelles Zuspringen die übrigen von dem Entwischen zurückhalten. Die Thür stand offen, der Kapellmeister hatte beobachtet, wie der Wärter die durch Pflock und Schlinge gesicherte Thüre geschlossen und nach seinem Fortgange sich sofort an die Oeffnung gemacht. Bei seiner außerordentlichen Geschicklichkeit, mit der er sich schon auf der Arcona stets aus allen Banden und Schlingen befreite, erreichte er sehr schnell seinen Zweck und war wieder auf freien Füßen.

An Wiederbekommen war nicht zu denken, daran scheiterte selbst mein Juan, ein kleiner Spanier, den ich für 10 Pfd. Sterl. auf Lanzarote seinem Vater abgekauft, und dessen größtes Vergnügen es war, die entwischten Thiere wieder einzufangen. Bei der fast an das Wunderbare grenzenden Behendigkeit, welche dieser Knabe besaß, gelang ihm dies auch jedesmal und zwar schnell, aber dem Kapellmeister war er doch nicht gewachsen.

Daher beschloß ich, ihn durch Hunger zu zwingen, seinen luftigen Aufenthalt in den Toppen zu verlassen und an Deck sich einfangen zu lassen; aber alles war vergebens. Er war zu klug, um in die Falle zu gehen, und wußte sich auf alle möglichen Arten Futter zu verschaffen. Ging der Wärter mit Reis zum Elephanten, so saß er auf der Lauer, um wie ein Blitz auf den nichts ahnenden Kuhl herniederzufahren, ihn in den Haaren zu zausen, dann dessen Erschrecken zu benutzen, um ein Paar Hände voll Reis zu stehlen und ihn aus dem nächsten Want mit gefüllten Backentaschen höhnend auszulachen. Früchte und dergleichen durfte man nirgends aufbewahren, er stahl sie alle; wenn die Kellner das Essen aus der Küche nach den Cajüten brachten, ließ er sich plötzlich auf sie niederfallen, raubte in unglaublicher Schnelligkeit Kartoffeln oder Fleisch und war im Nu verschwunden.

Ich sah, auf diese Weise erreichte ich nichts und ließ ihm deshalb fortan Nahrung hinstellen; denn wenn er uns durch seine Streiche auch bisweilen sehr in Harnisch brachte, so wollte ich ihn doch nicht tödten, weil ich practische und energische Naturen, gehörten sie auch einem Affen an, immer schätze.

Eines Nachmittags saß ich bei schönem Wetter allein mit einem Buche auf dem Hinterdeck und der Kapellmeister im Großtopp. Ich wußte mich von ihm beobachtet und that deshalb, als ob ich eifrig ins Lesen vertieft sei. Bald stieg er leise die Wanten herab, aber immer nur wenige Stufen, um zu prüfen, ob er auch unbemerkt herunterkommen könne. Mir gegenüber, in etwa 12 Fuß Entfernung, befand sich ein mit Trallen versehener Hühnerstall, dessen Trog noch ziemlich mit geweichtem Brot gefüllt war. Dies war das Ziel, auf welches er lossteuerte. Ich hielt mich durchaus ruhig, und er rückte bis an den Trog vor. Als er die Hand nach dem Brote ausstreckte, pickte ein Huhn nach ihm. Ich biß mir die Lippen blutig, um das Lachen über seine Grimasse zurückzuhalten. In derselben sprach sich eine so unwiderstehliche Komik und zugleich ein so drohender Ernst aus, daß sie den ärgsten Hypochonder curirt hätte. So deutlich, als ob es gesprochen wäre, lag darin: „Du, nimm Dich in Acht, das nächste Mal bekommst Du Hiebe.“ Und so war es auch. Das unglückliche Huhn pickte wieder, aber der Kapellmeister hielt sein Wort. Wie ein Blitz fuhr die linke Hand durch die Trallen, ergriff den Hals des Huhnes, holte den Kopf nach außen und maulschellirte diesen mit der Rechten mit solcher Schnelligkeit, daß dem armen Huhne Hören und Sehen verging. Ich dachte, ich sollte mich überschlagen vor Lachen, glaubte aber, da er mir im Eifer ganz den Rücken zugekehrt, den günstigen Augenblick gekommen, um ihn zu greifen. Ich stürzte auf ihn zu, faßte ihn auch, aber durch einen Biß in die Hand befreite er sich augenblicklich, sprang mit einem verzweifelten Satze über meine Schulter auf das Deck, lief aber nicht etwa gleich nach oben — nein, der infame Strick wollte sich erst an mir rächen. Meine beiden Cacadu standen auf ihren Stöcken in der Sonne vor meiner Cajüte. Hierher wandte er seine Schritte ganz bedächtig; beide sträubten bei seinem Herankommen Kamm und Federn, aber das beabsichtigte er gerade. Mit einer genialen Handbewegung riß er dem größten von ihnen den ganzen prachtvollen Federkamm aus und saß im Nu im Want. Während er mich angrinste, ließ er Feder für Feder über Bord fliegen. Nun sage mir einer noch, das Thier habe keinen Verstand gehabt. Ich war natürlich nicht in der rosigsten Stimmung und dachte schon wirklich daran, den Unverbesserlichen zu erschießen, aber noch an demselben Nachmittage wurde ich mit ihm durch einen andern Streich ausgesöhnt, dessen Komik so groß war, daß mir und allen Zuschauern vor Lachen die Thränen über die Backen liefen.

Einer der kleinen Lampuns war so sehr zahm, daß er fast stets in meiner Nähe blieb und mir wie ein Hund folgte. Natürlich bekam er alle möglichen Leckerbissen. Von Eiern sind Affen ganz besondere Freunde, und sobald eins nicht recht frisch war, erhielt es mein kleiner Bobbi. Er steckte es sofort in die Backentasche unter der Unterkiefer, doch wenn es auch gut durch den Schlitz hineinging, so brachte er es nur mit größter Mühe wieder heraus, und ich amüsirte mich oft darüber, wie das kleine Thier mit dem verkehrten Händchen schob und schob, ohne zum Ziele zu gelangen.

Heute saß es in derselben komischen Positur auf dem Gangspill, während ich weiter las. Auf einmal hörte ich Bobbi ein furchtbares Geschrei ausstoßen und ein Blick belehrte mich, daß der niederträchtige Kapellmeister ihn überfallen hatte. Schon wollte ich aufspringen, um meinem Lieblinge zu Hilfe zu kommen, aber der sich mir bietende Anblick bannte mich auf den Stuhl und ich mußte so lachen, wie selten in meinem Leben. Der Kapellmeister hatte es auf das Ei abgesehen; mit kühnem Griff faßte er Bobbi mit der Linken, während die Rechte das Ei in der Backentasche umklammerte und zerdrückte. Das Eigelb lief dem armen Kleinen zum Maule heraus, und während er unter den eisernen Händen des Kapellmeisters wie im Schraubstocke saß und nur unarticulirte, durch das Ei halb erstickte Klagelaute hervorbrachte, leckte dieser ihm den hervorquellenden Inhalt des Eies in aller Gemüthsruhe vom Maule fort. Mit der Rechten drückte er die Backentasche so lange, bis das letzte Tröpfchen herausgequetscht war. Dann sprang der Räuber mit einem Satze ins Want hinauf und lachte; der arme Bobbi wimmerte aber kläglich und holte bekümmert die Eierschalen aus der Tasche, um den übrig gebliebenen Rest abzulecken.

Ein so außergewöhnlicher Charakter, wie der Kapellmeister, konnte auch nur ein außergewöhnliches Ende nehmen. Eines Abends bekamen wir eine heftige Gewitterböe. Sämmtliche Segel wurden gegeit und die oberen sollten festgemacht werden. Der Regen goß in Strömen, und die schwarzen Gewitterwolken hatten die Dämmerung zur Nacht gemacht. Der Donner brüllte, die Blitze zuckten und auf den eisenbeschlagenen Spitzen der Raaen hüpften in grünlichem Lichte die Elmsfeuer, während der Phosphorschein der Wellen diese wie ein Feuermeer erglänzen ließ. Der Kapellmeister saß in der Großmars, als er, durch die Segelfestmacher aufgeschreckt, auf die Bramraa sprang. Als er sich auch hier gefolgt sah, kroch er ganz auf die Spitze hinaus. Plötzlich fährt ein Blitz hernieder, und ein Elmsfeuer flammt neben ihm auf. Geblendet und erschreckt springt er empor und will die Brasse erfassen, aber greift fehl und stürzt 120 Fuß hoch hinab in die schäumende See.

Wir haben ihn nicht wieder gesehen, und er wird unfehlbar im Rachen eines Hais sein Grab gefunden haben.

Aber wie er sich auch versündigt, bedauert haben wir ihn doch, und unsere Achtung hat er mit sich genommen. Er war ein Affe, wie ihn die Welt nicht oft sieht. Kapellmeister, sanft ruhe Deine Asche!

R. Werner.

Auflösung des Scherz-Rebus in No. 3.

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht,
Schmale Kost und wenig Geld,
Das ertrage wem's gefällt.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 3. November 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1865 bis dahin 1867. **1867 № 5.**

Unter den Donnern des Staatsstreiches.

Von dem Verfasser des „Wie man kaiserliche Manuscripte druckt.“ *)

Der Prinzpräsident Louis Napoleon Bonaparte geht in seinem Cabinette auf und ab; wir sind am Abend des dritten Decembers, auf seinem Arbeitstische liegen aufgeschlagene Bücher, eine Unmasse von Papieren, Depeschen, Briefe, Rapports über die Ereignisse dieses und des verhergehenden Tages.

Ein Plan von Paris ist auf einem andern Tische ausgebreitet, und durch Stecknadeln mit farbigen Köpfen sind einige Linien punktirt, die gewöhnlich eine Straße durchschneiden. Von Zeit zu Zeit erscheint der General Roguet und bringt irgend ein Papier, ... der Prinz öffnet es hastig, und da es immer nur einige Zeilen enthält, hat er es mit einem Blicke überflogen, dann nähert er sich besagter Karte, und nimmt in der Regel gewöhnlich eine Veränderung mit den Stecknadeln vor. Seit einigen Stunden hat er oft in das Schächtelchen greifen müssen, welches die Nadeln mit rothem Glasknopfe enthält, und gar viele Straßen sind durch dieselben auf seiner Karte gesperrt worden.

Die Nadeln mit rothen Köpfen bedeuten aber ... Barrikaden!

... Er geht auf und ab, die Arme auf der Brust gekreuzt, den Blick klar und fest vor sich hin gerichtet, dann wieder bleibt er stehen, stützt eine Hand auf die Lehne eines Stuhles und wirft einen langen Blick ... auf das Bild des großen Kaisers! Oder er setzt sich an den Tisch, ergreift eine Feder, und mit jener unleserlichen Handschrift, die gar keinen französischen Charakter hat, wirft er einige Zeilen aufs Papier! ...

Langsam schleichen die Stunden dahin, es ist sieben Uhr, es schlägt acht, es schlägt neun! man servirt ihm ein einfaches Souper, und nachdem er gegessen, macht er einen Gang durch die übrigen Gemächer des Elysée.

Als er in sein Cabinet zurückkehrt, liegt auf seinem Tische schon ein großes Packet von neuen Depeschen, welche der General Roguet gebracht. Er öffnet ... liest ... und unbeweglich bleiben seine Züge.

Es sind die mit „Victor Hugo“ unterzeichneten Manifeste des Comité de résistance, welches das Volk zu den Waffen ruft und ihm anzeigt, daß bewaffnete Haufen Demokraten aus der Provinz auf Paris marschiren, um vereint mit den Republikanern der Hauptstadt zu kämpfen. Andre Manifeste dekretiren eine Volksversammlung; noch andre sind an die Armee gerichtet, und in feurigen Worten, in schwungvollen Phrasen sucht man den Soldaten ins Gedächtniß zu rufen, daß sie Kinder des Landes, der Republik sind, und daß „der Verräther Bonaparte“ dies Land dem Bürgerkriege preisgibt und die Republik tödtet!

Der Prinz legt diese Manifeste, eins nach dem andern, bei Seite; dann nimmt er einen Brief, dessen Handschrift ihm bekannt zu sein scheint, und mit dem Ausdruck der Neugier öffnet er ihn. Doch bald verwandelt sich dieser Ausdruck auf seinem Gesichte in den des Mißmuthes, des Unwillens; endlich wirft er den Brief bei Seite und geht mit gefurchter Stirn einige Mal im Cabinette auf und ab. Aber auch dieser Unwille scheint sich bald zu legen; denn mit leichtem Achselzucken nimmt er den Brief wieder auf, liest ihn zu Ende und ein verächtliches Lächeln umspielt seine Lippen.

Es ist ein Schreiben des Ex-König von Westfalen, der sich gestern noch bereit erklärt hatte, sein Schicksal auf Tod und Leben mit dem des Prinzpräsidenten zu verknüpfen. Der Heldenrausch ist schnell verflogen, der Herr Jérome Bonaparte hat berechnet, daß er als Marschall von Frankreich und Gouverneur des Invalidenhotels ein Einkommen von 50,000 Franken hat und daß — wenn der Staatsstreich fehlschlägt, — er wiederum den Weg ins Exil nehmen muß. — Vielleicht hat er auch eine Karte von Paris auf seinem Tische liegen, auf der er durch Stecknadeln mit rothen Köpfen die sich seit dem Mittage stündlich vermehrenden Barrikaden punktirt, ... mit einem Worte ... der Bruder des großen Kaisers gibt seinem Neffen den Rath, die Partie aufzugeben, — die verhafteten Deputirten in Freiheit zu setzen, — eine Nationalversammlung zu berufen 2c. 2c.

... Es klopft an die Thür des Prinzen, und diesmal ist es nicht der General Roguet, der dieselbe öffnet, sondern Charles, und gleich hinter ihm zeigt sich ein schneeweißes Haupt und ein Gesicht mit festen, männlichen, intelligenten Zügen.

*) Die so bekannt gewordenen beiden Vorläufer dieses Aufsatzes: „Wie man kaiserliche Manuscripte druckt“ und „Am Vorabend des Staatsstreichs“, sind enthalten in Nr. 14 und 19 des II. Jahrgangs.

Der Prinz dreht sich um, ein kurzer Ausruf — Erstaunen oder Mißmuth bezeichnend — entfährt seinen Lippen; doch ehe Charles noch ein Wort gesprochen, hat ihn der Greis zurückgeschoben und ist in das Cabinet getreten. — Der Prinz wendet sich ganz um, macht seinem Leibkammerdiener ein Zeichen mit der Hand, — dieser verläßt das Gemach, und der Eindringling befindet sich mit dem Ex-Präsidenten allein.

„Ich mache ... und vielleicht zum letzten Male ... von dem Rechte Gebrauch, das Sie mir eingeräumt haben, Prinz," sagt er mit einer Stimme, in der eine große Aufregung sich mit Gewalt zu verbergen sucht, „zu jeder Stunde bei Ihnen vorgelassen zu werden ..."

„Und da Sie mir zu jeder Stunde willkommen sind," unterbricht der Prinz, „so bin ich Ihnen Dank schuldig, jedesmal wenn ich Sie sehe!"

Der Greis sucht nach Worten, er sieht sich scheu im Cabinette um; endlich steht er auf und nähert sich dem Prinzen; seine Stimme ist vor innerer Bewegung fast unverständlich; seine Hand will sich ihm entgegenstrecken, doch eben so schnell zieht er sie wieder zurück ...

„Louis!" sagt er endlich, „Sie hätten mich doch wenigstens sollen arretiren lassen!"

„Sie, meinen verehrten Lehrer, Sie meinen ältesten, meinen besten Freund!" ruft der Prinz, „Sie, Veillard, der meinen Geist gebildet wie meine Mutter mein Herz, Sie, dem ich so viel schulde! ..."

„Und zum Danke, entehren Sie mich!" erwidert der andere mit fester Stimme, „nicht Ihr Lehrer, nicht Ihr Freund, — nein! den Deputirten, der auf der äußersten Linken sitzt, den Mann, der schon Republikaner war, ehe er denken konnte, — und der es sein wird, so lange noch ein Hauch von Leben in ihm ist, — den hätten Sie arretiren lassen sollen, Prinz, er hätte Ihnen gedankt, — und würde nicht, um seine Ehre zu retten, gezwungen sein, morgen sein siebzigjähriges Haupt auf der Barrikade zu zeigen und das verrathene Volk zu begeistern zum Bürgerkriege, ... zum Widerstande, zur Vergeltung, zur Rache gegen ... gegen Sie, Louis, meinen Zögling ... fast mein Kind! ..."

Der alte Mann ist auf einen Stuhl gesunken und hat sein Gesicht in den Händen verborgen; ... der Prinz steht vor ihm, — sein Blick ist gut, liebevoll und freundlich. — „Mein armer Veillard," sagt er, „mein armer Freund! ... wollen Sie, können Sie in diesem Augenblicke mir ruhig zuhören? Daß Sie leiden, weiß, fühle ich; aber ich hoffe, Ihren scharfen Verstand, Ihren klaren Geist vollständig zu beruhigen! Wenn Sie dieses Zimmer verlassen, so hoffe ich, Sie werden es mit der Ueberzeugung thun, daß in diesem herben Conflikte zwischen uns beiden ein jeder seine Pflicht erfüllt, ich, indem ich Frankreich rette, Sie, indem Sie vielleicht Ihr Leben Ihrer unerschütterlichen Meinung zum Opfer bringen!"

Und Louis Napoleon setzt sich seinem Lehrer gegenüber, zieht aus einem Kasten ganze Packete von Papieren, zeigt einige derselben dem Greise und sagt:

„Eine sociale Umwälzung, Sie selbst haben es mir oft genug gesagt, kann nur durch eine starke, mächtige Regierung ausgeführt werden; der Führer, der den Wagen einen steilen Abhang sicher herunterleiten soll, muß die unumschränkte Verfügung über den Hemmschuh haben! Nur ein Diktator kann die zügellosen Volkselemente bändigen! Sehen Sie! Hunderte von Beweisen liegen in meiner Hand, daß die Umwälzung des nächsten Frühjahrs eine socialistische sein würde! und die Häupter jener Partei haben vollständig Recht, nur für eine socialistische Revolution taugt der Boden, den 21 Jahre Parlamentarismus aufgelockert haben! Leute wie Sie, Veillard, edle, hochherzige Charaktere, haben 1789 hervorgerufen; jedoch 1792 folgte ihnen auf dem Fuß. Die Häupter der Bergpartei, die für 1852 vielleicht sogar gute Absichten haben, liegen vielleicht schon 1854 wie Camille Desmoulins auf dem Kirchhof des Hochgerichts zu Clamart. Der von der Höhe herabrollende Staatswagen wird die Führer wie damals mit zerschmettertem Haupte längs der Heerstraße liegen lassen und wird mit den zügellosen Rossen dem gähnenden Abgrund zustürzen, und Frankreich wird verloren sein, wenn nicht wie damals im letzten Augenblicke die kräftige Hand eines Diktators die Zügel ergreift und sich auf den Sitz schwingt!"

„Zeigen Sie mir ein einziges Beispiel der Weltgeschichte, das mich eines anderen belehre, ich kenne keins! Ich will anders handeln wie Caesar, Cromwell oder Bonaparte, ich will nicht warten, bis das Land am Abgrund steht, ich will nicht, daß Frankreich sich selbst durch einen furchtbaren Bürgerkrieg schwäche; im Augenblick, wo das Fuhrwerk die Räder in das Geleise setzt, das zum Abgrund führt, da ergreife ich die Zügel mit der einen, den Hemmschuh mit der andern Hand, und wenn Gott mir beisteht, soll das staunende Europa ein Frankreich aus meinen Händen hervortauchen sehen, wie ein zweites nie gewesen! — Gehen Sie auf die Barrikade, Veillard, ich verdenke es Ihnen nicht; ich liebe Sie wie einen Vater, und wenn ich Sie verliere, werde ich wie um einen Vater trauern; aber mit dem tiefen, festgewurzelten Gedanken: „Ich rette Frankreich" kennt mein Herz keine andern Affekte! Ich — Ihr Schüler, Ihr Freund, fast Ihr Kind, Veillard — ich mache mir keine Illusionen, — — das Blut, welches schon geflossen ist und in Strömen noch fließen wird, befleckt die Pflastersteine in Folge dessen, was man meinen Eidbruch nennen wird, ich weiß es sehr wohl, die Köpfe, welche die Guillotine in den düstern Korb werfen wird, werden mit ihrem letzten Athemzuge noch den Eidbrüchigen verfluchen; Mütter, Gattinnen, Greise und Kinder werden ein Anathema über mich rufen, werden racheschreiend ihre Arme gen Himmel heben, ich weiß es, ich weiß es! .... ihnen allen werde ich wie jetzt Ihnen antworten: „Ich wollte Frankreich erretten!"

Der Prinz hält einen Augenblick inne .. Veillard starrt düster vor sich hin.

„Oder," fährt jener fort, „hätte ich denn wirklich die Strohpuppe sein sollen, für die man mich gehalten hat, und nicht mit kräftiger Hand das Steuer ergreifen, wenn das Schiff, vom reißenden Strudel erfaßt, Gefahr läuft, an den Felsen der Küste zu zerschellen? — Ja freilich! ich hätte es wie der General Cavaignac machen können! streng die Formel, das Gewand des geleisteten Eides bewahren und dennoch Diktator sein! Doch das widersteht mir! ... Ich hätte auch ruhig dem Bürger Ledru-Rollin den Präsidentenstuhl abtreten können und ein friedlicher Zuschauer der Katastrophe sein! Nein, Veillard, man nenne mich einen Eidbrüchigen, ich wiederhole es Ihnen zum zehnten Mal, dem die scrupulös rechtschaffenen Menschen den Rücken drehen werden, dem die Geschichte jedoch einst Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn von diesem Attentate freisprechen wird, der ..."

Veillard ist aufgesprungen, hat seine Hand ergriffen und mit hastiger Stimme ruft er: „Und dann? wenn Frankreich gerettet .... was werden Sie dann thun?"

„Mein Schicksal liegt in den Händen der Franzosen!" erwidert der Prinz, „ich werde mich dem Ausspruche der Nation fügen."

„Und mit tiefem Bedauern die Kaiserkrone annehmen," ergänzt Veillard bitter lächelnd, „o mein Gott! Louis, welch eine Rolle könnte Ihr Name in der Geschichte spielen, wenn Sie wirklich Frankreich retteten und dann — —"

„Wie Cincinnatus, zu meinem Pfluge zurückkehrte," unterbricht der Prinz lächelnd. „Wissen Sie, Veillard, welches die gefährlichsten Schwärmer sind? die classischen! Sie schwärmen für Dinge, die heute ein Gräuel wären! ... doch, lieber Veillard, ... Pardon!"

„Ich verstehe, Monseigneur, ... ich verstehe ... der künftige Caesar muß über seinen Triumphzug nachdenken, doch, wenn Sie mich auch einen classischen Schwärmer schelten, muß ich Ihnen sagen, daß ich die Caesaren verziehe ... sie führten gefangene Könige vor ihrem Triumphwagen her ... Sie jedoch, Monseigneur, werden nur das Kapitol ersteigen, indem Sie „das gefesselte Frankreich" sich nachschleppen, — adieu Monseigneur, adieu!!!"

Herr Veillard hat das Cabinet verlassen und der Prinz sieht ihm lange, lange nach; dann kehrt er wieder an seinen Tisch zurück und empfängt kurz nachher von General Roguet eine Anzahl Depeschen, welche ihm anzeigen, daß die Barrikaden sich unaufhörlich vermehren, daß das Volk anfängt, vom Kampfe wie berauscht zu werden, daß das Comité de résistance unermüdet wirkt, und daß die Truppen anfangen ... ermüdet zu werden!

Des großen Kaisers bleicher Neffe läßt seinen Kopf in die Hand sinken, bleibt einen Augenblick unbeweglich, dann tritt er ans Fenster und starrt zu dem klaren hellbesternten Himmel auf.

* * *

Es ist Mittag, am vierten December! — seit dem vergangenen Abend haben sich die Truppen, man möchte sagen, ausgeruht; denn

nur hie und da haben sie einige unbedeutende strategische Bewegungen ausgeführt. Die Republikaner haben diese Zeit benutzt und Paris mit Barricaden übersäet. Das Comité de résistance triumphirt! Jules Favre hat am selben Morgen „dem Bonaparte" keine vierundzwanzig Stunden gegeben, um auf dem Wege nach England zu sein. — Paris bewegt sich; der alte Geist der Fronde, welcher hier seit Jahrhunderten nur geschlummert, wird wach, man schreit wie wüthend: Vive la république! man singt die Marseillaise, den chant du départ und die Girondins und zwischen alledem ziehen Horden von Straßenjungen durch die Straßen und erfüllen die Luft mit ihrem unsinnigen: des lampions — des lampions! in welchen jetzt sogar „das Publikum" von Zeit zu Zeit miteinstimmt.

Und zu alledem glauben die Optimisten der Volkspartei eine gewisse Zaghaftigkeit, eine gewisse Unentschlossenheit bei den Soldaten zu bemerken, die ihnen die besten Hoffnungen gibt. — In der That, es scheint unbegreiflich, warum die Truppenführer seit dem vorigen Abende nicht die geringste Bewegung ausgeführt, warum sie zugelassen, daß so viel Barrikaden entstehen, und nicht allein den aufmerksamen Spähern des Comité de résistance, sondern auch den Generalen selbst erscheint es unfaßbar, weshalb die Befehle zum Angriffe so lange ausbleiben.

Um zwölf Uhr erhält der an der Porte St. Martin stationirte Brigade-General Certain-Canrobert durch einen Schwadronschef den Befehl, das Kommando seiner Brigade dem General Rebell zu übergeben und sich ins Elysée zu verfügen.

Wir kennen den General Canrobert nur aus der unwilligen Philippika, welche der General St. Arnaud am Vorabende des Staatsstreiches gegen ihn geschleudert, ein Officier, ohne Schulden, der gratis seinen Beistand diesem Unternehmen leiht; — mit einem Worte, ein höchst verächtlicher Mensch in den Augen des Herrn Kriegsministers, General-Lieutenants Leroy de St. Arnaud! — Im Physischen ist der General Canrobert gleichfalls eine Art von Anomalie. Würde er einen Civilanzug anhaben, könnte man ihn für alles in der Welt halten, nur nicht für einen Soldaten. Er ist klein, etwas korpulent, trägt lange, nach hinten gekämmte Haare und einen kleinen, zierlichen Schnurrbart; für einen Musiklehrer hat er im Civil oft gegolten, für einen General noch nie! Man rühmt ihm eine aufopfernde Sorgfalt für die Soldaten unter seinem Kommando nach, die sich gar eigenthümlich mit einer eisernen Strenge paart; er bestraft sehr wenig, doch es gibt vielleicht keinen General in der ganzen Armee, der von seiner Brigade so gefürchtet ist wie er und wiederum auch so aufrichtig geliebt!

Als der General Canrobert in das Cabinet des Präsidenten tritt, liegt dieser in seinem Fauteuil, er ist bleicher denn je; — seine Arme hängen schlaff herab, er ist ein Bild der physischen Ermattung; doch nie hat sein Blick so fest, so energisch geleuchtet als gerade jetzt.

„General," sagt er zu dem Eintretenden, welcher in militärischer Haltung an der Thüre stehen geblieben ist, „ich habe Sie zu mir beschieden, um Ihre persönliche Meinung über den Zustand der Stadt zu hören! — Wie steht es mit Paris, General?"

„Schlecht! Monseigneur," entgegnet der Sieger von Zaatcha.

„Wie so, General? Geben Sie mir Gründe an!"

„Man hat zu lange gezaudert, Monseigneur, die Officiere und die Soldaten glauben, fürchten, daß die Regierung, nachdem sie einen so herzhaften Schritt gethan, jetzt Scrupel fühlt und einen andern Schritt thun wird, aber . ."

„Aber? General, sprechen Sie frei und offen."

„Einen Schritt nach rückwärts, Monseigneur!"

Ein seltsames Lächeln umschwebte die Lippen des Prinzen.

„Und was nach Ihrer Meinung, General, müßte jetzt geschehen, um die Partie zu gewinnen?" sagte er.

„Keinen Augenblick zögern, Monseigneur, von allen Seiten die Barrikaden angreifen, sie nehmen und . . ."

„Und dann, General?"

„Nun dann, Monseigneur," erwidert Canrobert lächelnd, „scheint es mir, daß wir Sieger wären!"

„Sie täuschen sich, General! dann wären in vierundzwanzig Stunden andere Barrikaden erbaut, die von neuem wieder genommen werden müßten, und während dessen schöpft die Provinz, welche sieht, daß Paris noch immer nicht besiegt ist, neuen Muth, waffnet sich mehr und mehr, und das ist der Bürgerkrieg, General, den ich um jeden Preis vermeiden will, und in welchem wir übrigens auf die Länge auch unterliegen würden!"

Canrobert antwortet nicht; er sieht mit einem ganz neuen Gefühle zum Präsidenten empor, welchen er bisher nur wie alle Welt kannte. —

Der Präsident fährt fort mit kurzer, stark accentuirter Stimme:

„Die Insurrection muß nicht besiegt, sie muß zermalmt werden; die Köpfe der Hydra müssen alle mit einem Male fallen, damit sie nicht wieder wachsen; ein Schreckensmantel muß über Paris geworfen werden, so bleiern schwer, daß der Boden davon kracht und die Barrikaden von selbst fallen! Ich habe Sie rufen lassen, General, um Ihnen zu sagen, daß von der strikten Ausführung der Befehle, die Sie binnen kurzem erhalten werden, das Wohl Ihres Vaterlandes abhängt; daß Ihre Energie den Bürgerkrieg verhüten kann; daß Sie der Held des Tages werden sollen!"

Ein Blitz schießt aus den Augen des Generals, — der Soldat tobt in seinem Herzen, und das befriedigte militärische Ehrgefühl steigt ihm wie Syrakuserwein in den Kopf!

„Ich habe Sie auf diesen Posten hingestellt, General," fährt der Präsident mit etwas sanfterem Tone fort, „weil die Nachwelt diesen Posten am streugsten beurtheilen wird, und" . . . der Prinz streckt ihm die Hand entgegen, ... „ich wollte einen tapferen und auch ehrlichen, fleckenlosen Soldaten, darum habe ich Sie erwählt, General . . . Sie können sich zurückziehen!"

Punkt zwei Uhr beginnt der Kampf in den Straßen, wie der Prinz vorausgesehen, die Barrikaden werden genommen mit mehr oder weniger Schwierigkeit; doch Tage, ja Wochen würden vergehen, wenn man Straße für Straße erobern wollte, zumal da der Pulverdampf den Parisern zu Kopfe gestiegen ist, und sie auf eine Barrikade wie zu einer Lustpartie laufen.

Um halb vier öffnet der General Roguet vielleicht zum hundertsten Male die Thüre des Cabinets des Prinzen. Er ist so eben vom Pferde gestiegen und hat sich selbst von dem Zustande der Stadt überzeugt.

„Schlecht, Monseigneur," berichtet er niedergeschlagen, „es geht schlecht! Tausende von Müßiggängern stationiren auf dem Boulevard des Italiens bis zur Porte St. Martin, lassen die Republik hoch leben und verhöhnen die Truppen!"

Der Prinz läßt den Kopf in die Hände sinken, starrt einige Minuten lang vor sich hin, dann plötzlich springt er wie durch einen elektrischen Schlag getroffen in die Höhe, nähert sich dem erstaunten General Roguet, und mit einer Stimme, wie dieser sie nie von ihm gehört, ruft er:

„Dites à St. Arnaud, qu'il exécute mes ordres!"

Der Prinz stößt den General fast zur Thüre hinaus, und als er sich allein sieht, fällt er auf einen Stuhl, er ist bleich wie Marmor und seine Hände zittern convulsivisch . . .

Länger als eine halbe Stunde sitzt er da wie eine Statue des blassen Schreckens und kalten Schauders . . . da zuckt er mit einem Male von neuem zusammen — fährt auf — springt an den Tisch — ergreift die Pistole, die seit drei Tagen an ihrem Platze liegt . . . . da kracht es plötzlich, als wenn der Erdboden sich öffne, ein ununterbrochenes Getöse durchzuckt die Luft — ein Kanonengebrüll, wie Paris kein zweites gehört, erschüttert die bebende Atmosphäre.... die Pistole entsinkt seiner Hand, er richtet wiederum sein kreideweißes Angesicht in die Höhe — will einen Blick auf das Bild des Kaisers werfen, doch wendet ihn scheu wieder ab — dann schreitet er der Thüre zu und bemerkt zu seinem Entsetzen, daß dieselbe . . . geöffnet, und daß seine „Getreuen" die ganze vorhin beschriebene Scene beobachtet haben. — Es gelingt ihm mit übermenschlicher Kraft, ein Lächeln zu erzwingen, und sich an Herrn Mocquard wendend, sagt er:

„Meine gewöhnliche Migräne hätte auch zu einer andern Zeit kommen können!"

Die „Getreuen" antworten nicht, — sie sind eben so bleich wie der Gebieter!

Und immerfort dauert das Getöse, — das Gebrüll der Kanonen, das Geheul der Verwundeten, das Geschrei der Fliehenden . . . immer länger dauert es — und es schlägt fünf — und noch hat es nicht aufgehört — sechs! — sieben! — immer noch! — immer noch! ... Endlich gegen acht Uhr wird alles still . . . ruhig . . . öde . . . eine Todtenstille.

Paris ist bezwungen; der zukünftige Caesar hat sein Schreckens-

werk vollendet. — St. Arnaud hat die Befehle des Präsidenten ausgeführt; — der General Canrobert hat von der Porte St. Martin aus die Boulevards mit Kartätschen ... abfegen lassen; — hunderte von friedlichen Müßiggängern liegen blutend auf den Trottoirs; — ein panischer Schrecken ist über Paris gekommen,... wie der Präsident es vorhergesehen; die Barrikaden sind von selbst gefallen ...

Die Feder entfällt unseren Händen — wir können nicht mit der Vorsehung rechten — wir dürfen den Lenker des Schicksals der Nationen nicht fragen, warum er solche Mittel, solche Schrecken zuließ, um ein tiefgebeugtes Volk wieder aufzurichten. Das geschichtliche Kriterium hört hier auf — demüthig beugt der Mensch sein Haupt vor Dem, der über allem Irdischen thront und der unsre mit Blindheit geschlagenen Augen erst am Tage aller Erleuchtung öffnen wird.

Wir haben das Blutbad des Boulevard selbst mit angesehen; — von dem Hause des heutigen Deputirten Sallanderouze bis zum Café Tortoni wateten wir in Menschenblut — o schauervolle Erinnerung! ... und doch müssen wir, menschlich geredet, uns sagen, daß ohne dieses Blutbad — Frankreich, die unterminirte bürgerliche Gesellschaft in ganz Europa sogar ... verloren wären? — Wir haben Frankreich auf dem Gipfelpunkte des Ruhmes und des materiellen Gedeihens gesehen... wir beugen in Demuth unsre Vernunft und beten Deine Allweisheit an, Du Herrscher der Herrscher, der Du durch den sumpfigen Schlamm einen Weg zum blühenden Gipfel führst!!!

Der Morgen des fünften Decembers leuchtet hell und freundlich über Paris — die Truppen haben in den Straßen bivouakirt, alles ist ruhig und still — wie könnte es auf einem Kirchhofe auch anders sein? — Die Läden bleiben lange geschlossen — doch endlich öffnen sich auch diese; leise fängt das Leben wieder an; — da gegen Mittag will der Oberkommandant von Paris, der General Magnan, den Bewohnern noch einen moralischen Schlag geben, von dem sich die Anarchie so leicht nicht wieder erholen soll. — Die Truppen „massen" sich — mit klingendem Spiele durchziehen sie die Stadt — die Pioniere und Sapeurs marschiren voran, und bei rauschender Tanzmusik und heitern Märschen zerstören sie die noch stehen gebliebenen Barrikaden!!...

Während dessen sitzt der „Sieger" immer noch in seinem Cabinette im Elysée — ein Cabinet, das historisch für alle Zeiten geworden ist, und liest in einer Liste, die während der drei Tage beim Portier des Palastes ausgelegt gewesen, und in der alle, welche dem Staatsstreich ihre Sympathie zollten, ... ihre Namen aufgezeichnet haben ... Namen aller Art ... hunderte ... tausende ... Namen aller Stände ... vom Handwerker bis zum Exminister ... Männer ... Frauen, ... Soldaten des ersten Kaiserreichs neben dem des Marquis von Laroche-Jaquelin, der sich den besten Legitimisten Frankreichs nennt!

Ein Lächeln spielt um seine Lippen — seine bleichen eingefallenen Wangen röthen sich leicht — er steht auf ... festen Schrittes geht er auf das Porträt des großen Kaisers zu — sein Blick trifft fest und durchdringend die classisch-schönen Züge des todten Caesars und mit fester Stimme sagt er:

„Ich habe Frankreich gerettet, Sire ... Sind Sie zufrieden mit mir? ...

... Die Thür öffnet sich — Herr von Morny tritt ein, und die beiden Brüder, die sich seit zwei Tagen nicht gesehen, werfen sich einander in die Arme.

Durch Wald und Haide — dem Waidmann zur Freude.

Von Guido Hammer.

III. Die wilde Katze.*)

Nur noch selten streift dieses gefährliche Raubthier in seiner Echtheit durch unsere Wälder. Wohl wird angeblich hier und da noch manchmal eine dergleichen geschossen; aber gewöhnlich ist es nur die verwilderte Hauskatze.

Wo sie jedoch noch in ihrer Ursprünglichkeit auftritt, hält sich dieselbe theils in hohlen Bäumen oder auf diesen auf, oder sie steckt sich in verlassene Fuchs- und Dachsbaue, auch in das dichte Geröhricht der Sümpfe, auf trockene Kaupen.

Nicht nur alles Wild, welches zur niedern Jagd gehört, belauert sie, um es zu würgen, sondern auch den Reh-, ja sogar den Wildkälbchen geht sie nach und thut ihnen beträchtlichen Abbruch. Da sie mit den leisesten Gehör- und den schärfsten Geruchsorganen begabt ist, so entgeht ihr so leicht auch in größter Ferne nichts; außerdem äugt sie selbst bei Nacht mit ihren unheimlich leuchtenden Sehern weit hin, so daß sie kein Thier darin übertrifft. Schmiegsam, gewandt, vollkommen geräuschlos schleicht und kriecht sie, wie eine Schlange, an ihr Opfer heran, bis sie den letzten Sprung nach echter Katzenweise thut und dann wohl nur selten ihr Ziel verfehlt. Mit scharfen Krallen und Fängen greift sie dem stärkern Thier ins Genick und beißt und würgt es augenblicklich nieder.

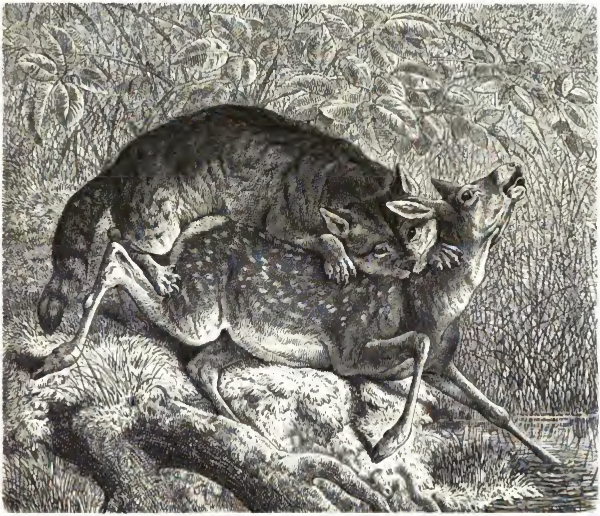
Fest angeschmiegt am Boden, hinter einem Stein, Baumstumpf oder sonstiger Deckung lauert sie da, wo sie weiß, daß Wild vorüber wechselt. Jetzt reckt sie sich wie zum Sprunge; doch jedenfalls war das ausersehene Opfer noch zu fern oder auch zu flüchtig, denn nur halb erhebt die Geschmeidige sich und äugt wild dem Geretteten nach. Wieder kauert sie dicht nieder, keine Bewegung verräth sie; nur die Seher funkeln nach rechts und links. Ein Zucken der äußersten Ruthenspitze gibt jetzt dem Beobachter kund, daß die Beutegierige abermals etwas wittert. Darauf hebt sie sich wieder leise in die Höhe, und nun stürzt sie plötzlich mit weitem Sprunge nach vorwärts. Sicher hat sie dabei das Opfer gepackt. Klagend tönt einen Moment der schmerzliche Ruf eines Wildkälbchens nach der Mutter durch den Wald; aber zu spät! Wohl eilt das sorgliche Mutterwild sofort auf den Angstschrei seines Schützlings herbei und dringt beim Anblick der furchtbaren Gefahr für diesen todesmuthig auf den scharfbewehrten grimmen Feind ein, der auch wirklich den markigen Schlägen der stahlsehnigen Läufe des alten Thieres nicht zu widerstehen vermag und sich fauchend Schritt für Schritt zurückzieht. Doch Rettung für das geliebte Kleine vermochte die treue Mutterliebe dennoch nicht mehr zu bringen. Klagend und peinerfüllten Blickes versucht zwar das Aermste sich zur Mutter zu erheben, wozu dieses noch durch Locken zu ermuntern trachtet. Aber umsonst! Schon überzieht das Auge des Schwerverwundeten der smaragdene Schimmer des nahenden Todes; noch einmal hebt es das liebliche Köpfchen zur zärtlichen, treuen Schützerin empor — dann bricht es vollends zusammen, röchelnd die letzten Athemzüge verhauchend.

Lange bleibt das Altthier dabei, immerfort noch das bereits Verendete liebkosend, nur dann und wann ein Paar Schritte fortziehend, dabei den mütterlichen Ruf ertönen lassend, das noch immer am Leben Geglaubte dadurch zum Aufstehen und Mitkommen zu bewegen. Doch vergeblich! Die ängstliche Stimme der bekümmerten Alten verhallt ungehört. Da gibt endlich ein zufälliger Umstand — vielleicht die Witterung eines nahenden Menschen — dem scheuen Stück Wild Veranlassung, dumpf ahnend, daß Hilfe überhaupt nicht mehr möglich, plötzlich die Flucht zu ergreifen. Verlassen liegt nun das hingeschlachtete Opfer da, der Willkür der nicht weit davon lauernden beutegierigen Katze preisgegeben.

Schleichenden Schrittes kehrt diese auch bald aus ihrem einstweiligen Hinterhalt auf den Schauplatz der That zurück, um nun ungestört die errungene Beute anzuschneiden. Gesättigt versteckt die räuberische Bestie dann den Rest ihres leckeren Mahles unter Gras und Laub für kommende Tage, bis dahin aber in irgend einem sichern Schlupfwinkel träge der Ruhe pflegend.

So raubt dieses wilde Geschöpf Tag für Tag, je wie es ihm nach der Jahreszeit und sonstigen Umständen paßt. An schilfigen Teichen oder andern Gewässern lugt die Genäschige wohl auch nach ihrem Leckerbissen, den Fischen, aus, oder beschleicht dabei Sumpf- und Wassergeflügel, sowie ihr auch manches Auer- oder Birkwild u. s. w. zur Beute wird.

*) Vgl. Jahrg. 1866, Nr. 21. S. 312.



Wildkatze im Sprung.

Originalzeichnung von Guido Hammer.

Nimmer im Rauben rastend kann allerdings selbst die vereinzelt auftretende Wildkatze schon einem Revier gefährlich werden; dennoch ist es nur zu beklagen, diesen Tiger im Kleinen mehr und mehr verdrängt, ja seinem gewissen Untergang entgegengehen zu sehen.

Das Weib des Karaiten.

Novelle von M. Ben Aron.

(Fortsetzung.)

Wie ein willenloses Kind läßt sich das junge Mädchen hinausführen, ohne auch nur einen Blick auf die andern zu werfen. Rahel hat die fast mechanischen Bewegungen ihrer Tochter bemerkt, und als dieselbe das Zimmer verlassen, wirft sie einen besorgten Blick auf den Doctor und sagt:

„Wie sie fühlt meinen Schmerz...! sie fühlt ihn fast mehr als ich — Ruben war ja ihr lieb, wie ein Bruder ... Gott im Himmel! wenn sie nur nicht werden wird krank!“ ...

„Fürchtet nichts ... Tante!“ entgegnete Elias — „auch ihr Schmerz wird sich bald beruhigen, und die Vernunft wird ihr sagen, daß sie stark sein muß. Doch Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt, daß sie den Schmerz tiefer fühle als Ihr, denn Ruben war ihr mehr als Euch.“

„Ja — Du hast Recht — es ist ihr Blut“ ...

„Mehr noch, Tante — mehr noch!“ ...

„Mehr noch? — ich verstehe Dich nicht“ —

„Auch Ihr seid blind gewesen, Tante — habt nie begriffen, daß die Zärtlichkeit Rebeccas und Rubens mehr als verwandtschaftliche Freundschaft gewesen, daß es Liebe gewesen, die, ihnen selber unbewußt, sich in ihren Herzen entwickelt hat“ ...

„Gott im Himmel“ — schreit Rahel fast entsetzt ... was redst Du? — träumst Du?“ ...

„Und warum erstaunt Euch das so? Ist das denn unmöglich? — oder wäre es Euren Wünschen entgegen?“ —

Rahel hat sich in ihrem Bett aufgerichtet und sieht ihren Neffen wie eine Wahnsinnige an.

„Ruben und Rebecca Mann und Frau!“ ... stottert sie ... „Du hast gesagt, daß beide sich lieben — sich wollen heirathen — sein meine Kinder alle beide“ ...

„Ja, ja, aber um Gotteswillen, was ist? ... was habt Ihr zu erschrecken?...“

Die Kranke sinkt auf ihr Lager zurück ... ein convulsivisches Beben durchfliegt ihren ganzen Körper — der Doctor hält sie in seinen Armen, sucht sie zu beschwichtigen, und will schon um Hilfe rufen, als ein Strom von Thränen sich endlich aus ihren Augen einen Weg bahnt.

Er weiß, daß die nervöse Erschütterung durch die Thränen gehoben werden wird, und läßt sie ruhig eine Zeit lang weinen. — Endlich fragt er wieder:

„Ist Euch besser, Tante?“

„Besser?" — lispelt sie . . . ich bin im Paradiese!"

Der Doctor sieht sie erschreckt an . . . er fürchtet . . . doch sie läßt ihm keine Zeit, seiner Furcht einen Namen zu geben; denn sie ergreift seine Hand, und indem sie ihr thränenschweres Auge auf ihn richtet, sagt sie in gebrochenen Sätzen:

„Haben sie gehabt . . . Recht! . . . Ich bin ein schlechtes Weib . . . ich will's gestehn — ich hab' gehadert mit Gott, meinem Herrn, in meinem Herzen . . . seit Jahren . . . und zur Strafe hat er mich geschlagen . . . mit Blindheit, und hat gemacht, daß ich werde eine schlechte Mutter — denn eine Mutter, die nicht sieht, nicht fühlt, was geht vor im Herzen ihrer Tochter . . . ist eine schlechte Mutter — und Gott hat geschlagen meine Augen mit Blindheit, daß ich nit konnt' sehen, daß neben meinem unersetzlichen Verluste er mir gleich gesandt hatte eine unermeßliche Gnade . . . Ruben und Rebecca Mann und Frau . . . o Du Allgütiger, verzeih, verzeih! laß mich noch so lange leben, bis ich es sehe — und dann laß mich sterben . . . gleich . . . damit ich kann bringen der Seele meines Davids die goldene Mähr, daß . . . o mein Gott . . . der Sohn seines Bruders — seine Tochter so liebt, wie er hat geliebt mich auf Erden . . . o mein Gott . . . Gnade! . . . Allgütigkeit ohne Ende . . . wie danke ich Dir!" . . .

Und sie fiel halb ohnmächtig in ihre Kissen zurück. . . .

Der Doctor athmete tief auf — ein Gewicht von Angst und Schrecken war ihm vom Herzen gefallen, er hatte fast ein neues Unglück befürchtet.

Rahel blieb noch einige Zeitlang in jener fieberhaften Aufregung — dann schloß sie die Augen, ihre Schwäche überwältigte sie, und sie schlief ein.

. . . . . . Während dessen saß Rebecca auf der Rasenbank des Gärtchens, den Kopf an die Brust Johannas gelehnt — und auch sie weinte; denn auch hier hatte eine Erklärung stattgefunden, und das Herz des jungen Mädchens hatte sich der schönen Frau geöffnet, — oder vielmehr diese hatte dem Gefühle, das seit ihrer ersten Kindheit schon in ihrem Herzen keimte, den richtigen Namen gegeben, hatte ihr gesagt: „Du liebst Ruben" — und das süße Geheimniß war der Brust des jungen Mädchens entquollen, — hatte ihre Wange mit Scham geröthet, aber einen fast überirdisch seligen Glanz ihren so sanften Augen gegeben.

„Und nun, Rebecca," hatte ihr Johanna gesagt, „sei stark wie ein Weib, welches liebt, — nicht in Worten, mein Kind, beweist man die Liebe — Worte sind nur ein süßer Tand — Thaten beweisen sie, Thaten! nur Thaten!"

„Und was soll ich thun?" fragte Rebecca.

„Sei stark, sei stark! — so kannst Du dem Armen am besten Deine Liebe beweisen; laß Dich nicht vom Kummer um sein Loos darniederwerfen! Du bist Dich — ihm schuldig. Er wird die harte Probe bestehen, ich glaube es, wie ein Mann; denn sein Geist ist stark, und Gott wird unsern Bemühungen für sein Wohl Gelingen geben." . . .

„Und," sagte Rebecca hocherröthend und ihren Kopf an Johannens Brust verbergend, „glaubst Du, daß auch er mich liebt?"

Johanna küßte lächelnd das junge Mädchen auf die Stirn.

„Sahst Du nicht, wie seine Augen sprühten, als jener Unglückselige Dich schmähte? — sahst Du nicht . . . nein, Du konntest es nicht sehen, als Meyer die Hand gegen Dich erhob und Dich schlagen wollte, wie Ruben meinem Mendel den Knüppel aus der Hand riß und ihn gegen Meyer warf, daß dieser zusammenstürzte. Es war das Werk eines Augenblicks, einer halben Secunde — ich habe Ruben ins Angesicht geschaut, und ich kann es Dir zuschwören, Du süßes Kind, Du bist geliebt!"

Das schöne Gesicht der Tochter des Karaiten strahlte von einem himmlischen Glanze, sie legte ihre beiden Hände auf ihr Herz, und Thränen brachen aus ihren Augen.

Fast zur selben Zeit, wie ihre Mutter dem Doctor Elias, sagte sie zu Johannen:

„O wie undankbar war ich gegen unsern Gott, zu verzweifeln und zu klagen gegen Ihn, der auf Erden schon solche Himmelsfreuden dem Herzen der Menschen senden kann!!!" . . .

* * *

Unsere Leser haben die Katastrophe erfahren, die Ragiwen seit einigen Tagen auf solche Weise alterirt hatte; — Meyer, mit seinem bösartigen Lächeln, mit seinem böswilligen Achselzucken, mit seinen hämischen Worten, hatte während der ganzen ersten Periode des Spieles schon Rebecca verfolgt und ihr keinen Augenblick Ruhe gegönnt. Mehr als einmal hatte der zornsprühende Blick Rubens ihn getroffen, doch er berechnete ganz gut, daß er sich hier inmitten so vieler Leute vollständig in Sicherheit befände, und weder die vor einigen Tagen gegen ihn ausgestoßenen Drohungen des jungen Mannes, noch irgendwelchen Eclat zu befürchten habe.

Der Leser wird sich fragen, aus welchem Grunde Meyer eine dem gewöhnlich gutmüthigen Charakter der Juden so ganz entgegengesetzte Handlungsweise ausübte, was ihm denn eigentlich die beiden unglücklichen Frauen gethan hatten, um sie immerwährend und seit langen Jahren mit seinen Sarkasmen zu verfolgen, und — bei den Juden eine Hauptfrage — welchen Nutzen er sich davon versprach, diese elende Rolle so unausgesetzt durchzuführen?

Wir kennen keine andere Antwort auf diese Frage, als die Gegenfrage, wozu die giftigen Pilze des Waldes denn eigentlich dienen, die dem weichen grünen Moos entschießen und sich im Schatten herrlicher Eichen entfalten. Wozu? . . . doch nicht, damit ein Unbesonnener die giftigen mit den harmlosen Pilzgewächsen sammele und das, was Speise und Leben geben soll, Tod und Verderben bringe?

Meyer war eine Anomalie unter den Juden — er übte das Böse des Bösen halber aus — ein Gefühl von Wollust durchrieselte seinen ganzen Körper, wenn es ihm gelang, zu bemerken, daß seine Worte einen Schmerz verursacht hatten; er schätzte sich glücklich, wenn er sich sagen konnte, daß er jemandem weh gethan habe, und an den Tagen, wo ihm dieses zufälliger Weise nicht gelang, war er mürrisch und blickte finster vor sich hin.

Wie alle böse Menschen, war Meyer auch feig, feig bis zum Aeußersten. Er band nie mit einem Christen an, nicht einmal mit einem christlichen Knaben, denn von ihnen oder von den Eltern desselben konnte er nicht die stillschweigende Verachtung erwarten, die ihm fast alle seine Glaubensgenossen des Städtchens zollten, von ihnen waren handgreifliche Entgegnungen zu befürchten, und nichts war Meyer fataler, als diese Art und Weise von Argumentationen.

Die ganze Gemeinde kannte die unaufhörlichen Verfolgungen, die Rahel und ihre Tochter von ihm zu erleiden hatten, aber wer in der ganzen Gemeinde nahm die Vertheidigung der verlassenen Familie des Karaiten? Man hatte wohl bemerkt, daß diese beiden Frauen, seitdem ein unerhörtes Unglück sie betroffen, mehr denn alle anderen von ihm zu leiden hatten, daß eine gewisse nervöse Aufregung sich in ihm kundgab, wenn er sie nur zu Gesicht bekam, daß selbst am Jaum Kippur, am Tage, wo das Wort „Versöhnung" in allen jüdischen Herzen wie ein Schall von Oben wiederklingt, daß selbst an jenem Tage das Gesicht Meyers blasser wurde und seine Züge sich ekelhaft verzerrten, wenn der Zufall es wollte, daß er einer von beiden begegnete. Doch wer achtete darauf? — waren es nicht die Parias der Kille? waren es nicht die Befleckten in ihrer Mitte — sie die Reinen, die Gerechten — das auserwählte Volk des Herrn?

Wie gesagt, Meyer glaubte, keine bessere Gelegenheit finden zu können, sich so ganz von Herzen seinem Hange hinzugeben, als gerade während des Adlerabwerfens, wo Lust und Freude überall herrschte, und sogar die Augen Rebeccas einen Schimmer von Heiterkeit wiederstrahlten, der ihnen sonst nicht eigen war.

„Nu? . . bist Du zufrieden, Rebeccchen," — hatte er gesagt — „siehste, dort steht Dein Chossin und legt zusammen die Knüppel, und ist der Bediente von die Kinder der Gojims?" . . .

Rebecca hatte sich abgewandt, ohne ihm zu antworten, und war zu einem jungen Mädchen getreten; doch Meyer folgte ihr auf dem Fuße.

„Haste gehört, daß er will gehn fort von hier, Dein Chossin? will gehn nach Berlin, der Schaute! — soll ich Dir sagen, wo er wird gehen hin? — Er wird gehen, wo ist hingegangen Dein Vater, und nachdem er ist geworden auferzogen von der Kille, wird er auslachen die Kille und wird Dich sitzen lassen, wie Dein Vater hat sitzen lassen Deine Mutter, die schöne Rahel, wo hat nit gewollt heirathen Reb Abraham, und ist geworden die häßliche Rahel — Gott soll bewahren alle jüdische Kinder zu haben ä Ponim (Gesicht), wie hat Deine Mutter, wo ist gewesen die Schönste von der Kille — und Du, Rebeccchen, wenn Dich wird hat sitzen lassen Dein Chossin, wirste werden bleich und wirste fallen der Kille zur Last, wie es ist Deine Mutter."

Rebecca ward dunkelroth bei diesen Worten des bösen Menschen, und der Candidat Walter irrte sich vollständig, als er dieses Erröthen

auf Rechnung der Gemüthsbewegung schrieb, welche das junge Mädchen empfand, als sie Ruben mit Johanna und der Frau Bürgermeisterin im Gespräche sah. Sie erröthete vor Scham, denn die jungen christlichen Mädchen, zu denen sie sich gesellt, hatten die Worte des Schmähers gehört und sahen mitleidsvoll auf die Gequälte.

„Meine Mutter liegt niemandem zur Last," sagte sie, „und Ihr lügt, wenn Ihr so etwas redet."

„Wie heißt, ich lüg'!" — erwiderte jener — „sag Du mir, wovon lebt Deine Mutter?" ... von Wind? ... von Luft?" ...

Rebecca hob stolz den Kopf empor — ein eigenthümliches Gefühl brachte ihr Herz zum Schwellen — sie freute sich fast, daß so viele Zuhörerinnen zugegen waren — sie warf den Blick nach rechts und nach links, um zu sehen, ob nicht noch mehrere ihre Worte hören könnten.

„Wir leben fast ausschließlich von dem, was unser Ruben uns von seinem wöchentlichen Verdienste gibt," sagte sie mit lauter Stimme.

Meyer brach in ein lautes Gelächter aus, und hätte wahrscheinlich irgend eine Bosheit, die alle andern übertraf, gesagt, wenn der oben erwähnte Trompetenstoß ihn nicht aus seinem Concepte gebracht, und alle Welt sich nicht dem Schauplatz genähert hätte, wo der kühne Mendel so eben seinen ersten Knüppelwurf gegen das Gebilde des königlichen Vogels that.

Doch als das Wettwerfen sich lange hinzog, als die Aufmerksamkeit sich nach und nach ermüdete, die Knüppel rechts und links um die Stange fliegen zu sehen, und nur sehr selten treffen, hatten sich bald die vorigen Gruppen von neuem gebildet, und das Geplauder von vorher wurde fortgesetzt.

Diesen Augenblick hatte Meyer erwartet, um sich wiederum der Tochter Rahels zu nähern.

„Also Ruben unterhält Euch!" — hatte er gesagt — „nä!... was kann da sein? — warum nit? — ist doch da gewesen die Karoline beim Gastwirth, die ist auch werden unterhalten!" ...

„Herr im Himmel!" rief Rebecca und ward bleich wie eine Todte ... „der Mensch bringt mich um!" ...

„Nu warum nit?" fuhr Meyer fort, „hat der Bürgermeister lassen bringen mit dem Stadtdiener hier aus der Stadt die Karoline — man soll sagen? ... wird kommen der Tag, wo er vielleicht wird lassen bringen hinaus Reb Isaacs Schwester und Tochter und die Jungens" ...

„Elender, schlechter, infamer Mensch!" ... rief Rebecca.

„Was haste gesagt?" ... fragte Meyer, indem er auf sie losschritt.

„Ihr seid ein Schurke, der" ...

„Was kann da sein?" schrie Meyer ... „Du verdorbenes Geschöpf ... schimpfst einen ehrlichen Menschen" ...

Und seine Hand erhob sich gegen das junge Mädchen zum Schlage ... doch, als wenn eine instinctive Gewalt ihn dazu zwänge, wandte er plötzlich seinen Blick dem Orte zu, wo die Knaben sich versammelt hatten.... Bestürzt suchte er einen Schritt zurückzugehen, aber es gelang ihm nicht; ein Anblick, wie er einen zweiten noch nicht gesehen, machte das Blut in seinen Adern erstarren.

Ruben, mit erdfarbenem Gesichte, mit sprühenden Augen, mit verwirrten Haaren, schien die ganze Scene beobachtet zu haben, und ... jetzt stößt er wie ein Gebrüll aus, ... jetzt entreißt er den Knüppel der Hand Mendels, ... jetzt, ... Meyer will fliehen, sich verbergen, aber seine Füße sind wie festgezaubert; ... jetzt sieht er den Wurf, hört ihn durch die Luft schwirren; ... jetzt gelingt es ihm, einen Schritt zu thun, dann ... ein greller Schreckensschrei ... und Meyer liegt am Boden, indem ihm das Blut aus Mund und Nase stürzt! ...

VII.

Die Katastrophe, welche Ragiwen wie keine andere je bewegt hat, ist ihrem Ende noch nicht nahe, denn am folgenden Tage, nach der Unterhaltung Rahels mit ihrem Neffen, die wir dem Leser wiedergegeben, kömmt „das Gericht" aus der Kreisstadt, um die Aussagen des Verwundeten, des Gefangenen, der Zeugen und der beiden Aerzte zu Protocoll zu nehmen und die Translocation Rubens in das Kreisgefängniß anzuordnen.

Als der Kreisphysicus vom Wagen steigt, läßt ihn der Doctor Elias bitten, schleunigst zum Kranken sich zu begeben. Beide veranstalten hier noch eine gründliche Untersuchung des Leidenden, in Folge deren sie sich zurückziehen und lebhaft disputiren. Der junge Arzt scheint eine Hypothese aufzustellen, die der Physicus nicht annehmen will, aber Elias vertheidigt seine Meinung mit solchem Feuer, mit solcher Ueberzeugung, daß der andere sich noch einmal zu Meyer begibt und ihn von neuem untersucht.

„Fühlten Sie gleich den Schmerz, als Sie der Knüppel traf?" fragte er.

„Ja," murmelt Meyer kaum hörbar.

„Fühltet Ihr ihn, als Ihr aufrecht standet oder schon im Fallen begriffen waret?" fragte Elias.

„Ich weiß nicht," erwidert Meyer.

Der Kreisphysicus zuckt mit den Schultern und zeigt dem jungen Manne die schwarzbläulichen Umrisse einer starken Contusion auf der Brust Meyers.

„Littet Ihr oft an Brustbeklemmungen?" fragt Elias.

„Ja, sehr oft."

„Husten?"

„Fast immer."

Die Aerzte entfernen sich von neuem.

„Ich begreife gar wohl, lieber College, was Sie beabsichtigen," sagt der Kreisphysicus, als beide sich allein sehen, „aber es ist wahrhaftig nicht möglich, das anzunehmen! — Ich weiß ganz gut, daß, wenn wir Ihrer Meinung folgen, die Strafe des Thäters entweder ganz wegfallen oder doch nur eine ganz unbedeutende sein würde — ich möchte es gerne, denn ich habe von Ihrem Bürgermeister so ziemlich alle Verhältnisse kennen gelernt und nehme wirklich Interesse daran; aber wahrhaftig, es geht nicht, mein Gewissen läßt es nicht zu!"

„Und ich bin so fest von meiner seit der gestrigen Visite gefaßten Meinung überzeugt," entgegnete Elias, „daß ich es für meine Pflicht halte, das unangenehme Gefühl, welches einen jungen Arzt ergreift, einem alten bewährten Praktiker gegenüber eine ihm entgegengesetzte Meinung zu vertreten, zu besiegen, und, lieber College, Sie werden es mir nicht übel nehmen, ganz entschieden Ihnen entgegenzutreten."

„Hat nichts zu sagen, hat nichts zu sagen," erwidert lachend der Kreisphysicus, „wir werden den Herren Gerichtsräthen eine Nuß zu knacken aufgeben, und das freut mich, wenn diese Herren sich ein wenig den Kopf zerbrechen. Jetzt kommen Sie aufs Rathhaus, da werden die Protocolle aufgenommen, da wollen wir uns einander in die Haare fallen."

Und beide schlagen den Weg zum Rathhause ein, vor dem sich eine Masse Menschen versammelt hat, um von den Zeugen, von denen Rebecca die bedeutendste ist, irgend etwas über den Verlauf der Sache zu hören.

...... Während dessen sehen wir den Ex-untertertianer Mendel Bentheim einsam am See hinuntergehen und die Direction von Lobchow nehmen, wo heute die Wasser in die seit langer Zeit schon bestehenden Graben von den morastigen Wiesen abgeleitet werden. Er hat sein schelmisches Gesicht verloren und geht still und sinnend seinen Weg. — Er hat das Herz nicht mehr, dumme Streiche zu machen, seitdem Ruben im Gefängniß sitzt und seine Eltern und sein Onkel, sowie seine Großeltern betrübt umhergehen. Einen ganzen Tag lang hatte er sich mit dem heroischen Gedanken herumgetragen, seinem Urfeinde, dem Stadtdiener, den Streich zu spielen, den Gefangenen zu befreien, sei es durch List oder auch durch Gewalt; er hatte sogar mit seinem Freunde Rudolph Unterhandlungen darüber gepflogen, die jedoch zu keinem Resultate geführt hatten, da beide das Unmögliche des Vorhabens endlich eingesehen hatten, und so war der generöse Plan aufgegeben worden. Seit dem vorhergehenden Tage baute Mendel Luftschlösser, welche er mit classischen Uebersetzungen spickte, und deren jedes — wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen — dahin zielte, seine Eltern und lieben Verwandten vom Kummer, der so deutlich auf ihren Gesichtern zu lesen war, zu befreien. Er schmiedete und verwarf hunderte von Plänen, und als er endlich zur Einsicht seiner Ohnmacht gelangte, beschloß er — was doch gewiß höchst erstaunenswerth und löblich war — nicht auf den Marktplatz zu gehen, wo die Leute versammelt waren, und wo es ihm doch gewiß leicht geworden wäre, irgend jemandem einen Schabernack zu spielen, und, wie gesagt, sehen wir ihn einsam auf dem kurzen Fußwege, der von Ragiwen nach Lobchow

führt, dahinschreiten. Er ist noch nicht weit von der Stadt entfernt, als er unter einem Baume einen Knaben bemerkt, der gemüthlich aus seiner Mütze Pflaumen ißt, die er sogleich zu verbergen sucht, als er Mendel bemerkt.

„Holla! Claus Nitschke —" ruft Mendel ... „saluto te! — das Gericht ist in Ragiwen und Du hast Pflaumen gestohlen? Verdorbener Junge! soll ich Dich 'mal gleich beim Kragen packen und Dich aufs Rathhaus schleppen, oder willst Du mir gutwillig die Hälfte abgeben?"

„Ich habe sie nicht gestohlen," sagt der vom Stadtdiener als „Mensch" Qualificirte, „sie sind aus meines Vaters Garten."

„Lügner!" ruft Mendel entrüstet, „Rudolph und ich, wir waren gestern in Eurem Garten, Eure Pflaumen sind in vierzehn Tagen noch nicht reif!" ...

„So? — Ihr wolltet wohl bei uns welche abschütteln — ich werd's meinem Vater sagen." ...

„Du wirst mörderliche Prügel bekommen, mein lieber Claudius Nitschke." ...

„Ich heiße nicht Claudius, ich heiße Claus, und will mit Euch gar nichts mehr zu thun haben." ...

„Pflaumen her!" ... donnerte Mendel ihm zu, und ehe der andere es sich versah, hatte er ihm die Mütze aus der Hand gerissen und sich dann neben ihm niedergesetzt.

„Ich bin nicht so schlecht wie Du, Clandius Pessimus," sagte er, „komm, Du kannst mitessen!"

„Ich heiße nicht Claudius Pestmuß," sagte jener, „und ich sag's meinem Vater, wenn Ihr mir Schimpfnamen gebt."

Trotz alledem hatte er dennoch in die Mütze gegriffen und eine ganze Hand voll Pflaumen daraus genommen, die er mit großem Eifer verschlang.

„Sehen Sie, lieber Herr Nitschke Wohlgeboren," sagte Mendel mit höhnischer Stimme, „wohin Sie Ihre Opposition gegen vernünftige Jungen geführt hat — wir haben einen Adler abzuwerfen gehabt, und Sie haben sich Ihrer schlechten Eigenschaften halber nicht dabei betheiligen dürfen — ich habe Sie nur unter das große Publikum — plebs — wie wir Lateiner sagen, gemischt gesehen, und Sie sahen damals aus wie ... nun was Sie wirklich sind, lieber Herr Nitschke — ein dummer Junge." ...

„Du sollst nicht schimpfen," rief Claus verzweifelt, „ich mach' mir gar nischt" ...

„Nichts ... nihil" ... verbesserte Mendel.

„Es war was Rechtes, Euer Adlerabwerfen — mein Vater hat gesagt, ich soll gar nicht mehr mit Euch umgehen, — was Rechtes, Euer Adlerabwerfen ... Ihr habt ihn ja gar nicht einmal abbekommen."

„Doch ... doch" ... meinte Mendel, „Du hast nur nicht recht gesehen."

„Besser als Du ... ich habe alles gesehen. Heinrich hat den letzten Wurf gethan, als der Meyer sagte: Was kann da sein?" ...

„Quid potest ibi esse!" verdeutschte Mendel.

„Ja! und nachher kamst Du dran, und da riß Dir Ruben den Knüppel aus der Hand und warf nach Meyer." ...

„Wo warst Du denn, daß Du alles so gut beobachtet hast?" fragte Mendel.

„Ich glaubte, Du hättest mich gesehen?"

„Ja, aber ich kann doch nicht immer ein pecus campi wie Dich im Auge behalten. Weißt Du, was pecus campi heißt? — Du wirst wieder denken, es ist ein Schimpfwort; das heißt auf deutsch: lieber Junge."

„Wo ich war?" — sagte der geschmeichelte Claus Nitschke — „erst war ich mit allen zusammen, dann ging ich mehr nach rechts, da konnt' ich besser sehen, und ich war auf fünf Schritte von Meyer, als der Knüppel geflogen kam."

„Dann wirst Du auch als Zeuge vernommen werden."

„Ich ... als Zeuge?" meint Claus erschreckt, „werd' ich da auch arretirt?"

„Versteht sich!" erwidert Mendel, dessen Schelmheit immer wieder die Oberhand gewinnt, „arretirt, und dann bekommst Du große schwere Ketten an Hände und Füße, sitzest bei Wasser und Brot und wirst täglich dreimal durchgeprügelt."

Claus Nitschke hat Lust zum Weinen. ... „Ich hab' aber nichts gethan," sagte er mit erbärmlicher Stimme.

„Aber Du hast gesehn! und das genügt," sagt Mendel, der sich auf die Lippen beißen muß, um nicht zu lachen. „Armer Junge! Du thust mir wirklich leid ... siehst Du! warum hast Du nicht punische Kriege mit uns spielen wollen! — dann wärst Du mit zum Adlerabwerfen gekommen und wärest jetzt nicht in der Lage."

„Aber was soll ich denn anfangen?" fragt jener, der selbst vor Angst nicht mehr bemerkt, daß Mendel ihm alle Pflaumen aufißt, wo soll ich denn hin?"

„Geh nach Amerika," versetzt jener kaltblütig, „da können sie Dich nicht mehr bekommen."

„Nach Amerika — übers Wasser?"

„Nun, was ist dabei? Du kannst ja schwimmen."

„Aber ich will nicht fort — ich will hier bleiben ... bei meinem Vater!"

„Wie Du willst, Claus Nitschke, armer Junge! da, nimm Deine Mütze — die Pflaumen waren gut — adieu! ich geh nach Lobchow — adieu!"

Und Mendel entfernt sich einige Schritte, doch Claus Nitschke läuft ihm nach, zerrt ihn an der Jacke, will ihn nicht lassen."

„Ich will mit," ruft er, „ich will mit — ich weiß nicht wohin!" — und die hellen Thränen stehen dem armen Jungen in den Augen!"

„Siehst Du, Claus, das ist Deine wohlverdiente Strafe," sagt Mendel, „Du wolltest uns dem Gericht überliefern, indem Du uns beim Stadtdiener verpetzt hast, jetzt bist Du drin ... wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."

„Aber wenn ich nun sage, daß ich nichts gesehen habe."

„Das hilft Dir alles nichts, Claus."

„Aber wenn ich sage, daß ich 'was anderes gesehen habe, als sie alle sagen."

„Dann lügst Du ja, Claus, und dann bekommst Du nicht einmal Wasser zu Deinem Brote und viermal, anstatt dreimal, täglich Prügel."

„Aber es ist nicht wahr — ich lüge ja nicht — es ist nicht so, wie sie's alle erzählen, ich weiß es besser, aber mein Vater sagt, ich soll stillschweigen und kein dummes Zeug schwatzen."

„Was sagst Du? — es wäre nicht so? ... wie war es denn?"

„Nein, ich sage es Dir auch nicht, ich hab's aber besser gesehen, als alle anderen, die gar nicht darauf aufgepaßt haben."

„Du Lügner, willst mir Geschichten aufbinden."

„Ich bin kein Lügner! Du sollst nicht schimpfen — und ich sag's doch nicht."

Mendel ist seit einigen Augenblicken äußerst aufmerksam geworden, sein intelligenter Blick fixirt das Gesicht des furchtsamen Claus, und er sagt sich, daß dieser zu ehrlich ist, um ihm eine Lüge aufzubinden, wie er, Mendel, der Berliner, schon im Stande wäre, es zu thun.

„Ach was!" sagt er endlich, „wenn Du etwas wüßtest, würdest Du es auch sagen."

„Ich weiß schon, aber ich will nicht; denn der Ruben hat mir auch schon gesagt, ich sei ein dummer Junge; Ihr schimpft alle auf mich — und ich will's nicht sagen."

„Höre, Claudius Nitschke," sagt Mendel, „ich sehe voraus, daß Du furchtbare Prügel bekommen wirst."

„Von wem?"

„Von mir, Du Dummkopf! Heraus damit, was hast Du gesehen?"

Ich fürchte mich vor Dir nicht! ich sag's nicht."

„Claus!"

„Ich sag's doch nicht — sie können alle glauben, Ruben habe den Juden Meyer „todtgeschmissen" — ich sag's doch nicht anders."

„Weißt Du es denn anders?"

„Ja, aber ich sag's nicht."

Mendel ist mit einem Mal blaß geworden, sein Herz schnürt sich zusammen, eine innere Ahnung sagt ihm, daß der von ihm so arg behandelte Junge vielleicht der Schlüssel zu dem Luftschlosse sei, das er seit zwei Tagen so oft erbaut und das immer wieder zusammengestürzt ist. Mendel begreift, daß er handeln müsse, ... aber wie?

„Noch einmal, Claus, willst Du mir sagen, was Du gesehn? weißt Du? ... wenn Du es mir sagst, schenk' ich Dir meinen Tuschkasten!"

„Du thust es nachher doch nicht."

„Komm mit mir nach Hause, ich geb' ihn Dir gleich."

„Ja, nicht wahr! . . . damit mich das Gericht einsperren lasse, wie Du mir vorhin gesagt hast."

„Es war ja nur Spaß!"

„Ja Kuchen! Spaß — ich laff' mir nichts vorreden — ich bin so dumm nicht — wenn ich jetzt nach Ragiwen zurückkomme, dann fassen sie mich . . ."

Mendel sieht, daß seine Lügen von vorhin seinem Vorhaben geschadet haben — und immer mehr sagt ihm eine innere Stimme, daß Claus Nitschke vielleicht bedeutende Enthüllungen machen könne. Er berechnet nicht, daß derselbe ja leicht gezwungen werden könne, die Wahrheit zu sagen, sein fieberhaft erregtes Gemüth spiegelt ihm vor, daß der arme Junge wirklich fortlaufen könne, und so die Wahrheit, die, wie er mit Bestimmtheit glaubt, Ruben erretten, seine Eltern und Großeltern wieder heiter stimmen kann, verborgen bleiben würde.

„Claus!" schreit er mit hochtragischem Pathos, „jetzt mußt Du mit mir nach Ragiwen — todt oder lebendig — Du mußt mit!"

„J was — ich denk nicht daran . . ."

„Claus! . . . noch einmal — willst Du oder willst Du nicht?" . . .

„Nein! — komm nur her — Du Judenjunge! ich fürchte mich gar nicht vor Dir!"

Das Maß ist voll — das Gewitter bricht los . . . wie ein Verzweifelter stürzt Mendel auf Claus Nitschke, und ein Zweikampf beginnt, wie die Jugend von Ragiwen und Umgegend keinen zweiten je gesehen.

. . . . . . Die Zeugenvernehmungen auf dem Rathhause sind vorüber. Ruben ist ruhig und bescheiden gewesen, und seine Aussage hat einen sehr günstigen Eindruck auf den Richter gemacht, er hat mit der größten Ausführlichkeit alles bis zum Augenblicke des Wurfes erzählt — von da ab behauptete er nichts mehr zu wissen, fand es aber ganz natürlich, daß er so gehandelt, und versicherte, daß er bei gleicher Gelegenheit wahrscheinlich ebenso wieder handeln würde. Die Aussagen Rebeccas, sowie der übrigen Zeugen stimmten dermaßen mit denen des Angeklagten überein, daß es dem Inquirenten leicht ward, die Thatsache in ihrem wahren Lichte festzustellen, und er dem dazukommenden Bürgermeister, der als Ortsbehörde das beste Zeugniß für Rubens bisherigen Lebenswandel ablegte, sagen konnte, daß, so leid es ihm auch thäte, er wahrscheinlich, wenn Meyer seiner Verletzung erläge, die Anklage auf „Todtschlag" richten müsse, und daß die einige Tage vorher von Ruben ausgesprochene Drohung, die weder er noch Rebecca leugnete, als ein erschwerender Umstand ins Gewicht fallen würde. Die Fachaussagen des Kreisphysicus wurden einfach zu Protocoll genommen, und schon wollte der Richter den schriftlichen Rapport des behandelnden Arztes, Dr. Elias Bentheim, ganz einfach zu den Acten legen, als der Kreisphysicus ihm bemerkte, daß sein junger College seine Meinung durchaus nicht theile, ihr ganz entschieden entgegenträte, und es deshalb vielleicht gut wäre, wenn das Gericht gleich Kenntniß von dem ärztlichen Gutachten des Dr. Bentheim nähme.

Mit etwas geringschätziger Miene nahm der Richter den Rapport des jungen Arztes und begann die Lectüre desselben, doch kaum hatte er die erste Seite gelesen, als sein Gesicht den Ausdruck des höchsten Interesses annahm, was sich, je weiter er las, immer mehr steigerte.

„Hm . . . hm . . ." sagte er, nachdem er geendet, „ich glaubte, daß die Untersuchung spiegelglatt sei, und nun sehe ich, daß es eine der complicirtesten sein wird, die wir seit langen Jahren gehabt . . . hm . . . wir müssen das halbe Städtchen vernehmen . . . vor allen Dingen aber den Verwundeten . . . wo ist der Herr Doctor Bentheim — zum Kuckuck, das ist ein junger Arzt, der stark debütirt — was sagen Sie dazu, Herr Kreisphysicus?"

„Obgleich ich die Meinung meines Collegen nicht im geringsten theile, so beruht dieselbe doch auf einer — ich muß es gestehen — so festen Hypothesenbasis, daß ich selbst beim hochlöblichen Gerichte eine Consultation von andern Aerzten oder eines Mitgliedes des Medicinalcollegiums der Provinz beanspruche!"

„Hm . . . hm . . ." brummte der Richter . . . „verteufelte Geschichte . . ."

Elias trat ein, und der Kreisphysicus trat ihm entgegen . . .

„Fest, College . . . fest!" — sagte er ihm leise und halb lachend — „Sie haben Unrecht, aber das schadet nichts . . . wir wollen den Herren den Kopf schon heiß machen . . . nur recht viele technische Ausdrücke, hören Sie . . ."

„Ihr Gutachten, Herr Doctor," sagte der Richter, „hat mich erstaunt und Sie setzen uns dadurch in große Verlegenheit, Sie machen aus dieser ebenso einfachen wie schmerzlichen Affaire eine der complicirtesten, die dieser Kreisgerichtshof wohl je gehabt hat. Haben Sie auch wohl Ihre Relation überdacht?"

„Sonst würde ich sie wahrscheinlich nicht eingereicht haben," entgegnete Elias.

„Aber Sie sind in offenbarem Widerspruch mit dem Herrn Kreisphysicus."

„Ich bedaure . . ."

„Sie behaupten, daß der Knittelwurf **nicht** die innere Verletzung hervorgebracht habe, der der Kranke, Ihren beiderseitigen Voraussetzungen gemäß, unterliegen muß — Sie behaupten, daß ein heftiger Schreck allein die Sprengung eines Blutgefäßes zur Folge gehabt hätte — und daß die durch den Wurf beigefügte Contusion keine lebensgefährliche Bedeutung habe . . ."

„Dies ungefähr ist in der That meine Meinung . . ."

„Hm . . . hm . . . und wie wollen Sie dies beweisen?"

„Ich habe die Gründe dafür in meiner Relation schriftlich angegeben."

„Und stimmen Sie dem Vorschlage des Herrn Kreisphysicus bei, eine ärztliche Consultation zu berufen?"

„Ich fürchte, es wird keine Zeit dazu übrig bleiben."

„Weshalb?"

„Ich fürchte, daß der Kranke die Nacht nicht überleben wird . . ."

„Nun . . . dann wollen wir ihn nur gleich vernehmen; ich muß überhaupt bald fort . . . dürft' ich bitten, meine Herren, mich zu dem Verwundeten zu begleiten? . . ."

Das „Gericht," von den beiden Aerzten begleitet, verließ das Rathhaus und begab sich nach Meyers Wohnung. Als sie vor Reb Isaaks Thür vorbeikamen, winkte dieser seinen Sohn zu sich.

„Wie steht es?" fragte er ihn.

„Entweder ich blamire mich fabelhaft," erwiderte Elias, „oder Ruben kömmt mit einer kurzen Gefängnißstrafe davon. Ist Eleazar noch immer in Lobchow — ist alles geglückt?"

„So, wie ich gehört habe, ja."

„Adieu! ich muß fort."

. . . . „Wissen Sie, Herr College," sagte der Kreisphysicus leise zu Elias, als dieser wieder neben ihm herging, „ich würde eine Flasche Champagner zum Besten geben, wenn noch so viele Incidenzfälle dazwischen träten, daß der Richter heute nicht fortkönnte."

„Wie so das?"

„Es würde mich königlich freuen; dann würden sie in der Ressource heute kein L'hombre spielen können, und dann wäre die ganze Gesellschaft in Verzweiflung . . ."

„Sie böser Mensch . . ."

„Was soll man in einem kleinen Städtchen anfangen? lieber College, man wird böse aus lauter Langeweile; es wird Ihnen auch noch so gehen."

VIII.

Majestät des Todes! erhabene, unerbittliche Majestät! Majestät ohne Gleichen, die Du alles auf Erden überragst; wie schauervoll prangst Du in Deiner düstern Macht, wenn der belebende Hoffnungsstrahl des Glaubens nicht seinen Glanz auf Dich wirft und die grause Finsterniß, die Dich umgibt, in ein goldnes Abendroth verwandelt? O warum führt man böse Menschen nicht an das Sterbebett eines Bösen? sie würden tief erschüttert von dannen weichen, und warum führt man sie dann nicht, um das **letzte** Glückeslächeln eines Gerechten, eines Gläubigen zu sehen? Würde ihr noch so verstocktes Herz diesem Vergleiche zu widerstehen fähig sein?

O nein! gewiß nicht! Die Atmosphäre, die einen Todeskampf umgibt, ist eine eigenthümlich erhabene, und die Seele, die sich zu ihrem Schöpfer erhebt, verläßt diese Erde nicht, ohne einen bleibenden Eindruck auf ihre Schwesterseelen, die noch in der Verbannung des Tages der Befreiung harren, auszuüben!

. . . . Da liegt jener Mann, dem noch vor wenigen Tagen ein unheimliches Feuer aus den grauen Augen leuchtete . . . und diese Augen sind dem Erlöschen nahe . . . jener Mund, der so viele hämische Worte gesprochen — seht! wie er eingefallen ist; seht! wie er zuckt und unverständliche Worte murmelt; jener geschmeidige Körper,

der wie der einer Schlange sich zu winden verstand: da liegt er gebrochen, einem vom Unwetter zerbröckelten Sandsteine gleich!

Das Gericht ist da gewesen, hat von dem Sterbenden allerlei Auskunft verlangt, doch er ist unfähig gewesen, ihm die geringste zu ertheilen — seitdem die Aerzte ihn zuletzt gesehn, ist das Delirium eingetreten, und Fieberphantasien nehmen dem Unglückseligen das letzte Bewußtsein seiner selbst. Elias hat ihn nicht verlassen, er hat in der Eile die Juden benachrichtigen lassen, und sie sind herbeigeeilt, um die scheidende Seele mit ihren Gebeten zu begleiten. Auch Reb Isaak ist anwesend; denn es ist eine Mizwe (eine gottgefällige That), einen Sterbenden die Gebete hören zu lassen, die seine Väter seit Jahrtausenden gebetet haben.

Man sagt, daß, je frommer und gottesfürchtiger die Juden sind, die bei dem Dahinscheidenden beten, je leichter sein Todeskampf sei, und die, welche in einer Gemeinde als sehr fromm bezeichnet werden, halten es für eine Art von Pflicht, alles aufzubieten, um einer der zehn — nach dem Gesetze Mosis „Gebetsmündigen" (man wird das schon zu 13 Jahren) zu sein, die um einen Sterbenden versammelt sein sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

XI. Unter den Leinewebern im Ravensberger Lande.

Alles, was ich von meinen Landsleuten, den Ravensberger Leinwebern weiß, verdanke ich meinem Freunde Röthlich. Mein Freund Röthlich ist der Sohn eines der ältesten und bedeutendsten Bielefelder Leinenhäuser, und was das sagen will, ist einem Laien schwer auseinanderzusetzen. Ich glaube nicht, daß es leicht eine Gattung von Geschäften geben wird, die sich mit diesen alten Bielefelder Leinenhäusern messen können.

Es ist noch kein Vierteljahrhundert her, da thronten in den Patrizierhäusern der guten, berühmten, aber kleinen Stadt Bielefeld die Leinenkönige, zehn bis zwölf an der Zahl, als unumschränkte Herren und Gebieter des Leinenhandels. Es war ein gar bequemes Geschäft. Allwöchentlich dreimal an den Kaufstagen strömte zu den Thoren herein die Menge der Weber, wohlhabende und ärmere Bauern der Umgegend, auf dem Rücken den „Holster" mit dem fertigen Linnen. Jeder Kaufherr gebot über einen Stamm von Webern, der vielleicht seit Generationen schon an das Handelshaus gewöhnt war, und kaufte er nicht, so kaufte der Nachbar das Stück, und ich glaube, selten hat ein Weber sein Leinen wieder mit zum Thor hinausgenommen. Wartete doch in Spanien und Frankreich, in Moskau und Nischni-Nowgorod der Kunde auf seine Waare und nahm, was er bekam, mit Dank; da war kein Stück zu fein und zu theuer, der Kaufherr kaufte es; da klapperten die blanken preußischen Thaler auf dem Tische, und hinter diesem standen die alten, jovialen Herren, große, tüchtige Kaufleute von altem Schrot und Korn, kannten jeden Weber bei Namen und sprachen Platt, — Jöllenbecker-, Schildescher-, Heepener- und Lippisches Platt, — daß es eine Art hatte, mit einem jeglichen in seiner Zunge. Ja, das war ein Stück Patriarchenleben und ein Stück Welthandel zugleich in Bielefeld, — aber es ist schon lange her. Jetzt hat der Bielefelder Leinenhandel und mit ihm jene alten Häuser in neue Bahnen einlenken müssen, aber die Erinnerung an die alte Herrlichkeit, die volle Tradition früherer Herrschaft und Größe hat sich in ihnen erhalten. Auf den dunklen Böden manches der alten, hohen Häuser liegen in langen, verstaubten Reihen die Geschäftsfolianten von hundert Jahren und mehr, und wenn jetzt ein Sohn von der Webeschule heimkommt, und der Alte erzählt ihm vom Großvater und was der für Marotten gehabt, und vom Urgroßonkel, der in Rußland auf der Reise gestorben, so schlägt dieser Sohn wohl die staubigen Hauptbücher von Anno 1795 oder 1806 nach, und was er darin liest, das gleicht für ihn der

„mondumglänzten Zaubernacht,
die den Sinn gefangen hält"

und sehnsüchtig denkt er:

Wunderbare Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Ich habe selbst einmal auf einem halbdunkeln Boden in solch alten Folianten gelesen und weiß, daß sich aus dem scharfen Duft des vergilbten Papiers und aus den Wolken hundertjährigen Staubes gar sonderbare Gespenster und Gestalten erheben können, habe sogar einmal den alten Herrn von Laer, den berühmtesten der Leinenkönige leibhaftig zu sehen geglaubt, im großblümigen Schlafrock seine holländische Pfeife rauchend.

Doch ich darf meinen Freund Röthlich nicht aus den Augen verlieren.

„Gehst Du mit Weber besuchen?" pflegte mich mein Freund Röthlich zu fragen, denn er kannte meine Schwäche für Studien „aus allen deutschen Gauen".

„Weit?" fragte ich entgegen. „Ziemlich", war die Antwort. Dies „ziemlich" wußte ich, bedeutete nicht unter 7 bis 8 Stunden für den Nachmittag, denn mein Freund Röthlich hat sehr lange Beine, und ich blos kurze. Ich war aber allemal dabei.

Es war zu der Zeit, als das ganze Leinengeschäft auf einen neuen Karren geladen werden sollte, wie man hier zu Lande sagt. Bisher hatten die Weber das Garn selbst gekauft, meistens sogar selbst gesponnen, daraus Leinen gewebt nach eigenem Gutdünken und dieses dann, wie obenangedeutet, an den Mann gebracht, waren also, jeder für sich, selbstständige Fabrikanten gewesen. Aus diesem Grunde hauptsächlich war das Bielefelder Leinen unfähig geworden, den Markt gegen das schlesische und irische zu behaupten. Die Weber verarmten, die Geschäfte gingen zurück. Jetzt fing man die Sache anders an. Man lieferte den Webern das fertige, nach neuen Methoden gesponnene Garn, lehrte sie beim Weben neue Vortheile und Kunstgriffe und setzte ihnen sogar neue englische Stühle mit Schnellschützen und anderen Schikanen in die Stuben.

Nun ging aber die Noth an. Der Ravensberger Bauer ist ein wenig dickköpfig, und es war keine Kleinigkeit, die Gewohnheiten einer vielhundertjährigen Kleinindustrie in der unbeweglichen, starren und zähen Bevölkerung zu vertilgen und neue an ihre Stelle zu pflanzen. Es zeigte sich anfangs überall Ungeschicklichkeit, zum Theil sogar böswillige Renitenz. So auch unter den Webern, bei denen das Haus meines Freundes Röthlich die neuen Verbesserungen einführen wollte, und um hier zu beschwichtigen, dort zu belehren, hüben zu zügeln, drüben loszulassen, ging mein Freund Röthlich wie ein stillwaltender Engel durch die Lande; — ich mit ihm.

Ich erinnere mich mit vielem Vergnügen dieser Gänge. In der fruchtbarsten, lachendsten Ebene Westfalens, am Fuße des Teutoburger Waldes, der auf einer seiner höchsten, im blauen Duft verschwindenden Kuppe, von hier aus sichtbar, den kolossalen Unterbau des noch immer vergeblich der Vollendung entgegenharrenden Hermannsdenkmals trägt, liegen die wohlhabenden Ravensberger Dörfer in einem schönen Kranze um Bielefeld herum. In ihnen wohnt ein Theil der Weberfamilien. Aber noch weit mehr wohnen in einzelliegenden, roth durch die sie meistens überschattenden Baumgruppen schimmernden Bauernhäuser. Je näher der Stadt, desto städtischer die Kleidung der Leute, desto unansehnlicher das Haus; je weiter ins Land hinein, desto stattlicher, bäurischer Haus und Hof, desto charakteristischer Tracht und Physiognomie. Es würde ein Irrthum sein, zu denken, daß sich nur die ärmere Bevölkerung mit Weben beschäftige. Allerdings sind es meistens kleine Leute, Kötter, Heuerlinge und Tagelöhner, — aber auch auf stattlichen Höfen rasselt der Webstuhl, und selbst der wohlhabende Bauer pflegt, wenn die Feldarbeit nicht alle Kräfte in Anspruch nimmt, mit Töchtern und Mägden zu weben.

Da war der Bauer Honnerwiehm bei Schildesche ein Prachtexemplar.

„Goën Dag, Vatter", sagte mein Freund Röthlich, als wir zum ersten Mal bei ihm eintraten.

„Goën Dag, ook," sagte Honnerwiehm und schwieg darauf.

„Ik bin Röthlich van Builefeld", sagte mein Freund.

„J, den Deuker," meinte Honnerwiehm und rückte an seiner Mütze herum, „is He de Snan van'n aulen Röthling in Builefeld?"

„Jo, de bin ik."

„J, den Deuker, denn sett ju en bieten dal."

„Jo, dat will ik dohn", versicherte mein Freund Röthlich und setzte sich.

„Un de", stellte er mich vor, „dat is en Bokhännler."

„Sau, en Bokbinner", sagte Honnerwiehm.

„Nei, en Bokhännler", verbesserte mein Freund Röthlich.

„Sau", sagte Honnerwiehm, dem der Unterschied nicht ganz klar zu sein schien, „denn sett ju ook en bieten dal."

„Jo, dat will ik dohn", erwiderte ich, setzte mich und fuhr fort zu schweigen.

Ich habe schon gesagt, daß Honnerwiehm ein Prachtexemplar von einem Bauer war. Aber noch mehr, er war ein Biedermann, Biedermann als Mensch und Weber. In seiner Eigenschaft als Mensch hatte er die Absicht, uns mit Pfannkuchen und dicker Milch zu regaliren, welche Güte mein Freund Röthlich nur schwer abwenden konnte, denn der Grund, daß wir erst vor 1½ Stunde zu Mittag gegessen hätten, wollte Honnerwiehm sehr wenig plausibel vorkommen, — als Weber hatte er sich und seine vier schmucken Töchter bereits vollkommen an die neuen Webstühle gewöhnt und seine Stücke sahen so säuberlich und „schier" aus, daß mein Freund Röthlich mit sehr befriedigtem Gesicht seine Lupe wieder einstecken konnte.

Nur einen Fehler hatte Honnerwiehm. Er wollte nicht „drüge flichten und nütte weihen", auf hochdeutsch: trocken schlichten und tüchtig wehen. Diese beiden Begriffe „Slichten" und „Weihen" einem Laien klar zu machen, darauf verzichte ich von vorn herein, schon darum, weil ich selbst nicht ganz klar darüber bin. Es genüge, zu wissen, daß „Slichten" die Bearbeitung der Kette mit einer Art Kleister, und „Weihen" das Trocknen derselben durch Wehen vermittelst eines Gänseflügels annähernd bedeutet.

„Drüge flichten und nütte weihen" hat einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen, ich halte es für eins der tiefsten Geheimnisse rationeller Leinenfabrication, und meinem Freunde Röthlich war es vollends zur zweiten Natur geworden; wir betraten und verließen die ländliche Hütte mit dem Worte: „drüge flichten und nütte weihen."

Nun bestand aber eine tiefe Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt zwischen Honnerwiehm und meinem Freunde Röthlich. Ich würde in Verlegenheit sein, diese Meinungsverschiedenheit ganz genau zu präcisiren, glaube aber nicht weit fehlzugreifen, wenn ich sage, daß Honnerwiehm mehr der Anschauung hinneigte: „Nütte flichten und drüge weihen." Schwören will ich übrigens nicht darauf, nur soviel weiß ich, daß meinem Freunde Röthlich die Belehrung Honnerwiehms trotz aller freundlichen Beredtsamkeit für heute nicht gelang, daß er sogar, als wir uns verabschiedet hatten, etwas wie „dummer Bauer" zwischen den Zähnen murmelte.

Der erste Weber war besucht. Wir wandten uns dem Dorfe Heepen zu. „Ich fürchte, der Mensch, zu dem wir jetzt kommen", unterbrach mein Freund Röthlich das Schweigen, in welches wir während des Marsches auf staubiger Landstraße verfallen waren, „ist ein Hallunke. Er wollte vor vier Wochen abliefern; wenn er nur nicht wieder alles versetzt hat." Es scheinen unangenehme Erörterungen bevorzustehen, denn mein Freund Röthlich bittet mich, vor der Thüre auf ihn zu warten. Während von innen lebhafte Stimmen herausschallen, habe ich Muße, mich zu überzeugen, daß das Häuschen eines der miserabelsten ist, die wir bis jetzt gesehen haben. Rissige Lehmwände, holprige, feuchte „Deel", zu der eine Stiege von regellos hingeworfenen Steinen führt, zerbrochene, mit Papier verklebte Scheiben, unter den Fenstern ein Pfuhl von Jauche, der den Erdboden rings zu einem Moraste macht, bilden das anmuthende Ganze. Kein Huhn, kein Hund, keine Katze zu sehen; es muß ein unsäglich klägliches Hauswesen sein.

Nach einer Viertelstunde kommt mein Freund mit zornig geröthetem Gesicht zum Vorschein. „Richtig", ruft er, „wie ich gedacht habe. Alles versetzt und verschleudert, Kette, Garn, alles. Und dabei noch immer ein freundliches Gesicht behalten, — es ist zum aus der Haut fahren!"

„Aber so laßt den ländlichen Gauner doch auf den Sparenberg setzen", meinte ich naiv.

„Du sprichst, wie Du verstehst", antwortete mein Freund Röthlich belehrend, „wir brauchen unsere Weber besser; da ist nichts zu machen."

Wir streben weiter, der Kette des Teutoburger Waldes zu. In einem behäbigen Bauernhause, das einen wohlthuenden Gegensatz zu dem eben besuchten bildet, wohnt der Weber Vogelsang.

„Einer unserer besten Weber", hat mein Freund Röthlich gesagt. „Sein Großvater webte schon für unser Haus und jetzt hat er außer zwei alten noch einen neuen Stuhl im Gang. Erst wollte er nicht recht darauf anbeißen, aber ich denke, heute bringe ich ihn dazu, daß er auch statt der letzten alten Stühle neue aufstellt. Es ist wahrhaftig gut, daß man wenigstens an den besseren Webern ein bischen Freude erlebt, sonst wär's nicht auszuhalten."

„Goön Dag, Vuagelsang, wat malt de nigge Stohl?"

„Goön Dag, Herr Röthling, den heww wi affloh n", erwidert Vogelsang.

„Afflohn?" (Abgeschlagen?)

„Jo, wi künnt us nich domit verdrägen!"

Die Sache ist heiter. Die helle Verzweiflung ergreift meinen Freund Röthlich: Vogelsang, der hoffnungsvolle Vogelsang, der zu dem einen neuen Stuhle zwei andere bekommen sollte, hat den einen abgeschlagen, weil er sich nicht damit vertragen konnte und ist gemüthlich zu den alten Stühlen zurückgekehrt.

Mein Freund Röthlich steht vor einer vollendeten Thatsache und findet sich ins Unvermeidliche. Er unterdrückt die weniger wohlwollenden Regungen seines Inneren und sucht Vogelsang freundlich zu überreden und zu überzeugen, wie sehr er gegen sein eigenes Interesse gehandelt hat. Aber Vogelsang ist ein wohlhabender Mann; aus dem Stall schauen zwei Kuhhäupter auf die „Deele" heraus, und daneben grunzen unterschiedliche Schweine; er läßt sich also keine Neuerungen oktroyiren, und ich fürchte, es wird noch eine Weile dauern, ehe das Haus Röthlich das erste Stück Leinen von dem neuen Stuhle besehen kann.

Mein Freund Röthlich ist Menschenkenner. Ich habe ihm in dieser Eigenschaft meine Anerkennung nicht versagen können und muß ihn auch heute im Hause Vogelsangs als solchen bewundern. Wie liebenswürdig und freundlich, als ob er sich seit Wochen nicht geärgert hätte, erkundigt er sich zuerst nach Frau und Kindern, als ob er deshalb drei Stunden Weges hergekommen wäre, — wie lobend spricht er sich im allgemeinen aus über die Leistungen der erwachsenen Töchter dort am Webstuhl, welch tiefes Verständniß entfaltet er für die Geheimnisse der Landwirthschaft und Viehzucht! Zuletzt wird selbst der verschlossenste Bauer mittheilsam, und so hinten herum lockt er ihn auf den Leim des neuen Webstuhls.

Wenn wir auf unseren Gängen hungrig und durstig geworden sind, so hat mein Freund Röthlich ein einfaches, aber sicheres Mittel, uns zu einer Stärkung zu verhelfen, ohne direct zu fordern, was bei den Bauern für höchst unanständig gelten würde. Er kneipt dem jüngsten Kinde freundlich die Wangen, leistet ihm jene kleinen Dienste, welche der junge Werther Lotte ihrem kleinen Bruder leisten sah, — lobt seine Schönheit auf die unverschämteste Weise, — spricht die Vermuthung aus, das Kind könne unmöglich alt werden, weil es gar zu klug aus den Augen sehe, — nimmt es auf den Arm, wenn es nur einige Sicherheit gegen unangenehme Zufälle bietet, — kurz, geberdet sich mit der Liebenswürdigkeit eines Erbonkels, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß die geschmeichelte Mutter still verschwindet, um mit einem rechtschaffenen Imbis wiederzukehren.

Wir haben noch zwei Häuser zu besuchen, eins am Abhange der Bergkette, eins der Lippischen Grenze zu. Im ersten treffen wir den Mann nicht zu Hause. Er ist mit den „Känen" (Kühen) auf dem Felde. Die Frau treffen wir webend, und mein Freund Röthlich freut sich zu hören, daß der Mann am Freitag in die Stadt kommen und abliefern solle. Die Frau ist die erste, welche die Wohlthaten der neuen Stühle zu würdigen weiß und gern anerkennt, daß der Verdienst dadurch um die Hälfte gesteigert werden könne. Wir hinterlassen einen Gruß für den Mann, und erreichen nach anderthalb Stunden das letzte Haus, hart an der Grenze. Es scheint das ärmlichste von allen zu sein. Bellend fährt uns ein bissiger Köter nach den Beinen, das Hühnervolk erhebt einen Mordscandal, und aus der Stube schlägt uns trotz des heißen Sommers eine drückende Ofenhitze entgegen. In dem niedrigen Zimmer sitzt ein eisgraues Mütterchen strickend neben der Wiege eines kleinen Kindes. Sonst niemand zu sehen; das Haus leer, unverwahrt, — es mag auch selten jemand in diese Gegend kommen, und zu stehlen ist nicht viel. Das Mütterchen sieht uns theilnahmlos an, unser Gruß bleibt unerwidert, ihr

Geist gleicht wieder dem des Kindes, das an ihrer Seite schläft. Eine Antwort ist von dem Mütterchen nicht zu bekommen. Das Stück auf dem Stuhle zeigt mäßige Fortschritte, und wir treten den Rückweg an.

So habe ich vielfach mit meinem Freunde Röthlich die Webergegenden durchstreift, und bin auch wohl in Stuben getreten, die der



Am Webstuhl.
Originalzeichnung von O. Günther.

gleichen, welche unser Bild darstellt. Wohl gibt es so schlanke, stattliche Gestalten, wie das Mädchen vor dem Webstuhl, dem der Bauer ebenbürtig zur Seite steht, wenn auch die überwiegende Mehrzahl weniger einnehmende Formen zeigt. Auch das blendendweiße Hemd mit dem faltigen, starr und weit abstehenden Kragen, die in die Stirn hineinschneidende „Binse" mit der den Hinterkopf bedeckenden Kappe durch Bänder verbunden, oftmals mit Gold- und Silberflittern stattlich besetzt, ist noch zuweilen zu erblicken.

Im allgemeinen aber beginnt die kleidsame Tracht dieser Nachkommen der alten Cherusker mehr und mehr zu schwinden, und wenn gegenwärtig an den Liefertagen die Weber durch die Straßen ziehen, so hält ihr Anblick doch keinen Vergleich mehr aus mit der bunten Mannigfaltigkeit und unvermischten Reinheit der Tracht früherer Jahre.

Eins will ich aber noch gesagt haben: der Versucher da auf dem Bilde, das bin weder ich, noch ist es mein Freund Röthlich (der sich schön gegen diese Annahme verwahren würde). Er gehört überhaupt nicht her, denn es würde weder einem Juden einfallen, einem Ravensberger Weber das Stück vom Stuhle abzuhandeln, noch diesem, es sich abhandeln zu lassen.

Aber die Herren Maler erlauben sich zuweilen solche Unwahrscheinlichkeiten, die dann der sehr wahrheitsgetreue und gewissenhafte (wie mir mein Freund Röthlich bezeugen wird) Textschreiber nicht immer wieder gut machen kann. O. K.



König Johann in Böhmen.

Ein heimatloses Heer und ein unglücklicher König.

Von unserem Berichterstatter.

.... Da bringt das Daheim den Lesern eine Zeichnung, deren Skizze ihm ein Freund vom sächsischen Lager zugesandt, einer von jenen Braven, die den preußischen Soldaten Achtung und Anerkennung abzuzwingen gewußt haben! Wer kann wohl — Freund oder Feind — ohne ein Gefühl von inniger Rührung die Züge des greisen Monarchen sehen, dem das Schicksal... einen solchen Lebensabend aufgespart hatte! Welche Sorge, — welch ein unendlicher Kummer mag wohl diese bleiche Stirn wie mit gepanzerter Hand niederdrücken!

O, es war eine Dornenkrone, die eine höhere Hand vom zerschmetterten Haupte des Bruders nahm, um sie auf die Stirn des Denkers, — des Gelehrten, des Dichters zu drücken!... In dem Leben dieses Mannes, — wie viele herbe, bittere Stunden,... dieses Va-

ters — wie viele traurige Andenken an dahingeschiedene Kinder ... dieses Königs — o besiegt! ... heimatlos! ... auf fremder Erde — inmitten seiner tapferen Landeskinder, — besiegt, — heimatlos wie er! ...

Es ist mir fast zur Pflicht geworden, diese Zeilen zu schreiben, da, wie der Leser weiß, ich in letzter Zeit vielfach Gelegenheit hatte, die Meinungen hochgestellter Persönlichkeiten über den denkwürdigen Feldzug des Jahres 1866 zu hören und von allen, besonders aber vom General Moltke, die größte Hochachtung dem sächsischen Heere gezollt wurde. Wenn ich mich recht entsinne, waren seine Worte folgende:

„— Daß die Sachsen sich überall und besonders bei Problus außerordentlich geschlagen haben, das wissen Sie, — auch daß sie die einzigen waren, die in der großen Entscheidungsschlacht nicht von dem panischen Schrecken ergriffen wurden, der die Niederlage der Oesterreicher in wilde Flucht verwandelte. Eine geschlagene Armee, die, dem Unvermeidlichen sich fügend, ruhig und geordnet das Schlachtfeld verläßt, kann sich dem Sieger fast ebenbürtig zur Seite stellen, und wolle Gott, daß dies geschehe ... und bald!"

Ein anderer höherer, im letzten Feldzuge vielgenannter Officier sagte mir:

„Die Sachsen, das war ganz etwas anderes; — trefflich geschult, sich mit verzweifelter Tapferkeit wehrend, schien auch das Verhältniß der Officiere zu den Soldaten ein ganz anderes zu sein, wie bei den Oesterreichern. Da lag Ordnung und Disciplin darin! — das klappte ganz anders, wenn Sie diesen Ausdruck besser verstehen, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ein jeder von uns dachte: Wie schade, daß diese Armee, die der unseren so nahe verwandt ist, uns gegenüber steht!"

Diese Worte zweier Führer der siegreichen Armee, von denen der eine eine gewaltige Autorität in Kriegssachen ist, sind ein Zeugniß, die jede Sachsenbrust mit Stolz erfüllen muß, und wenn jene Tapferen von Problus an den heimatlichen Herd einst ... bald zurückkehren, dann mögen diese Worte der Sieger den Besiegten als Trophäe dienen. Mögen die Parteien eifern, — mag der zukünftige Geschichtsschreiber lind oder streng die Politik des sächsischen Hofes richten; — es liegt im deutschen Gemüthe, daß Unglück in ihm stets Sympathie hervorruft, und der greise Sachsenkönig hat sich in allen deutschen Gauen diese Sympathie durch seine Persönlichkeit und durch die Trefflichkeit seiner Truppen in reichlichem Maße erworben.

Und für uns Schriftsteller, die wir Philalethes, den gekrönten Uebersetzer des Dichterfürsten Dante, mit Stolz in unseren Reihen zählen, haben jene heimatlosen Krieger mit dem ergreisten Dichter in ihrer Mitte, der die Macht hat, mit einem Worte sie zu dem so lang ersehnten häuslichen Herd zurückzuführen — für uns hat jenes Heer eine fast epische Bedeutung! Es hat in Deutschland keine einzige Feder gegeben, — so schroff auch in den letzten Monaten die Parteien sich einander gegenüberstellten, — die dem sächsischen Heere nicht die ihm gebührende rühmliche Gerechtigkeit widerfahren ließ; — keinen Schriftsteller, der gegen den unglücklichen König, der politisch fast allen entgegensteht, ein kränkendes Wort geschrieben hätte!

... Vielleicht, wenn diese Zeilen unter die Augen der Leser kommen, ist unser, ist ganz Sachsens heißer Wunsch schon erfüllt, — vielleicht ist Friede in Sachsen, — vielleicht ist das tapfere Heer schon in der Heimat! —

Nun, dann mögen diese Zeilen ihnen als Gruß — als:

„Willkommen daheim!"

dienen! Wir werden uns von ganzem Herzen mit ihnen freuen, — und ganz Sachsen wird ihnen zujauchzen, seinen Söhnen und Brüdern, den Tapferen von Problus! M.

Am Familientische.

Das Menageriescliff.

V. Die musikalische Auguste.*)

Wenn der geneigte Leser etwa der Ansicht ist, daß ich ihm hier die Lebensbeschreibung irgend eines verkannten weiblichen Genies geben will, so irrt er sich.

Ebensowenig wie der „Kapellmeister" ein Orchester dirigirte, ebensowenig war die „musikalische Auguste" eine wirkliche Auguste, sondern eine — Gans, zwar musikalisch und von ausgezeichnetem Charakter, wenn auch in anderer Art wie der Kapellmeister, aber trotzdem eine Gans.

Wir machten die Bekanntschaft dieses edlen Thieres im Jahre 1861 an der Küste von China, im gelben Meere, das wohl nur seinen Namen daher erhalten hat, weil es nicht gelb ist — lucus a non lucendo.

Wir lagen mehrere Monate mit unsern Schiffen in der Nähe von Tschifu, bei der Verzweiflungsinsel, vor Anker, während die Gesandtschaft in Peking weilte und die handelspolitische Oeffnung des himmlischen Reiches für den Zollverein anstrebte. Diese Insel wird der orientirungssüchtige Leser zwar vergeblich auf der Karte suchen, allein sie verdient den ihr in feierlichster Weise von uns zuerkannten Namen mit vollem Rechte, darauf darf man sich verlassen.

Man denke sich eine Insel von etwa 1000 Morgen Größe, mit dem schönsten knietiefen Sande bedeckt, auf der nicht einmal ein Grashalm Schatten warf, bei 28° Reaumür acht Wochen lang als die einzige Erholung von 500 civilisirten Menschen. Zwar wurde ein Zeltcasino errichtet, in dem man für 22½ Sgr. eine Flasche aus Tschifu beschafften lauwarmen Bieres trinken und dabei unentgeltlich Schwitzbäder nehmen konnte; ja ein genialer Kopf schlug sogar Ballspiel vor; aber die Melancholie zeigte sich täglich in schwärzerer Gestalt, und selbst der Austernfelsen, von dem man sich anfänglich so viel versprach, fand täglich weniger Besucher. Dieser Felsen lag etwa zweihundert Schritte vom Ufer, kam mit der Ebbe trocken und war ganz mit Austern bedeckt. Man schwamm dort hin, ließ sich häuslich auf ihm nieder und löste die Austern mit Hammer und Meißel ab, um sie im Naturzustande nach beiden Seiten hin zu genießen. Doch die Austern rächten sich mit ihren scharfen Kanten, und der Felsen vereinsamte allmählich.

Das einzige, was die Geister in dieser Einöde noch etwas aufrecht erhielt, war die Musik der Arcona, die Abends nach Sonnenuntergang spielte und deren Klänge die nahende Verzweiflung verbannten.

Eines Abends bemerkten wir während des Spiels eine große Schar wilder Gänse, welche über das Schiff fort landwärts zogen. Plötzlich löste sich eine von der Schar ab, ließ sich in der Nähe der Arcona auf das Wasser nieder, schwamm langsam umher und fiel uns namentlich dadurch auf, daß sie höchst eigenthümliche Wendungen mit ihrem Halse machte und dabei öfters einen quäkenden Ton vernehmen ließ. Als die Musik aufhörte, quäkte sie noch zwei bis drei Mal, als ob sie da capo hätte rufen wollen. Leider verstanden wir jedoch damals die Sprache des ausgezeichneten Thieres noch nicht, und die Musik pausirte deshalb fort. Die Gans erhob sich scheinbar enttäuscht in die Lüfte und folgte ihren entschwundenen Gefährtinnen nach.

Am andern Abend wiederholte sich das Schauspiel mit denselben Nebenumständen. Nun begann das Spiel auf das da capo der befiederten Zuhörerin aufs neue und siehe da — sie blieb sitzen, bis die Musik wieder aufhörte. Man sah ihr an, wie entzückt sie über die Klänge war und alles andere zu vergessen schien. Als wenigstens einige Tage darauf zufällig ein Boot in ihrer unmittelbaren Nähe vorüberfuhr, nahm sie nicht die geringste Notiz davon, sondern drehte den Hals und quäkte unbefangen weiter.

Diese Wahrnehmung führte zu der Idee, die musikalische Gans während ihrer Verzückung zu fangen, und die Ausführung fand auch gar keine Hindernisse. Das Thier ließ sich ruhig greifen und an Bord bringen. Ein zeitweises, aber durchaus sanftmüthiges Quäk, Quäk entrang sich ihrem gefühlvollen Busen, aber als sie mit gebundenen Flügeln auf das Deck gesetzt wurde, verrieth sie durchaus keine Wildheit oder Unbehagen. Sie freute sich offenbar nur, den bezaubernden Tönen näher zu sein, und sobald diese wieder erklangen, watschelte sie auf das Hinterdeck, wo die Spielleute waren, und lauschte.

Es war für uns ein ebenso komischer als wunderbarer Anblick, das Thier in dieser Situation zu sehen, und natürlich wurde es bald der Held des Geschwaders. Jedes an Bord befindliche Thier erhält seinen Namen und durch Stimmenmehrheit wurde die Gans Auguste getauft. Sie wurde bald ganz zahm, fraß aus der Hand und ließ sich von Jedermann anfassen und streicheln. Nur wenn die Musik spielte, ließ sie sich nicht halten, dann lief sie auf das Hinterdeck und schenkte den Tönen ihre ungetheilte Aufmerksamkeit.

Bei Rückkunft der Arcona wurde das merkwürdige Thier dem zoologischen Garten in Berlin überwiesen. Die musikalische Auguste lebte noch vor einem Jahre — schade, daß sie in ihrer neuen Heimat so wenig Gelegenheit hat, ihr zartfühlendes Herz an harmonischen Accorden zu erfreuen. R. Werner.

*) Siehe No. 4 Seite 63.

Fischstudien. III.*)

Die Weichfische im Müritzsee und ihr Feind, der Cormoran.

Kein Land in Deutschland hat nach Verhältniß seiner Größe so viele Seen, als Mecklenburg-Schwerin. Im Südosten und in der Mitte des Landes ist keine Stadt, ja fast kein Dorf und Hof ohne einen größeren oder kleineren See. Abgesehen von dem Einfluß dieser Gewässer auf die romantische Lage vieler Gegenden und von ihrem anderweitigen Nutzen, enthalten dieselben einen großen Reichthum der wohlschmeckendsten Fische. Die zahlreichsten und edelsten Zünfte und Sippschaften der sogenannten Weichfische, von denen die Zünfte der Karpfen und Brachsen den Typus der Fische vorzugsweise an sich tragen, sind nicht blos für Mecklenburg, sondern für ganz Deutschland in der Müritz vertreten. — Dieser Reichthum und diese Schönheit haben in der

*) Siehe Daheim, Jahrgang II. S. 358, 491.

Größe des Sees ihre Ursache, aber auch in der durch Wald, Hügelreihen und Rohrplaggen geschützten Lage der Laichstellen und in dem sandigen und kalkartigen Untergrund. — Da die Weichfische in Gesellschaft leben, so versammeln sie sich, namentlich die Brachsen, in so großen Scharen, daß sie an stillen klaren Sommerlagen, wo sie an die Oberfläche schwimmen, eine Achtelquadratmeile gleichsam bedecken. Das Schwierigste aber ist, diese schönen Fische zu fangen, denn selbst, wenn man sie mit dem Netze umspannt zu haben glaubt und tausende zu fangen hofft, zieht man das leere Netz auf. Aber was der Mensch mit seinem Netze nicht ausrichten kann, das versteht der Cormoran — pelecanus carbo — durch seinen regelmäßigen Fischfang. Dieser geschickte Fischfänger und große Fischräuber gehört zu den taucherartigen Wasservögeln und ist fast so groß wie eine Gans. Er lebt in Gesellschaft und nistet in Colonien; sein Nest legt er auf Bäumen an und benutzt dazu als Grundlage alte Krähen- und Reihernester. Sobald er seine Jungen ausgebrütet hat, wirft er sie, wie die Baumente, aus dem Neste, oft 30 Fuß hoch, und zieht mit ihnen aufs nächste Gewässer. Sein Hunger scheint unersättlich zu sein. Er verschlingt Fische von über 3 Zoll Breite und 1 Fuß Länge, und Aale selbst von 2 Fuß Länge, die er in sehr kurzer Zeit verdaut. Im Spätsommer und Herbste versammeln sich die Cormorane in Scharen von hunderten und betreiben gemeinschaftlich ihren Fischfang. Sie schließen nämlich einen regelmäßigen Halbkreis auf dem Wasser und schwimmen, immer in einer Entfernung von 16 Fuß von einander, in diesem Halbkreis langsam weiter; einige tauchen von Zeit zu Zeit unter und treiben die Fische aus der Tiefe vor sich hin. Diese gerathen vor ihren Feinden in solche Angst, daß sie blindlings fortschwimmen und nicht blos ans Land gehen, sondern sogar aus dem Wasser aufs Land springen. In Scharen von hunderten findet man die Cormorane in Mecklenburg nur auf der Müritz, wo ihnen das weite und ergiebige Jagdrevier besonders zusagt. — Um ihre Kunst auszubeuten, wurden sie im 15. und 16. Jahrhundert von dem um die Müritz wohnenden fürstlichen Herrn von Werle und von den Rittern von Holstein und von Morin zahlreich jung eingefangen, gezähmt und zum Fischfang benutzt, so daß, wie die Falknerei in Süddeutschland und Frankreich, so die Cormoranerei hier ihre Zeit und ihre Pflege hatte, wenn auch in beschränkterer Ausdehnung. H. P.

Eine Wildniß im Herzen Deutschlands.

I.

Das Rhinluch in der Mark.

Wer sollte es glauben, daß im Herzen des cultivirten Deutschlands, in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt von Preußen, noch Striche von so wildnißartigem Charakter vorkommen könnten, daß sie uns in eine Wüstenei zu versetzen scheinen, und Culturzustände ganz eigner Art unter ihren Bewohnern entdecken lassen. Und doch ist dies der Fall; nur wenige Meilen von Berlin liegt ein Landstrich, welcher kaum die ersten Spuren menschlicher Thätigkeit aufzuweisen hat, und durch seine Beschaffenheit der Cultivirung große Hindernisse entgegenstellt; es ist die unerschöpfliche Schatzkammer, aus welcher Berlin seinen hauptsächlichsten Bedarf an Brennmaterial, den Torf, bezieht. Sehen wir uns die Landschaft zuerst etwas genauer an, um dann ihre eigenthümliche Bevölkerung kennen zu lernen.

Im Norden von Berlin liegt eine Niederung, welche früher jedenfalls ein ununterbrochener See war. Die Havel fließt in einem riesigen Halboval von Zehdenick über Liebenwalde, Oranienburg, Spandau, Potsdam, Brandenburg, Rathenow nach Havelberg, und hinter dieser Stadt in die Elbe. Dieses ganze von ihr umschlossene Gebiet ist ein Wechsel von Sand und Sumpf, und war früher ein großer See, von dem noch Reste in den vielen kleinen Seen der Gegend, namentlich um Potsdam übrig sind. Quer durch diesen Landstrich von Oranienburg nach Havelberg eine gerade Linie gezogen, durchschneidet die großen Torflager der Mark; es ist eine Niederung, in welcher in vielen Armen und Windungen das Flüßchen Rhin strömt, auch finden sich größere von ihm durchflossene Wasserspiegel, namentlich der Cremmer und Ruppiner See. Hier hat sich wohl das Wasser am längsten gehalten, und einen ungeheuren Sumpf gebildet, in welchem Sumpfpflanzen (Kräuter und Bäume) üppig aufwuchsen, und in jahrhundertlangem Gährungsprozeß die mächtige Torflage bildeten. Ueber dieser hat sich allmählich eine dünne Humusschicht gelagert, auf der nach und nach die Cultur einzelne Strecken für Wald und Feld erobert hat, während der größte Theil als Moorhaide liegen blieb. Im Torfe findet man viele Reste urweltlicher Thiere und Seemuscheln; in der Humusschicht, Waffen und Münzen aller Art, noch von der großen Schlacht bei Fehrbellin 1675 herrührend. Am Rande des großen Sumpfbeckens haben sich ansehnliche Städte gelagert: Neu-Ruppin, Wusterhausen, Havelberg, Rhinow, Friesack, Cremmen, und eine ganze Reihe Dörfer: Linum, Hakenberg, Tarnow, Feldberg, Lentzke, Kiesen, Stöllen, Garz, Manker, Protzen, Walchow, Langen, Wustrau. Ein seichter Sandrücken scheidet das Sumpfland in zwei Niederungen, deren nordwestliche das Havelberger Luch heißt, die südöstliche wird das Rhinluch genannt. Luch = Loch, ist Senkung, Niederung, das Flüßchen Rhin bekam seinen Namen von Ansiedlern, die Albrecht der Bär nach Ueberwindung der einheimischen Sorbenwendenstämme der Heveller aus den Rheingegenden hieher berief, und die in dem schleichenden Moorflüßchen ein Andenken an den stolzströmenden Fluß ihrer Heimat haben wollten. Schon im 16. Jahrhundert wurde im Havelberger Luche bei Neu-Ruppin auf Torf gegraben. König Friedrich Wilhelm I. nahm die liegengebliebenen Arbeiten wieder auf, ließ das ganze Luch von Ingenieuren vermessen und durch seine Soldaten Abzugsgräben anlegen, wodurch viel Land für die Cultur gewonnen ward. Friedrich der Große hatte an solchen Urbarmachungen seine besondere Freude, und setzte das Werk richtig fort. Er zog Torfgräber aus Ostfriesland herbei, und ließ die Gewinnung regelmäßig betreiben; stellte durch einen Canal aus der Havel nach dem Ruppiner See eine Wasserverbindung des Luchs mit Berlin her, setzte auch 1787 eine eigne Behörde, die Rhin-Torf-Inspection zu Fehrbellin zur Ueberwachung ein. Allein die Sache gedieh nicht recht; der Torf war zu billig, und fand trotzdem keinen rechten Absatz, weil das Holz nicht theuer genug war. Daher wurde 1851 die ganze Unternehmung an Privatspeculanten verkauft, die es alsbald ins Große trieben und einen enormen Gewinn daraus gezogen haben und noch ziehen. Die Arbeitslöhne wurden bedeutend gesteigert und dadurch zahlreiche Arbeiter herbeigezogen, und durch die Theurung des Holzes und Berlins riesenhafte Vergrößerung ist ein Absatz erzielt, der alle Erwartung weit übersteigt. Das Terrain wurde im größten Maßstabe entwässert, und ein völliges Netz von Canälen verbindet die Arbeitstätten mit der Schifffahrt auf der Havel. Die jetzt hauptsächlich in Betrieb stehenden Gräbereien befinden sich am westlichen Ufer des Cremmer Sees beim Dorfe Linum und umfassen über 8000 Morgen Landes, welche 12 Eigenthümern zugehören; während im 18. Jahrhundert der Morgen höchstens mit 5 Thlr. erpachtet wurde, und nach und nach, so lange der Fiscus grub, bis auf 100 Thlr. stieg, gibt er jetzt einen Pachtertrag von durchschnittlich 300 Thlr., und ist für seine Besitzer eine unerschöpfliche Goldgrube. Der größte Torfherr besitzt 3000 Morgen.

Räthsel.

I.

In dunklen Gründen, fern vom Licht,
Ist das Daheim der ersten zwei,
Des Wandrers Fuß berührt es nicht,
Doch wo er ist, sind sie dabei,
Sie bringen Leben ihm und Tod,
Der Arzt macht sie sich unterthan
Und herrscht im Haus auch große Noth,
Sie fehlen nicht dem ärmsten Mann.

Die dritte läuft nach Nord und Süd,
So weit als weht die blaue Luft.
Der Vogel, den's zur Heimat zieht,
Kennt sie im Frühling, der ihn ruft.
Das Schiff, das kühn die Wogen theilt,
Das edle Roß, das vorwärts eilt,
Das Paar, das wandelt Hand in Hand
Folgt auf der seinen unverwandt!

Das Ganze dient dir wundersam
Und leiht der Sehnsucht Flügel dir.
Was schweren Herzens Abschied nahm,
Ich leicht und schnell zusammenführ'!
Aus nachtgebornem Stoff erbaut,
Bin ich des Tages lichte Braut
Denn wie in hellem Kindertraum
Besieg' ich pfeilschnell Zeit und Raum.

II.

Die erste kann von Holz, von Stein,
Und auch von Draht und Eisen sein.
Doch hat sie auch noch andern Sinn:
Manch golden Füchslein schlummert drin.

Die beiden letzten wendet man
Mit Nutzen bei den Schülern an;
Die Musiker bedürfen sie,
Und oft auch die Diplomatie.

Das Ganze ist von großem Werth,
Doch von der Flamme schnell verzehrt,
Und hältst du's nicht in sichrer Hut,
Macht dir's die erste nimmer gut.

III.

Mein erstes brauchen viele nur fürs Essen
Obwohl's auch spricht und singt und küßt und lacht,
Absonderlich bei Meetings und Sonatessen
Oft seine Kunst erfolgreich geltend macht.
Mein zweites in der Küche, dienstbeflissen
Muß oft dem ersten seine Kräfte weihen:
Nur sein Zuviel ist schädlich, wie wir wissen,
Weil sonst der Brei wird leicht versalzen sein,
Und aus der Küche leuchtet ihm mein Ganzes
Als edle Art des zweiten weiß hervor.
Dort wirkt es für den Schauplatz seines Glanzes
Als des Geschmacks bekannter Matador;
Den größten Tafeln ist es unentbehrlich
Es würzt dem Fürsten selbst sein Leibgericht.
Nun rathe lieber Leser! — aber ehrlich
Gestehen will ich's, ein „Mundkoch" bin ich nicht.

Briefkasten.

Mehrere Daheim-Leser in Nieder-Benna bei Merseburg. Graf Baudissin ist ein guter Deutscher und Schleswig-Holsteiner, sein Name wird also deutsch ausgesprochen. — W. S. in Frankfurt a. M. Wir müssen immer dieselbe Antwort geben, daß das Einsenden von Gedichten vollkommen nutzlos ist. Es ist uns nicht einmal möglich, die meisten zu lesen, selbst auf die Gefahr hin, manche Perle zu verlieren. Die wenigen Gedichte, die wir bringen, erbitten wir selbst von den Verfassern. — H. H. in Köln. Daß Herr A. H. Payne im Familienjournal und seinen andern Blättern gewohnheitsmäßig aus dem Daheim nachdruckt, wissen wir, auch hat er bereits die Folgen solcher Plünderei zu seinem Nachtheil empfunden. Wegen des letzten Falles, der uns nicht entgangen war, ist die Klage eingeleitet. — Herrn B. L. in S. Auf Ihren Brief zur Antwort, daß sich „der deutsche Pfarrer von Tristan da Cunha" anschließt an die unter dem Titel „Aus vielen Meeren" bereits früher erschienenen Artikel. Von diesen ist enthalten: No. I. im 1. Jahrg. Seite 588. No. II. im 1. Jahrg. S. 745. No. III. im 2. Jahrg. S. 40. No. IV. im 2 Jahrg. S. 385. Die beiden ersten Jahrgänge können Sie durch jede Buchhandlung oder auch durch uns gegen Postnachnahme beziehen.

Zur Aufklärung.

Es wird uns mitgetheilt, daß an manchen Orten dem Daheim, wenn es in die Hände unsrer Leser kommt, hin und wieder Prospekte zweifelhafter, sogar unanständiger populär-medicinischer Bücher beiliegen. Um der Annahme zu begegnen, als hinge die Verbreitung solcher Sachen irgendwie mit dem Daheim zusammen, erklären wir hiermit ein für allemal, daß das Daheim **frei von solchen Beilagen von Leipzig abgeht**, wir mithin nicht verantwortlich dafür sind.

Verlagshandlung und Redaktion des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 10. November 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 6.**

Das Weib des Karaiten.

Novelle von M. Ben Aron.

(Fortsetzung.)

Die Männer stehen bedeckten Hauptes am oberen Ende des Bettes und murmeln die vorgeschriebenen Gebete, von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Doctor werfend; denn im Augenblicke, wo nach menschlichem Gutachten die allerletzten Lebensaugenblicke eintreten, müssen sie alle, nach dem Gesetze, ihre Stimme erheben, und laut der entfesselten Seele die Worte des Geleites auf ihre Himmelsbahn zurufen — jene Worte, die den Juden seit Jahrhunderten schon als Trost in all ihren Leiden, als Bundeszeichen in all ihren Verbannungen dienen — jene sacrosancten Worte, welche selbst die sogenannten aufgeklärten Juden in den großen Städten mit einer gewissen religiösen Scheu vernehmen — „das Schema Jisroeil" — jene Worte, die mit goldenen Buchstaben an der Bundeslade glänzen und in schlichter Schrift an jeder Thür des Hauses stehen, die sie sich alle Morgen bei dem Tephilimgebete vor die Stirn binden; jene Worte, das Alpha und das Omega ihres Glaubens, die Essenz ihrer Religion:

„Höre Israel! der Herr, Dein Gott ist ein einiger Herr!"

.... Reb Isaak steht dem Bett am nächsten; sein ehrwürdiges Gesicht ist von tiefer Rührung ergriffen; er denkt, indem er die Gebete spricht, daß der Sterbende in seinem ganzen Leben nie sein Freund gewesen, daß er ihm nie wohl gewollt habe, wie jeder gläubige und wahre Jude es doch mit den Kindern seines Volkes thun müsse; er fragt sich, ob, wenn es in Gottes unerforschlichem Rathschluß gewesen wäre, daß er die Mittel in Händen gehabt hätte, dem Meyer etwas Schlechtes zuzufügen, er seine Antipathie hätte besiegen können, und er dankt Gott in seinem Herzen, ihn nicht in solche Versuchung geführt zu haben.

Und immer fort gehen die Gebete und immer aufgeregter wird der Kranke und immer vernehmlicher die unzusammenhängenden Worte, die seine sterbende Zunge hervorlallt'

Da öffnet sich plötzlich die Thüre, und ein Mann tritt athemlos ein und nähert sich dem Doctor Elias.

„Eleazar hat das Gericht nach Lobchow bescheiden lassen!" sagt er.

„Wie ... was?" fragt der Doctor bestürzt ... „ist meinem Bruder etwas passirt?"

„Nichts ... ich weiß nicht ... aber ihm ist nichts passirt, soviel ich weiß ...; das Wasser läuft mit Macht ab ... von oben der Mühle aus kann man ihn ganz genau sehen — inmitten der Arbeiter ..."

„Aber wozu das Gericht?"

„Ich weiß nicht ..." sagt jener mit lauter Stimme ... sie sagen, man hätte im See etwas gefunden ... sie sagen, einen Leichnam ... der schon ..."

Ein greller Schrei unterbricht den Erzähler ... alle wenden sich entsetzt um, und ein haarsträubendes Schauspiel bietet sich ihren Blicken dar.

.... Mit geisterhaft weitgeöffneten Augen stiert sie Meyer an! ... seine bebende, magere Hand hat sich mit der letzten Kraftanstrengung erhoben ... seine Lippe zuckt krampfhaft ...

„Herr Gott ... Deine Gerechtigkeit ..." stammelt er, „Lobchower See ... Gnade ... Gnade, Gott Israels ... ich hab's ja nicht gethan ... nein ... nein ... es ist nicht wahr ... ich sah nur zu, wie er den ... richtigen Weg im Schnee verfehlte ... nein ... ich habe nichts gethan ... Barmherzigkeit ... o, ich bin unschuldig ... war ich sein Hüter? ..."

Der Sterbende ist erschöpft ... alle Anwesenden sind wie versteinert; Reb Isaak hat sich zuerst gefaßt, er ergreift Meyers Hand.

„Meyer!" ruft er mit erhobener Stimme, „in wenigen Minuten wird Dich der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs richten ... der Gott, der die Rotte Korahs in einem Augenblicke vernichtete und der immer wieder, und immer von neuem seinem reuigen Volke verzieh ... Meyer!" ... „Schnee! ... Schnee überall! ..." stammelt der Sterbende ... „rechts geht der Weg ... warum reitest Du links, Verruchter? ... bin ich Dein Wegweiser? ... Rechts ... Rechts! der Pfad links führt zum See! ..."

.... „Schnee! ... Wind! ... das Eis hält nicht ... Rechts! ... O wie es kracht ... wie es kracht ... er schreit ... o ... o ..

was schreit er? . . . was? . . . o . . . Schema Jisroeil, schreit er . . . nun nichts mehr . . . Ruhe . . . Schnee . . . Wind . . . er schreit nicht mehr! . . .“

Eine Pause trat ein.

„Meyer . . . Meyer! . . .“ riefen alle die Umgebenden; „denk an Gott!“

„Gott . . . Gott . . . Gott. . .“ stammelte er . . . Elias erhob sich . . . und machte ein Zeichen! . . . eine convulsivische Bewegung des Kranken, und das Blut schoß aus seinem Munde . . .

„Schema Jisroeil“ . . . schrien die Anwesenden wie aus einem Munde . . .

. . . . Der Doctor ließ den Körper, den er aufgerichtet hatte, in die Kissen zurücksinken.

Meyer war todt! . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Wie der zuletzt bei Meyer Eintretende es gesagt, war eine Botschaft Eleazars an den Bürgermeister gelangt, in Folge deren dieser das Gericht requirirt hatte, ihn nach Lobchow zu begleiten. Der Untersuchungsrichter machte ein ziemlich unzufriedenes Gesicht, besonders da ihm der Bürgermeister sagte, daß in Folge des Regens des vorhergehenden Tages der Fahrweg nach Lobchow fast impracticabel geworden sei und man daher den Fußweg längs des Sees einschlagen müsse . . . Der Kreisphysicus rieb sich vergnügt die Hände und schmunzelte vor sich hin, wenn er an die verwaiste Partie L'hombre am Abende dachte, und versprach sich, daß, wenn, wie es vorauszusehen war, sein Gutachten bei diesem neuen Falle ertheilt werden müsse, er alles aufbieten würde, um dieses so viel wie möglich in die Länge zu ziehen!

Der Fußsteig bis nach Lobchow kürzt den Weg dermaßen, daß man ihn in höchstens einer Viertelstunde gehen kann, und eine ganze Anzahl von Neugierigen — Christen und Juden, Jung und Alt war dem Gerichte gefolgt, denn die sich seit so wenigen Tagen Schlag auf Schlag erneuernden und so ungewöhnlichen Ereignisse hatten eine mehr als fieberhafte Aufregung unter den Bewohnern des Städtchens hervorgerufen.

„Dumme Geschichte . . .“ brummte der Richter vor sich hin, „Gott weiß, um wie viel Uhr wir nach Hause kommen werden.“

„Wenn wir nur nicht ganz und gar hier über Nacht bleiben müssen!“ sagt der Kreisphysicus.

„Was! über Nacht! . . . was reden Sie da, Doctor?“

„Nun, nun! . . . einen Leichnam zu untersuchen, Thatenbestand festzusetzen, Protocoll aufzunehmen und so weiter; das alles erfordert doch Zeit — was sagen Sie dazu, Herr Bürgermeister . . .?“

„Ich sage . . . ich sage . . . daß ich mit dem Donnerwetter werde dazwischen fahren müssen; sehen Sie, meine Herren . . . da vor uns . . . die zwei Jungen, die sich da prügeln . . . hol' mich der Geier . . . und lassen sich auch gar nicht durch die Behörden, die ihnen entgegenkommen, abhalten . . . verwünschte Rangen!“

„Wer sind sie denn . . . kennen Sie sie, Herr Bürgermeister, aber, wenn ich nicht irre, hat ja der eine das Gesicht voller Blut . . .“

„Das ist dieser Ausbund, der Mendel . . . ein Berliner . . . ein zukünftiger Doctor . . . ich muß den Jungen züchtigen lassen, oder er steckt mir ganz Ragiwen in Brand . . . sehen Sie doch . . . aber sehen Sie doch, wie er drauf loshaut . . . und der andere ist auch voll Blut . . . Ha Mendel . . . Mendel . . . warte Du, Range . . . ich komme schon . . .“

Als Mendel den Ruf des Bürgermeisters gehört, dreht er sich plötzlich um, fixirt den Kommenden mit dem Blicke und stößt aus voller Kehle ein weithin schallendes „Hurrah“ aus.

„Ich werde den Jungen aufhängen lassen“, ruft der Bürgermeister entrüstet, „sehen Sie. . . er läßt nicht nach. . . wer mag aber der andere sein . . . doch nicht mein Rudolph . . . von dem . . .“

„Es ist Claus Nitschke!“ sagt einer der Nachfolgenden, die sich den Behörden genähert haben.

„So lauft! lauft! trennt sie von einander, die Jungen können sich ja Schaden thun.“

Ein Paar Männer laufen eiligen Schrittes dem Kampfplatz zu, und während dessen sagt der Kreisphysicus lachend:

„Vielleicht eine neue Untersuchung . . . und wir werden vielleicht noch länger . . .“

. . . „Herr! reden Sie nicht solchen Unsinn“, sagt der Richter entrüstet. „Untersuchung solcher Schlingel? . . . Fünfundzwanzig Hiebe! . . . ich muß fort . . . hab' nöthige Beschäftigung zu Hause . . .“

Während dessen sind die beiden Männer bis zu den Kämpfenden gelangt und haben sie mit Gewalt von einander getrennt. Mendel hat es sich ruhig gefallen lassen, nur der störrische Claus Nitschke schlägt mit Händen und Füßen um sich und . . . droht, es seinem Vater zu sagen.

Endlich kommen die andern näher, und mit einem Ueberfluß von Kraftausdrücken, die der Bürgermeister für besondere Gelegenheiten bereit zu halten scheint, fährt er die beiden Feinde an. Doch Mendel hört ihm kaum zu — fast außer Athem wendet er sich an den Richter und sagt:

„Dieser „Mensch“ weiß die Sache mit Ruben und Meyer besser, als alle anderen; er hat sie ganz anders gesehen und will's nicht sagen!“

„Und warum schlagt Ihr Euch?“ fragt der Bürgermeister.

„Ich wollte ihn zwingen, mit aufs Rathhaus zu gehen und die Wahrheit zu sagen, und er wollte es nicht — wollte fortlaufen! . . .“

. . . Mendel triumphirt und die Ragiwener Behörde steht blamirt da! . . . Der Richter hat ihm freundlich zugelächelt — der Kreisphysicus hat ihm die Haare aus dem Gesicht gestrichen und sich überzeugt, daß er nur zerkratzt ist, und alle Welt sieht ihn theilnehmend an, während man den Verbrecher Claus Nitschke vor den Richter führt . . .

„Ist das wahr, was dieser Knabe sagt?“ . . . fragt der Richter den Delinquenten.

Claus Nitschke fängt an zu heulen und stammelt unverständliche Worte, aus denen die Umstehenden jedoch deutlich die Drohung entnehmen, es seinem Vater zu sagen. Während man ihm gut zuredet, muß Mendel noch einmal den ganzen Vorfall erzählen, und er thut es mit einem merkwürdigen Gedächtnisse.

Endlich haben die Anwesenden Claus beruhigt; der Bürgermeister hat ihm verständlich gemacht, daß, wenn er nicht die Wahrheit sage, er bestraft würde, aber wenn er ordentlich und vernünftig sein wolle, er ganz frei ausgehen würde: ja noch mehr, der Bürgermeister versprach sogar, keine Nachforschungen über die Pflaumen anzustellen, obgleich er sich schon denken könne, wo sie herkämen, da die einzig reifen im ganzen Städtchen sich in seinem eigenen Garten befänden.

Claus beruhigt sich und fängt an, die Leute um sich herum ziemlich dreist anzusehen; schon hat er einen triumphirenden Blick auf Mendel geworfen und ihm von neuem die geballte Faust gezeigt, als sich der Richter ihm nähert und zu ihm sagt:

„Nun, mein Sohn, erzähle mir in einigen Worten, was Du weißt, damit ich sehe, ob es der Mühe werth ist, Dich zu vernehmen oder nicht.“

„Ich weiß nichts“ . . . stottert jener . . . „mein Vater hat gesagt, ich soll stillschweigen und kein dummes Zeug quatschen . . .“

„Wenn es dummes Zeug ist, hat Dein Vater ganz Recht, mein Sohn; aber sag mir, befandst du Dich nahe bei Meyer?“

„Ja . . . ganz nahe . . .“

„Und sahst, wie Ruben den Wurf that . . .“

„Ja, er holte so aus!“ — und Claus machte die bezeichnende Geste — „und schmiß mit aller Kraft . . .“

„Und hörtest Du, was der Meyer zu Rebecca sagte?“

„Ja; und sie schimpfte, und da wollt' er sie schlagen . . .“

„Das ist ja aber dasselbe, was alle andern sagen. . . weißt Du denn nichts Absonderliches über den Fall?“

Claus schweigt, und Mendel ist innerlich wüthend . . . so hatte er ihn dennoch belogen! . . . O welche Tracht Prügel verspricht er in seinem Herzen dem Schändlichen! . . .

„Und sahst Du, wie Meyer getroffen wurde?“ fährt der Richter fort, der im Begriff schon, sich zu entfernen, wie durch Zufall diese Frage thut.

„Nee! . . .“ meint Claus mit verschmitztem Lächeln, „er hat ihn ja gar nicht getroffen.“

„Wie! was! . . .“ schreien alle Umstehenden durcheinander . . .

Claus triumphirt! Er, er allein hat dieses Erstaunen hervorgerufen; er thut sich nicht wenig darauf zu Gute.

Der Richter tritt dem Knaben einen Schritt näher . . . und die Umgebung schweigt von neuem.

„Ich verstehe Dich nicht recht, Kind!“ sagt er, „Du meintest, der

Knittel, den Ruben geworfen . . . nicht wahr, Du sahst, wie er ihn warf . . ."

„Ja! . . . so!" und Claus wiederholt von neuem die besagte Bewegung.

„Und Du sahst den Knittel fliegen?"

„Gewiß!"

„Und sahst, wie er Meyers Brust traf."

„I! Gott bewahre; er flog ja über Meyers Kopf fort und traf einen jungen Buchenstamm."

Man denke sich das Erstaunen der Anwesenden bei dieser Antwort Claus Nitschkes.

„Junge! Du lügst!" fährt ihn der Richter an, „sag die Wahrheit, oder ich lasse Dich gleich arretiren."

Arretiren? . . . Man weiß, daß dieses Wort einen sehr unangenehmen Eindruck auf Claus Nitschke hervorbringt. Er wird wieder verwirrt, stottert und sagt endlich mit weinerlicher Stimme:

„Wenn ich's aber doch gesehen habe . . . der Knittel flog gegen den Buchenstamm . . . und Meyer lag schon an der Erde . . ."

„Aber . . ."

„Junge, weißt Du, welcher Strafe Du Dich aussetzest", sagt der Richter mit barscher Stimme, „wenn Du uns belügst?"

„I mein Herrgott!" entgegnet Claus, der nun vollständig weint, „sehen Sie sich doch die Buche an, da werden Sie schon sehen, was der Knittel angerichtet hat . . ."

Diese Antwort gibt dem Richter wirklich zu denken; er faßt einen raschen Entschluß, und indem er den Bürgermeister beauftragt, sich mit dem Kreisphysicus nach Lobchow zu begeben, kehrt er mit seinem Schreiber und dem Gerichtsdiener wieder nach Ragiwen zurück, um neue Nachforschungen anzustellen, nöthigerweise sich selbst, nebst dem jetzt wirklich in Gewahrsam genommenen Claus Nitschke nach dem Orte, wo die That vollbracht, zu begeben.

Kurze Zeit nachher stehen die Behörden auf einem freien Platz am Lobchower See, unterhalten sich über das räthselhafte Ereigniß, welches sie hieher geführt, und lassen sich von Eleazar und dem Ingenieur berichten, wie, nachdem das Wasser einige Stunden lang stark abgelaufen, die Arbeiter, die sich jetzt langsam auf die sich allmählich immer mehr senkende Wiese gewagt und daselbst fast vermoderte, eingetriebene Baumstämme gefunden hatten, zwischen denen das Gerippe eines Thieres und eines Menschen wie eingeklemmt gewesen, zu dem Funde gekommen waren.

Jetzt erst begann man die Untersuchung dieser Gerippe, besonders des menschlichen, welches ganz mit Schlamm bedeckt war, und das Eleazar, ohne zu erlauben, daß man es berühre, hatte bei Seite tragen lassen, bis zur Ankunft der von ihm gleich nach dem Funde benachrichtigten Behörden.

Während der Kreisphysicus diese Operation leitete, hatte sich um den Gutsbesitzer ein zahlreicher Kreis Neugieriger gebildet, der fast von Minute zu Minute sich vergrößerte, denn jeden Augenblick kamen neue Ragiwener, um genaue Details zu erfahren, und fast jeder von ihnen brachte neue Nachrichten aus der Stadt — der eine den Tod Meyers — der andere die schleunige Rückkehr des Richters nach der Stadt und seine Fahrt nach dem Buchenhaine in Begleitung Claus Nitschkes, dessen Vaters und mehrerer anderer Zeugen.

Endlich kam auch Abraham, welcher dem Tode Meyers beigewohnt hatte, Eleazar bei Seite nahm und ihm, so gut er es vermochte, die grausenerregenden Details desselben mittheilte, und wie der fast bis zur Gewißheit begründete Verdacht in allen Anwesenden aufgestiegen war, daß der Todte das Geheimniß des fast zur selben Zeit im See aufgefundenen Leichnams mit ins Grab genommen habe.

„Ja!" sagte endlich der Kreisphysicus, nachdem das Skelett ein wenig gereinigt worden — „da ist weiter nichts zu sehen, als daß dieses Skelett das eines Mannes ist, der — nun, ich kann es noch nicht genau bestimmen — aber es scheint mir, daß er noch gar nicht lange hier ertrunken sein muß — man kann es nicht so genau sagen; es können eben so gut zwanzig, wie fünfzig Jahre sein, aber mehr wahrscheinlich nicht! . . ."

Alle haben sich jetzt um den Arzt gedrängt und werfen furchtsame Blicke auf die irdischen Ueberreste des Verunglückten.

„Herr Doctor! . . ." ruft plötzlich einer der Arbeiter, der niedergekniet ist und mit einem in der Eile herbeigeschafften Tuche die Knochen vom Schlamm befreit — „sehen Sie hier . . . eine Kette . . . und eine Büchse . . . warten Sie — ich werde sie abwischen . . . da haben Sie sie!" Und er übergibt dem Kreisphysicus eine kleine verrostete Büchse, die an einer Kette befestigt ist und die der Ertrunkene wahrscheinlich um den Hals getragen hatte, denn sie hing noch an der Wirbelsäule.

Der Bürgermeister nahm sie aus der Hand des Physicus und examinirt dieselbe von allen Seiten . . .

„Sollte diese Büchse nichts enthalten . . ?" meint er, „sie ist noch gut erhalten . . . ist wahrscheinlich von Silber . . . wenn man nur wüßte, was darin wäre —"

Und er strengt sich an, die Büchse zu öffnen, und es gelingt ihm nach einigen vergeblichen Versuchen, indem durch eine seiner Kraftanstrengungen das Charnier zerbricht.

Die Büchse, deren Inneres durch den hermetischen Verschluß sich frei von Wasser erhalten hat — enthält eine kleine zusammengelegte Rolle Papier — der Bürgermeister zieht sie heraus und versucht, die schon vergilbte Schrift zu entziffern, während alle Anwesenden stumm und mit der größten Erwartung ihn anblicken.

„Das ist ja Hebräisch! . . ." ruft plötzlich der Bürgermeister, „sehen Sie, Herr Bentheim, ob Sie es verstehen! . . ."

Eleazar nimmt mit vorsichtiger Hand das kleine Röllchen Papier, versucht zu lesen und bemerkt nicht, daß Abraham sich über seine Schulter beugt und gleichfalls einen Blick darauf geworfen hat.

Nur einen Blick . . . dann taumelt er, wie vom Schlage getroffen, zurück . . .

„Die Psalmen Davids . . ." ruft er, „Gott — boruch hu . . . hat gerichtet . . . Nur die Karaiten tragen stets Abschriften der Bibel auf ihrem Körper! . . ."

„Was meinst Du . . . um Gotteswillen erkläre Dich . . . " ruft Eleazar bestürzt . . .

„Der Mann war ein Karaiter", schreit Abraham bleich wie der Tod, „und ein Karaiter ist seit vierzehn Jahren verschwunden."

„David . . . Rahels Mann! . . ." ertönt es aus aller Ragiwener Mund.

„Zeigt jene Büchse seinem Weibe . . ." ruft Abraham, „sie wird Euch sagen, wer der Todte gewesen."

„Halt!" ruft ein alter Mann inmitten der Umstehenden, „ich entsinne mich, David hatte den linken Arm gebrochen, und er war schlecht curirt."

Der Kreisphysicus kniet bei dem Gerippe nieder, examinirt einige Augenblicke, dann sagt er: . . .

„Es stimmt . . . hier ist der untere Theil des Armknochens schief angewachsen . . ."

Die Anwesenden sind lautlos — nur Abraham faltet die Hände und wirft einen langen, inbrünstigen Blick gen Himmel.

IX.

Drei Tage sind seit dem Letzterzählten verflossen — es ist wiederum Freitag Abend, und wir führen noch einmal den Leser in Rahels Stübchen ein.

Die Wittwe des Karaiten liegt noch immer in ihrem Bette und leidet, jedoch scheint sie ruhiger als sonst, oder stellt sich wenigstens so, um die, welche um ihr Bett versammelt sind, nicht zu betrüben. Eleazar und Elias sitzen an ihrem Bette; Johanna steht ihm zu Füßen und Rebecca am oberen Ende. Letztere vermeidet es auffällig, ihrer Mutter unter die Augen zu kommen, als wolle sie ihr ihren strahlenden Blick und ihre lebhaft gerötheten Wangen verbergen.

„Wie gut Ihr seid gegen mich, Ihr lieben Kinder," sagt die Kranke, „verlaßt so Euer väterlich Haus, um mir zu leisten Gesellschaft am Schabbesabend!"

„Nun!" meint Eleazar, „wenn das unsere ganze Güte ist, so ist sie nicht weit her . . ."

„Hat man auch geschickt meinem Ruben „Barchis" (Schabbesbrot)?" fragt Rahel plötzlich.

„Ich möchte, Ihr wäret erst gesund und könntet so viel Barchis essen, wie Ruben heute Abend gegessen hat," sagt lächelnd Elias.

„Werde ich wohl je werden wieder gesund?" seufzt die Kranke.

„Thut es meinethalben wenigstens, Tante," sagt der Doctor, „ich muß mir ja hier einen Ruf erwerben."

„Und Meyer?" fragt die Kranke, „wie hast Du ihn heute Abend gefunden?"

„Sein Zustand hat sich nicht verändert."

(Schluß folgt.)

Der deutsche Wald in seinen Jahreszeiten.

I. Das Leben des Herbstwaldes.

Von Hermann Wagner.

Hat dich der lange, heiße Sommer ermüdet und ausgedörrt, der Sommer, welcher Körper und Geist erschlaffte, er, der die unheimlichen Dämonen verheerender Epidemien gebar und sie zu tausendköpfigen Ungeheuern großzog — o Freund, so danke Gott, daß er ins Meer der Vergangenheit endlich hinabstieg und dem kühlen, erfrischenden Herbst seine Herrschaft abtrat!

Siehe, die langen, weißen Herbstfäden ziehen am Fenster vorbei. Komm, folge ihnen! Kann Oberon oder irgend einer seiner Elfen ein besseres Reisegefährt finden, um durch die Luft hinauszukutschiren in den deutschen Herbstwald? Kleine Spinnen verschiedener Art fertigen diese silberhellen Luftschiffchen. Auf den Enden schwankender Zweige sitzen die Thierchen und spinnen langhin die schneeigen Fäden, zart und fein, wie der Sonnenstrahl. Der frische Luftstrom treibt den Faden weit hinaus, rollt ihn jetzt stellenweise zu lockeren Flocken gleich Flaumfedern zusammen, dann dehnt er ihn wieder flatternd lang aus gleich weißen wehenden Friedensfahnen. Der Kampf des Sommers ist zu Ende, der Herbst leitet als Unterhändler die Ruhe des Winters ein. — Jetzt reißt durch einen kräftigen Luftstoß das zarte Ankertau, welches das Luftschiffchen noch am heimatlichen Baumzweige festhielt. Die Spinne sitzt als Luftschifferin auf dem Tauwerk. Hinauf und hinab und wieder hinauf segeln die Herbstfäden über die abgeerntete Flur dem Walde zu. Die Spinnen beziehen ihre Winterquartiere.

Gegrüßt sei uns der deutsche Wald im frischen Hauche der Herbstluft! Er duftet nach Laub, sein Geruch ähnelt dem würzigen Heu, das der Schnitter dem Dorfe zuführt. Wie hat sein Aussehen sich binnen wenig Wochen geändert! Statt des hellen Maigrün des Frühlings, statt der eintönigen dunkleren Färbung des Sommers hat er ein buntes Gewand angelegt. Hier vor uns am Waldsaume, an welchem der scharfkalte Nordost bei nächtlicher Weile Bäume und Gebüsche mit Reifsternchen versilberte, haben die Birken ihr Laub in helles Grün umgewandelt. Die schöngezackten Blätter des Ahorn schrumpften verdrießlich zusammen, der alte Baum gleicht einem Krauskopf, dem eine unangenehme Geschichte durch den Kopf geht. Das Buchenlaub ward heller, der Hornstrauch färbte seine Zweige blutroth, seine Blätter schimmern purpurbraun; auch der Liguster, die Brombeeren und stellenweise selbst der Weißdorn theilen dieselbe Färbung. Manche Eichen erscheinen bereits in fahlem Braun, andere, die etwas geschützt vorm Winde standen, haben noch das volle, kräftige Grün. Der Herbstwald gleicht einer Harlekinjacke, einem bunten Kleid aus tausend Flecken und Flicken zusammengesetzt. In Nordamerika soll die Lebhaftigkeit der Färbung, das Feuer des Gelb und Roth des Blattwerkes noch viel greller sein als bei uns. Es ist jedoch stellenweise auch im deutschen Walde bunt und scheckig vollauf.

Jedes Blatt im Walde hatte vom Sonnenlichte während des Sommers sich sattgetrunken, jedes hatte Lebensluft reichlich gespeist und mit ihr seine übrigen Stoffe gemischt. Das große Festmahl geht zur Neige, die Gäste sind trunken und übersättigt. Die große Illumination wird geschlossen, und wie bei einem Fackelzug zum Schluß alle Fackeln zu einem gemeinsamen Lichtberg auf einen Haufen geworfen emporlodern, so flammt und flackert im Herbst der ganze Wald zu guterletzt noch einmal hoch auf, um dann zu verlöschen.

Die Raben fliegen krächzend um die halbentblätterten Wipfel. Die Heher grüßen uns mit lautem Kreischen, und von Zweig zu Zweig hüpfen die Eichhörnchen. Sie halten Ernte und bereiten die Winterquartiere vor. Eicheln, Bucheckern und Haselnüsse sind gut gerathen. Sie stillen den geflügelten und den vierbeinigen Nußknackern nicht nur den augenblicklichen Hunger, sie bieten ihnen auch reiche Vorräthe für die kommende arme Zeit. Die Thiere legen ihre Wintermagazine an. Dort auf dem freien Platze unter der Eiche bohrt eine Krähe emsig Loch um Loch mit dem Schnabel in den weichen Boden und steckt Nüsse und Eicheln hinein. Später wird sie dieselben wieder aufsuchen. Jene, welche von ihr verlocht sind und nachmals vergessen werden, erwachsen zu neuen Bäumen. Die Raben sind gute Waldgärtner, die ersten Lehrmeister der Forstwissenschaft! Die Eichhörnchen haben ihre Speisekammern droben auf dem Baume im tiefen Astloche und im künstlich geflochtenen Neste. Die Haselmäuse bergen ihre Schätze drunten im Busche. Sie haben im Herbst alle Hände voll zu thun. Die Waldmäuse lesen am Boden zusammen, was bereits zur Erde gefallen ist; sie sputen sich, denn von fern hört man bereits das Grunzen des weißzahnigen Borstenviehes, das der Hirt zu üppiger Mast durchs Revier treibt.

Wie sieht's im Gebüsch wunderlich aus! Diese Aeste sind bereits kahl, andere zur Hälfte von den Blättern entblößt, die dritten noch völlig belaubt, gelb, braun, roth oder grün. Verschrumpftes Ahornlaub und die großen gefiederten Blätter der Edelesche sind von den Bäumen oben darauf gefallen und hängen unordentlich, wild und malerisch in den Astgabeln umher, da einzeln, dort händevoll. Hast du am Schlusse eines großen Jahr- oder Meßmarktes den Wirrwarr mit angesehen, den beim Einreißen der Buden und Stände der große Marktplatz darbietet: Stangen, Bretter, Kisten und Kasten, Stroh und Genists, alles liegt durch einander, — so, nur noch viel wilder erscheint jetzt das Waldgebüsch. Die hellpurpurnen eckigen Früchte des Spindelbaumes, mit den hervorquellenden goldgelben Kernen schimmern links, rechts leuchten scharlachrothe Beeren der Eberesche, weiterhin schwarze Trauben des Flieders, dann jene der Rainweide und des Hornstrauches, des Schneeballen und des Geisblattes. Es sind letzte Reste, die noch beim Ausverkauf der Herrlichkeiten des Waldes übrig geblieben sind. Da huscht das kleine Gesindel von allen Seiten heran. Rothkehlchen und Drosseln und die übrigen lustigen Vagabunden. Sie suchen wohlfeile Reisekost für den weiten Marsch nach dem fernen Süden, alles muß aushelfen! Glück zu, ihr gefiederten Musikanten, daß ihr den Sprenkeln und Schlingen entgeht, welche Dorfbuben, Vogelfänger und Jäger durch den Wald hin gestellt haben! Kuckuk, Nachtigall und andere zärtliche Leute brachen schon frühe auf, bald wird der Wald ziemlich leer sein. Aber selbst jene Vögel, die als Strich- oder Standvögel auch in der schlimmen Zeit im Lande bleiben, schlagen sich zu kleinern und größern Gesellschaften zusammen. Der helle Ruf der Finken und das scharfe Zwitschern der Meißen mischt sich mit dem Rascheln der dürren Blätter und dem rauhen Krächzen der Raben. Das ist Herbstmusik!

Der Förster schreitet mit seinem Hund durch die Waldung. Er sieht den Herbstwald mit anderen Augen an, als der Tourist und der Maler. Er überrechnet, wie viel Klafter Holz der Forst in diesem Sommer von neuem erzeugt hat. Der Wald ist ihm eine große Werkstatt, ein vielseitig verzweigtes Geschäft. Rohstoffe lieferten drunten der Boden, droben Luft, Regen und Sonnenschein. So und soviel tausend Centner Wasser träufelten im Laufe des Jahres aus den Wolken herab, so und soviel tausend stiegen in Bäumen und Gesträuchen empor, verdunsteten wieder oder kehrten theilweise als Saft dahin zurück. Sie waren Träger von hunderten Centner Kohlensäure und Salzen, die als Kohlenwasserverbindungen jetzt das Holzwerk darstellen. Der Wald hat eine bestimmte, nachweisbare Gewichtsmenge Kohlenstoff gewonnen, die sich in Einheiten als Wärme und Kraft übertragen läßt. Der Ueberschuß der ursprünglichen Zufuhr strömt im Flusse, der den Wald durchschlängelt, wieder dem Allernährer Ocean zu.

Aus dem aufsteigenden Safte wurden neue Holzlagen und Rinde, neue Aeste und Zweige, Blätter und Früchte. Der erfahrene Forstmann überschlägt im Herbst, am Feierabend der Jahresarbeit, wie viel Centner Lohe, wie viel Kubikfuß Nutzholz, wie viel Klaftern Brennholz, Schock Reißwellen, Bindholz, Stangen und Stäbe, wie viel Pfund Waldsamen und anderes sein Revier glücklich erzeugt hat. Die Berechnung des Wildstandes kommt noch hinzu. In dem einen Reviere beaufsichtigt der Mann die Laubharker, daß sie den jungen Nachwuchs nicht schädigen, in einem andern stellt er selbst Leute an, das Moos am Grunde der Bäume aufzukratzen, um die Raupen von waldverderbenden Schmetterlingen aus ihren Winterquartieren hervorzusuchen, die sie dort bereits bezogen haben.

Ja, der Waldboden, er sieht im Herbst womöglich noch wunderlicher aus, als das Baumwerk und das Gebüsch. Alles niedere Gewächs neigt sich müde zur Erde. Die Blumen sind abgeblüht, die



Deutscher Herbstwald.

Originalzeichnung von H. Brinckmann in Düsseldorf.

Samen suchen ein Unterkommen. Das Wasser trägt die einen hinweg, andere segeln, von Flügeln oder Federkronen getragen, im Luftzuge weiter. Das Gevögel, welches durch die Büsche schlüpft, das Wild, welches, von den Feldern zurückkehrend, im Walde sich von neuem häuslich einrichtet, selbst der Mensch, welcher der Arbeit oder dem Vergnügen im Walde nachgeht, — sie alle müssen unbewußt helfen, die kleinen Samen weiter zu tragen. Mit Stacheln und Haken hängen dieselben sich fest und werden anderwärts wieder abgestreift. Manche jener Samen gehen dabei wohl zu Grunde, hinreichend genug finden aber auch geeignete Stätten zum Keimen. Im nächsten Jahre werden dieselben Arten kleiner Gewächse hier wieder grünen und blühen.

Die ausdauernden Kräuter legten unterirdische Knospen an, speicherten in den Wurzelstöcken Nahrungsvorräthe für sie auf. Mit den abgestorbenen Blättern und den verwelkten Stengeln decken sie sich schließlich selbst zu — ein Gärtner könnte es kaum besser besorgen.

Auch das gesammte kleine Gethier, das von den Blättern und Blüthen des Waldes während des Sommers zehrte und groß ward, wandert in die Winterquartiere, die meisten hinein in den Boden. Du findest die ausgefressene Haselnuß, den durchlöcherten Gallapfel am dürren Eichenblatt, — die Larven der kleinen Käfer und Gallmücken sind in die Erde und in die Moosdecke geflüchtet und haben sich daselbst eingepuppt. Auch die Baumborke mit ihren tiefen Ritzen muß Schlafkämmerchen abgeben. Dort liegen Eihäuschen von Spinnen und Schmetterlingen mit Gespinnst oder Filz überzogen. Dort hängen Puppen von Tagfaltern und Blattwespen hinter den Flechtenbüscheln. Die Nacktschnecken haben sich verkrochen, die Gehäusschnecken sind eben dabei, ihre Hausthür zu schließen. Sie schrumpfen auf den möglichst kleinsten Raum ein und fertigen dann zum Schutz eine verschließende Wand aus erhärtendem Schleim.

Die Laub- und Grasfrösche, Kröten und Salamander haben das Wasser als Zuflucht aufgesucht. Blindschleichen, Nattern und Ottern beziehen die Winterlöcher unter den Gebüschwurzeln und schmiegen sich gern zu mehreren an einander. Im hohlen Baum richten sich die Fledermäuse zum langen Schlafe ein.

Was wackelt dort für ein sonderbares Ding über den Weg? Ein Igel ist's, der sich im dichtesten Laube gewälzt hat. Hundert Blätter hat er mit seinen Stacheln aufgespießt, lange dürre Grashalme schleppt er hintennach. Er trägt Baustoffe zusammen, um sein Winterlager zu fertigen. Mitten in dem wirren, großen Haufen, den er aufthürmt, wird er sich ein sauberes Kämmerchen einrichten und dann einschlafen.

Ein heiteres Lied, von kräftiger Männerstimme gesungen, klingt durch den Wald. Ein Wanderbursch schreitet den Fußpfad entlang dem Städtchen zu, das jenseits des Berges liegt.

Was zieht nicht an der Seele des heimkehrenden Wanderers alles vorüber bei seinem Marsch durch die herbstliche Waldung! Alle süßen Erinnerungen des Kinderfrühlings, alle Blumen des Sommers! Ja, es ist wahr, zur Herbstfrische gesellt sich gelegentlich wohl auch die Herbstwehmuth, besonders wenn die Nebel dicht und schwer auf der Landschaft lagern und die großen Tropfen langsam von einem welken Blatte zum andern perlen. Das Sommerfest des Waldes ist ja zu Ende. Wie am späten Weihnachtsabend den schlaftrunkenen Kindern das neu erhaltene Spielzeug zuletzt aus den Händen dahinsinkt, so taumelt auch im Herbstwalde schließlich alles zur Erde: Blätter und Halme. Aber Vater und Mutter wachen ja über den träumenden Schläfern, — sie werden schon aufräumen!

Frühling war es, als der Wanderbursch einst vom Elternhause im Städtchen drüben davonzog. Wie das junge Grün damals aus den sich öffnenden Knospen hervorquoll, so sproßten zahllose Hoffnungen, Wünsche und Pläne aus überströmender Jünglingskraft. Ein langer Sommer ist an ihm vorübergegangen. Er sieht die welken Blätter vor seinen Füßen zur Erde taumeln, — auch viele seiner Träume und Hoffnungen sanken dahin, aber er hat erkennen gelernt, daß jedes fallende Blatt zuvor eine Knospe zu einem neuen Zweige erzeugt hat und daß auch von diesen nicht jede ein Fruchtauge sein kann. Die Winterknospen der Bäume sind gepanzert mit derben Schuppen, bereit zum Kampfe mit Wind und Wetter. Der Herbstwald erscheint ihm als ein gewappnetes Heer kräftiger Männer.

Der blumenspendende Lenz trieb nach außen, der Sommer schürte die Lust zu heller Lohe, — der Herbst führt zurück von außen nach innen. Unverdrossener Wanderbursch! Das Vaterhaus wird dich erwarten und aufnehmen; dort sproßt, grünt und blüht es weiter in Geist und Gemüth, was das helle Sommerleben draußen dir spendete!

Glückselige Heimkehr!

Meine kleine Hausapotheke.

Von Dr. Dyrenfurth.

In der bei weitem größten Mehrzahl der Krankheitsfälle bildet der Arzt die zweite Instanz, welche angerufen wird, nachdem der Proceß in der ersten verloren worden. Verhältnißmäßig selten erblickt der Arzt eine Krankheit frisch und unverfälscht, wie sie aus der Hand der Natur kommt; meistens haben schon so und so viel geeignete und ungeeignete Hausmittel an ihr herumgepfuscht, und erst, wenn diese die erwartete Hilfe versagt haben, oft wenn der Tod schon auf der Zunge sitzt, heißt es: rette, Doctor! Wie häufig tritt nun aber der Fall ein, daß, um mit dem begonnenen Rechtsgleichniß zu schließen, mittlerweile die Appellationsfrist verstrichen und die Partei, die sich zu lange auf Winkelconsulenten verlassen, unwiderruflich in die Kosten — an Leben und Gesundheit! — verurtheilt ist!

Nicht möglich! — höre ich einwenden — was kann es Harmloseres, Unschuldigeres geben, als ein Hausmittel? Hirschtalg, Rosensalbe, Mückenfett und Birkenthee — was steckt denn für ein gefährliches Gift in diesen Sachen? — Und wie oft schon hat ein einfaches Hausmittel in schweren Krankheiten geholfen, wo der Doctor in ellenlangen Recepten seine ganze Kunst vergebens erschöpft hatte! Besitzt doch ein jeder Strich, jedes Dorf gegen bestimmte Krankheiten sein bestimmtes Heilmittel, dessen Ruf sich beharrlich durch Generationen fortpflanzt. Hier soll in fieberhaften Krankheiten die Lindenblüthe die Hitze lindern, da die eingeschmierte braune Butter Anschwellungen jeder Art, auch Halsentzündung und Bräune zertheilen, dort ein ausgelegter Kuhfladen geheimnißvolle Kräfte bei Eiterungen entwickeln, abgesehen von anderen, noch ekelhafteren Stoffen, welchen bei Wunden, Verbrennungen und Geschwüren ein unfehlbarer Erfolg zugeschrieben wird. Vielen vertritt als erste Hilfe der Aberglaube — denn der und die Quacksalberei sind ja leibliche Geschwister — die Stelle des Hausmittels, und nicht immer der ungebildetste Theil des Volkes setzt ein unerschütterliches Vertrauen auf allerlei Sympathieen und sonstigen Hokuspokus. Hat sich von meinen Leserinnen noch keine ein Ueberbein, eine Warze, das Fieber oder die Rose versprechen lassen? —

„Hilft's nicht, so schadet's auch nicht," lautet die solchen Unsinn beschönigende Redensart, die aber auf einem sehr großen Irrthum beruht. Denn einerlei, ob wir die Hände müßig in den Schoß legen, oder nicht helfende Mittel anwenden — in gefährlichen Fällen steigern wir durch Versäumen der rechten Hilfe die Gefahr. Und sind denn die gang und gäben Volksmittel, wenn wir sie bei Lichte betrachten, immer so unschädlich? Mit vielen, ich will sie nicht nennen, wird ein heilloser Mißbrauch getrieben. Aber selbst ein an sich ganz unschuldiges, unter Umständen wohl recht brauchbares Mittel kann, am unrechten Ort und zur unrechten Zeit angewandt, das größte Unheil stiften. Gar manchem, der am eingeklemmten Bruch litt, hat das Vertrauen auf warme Brettchen, Steine oder Salben, mit denen der schmerzhafte Unterleib gemaßregelt wurde, den Tod gebracht, während ein einziger, aber rechtzeitiger glücklicher Handgriff des Arztes sein Leben hätte erhalten können. — Die Mohnmilch erfreut sich eines nicht seltenen Gebrauchs in der Kinderstube, sie steht in dem Ruf, den kleinen Schreihälsen Ruhe und Schlaf zu schenken, wie sie denn, vermöge des im Mohn enthaltenen Opiums, schon so manches Kind in die ewige Ruhe befördert hat! — Für entzündete Augen der Neugebornen rühmt der Volksmund das Auflegen rohen Rindfleisches, und wenn auch hundert unglückliche Kinder für's ganze Leben ihr Augenlicht verloren haben — das rohe Rindfleisch wird bei

Augenleiden seinen Ruhm doch bewahren! — Einem Täßchen Fliederthee läßt sich etwas Böses wohl kaum nachreden; hat sich doch ein jeder bei Erkältungen von dem Nutzen einer tüchtigen Schweißcur überzeugt. Und dennoch kann derselbe Fliederthee, zur Unzeit, im Uebermaß und im Verein mit einem sonstigen erhitzenden Verhalten, bei Pocken, Masern und Scharlach angewandt, überaus nachtheilig wirken. Der thörichte Volkswahn ächtet in diesen Krankheiten die frische Luft, das kühle Wasser; er setzt seine Zuversicht auf eine Backofentemperatur, er meint, durchs Schwitzen in einer qualmigen, verpesteten Atmosphäre den säumigen Ausschlag mit Gewalt herauszutreiben, und fördert dadurch nur das Fieber, den Blutandrang nach dem Gehirn, woran so viele zu Grunde gehen.

Die Hausmittel sind am Tode vieler Menschen schuld! — Wie reimt sich nun aber mit diesem Feldzuge gegen die Hausmittel mein Vorhaben, den Lesern dieser Zeitschrift eine Reihe von solchen Mitteln vorzuführen, für gewisse Fälle zu empfehlen und ihre Wirkungs- und Anwendungsweise zu besprechen? — Ich denke, ganz gut. Denn wenn nur zu häufig die Mißhandlung durch Hausmittel den übeln Ausgang vieler Krankheiten veranlaßt, so kann keineswegs der Stab über die Hausmittel sammt und sonders gebrochen, es soll nicht gegen den Gebrauch im allgemeinen, sondern nur gegen den Mißbrauch gewarnt werden. Viele derselben haben ihre Berechtigung innerhalb gewisser Grenzen, in kleineren, aber doch beschwerlichen Leiden, in beginnenden Krankheiten, bei augenblicklicher Ermangelung des Arztes. Unter solchen Umständen erweisen sich manche als erste Hilfe wahrhaft segensreich. Indem ich daher meine Leser mit einer Anzahl von mir in einer langen Erfahrung erprobter Hausmittel bekannt mache, hoffe ich, in weiteren Kreisen Nutzen zu stiften, ohne der Quacksalberei Vorschub zu leisten.

1. Senf und Senfspiritus.

Freund Senf, der flinke, flüchtige, augenbeizende, nasenkribbelnde Geselle, der Jung und Alt erröthen, weinen und niesen läßt, ist mein unentbehrlicher, in tausend Nöthen brauchbarer, niemals lästiger Famulus, mein Muster aller Heilgehilfen. Werd's schon machen — heißt sein Wahlspruch; und er schafft's, wenn's halberwege geht. Ihn brauche ich häufig als Kleingewehrfeuer, mit dem ich der Krankheit zu Leibe gehe, bevor ich sie mit dem schweren Geschütz angreife. Ihn schicke ich gar oft als Bahnbrecher und Pfadfinder voraus, wenn mir Wesen und Sitz des Uebels noch unklar, und Abwarten geboten erscheint. In schlimmen und leichten Zufällen, bei Krampf, Ohnmacht, Stechen, Reißen, Drücken, und ob das Leiden im Kopfe stecke oder im Hals, im Magen oder im Kreuz — mein anstelliger Bursche von Heildiener weiß überall Rath und Bescheid.

Fragen wir dem Wundermann seinen Ursprung und seine Künste ab.

Zu lediglich diätetischen Zwecken bedient man sich in der Regel des weißen, zu diätetischen und medicinischen des weit stärkeren schwarzen Senfsamens. Die Kraft desselben beruht in seinem Gehalt an dem ätherischen Senföl, einer klaren, höchst penetrant riechenden, thränenauspressenden, brennend scharfen, blasenziehenden Flüssigkeit. Da das Senföl zu den allerschärfsten Arzneistoffen gehört und deshalb nur auf besondere ärztliche Vorschrift aus der Apotheke verabreicht wird, so kann nur seine Verdünnung in Alkohol — Senfspiritus — neben dem Senfsamen als Hausmittel in Betracht kommen.

Der Senf gehört mit dem Meerrettig, dem Seidelbast, den spanischen Fliegen u. a. m. zur Klasse der zug- und ableitenden Mittel, welche dem Reiz einen Gegenreiz entgegensetzen oder, indem sie organische Flüssigkeiten nach einer vom Leidensort entfernten Hautstelle hinziehen, dort einen künstlichen Lebensvorgang (Blutandrang, Hautentzündung, Blasenbildung, Eiterung) anregen.

Dieses Verfahren bezweckt, schmerzhafte oder Gefahr drohende Krankheitsprocesse durch Ableitung nach außen zu brechen oder zu schwächen; damit das edle Organ genese, macht man das — verhältnißmäßig — unedle, die Haut, zum Leidträger, der äußere Schmerz soll den inneren vertreiben. Und daß der Senf in seiner Sphäre seiner Aufgabe vortrefflich genügt, davon zeugt die Erfahrung namentlich in folgenden Krankheitszuständen:

1) Der rasendste Kopfschmerz, sei er aus Unterleibsstörungen entstanden, oder rheumatisch-nervösen Ursprungs, schwindet oft, wie weggeblasen, nach einem in den Nacken oder an die Waden gelegten Senfteig. Dieselben Dienste leistet der Senf auch in vielen anderen Kopfleiden, als da sind: Schwindel, Blutandrang, Ohrenbrausen, Ohnmacht und schlagflußähnliche Zufälle. Oft gerathen Kinder beim Anzuge verschiedener Krankheiten in bedenkliche Hirncongestionen, wobei das lebhafte Fieber, krampfhafte Zuckungen, unruhiges Hin- und Herwerfen, Betäubung, Irrereden eine hohe Gefahr verkünden. Ein einfaches Senfpflaster verwandelt hier (besonders, wenn noch nebenbei ein Klystier angesetzt wird) das Bild des Sturmes in ein Bild des Friedens und bewirkt wenigstens bis zur Ankunft des Arztes einen Stillstand der Gefahr. Wie oft ereignen sich nicht solche Fälle von anscheinend leblosem Zusammensinken, bedenkliche Zustände, wo der Laie rathlos dasteht — eine erste Zuflucht zum Senf wird niemals schaden.

2) Auch bei Krankheiten im Gebiete des Brustraums dürfen wir uns als Lobredner dieses Mittels bekennen. Lungenfellentzündungen geben sich in der Regel kund durch Brust- und Seitenstiche. Solche Stiche sind oft auch blos Folge von Rheumatismus der Brustmuskeln, dauern längere Zeit an, und verursachen heftige Schmerzen beim Athemholen; ängstliche Kranke glauben dann gar wohl, an beginnender Tuberkelschwindsucht zu leiden. Nun, unser Senf wird sie dieser Krankheit entheben, so daß sie dann wahrhaft frei aufathmen. Aber auch bei Stichen, welche unzweifelhaft auf beginnender Entzündung der Brustorgane beruhen, ist der Senf an seinem Platze und lindert wenigstens zeitweise die Schmerzen. Ebenso bewährt er in jenem qualvollen Leiden, Asthma genannt, wo der Kranke seine Brust von furchtbarem Krampf zusammengeschnürt fühlt und vergeblich nach Luft schnappt, einen bedeutenden Nutzen, und kann viel zur Milderung und Abkürzung des Anfalls beitragen.

3) Manche Menschen unterliegen, vorzüglich nach Erkältungen oder dem Genuß schwer verdaulicher Nahrungsmittel (harter Käse, zähes Rindfleisch) zeitweise wiederkehrenden Anfällen von Schluchzen; auch Säuglinge werden öfters davon heimgesucht. Dieses lästige Leiden besteht in einer krampfhaften, stoßartigen, laut vernehmbaren Zusammenziehung des Zwerchfells, dauert Stunden und Tage an, verursacht große Pein und hat zuweilen schon tödtlich geendet. Durch tüchtiges Einreiben der Zwerchfell- und Brustbeingegend mit Senfspiritus habe ich das Uebel schon öfters schnell beseitigt.

4) Bei Magenkrampf, Magenschmerz und anhaltendem Erbrechen leistet das Auflegen von Senfteigen und Senfspiritus höchst schätzbare und unentbehrliche Dienste.

5) Bei schmerzhaften Affectionen aus rheumatischer und nervöser Ursache, z. B. Zahnschmerz, Reißen im Nacken oder Kreuz (dem sogenannten Hexenschuß) empfiehlt sich der Senf ebenfalls als gewöhnlich schnell linderndes Mittel. —

Daß der Senf auch innerlich gebraucht wird, damit sage ich niemanden etwas neues, am wenigsten den Hausfrauen, deren manche sich im Besitze eines ausgezeichneten Mostrichreceptes zu sein rühmt. Die Engländer, diese fleischessende Nation par excellence, wissen ihn schon seit langem zu würdigen. Ja, ein Shakespeare in seinem Sommernachtstraum hat ihm (Act III, Scene 1) die Unsterblichkeit gesichert. Eine Elfe stellt sich dem Weber Zettel unter dem Namen Senfsamen vor, worauf er von Zettel angeredet wird: „Lieber Musje Senfsamen, ich kenne Ihre Geduld gar wohl. Jener niederträchtige und ungeschlachte Kerl, Rinderbraten, hat schon manchen wackeren Herrn von Ihrem Hause verschlungen, seien Sie versichert, Ihre Freundschaft hat mir schon oft die Augen übergehen machen. Ich wünsche nähere Bekanntschaft, lieber Musje Senfsamen."

Auch wir wollen diese Bekanntschaft pflegen, nicht blos zu unserm Rinderbraten und zu unserm „Zand mit brauner Butter". Der weiße Senf wird in Körnern oder in Pulverform zu 1 bis 3 Kaffeelöffel täglich gegen Verdauungsschwäche, Verschleimung und krankhafte Säurebildung und Luftentwicklung aus dem Magen mehrfach empfohlen. Er regt die trägen Gangliengeflechte der Hypochonder zu kräftiger Thätigkeit an und befördert die Absonderung der berührten Schleimhautflächen. —

Handelte es sich hier um eine erschöpfende Darstellung sämmtlicher Krankheiten, in welchen sich der äußere und innere Gebrauch des Senfs wohlthätig erweist, so wäre jetzt noch mancher Fall zu erwähnen, wo der Arzt sich seiner (z. B. zu Fußbädern, Beimischung zu Breiumschlägen) mit Erfolg bedient. Dies würde jedoch die Grenzen unsrer Aufgabe überschreiten, da wir die Hausmittel hier nur als erste Hilfe in lästigen oder gefährlichen Uebeln, nicht aber alle mög-

lichen Fälle besprechen können, in welchen des Arztes unterscheidender Blick diese Mittel noch weiter verwerthet. Denn leicht möchte sich hier das Wort erfüllen, wonach das Licht in der Hand des Blinden zur zerstörenden Fackel wird. —

Schließlich erübrigt noch ein Unterricht über die Art und Weise, wie man den Senf in seiner äußeren Anwendung handhabt. Langsamer wirkt der Senf als Teig, schneller als Senfspiritus; sonst ist es gleichgültig, welcher Form man sich bedient. Zur Herstellung eines Senfteiges genügt das einfache Anrühren mit lauwarmem Wasser, bis ein dicker Brei zu Stande kommt. Die übliche Anfeuchtung des Senfs mit Essig vermindert nur die Schärfe des Mittels, und beeinträchtigt den Erfolg. Je nach der beabsichtigten Wirkung macht man den Teig von der Größe eines Thalers bis zu der einer Hand, trägt ihn federkieldick auf Leinwand und läßt ihn 10 bis 30 Minuten lang auf der äußeren Haut in der Nähe, manchmal auch entgegengesetzt, der leidenden Stelle (Nacken, Brust, Magen, Rücken, Waden, Sohle) bis zum Eintritt einer bedeutenden Hautröthe und einer mäßig hoch gesteigerten Empfindlichkeit liegen, nie aber so lange, bis etwa Blasenbildung einträte, weshalb öfters nachzusehen ist. Einer zu heftigen Wirkung auf eine abnorm empfindliche Haut begegnet man durch Unterlegen eines Florstückchens. Nach Abnahme des Umschlages hat man blos die Haut zu reinigen, und bedeckt sie nur im Fall sehr lebhafter Schmerzen mit einem durch Sahne, Milch oder Oel befeuchteten Linnenstückchen. Der Senfspiritus wird theelöffelweise auf ein mehrfach zusammengelegtes Stück Leinwand gegossen, und übt schon nach 3 bis 6 Minuten seine Wirkung. Der Umschlag darf nur etwa 10 Minuten liegen bleiben.

In Fällen, wo Senf nicht augenblicklich zu haben ist, vertritt theilweise auch der geriebene Meerrettig seine Stelle. Im übrigen aber sollte jeder Hausvater den Senf oder Senfspiritus wohl verschlossen vorräthig halten!

Brasilianische Nächte.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

II.*)

Surge et impera, du herrlich Land,
Wo mit einander kosend Palmen rauschen,
Die Meereswoge donnernd rollt zum Strand,
In dunklen Büschen braune Mädchen lauschen,
Wo längs der kühlen Waldesströme Rand
Die Wellen mit den Blüthen Küsse tauschen,
Wo mitten unter hohen Myrthendomen
In Farben glüht der Hain der Melastomen!
Surge et impera! — Noch einmal soll
Mein Geist durch deine Wälder muthig dringen u. s. w.

Du würdest, geneigter Leser, dir vergebliche Mühe geben, wenn du den Namen des Poeten, von dem ich die eben recitirten Verse entlehnt habe, im deutschen Dichterwalde suchen wolltest. Er ist dort völlig unbekannt und lebt nur in der portugiesischen oder brasilianischen Poesie, wo sein ganz nach dem Gebrauche des Südwestens langer Name Fulano de Tal Cicrano e Beltrano immer nur belächelt wird und ungemein häufig in allgemeinen Sprichwörtern und Redensarten vorkommt. Und dennoch sind seine eben angeführten Zeilen ganz aus meiner eigenen Seele genommen. Wirklich geht es mir ganz, wie es in der brasilianischen Redensart heißt: Wer einmal vom Wasser der Carioca getrunken hat, kann sich nicht mehr lossagen von Brasilien, — wie denn auch wirklich das Trinkwasser jener Wasserleitung in Rio de Janeiro das schönste ist, was es vielleicht in der ganzen Welt gibt, — wirklich geht es mir ganz regelrecht nach jener Redensart. Aber es mag das geheimnißvolle Band, das mich noch im hohen Norden an Brasilien fesselt, wohl nicht allein von der Brunnennajade Rios geschlungen sein; die Fessel ist und bleibt immer eine andere, — sie ist allerdings auch das Kosen und Rauschen der Palmen, das nicht einmal vom Donnerrollen der Meereswogen am Strande zum Schweigen gebracht wird, — allerdings ist es die einfache, bescheidene Menschenwelt in ihren Orangenhainen und Kakaogebüschen, — es ist das ewige Blühen am Rande der Flüsse, an denen allerdings die Melastomenpracht von mächtigen und doch so schlanken Myrthen und am meisten von den zum Myrthentribus gehörenden Topfbäumen (Lecythis ollaria) und Bartholletien überwuchert wird, — und das alles überdacht vom Tropenhimmel, der so rein, so wolkenlos und durchsichtig blau ist, daß Gott allein am Himmel ist zu schauen, — das alles ist es, was dem Reisenden nach längerem Wandern durch Brasilien unauslöschlich vor der Seele bleibt und auch dann noch, oder vielmehr dann erst recht in ihm fortlebt, wenn er dem heimischen Norden längst wieder zurückgegeben ist.

Wiederum wende ich mich ab von dem Tropentage Brasiliens mit seiner oft tödtenden Sonnenglut, wie ich schon einmal in dieser Zeitschrift von brasilianischen Nächten geredet habe. Das waren aber brasilianische Nächte eigener Art, Nächte in und bei der Metropole des südwestlichen Kaiserreiches, in denen heitere lebensfarbige Bilder mit einer Mordsceuerie, und selbst mit einer trüben Krankenhausskizze sich kreuzten. Mit allen ihren Gegensätzen indes erinnerten sie doch immer an zusammenhängende sociale Zustände und Verfassungen, und gaben immer Einsicht in das Leben von Rio. Wie anders doch brasilianische Nächte fern vom Culturleben, Nächte im Freien, — eine Nacht in den Grasgefilden von Rio Grande, ein Bivouac im Waldesdickicht des Paranagebirges, ein Nachtlager in den Araucarienforsten des Hochlandes am Rio dos Canoas, oder in der feuchten Hyläa der Provinz Bahia, oder gar auf dem Amazonenstrom, — wie anders solche brasilianische Nächte, wie so ganz anders solche! Hier hört alles auf, was das Culturleben gewonnen hat und dem Reisenden bieten kann, — keine Eisenbahn mehr, kein Hotel mehr, keine Landstraße mehr, — nicht mehr Weg und Steg, — der einzelne Mensch steht ohnmächtig im Weltall da, und der Erfindungsgabe des Augenblickes, und besonders der zähen Natur des Reisenden, bleibt es überlassen, unter all den angedeuteten Negativen weiter zu kommen und ans Ziel zu gelangen.

Dieser Kampf mit der Vereinsamung, wie ich ihn nennen möchte, hat einen wunderbaren Reiz, von dem wir, wenn wir in Europa reisen, gar keine Ahnung haben. In unserm Culturleben fürchten wir nur Straßenräuber an der Landstraße, oder Diebe im Hotel; wir fürchten, eine Secunde zu spät unsern Eisenbahnwagen zu erreichen oder von einer ungezogenen Locomotive aus den Schienen geworfen oder gar auf einen anderen Train hinaufgeschleudert zu werden, und was dergleichen drastische Schrecknisse mehr sein mögen! Nichts von allen diesen schändlichen Hinterlisten auf einer brasilianischen Reise! Da geht alles ehrlich zu und langsam vor allen Dingen. Räuber und Diebe existiren nur in den Köpfen einiger Exaltados, — nirgends eine Eisenbahnschiene, wenigstens nirgends dort, wo man noch von einer Naturreise reden mag, — anders, ganz anders und höchst seltsam gestaltet sich die Situation des Reisenden, zumal in der Nacht und in Gegenden oder Momenten, wo ihn die in ganz Brasilien wunderbar entwickelte Gastlichkeit von weißen, schwarzen, gelben und braunen Leuten nicht mehr erreicht. Eine Nacht auf dem Campo von Rio Grande, wie seltsam eine solche!

Wer das von einer deutschen Bevölkerung belebte, mitten im Herzen der Provinz Rio Grande do Sul gelegene Oertchen Santa Maria da Boca do Monte verläßt und den steilen, schroff in das Waldgebirge hinaufführenden Pfad, welcher zum Pinhal, dem „Fichtelgebirg", und von dort weiter über S. Martinho nach den alten verfallenen, aber großartig angelegten Missionen der Jesuiten führt, bis zum Hochrand des bezeichneten Waldgebirges einschlägt, der hat, oben angekommen, einen Anblick, eine Aussicht, die so befangend in ihrer ungeheuren Ausdehnung, so befremdend in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit ist, wie sie nur an den erhobenen Rändern von Pampasflächen und Llanos sich finden läßt. Scheinbar hoch ansteigend gegen den Horizont erstreckt sich ein graugrünes Grasmeer nach allen Seiten hin, in denen kleinere und größere Waldpartien sich wie Tangwiesen ausnehmen und die einzelnen weißen, sparsam auf den Hügeln zerstreut liegenden Häuser der Estancieiros den dahinsegelnden Fahrzeugen gleichen möchten. Aber es fehlt diesem seltsamen Binnenmeer der ewig belebte anmuthige Wellentanz und das Auf- und Abwogen der Schiffe; ihm fehlt das Branden der grünen, von weißem Rande eingefaßten Wasserflut, ihm die Scharen der dahin-

*) Vgl. I. Jahrgang S. 729.

eilenden und meistens mit großem Gekrächze ihr Kommen und Gehen bekundenden Seevögel. Still, stumm und starr liegt das Hügelmeer der Graswelt von Rio Grande unter uns an jenem von mir bezeichneten Waldrand. Befangen von dem Anblick der Erstarrung reiten wir schweigend in den Wald von mächtigen Araucarien hinein, und freuen uns, wenn wir bald Axtschläge vernehmen, durch welche sich das ihr fröhliches Vernichtungswerk auch in diesen fernabliegenden Tannenforsten Brasiliens treibende Colonisationsleben deutscher Auswanderer kund thut.

Doch nur scheinbar ist die Erstarrung des Lebens in der Graswelt von Rio Grande. Zwar müssen wir lange traben, ehe wir einmal eine Kirche entdecken, um welche sich hinreichend zahlreiche Häuser herumdrängen, und den Namen und die Bedeutung eines Kirchspiels, eines Fleckens, eines Städtchens gewinnen; ja man kann manchmal einen ganzen Tag umhertraben, ehe man das auf einem Hügel gelegene und von einem Bosquet von Orangen und Pfirsichbäumen umgebene Haus eines Estancieiro auffindet; — was aber an Menschen fehlt, wird von einem seltsamen Thierleben ersetzt. Allüberall und weit zerstreut in einzelnen Gruppen grasen Rinderherden, deren ruminirender Friede von daherjagenden Pferdescharen mannigfaltig gestört wird. Aus den Niederungen springen aufgescheuchte Gruppen von Emas — südamerikanischen Straußen — auf, und rennen in ungeschicktem Trab von dannen, während die Rudel kleiner Hirsche, die sich vor dem daherkommenden Reiter vergebens zwischen den ruhig weidenden Kühen zu verbergen suchten, in gestrecktem Galopp davon jagen und erst in weiter Ferne auf der Höhe eines Cuchillo oder Grashügels Halt machen und dort, scheinbar zu Standbildern erstarrt, nach dem einhergaloppirenden Reiter hinblicken. Aus jedem Grasbüschel schwirren Steppühner auf, um sich nach einem kurzen Fluge wieder niederzuwerfen; in allen feuchten Niederungen zankt sich der Queroquero oder südamerikanische Kiebitz mit seinen Genossen umher und ist sichtlich erbost, wenn man ihn darin zu stören sich erdreistet. Ganze Scharen von Bussarten (circaëtus) wandeln oder fliegen über dem Grase dahin, während größere Schwärme von Urubus oder kleinen Geiern die Stellen bezeichnen, wo irgend ein Rind oder Pferd verendet ist. Mannigfaltige Eidechsen rascheln im dürren Gras und schrecken Schmetterlinge und Heuschrecken auf, — das ist die Scenerie, und ziemlich die ganze Scenerie, in der der durch Rio Grande reisende Reiter sich bewegt, — ein allerdings belebtes und doch, weil Wochen lang andauernd dasselbe, befangend monotones Bild, welches die neben einander hintrabenden Reisenden gar leicht verstummen und gewiß manchmal auf einen ganzen Tag schweigsam macht. So wenigstens ging es mir und meinem französischen Spahi, der in Rio Grande mein Begleiter war, — ganze Tage lang trabten wir schweigend neben einander dahin zwischen den Graswellen dieser sonderbaren südbrasilianischen Hügelwelt.

Aber der Matungo, der Gaul, wird leicht müde gegen Abend, wenn er den ganzen Tag traben mußte, Hügel auf, Hügel ab, zumal, wenn er merkt, daß sein Reiter, wie mir das öfter passirte, vom Wege abgekommen und es bis zur gesuchten Estancia für den Tag zu weit ist. Da bleibt denn nichts weiter übrig, als der Laune des Thieres nachzugeben, abzusatteln, ihm eine lange Leine an eine Hufe zu binden und es laufen zu lassen, wo es sich dann behaglich an das Grasen begibt, sich dick frißt, niederlegt und das köstlichste Bivouac im Freien beginnt.

Anders als ihm aber ist seinem Herrn, zumal, wenn er noch ein Neuling im Reisen ist, zu Muthe. Erstens kein Essen, wenn nicht im Sack irgend ein Stück Brot und Käse hängen geblieben ist; zweitens kein Obdach, nicht einmal ein Baum; drittens kein Bett, — viertens, fünftens, sechstens totale Abwesenheit alles dessen, was wir nach unseren gewöhnlichen, wenn auch noch so bescheidenen Anforderungen, für ein Nachtquartier verlangen.

Aber eben dadurch gewinnt solche brasilianische Nacht in den Grasgefilden von Rio Grande einen wunderbar großartigen Anstrich. Das eigenthümlich aus mehreren großen Lederplatten und Decken zusammengesetzte und ganz direct für ein Bett im Freien bestimmte Rio Grande-Sattelzeug wird auf dem Boden ausgebreitet; der Sattelbock dient zum Kopfkissen, der Poncho oder Reitermantel zur Decke, — und man legt sich nieder. Die Nacht bricht herein. Langsam verhallen die letzten Stimmen des Tages; nur selten vernimmt man noch das Brüllen eines Rindes; kaum hier und dort wiehert noch ein muthwilliges Pferd. Selbst der Queroquero verstummt, oder zankt sich höchstens nur noch im Traum halblaut mit seinem Nachbar; und wenn noch ein spätes Rebhuhn mit seinem pfeifenden Flügelschlag über die Cuchillos dahin zieht, so geschieht das nur, weil eine Schlange, eine große Eidechse oder ein Tatu (Gürtelthier) dasselbe in seinem Schlummer störte und aufschreckte. Kaum ein mit dem Grase spielender Nachthauch bekundet noch Leben und Bewegung; still ist es, todtenstill im unermeßlichen Raume; Gottes Gnade und Vatergüte hat alles eingewiegt und schützt alles mit wachendem Auge und allmächtiger Hand. Und als Symbol des wachenden Auges und des himmlischen Friedens dehnt die Nacht am weiten Himmel ihren wunderbaren Sternenmantel aus. Der wilde Orion taucht unter; brillant funkelt der Sirius im Westen, während das Schiff Argo mit seinem Canopus und der seltsamen, von einem Sternennebel umflossenen η, langsam hinterdrein schwimmt, gefolgt vom hoch auf der Milchstraße stehendem Südkreuz und dem gewaltigen Centauren, ganz östlich tauchen dann die Scheeren des Scorpions auf, während um den vereinsamten Südpol die beiden Capschen Wolken kreisen und bis spät in die Nacht hinein im Westen das weiße Zodiakallicht pyramidenförmig fast bis in den Zenith hinaufdämmert. — Stundenlang, ja, ich möchte sagen, Nächte lang habe ich in solcher brasilianischen Camposnacht hinausgestarrt in den wunderschönen Sternenhimmel, dessen Ruhe und Friede so friedlich und ruhig das Menschenherz stimmt, daß eine am Himmel plötzlich aufglühende und dahinziehende Sternschnuppe uns fast erschreckt und zusammenfahren macht.

Und ist nun wirklich keine Gefahr vorhanden in solchem einsamen Bivouac? so mag vielleicht ein Leser fragen. Nein, gar keine! — Eine Unze? Ist nicht! — Eine Riesenschlange? Kommt nicht! Ein Räuber? Gibt's nicht! — Erkältung, Husten, Schnupfen? — Mein Gott, solche Sommernacht in Rio Grande zwischen Poncho und Sattelzeug hat mit all diesen kleinen katarrhalen Lebensereignissen gar nichts zu thun. Vielmehr denkt man wohl in solcher Nacht an das Wort der reizenden Jessica: In such a night! —

Ja, in such a night kann man doch manchmal erschreckt werden. Urplötzlich erwacht man. Es ist hell wie am Tage! Hoch am Himmel steht der volle Mond, und nur wenigen einzelnen Sternen gelingt es, ihr Licht neben dem gewaltigen Erdtrabanten noch geltend zu machen. Aber auf der thaubetrieften Erde und in dem feuchten Duft, der um alle Gräser herum zu schweben scheint, wiederholt sich millionenfach das Licht des Himmels; ja in den Niederungen wallt und webt ein schimmernder Nebel umher, als ob dort sich ein nächtliches Wasser von feinerer Substanz, denn das eines gewöhnlichen Sees, eines gewöhnlichen Flusses, ergossen hätte und mit seiner milchweißen, nur wenig durchschimmernden Welle der reinen Diana und ihren Gespielinnen zum heimlichen Bade dienen wollte. Und dennoch fährt der erwachende Reisende, der sich wahrhaftig in keiner Endymionsstimmung befindet, erschreckt zusammen; denn er sieht sich wohl von einigen hundert umherschweifenden Rossen umgeben, die in einiger Entfernung neugierig und erschreckt mit schnarchendem Geräusch hin und her traben, beunruhigt von dem dunklen, am Boden liegenden Umriß. Hie und da wagt eins der Thiere vorsichtig, mit ausgestrecktem Kopfe und schnaufend näher zu kommen, um dann wieder in wildem Satze zurückzuspringen, ohne das dunkle Räthsel gelöst zu haben, bis wohl der Reiter rasch aufspringt und mit lautem Schrei den Poncho durch die Luft schwingt. Aber dann! Schnaubend, schnarchend und hustend stürzt dann die ganze Horde wie von einem Dämon besessen im wüthendsten Galopp von dannen; schon sieht man keine Spur mehr von ihnen, indeß man ihre Cavalcade noch lange vernimmt und die aufgestörten Nebelflächen, durch welche das wilde Heer hindurchsetzte, noch lange, lange fluctuirend auf- und abwallen. Aber der heilige Naturfriede kehrt zurück nach der wilden Störung, und die Cuchillowelt beginnt von neuem ihre lautlose Nachtfeier, bis der Osten hell auflodert und das seltsame Thierleben wieder erwacht.

Da erwacht denn auch der Reisende. Nach einem langen Gähnen und Recken aller Gliedmaßen und einem kurzen Fluche, — denn kein Christenmensch ist in der Nähe, — rafft er sich vom Boden auf, schüttelt den Nachtthau vom Poncho, sieht sich nach dem bereits wieder grasenden Mustang um und sattelt ihn langsam und pomadig, denn er hat keine Eile. Ungewaschen, ungekämmt, ohne zu frühstücken besteigt er den Gaul und klappert weiter. Indessen kommt die Sonne zum Vorschein und gibt mitleidig einige Wärme zum Besten. Und da bellt gleich hinter dem nächsten Cuchillo ein Hund; ein tüchtiger Spornstoß bringt den Gaul zum Geschwindschritt, — eine

Estancia ganz in der Nähe; vor der Thür ein gemüthlicher Alter, — Farbe indifferent —, man wird ausgefilzt, daß man im Freien schlief, statt zur Estancia zu kommen, von deren Nähe man aber nichts wußte; — dann glühend heiße Mate in zierlicher Cuja mit silberner Bomba, aus der Wirth und Gast ein Duett saugen, — dazu ein Stück Fleisch, das man mit der Hand ißt, — endlich adeos, — und fröhlich trabt man weiter durch die Welt. Und jetzt erst fällt es dem Reisenden ein, daß die scheußliche Nacht im Grase doch eigentlich wundervoll romantisch gewesen ist. Ob wohl ein einziger meiner Leser mir diese wundervolle Romantik nachfühlt? —

Aber vielleicht gefällt ihm der enge Rahmen einer Nacht im dichten Walde besser! Eine Schar von Colonisten, jeder mit einem Päckchen Nahrungsmitteln auf dem Rücken, steht mitten im dunklen Wald, voran ein Mann mit einem Kompaß in der Hand, unmittelbar bei ihm zwei Arbeiter mit kurzen Säbeln. Sie schlagen eine Picade, einen Durchbruch durch das bis dahin noch unerforschte Räthsel der dichten Hyläa jenes Waldgebirges, welches das Unterland der Provinz von S. Katharina vom Oberland trennt und letzteres auf den Schultern trägt. Schroff aufwärts geht das kühne Klimmen: schroff abwärts senkt sich wieder die Picade; mit Händen und Füßen, oft sogar rückwärts, muß geklettert werden; denn eine Picade ist kein wirklicher Weg; nur die Möglichkeit des Durchschlüpfens, nur die Richtung eines zukünftigen Pfades liegt in dem Niedersäbeln von stacheligem Gebüsch und hemmenden Lianen, in dem Anhauen von dicken, riesigen Waldbäumen, deren verwundete Rinde oft den ganzen Wald durchduftet. Im Grunde tobt der Waldstrom dahin; man muß ihn, indem man sich mit einem tüchtigen Stabe, einer jungen Myrthe oder Palme vorsichtig von Stelle zu Stelle fühlt, durchwaten, wenn er auch meistens eisig kalt ist. So mit allen nur denkbaren und undenkbaren Hindernissen kämpfend legt man in einem dichten Waldgebirg mit aller Arbeit eines ganzen Tages im besten Falle 1500 Klafter zurück, häufig aber viel weniger; ja manchmal hat man, wenn man sich mittelst einer Arbeit vieler Stunden, ja eines ganzen Tages, tief in eine Schlucht, schroff auf an einem Anberg vorwärts gearbeitet hat, das traurige Geschick, daß man aus der Schlucht keinen Ausweg bahnen, oder vom mühsam erklommenen Hochrand nicht anders, als auf dem Rückzugswege herniederkommen kann. Trostlos gibt man dann das gewonnene Terrain wieder auf und schlägt in einer anderen Richtung die Picade, oft mit ziemlich schwerem Herzen, weil der Proviantvorrath leichter geworden ist und man im schlimmsten Falle im Walde verhungern kann, wenn man nicht rechtzeitig den Rückweg einschlägt und die ganze Picadentour aufgibt, was sich für einen Reisenden à toute épreuve nicht schicken will.

Vor allen Dingen muß man auf solcher Picadentour, die nur von wenigen Reisenden durchgemacht wird und häufig auf längeren Strecken das Barfußgehen verlangt, rechtzeitig für ein gutes Nachtquartier sorgen. Schon um drei oder vier Uhr Nachmittags wird abgesattelt, d. h. alles das, was zu tragen war, an einem passenden Ort, besonders gern an einem brausenden Waldstrom zusammengelegt. Rührige Hände fällen mit Aexten und Beilen schlanke Bäume, deren Stämme mittelst Cipos (Schlingpflanzen) zu dem Gerüst eines schrägen Daches zusammengefügt werden; solch Dach ist je nach Bedarf 40 Fuß lang, 9—10 Fuß tief und vorn 7 Fuß hoch, in der ganzen Länge offen. Mit großen Palmenblättern wird dieses Dach kunstgerecht so belegt, daß, falls es Nachts regnen sollte, kein Regen hindurchdringt, sondern vom schrägen Dach herabläuft und mittelst einer klüglich eigens dazu gemachten Furche fortfließt. Dann wird der Boden dieses seltsamen Sommernachtstraumpalastes dicht mit Palmenblättern bedeckt und der Raum endlich nach dem Gesetz der Gleichheit vertheilt. Gleichzeitig ist im Zusammenhang mit dem Palmendach ein anderes kleines Dach hergestellt worden, ein kleiner Vestatempel, denn das Waldfeuer darf die Nacht nicht ausgehen. Nun ist der Haushalt fertig, Carne secca wird mit Reis gekocht und Schiffszwieback vertheilt, besonders aber ein tüchtiger Kaffee gebraut, von allen Erquickungsmitteln im feuchten Wald das beste, Suppe und Nachtisch in einer Form. Das Essen selbst geschieht, weil alle Welt entsetzlich hungrig ist und kein Tisch gedeckt zu werden braucht, in fliegender Hast, um einem höchst originellen Zustand Platz zu machen. Während des Essens ist es dunkel geworden, aber bis zum Schlafen sind es noch immer einige Stunden. Da sitzt denn das aus allen Weltgegenden zusammengewürfelte Colonistenvolk, Deutsche, Belgier, Franzosen, Schweizer, mit ihren Pfeifen schmauchend, schwatzend und sich nach besten Kräften hänselnd, um das Feuer herum; der Norddeutsche redet den Schweizer plattdeutsch an, und beide verstehen sich nicht; der Franzose kann des Belgiers flämischen Jargon nicht fassen, alles ist eine gemeinsame Sprachconfusion, und doch will jeder erzählen und sich erzählen lassen. Die heitersten Scenen kommen vor, die seltsamsten Begebnisse. Als ich eines Abends am Feuer saß und dem Gespräch der Pioniere lauschte, trat ein Colonist auf mich los:

„Herr Doctor, sind Sie wirklich aus Lübeck?"

„Ich? Ja gewiß!"

„Kennen Sie den Dr. juris B. Avé-Lallemant?"

„Sehr genau; er ist mein Bruder!"

„Na, de verdammte Kehrl hätt mi allmal tosaten kreegen und mi int Lock stehken," rief er jetzt im besten Holsteiner Plattdeutsch aus und erzählte, unter wieherndem Gelächter der Zuhörer, eine ergötzliche Geschichte, wie mein polizistischer Bruder ihm, der einmal beim Dorfe Curau, nördlich von Lübeck, gegen strenges Verbot Lehm oder Sand geholt hatte und bei einem deswegen erhaltenen Verweis grob geworden war, zu einigen Tagen Arrest verholfen hatte. Unter solchen, oft außerordentlich kleinlichen Heiterkeiten geht die Zeit hin; der eine oder andere nimmt auch wohl Nadel und Zwirn, um defectes Zeug zu flicken, was ich fast jeden Abend vorzunehmen hatte, — zuletzt wird noch ein mächtiger Holzvorrath um und an das Feuer gelegt, und die Gesellschaft schläft ein. Todtenstill ist es im Walde, wenn nicht etwa gerade heller Mondschein ist, der in der Regel von der Thierwelt zu infernalen Nocturnos benutzt wird, — todtenstill ist es sonst ringsher; aber aus der Ferne her hört man die Wasserfälle wunderbar rauschen; leise rauscht es auch wohl in den hohen Waldkronen oben; das frische brennende Holz singt seine nächtlichen Salamanderlieder, in welche sich oft wundervoller Vanilleduft blühender Orchideen einmischt. Ist das Bivouac an einem etwas breiteren Waldstrome aufgeschlagen, ist der Himmel weit sichtbar über den dunkeln Waldgipfeln, taucht zuletzt noch der Mond auf und bricht sein Licht in den schäumenden Brandungen des nahen Wasserfalles nach rechts, in den lustigen Sprudeln der Cachoeira nach links, während er in dem dunkelschwarzen, still dahinflutenden Flußesspiegel zwischen beiden sein Bild scharf abmalt und ganz kleine weiße Wolkenflöckchen um die dunklen Baumkronen umhertändeln und träumen, — nun, so hat man eine Nacht, die sich eben gar nicht sagen, gar nicht singen läßt, und in Europa wohl nur geträumt werden kann, wenn auch der oben schon einmal angeführte Poet Cicrano sie vergebens in einer Strophe darzustellen suchte:

> O solche Nacht im Walde, solche Nacht!
> Das Leben schweigt; es donnern die Cascaden!
> Im dunkeln Strome scheinet sich die Pracht
> Des reinen Südenhimmels keusch zu baden,
> Bis spät der Silbermond am Himmel lacht
> Und weiße Wölkchen sich zum Tanze laden,
> Die durch die Kronen sich mit leichten Lüften
> Anmuthig jagen und mit Blumendüften!

Aber: O welche Nacht im Walde, welche Nacht! wenn ein Gewitter heraufgerast kommt und seine erste Wuth in einen ruhigen, triefenden Regen übergeht! Man muß solchen ruhigen, triefenden Regen brasilianischer Wälder kennen gelernt haben, um gleich von vorn herein zuzugestehen, daß gegen den ein improvisirtes Palmendach auch nicht aushält. Es leckt hier durch, dann wieder dort, endlich überall! Man wird hier naß und dort, und endlich überall, wie man sich auch zusammenzieht und winden mag. Und nun geht auch das Waldfeuer langsam seinen Todesgang; ein entsetzlicher Rauch verkündet seine Agonie, und die dabei lebhaft interessirten Waldläufer verkünden ihre Theilnahme durch einen homerischen Husten und Hohngelächter, bis unter derbem Fluchen der Leidtragenden auch der Rauch aufhört. Nun ist es aber rabendunkel, so dunkel, wie man sich nur ein Dunkel denken mag; dazu schwillt der Waldbach, dem man so cordial nahe sich gelagert hatte, mehr und mehr an; im Dunkeln tappt man nach seinen Siebensachen, besonders nach dem Eßvorrath, und zieht sich aus der durchleckenden Hütte etwas höher in den Wald hinein. Dort aber Malheur! Oben in den Baumwipfeln hat sich das Laubwerk, besonders aber die Parasitenwelt, dick voll Wasser getrunken. Alles strotzt voll Regen, — ein Windstoß! und ganze Eimer Wassers stürzen 60 bis 80 Fuß hernieder, mit ihnen ein ganzes natürliches Pflanzensystem, Pothos und Bromeliaceen, und abgestorbene Aeste hinterdrein. Ein förmlicher Waldtumult, eine nächtliche Teu-

felei ist los; denn oft stürzen bei solchen Wasserdurchbrüchen alte Waldbäume mit um oder bleiben an tausendfachen Schlingpflanzen in der Schwebe hängen und zerren an den Nachbarn. Scheint im Rabendunkel der Nacht solche schwankende Waldpartie, — denn wirklich muß man einen abgestorbenen Waldbaum mit seinen Parasiten eine Waldpartie nennen, — ganz nahe zu sein, so kann es einem doch immer etwas fatal zu Muthe werden, und die Nacht im Walde dauert ewig lang.

Aber der Morgen kommt, mit ihm Licht und Leben und unverwüstlicher Frohsinn. Die Reste der gestrigen Mahlzeit, wenn sie sich noch conservirt haben, dienen zum Frühstück; statt des gekochten Kaffees kaut man einen Theelöffel voll gemahlenen Kaffees, und trinkt ihn mit einem Schluck kalten, etwas grauen Wassers hinunter, — man sattelt wieder auf, und das Gesindel zieht weiter!

Viel weniger vereinsamt, als solche Waldnacht auf einer Picadentour ist ein Bivouac im Oberlande des Paranagebietes. Vom Orte Lages, etwa 3000 Fuß hoch gelegen (Provinz S. Katharina), ritt ich nach der Estancia dos Indios, dessen Besitzer mit seiner Familie in einem förmlichen Blockhaus einen activen und passiven Krieg gegen die Wildniß, gegen den Araucarienforst, Unzen und Wilde oder Bongres führt und denselben mit dem Blockhaus, den Grasfeldern und dem Tannendickicht auf seine Nachkommen vererbt, denn diese urkräftigen Estancieiros wanken und weichen nicht zurück, mag da oder dort auch jemand von den Bongres erschlagen oder von den Unzen zerrissen werden. Solch Blockhaus steht fester da, als eine Missionskirche; die Kugelbüchse predigt lauter und nachdrücklicher Respect, als ein Capuziner oder Lazarist. Aber die Verbindung zwischen diesen Estancias und dem Unterland ist ungemein schwierig und kann von einem einzelnen Reisenden nicht wohl gewagt werden. So ward denn auf der Estancia dos Indios eine Tropa von 25 Maulthieren formirt und mit allen Victualien und Kochgeschirren versehen; ein anderer Mulatte, ein Negerbursche, ein zahmer Indianer aus den Missionen, mein Spahi und endlich ich selbst bildeten die Menschheit; voraus läutete eine Stute mit einer Glocke um den Hals, auf welche die Maulthiere seltsam Acht geben und ihr überall hinfolgen. Solche Leitstute hat den Namen madrinha, Gevatterin.

So geht man in die Wildniß hinein über Grashügel, Flüsse, durch Schluchten und einen ewigen Araucarienforst, bis die Sonne sinkt. Nun wird abgesattelt, der Rückweg wird verrammelt, — sonst rennt die ganze Tropa davon und nach Hause zurück — mindestens ein Zelt aufgeschlagen, um alles Gepäck unterzubringen, und dann ein mächtiges Feuer angemacht, zu welchem man Brennmaterial in Menge vorfindet. Um das lodernde und knisternde Feuer werden die Ochsenhäute, mit welchen die Ladung der Maulthiere überdeckt ist, herumgelegt, und die Tropeiros beginnen mit großer Kunstfertigkeit ihr Küchengeschäft, wozu, wie ich schon sagte, alles mitgenommen worden ist.

Auf den ersten Blick wird jeder erkennen, daß die Soirée im Hochland und im Fichtenwald viel glänzender ausfällt, als das Bivouac auf der Picadentour. Auf der Ochsenhaut liegt es sich unendlich behaglich; das Essen besteht aus mehreren Gängen, man kann sich leichtsinniger Weise vollkommen satt essen, und nach dem Kaffee ist noch Musik. Der Tropeiro hat gar zu gern eine Guitarre bei sich und klimpert sich gar bald seine Melodie zurecht; der Text wird häufig improvisirt und enthält meistentheils glühende Liebeserklärungen oder Klagen über die Sprödigkeit von Anninha oder Mariquinha. Unbedingt wird man an den Tannhäuser erinnert, wenn man so beim Bivouac in den Tannen bald den Mulatten, bald den zahmen Indianer ein Liebeslied klimpern und singen hört, während man sich, behaglich auf der Ochsenhaut gelagert mit einer Tasse duftenden Kaffees vor sich, gar leicht zur Größe eines thüringischen Landgrafen hinausträumt. Aber die Sänger verstummen bald einer nach dem andern; dieselben Naturmenschen, die sich zwischen ihrem Guitarreklimpern eine Menge Schauergeschichten von Unzen und Ueberfällen der Wilden mit obligaten Todtschlägereien erzählt hatten, schnarchen ein sonores Trio, während mein graubärtiger Spahi, der sich zwei Orden und drei Schlachtmedaillen erworben und doch, Gott mag wissen durch welch Vergehen, ein ganzes Leben verloren hat, regelos wie eine Salzsäule in die Flammen starrt, oder mir von seinen Bivouacs im Atlas und den Gefechten gegen Abdelkader und die Kabylen erzählt. Gespenstisch schauen die vom mächtigen Waldfeuer bis zu den dunkelgrünen Kronen hochroth bestrahlten Riesenfichten, von denen viele 5 bis 7 Fuß Durchmesser haben, auf die seltsam zusammengesetzte Menschengruppe hernieder; allerdings befangen schauet man zu ihnen hinauf und noch viel befangener in den Wald hinein, in welchem die langen Schlagschatten der nahestehenden Araucarien wunderbare Effecte hervorrufen und wie erschlagene Lapithen und Giganten daliegen, während die Tiefe des Waldes vom Flackern der Flammen bewegt zu werden scheint und vor dem Auge des müden Reisenden seltsame Gebilde erzeugt; man erblickt recht eigentlich Erlkönigs Töchter am düsteren Ort! So schläft man ein. Erwacht man aber am frühen Morgen, so ist zwar aus all den Spukgeschichten von Unzen und Bongres nichts geworden; aber man befindet sich selbst in der wunderlichsten Spukgeschichte. Das Feuer ist aus; der Wald scheint verschwunden; man liegt mitten in einem dichten, schneeweißen Wolkenmeer von Nebeln, aus welchem kaum die allernächsten Gegenstände herausragen. In einiger Entfernung hört man die Glocke am Halse der Madrinha läuten. Der Tropeiro holt das Thier in einem kleinen Trabe herbei; kaum beginnt die Glocke tactmäßig zu tönen, so brechen die übrigen Maulthiere heraus aus dem Chaos von Nebeln und Gebüschen; ein mühsames Aufsattelungsgeschäft beginnt, wobei man leicht von den tückischen Lastthieren geschlagen werden kann. Nach einer Stunde ist alles fertig, die Madrinha bekommt einen demonstrativen Hieb und trabt voraus, — ihr nach die Lastthiere, zuletzt die Reiter; so reitet man 4 bis 6 Meilen am Tage durch die ewigen Araucarienwaldungen und Grasgebirge, oft durch ziemlich tiefe Bäche, oft durch reißende Waldströme, von denen manche nur so passirt werden können, daß man die Thiere absattelt, und sie durchschwimmen läßt, während man sich selbst auf mühsamen Umwegen, selbst durch Errichtung eines Flosses aus Bambusen, hinüberhilft, immer mit der Chance, einmal von Wilden überfallen zu werden; wenigstens träumen die Leute immer davon und erzählen einem bei jedem Kreuz, was zum Andenken an einen an Ort und Stelle umgekommenen Menschen errichtet wird, immer den alten Refrain: Da ward ein Mann von einer Unze zerrissen, dort ein anderer von den Bongres erschlagen, — bis der Tag zu Ende gehen will, und die Araucariennacht mit einem neuen Bivouac ebenso wieder beginnt. Wenn man dann endlich von der Serra do Trombudo schroff ins Thal hinunterklimmt, und wieder Anpflanzungen und selbst kleine Ortschaften, rari nantes in gurgite vasto, zu sehen bekommt, so dankt man Gott wirklich recht von ganzem Herzen, daß in alle den Araucarienbivouacs nichts vorfiel, und besonders, daß man in keinen Conflict mit Wilden kam, von denen man vielleicht den einen oder andern hätte niederknallen müssen, eine Procedur, die im Leben der Oberländer oft genug vorkommt. Denn nirgends häufiger, als noch in den ungemessenen Tannenforsten im Oberlande von Santa Catharina, streifen solche Indianer umher, welche von Recht oder Unrecht, von Sitte, Gesetz, Cultur nicht die leiseste Ahnung haben, und eben nur mit der Kugelbüchse zurückgewiesen werden können. Kaum eine Colonie jener Gegenden, selbst in den Gebirgsschluchten und Waldungen des Unterlandes, ist von ihnen verschont geblieben. Um Tubarao bei Laguna, im Süden der Provinz Santa Catharina sowohl, wie in Blumenau und Donna Francisca im Norden derselben Provinz, sind Conflicte mit ihnen vorgekommen, und — was man auch sagen möge, — der äußerste Anbauer einer Colonie ist, wenn er sein Haus etwas weit vorgeschoben hat, immer in Gefahr, Nachts im Schlafe von Bongres überfallen und erschlagen zu werden. — Und somit mögen auch solche brasilianische Nächte im Walde, wie ich sie eben kurz darstellte, ihre Gefahren haben; aber der unbefangene Reisende sieht sie nicht; sie werden ihm nur erzählt.

Höchst seltsam kann manchmal die Lage eines Reisenden sich zur Nacht gestalten, wenn ihm Hemmnisse in den Weg kommen, an die ein vernünftiger Mensch gar nicht vorher denkt und denken kann. Wie oft muß ich einer Nacht gedenken im brasilianischen Urwald, die wirklich durch und durch originell war, aber doch auch einen Begriff gibt, wie lebensgefährlich das Reisen in den Wildnissen des Waldes werden kann!

(Schluß folgt.)

Des Königs Feldwebel.

Gar manchem unserer Leser wird es wie mir gehen, daß aus seiner Jugendzeit er sich eines Namens lebendig erinnert, der in den jüngstverflossenen Tagen zu der populärsten einem geworden. Der „kleine Roon" — der Helfer oder der Schrecken so vieler tausend fleißiger oder träger Schüler — hatte auch mich einst in das Studium der Erdkunde eingeführt, der „große Roon" darin später gefördert und auch noch unterstützt, als ich zu seines Lehrers, Carl Ritters Füßen, lernend saß. Wenigen mag es nur bekannt sein, daß diese beiden Bücher keinen Geringeren zum Verfasser haben, als — den Mann, der in dem Kriege dieses Jahres durch sein großartiges Organisationstalent eine so hervorragende Stelle eingenommen, als — Preußens Kriegsminister. Um so willkommener wird es aber gewiß allen Lesern — seien es frühere Schüler oder nicht — sein, wenn wir in den nachfolgenden Zeilen über seinen Lebensgang aus wohlverbürgten Quellen etwas Näheres mittheilen.

Am Strande der Ostsee, unweit der Stadt Colberg, liegt Haus Pleushagen; dort residirte, am Anfange unseres Jahrhunderts, der ehemalige Officier und Rittergutsbesitzer Heinrich von Roon, ein wackerer deutscher Mann, dessen niederländische Vorfahren einst aus Holland nach Frankreich gewandert und, von dort — in den Tagen der Hugenottenverfolgungen vertrieben —, zuerst nach Frankfurt a. M., später nach Preußen gekommen waren. Mehrere Kinder waren ihm durch den Tod geraubt worden; das einzig überlebende war das jüngste, Albrecht Theodor Emil, der am 30. April 1803 geboren wurde. Gewiegt von den häufigen Stürmen, die das väterliche Haus in seinen Grundfesten erbeben ließen, und in den Schlaf gesungen durch das wunderbare Brausen des nahen Meeres, verlebte dort der Knabe, ungehemmt durch schädtliches, frühreifes Lernen, seine acht ersten, glücklichen Lebensjahre. Wer weiß, ob in seinen damaligen kindlichen Träumen nicht schon das Bild einer deutschen Seemacht ahnungsvoll auftauchte, deren Gründung später eine der großen Aufgaben seines Lebens werden sollte?

Kaum war der Knabe neun Jahr alt geworden, als ihm der Vater entrissen wurde. Bald darauf begann auch seine Lernzeit, und sehr schnell — wie alle ähnlich erzogenen Kinder — konnte er fertig lesen und schreiben. Einige Zeit danach übersiedelte Frau von Roon mit ihm zu der Großmutter, einer verwittweten Majorin von Borcke, nach dem Städtchen Altdamm bei Stettin. Aus jener Zeit sind uns einige charakteristische Züge seines Lebens aufbewahrt, welche die alte Wahrheit, daß „das Kind der Vater des Mannes" sei, neu bestätigen.

Es war am 3. August 1812, am Geburtstage König Friedrich Wilhelms III. Die Franzosen vertheidigten Stettin und hielten ebenfalls Altdamm mitbesetzt. Da öffnete die 72jährige, ehrwürdige Großmutter das Fenster ihres Hauses, füllte ein Glas mit perlendem Rothwein, den sie mit ihrer letzten Baarschaft von den Franzosen selbst erkauft, und ließ den König — seinen Feinden zum Trotz — mit lauter, klarer Stimme hochleben. Der neunjährige Albrecht stand ihr mit funkelnden Augen zur Seite und stimmte in den kühnen, patriotischen Ruf begeistert mit ein. — Ein anderes Mal trug die muthige Greisin dem Knaben auf, den an das Haus stoßenden Garten gegen die französischen Obstdiebe zu vertheidigen. Das ließ sich der kleine Mann nicht zweimal sagen. Rasch holt er einen Besenstiel herbei, steckt ein altes Bajonett, das sich in einem Winkel umhertrieb, darauf und patrouillirt nun ganz soldatenmäßig auf seinem Posten hin und her — ja, seiner Wachsamkeit war es zu danken, daß nahende Diebe mehrmals die Flucht ergriffen.

Aber noch andere Beweise seiner Unerschrockenheit und Keckheit gab der Knabe. Mochte er schon es für unmöglich halten, daß seine Landsleute, die preußischen Soldaten, auf ihn schießen würden: ein Beweis von Muth war es immerhin, daß er stets da war, „wo es knallte" — ja, einmal entkam er nur um ein Haar einer sein Leben ernstlich bedrohenden Gefahr. Eine Bombe crepirte dicht vor seinen Füßen — ihn traf jedoch nur ein kleiner Granatsplitter, der ihn unbedeutend verletzte. Der Knabe aber zuckte nicht — in seinen Adern floß das Heldenblut jener großen Zeit — ganz stolz berichtete er sein Abenteuer den um das verwegene Bürschlein doch etwas besorgten Frauen.

Zu seinem großen Schmerze ward die herrliche, alte Großmutter, deren Wort und Wandel nachhaltig bildend auf den Enkel gewirkt hat, bald darauf ein Opfer ihres hochherzigen, patriotischen Sinnes. Ganz allein in ihrem Hause zurückgeblieben, um „nach dem Rechten zu sehen," sank sie in kurzer Zeit — erschöpft durch die Strapazen und die ihr das Herz brechende Noth des Vaterlandes — auf ein kurzes Krankenlager: als ihr Heimatort endlich capitulirte und die Ihrigen in das halbzerstörte Haus kamen, lag sie bereits im Schoß der Erde.

Drei weitere große Jahre waren vergangen, gewiß nicht, ohne in des lebendigen Knaben empfänglichem Gemüthe tiefe Spuren zurückgelassen zu haben. Da übergab eines Tages seine Mutter ihn dem Schutze des braven Schirrmeisters, der die alte, gebrechliche, gelbe Postkutsche führte — fröhlich sprang ihr Sohn hinein, nachdem er sie herzlich umarmt, und vorwärts ging es nach Culm, einem neuen, wichtigen Abschnitte seines Lebens entgegen. Auf alle Weise gefördert durch den noch lebenden General a. D., W. v. Chappuis, damals Compagniechef im dortigen Cadettenhause, that er die ersten Schritte auf der kriegerischen Bahn, die seine Lebensbahn sein sollte. Im Jahre 1818 ward er überraschend früh in das Berliner Cadettenhaus versetzt; 1821, am 9. Januar, trat er als Secondelieutenant in die Armee, zunächst in das 14. Infanterieregiment, das in Königsberg in der Neumark seine Garnison hatte.

Das Lieutenantsleben war für Roon eine ernste, schwere Zeit. Nach längerer Gemüthskrankheit starb ihm seine Mutter — das elterliche Besitzthum, Haus Pleushagen, war schon früher unvortheilhaft verkauft worden — das Vermögen war dabei fast ganz eingebüßt — an eine Zulage zu dem Lieutenantsgehalte, das bekanntlich zum Wohlleben nicht gerade normirt ist, war gar nicht zu denken. Das störte indes den strebsamen Sinn des jungen Mannes ganz und gar nicht; mit wenigem von jeher zufrieden, hatte er nur ein Ziel vor Augen: nach allen Richtungen hin seinen Geist auszubilden und seine Kenntnisse in jeder Weise zu erweitern. Das lenkte die Aufmerksamkeit seiner Oberen, insbesondere des kriegsgelehrten und geistreichen Generals von Müffling, der damals das 7. Armeecorps commandirte, auf ihn; und im Herbste 1824 wurde der junge Mann zur Kriegsschule, der jetzigen Kriegsakademie, einer Art Hochschule für den Officierstand, einberufen. Das waren drei reiche, glückliche Jahre. Welch ein Genuß, immer weiter in die Schätze des Wissens einzudringen, sie sich immer mehr zu eigen zu machen! Außer den eigentlichen Wissenschaften seines Berufes studirte er mit besonderer Liebe Geographie und Geschichte unter Carl Ritters und Raumers Leitung. Und als er bald, nach vollendetem Triennium, als Erzieher und Lehrer zum Berliner Cadettenhause berufen ward, erkor er sich die Geographie zum Lebensstudium. Sein großer Meister, Carl Ritter, der damals als Studiendirector des Cadettencorps fungirte, hatte die Erdkunde zur selbständigen Wissenschaft erhoben, und was er grundlegend geschaffen und in tiefgelehrter Weise ausgebildet, das wollte Roon popularisiren und pädagogisch für die verschiedenen Stufen des Unterrichts verwerthen. So entstanden im Jahre 1832 seine „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde," die von Ritter selbst in die gelehrte Welt eingeführt wurden. Auf Veranlassung des Ministeriums folgte, zwei Jahre später, der Leitfaden für Schulen, „die Anfangsgründe der Erdkunde," eben jener obenerwähnte „kleine Roon". Das erstere Werk, das er mit einem ungewöhnlich zähen Fleiße in 7—8 Monaten vollendet hatte, erschien später in zweiter Auflage als dreibändiges Werk und wurde auch als solches noch mehrfach wieder aufgelegt. Ebenso lag es ihm auf den verschiedenen Stationen seines Lebens ob, das kleinere Werk, das Auflage auf Auflage erlebte, immer neu zu bearbeiten, bis er, durch seine Berufung zum Kriegsminister, diese Arbeit seinem Sohne zu übertragen genöthigt war *).

---

*) Außer diesen zwei berühmtesten und bekanntesten Werken gab er im Jahre 1837 eine „Militärische Länderbeschreibung von Europa," und 1839 eine werthvolle Monographie über die Pyrenäische Halbinsel heraus.

Gleichzeitig mit diesen wissenschaftlichen Arbeiten schritt Albrecht von Roon von Stufe zu Stufe in seiner militärischen Carriere vorwärts. Vom Premierlieutenant zum Hauptmann, vom Hauptmann zum Major ging es empor — frühe schon (1835) wurde er zum Generalstab commandirt — daneben leistete er als Examinator bei der Militär-Examinationscommission und als Lehrer an der Kriegsschule seinem Lande wichtige Dienste.

In den Anfang dieses vielbewegten, thätigen Lebens fällt auch die Begründung seines glücklichen Familienlebens. Es war am 2. September 1835. König Friedrich Wilhelm III. hatte die letzte große Heerschau in Schlesien abgehalten. Da suchte der damalige Premierlieutenant des 15. Infanterieregiments seine Tante, die einzige Schwester seines Vaters, die verwittwete Regierungsräthin Wolfram, die er nie gesehen hatte, auf und fand sie nach längerem vergeblichem Nachfragen im Hause des noch lebenden Pastors Rogge zu Groß-Tinz bei Liegnitz, in der Person der Schwiegermutter desselben. Der 2. September, nach Beendigung der königlichen Parade, war der einzige Tag, an dem er für einige Stunden Urlaub nehmen und in das gastliche Pfarrhaus einkehren konnte. An demselbem Tage kehrte der König für einige Stunden, auf seiner Weiterreise zum 6. Armeecorps, im Hause ein und blieb als Mittagsgast. Während dessen betrat Lieutenant von Roon ganz unbemerkt das Haus seiner unbekannten Verwandten, stellte sich denselben vor, als der König abgereist war, und fand die sieben Kinder des Hauses in lautem Jubel darüber, daß der König und seine Gemahlin, die Fürstin von Liegnitz, mit jedem einzelnen von ihnen gesprochen hatte. Besonders huldvolle und freundliche Worte hatte der König an die älteste, erwachsene Tochter des Hauses gerichtet. Roons Eintritt in den ihm fremden und doch nahe verwandten Familienkreis zu solcher Stunde machte ihn sogleich der alten Tante, wie der ganzen Pfarrersfamilie zu einem willkommenen Gaste. Am folgenden Tage reiste der Herr Vetter früh morgens ab, doch — sein Herz war in dem Hause geblieben; er hatte wieder Eltern, ja noch mehr, — ein treues Weib gefunden. Am 8. September kam er aus dem Lager des 6. Armeecorps Abends wieder zurück, bat sich ein Nachtquartier aus, blieb mehrere Tage dort und schied als Verlobter der ältesten Tochter, als sein Urlaub abgelaufen war. Am Jahrestage jenes königlichen Besuches, 1836, führte er sie in die Dorfkirche zum Traualtar.



Der Kriegsminister von Roon dem Könige Vortrag haltend.

Originalzeichnung von Constantin v. Grimm.

Wechselvoll und bewegt waren die Jahre 1846—1858 für das Leben Roons. Zuerst sehen wir ihn als militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Carl auf der Universität und auf weiten Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich und Belgien. Dann geht er als Chef des Generalstabs zum

8. Armeecorps nach Coblenz, macht den badischen Feldzug von 1849 mit, leitet die Mobilmachung von 1850 — darnach wandert er als Regimentscommandeur des 33. Infanterieregiments vom Rhein an die Weichsel, von der Weichsel an den Pregel und wieder zurück an den Rhein, 1856 als Commandeur der 10. Infanteriebrigade nach Posen, endlich zwei Jahre später mit der 14. Division nach Düsseldorf.

Welch eine reiche Geschichte enthält die bloße Aufzählung dieses militärisch unruhigen, bald hierhin, bald dorthin geworfenen Lebens! Aber wie nothwendig war eine so mannigfaltige, theoretische wie practische Schule, um ihn zu dem hohen Posten auszurüsten, zu dem er nunmehr berufen, zu dem großen Werke, das seinen Händen anvertraut werden sollte. Die Mobilmachung des Jahres 1850 hatte bereits gewisse Mängel der Kriegsverfassung deutlich herausgestellt; ihnen abzuhelfen, war seitdem sein und vieler seiner Freunde unablässiges Trachten gewesen. Im Jahre 1858 wurde er sodann aufgefordert, dem Regenten von Preußen, zuerst mündlich, dann in einer Denkschrift seine Ansichten über eine *Reorganisation der Armee* vorzutragen. 1859 wurde er Generallieutenant, am 5. Dec. Kriegsminister (1861 auch Marineminister), um die von dem abgetretenen Minister von Bonin bereits begonnene Reorganisation auszuführen.

Als die langen Friedensjahre, die auf die glorreiche Erhebung von 1813—1815 folgten, durch die politischen Erschütterungen von 1848 und 1850 einen Stoß erlitten, stellte es sich heraus, daß das stehende Heer in seinem geringen Umfange der gehobenen politischen Bedeutung des preußischen Staates nicht mehr entspräche. Preußens Nachbarstaaten hatten alle ihre militärischen Kräfte vermehrt; sein zwischen ihnen ungünstig eingeschlossenes Staatsgebiet mit langgestreckten, wenig geschützten Grenzen erwies sich durch seine Kriegsmacht als nicht hinlänglich vertheidigt. So oft nun ein Krieg drohte, mußte die Landwehr herbeigezogen werden, was sowohl die Rüstungen verlangsamte, als den Nationalwohlstand ernstlich gefährdete, ja tief in das Familienwohl eingriff, da ja die Landwehrleute größtentheils Familienväter waren. Erstes Ziel der Armeereorganisation war darum: die Friedensstärke des stehenden Heeres so zu erhöhen, daß auch — ohne jedesmalige Einberufung der Landwehr — der preußische Einfluß in Europa in würdiger Weise gewahrt werden könne. Zu diesem Zwecke sollte eine zahlreichere Recrutirung stattfinden: die schon 1814 proclamirte, allgemeine Wehrpflicht, die aus dem preußischen Volke *„ein Volk in Waffen“* schafft, wird damit zur Realität — und die jüngsten Jahrgänge der Landwehr werden mit dem stehenden Heere durch eine Verlängerung der Reservepflicht in engerer Weise verbunden, wodurch natürlich die älteren, meist verheiratheten Jahrgänge der Landwehr beträchtlich erleichtert, ja — die Landwehrdienstzeit überhaupt bedeutend verkürzt wird. Daß übrigens in Fällen, wo die Existenz des ganzen Staates auf dem Spiele steht, selbst bei durchgeführter Reorganisation die Landwehr nicht zu Hause bleiben kann, ist selbstverständlich.

Ein fast siebenjähriger Krieg (1859—1866) war nöthig, um dieses große Reformwerk zum Siege zu führen! Wie einst der König zu ihm sagte: *„Auf Rosen sind Sie nicht gebettet!“* so war es in der That: sein Posten war ein dornenreicher. Aber Roon war ihm gewachsen. Wie wir ihn auf unserm heutigen Bilde erblicken, vor dem Könige stehend und mit der ihm eigenen, ruhigen und klaren Rede ihm Bericht erstattend, so hat er auch festgestanden und unerschütterlich gestritten vor seinem ganzen Volke und dessen ihn oft heftig angreifenden Vertretern. So trat er zum ersten Male am 10. Februar 1860 vor das Haus der Abgeordneten und vertheidigte sein Werk. „Das allgemeine Bedürfniß nach einer Reform,“ sprach er, „ist ein gleichmäßig von der Regierung, wie von der Nation anerkanntes. Dieses Bedürfniß, welches der Würde und der Steigerung des Ansehens der Regierung Rechnung trägt, ist mit dem Bedürfnisse identisch, welches der politischen Bedeutung des Landes ein größeres, das gebührende Gewicht zu geben strebt.“

Wir können hier nicht die Einzelnheiten des langen Kampfes verfolgen; nur einige Momente seien noch hervorgehoben. Durch Cabinetsordre vom 5. Mai 1860 war die Bildung der neuen, der zuvörderst sogenannten „combinirten Infanterie-Regimenter“ aus den vorhandenen Landwehr-Stammbataillonen befohlen; am 18. Januar 1861, kurz nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV., entfalteten sich die Fahnen und Standarten von 154 neuen Bataillonen und Schwadronen vor dem Denkmal des großen Friedrich. — Der dänisch-deutsche Krieg legte zum ersten Male die Probe von der Vorzüglichkeit der Armeereorganisation ab.

Ungeachtet dieser Erfahrung dauerte der parlamentarische Streit fort. Ja, in der Frühjahrssitzung des Jahres 1865 entbrannten aufs neue Debatten, die fünf ganze Tage dauerten. Der erste dieser Tage, der 28. April, wird unvergeßlich bleiben in der Geschichte des preußischen Abgeordnetenhauses. Das Haus war gefüllt wie selten — Jedermann war gespannt auf die erwartete Rede des Kriegsministers, auf die nochmalige Vertheidigung und Beleuchtung des Reorganisationswerkes, auf die Widerlegung der Gegner desselben. Nachdem die Abgeordneten Stavenhagen und Twesten die Generaldiscussion eröffnet, erhob sich der Kriegsminister. Die gewöhnliche Mannesgröße beträchtlich überragend, stand er da, eine kräftige, durch das Alter ungebeugte, feste Gestalt. Die hohe, etwas gewölbte Stirn verräth den Denker, die tief unter buschigen Brauen liegenden Augen scheinen durch und durch zu dringen, wo sie sich hinrichten, der von vollem Schnurrbarte überschattete Mund zeugt von fester, unerschütterlicher Entschlossenheit und Festigkeit. Sonst ein Mann von wenig Worten — wie es dem Soldaten geziemt — schickt er sich jetzt an zu einer langen Rede, um in erschöpfendster Weise zu entwickeln, was seit so vielen Jahren das Denken und Thun seiner Tage und Nächte erfüllt hat. Mit beredten Worten legt er in einer fast *vierstündigen* Rede, die nur einmal durch eine kleine Pause auf seinen Wunsch unterbrochen wurde, seine Ansichten dar. Charakteristisch und unwiderlegtich war sein Wort über die Stellung der *Landwehr*. „Die Landwehr“, sagte er, „soll eine Stellung erhalten, die ihrer würdig ist, die ihren Altersverhältnissen, ihren staatsbürgerlichen Interessen entspricht. Das ist der Wunsch der Regierung. Es sollen die jüngeren Brüder zuerst, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre Haut zu Markte tragen, bevor die Familienväter, die Steuerzahlenden an die Reihe kommen, bevor sie das Letzte einsetzen für die Rettung und die Unabhängigkeit des Vaterlandes.“ Zur kühnen Zuversicht schwang sich dann seine Rede empor und fast prophetisch in die Zukunft blickend klang es, als er ausrief: „Mit unserer verstärkten Armee und mit der Landwehr ersten Aufgebotes *sind wir jedem Nachbar gewachsen*, aber erst, seitdem die Reorganisation ins Leben getreten ist, erst seitdem kann man mit einiger Sicherheit den Nacken hoch tragen. Während ich selbst in diesem Hause vor Jahren immer einer gewissen Deferenz vor unsern stärkeren Nachbarn zu meiner Beschämung habe Ausdruck geben hören, bin ich gegenwärtig in der Lage, auszusprechen, *wir fürchten uns vor niemand*, und haben Ursache, stolz zu sein auf unser Heer und unsere Wehrhaftigkeit.“ Und mit wenigen beredten Worten die Absichten der Regierung in der Reorganisationsfrage resümirend, schloß er: „Die Regierung will die allgemeine Dienstverpflichtung um 3 Jahre kürzen; die Regierung will die Verpflichtung für den Waffendienst im Kriege von 12 auf 7 Jahre vermindern; die Regierung will die wirthschaftlichen Kräfte des Landes schonen, indem sie die Besitzenden, die steuerzahlenden Familienväter von Leistungen zu befreien strebt, die die Einzelinteressen stören; sie will die gesetzlichen Verpflichtungen endlich wesentlich mindern, die den Communen und Kreisen obliegen. *Das ist die Wahrheit! so steht es!*“

Die mit wunderbarer Stille und Promptheit innerhalb vier Wochen vollzogene großartige Mobilmachung, und noch mehr der ruhmreich beendigte Krieg dieses Sommers haben die Worte des Kriegsministers bewahrheitet und dem Werke der Militärreorganisation den Stempel des Gelingens aufgedrückt. Was mag durch seine Seele gegangen sein, als er am 3. Juli d. J. und in den nächstfolgenden Tagen das langsam angebahnte und mühsam durchgekämpfte Werk sich so bewähren sah, daß selbst die bisherigen heftigsten Gegner bewundernd ausriefen: *„Er hat doch Recht gehabt!“* Wie wir ihn kennen, hat auf den Höhen von Sadowa kein Gefühl der Ueberhebung, noch weniger des schadenfrohen Triumphes über seine Feinde sein Herz erfüllt; nein, wie ein berufener Biograph es ausspricht, daß „zur Ueberwindung der diesem Werke entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht bloße Thatkraft und nicht bloße Begabung ausreichte, sondern, daß es dabei des unerschütterlichen Gottvertrauens bedurfte, das einen Grundzug seines Wesens bildet“, so können wir gewiß sein, daß demüthiger Dank gegen Gott, wie eine aufrichtige Herzensfreude über die gelungene Schöpfung des Königs, dessen

„Feldwebel" er sich einmal scherzhaft nennt, ihn vor allem anderen beseelten.

Der Minister von Roon ist — so wenig Worte er davon macht — ein wahrhaft frommer Mann. In seinem Hause herrscht christliche Sitte, und Morgens und Abends verwaltet er das hauspriesterliche Amt vor allen Gliedern seiner Familie, mit denen man ihn allsonntäglich zur Kirche gehen sieht. Zu seiner Familie rechnet er übrigens auch im patriarchalischen Sinne des Wortes seine Dienerschaft. Schon im ersten Jahrgange des Daheim (S. 476) erzählten wir einmal unseren Lesern, mit welcher liebenswürdigen Freundlichkeit er seinen Portier neben sich einsteigen hieß, als er zum Ordensfeste fuhr. Noch charakteristischer ist der folgende Zug. Als vor einigen Jahren sein Kammerdiener am Nervenfieber erkrankte und der Hausarzt erklärte, das Krankenzimmer läge wegen der nahen Hauptstraße nicht ruhig genug, auch sei es sehr bedenklich, den Kranken wegen der Gefahr der Ansteckung im Ministerhotel zu lassen, der Kranke müsse sofort in das Hospital transportirt werden, erwiderte Herr von Roon, seine Diener gehörten zu seiner Familie, er könne im Salon, nach dem Garten hinausgelegen, Aufnahme finden. Das geschah, und täglich besuchte ihn der Minister, las ihm vor und tröstete ihn; Frau von Roon und die Töchter brachten ihm allerhand Erquickungen. Der Diener, der diesen Zug einem Freunde von uns erzählte, fügte hinzu: „Ist es da zu verwundern, daß wir für solchen Herrn alle durchs Feuer gehen möchten?" —

Und doch zeigt dieser im vertrauten, häuslichen Kreise so herzenswarme Mann sich nach außen hin leicht kühl, ja oft schroff, bis die ihm entgegenkommende, gleichartige Gesinnung ihn näher führt und ihn sein Innerstes erschließen läßt. Dagegen weiß er sich Zudringliche und Anmaßende durch ein kurzes Wort, oft nur durch eine Bewegung und Miene fern zu halten, wie es wenig andere Menschen können. Und wie er die Phrase aus innerster Seele haßt, so besitzt er das schlagfertige Wort im Repliciren in seltenem Maße stets im rechten Augenblicke. Besondere Vorliebe hat er für die derbe norddeutsche Art, weshalb auch das Plattdeutschsprechen zu seinen Ergötzungen gehört. So überraschte er einmal, auf einer Reise durch die Grafschaft Ravensberg, die Gäste eines zu seiner Ehre veranstalteten Mahles, auf das höchste, als er den humoristischen Toast eines Kolonen in westfälischem Plattdeutsch ohne Stocken im allerschönsten pommerschen Plattdeutsch erwiderte.

Ein so einfacher, schlichter, bescheidener Mann, fest im Streite und doch durch und durch ein Mann des Friedens ist — der Kriegsminister von Roon!

Robert Koenig.

Am Familientische.

Das schönste Quartier.

Ein Blatt der Erinnerung aus dem Feldzuge in Oesterreich.

Heimgekehrt in die alte Garnison W., wo Herz und Hand nur an Blumen dachte, um die zurückkehrenden, sonnverbrannten Krieger festlich zu empfangen; wo durch Glockenklang an so manch unerschrockenes Herz angeklopft wurde, um darin ein ewiges Gedenken jener Stunden zu gründen, in welchen ein Freuden- und ein Todtenfest zugleich, in erhabenster Bedeutung gefeiert wurde, blättere ich in meinem Tagebuche, aus welchem mir so manche vertrocknete Blume des Leids und der Freude entgegenlächelt und finde auch ein kleines Muttergottesbild, an welches sich folgendes Geschichtchen knüpft:

Nach einem heißen 8stündigen Marsche unseres Regiments, in der Direction nach Brünn, um die flüchtende, österreichische Armee zu verfolgen, machten wir an einem reizend gelegenen Dörfchen, Namens B..y, Halt. Es war bereits 2 Uhr Nachmittags und die Sonne schien drückend heiß, auf die ein Stoppelfeld besetzende, ermüdete Truppe. Keines der rohen, böhmischen Marketender-Weiber, vermochte uns heute mit dem rothgefärbten coralka (Schnaps) als ein tröstender Engel zu erscheinen, denn bei der Anspannung, die unsere Glieder erlitten, wollten wir, mit dem Himmel zugekehrten Rücken, nur Ruhe haben. Kein Scherz ertönte — nur hier und da ein Fluch, daß noch kein Fourier erschienen; es war ein harter Tag unseres Kriegerlebens. — Eben hatte der maître de plaisir unserer Compagnie, der Gestudirte, wie wir ihn nannten, uns mit den Worten getröstet: „Gott verläßt keinen Deutschen!" als das Commando: „an die Gewehre!" erscholl und grade unserer Compagnie die tröstliche Aussicht wurde, im Dörfchen B..y Quartier zu erhalten. Das Ziel unserer vorläufigen Bestimmung nun immer vor Augen, und im Geiste die lockere Streu schon unter uns, trotzten wir allen letzten Anstrengungen zur Erreichung desselben und in einem schattigen Hohlwege brachten wir sogar unsern alten Capitän durch die Anstimmung des Liedes: „Der Hauptmann er lebe, er geht uns kühn voran" — — zum Lachen, so daß er uns vorbei defiliren ließ und mit den Worten: „Na, vorläufig zieht ihr erst mal kühn voran!" sich an die Queue der Compagnie setzte. Nach Gewohnheit empfingen uns müßig gaffende Bauern und bettelnde Kinder im Dorfe, — ehe wir in die betreffenden Quartiere kamen, hatten wir schon den ganzen Vorrath unseres vertrockneten Brotes verschenkt. — Beim Auseinandergehen der Compagnie, wies der Gestudirte noch auf eine in der breiten Dorfstraße liegende Gruppe von Baumstämmen, mit dem Bedeuten: dort möge den Abend ein Rendezvous stattfinden. Wir wußten, wie er's meinte; war's uns allen doch eine Erquickung, hier, so fern vom heimischen Herd, die Erlebnisse des Tages auszutauschen, da um uns doch alles fremd und kalt erschien, kein Laut der Muttersprache und des deutschen Liedes unser Ohr berührte. —

So senkte sich denn der kühle, erquickende Abend nieder, vergoldete mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonne den felsigen Bergabhang, an den sich das Dörfchen B..y, wie um Schutz bittend, schmiegte und während die Feierabendglocke die gläubigen Katholiken des Dorfes zum Beten mahnte, begrüßten und vereinten wir uns nach verabredeter Weise. Trotzdem die genossene Ruhe uns alle gehabten Strapazen des Tages vergessen ließ und der dicke Landwehrmann P. uns in gewohnter, komischer Art erzählte, wie er einen Bauerknecht geprügelt, der ihm seine neue Pfeife nebst Tabak gestohlen, — wir befanden uns alle in einer gedrückten Stimmung, denn jeder hatte in diesem idyllischen Thale die schrecklichste Armuth gefunden. Auch der Gestudirte war hier nicht fröhlich, trotzdem er mehrere Mal vor sich hin brummte: „ich habe doch noch das schönste Quartier." — Wir wanderten Arm in Arm bis an das Ende des Dorfes und standen bald vor einer ärmlichen Hütte, dem Quartiere des Gestudirten, und seinem Wunsche folgend, sangen wir die Mendelsohnsche Weise: „Es ist bestimmt in Gottes Rath." — Leise Lüfte des Abends trugen die Töne von Felsenwand zu Felsenwand, das lieblichste Echo bildend, und unter vielen Fenstern öffnete sich auch das der ärmlichen Hütte, aus welchem eine junge Bauerfrau mit verweinten Augen blickte. — Nachdem sich bald die kameradliche Sängerschar in ihre Quartiere zerstreut, folgte ich dem Gestudirten in das seine; auch hier konnte die Armuth nicht verleugnet werden, aber doch zeigte sich der ordnungsliebende Geist der waltenden Hausfrau. — Um meine Neugierde zu befriedigen, zündete mein Camerad und intimster Freund schnell einen Kienspahn an und legte mir mit den Worten: „Du weißt, ich dichte zuweilen ein bischen," ein beschriebenes Blättchen vor — und ich las:

An des Dorfes weitem Ende,
An des Berges steilem Fuß,
Ich nach hartem Marsch mich wende,
Bald vernehmend böhmischen Gruß.

Eine schlichte Balkenhütte,
Von der Rauche bald geschwärzt,
Nimmt mich auf in ihre Mitte,
Wo ein Bube spielend scherzt.

Mich gewahrend, spricht verlangend
Er um meinen Helm mich an —
Und von blankem Rüstzeug prangend,
Steht vor mir der kleine Mann.

Und die Mutter tritt jetzt ein,
Steht gebannt an lichter Stelle
Und im Frauenantlitz rein,
Seh' ich eine Thränenperle.

Nicht zu stören jene Feier,
Die ein Frauenherz begeht,
Wenn die Saiten seiner Leier
Von dem Schmerze angeweht;

Halt' ich ein im losen Spiele,
Nehm' den Kleinen an der Hand,
Gehe in die freie Kühle,
Sinnend nach dem Thal gewandt. —

— — — — — — — —

Als der Tag sich dunkelnd senkt,
Kehr' ich heim in meine Hütte,
Wo ein Mutterherz sich lenkt
Zu Maria! — Heil'ge Stille! —

Und ich bete still mit ihr
Denn nun kenn' ich ihre Schmerzen;
Die da weint sie und für
Diadem der Mutterherzen.

In der frühen, frohen Stunde,
Wo das Kind gescherzt, gelacht,
Hört sie eine Trauerkunde
Aus dem Süden, aus der Schlacht. —

— — — — — — — —

An des Mincios fernem Strande,
Ruht der Erstgeborne aus
Und im weiten Vaterlande,
Weint ein Herz im Vaterhaus

Ich dankte gerührt meinem sentimentalen, guten Freunde. und als ich erfuhr, daß die arme, nun mit ihrem noch einzig lebenden Kinde allein dastehende Mutter, etwas deutsch verstände, suchte ich sie auf, um sie zu trösten; ich traf sie am Bette des glücklich schlummernden Kleinen, über einem Gebetbuch gebeugt und weinend über ihren in ferner Erde ruhenden Erstgebornen, — da ich schied, schenkte sie mir das Muttergottesbild als: „Denke an mich." — Nun konnte ich mir die Worte des Gestudirten erklären: „Ich habe doch noch das schönste Quartier!" —

Ein klassischer Ort unserer Literaturgeschichte in Flammen.

Das Daheim hat den schönen Beruf, neben dem frisch pulsirenden Leben der Gegenwart auch die Erinnerungen guter, alter Zeit und vergangener Größe zu hüten. So bleibt es nur in seinem Beruf, wenn es seinen Lesern mittheilt, daß ein zwar jetzt abgelegener, immerhin aber klassischer Ort unserer Literaturgeschichte in diesen Tagen ein Raub der Flammen geworden ist. Welcher geneigte Leser erinnert sich nicht aus Goethes unsterblichem Werther, dieser Tragödie verzehrender Liebesglut, des Ortes Wahlheim bei Wetzlar? Ist schon die Stätte, die ein guter Mensch betrat, nach dem Dichterwort geweiht, wie anders noch der Ort, den des Dichters Wort, des größten, den wir besitzen, mit unverwelklichem Immergrün umkränzt hat? — „Ungefähr eine Stunde von der Stadt" — so heißt es im achten Brief des ersten Buches — „liegt ein Ort, den sie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, übersieht man auf einmal das ganze Thal (es ist das liebliche Lahnthal, wenn Schreiber dieses den Dichter unterbrechen darf, mit seiner — und

dieses sagt Goethe wieder — „unaussprechlichen Schönheit der Natur.") Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauernhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirthshaus bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und lese meinen Homer u. s. w." — Der Leser wird sich des weiteren erinnern oder gern im Werther selbst das weitere noch lesen. Wie oft kehrt Goethe-Werther im Roman wie im Leben nach dem stillen Wahlheim zurück, fast lieber mit den schlichten Bauern verkehrend, als mit den Städtern in Schminke und Reifrock und mit den Allongeperrücken des weiland Reichskammergerichtes. Unter dem Text steht zu „Wahlheim" geschrieben: „Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich genöthigt gesehen, die im Original befindlichen wahren Namen zu verändern." Nun, trotz dieser Warnung hat man sich die Mühe gegeben, wie denn allezeit den Pfaden des Dichters die Antiquare und Schriftgelehrten nachgehen. Das Wahlheim der Dichtung ist in der Wirklichkeit ein Garbenheim. Schreiber dieses kann versichern, daß das Original dem Bilde des Dichters keine Schande macht. Und dieser liebliche, klassische Ort, umwebt vom Zauber eines der größten Dichterwerke, ist in diesen Tagen fast ganz in Asche gelegt worden. So reich an idealen Erinnerungen der heimliche Fleck war, so arm hier die Bewohner an materiellen Mitteln. Daher ergeht die Frage, ob hie und da ein stiller Liebhaber unserer großen Literatur in Nord oder Süd (denn da gibt's keine Grenzpfähle und Antipathien) ein Scherflein für solchen Zweck übrig hätte, dankbar für den poetischen Genuß oder die ethische Lehre, die ihm Werthers Leiden gegeben*). H.

*) Wir lesen in öffentlichen Blättern, daß die Herren Bürgermeister Colnot zu Crofdorf und Schultheiß Dern zu Garbenheim (beide Orte bei Wetzlar) sich zur Empfangnahme von Gaben bereit erklären. Die Redaction

Herr General Vogel von Falckenstein ersucht uns um die Berichtigung eines Mißverständnisses in dem Besuche unseres Berichterstatters. Wir glauben diesem Wunsche am besten und zweckdienlichsten durch Abdruck des geehrten Schreibens zu entsprechen. D. R.

Münster, den 29. October 1866.

An die geehrte Redaction des „Daheim".

In Ihrem sehr werthen Blatte, Nr. 4 des III. Jahrganges, ist eine Unterhaltung zwischen Ihrem geehrten Berichterstatter und mir wiedergegeben, die in einem Punkte berichtigt zu sehen, mir wünschenswerth sein muß. Pag. 60 nämlich ist von einem Plane die Rede, den ich zur Eroberung der Insel Alsen gemacht haben soll. Dies scheint auf einer Verwechselung zu beruhen; ich hatte im Gegentheil mich im Laufe jenes Zwiegespräches, etwa wie folgt, ausgelassen: gleich nach dem Sturme von Düppel sprach ich in meiner Stellung als Chef des Stabes beim Obercommando demselben gegenüber meine Ansicht dahin aus, daß statt eines sofortigen ungewissen Ueberganges auf Alsen mir es gerathener schiene, mit allen entbehrlichen Truppen und einem Theile des schweren Geschützes schon am folgenden Tage nach Jütland abzumarschiren, dieses Land so weit wie möglich in Besitz zu nehmen und Fridericia zu belagern; der Sieg von Düppel müsse auf diese Weise ausgebeutet werden, bevor der Feind zur Besinnung komme. Diese Ansicht entsprach auch der des Obercommandos, und wurde der Plan dazu von Sr. Majestät genehmigt. Bald darauf versuchte man von Berlin aus durch ein neues Project, „einen Uebergang auf Fühnen", jenen Plan zu paralysiren, wozu aber Se. Majestät Allerhöchstdero Zustimmung zuvörderst nicht ertheilten. Die Folge hiervon war, daß durch das plötzliche Erscheinen vor Fridericia mit einem Belagerungstrain diese Festung ohne Schwertstreich in unsere Hände fiel, Jütland bis an den Limfjord noch vor Abschluß des Waffenstillstandes von uns occupirt werden konnte und Alsen später doch noch in unsere Hände fiel.

Hochachtungsvoll



Auflösung der Räthsel in No. 5.

I. Eisenbahn. — II. Banknote. — III. Kochsalz.

Rebus.



Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 17. November 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 7.**

Die Wittwe Lautenspihl.

Novelle von George Hesekiel.

Wenn man von der vornehmen kaiserlichen und geistlichen Stadt Quedlinburg, die mit ihrem hohen Schloß, ihren schönen Thürmen und den alten Warten im Mauerkranz gar lieblich zwischen ihren bunten Blumenfeldern liegt, — denn Quedlinburg treibt schwunghaften Großhandel mit Blumensamen — den schön bewaldeten Felsenklippen des Unterharzes zuwandert, dann stößt man in der Nähe der phantastischen Gebilde der Teufelsmauer auf ein schon tief in die Erde eingesunkenes, steinernes Kreuz.

Das Steinkreuz ist dicht mit grüngrauen Flechten bedeckt; hat es jemals eine Inschrift gehabt, so hat die Hand der Zeit dieselbe längst verwischt, kein Menschenkind weiß mehr, was an dieser Stätte einst geschehen; wahrscheinlich wurde hier eine blutige That verübt, zu deren Gedächtniß das Kreuz aufgerichtet ward, jetzt schwanken nur die stummen Glocken der blauen Campanula daneben, Gras ist darüber gewachsen, und der Morgenwind, der leise rauschend durch die Halme des Haferfeldes geht, spricht eine Sprache, die nicht Jedermann versteht.

Jedermann aber weiß, daß der nur wenig befahrene Weg, der bei dem steinernen Kreuz von der Straße abgeht, zu dem rothen Hofe führt. Verfolgen wir diesen Pfad durch den Hohlweg, so sehen wir nach einer guten halben Stunde zwei Gehöfte an dem Saume eines schönen Laubholzes vor uns liegen; das Dorf, zu welchem sie gehören, versteckt sich hinter dem Gehölz, und nur den stumpfen, steinernen Thurm der Kirche entdeckt das suchende Auge zwischen den ragenden Baumwipfeln.

Der rothe Hof ist ein reiches Gut, weniger durch den Umfang, als durch die Fruchtbarkeit seiner Flur, bei der Breitirung wurden die Aecker sämmtlich als Boden erster Classe angesprochen, und wäre das ganze Gut in einer Hand, so hätte der Besitzer sicherlich die Einkünfte eines Rittergutes.

Wir sehen aber zwei Gehöfte vor uns liegen, beide an der schmalen Fahrstraße, einander gegenüber, und die Straße theilt die Flur des rothen Hofes in zwei ziemlich gleiche Hälften.

Das Gehöft zu unserer Linken heißt der neue, das zur Rechten der alte Hof; wie viel älter der alte Hof ist, als der neue, weiß niemand, alt genug sehen beide aus, und ähnlich sind sie einander, wie Zwillingsbrüder, zuweilen wenigstens, einander ähnlich sind.

Beide sind mit Feldsteinen ziemlich hoch ummauert; innerhalb der Mauern, die von zwei Thoren, von denen eins nach der Straße, das andere nach den Feldern sich öffnet, durchbrochen sind, liegen um einen geräumigen Hof neben dem einstöckigen Wohnhaus Ställe und Scheuern gar wohl erhalten, und in der Mitte, zwischen dem Pfuhl und dem Misthaufen, thront auf dem einzelnen Pfeiler der starkbesetzte Taubenschlag. An der mit einem Weinspalier bekleideten Hauswand aber führt ein sauberer, von weißen Steinplatten gebildeter Weg entlang.

So ist's im alten Hof, wie im neuen, alles in einem, wie in dem andern, bis auf den Raubvogel, der, zur Warnung für seinesgleichen, hüben wie drüben, mit weitausgespreiztem Fluge an den Thorflügel genagelt ist.

Wie gesagt, die beiden Höfe sehen sich ähnlich wie Zwillingsbrüder, und doch würde ein scharfes Auge gleich beim ersten Einblick allerlei Unterschiede wahrgenommen haben.

Im alten Hofe glänzten dem Eintretenden blanke Fensterscheiben entgegen, im neuen waren alle Fenster bis auf eins durch Läden geschlossen; im alten Hofe sah man vor der Hausthüre eine Laube über der Steinbank, im neuen fehlte sogar die Steinbank, und wer ins Innere beider Wohnhäuser geblickt, der hätte der Unterschiede noch viele gefunden, Unterschiede, die sämmtlich zu Gunsten des alten Hofs sprachen.

Der alte Hof galt in der That auch für den vornehmeren von beiden. Der ganze rothe Hof war einst ein Erbe, vor undenklichen Zeiten aber schon war er getheilt; der neue Hof war durch Erbgang in fremde Hände gekommen, der alte aber ein Eigenthum in der Familie der ursprünglichen Besitzer geblieben. So sagte man wenigstens im Dorfe, und nachweislich war auch der alte Hof seit länger als hundert Jahren ein Eigen der Lautenspihle; das aber gab ihm in den Augen der Leute eine vornehmere Stellung.

Dieser Umstand würde indessen doch die obenerwähnten Unterschiede nicht erklären; mit denselben hatte es vielmehr folgende Be-

wandtniß; auf dem alten Hofe wirthschaftete die Besitzerin, die Wittwe Lautenspihl selbst, während die Familie Stadelmann in Quedlinburg, welcher der neue Hof zustand, denselben durch einen Verwalter bewirthschaften ließ. Es war aber die Abwesenheit der Hausfrau viel mehr, als die Abwesenheit der Herrschaft, welche so manchen Umstand zu Gunsten des alten Hofs sprechen ließ; bewirthschaftet nämlich wurde der neue Hof genau ebensogut, wie der alte, denn der Verwalter Ludolf Käsmark verstand seine Sache wie einer, war auch kein bloßer Miethling, sondern nah genug gevettert mit dem Besitzer, dem reichen Stadelmann, der den Titel eines königlichen Commissionsrathes hatte.

Wir haben unsern Lesern den Namen des Verwalters im neuen Hofe zwar pflichtschuldigst genannt, im ganzen Gebiet des rothen Hofes und im Dorfe aber nannte ihn kein Mensch bei seinem Namen, dort hieß er bei dem Gesinde „der Verwalter", bei den andern aber, groß und klein, „der Vetter". Der Verwalter war nämlich nicht nur ein Vetter der Stadelmanns im neuen, sondern auch ein Vetter der Lautenspihls im alten Hofe. Die Wittwe Lautenspihl war eine geborene Christiane Käsmark und „ander Geschwisterkind" mit dem Verwalter, wie man in dortiger Gegend sagt, ein Verwandtschaftsgrad, welchen wir genauer darzulegen nicht unternehmen.

Wir führen unsere Leser in den alten Hof.

Es ist ein ziemlich kalter Wintertag des vergangenen Jahres, ein Sonntag Nachmittag. Der Wind pfiff eisig aus den Schluchten des Harzgebirges hernieder in das offene Land und fegte den dünnen Schnee an der Teufelsmauer zusammen bis nach Gernrode hinüber; der bleiche, winterliche Sonnenstrahl blickte schüchtern wie ein Bettler durch die hellen Scheiben in die schmucke, behaglich erwärmte Stube der Wittwe Lautenspihl, in welcher alles blitzblank und sauber war, von den glänzenden Schlössern an der Nußbaumcommode an bis zu dem feinen weißen Sande herab, mit welchen die Diele bestreut war.

Am Tisch saß die Herrin vom alten Hof, die verwittwete Frau Christiane Lautenspihl, geborene Käsmark, und las in einer kleinen, sehr abgegriffenen Bibel mit vielen gewiß sehr wohlgemeinten, aber zuweilen entsetzlich mißlungenen Bildern darin. Die Wittwe hatte diese Bibel sehr lieb, denn sie hatte sie unzählige Male aus dem väterlichen Hause in die Schule und wieder zurückgetragen, und wenn sie auch noch eine viel schönere dort im Nußbaumschranke hatte, sie las am liebsten das Wort Gottes in ihrer Schulbibel.

Eine Wittwe, die am Sonntag Nachmittag in ihrer verschlissenen Schulbibel liest, — da denkt jeder zunächst an ein altes Mütterchen, aber hier hat er sich geirrt, denn es ist eine junge Wittfrau, die am Tische sitzt, und der arme, blasse Wintersonnenstrahl beleuchtet matt, aber freundlich, ihr hellbraunes Haar, das glatt gescheitelt schlicht um ein zierliches Köpfchen liegt. Aus großen, klugen blauen Augen blickt die junge Frau in das heilige Buch, die vollen kirschrothen Lippen bewegen sich leise, denn sie hat die Gewohnheit, halb laut zu lesen, die vollen Wangen sind leicht geröthet, und die Hände, denen man wohl ansieht, daß sie bei der Arbeit nicht geschont werden, sind doch sauber und rundlich.

Frau Christiane war reicher Leute Kind, und als sie in ihrem achtzehnten Jahre, dem Befehl ihres Vaters gehorsam, den greisen Lautenspihl vom alten Hofe heirathete, da kamen ein Paar große Vermögen zusammen, wie man sagt. Die Christiane galt von Jugend auf für eine, die eine glückliche Hand hat, absonderlich bei dem lieben Vieh, das zeigte sich schon früh in ihrem älterlichen Hause, denn der Vater trieb eine schwunghafte Schweinezucht, und bewährte sich auch nachher auf dem alten Hofe. Als der alte Lautenspihl, nachdem er das junge Weib kaum zwei Jahre gehabt, in Folge eines jählingen Trunkes starb, da sagten die Leute wieder: „Nein, was die Christiane für eine glückliche Hand hat!" Das sagten aber absonderlich die, welche meinten, sie hätten's nun frei und könnten sich bewerben um die glückliche Hand und alles, was mit derselben zu bekommen war.

Das hatten sie freilich frei, sich um die Wittwe zu bewerben, aber sonst hatten sie sich verrechnet, denn Frau Christiane ging allen Bewerbungen gar geschickt aus dem Wege und schien gar nicht geneigt, sich zum zweiten Male in den Stand der heiligen Ehe zu begeben.

„Der alte Lautenspihl muß es doch arg mit ihr getrieben haben, daß sie ein solches „Wider" gegen die Ehe hat!" sagte der reiche Bierbrauer Fuchs, als er sich seinen Korb geholt, höchst verdrießlich zu seinem Freunde Heu, als sie im bunten Lamm in Quedlinburg hinter der Flasche saßen, und dieser war, wie immer ganz der Ansicht seines Spezials. Was nun der Bierbrauer Fuchs und der Branntweinbrenner Heu sagten, das galt für unumstößliche Wahrheit in einem weiten Kreise, denn beide waren reiche Leute. Es widersprach ihnen also auch in diesem Punkte niemand, außer der gutmüthigen alten Demoiselle Anne Schmitz, welche meinte, Frau Christiane habe mit ihrem lieben seligen Lautenspihl wohl in einer zu glücklichen Ehe gelebt und ihn zu grausam geliebt, als daß sie sich nach einem Ersatz so bald schon umsehen thun könnte.

Allerdings war der selige Lautenspihl, abgesehen von einer leichten Neigung zu hohem Spiel und einer starken zu schweren Getränken, soweit ein ganz hablicher Mann gewesen, nur daß er fast fünfzig Jahr älter war, als sein junges Weib. —

Die Wittwe klappte ihre kleine Bibel zu, trug sie in den Schrank und setzte sich mit ihrem Strickzeug in einen großen, lederbeschlagenen Stuhl, der, mit Rücklehnen, Backen, Armlehnen, Trittbrett und noch verschiedenen anderen Dingen ausgestattet, eine Wirthschaft oder eine Stube für sich zu bilden schien. Sie saß da aber nicht allein, denn auf einem Schemel am Ofen hatte schon lange der „Vetter" gesessen, der Verwalter vom neuen Hof, und hatte schweigend seine Sonntagspfeife mit dem silberbeschlagenen Maserkopf geraucht.

Der Vetter war ein baumlanger Kerl mit entsetzlich breiten Schultern, gewaltigen Gliedmaaßen, wettergebräuntem, aber ganz gutmüthigem Gesicht, das von dem dichten, blonden Bart und dem hellem Kraushaar dick umrahmt erschien, in welchem unter derbgezeichneten Brauen und langen Wimpern halb versteckt zwei helle, graue Augen wie auf der Wache standen, zuweilen recht listig lugend, meist aber gleichgültig blickend. Der knappe grüne Jagdrock und die langen, bis auf die halben Oberschenkel heraufgezogenen Wasserstiefeln bildeten eine recht kleidsame Tracht für den Vetter.

Man hatte zu Zeiten ziemlich verfänglich von der Wittwe Lautenspihl und dem Vetter geredet; damit ist man bekanntlich in kleinstädtischen und ländlichen Kreisen ziemlich rasch bei der Hand. Man wußte ja, daß der Vetter, schon als Christiane noch ein ganz junges Ding war, sich viel mit ihr abgegeben, hatte er ihr doch einst bei ihren Schularbeiten geholfen und war immer in ihres Vaters Hause, der freilich kein Vetter war, gewesen. Man wollte auch wissen, der Vetter sei der Christiane ihr erster Freier gewesen, sei aber, noch ehe er zur Garde nach Berlin kam, von dem reichen Vetter ziemlich unfreundlich abgewiesen und als ein Habenichts, trotz der Vetterschaft, gründlich ausgeputzt worden. Die Leute wissen eben oft viel mehr, als wirklich geschehen, hatte aber der Vetter um die Christiane einst wirklich geworben, dann hatte wenigstens die Abweisung seiner Liebe keinen Abbruch gethan, denn als der Vetter von Berlin zurückkam, da war er mit seiner schönen Base, die unterdessen den alten Lautenspihl geheirathet hatte, ebenso gut Freund wie vorher, absonderlich nachdem er von der Stadelmannschen Familie auf den einen Hof als Verwalter gesetzt worden war. Hier erzeigte sich Ludolf Käsmark der Christiane in alle Wege als ein stets dienstwilliger Vetter, Nachbar und Freund. Als der alte Lautenspihl gestorben war, dachten viele, die Wittwe werde nun den Vetter heirathen, denn daß er einen Stein im Brette bei ihr hatte und etwas voraus vor allen andern, das war ein offenkundig Geheimniß. Der Vetter durfte es wagen, so bei Gelegenheit den Arm um ihre schlanke Taille zu legen, was sich gewiß kein anderer herausnahm, auch hatte er sie an ihrem Geburtstage öfter schon vor allen Leuten beim Kopf genommen und sie tüchtig abgeküßt. Das war bei den Lebzeiten des alten Lautenspihl, der sich niemals gegen den Vetter eifersüchtig zeigte, oft genug geschehen, und die Wittwenschaft änderte nichts daran, aber als ein Freier um die glückliche Hand seiner Base war derselbe nicht aufgetreten. Das aber war so bekannt, daß die verschiedenen Freier um die glückliche Hand der Wittwe vertrauensvoll zu ihm kamen und sich von ihm die Neujahrswünsche, mit welchen sie das Herz der reichen Hofbesitzerin zu bestürmen dachten, reimweise anfertigen ließen, was er gewiß nicht gethan haben würde, wenn er selbst Absichten gehabt hätte.

Der Vetter war nämlich in der ganzen Gegend berühmt wegen seiner Kunst, Wünsche zu reimen, Hochzeitscarmina und Gevatterbriefe in Versen anzufertigen und dieselben in sauberster Abschrift mit wunderbaren, krausen Schnörkeln und bunten Malereien zu versehen. Er reimte keinen Glückwunsch für Liebende, Kinder, Eltern etc., ohne den Anker der Hoffnung, das rothe Herz der Liebe und das Kreuz des Glaubens über die Abschrift zu malen. Gereimte Liebesbriefe versah der Vetter mit einem Kranz von Herzen, die entweder von einem

Pfeil jämmerlich durchstoßen waren, oder lichterloh brannten. Hochzeitscarmina endlich waren bei ihm ohne sehr bunte Wiegen und ein halb Dutzend, auf ein Paar mehr oder weniger kam's ihm gar nicht an, höchst robuster Kinder gar nicht denkbar.

Der Vetter liebte die edle Reimkunst und exercirte dieselbige mit ebenso viel Lust als Eifer. Kam jemand zu ihm und verlangte ein zärtlich Gedicht an die Wittwe Lautenspihl, dann war der Vetter allzeit bereit dazu, und wie das Wetter war's fertig; er lachte dann überaus dazu und hatte sich dabei, daß man ihm die helle Freude ansah. Nur einem jungen, pfiffigen Bauernkerl, dem Sohn des früheren Schirrmeisters, des alten Linde, war's wohl so vorgekommen, als mache sich der Vetter grausam lustig über ihn und alle, die sich von ihm Carmina für die Wittwe schmieden ließen. Aber auch dieser ausbündig pfiffige, junge Linde war nicht recht dahinter gekommen.

Uebrigens wollen wir noch bemerken, daß die Wittwe Lautenspihl durch die vielen Körbe, welche sie ausgetheilt hatte, gar unbeliebt geworden war im Dorfe und in der Umgegend, und daß sie der starken Hilfe des Vetters gegen allerlei Unbill und Schabernack von Seiten der abgewiesenen Freier und deren Angehörigen gar wohl bedürftig war.

Nachdem wir so die gegenseitigen Verhältnisse unseres Helden und unserer Heldin dargelegt, kehren wir in die warme Stube des alten Hofs zurück, wo Frau Christiane und der Vetter eine ziemliche Weile schon in einem leise, aber sehr eifrig geführten Gespräch am Ofen sitzen. Dieses Gespräch mußte nicht ganz den Wünschen des Vetters entsprechen, denn er saß mit lebhaft geröthetem Antlitz halb verlegen und halb trotzig da, ganz so wie einer, der kein recht gut Gewissen hat, aber sich geflissentlich gegen dessen Mahnung verstockt. Die Wittwe Lautenspihl dagegen lächelte ziemlich trübselig vor sich hin, aber auch das that sie so hübsch und freundlich, daß der Vetter ein rechter Esel war, sie gerade jetzt nicht anzusehen.

Da der Vetter nicht auf die Wittwe blickte, so legte diese ihre Hand auf seinen Arm und sagte bittend mit einer Stimme, die dem langen Manne gar zu sanft that: „Ihr dürft es mir nicht abschlagen, Vetter, und noch ein Mal sollt Ihr nach Berlin, Euch noch ein Mal ganz genau umsehen und Kundschaft einziehen; es soll das letzte Mal sein, dann will ich schweigen und alles verloren geben!"

Der Vetter wagte nicht, sich zu rühren, er fürchtete, er wußte, daß Christiane bei der leisesten Bewegung ihre Hand von seinem Arm nehmen werde, und die leichte Last dieser glücklichen Hand that ihm doch so wohl! Langsam hub er seine Augen auf und schaute in das blühende Antlitz. Da sah er sie durch Thränen lächeln, und augenblicklich war all sein Trotz und all sein Widerstand dahin geschmolzen, aber er gab sich doch noch nicht gleich, halb ohne es zu wissen, von dem Gefühle getrieben, daß die Wittwe gar zu lieb war, wenn sie so bat.

„Es kann doch nichts helfen, Christianichen," sagte er leise und verzagt, „was soll ich in Berlin? entweder komme ich ohne Botschaft wieder, wie's letzte Mal, dann ist's schlimm, oder ich bekomme eine Kunde, dann ist's noch schlimmer, denn ich vermag's nicht, Dir die Nachricht von seinem Tode zu bringen, lieber wollt' ich mir zweimal die Zunge abbeißen!"

Die Wittwe wischte sich mit dem Zipfel ihrer weißen Schürze die Augen, ließ aber die Rechte auf dem Arm des Vetters liegen; daran merkte der, daß Christiane es noch lange nicht aufgab, ihn zu ihrem Willen zu bereden, und darum fuhr er hastig fort: „Du kannst hier jetzt auch gar nicht allein bleiben, Christianichen; Du weißt, das schlechte Volk ist Dir aufsässig, und sie werden Dir allerlei Schabernack spielen, wenn ich nicht hier bin!"

„Ich habe auch viele Freunde!" entgegnete die Wittwe sehr sicher.

„Die ganze Armuth ist Deine Freundschaft!" versetzte der Vetter rasch, „ich weiß es sehr wohl, es ist aber eine Compagnie ohne Capitän, wenn ich nicht dabei bin!"

„Seht mich an, Vetter," rief die Wittwe plötzlich, „gebt endlich Bescheid und laßt alles beiseit; Ihr wißt wohl, daß mir die Leute nicht eben viel anthun können, aber Ihr habt mir geschworen, daß Ihr mein Lebenlang mein bester Freund und treuer Helfer sein wollt, daß Ihr nichts auf Erden mehr liebtet, als mich; nun, Vetter, wollt Ihr mich noch länger in dieser Pein und in dieser Ungewißheit sitzen lassen? wie will ich denn in meinem ganzen Leben jemals wieder froh werden, wenn ich nicht weiß, ob Er lebendig ist, oder todt?"

„Wirst Du denn wieder froh werden, Christianichen," fragte der Vetter sichtlich gedrückt, „wenn ich Dir seinen Todtenschein bringen thäte?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete die Frau ehrlich, „aber es wird mir doch wohl sein, wenn ich Ihn bei Gott weiß!"

„Das sagt sie, weil sie noch immer auf ihn hofft," sagte der Vetter leise vor sich hin, „aber was hilft's, auf die Länge kann ich doch nicht: nein! zu ihr sagen. Weine doch nicht so, Christianichen," setzte er, plötzlich einen schweren Entschluß fassend, mit bewegter Stimme hinzu, „ich will ja thun, was Du verlangst, nächsten Sonnabend will ich an die Bahn gehen und nach Berlin fahren, wenn's denn sein muß!"

Das Versprechen wurde dem Vetter ersichtlich nicht leicht, aber er wurde auch belohnt dafür, denn die Wittwe schaute plötzlich so hell und heiter auf, wie die Frauen nur dann thun, wenn man ihnen den Willen thut; sie streichelte mit ihrer runden, glücklichen Hand die breite Bärentatze des gewaltigen Mannes und bot ihm, mit gar anmuthiger Neigung, ihre zarte Wange zum Kuß.

Es war fast rührend anzusehen, mit welcher Mischung von Freude und Aengstlichkeit der lange Mensch diese Wange küßte, und wie er darnach ganz nachdenklich und zerstreut wurde, und wie lange er, seine kalte Pfeife auf den Knieen, sichtlich mit keinem angenehmen Gedanken beschäftigt, noch am Ofen saß, während die Wittwe unbefangen und offenbar von freundlichen Aussichten erfüllt, ihren häuslichen Geschäften nachging.

Uebrigens hielt der Vetter als ein redlicher Mann sein Wort; er traf im Laufe der Woche seine Anordnungen so, daß er am Freitag Abend von der Wittwe Abschied nehmen konnte; am Sonnabend in aller Frühe stand er in Quedlinburg auf dem Bahnhofe und flog dann über Magdeburg, wo er, die Gelegenheit benutzend, einen ganz vortheilhaften Handel mit Korn machte, nach Berlin.

Die Wittwe Lautenspihl gedachte indessen daheim fleißig ihres Abgesandten und sagte mehr als ein Mal zu sich selbst: „Dieses Mal ist's ihm doch gar zu hart angekommen, ich kann's ihm nimmermehr wieder zumuthen; der gute Mensch, er liebt mich selbst so sehr, ich weiß es wohl, er liebte mich schon, als ich nur eben aus der Schule gekommen war, ja, er hat mich schon geliebt, als ich ein kleines Kind war. Aber was kann ich dafür, daß ich den August liebe und nur den August allein? Es ist, bei Gott, doch viel, daß der Vetter geht und immer wieder geht, für mich den Mann wieder zu finden, der mein Herz hat! Ich kann's mir wohl denken, wie ihm dabei zu Muthe sein muß! Er soll's aber auch nicht wieder thun, es muß das letzte Mal sein!"

Während die Wittwe also seufzend zu sich selbst sprach, hatte sie in manchem Stücke wohl recht, aber es war ihr dabei doch allerlei unbekannt. Zuerst war sie sich gar nicht bewußt, daß schon eine mächtige Veränderung in ihren Gefühlen eingetreten war, denn sie dachte bereits ebenso viel an den Vetter, als an den, den zu suchen, sie ihn ausgesendet; dann aber hatte sie nicht die geringste Ahnung von dem unerhörten Betrug, den ihr der Vetter gespielt, mit der List, mit welcher er sie seit fast drei Jahren nun schon hinterging, eine List, an welcher er selbst freilich schwer genug trug.

Damit hatte es nun folgende Bewandtniß.

Einige Monate nach dem Tode des alten Lautenspihl hatte die Wittwe den treuen Vetter zum ersten Male nach Berlin geschickt, auf daß derselbe sich dort nach seinem alten Kameraden August Theerbusch erkundige, mit welchem er dort bei der Garde gestanden. August Theerbusch war aus Halberstadt, und der Vetter wußte sehr gut, daß die Christiane ihn dort bei Verwandten kennen gelernt, und daß die beiden jungen Leute damals in ein Liebesverhältniß getreten, welches sie freilich vor dem alten Käsmark, der, als ein weiser Mann, mit seiner Tochter gar hoch hinaus wollte, verbergen mußten. Schon damals hatte der arme Vetter seinem liebenden Herzen harten Zwang angethan und den Liebesboten zwischen den beiden heimlich Verlobten abgegeben. Als die Christiane dann auf Befehl des stolzen Vaters den alten Lautenspihl heirathete, war's, wie sich von selbst versteht, mit dem Theerbusch und der Christiane vorbei, der Vetter aber hatte seinen letzten Dienst als Liebesbote geleistet, indem er die von beiden Theilen gewechselten Liebesbriefe zurückempfing und sie mitsammen verbrannte.

Der gute Kerl empfand keinen geringen Schreck, als er — etliche Monate nach dem Tode des alten Lautenspihl — schon leise auf eine Erwiderung seiner treuen Liebe zu hoffen wagte, plötzlich entdecken

mußte, daß die Christiane des Theerbusch mit Nichten vergessen, sondern vielmehr an dem ihr einst verlobten Manne mit einer Leidenschaftlichkeit hing, die dem armen Vetter große Besorgniß einflößte. Die Wittwe war so entzückt von dem Gedanken, den Mann ihrer ersten Liebe nun glücklich und reich machen zu können, und war so hinreißend in der halb verschämten Freude darüber, daß der Vetter wie betäubt war, als er ihren Auftrag annahm und nach Berlin ging, den Theerbusch aufzusuchen, dem all das Glück, all die Liebe beschieden sein sollte, um die er sich seit so vielen Jahren nun schon vergeblich bemüht.

In Berlin fand der Vetter den alten Kameraden nun zwar bald genug, es war das eben keine schwere Aufgabe, er fand denselben sogar als Feldwebel und auch in ganz guten Verhältnissen, denn der Herr Feldwebel hatte eine wohlhabende Berlinerin geheirathet, und zwei echte, mit Spreewasser getaufte Berliner Kinder ritten bereits auf seinen Knieen.

Wir wollen nun nicht in Abrede stellen, daß der Vetter über diese Erscheinung zuerst laut jubelte, denn die ehrliche Seele hätte das liebe Christianichen doch gar zu gern geheirathet, und wer weiß, ob's ihm damit nicht geglückt wäre, wenn er ihr frei und offen von der Verheirathung des Feldwebels Theerbusch Meldung gethan, aber da spielte ihm sein weiches Gemüth einen Streich, an dessen Folgen er lange und schwer tragen sollte. Er fürchtete nämlich, sein Christianichen würde sich über die Untreue des Theerbusch, so sah er dessen Verheirathung mit der Berlinerin an, schwer kränken, und lediglich um ihr diesen Schmerz zu ersparen, log er ihr vor, der Theerbusch sei nach Saarlouis oder Luxemburg versetzt worden, und er habe nicht in Erfahrung bringen können, was aus dem Feldwebel geworden sei. Anfänglich hatte er ihn todt sagen wollen, und das wäre viel klüger gewesen, aber sonderbarer Weise bildete er sich ein, die Wittwe könne dann den Todtenschein von ihm verlangen, den er doch nicht aufweisen konnte, um dadurch hinter die Sache zu kommen. Man sieht, der arme Kerl, der sich aufs Lügen herzlich schlecht verstand, machte einen Fehler über den andern, denn Christiane, die ihre Liebe so geheim hielt und überhaupt mit Verhältnissen der Art ganz unbekannt war, hätte wahrlich nicht daran gedacht, einen Todtenschein zu verlangen; sie hatte auch gar kein Recht dazu.

So hatte sich denn der treue Vetter in ein Netz verstrickt, aus welchem er gar keinen Ausweg mehr wußte, und mit schwerem Herzen spielte er die Komödie weiter und ging gehorsam alle Jahr ein Mal nach Berlin, um sich nach dem angeblich Verschollenen zu erkundigen, mit dem er doch jedesmal in alter Freundschaft, und zwar in dessen eigenem Hause auf der Kaiserstraße, eine Flasche Bier trank.

Im Anfang mochte er wohl gehofft haben, die Wittwe werde sich jetzt ebenso überwinden, wie sie sich etliche Jahre zuvor überwunden hatte, als sie auf Befehl ihres Vaters den alten Lautenspihl heirathete; es war jetzt aber doch ganz anders, der strenge, alte Käsmark war todt, es hatte der Frau niemand etwas zu befehlen, sie blieb fest in ihrer Liebe und schien sich immer mehr in derselben zu versteifen. So kam es denn, daß der arme Vetter endlich seinen eigenen Hoffnungen ganz trübselig Valet gesagt hatte und nur noch darauf rechnete, daß die Frau Feldwebelin, die ihm jetzt höchlich verhaßte Berlinerin, sterben würde, um der Wittwe Lautenspihl Platz zu machen. Alle Mal, wenn er nach Berlin kam, hoffte er, den Theerbusch, seiner Christiane geliebten August, als Wittwer zu finden, aber stets fand er die Frau Feldwebelin bei bester Gesundheit, wenn sie nämlich nicht gerade im Wochenbette lag, und auch das schien ihr ganz vorzüglich gut zu bekommen.

So lebte denn der arme Bursche, immer der Wittwe hilfreich dienend und seine Leidenhaft für sie ohne Hoffnung im Herzen, weiter, aber stets von der Furcht geplagt, Christiane könne einmal auch durch einen anderen Erkundigung einziehen lassen und so hinter die Wahrheit, das heißt hinter seine Lügen kommen.

Diese Furcht war freilich ganz ohne Grund, denn die Wittwe war so harmlos, und kein Gedanke des Mißtrauens gegen den treuen Vetter kam in ihre Seele. Was nun der ehrliche Mensch in diesen Verhältnissen litt, das brauchen wir nicht zu sagen; in welcher Verwirrung er sich aber befand, geht deutlich daraus hervor, daß er es sogar wagte, bei dem Herrn Feldwebel leise Andeutungen, sowohl auf eine Scheidung, als auch auf den Wittwenstand der Christiane zu machen. Die Anspielungen auf Scheidung verstand der Feldwebel glücklicherweise nicht, und die auf den Wittwenstand der einst Geliebten nahm er mit einer Kälte auf, welche den verliebten Vetter geradezu empörte.

Als der Vetter dieses Mal aus Berlin zurückkam, war er ängstlicher und trauriger noch, als sonst; er wagte es auch nicht, seine alten Lügen noch ein Mal mit Worten zu wiederholen und schüttelte nur den Kopf gegen die Wittwe, als er ihr mit halb abgewendetem Gesicht die Hand reichte. So hart plagte ihn sein böses Gewissen. Darüber bemerkte er denn auch gar nicht, daß die Wittwe ihn mit ganz curiosen Augen ansah, und daß sie ihn nicht, wie bei der Rückkehr von den früheren Reisen, mit Fragen bestürmte und mit überströmenden Augen die Nachricht von dem abermaligen Fehlschlag seiner Bemühungen empfing. Die Abwesenheit des Vetters hatte, obwohl sie nur wenige Tage dauerte, eine ganz merkwürdige Veränderung in den Gefühlen der jungen Wittwe zu seinen Gunsten gewirkt. Frau Christiane hatte zuerst ein Gefühl der Verlassenheit gehabt, wie nie zuvor, dann hatte er ihr bei etlichen Arbeiten so gefehlt, daß sie dieselben bis zu seiner Heimkunft aufschob, und endlich hatte sie zufällig in dieser Zeit mit bösen oder doch neidischen Nachbarn allerlei Streitigkeiten gehabt und dabei manche Kränkung, manche Unbill hinnehmen müssen, die der Vetter, das wußte sie gewiß, nicht gelitten haben würde.

(Schluß folgt.)

Staarmatz.

Ein Lebensbild aus der Vogelwelt von Franz Schlegel.

Es ist mir ein mit jedem Frühjahr sehnsüchtig erwartetes und immer wieder neues Vergnügen, den Staaren, diesen ersten befiederten Boten des Frühjahrs, in meinem Garten einige Nistkästen hoch auf Stangen über die Krone der Bäume hinaus vorzurichten.

Von allen die Nähe des Menschen suchenden Vögeln hat mir eigentlich nur mit dem Staar ein freundschaftliches Einverständniß gelingen wollen. Der Sperling ist ein übermüthiger Gesell, voller List und Ränke, flegelhaft und derb mißtrauisch, weil nicht ganz rein von Gewissen und schadenfroh wie einer. Die Schwalbe ist zu flüchtig und hält selten nur einer Unterhaltung und Annäherung Stand. Näher schon fühlen wir uns dem Storche, doch bei der ernsten Miene des steifbeinigen Pedanten streift die Komik seines Wesens nahezu ans Lächerliche, und gemüthlich könnte er sein, nur müßte sein Herz nicht wie sein Leib uns auf Stelzen entgegenkommen.

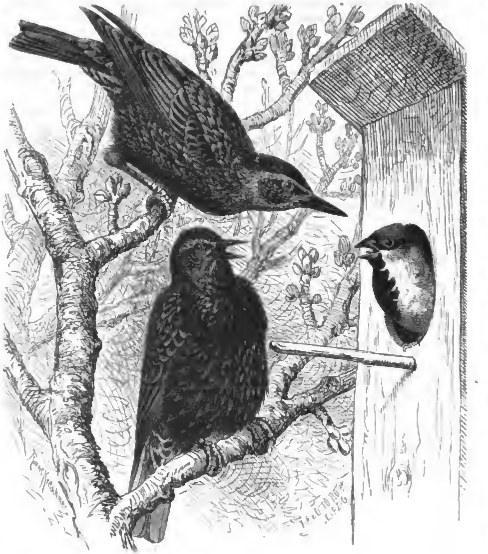
Wie anders der Staar! Er ist zutraulich ohne zudringlich zu sein — keck, aber nicht unverschämt — ein Schelm, der uns unterhalten, aber nicht schaden will; seine Komik macht uns lachen, doch ihn selbst nicht lächerlich; immer heiter finden wir ihn, niemals ausgelassen, zu Zeiten feierlich wohl und gemessen, aber dabei nicht steif und pedantisch, allezeit guter Dinge und mit Recht der Philosoph unter den Vögeln getauft.

Ich hatte in meinem Garten mehrere Staarkästen genau nach den von Lenz und Gloger für dergleichen Brutstätten angegebenen Vorschriften an Stangen befestigt, hoch über die höchsten Obstbäume hinausragend angebracht. Um die leuchtende Farbe des Holzes, aus welchem die Häuserchen gezimmert waren, zu verdecken, wurden sie mit Eichenrinde benagelt. So erschienen sie möglichst naturwüchsig und nicht allzu neubacken.

Längst waren die Staare der Nachbarschaft eingezogen. Schon machten sie ein weiches Lager für ihre zukünftige Brut zurecht. Meine Kästen nur, mit so viel Liebe und in frohester Hoffnung hergerichtet, schienen unbeachtet bleiben zu sollen. Kaum aus dem Bett, war es mein erstes, zu sehen, ob denn keiner meiner Lieblinge sich eingefunden. Wenn sich einer herbeiließ, die nette Wohnung näher zu betrachten, das Springholz zu erproben, nur einen Blick hineinzuwerfen, die Eingangsthür abzuzirkeln, und schließlich auf dem vorspringenden Dache mit aufgeblasener Kehle seinen freundlichen Gesang anzustimmen, dazu den Takt mit den Flügeln schlagend, dann schon, dann war ich

glücklich und jedenfalls nicht ohne Hoffnung, daß auch meine Mühen noch gekrönt werden würden.

Voreilige Sperlinge hatten zu meinem größten Verdruße schon längst sich darin festgenistet, flogen zwar davon, sowie ein Staar angesteuert kam, duldeten aber nie, daß der Gast am Plätzchen heimisch wurde. Mit Schnabelhieben, dachten sie richtig, sei hier nicht beizukommen, wie Festungswidder rannten sie fliegend gegen den singenden Staar, und prallte auch der Stoß machtlos zurück, schließlich räumte der Staar das Feld. Es war ja auch gar nicht sein Wille, Besitz von der Wohnung zu nehmen und sich mit dem barschen Spatz wirklich einzulassen. Aergerlich darüber legte ich mir ein Blasrohr zu, lediglich in der Absicht, die Eindringlinge zu vertreiben. So oft sich einer der Spitzbuben sehen ließ, platzte eine Kugel an die breterne Wandung. Höhnend flogen sie davon, schließlich aber von der Ungefährlichkeit meines Feuerns überzeugt oder auch meinen guten Willen, sie nur zu vertreiben, nicht aber zu tödten, als Ungeschicklichkeit deutend, blieben sie ganz ruhig und erst recht sicher sich wissend in dem Kasten sitzen, mochte ich auch Kugel auf Kugel ihrer Festung in die Flanke senden.



Endlich gab ich den Kampf auf und mit ihm die Hoffnung, für mein lustiges Logis Staarenmiether zu bekommen. Doch ihr Freibeuter, nicht zu früh gejubelt! So eben trifft ein Staarpärchen ein. Heraus zuerst mit euch und hinterdrein das ganze Geniste. Jetzt macht Staarmatz Ernst! Und das schienen die Spatzen zu merken; sie leisteten keinen erheblichen Widerstand, flogen wohl gegen die Staare an, suchten aber stets das Weite, sowie sie doppelte Gegenwehr fanden. Es war Morgens in aller Frühe. Meine Staare hatten ein Paar Stunden zu schaffen, um das Nest von dem Wust der fremden Eindringlinge zu säubern. Auch nicht ein Fäserchen blieb darin; das litt ihr Stolz nicht. Jetzt flogen sie auf und davon und erst am Spätnachmittag kehrten sie heim. Doch ihre Heimat war es noch lange nicht. Immer noch liebten sie, zwischen Morgen und Abend, gemeinschaftlich mit den Scharen ihrer Brüder dort sich herumzutummeln, wo sie gleich bei der Ankunft aus den Winterquartieren sich zusammengefunden hatten. Dort pflegen sie annoch zu übernachten, dort nehmen sie ihr erstes Frühstück ein. Nur Morgens und Abends kommen sie zu einem längeren oder kürzeren Besuche nach der zukünftigen Brutstätte. Erst dann halten sie Tag wie Nacht hier aus, wenn Eier oder Junge ihre dauernde Anwesenheit fordern.

So trieben es die zukünftigen Bewohner des einen meiner Staarkästen — die anderen waren schon längst den Sperlingen anheimgefallen — fünf Tage lang. Am sechsten Tage — wo bleibt die Staarin? — kommt blos das Männchen zurück. Sehnsüchtig lockend ruft er alle vorübereilenden Kameraden an, umkreist seinen Bezirk, hoch von dem First der Dächer und dem Gipfel der Bäume späht er nach allen Seiten. Kürzer als sonst verweilend entfernte er sich und kehrte des Abends wieder, aber diesmal nur auf ganz kurze Zeit. Was er suchte, er fand es nicht. Am anderen Morgen stand und blieb seine Wohnung verlassen. Es verstrichen sechs lange Tage für mich. Ein einziger Tag seiner Abwesenheit genügte, die Sperlinge zu lehren, daß ihnen freie Hand gelassen sei. Zu meinem großen Verdruße schleppten die unverbesserlichen Freibeuter ihr von den Staaren herausgeworfenes Material wieder zu Nest und richteten sich häuslich ein. Doch halt, Meister Spatz! Nur wenige Tage sollte euer Jubel währen. Noch einmal kehrt der Staar heim, immer zwar noch allein, doch sofort wird das Sperlingspaar in die Luft geschlagen. Das Ausräumen des Hauses beginnt von neuem. Er selbst trifft ernstliche Anstalten und trägt emsig zu Neste. Nicht so hastig, lieber Freund! Wo ist dein Weib geblieben? Ja ihr, der Lieben pfeift und lockt er unaufhörlich, so oft er ein Stück Arbeit verrichtet hat, und jeden vorüberfliegenden Staar der Nachbarschaft ruft er an.

Das arme Thier nahm mein ganzes Mitleid in Anspruch. In seinen Tönen hörte ich Klagen, in seinem langgedehnten Pfeifen erkannte ich Sehnsucht, in seinem hastigen Wesen und unaufhörlichen Flügelschlagen die Unruhe und Angst seines Herzens.

Endlich trieb es ihn fort, hinweg. Sieh da! Er bringt das Weibchen mit. In scheuer Entfernung vom Neste läßt es sich nieder. Mein Staarmatz kroch hinein und schaute einladend mit dem Kopfe heraus. Jetzt kommt er hervor, sich dem Weibchen zu nahen, schnell aber flog es von dannen.

Frau Sperling hatte gut gemerkt, daß diese Ehe sich bald wieder lösen würde und gab die Hoffnung nicht auf, ihren alten Sitz wieder beziehen zu können. So oft Meister Staar sich entfernte,

schaute die Recke langen Halses neugierig und begehrlich vom Sprungholz aus hinein und kroch wohl auch, schien es ihr sicher, hinab, zu sehen, wie die Sachen standen. „Pink, pink!" ruft der Gatte — „der Staar kommt — flugs heraus und davon!"

Fast täglich war der Wittwer am Bau seines Nestes thätig, aber nur in Aengsten, schien es, und zum Zeitvertreib. Da wurden Dinge zu Neste geführt, die bei einem geregelten Baue das Weibchen nie dazu verwenden würde; grüne Blätter, selbst Bohnenkeime abgerissen und in den Bau geschleppt, oft aber auch wieder herausgetragen. Von Zeit zu Zeit machte er seiner inneren Unruhe Luft. In großen Kreisen flog er rings um seinen der sehnsüchtig erwarteten Frau bereiteten Herd und führte dabei nicht selten ganze Massen Genifte im Schnabel mit umher zur Schau und zur Einladung gleichsam. Gegen zudringliche Gäste seines Gleichen brauchte er Hausrecht und mit großem Nachdruck. Als eines Tages ein benachbartes Pärchen, wahrscheinlich zur zweiten Brut, sein Kästchen sich auserseben, sich häuslich niederzulassen und das Genifte des Wittwers herauszuwerfen im Begriff stand in dem Augenblicke, als mein unglücklicher Staarmatz von einer Entdeckungsreise zurückkam, setzte er sich sofort so energisch zur Wehr, daß die Eindringlinge ohne weiteren Kampf das Feld räumten.

So trieb es der Einsiedler einundzwanzig Tage lang. Tagtäglich das alte Lied, dieselbe Unruhe, die gleiche Sehnsucht! Oft habe ich mich gewundert, daß dem armen Thiere nicht die Flügel erlahmten und die Kehle versagte.

Am zweiundzwanzigsten Tage endlich langte er mit einer Staarin an. Noch hielt sie sich in züchtiger Entfernung auf dem benachbarten Baume. Das Männchen pfiff vom Sprungholz seines Nistkastens eine zärtliche Weise nach der anderen, flog zu ihr hinüber und tanzte flügelschwenkend um sie herum. Das Weibchen schien noch nicht ganz einig mit sich zu sein. Wahl macht Qual. Sollte sie den Liebkosungen ihres Bewerbers Gehör schenken? — Endlich bestieg der Staar wiederum die Zinne seines Hauses, jubilirte, kroch hinein und brachte im Schnabel Genifte heraus, seiner Schönen sich als sorgsamen Vater und getreuen Ehegenossen zu documentiren. Das schien zu wirken. Die Staarin ließ sich herbei, das Nest näher in Augenschein zu nehmen, schaute hinein und hinab, maß mit dem Schnabel, und jetzt war sie drinn. Mein Staarmatz schien des Sieges gewiß; das war ein Pfeifen und Locken, ein Flügelschwenken und Gucken! Das Weibchen schaut heraus, der Staar folgt ihr ins Nest. Nach kurzer Frist verließen beide den Garten, um erst spät am Abend zurückzukehren. Anderen Morgens begannen sie sofort emsig am Neste zu bauen. Und bald freute sich der Gatte, wenn auch spät im Jahre, seines Glückes, das ihm vier niedliche Kinderchen brachte, um so mehr, je länger er einsam und verlassen geschmachtet hatte.

Die ursprünglinge Heimat des Staaren sind Laubwaldungen und deren hohle Bäume seine bequemen Brutstätten. Ueberall aber in unserer Nähe nimmt der menschenfreundliche Vogel Nistkästen, eigens für ihn gezimmert, dankbarlichst an. So ist es vieler Orten gelungen, ihn anzusiedeln, wo er sonst nur als vorüberziehender Gast bekannt war. Und das ist, ganz abgesehen von der Freude, ein nicht unbedeutender Gewinn, da ein einziges Elternpaar mit seinen Kindern einen ziemlichen Bedarf an Würmern, Schnecken- und Kerbthieren hat. Man kann auf eine Familie tagtäglich 200 Stück Schnecken rechnen oder eine entsprechende Menge anderer uns lästiger und schädlicher Schmarotzer, Heuschrecken, Engerlinge und Raupen. Er folgt den Rindern, sie von Ungeziefer zu befreien, nicht selten deren Rücken sich zum Sitz wählend. Man berichtet, daß die Bevölkerung von etwa 100 Staarkästen den Verheerungen zweier Rüsselkäferarten steuerte, für deren Einsammeln ein Forstmann binnen 5 Jahren 1100 Thlr. verausgabt hatte.

Er ist der kühnste Verläufer des nahenden Lenzes, kühner selbst als Lerche und Drossel. „Die Staare sind da!" klingt als freundliche Botschaft in unser Herz. Lustig pfeift und schnalzt, schmatzt und schwatzt er sein Lied zu uns hernieder, mag es auch stürmen und stöbern und mager die Kost sein. Er weiß es, der Frühling kommt, er muß, und hohnlachend trotzt er den letzten Zuckungen des Winters. Die Staare sind da, der Winter hat verspielt! Noch hat der Herold des Frühlings Muße, mit seinen Genossen zu jubiliren. Da lärmt es auf den Dächern der Häuser und in den Kronen der Bäume. Im Sonnenstrahl glimmern und schimmern, grünlich und purpurfarben, die dunklen Gewänder. Recht so, ihr Lieben, bald kommt die Zeit der Gründung des Herdes, dann singt ihr der brütenden Gattin vor und sorgt für die kleine Familie. Doch auch dann weiß sich der Vogel ein Viertelstündchen abzumüßigen, um mit seinen Genossen zu lärmen und zu singen, zu schäkern und zu keifen. Geselligkeit ist ihm Bedürfniß. Selbst mit Krähen, Dohlen und Drosseln sieht man ihn nicht selten, wenigstens vor und nach der Brutzeit sich tummeln. Im Zimmer ergötzt er durch sein papageienartig possirliches Wesen, lernt die verschiedensten Töne nachahmen, das Gackern der Hühner, das Klappern der Mühle, wie das Knarren der Thüre, weiß den Buben ihre Gassenhauer abzulauschen, den Katzen ihr Miau, den Hunden ihr Wäff. Er spottet ihnen allen nach und spricht menschliche Worte, ohne daß es nöthig wäre, ihm die Zunge zu lösen, treibt allerlei Schnurrpfeifereien und verträgt sich mit den anderen Stubengenossen Hund und Katze wie Vögeln aller Art recht gut, nur daß der drollige Kauz den Gefährten zuweilen durch seine Narrethei, an ihnen mit dem Schnabel herumzuzirkeln, lästig wird.

Die erste Brut ist abgethan. Die Kinder verlieren sich ins Weite. Die zweite wird zu Ende geführt, und nun adieu, ihr Staare, hinaus in Wälder und Röhricht treibt es euch fort. Rauschenden Fluges, ungezählte Scharen, wogen und strömen sie in geschlossenen Reihen über die Fluren hin. Einem rollenden Rade gleich wälzt sich das Heer kreisend und kreuzend, dahin, dorthin, fallend und steigend über und unter einander hinweg, wie um einen Kern und frohlockend schiebt die wimmelnde Masse ihrer Nachtherberge zu. Pfeilschnell stürzt der lustige Troß über deinem Haupte zur Tiefe nieder und versenkt sich ins Röhricht. Die Halme beugen sich unter der Last, sie brechen. Ungestüm flattert die Colonne auf, ein anderer Stengel wird erwählt, aber Ruhe ist damit noch nicht gewonnen. Eben langen neue Chöre an; sie fallen ein; Kämpfe entbrennen; noch einmal steigt die Gesellschaft zur Höhe, und wiederum taucht sie nieder. So geht es fort, bis die Nacht dämmernd über die Scharen hereinbricht. Einzelne Stimmen werden noch laut, bald aber verstummen die geschwätzigen Zungen. Doch kurz nur ist ihre Nachtruhe; mit dem ersten Grauen des Morgens erklingt die lustige Weise von neuem, tausendkehlig begrüßen sie sich, schweben in gewaltigen Flügen wolkengleich empor, tauchen aber noch einmal zu ihren Schlafplätzen nieder. Jetzt endlich auf und davon! Bald zertheilt sich der Chor, hierhin, dorthin eilen die Schwärme.

Schon naht die Zeit, sich zur Reise in die Winterherberge zu rüsten, denn bei uns ist der Staar nur Sommergast. In Südeuropa aber sind sie Standvögel, und die Hauptmasse der nordischen Staare herbergen ebenda, wenige nur gehen nach Afrika hinüber. Unsere Gäste erinnern sich des Schutzes, den ihnen freundliche Menschen gewährt und keiner versäumt, die letzten Wochen zu nützen, um Morgens und Abends den alten, lieben Brutherd zu besuchen, Leid und Freud gedenkend, Abschied zu nehmen und sich unserer ferneren Gunst zu versichern.

Brasilianische Nächte.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

(Schluß.)

In der Provinz Bahia rauscht aus tiefen, undurchdringlichen Waldschluchten eine stattliche Reihe von Küstenflüssen dem Meere zu. Zwei dieser Küstenflüsse, der südlichere — Rio Belmonte oder indianisch: Jequitinhonha — und der nördlichere Rio Pardo — laufen in einem gewissen Parallelismus neben einander hin und ergänzen sich insofern, als der erstere bei einer ansehnlicheren Größe in seinem ganzen Laufe dennoch eine nur ganz kleinen Fahrzeugen zugängliche Mündung besitzt, während der andere leichter vom Meere aus zugänglich ist, aber dennoch eine unbedeutendere Wassermenge führt. Der mächtige Rio Belmonte hat etwa 6—8 Meilen von seiner Mün-

dung, gleich unterhalb einer bedeutenden Waldhöhe — Peassu genannt — einen reißenden, aber schiffbaren Durchbruch durch den sumpfigen Wald nach Norden gemacht, einen sogenannten Furro, den Canal von Peassu, welcher nach einem Laufe von etwa drei Meilen einen kleinen Nebenfluß des Rio Pardo, den Rio da Salsa, und mittelst dieses Nebenflusses den Rio Pardo selbst erreicht, an dessen schiffbarer Mündung der kleine Hafenort Canavieiras einen eigenthümlichen Stapelort bildet. Von Canavieiras aus wird, nebst einigen geringen Manufacturwaaren, besonders Salz den Rio Pardo aufwärts durch den Rio da Salsa, den Canal von Peassu und den Jequitinhonha, in kleinen Canes, unter unsäglichen Beschwerden in das Binnenland, zumal die Provinz von Minas Geraes, eingeführt, eine Schiffahrt, die besonders von zahmen Indianern getrieben wird. So hat der seltsame Canal von Peassu eine entschieden mercantilische Bedeutung.

Geführt von zwei Negern, die jener etwas complicirten Schifffahrt vollkommen kundig waren, und begleitet von einem jungen Franzosen Felix, dem Aufseher einer Töpferei auf der Besitzung Genebra am Rio Belmonte, war ich den ebengenannten Fluß bis zur Höhe von Peassu hinabgefahren in einem leichten Cano, mich wunderbar erbauend an den prachtvollen Scenerien der Waldufer mit ihrer üppigen Vegetation und dem mannigfaltigen Thierleben. Der breite Strom bot oft wirklich großartige Profile dar; zwei bis drei Meilen konnten wir manchmal längs der rasch dahin flutenden Wasserstraße hinunterblicken, Aussichten, bei denen man nicht mehr an einen Küstenfluß, sondern an einen strömenden Landsee denken mußte. Um so befangender war es, als unser langes, aber äußerst schmales und flaches Cano, als es am lichten Waldufer dahin fuhr, plötzlich — freilich beabsichtigt von meinen Bootsleuten — in den schmalen, von tiefer Waldesdämmerung beschatteten Canal von Peassu hineingerissen und auf dessen schmutzigen, förmlich schmierigen Morastfluten fortgetragen ward. Vorn stand ein Neger mit einem scharfen Säbel, welcher mit Geschicklichkeit das Gewirre von Schlingpflanzen zerhieb, wenn es sich bis in die Flut gesenkt hatte, und unser Fahrzeug aufzufangen und festzuhalten drohte, oder das wirklich that, wo es dann einer gemeinsamen Arbeit mit unsern Messern bedurfte, um uns wieder zu befreien. Oft hingen Waldbäume und deren dicke Aeste so dicht über dem Wasser, daß unser Proeiro (ein Mann in der Proa, dem Vorderschiff) sich mit dem Rufe: Guarda! oder: Attençao! in den Kahn niederhockte und wir uns ebenfalls schnell hintenüber auf den Boden warfen, bis die Rutschpartie unter solcher Barriere vollbracht war, und wir wieder gerade auf dem Boden unseres Kahnes sitzen durften.

So waren wir ungefähr zwei deutsche Meilen durch den von keinem Pfad durchschnittenen, weil keinen festen Boden bietenden dunkeln Wald hindurch gefahren, als unser Proeiro plötzlich oh diabo! (o Teufel!) ausrief und unser Fahrzeug zurückzuhalten suchte. Wir sahen alle nach vorn hin; und — o Schrecken! was sahen wir?

Ein schlanker, aber doch ziemlich dicker Araçastamm, eine Myrthacee, die in brasilianischen Wäldern ungemein häufig vorkommt und nach Art der neuholländischen Eucalyptus, ebenfalls Myrthaceen, schnurgerade, hohe und astlose Stämme mit kleinen Kronen treibt, war von Ufer zu Ufer wie ein Schlagbaum über den Canal von Peassu gefallen, so daß der Durchmesser des Stammes halb unter dem Wasser lag, halb aus demselben herausragte. Oberhalb des Stammes war das Wasser einige Zoll aufgestaudet, unterhalb desselben quoll der graue Strom in dicken Wirbeln hindurch und schoß seinen Lauf weiter.

Wir machten Halt und gingen auf dem Baumstamme hin und her, um zu sehen, ob irgend etwas anzufangen wäre, denselben zu umgehen, und unser Boot zu Lande um ihn herumzuschleppen; das war aber unmöglich. Eben so unmöglich ward es uns, das Cano über die Barriere hinüberzubringen; eine Axt zum Durchhauen des Baumes fehlte. Was also thun? — Die Flußschiffer jener Waldgegenden, schwarze wie braune, wissen zu allem Rath, so auch meine Bootsleute! — Sie luden den ganzen Inhalt unseres Kahnes aus, entkleideten sich dann, hockten auf den Rand des Fahrzeuges, zählten eins, zwei, drei, warfen das Cano um und setzten es unter Wasser; der eine Neger verschwand mit ihm unter dem Stamme, während der andere sich mit der Brust auf denselben hinaufwarf und in völliger Gemüthsruhe auf das Zumvorscheinkommen seines Kameraden jenseits des Baumstammes wartete. Mir selbst standen die Haare etwas zu Berge, denn der Taucher schien gar nicht die Absicht zu haben, aus dem dunkelgrauen Wasser wieder aufzutauchen. Endlich erschien er schnaufend auf der Oberfläche, hatte aber das Cano verloren. Nun sprang der andere auch ins Wasser; sie tauchten auf und nieder wie die Bläßhühner, bis sie das im Grunde festhängende Fahrzeug entdeckten und wirklich zum Vorschein brachten. Aber in demselben Augenblicke wurden Schiffer und Kahn vom Strom fortgerissen und um die nächste Waldecke herumgeführt; noch lange hörte ich ihr Schreien und Wirthschaften, bis sie zuletzt durch den sumpfigen Wald hindurchgewatet kamen und das Boot für verloren erklärten, weil es vom Strom so in Wurzeln und Gestrüpp hineingerissen wäre, daß es ihnen nicht gelingen wollte, es loszumachen; — es war etwa drei Uhr Nachmittags.

Eine schöne Geschichte! Nach kurzer Ueberlegung, was etwa zu thun wäre, fand ich, daß absolut nichts anzufangen war. Ohne Compaß einen Waldweg zu riskiren, wo ein Weg erst gebahnt werden mußte und der Boden keinen festen Tritt erlaubte, wäre ein Unsinn gewesen. Es hieß ganz einfach: Ruhig an Ort und Stelle bleiben, bis jemand kommen und uns in unserer Noth beistehen würde. Dicht am umgefallenen Stamm war der Boden einigermaßen fest; das nächste Buschwerk ward abgerissen und damit eine Art von Unterlage gebildet; ich bekam sogar das Brett, das auf dem Boden unseres Canes gelegen hatte und lehnte sein eines Ende auf den umgefallenen Stamm, so daß mein Kopf, wenn ich mich auf dieser etwa einen Fuß breiten Pritsche ausstreckte, immer etwas höher lag, als meine Füße, — jeder machte sich so seinen Boden zurecht, und in dieser Position warteten wir und seufzten: „Wenn doch was käme und uns mitnähme." Aber es kam nichts. Gegen Abend theilten wir uns den Rest eines Huhns, welches wir von der Genebra mitgenommen; Trinkwasser hatten wir nicht; das Wasser des Canals war vollkommener, wenn auch ganz flüssiger Morast. Es fing an zu dämmern, zu dunkeln, es ward Nacht, aber es kam nichts; die Waldwelt rings um uns erschien todt, der Canal von Peassu war so verödet, wie der Cocythus in der Unterwelt; wir glichen den Schatten, für die kein Nachen zur Ueberfahrt erscheinen will. Wer sich etwas in meine Lage versetzt, wird sie so unbehaglich, ja so unheimlich, wie nur möglich finden. Um sie aber noch unheimlicher zu machen, ließen sich meine Neger von der Furcht vor Bongres beschleichen. Es könnten, meinten sie, Nachts räuberische Wilde längs des Wassers kommen, uns finden, schlachten und fressen! Ich mußte meine nur mit Schrot geladene Flinte noch mit einer Kugel versehen, stellte sie neben mein Brett, spannte gegen den herableckenden Nachtthau meinen Regenschirm aus, der mir wenigstens Kopf und Brust bedeckte, und ließ so die unheimlichste brasilianische Nacht, die ich in 20 Jahren erlebt habe, über mich ergehen.

Nun, Unzen und Pumas, Giboias (Riesenschlangen) und Klapperschlangen und sogar menschenfressende Botokuden kamen in der ganzen Nacht nicht ein einziges Mal; dagegen erging über uns eine andere Plage, die sich würdig den egyptischen Plagen zur Seite stellen kann. Sowie mit hereingebrochener Nacht alle Bewegung in unserem jämmerlichen Bivouac aufgehört hatte, fanden sich wahrhaft ungeheure Mückenschwärme ein, die uns mit förmlichem Heißhunger anfielen; meine leichte Kleidung, zumal meine Beinkleider schützten mich nicht dagegen; wir wurden allesammt, da wir kein Waldfeuer hatten anzünden können, schaurig zerstochen, während das Singen der Billionen kleiner Ungeheuer wie wirkliche Höllenmusik klang. — Nun, Mücken gibt es auch in Europa gewiß in großen Schwärmen, und gewiß mag mancher Schläfer in seinem Bett arg von ihnen incommodirt werden, ja! Aber solche brasilianische Moskitonacht im feuchten Walde, im tiefsten Dunkel, neben einem morastigen Strom, wo man mit dem Rücken auf einem schmalen Brett liegt und sich nicht rühren darf, weil man rechts in den Morastwald, links gar in den Morastström hineinfallen und ganz bestimmt umkommen würde, — solche Nacht, solche, — und dabei der Gedanke an die Möglichkeit, dort liegen zu bleiben auf unbestimmte Zeit oder gar bis zum Tode, das ist keine Nacht, die mit irgend einer europäischen verglichen werden kann.

Denn wirklich hätten wir dort umkommen können! Die Canoschifffahrt auf dem Canal von Peassu dreht sich, wie ich schon sagte, um die Einfuhr von Salz in das Innere von Brasilien. Dieser Salztransport geschieht nur bei ganz gutem Wetter. Sowie es zu

regnen droht, legen die Canoeiros ans Ufer an und bauen ein dichtes Dach für ihr Salz, das sie in kleinen Säcken führen und stapeln diese Säckchen geschickt auf einander. Da sie nun immer ihren Mundvorrath, oft auf Wochen lang, bei sich führen, so bleiben sie bei ihrem Salz so lange liegen, oft 8 bis 14 Tage lang, bis das Wetter wieder klar wird und das Salz wieder eingeschifft werden kann. Wenn es also in jener abscheulichen Nacht am Canal von Poassu zu regnen anfing und in den folgenden Tagen geregnet und selbst auch nur unterbrochen geregnet hätte, so wären wir ganz bestimmt dort liegen geblieben und umgekommen.

Aber es regnete nicht! Das Morgenroth dämmerte durch den Wald, die Sonne kam; wir waren noch alle vier springlebendig, aber hungrig und vor allem ganz entsetzlich durstig, ohne daß an irgend welches Essen oder Trinken zu denken gewesen wäre.

Langsam gingen die Stunden hin, ein Todesschweigen lag auf dem Walde und in demselben. Endlich um 10 Uhr hörten wir Menschen sprechen: ein Salzcano mit zwei Indianern kam den Canal herauf. Als die Braunen uns erblickten, stutzten sie und ließen ihr Fahrzeug langsam zurücktreiben; auf mein Zurufen indes kamen sie näher und erkannten unser und ihr eigenes Mißgeschick, denn auch sie konnten nun den Canal nicht passiren. Sie hatten indes ein Beil zur Hand und wollten die Barriere zerhauen. Ich engagirte sie aber, mir erst zu meinem Cano zu verhelfen; denn wenn sie eine offene Wasserstraße hatten und die Wiedergewinnung meines Bootes sehr schwierig war, so mußte ich fürchten, daß sie mir davongingen. — So ging denn mein Quartett, zwei Neger und zwei Indianer längs des Baumstammes in den Wald hinein bis zur Stelle, wo mein Cano festsaß. Nach einigen Minuten schon hörte ich sie schreiend arbeiten. Die Arbeit mußte furchtbar sein, denn die Kerle machten einen Mordsscandal, — wie das namentlich die Neger gern thun, um eine leichte Arbeit entsetzlich schwer erscheinen und damit lucrativer werden zu lassen —; oft trat eine Pause ein, dann wieder Lärmen und Schimpfen, bis ein offenbares Triumphgeschrei mir das Gelungensein der Arbeit schon von fern anzeigte. Nach einer Viertelstunde kamen wirklich meine vier Heloten im Cano an. Wir halfen ihnen im Zerhauen der Barriere, welche dann von der Strömung mit einem lauten Krach völlig gesprengt ward; die Indianer zogen weiter; wir luden unsere Sachen wieder ein, und ich sprang mit innerem Herzensjubel in den hohlen Baumstamm. Der Strom faßte uns mit rüstiger Kraft und brachte uns in den Rio da Salsa und um drei Uhr zu einem gemüthlichen Alten auf einer Zuckerpflanzung, wo wir Trinkwasser bekamen und etwas aßen. Ohne weiteren Anstoß erreichten wir endlich Canavieiras.

Wie anders, wie groß, wie wunderbar eine N a c h t a u f d e m A m a z o n e n s t r o m! Den hemmt kein einzelner, umgestürzter Baumstamm; vielmehr reißt er ganze Waldwände, ganze Inselpartieen mit sich fort; ein so mächtiges, massenhaftes Fortfluten ist es in seinem Bett, daß man von einem Strombett, von einem Strom kaum noch reden darf. Ein Süßwassermeer rollt dahin, dessen Ufer darum auch „Küsten" genannt werden, ein Meer, welches durch Zuströmungen wie der Rio Negro oder Rio da Madeira gar nicht zuzunehmen scheint, so mächtig, so gewaltig, so ungeheuer ist seine Wassermenge. —

Ein eigenes Unternehmen war es, als ich in einer nur kleinen Montaria oder Fahrzeug von Manaos den Rio Negro und Amazonenstrom ein Ende hinabfuhr. Nur drei Indianer waren meine Begleitung; nur einer von ihnen, mein Steuermann oder Jacoman, verstand einige Worte Portugiesisch: die anderen beiden waren vollkommen uncivilisirt. Langsam glitt ich auf dem schwarzen Wasser des Rio Negro oder Parana pichuna hinab bis zu den grauen, wildbewegten Fluten des Amazonenstromes, dessen vielfach sich kräuselnde Wirbel die Montaria rasch mit sich fortrissen. Unter den wunderbarsten Erscheinungen, zwischen großen Treibholzstämmen, trägen Krokodilen, schlafenden Schildkröten, schnaufenden Lamantinen und auftauchenden Delphinen fuhren wir mit der grauen, rastlos jagenden Flut zu Thal; die prachtvollen Waldufer zeigten, je mehr sie ihre Menschenverödung verriethen, desto reicheres Leben von Pflanzen und Thieren, namentlich von großen Araraarten, den Arara-una und Arara-canja, welche hoch in der Luft in stattlichen Geschwadern über den Strom setzten. Am meisten aber imponirt immer die ungeheure, wirbelnde, rauschende graue Wasserflut, auf der man dahin getragen wird. Nirgends in der Welt findet sich eine so ungeheure Stromtrias, wie der Amazonenstrom mit dem Rio Negro und dem Madeira.

Und nun sinkt der Abend herab auf den ungeheuren Strom und seine ewigen Waldungen, im Westen scheint die ungemessene Wasserflut aus einem Feuerthor hervorzurollen, im Osten sich in einen leichten Nachtduft verlieren zu wollen. Dann erlischt das Abendroth, und still flammt in schimmernder Pyramide das Zodiakallicht hoch über Wald und Strom, während der wundervolle Sternenreigen des Tropenhimmels seinen geheimnißvollen Chor beginnt. Am Aequator ist es dem Menschenauge vergönnt, alle Sternenbilder des Himmels zu sehen, im Norden den Polarstern und den großen Bären, während es im Süden, wie ich schon oben erwähnte, um den sternenarmen Südpol die Capschen Wolken kreisen sieht und das schöne Schiff Argo mit seinem Canopus und der räthselhaften η, deren Licht den seltsamsten Schwankungen unterworfen ist, — das Südkreuz, den Centauren mit dem hellsten Doppelstern des ganzen Himmels und den Scorpion erblickt. — So den ewigen Himmel mit seinen Myriaden Sonnen über mir, — so den riesigsten Strom der ganzen Welt unter mir, — so zu meinen beiden Seiten, freilich in verschwindender Ferne, den ungeheuersten Wald, den die Erde aufzuweisen hat, — so ich selbst nur getragen von einem kleinen Nachen, ergoß ich meine ganze Seele in das Weltall und in seinen Schöpfer, in Gott, der da war, ist und sein wird! O, solche Nacht, solche brasilianische Nacht! Sie lehrt noch ganz anders beten, als der Cölner Dom und die mächtige Kuppel der ewigen Roma!

Das Weib des Karaiten.

Novelle von M. Ben Aron.

(Schluß.)

„Eleazar, mein Sohn, willst Du thun mir wohl, nimm dort das Buch und lies mir vor vom Schabbes, wie hat gethan mein David und mein Ruben . . ."

„Gern, Tante, aber . . ."

Es klopft an der Thür — die Kranke wendet ihren Blick dorthin und erhebt sich fast mit Schrecken, als sie den Eintretenden erblickt.

„Rabbi Simon . . . der Rabbiner . . . bei mir?" . . . stammelte sie.

„Nun Rahel?" . . . sagte dieser, ein ehrwürdiger Greis mit schneeweißem Barte . . . „bin ich nit gern gesehen bei Euch, Rahel, daß Ihr mir nit bietet ein scholem aleichem bei meinem Eintritte."

„Scholem aleichem, Rabbi," sagte Rahel immer noch verwirrt . . . „was kommt Ihr mir zu sagen . . . o, ich errathe es . . . was ist meinem Ruben passirt? . . . sprecht, sprecht!"

„Und warum glaubt Ihr, Frau," sagte der Rabbi lächelnd und den Sitz Eleazars einnehmend, „daß ich komme, zu bringen Euch schlechte Nachricht?"

„Ich hab' Euch ja nie bei mir gesehen . . . o redet, redet . . was ist geschehen?"

„Ich bin nit gekommen zu Euch, weil ich hab' nie gekonnt Euch bringen a gute Nachricht — nun hab' ich eine — und seht, ich komme gleich . . ."

„Eine gute Nachricht, Rabbi?"

„Ja! und da Ihr habt kein' Geduld, werde ich sie Euch sagen gleich. Ich hab' gehört vom Bürgermeister, daß das Gericht hat angenommen die Caution, wo stellt Eleazar, und daß bis zum Termin wird sein Ruben frei und womöglich schon morgen, um Euch beim Kaffee zu sagen: Gut Schabbes, Tante!"

Rahels Gesicht strahlt vor Freude, sie hebt inbrünstig ihren Blick gen Himmel.

„Rebecca, mein Kind," sagt sie, „komm, gib mir Deine Hand, damit ich Dein Angesicht schaue."

Als sie die Hand ihrer Tochter in der ihren hält und das vor Wonne strahlende Gesicht des jungen Mädchens sieht, da begreift sie

erst so recht, was in jenem liebenden Herzen vorgeht, und der Blick, der sich mit dem ihres Kindes kreuzt, genügt beiden, um ihr beiderseitiges überschwängliches Glück kennen zu lernen.

Der Doctor Elias hat sie genau beobachtet, keine einzige ihrer Bewegungen ist ihm entgangen, und als Rebecca endlich ihrer Mutter Hand läßt, ergreift er dieselbe und fühlt ihren Puls.

„Laß ... fürchte nit, mein Sohn," lispelt Rahel, „solche Freude thut wohl — die macht jünger ... o wie fühle ich mich wohler, neu belebt ..."

„Nun dann, Rahel, werdet Ihr hören noch ein ander Wort von mir," sagt der Rabbiner mit feierlicher Stimme, „und werdet mich hören an mit Güte und Ernst ..."

„Sprecht, Rabbi — sprecht — Eure ersten Worte waren Trank für meine lechzende Seele — werden nicht sein Wermuth, die da folgen!"

„Hört Frau! Der Herr, unser Gott hat gesagt: „Wenn Ihr mir wollt Dankopfer thun, so sollt Ihr mir opfern, was mir gefallen kann." — Und was meint Ihr, was kann gefallen dem Gott unserm Herrn heute, wo sein auserwähltes Volk verstoßen aus dem Lande unserer Väter, wo es ist Fremdling unter Fremdlingen, wo kein Tempel auf geweihter Erde prangt, wo die Söhne Abrahams, Isaacs und Jacobs können darbringen Brand- und Speiseopfer dem Gott ihrem Herrn? Ich will es Euch sagen, Rahel — heute sollen wir danken Gott, unserm Herrn für seine Wohlthaten, indem wir noch strenger als bisher befolgen die Vorschriften, die er hat gegeben seinem Knechte Moses am Berge Sinai und anderswo — wir sollen danken Gott, unserm Herrn, indem wir thun Gutes den Menschen, wo sind seine Kinder, wie wir es sind — wir sollen ihm danken endlich, indem wir thun uns selbst wohl, und das will heißen, indem wir uns bessern von unsern Fehlern! ... Habt Ihr meine Worte verstanden, Frau?"

„Ich habe sie verstanden, Rabbi!"

„Und nun sag' ich Euch: In Eurem jahrelangen Unglücke habt Ihr sicherlich gehadert im Geiste mit dem Herrn, Eurem Gott, und habt gemurrt gegen seinen heiligen Willen ..."

„Ja, Rabbi, das hab' ich und bereue es, und schäme mich vor meiner Nischoma (Seele), es gethan zu haben ..."

„Und habt getragen in Eurem Herzen Groll gegen die Kinder Eures Volkes, wo haben nicht gedacht, wie Ihr es habt gewollt, und gesprochen und gehandelt gegen das, was Ihr habt geglaubt, das sei Recht."

„Es ist wahr, Rabbi, das hab' ich gethan."

„Nun, Rahel, will ich Euch sagen, wie Ihr könnt am besten danken dem Herrn, Eurem Gott, wo hat Euch gesandt eine große Freud."

„Sprecht, Rabbi, was soll ich thun?"

„Wenn die Söhne Eurer Väter, wo haben gehandelt hart gegen Euch so lange Jahre, würden kommen zu Euch und sagen: Unsere Schwester, wir haben nit gehandelt recht gegen Dich, wir kommen, Dir zu bieten Friede und Freundschaft ..."

Rahel lächelte bitter ...

„Das werden sie nicht thun, Rabbi," sagt sie, „und wenn sie es thäten, würde es sein die alte Mähr — sie würden von mir verlangen, was ich nicht kann thun, ein Versprechen, was ich nicht kann geben ... nein ... nein ... die Kille hat mich verstoßen, wenn ich bleibe, wie ich bin — und da ich bleibe mein Lebelang treu dem Andenken meines Davids, werd' ich bleiben mein Lebelang verstoßen von der Kille."

„Wenn ich Euch sage, Rahel, daß die Gemeinde hat eingesehen, daß sie nit hat gehandelt recht, so wird man nit verlangen von Euch, daß Ihr sollt thun, was da ist für Euch unrecht."

Rahel sieht ihn erstaunt an, ihr Blick schweift über alle, die um ihr Bett versammelt sind ... sie scheint immer noch nicht die Worte des Rabbiners zu fassen.

„Wie meint Ihr ... Rabbi?" ... sagt sie endlich.

„Ich mein', ob Ihr wollt als Dank gegen den Gott, Euren Herrn, thun wohl Eurer Nischoma und verlöschen aus derselben allen Haß und allen Groll, wo ist darin gewesen und ist noch, — wenn die Kille käme und Euch sagte: Rahel, Frau und Schwester, der Herr, unser Gott, sei mit Dir! Willst Du, daß alles sei vergessen zwischen uns, und Du seist in Zukunft wieder unser, wie wir Dein sind?"

„Aber Rabbi ... wie ist es möglich ..."

„Nun so schaut selber und thut, was Gott Euch eingibt," ruft der Rabbi, indem er Eleazar ein Zeichen gibt und dieser die Thür öffnet.

Wie vor vierzehn Tagen treten dieselben Männer, mit Ausnahme Meyers, in das Zimmer, und der Aelteste der Gemeinde wendet sich, wie damals, an die Wittwe:

„Rahel," sagt er, „Dein Herz hat beschämt unsern starren Willen, Dein Herz hat gehabt Recht gegen uns! — Rahel, willst Du verzeihen der Kille, so lange Dir gethan zu haben Unrecht — wir kommen am heiligen Tage des Schabbes, Dich zu fragen, ob Du uns willst verzeihen und uns nehmen an als Deine Brüder?"

Sprachlos stiert die Kranke den Sprecher an ... sie hat keinen Gedanken, sie fragt sich, ob sie wache oder träume, ihre Hand ruht in der des Aeltesten, ohne daß sie es weiß ... sie will sich aufrichten, will etwas sagen — da umfangen sie die zwei Arme eines alten Mannes, der sich hinter den Versammelten ungesehen bis zum Bette geschlichen, und eine Stimme ... eine Stimme, die sie bis ins innerste Mark erbeben macht ... sagt:

„Verzeih mir, Rahel — verzeih mir, meines Vaters Tochter ... ich hab' schwer an Dir gesündigt."

„Isaac ... mein Bruder Isaac ..." schreit Rahel, indem sie ihren Kopf an seine Brust wirft ... „Gott ... Gott ... endlich ... endlich! mein Bruder Isaac!!!"

... Kein Laut regt sich im Zimmer — mit gebeugtem Haupte und tiefer Rührung in den Zügen stehen die Männer da — Johanna hält die vor Freude und Wehmuth bebende Rebecca in ihren Armen und weint selbst leise in ihr Taschentuch.

Plötzlich reißt sich Rahel von der Brust ihres Bruders, richtet sich fast aufrecht in ihrem Bette ... ein Gedanke hat wie ein glühendes Eisen ihr krankes Hirn durchzuckt ... ein Gedanke, der ... wenn er nicht gleich ausgesprochen, wenn er noch eine einzige Minute in ihrem Geiste geblieben, sie wahnsinnig gemacht hätte.

„David ..." schreit sie ... „David ... was wißt Ihr von meinem David?"

„Dein David ist nicht gelaufen davon," sagt Reb Isaac, „wie wir schlechte Jüden haben gedacht und gesagt so lange Jahre hindurch, ohne zu haben davon einen Beweis. Dein David ist gegangen am Tage, wo er Dich verlassen, zu seinen Vätern ... o Rahel, Schwester! und niemand hat Deine trauernde Seele getröstet ..."

„Todt ... o ja ... ich wußte es ..." murmelte die Arme ... „so mußte es sein ... ich habe ... Gott, Du siehst meine Seele ... ich habe nie daran gezweifelt ... seit vierzehn Jahren hab' ich ihn gewußt bei Dir, Du Herr der Herren ... Du mein Gott!!"

In wenigen Worten wird ihr erzählt, wie man den Leichnam gefunden, und wie „wahrscheinlich" er bei dem Schneegestöber den Weg verloren und durch das Eis des Lobschower Sees gebrochen sei; denn die zehn Männer, die bei dem sterbenden Meyer gewacht, sowie Elias und Eleazar, haben sich das Wort gegeben, daß niemand, weder Christ noch Jud', erfahren solle, welches schauervolle Geheimniß den sterbenden Lippen des bösen Menschen entfahren ist.

„Und woran habt Ihr erkannt, daß es ist mein David," fragt endlich Rahel.

Abraham überreicht ihr die Büchse mit der kleinen Kette ... sie erkennt dieselbe sogleich und drückt sie an ihre Lippen.

„Rebecca!" sagt sie, „komm ... nimm dies Angedenken Deines Vaters ... Ruben hat eine gleiche von seinem Vater geerbt."

Rebecca nähert sich ihrer Mutter, die sie mit Wonne anblickt.

„Siehst Du, Kind! ..." sagt sie, „jetzt muß die Welt sagen, wie hat Dich gelehrt Deine Mutter — jetzt muß sie gestehen, daß Dein Vater hat gehabt lieb sein Weib und sein Kind! ..."

„Rahel", sagt der Rabbiner, der begreift, daß jene jetzt mit den Ihren allein bleiben will und muß, „wenn morgen Abend der Tag des Herrn verflossen sein wird, werden wir kommen wieder und von Dir fordern das Gewand, das nach Sitte unserer Väter Du hast genäht Deinem David, als Du noch warst seine Braut, und das jeder Jüd' muß nehmen mit in die Erd', und übermorgen wird die Kille Deinem Mann die Ehre anthun, die sie ihm hat so lange verweigert, indem Jung und Alt ihn begleitet zum „guten Ort" (Kirchhof) ..."

Rahel kann vor innerer Bewegung keinen Laut hervorbringen, sie sinkt in ihre Kissen zurück, umgeben von denen, die ihr so theuer

sind und sendet einen inbrünstigen Blick gen Himmel, der mehr Dank gegen den Allgütigen enthält, als alle Worte fähig sind, zu fassen!...

— — — — — — — — — — — — — — —

Nagiwen hat ein gleiches Schauspiel nie gesehen!

Gegen Abend am Sonntage hat sich der Leichenzug aus Reb Isaacs Hause in Bewegung gesetzt und ist langsam die Stadt durchzogen, dem Kirchhofe der Juden zu, welcher auf einer kleinen Anhöhe, eine Viertelstunde von der Stadt, gelegen ist.

Kein einziger Jude ist zurückgeblieben, vom Greise bis zum Knaben — alles gibt den Gebeinen des Karaiten das letzte Geleit. Selbst Frauen der Gemeinde, die sonst nie einer Beerdigung beiwohnen, folgen von weitem, und da es Sonntag ist und auch die Kirchenzeit schon vorbei, hat sich eine große Anzahl von Christen dem Zuge angeschlossen, und es ist wirklich — besonders für einen Nagiwener — ein imposanter Anblick, der der langen Menschenreihe, welche sich stumm nach dem Kirchhofe hinzieht.

Ein frischer Hügel ist aufgeworfen, und der von vier robusten Männern getragene Sarg wird zur Seite desselben gestellt. Der Rabbi tritt hervor und spricht jenes erhabene Gebet, welches, aus Psalmenversen zusammengesetzt, mit dem Ausrufe: „Zidduk Haddin" beginnt — dann wird der Sarg langsam in die Erde gesenkt, im Grabe selbst eröffnet und nochmals nachgesehen, ob die Füße des Todten auch genau nach Osten gerichtet sind.

Die Umstehenden können einen letzten Blick auf den Inhalt des Sarges werfen, doch der Anblick dessen, was er enthält, ist nicht dazu geeignet, daß ihre Blicke lange darauf verweilen. Mit dem weißen Todtenhemde und dem Todtenmützchen bedeckt, welches eine jede Braut ihrem zukünftigen Gemahle selbst nähen muß, liegen die Gebeine des Karaiten so gut wie möglich geordnet. Der Vorsteher der Gemeinde zerschlägt einen Topf und reicht dem in der Gruft sich befindenden Todtengräber zwei Scherben, mit denen er dem Gesetze gemäß die beiden Augenhöhlen bedeckt. Dann wird der Sarg geschlossen, und da der Verstorbene keinen Sohn hinterlassen, tritt Ruben an die Gruft und sagt mit bewegter Stimme das „Kadisch-Gebet", eines der schönsten des jüdischen Rituals, her. Die Erde fällt dumpf auf den Sarg, das Grab schließt sich, und die Gebeine dessen, den Gottes Hand aus weiter Ferne bis in dieses Land geführt und ihm gewaltsam seinem Erdenglücke entrissen, diese Gebeine — Gottes Auge hat sie am Grunde der Gewässer zu finden gewußt und ... da liegen sie ruhig und friedlich neben denen der Kinder seines Volkes und erwarten, wie der Glaube der Juden es lehrt, jenen Tag aller Tage, an dem die Stimme des Ewigen die Gräber öffnet und die Leiber der Gerechten auferstehen zu neuem Leben und einer Freude ohne Ende, und eingehen in das himmlische Kanaan, das ihnen verheißen.

. . . .

Wer hätte heute die Kranke wiederzuerkennen vermögen, deren Schwächezustand noch vor einigen Tagen all die Ihrigen erschreckte! — sie sitzt in einem Armstuhle, bekleidet wie sie es an Fest- und Feiertagen ist, seliger Glanz leuchtet aus ihren Augen, ein leichtes Roth färbt ihre Wangen, und ein fast glückseliges Lächeln umschwebt ihre Lippen.

Der fieberhaft phantastische Traum ihres ganzen Lebens hat sich ja erfüllt, erfüllt über alle ihre eigenen Erwartungen, — ihr zur Seite sitzt ja ihr Bruder — ihr Bruder, den sie nie mehr zu sehen glaubte, oder vielleicht nur in den letzten Augenblicken ihres schweren Lebenskampfes — und er sagt ihr Worte, die ihrem Herzen so unaussprechlich wohlthun!

Und zu ihren Füßen erst ... da sitzt ja die ganze Zukunft — Rebecca und Ruben — Hand in Hand zu ihr hinausblickend und trunken vor Freude und Liebe, kaum fähig ein Wort zu sprechen...

Und um sie herum all die lieben Ihrigen — ihr Blut — und alle in Liebe und Freundschaft um sie! ... O Herr im Himmel, Du hast schwere Strafen für Deine Kinder, aber was gleicht wohl hienieden den Freuden, die Du allein senden kannst!!! —

— „Es scheint mir immer noch wie ein Traum", sagt endlich Rahel ... „noch nicht acht Tage sind verflossen, und wo war in der Kille und im Lande wohl ein Weib, wo ist gewesen so unglücklich und so elend, wie ich es bin gewesen, krank, allein, von allen verachtet, mein Ruben im Gefängniß... und jetzt? inmitten aller Meinen, und die ganze Kille mir zugethan, und mein Bruder da, und mein Ruben da... und... o Herr, mein Gott, wie ist Deine Gnade groß!"

— „Du hast verdient die Gnade des Herrn auch ..." sagt Reb Isaac —

— „Nichts hab' ich verdient", erwidert die Wittwe, „ich hab' nit gehofft in seine Gnade und das ist schon Sünde ... Auf Gott hoffen, ist Gott lieben, und das hab' ich nit gethan, ich hab' geweint und getrauert, und hab' die Menschen angeklagt, das ist nicht Gott lieben, Bruder, und ihn verehren! —"

Alle schweigen, eine tief andächtige Stimmung hat alle, selbst die Großstädter, Eleazar und Elias, ergriffen ... Mendel hat seinen Kopf auf den Schoß der Großmutter gelegt, und sein großes Auge starrt fast ernst vor sich hin.

— „Und wir klagen und jammern, daß Gott uns verlassen," fährt Rahel fort, „und wir glauben, daß Gott den Schwur vergessen, den er unsern Vätern gethan! Und wir vergessen, was steht geschrieben in den heiligen Büchern, wie oft und wie lange er uns gezürnt, und wie er doch endlich wieder sein Volk zu sich nehmen und erhöhen will! — O kommt und seht mich an, Ihr kleingläubigen Juden!!! seht, ich hab' auch geglaubt, wie Ihr, daß Gott mich hat verlassen auf ewig und hat bei lebendigem Leibe gestoßen meine Seele in die Finsterniß, seht! — seht! wie ich die Hände falte, seht, wie mein Dankesblick sich zu ihm erhebt, hört meine Stimme, Ihr zaghaften Juden: „Gelobt sei Dein Name in Ewigkeit, Du Herr, Gott Zebaoth!"

Erschöpft fiel Rahel in den Stuhl zurück; doch als sie sah, daß die Ihren sich erschreckt ihr näherten, richtete sie sich wieder auf und sagte: „Fürchtet nichts, ich bin stark jetzt, ich werde nit wieder krank werden, komm mein Elias, gib mir die Hand, Du hast gemacht eine gute Kur mit mir!"

„Tante," sagte Elias, „glaubt mir, regt Euch nicht so auf, wir wollen von andern Sachen sprechen, komm her Mendel, erzähl der Tante Deinen merkwürdigen Zweikampf mit Claus Nitschke, aus dem Rubens Unschuld hervorgegangen ist!"

„Und Dein Ruhm, mein Sohn," sagt Reb Isaac, „denn Du junger Mensch hast gehabt Recht gegen den Kreisphysikus."

„Wir wollen nicht zu laut davon reden, Vater," sagt der Doctor, „denn obgleich es feststeht, daß Rubens Knittel Meyer nicht getroffen hat, ist derselbe doch auf eine aus der Erde hervorstehende Baumwurzel gefallen, und der Kreisphysikus kann immer noch Recht haben. —"

„Ach was!" sagt Frau Mirjam, „der grobbe Goy kann nicht Recht haben gegen meinen Elias."

„Armer Meyer! —" seufzt Rahel, die die Wahrheit jetzt erfahren hat, „hättest Du es gedacht, daß Du noch zwei Tage früher würdest werden begraben, als mein David, den Du so sehr gehaßt, und daß im Grabe werden liegen Deine Gebeine neben denen des von Dir so verachteten Karaiten?"

Reb Isaac und seine beiden Söhne wechseln einen Blick, in dem sich ein gleicher Gedanke wiederspiegelt, und alle drei beugen das Haupt, denn alle drei haben noch nie so deutlich wie in diesem Falle Gottes allmächtige Hand walten sehen,... das Opfer und sein wahrscheinlicher Mörder bis zum jüngsten Tage nur durch wenige Fuß Erde von einander getrennt! —

„Nun, Mendelchen, willst Du nit erzählen?" sagt die Großmutter. Mendel steht auf und erzählt vielleicht zum hundertsten Male die bekannte Geschichte seines Zweikampfes mit Claus Nitschke, und wie man im Walde die Spuren des Knittels deutlich an der jungen Buche gesehen, und wie der Richter ihn belobt, und wie er sich nachher mit Claus Nitschke vertragen und der Bürgermeister sie selbst in seinen Garten geführt und ihnen erlaubt hat, Pflaumen abzuschütteln.

Rahel hört dem Knaben lächelnd zu und sagt: „Auch Dir, mein Mendel, müssen wir sagen Dank, Gott schütze Dich, mein Sohn und mache Dich Deinen Eltern zur Freude!!"

„Und wann soll sein die Hochzeit?" fragt Frau Mirjam... „seht, es ist Abend, Rahel ... und ich hab' gehört sagen von meinem Vater, wo ist gewesen ein weiser Mann, daß, wenn man hat bestimmt, daß der Choßin die Kalle soll haben, man soll bestimmen den Hochzeitstag, eh' man zündet an die Lichte."

Ruben und Rebecca erröthen beide und stottern ein Paar Worte, doch Rahel ergreift ihre beiden Hände und sagt mit ernster, feierlicher und doch so guter und liebevoller Stimme:

„Kinder meines Herzens! wie sehr meine Seele hängt in Lieb' an Euch, das wißt Ihr, aber meine Seele sehnt sich nach jenen Gefilden, wo die meines Davids meiner harrt. — O ich weiß, daß, wenn

ich auch nit mehr bei Euch sein werde, meine Lieben über Euch wachen werden, wie ich es gethan. Ruben! Eleazar hat mir gesagt, daß Du bei ihm aufs Gut gehen sollst und die Landwirthschaft treiben, und ich weiß, daß dies ist immer gewesen Dein sehnlichster Wunsch. Du, Rebecca, sieh Deiner Freundin Johanna ins Gesicht, sie wird Dir Freundin und Mutter sein, wenn ich nit mehr bin . . ."

„O Mutter, schweigt, schweigt!" ruft Rebecca, „Ihr brecht mir das Herz."

„Warum, mein Kind? Wenn Ruben fern von Dir wäre, würde Dein Herz nicht in immerwährender Sehnsucht schlagen, mit ihm vereint zu werden? und meines Davids Seele erwartet mich seit vierzehn Jahren schon . . .

„Verzeiht mir, Ihr Lieben meines Herzens, wenn ich Euch bald verlassen möchte . . . doch Gottes Willen wird geschehen, und nit der meinige! . . . Nun sag, mein Ruben, sag, liebst Du Rebecca und wirst ihr sein der treue Gefährte durchs Leben?"

„Tante!" erwidert Ruben mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme, „der Herr, boruch hu! hat gethan den Kindern der Karaiter Brüder mehr Wunder, als es bedarf, um seine Größe und Allgnade auch den Blinden und Tauben zu beweisen. Der Herr, der alles das gethan, der sieht und liest auch in meinem Herzen und weiß, daß Rebecca ist Blut von meinem Blute und das Herz meines Herzens! Für Rebecca leben zu können, ist die größte Gnade, die Gott mir je erwiesen hat, und dafür werd' ich ihm danken Morgens und Abends!"

„Und Du, Rebecca?" fragt Rahel mit bewegter und schwacher Stimme.

„O Mutter," sagt das junge Mädchen erröthend, „warum wollt Ihr nicht bei uns bleiben und das unermeßliche Glück Eurer Tochter sehen?"

„So beugt Euer Haupt, daß ich Euch bensche . . ." sagt Rahel mit leiser Stimme, „beugt Euer Haupt, daß ich für Euch bete! . . ."

Rebecca und Ruben knieen vor ihr nieder, und ihre Gesichter berühren sich fast, als der Mutter Hände sich auf ihre Häupter legen. Sie schließt die Augen, und ihre Lippen murmeln leise Worte.

Alle Anwesenden sind aufgestanden, und mit zu Boden gesenktem Blicke und gefalteten Händen stehen sie in stummer Rührung da. Auch ihr Geist erhebt sich zum Herrn der Welten, auch sie — beten, die einen in Worten, die anderen in Gedanken — auch sie beten, und ihre der Erde entschwundenen Sinne weilen vor dem Angesicht Gottes!

. . . . Lange . . . lange dauert diese heilige Scene . . .

. . . . Da ertönt plötzlich ein Schrei . . . alle erwachen . . . Der Doctor Elias ist auf Rahel zugesprungen; alle drängen sich verwirrt um ihn . . . ein Augenblick unendlicher Angst . . . dann wendet sich der Doctor an Rebecca und Ruben und mit bebender Stimme sagt er:

„Kinder, Eure Mutter segnet Euch in diesem Augenblicke schon vom Throne Gottes aus . . . sie ist bei ihrem David! . . ."

X.

Unsere Erzählung ist beendet! Das Fehlende ist leicht zu errathen! Der beneidenswerthe Tod Rahels hatte wiederum Ragiwen einige Tage lang schmerzhaft erregt, und dann war alles wieder in die alte monotone Ruhe zurückgesunken, um einige Monate später von neuem sich mit der Familie Reb Isaacs zu freuen, als Ruben vom Gerichte gänzlich freigesprochen wurde!

Was diesen letzteren betrifft, so wie seine Braut Rebecca . . . wir sprechen selbst unserer Feder die Fähigkeit ab, — ein so tiefgefühltes inniges Glück, wie das ihre zu schildern. Allwöchentlich besuchten sie den „guten Ort" und weilten lange da, wo der Karaiter David ben Isachar zwischen seinem Todfeinde Meyer und seiner treuen Rahel ruhte.

„Sieh, Rebecca," sagte Ruben eines Tages, „diese drei Gräber geben uns mehr Lehre und mehr Verständniß von Gott unserm Herrn, als alles, was wir von Menschen, und wenn sie auch die weisesten sind, hören können!"

„Ja, Ruben, treue Liebe besiegt selbst der Tod nicht!"

„Ja, und da der Tod selbst Feinde mit uns friedlich vereinigt, warum sollen wir haben Feindschaften auf Erden?"

. . . . Ein Jahr lang lernte Ruben die Landwirthschaft in Lobchow bei Eleazar, dann heirathete er Rebecca, die unter Johannas Führung in diesem Jahre sich herrlich geistig entwickelt hatte. — Von ihrem Glücke sprechen? Wie die Völker, die keine Geschichte haben, die glücklichsten sind, so sind auch die Ehen, die unbemerkt in stillem Streben nach Gottes Segen die Bahn der Zeit durchlaufen, die allerglücklichsten.

Auch Reb Isaacs Familie gedieh noch lange Jahre in Ragiwen, bis endlich der Tod auch hier seine zerstörende Macht walten ließ und die Kinder ihre theuren Eltern dahin geleiteten, wo auch sie einst liegen sollten!

. . . . Ruh: und Friede herrschte wieder in Ragiwen . . . selbst zwischen Mendel und Claus Nitschke . . . auf beinahe acht Tage.

Reminiscenzen aus der Hochsommerzeit.

II. Das Kirschessen bei Nachod.

Aus einem Privatbriefe.

. . . . Daß ich Ihrer nicht vergessen habe, bester Herr Doctor, ersehen Sie aus beiliegender Skizze; aber Ihre Vorwürfe, mein Versprechen, Ihnen von Zeit zu Zeit etwas aus unserm böhmischen Feldzuge zu senden, nicht gehalten zu haben, sind ebenso gerecht als grausam. Wissen Sie, was das heißt, aus Böhmens blutgetränkten Feldern nach wochenlangem Sehnen in seinem trauten Daheim, umgeben von all dem, was man liebt, zu sein? und können Sie denn nicht begreifen, daß man dann egoistisch genug ist, um Ihr Daheim, jene Caravanserei, wo tausende von ermüdeten Geistern sich eine Stunde Erholung suchen, zu vergessen?

Wie ich wieder dazu gekommen bin, Ihrer, Ihres Blattes und meines Versprechens zu gedenken, wäre interessant genug, um erzählt zu werden; doch Ihre Leser kennen wahrscheinlich jenen Kreislauf der Ideen, der oft bei dem gewöhnlichsten und alltäglichsten Dinge beginnt und da endet, wo man es nie gedacht hätte. —

Ich habe einen Bruder, er ist erst 8 Jahre alt, aber ein Schelm, wie es keinen zweiten gibt. Neulich war er trotz aller Verbote auf einen Birnbaum geklettert und hatte sich weit vor auf einen Ast gewagt, um eine spätreife Birne zu erhaschen. Wie das so oft geschieht, brach der Ast, und mein Ausbund lag auf dem Boden, jedoch ohne sich den geringsten Schaden gethan zu haben. Da gab es natürlich die tüchtigsten Schelte und sogar, da dies ihm schon so oft verboten gewesen war, einige handgreifliche Zurechtweisungen. Weinend kam er, sein Leid seinem Bruder mit dem bunten Rocke zu klagen und sagte zu ihm mit bewunderswürdiger Logik: „Warum bekomme ich denn Schläge, da ich mir doch keinen Schaden gethan habe?"

Die ganze Familie konnte nicht ernst bleiben, mir allein gelang es, nicht zu lachen; denn eine schmerzliche Rückerinnerung hatte mein Hirn durchkreuzt. Ich ging hinunter in den Garten, ich sah mir den abgebrochenen Ast an, und meine Gedanken trugen mich in einem Augenblicke weit von dem freundlichen Elternhause, hin zu dem Lande, von wo ich erst seit einigen Wochen gekommen, wo so viel Ruhm für unser Vaterland entsprossen ist, wo so viel kaum erblühte Hoffnungen auf ewig geknickt liegen. Ich dachte des Freundes, der nicht so glücklich, wie wir, war, den Sieg seiner Waffenbrüder zu sehen, der auf dem ersten Schlachtfelde in Böhmen sein so reichbegabtes Leben lassen mußte. — Ich dachte an jenen Tag, wo ich zum ersten Male mich dem Feinde gegenüber sah, wo die erste Granate über meinen Kopf sauste, die erste Kugel um meine Ohren pfiff; ich dachte an jenen mir fast unbekannten Soldaten, der gleich zu Anfang des Gefechtes todt an meiner Seite niederstürzte: — o! ich könnte Ihnen Seiten schreiben, wenn ich Ihnen erzählen wollte, woran ich dachte, als ich bei dem Aste stand, von dem mein kleiner Bruder vor wenigen Augenblicken gefallen war. — Und endlich dachte ich an eine Episode unseres Feldzuges, die ich Ihnen skizziren, erzählen und somit mein Ihnen gegebenes Versprechen einlösen könnte.

Nachod war, wie Sie wissen, das erste der ruhmreichen Gefechte, an dem unser 5. Armeecorps sich betheiligt hat. Es war die Feuertaufe für uns Westpreußen, und deshalb wird es uns vor allen andern unvergeßlich bleiben. Die ausgesuchtesten österreichischen Truppen standen uns gegenüber, einer ihrer bewährtesten Generale, der F.-M.-L. Ramming führte 28 Bataillone Infanterie, eine Brigade der Reiterdivision des Prinzen von Schleswig-Holstein und eine zahlreiche Artillerie gegen die Unsern, 22 Bataillone, von denen es drei Uhr Nachmittags, und seit $9\frac{1}{2}$ Uhr fochten wir, als man uns Ruhe gönnte; der Feind war im vollen Rückzug auf Skalitz und deckte diesen Rückzug durch ein heftiges Artilleriefeuer. Man erlaubte uns, uns hinzustrecken, nicht allein, um zu ruhen, sondern auch, um den hier und da immer noch einschlagenden Granaten zu entgehen.

Jetzt fingen die Gespräche an, ein jeder hatte ja so viel, so gar viel zu erzählen! So viele hatten Freunde, Verwandte, ja Brüder zu suchen . . . und fanden sie nicht mehr oder mit blutigen Verbänden



Unter den Kirschbäumen von Nachod.

Nach einer Originalskizze des Musketiers F. Tschiersch.

einige sogar in der Reserve blieben. Sein bestes Regiment, sein berühmtestes, das Regiment Deutschmeister, hatte uns der Feind entgegengeschickt, und dieses, wie alle übrigen, war in die Flucht geschlagen, und ihre Fahnen erbeutet.

Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich Ihnen all die glänzenden Details dieses ersten Ruhmestages unseres Corpschefs, des greisen Helden von Steinmetz, schildere. Auch könnte ich nur von Hörensagen erzählen, denn ich stand mit meinem Regimente am äußersten linken Flügel und konnte von dem Gefechte eben nur das sehen, was sich in meiner unmittelbaren Nähe zutrug. Und von alledem, was ich gesehen, wäre ich nicht fähig, Ihnen viel zu schildern, denn der Rausch des Kampfes hatte sich meiner, wie so vieler anderer, nach dem ersten Schusse schon bemächtigt, und alle Ruhe, wie Sie leicht begreifen werden, war aus meinem Geiste entschwunden. Schon war wieder. Noch waren die Ambülancen nicht gekommen, und bunt durcheinander lagen hinter unseren Reihen Preußen und Oesterreicher und harrten mit Schmerzen, daß man ihre Wunden verbinde, ihren Schmerz lindere, ihren tödtlich brennenden Durst stille. Welcher Tag, dieser 27. Juni! Die Strahlen der Sonne fielen versengend auf unsere Helme, der Inhalt der Feldflaschen war längst geleert, und jetzt lagen wir da auf der fast verdorrten Erde, nach langem, ermüdenden Marsche, nach sechsstündigem Kampfe und lechzten nach einem Schluck Wasser und hätten alles, was wir besaßen, für einen kühlenden Trunk hingegeben, und wenn wir ihn gehabt, ich möchte es beschwören, daß keiner von uns daran gedacht hätte, ihn an seine Lippen zu setzen, sondern schleunigst ihn denen gebracht hätte, deren Leben vielleicht nur noch nach Minuten zählte und die auf dieser Welt nur noch einen Gedanken, einen Wunsch, nur noch einen Schmerzensschrei hatten:

„Wasser . . . Wasser . . . Wasser!" — Ein Sergeant, Meyer ist sein Name, und er steht bei den Füsilieren des 6. Grenadierregiments, sprang mit einem Male auf . . .

„Nein!" rief er, „das geht nicht; ich habe noch einen Schluck Wasser in meiner Flasche. Seit 10 Uhr bin ich in Versuchung, ihn zu trinken, ich habe mich immer bezwungen; jetzt kann ich es nicht mehr!" —

Und er setzte die Flasche, welche er aus seinem Brotbeutel gezogen, an den Mund; doch, ehe er noch die Lippen mit dem Inhalte benetzt hatte, ließ er sie wieder sinken.

„O, wie schlecht von mir!" sagte er, und mit einem Sprunge war er bei einem verwundeten Oesterreicher und hatte ihm den Hals der Flasche fest in die Zähne gepreßt.

„So! nun bin ich die Versuchung los!" sagte er, indem er sich erhob, aber dessenungeachtet einen traurigen Blick auf die jetzt leere Flasche warf!

Einige Augenblicke später kam Hauptmann Fischer vom selben Regimente vorbei, und wir klagten ihm unser Leid, d. h. unseren Durst. Er war einige Augenblicke lang ohne Antwort; dann hob er, zufällig, wie wir später erfuhren, den Kopf in die Höhe, stutzte einen Augenblick und rief dann mit vergnügtem Gesichte:

„Dumme Kerls! — haben da Kirschbäume die Menge und beklagen sich über Durst!"

Im ersten Augenblicke, glaube ich, verstand niemand von uns, was der Hauptmann eigentlich sagen wollte; wir sahen einander an, aber dann erschell plötzlich ein so donnerndes „Hurrah! Kirschen!" daß die andern Regimenter gewiß gedacht haben müssen, wir chargirten den Feind mit dem Bajonette!

Und nun stürzte alles den Bäumen zu und wollte versuchen, ob man immer noch einen Baum erklettern könne. Doch dies wurde nicht geduldet, nur einige Mann wurden hinaufgeschickt und hatten Auftrag, für die anderen zu pflücken. Dies dauerte einige Minuten. Da hatte ein genialer Kopf die Idee, es sich dort oben bequemer zu machen; er zog sein Faschinenmesser und — eins, zwei, drei . . . da lag ein reichbeladener Ast unten. Die anderen hatten das Praktische dieser Art und Weise zu verfahren, gleich eingesehen, gleich nachgeahmt. Einige Minuten lang spiegelte sich die Sonne in einem Dutzend geschwungener Faschinenmesser, und bald war der Weg, in dem wir lagen, mit Aesten bedeckt.

Alles wollte darauf losstürzen, alles wollte seinen Theil an der unverhofften Beute haben, da rief Lieutenant von Loeven: „Denkt an die Verwundeten, Jungen — an die Verwundeten!"

. . . . Was wir nun thaten — wir, die halb Verdursteten, können Sie auf der so mangelhaften Skizze, die ich Ihnen sende, sehen. Es ist keines Lobes werth, es wäre unwürdig gewesen, anders zu handeln — und doch . . . doch . . . die Kirschen waren so verlockend roth und saftig, und die Zunge klebte uns am Gaumen!

O, aber diese Blicke der Armen, die da lagen, diese Händedrücke, diese: „Danke, Kamrad!"

Ein österreichischer Jäger lächelte mir so sanft, so freundlich zu, als wenn ich sein Bruder wäre; ich drückte ihm die Hand, sprach ihm Trost zu, steckte noch eine Kirsche in seinen Mund, doch er antwortete nicht: seine Hand entschlüpfte der meinen, seine Augen wurden gläsern, stier! . . . o, ich werde es mein Lebenlang nicht vergessen — er lag todt vor mir . . . mit ruhig lächelndem Gesichte, und die rothe Kirsche auf den bleichen Lippen!

. . . . Wir haben seitdem viel gekämpft, viel gesiegt und viel gelitten, aber dieser erste Tag meines Kriegerlebens schwebt unvergänglich vor meinem Geiste — und der abgebrochene Ast in unserem Garten erweckte die Rückerinnerung an jene anderen Aeste im Wege nach Nachod lebhaft wieder.

Dem Schlingel, meinem kleinen Bruder, haben Sie es also zu danken, wenn ich endlich das Ihnen gegebene Versprechen gelöst habe.

F. T.

Bilder aus dem Seeleben.

Vom Corvettencapitän Werner.

IX. Marinecavallerie.

Wer hätte wohl längere Zeit in Teneriffa verweilt, ohne seinem berühmten Pik einen Besuch zu machen, jenem gigantischen Wahrzeichen, das die Natur einst unter welterschütternden Zuckungen aus der Tiefe des Oceans bis an den Saum der Wolken hob, durch welches Jahrtausende lang die überkochende Masse des flüssigen Erdkerns sich zischend und brausend in das Meer ergoß, das aber schon seit Jahrhunderten schweigend ruht und einer üppigen Vegetation gestattet hat, in ungestörter Arbeit bis zur Grenze des ewigen Schnees einen grünenden Teppich um sein zerklüftetes Aeußere zu weben.

Ein stummer Zeuge urweltlicher Umwälzungen steht er da, der gewaltige Berg, ein Symbol der Allmacht, vor dem der Mensch demüthig sein Haupt neigt, eines der großen Räthsel der Schöpfung, das wir vergebens zu lösen, aber wenigstens, wenn sich Gelegenheit bietet, aus nächster Nähe zu betrachten suchen.

Naturforscher, Touristen par excellence, gelegentliche Besucher der Insel — alles drängt zum Pik, wär's auch nur, um sagen zu können: „ich war oben."

Es kann deshalb kein Wunder nehmen, daß das Pikfieber auch unsere Freunde vom Seestern erfaßt und daß mit praktischer Schnelligkeit der Plan ins Werk gesetzt wurde.

„O weh!" höre ich verschiedene Leser seufzen, „jetzt wird uns wieder eine Pikreise aufgetischt." Leider haben Sie Recht, Verehrte, indessen, wenn ich zu den hunderten bereits existirender Beschreibungen noch eine füge, so hoffe ich wenigstens einen neuen Gesichtspunkt zu eröffnen, den selbst Humboldt unerwähnt ließ, — Marinecavallerie.

Die Reisegesellschaft bestand etwa aus zehn Personen, Seeofficieren, Badegästen und Cadetten, der unvermeidliche Vogel als hervorragender Spanier natürlich unter ihnen. Der arme Bölting hat renoncirt, die Bartgeschichte ist noch in zu frischem Andenken, und Kurzspleiß — nun er kann wohl Abends mit dem Capitän einige Stunden zum Gouverneur gehen, aber zwei bis drei Tage vom Schiffe fort, wo bliebe da der Dienst!

Dr. Salomo arrangirt die Partie, und Vogel ist sein Adjutant, da die Insulaner doch nicht so classisch gebildet sind, um das Latein des Doctors zu verstehen.

Anfänglich will dieser Wagen nehmen, stößt aber bei der seemännischen Majorität auf so entschiedene Opposition, daß er den Gedanken aufgeben muß.

In einem geschlossenen Wagen zu sitzen, ist dem Seemanne ein schrecklicher Gedanke; es beengt ihn und flößt ihm Furcht ein. Die Bewegungen machen ihn seekrank, in beständiger Besorgniß umzuschlagen, sitzt er mit ausgebreiteten Armen und hat keinen ruhigen Augenblick, bis er sich wieder in freier Luft befindet.

Mit Ausnahme des Doctors stimmten daher alle für das Reiten, und obwohl diesen eine trübe Ahnung beschleicht, muß er sich fügen. Das Pferd ist nämlich für den Seemann dasjenige Instrument, dessen er sich nach einem Schiffe oder Boote am liebsten zur Fortbewegung bedient. Schon der Name besitzt für ihn etwas Heimisches. Wagen und Kutschen gibt es nicht am Bord, aber desto mehr Pferde an den Raaen, wenn sie auch nur von Tauwerk gefertigt sind. Wie oft hat er bei Nacht und Sturm zwar nicht sehr bequem, aber sicher auf ihnen geritten!

Am liebsten nimmt er hartmäulige Thiere, bei denen er tüchtig an den Brassen reißen kann, hauptsächlich fühlt er sich aber auf einem Pferde wohl, weil er sich in freier Luft befindet und um sich schauen kann.

Am nächsten Morgen stehen die Rosse und Maulthiere bereit. Ihr Aussehen beruhigt den Doctor sehr; allem Anschein nach sind sie keine Durchgänger, die herabhängenden Ohren, das schläfrige Auge und die durchscheinenden Rippen sprechen für eine lammfromme Gesinnung.

Unter Benutzung von Eckfteinen und Treppen gelingt das Aufsitzen, und die Gesellschaft begibt sich unter Führung der nebenherlaufenden Treiber auf den Weg. In Ermangelung von Sporen, hat sich jeder mit einer kecken Reitgerte bewaffnet, und Vogel an der seinigen noch eine scharfe Spitze angebracht, — der Schelm, er hat schon wieder Streiche im Kopf. Als die Hufe auf dem Straßen-

pflaster ertönen, öffnen sich die Fensterschalter, und neugierige, schwarze Augen blitzen aus den Mantillen hervor. Welcher Reiter besäße unter solchen Umständen nicht die verzeihliche Eitelkeit, ein wenig mit dem Pferde zu kokettiren! Es will nur nicht recht gehen, die Thiere sind zu fromm. Doch seht! der Doctor, hinter dem Vogel reitet, bekommt es fertig. Das Pferd wird plötzlich lebendig, schlägt hinten und vorn aus, steigt kerzengrade in die Höhe und scheint auf den Hinterbeinen gehen zu wollen. Der arme Doctor wird leichenblaß: als der Sattelknopf nicht mehr ausreicht, umklammert er krampfhaft den Hals seines Thieres und erwartet mit geschlossenen Augen sein Schicksal. Seine bangen Ahnungen beginnen sich bereits zu erfüllen, und doch ist er sich bewußt, dem Pferde keinerlei Anlaß zu solchen Tollheiten gegeben zu haben. Einer der Treiber reißt endlich das Thier am Kopfe nieder, und da Vogel inzwischen bei Seite geritten ist und es dessen Stachel nicht mehr fühlt, läßt es sich auch bald beruhigen. Der Doctor wischt sich den Angstschweiß ab; einen Augenblick denkt er daran, zurückzubleiben, aber die Blamage wäre doch zu groß, und mit stoischem Gleichmuthe nimmt er sogar die Neckereien der Kameraden hin.

Das nächste Ziel ist Laguna, die ehemalige Hauptstadt der Insel, circa 1½ Meilen von St. Cruz entfernt und 1700 Fuß über der Meeresfläche gelegen. Der an schroffen Abhängen und Schluchten vorbeiführende und steil ansteigende Weg verbietet jedes schnellere als Schritt reiten, ein Glück für den Doctor und einige andere Sonntagsreiter, obwohl ihre Pferde noch öfter sehr unruhig werden, sobald Vogel in ihrer Nähe erscheint.

Die Sonne steht schon ziemlich hoch, als die Reisenden die Stadt erreichen, deren öde grasbewachsene Straßen und verfallene Gebäude einen tristen Eindruck machen. Nach langem Suchen finden sie endlich einen Gasthof, fordern jedoch vergebens ein Frühstück. Sie kennen die spanischen Posadas noch nicht genug, um zu wissen, daß man jede Mahlzeit, die man dort einzunehmen beabsichtigt, 24 Stunden vorherbestellen muß. Ein halbes Dutzend Wassermelonen ist die einzige aufzutreibende Erfrischung — schlechte Aussichten für eine dreitägige Tour.

Doch Orotava mit seinen paradiesischen Gärten und der Aussicht auf ein französisches Hotel winkt, und nach kurzer Rast wird wieder aufgebrochen.

Bald ist das traurige Laguna im Rücken, und die Gesellschaft gelangt auf das hinter ihm gelegene Plateau, von wo die Straße ebener wird und ein schnelleres Fortkommen gestattet.

Die sich hier bietende wundervolle Aussicht bewegt die Reisenden jedoch einen Augenblick Halt zu machen und ihre Augen an dem Panorama zu weiden, das sich vor ihnen ausbreitet. Laguna mit seinen grauen verwitterten Gebäuden, aus deren Mitte die ehrwürdige Kathedrale emporragt, liegt zu ihren Füßen. Es macht aus der Ferne nicht mehr den Eindruck der Oede und des Ruins einstiger Größe. Umgeben von lachendem Grün üppiger Gefilde, erhöht es nur den landschaftlichen Reiz durch den Contrast; das Auge ruht wohlgefällig auf seinen dunkeln Häusermassen, und die melancholischen Töne der zur Messe rufenden Klosterglocken, welche der milde Wind heraufträgt, stimmen die Gemüther nur noch empfänglicher für die Schönheiten des Bildes. Das goldige Gelb der in reicher Fülle wogenden Weizen- und Maisfelder wechselt mit dem dunklen Grün der zur Cochenillezucht dienenden Cactuspflanzungen. Hecken von wilden Rosen friedigen die Gefilde ein, und ihre blaßrothen Blüthen bedecken wie ein Teppich das Gesträuch.

Von drei Seiten durch groteske Felsmassen umschlossen, öffnet sich das liebliche Thal auf das Meer, an dessen fernem Horizonte die Insel Gran Canaria sich erhebt, übergossen von dem bläulichen Dufte der tropischen Atmosphäre. Auf der nach St. Cruz führenden Straße steigen in langsamen Zickzackgange schwerbeladene Kameele und Maulthiere herauf, deren phantastisch gekleidete Führer auf einer Rohrpfeife das Ohr ihrer musikliebenden Thiere ergötzen. An den Abhängen der Berge klettern wagehälsige Ziegen und suchen in gefährlichen Sprüngen eine wohlschmeckende Pflanze zu erhaschen, während der Hirt, auf einer vorspringenden Klippe stehend, sie bewacht. Ein hoher, spitzer Hut von braunem Filz deckt den mit reicher Fülle schwarzen Haares geschmückten Kopf; ein kunstlos von weißem Wollenzeuge gearbeiteter Mantel umschließt die sehnigen Glieder, und gestützt auf den langen Hirtenstab, schaut er sinnend auf das romantische Thal zu seinen Füßen, das er selten oder nie betreten hat.

Die Berge sind seine Heimat, die Thiere seine Gespielen der Kindheit, seine Gefährten im spätern Alter. In einer Höhle, welche einst seine Voreltern, die Guanchen in die Felsen gruben, hat er das Licht der Welt erblickt. Sie dient ihm als Wohnung, wenn er sich selbst einen Herd gründet, in ihrer Nähe wird einst sein Grab sein. In halbwildem Zustande aufgewachsen, kennt er kaum die Bedürfnisse der Civilisation. Seine Herden geben ihm Nahrung und Kleidung, und er sehnt sich nicht nach andern Genüssen, als seine Berge ihm bieten. — —

Zur Linken erhebt sich eine Kette von spitzen Felskegeln. An ihrer gleichmäßigen Form, an ihren schwarzen, ausgebrannten Kratern, die wie drohende Schlünde sich öffnen, kennzeichnen sich die Vulkane. Es dringt keine Rauchsäule aus ihnen, ihre Ränder sind von Euphorbien und baumartigen Ericeen bekränzt, das unterirdische Feuer im Innern ruht seit langer Zeit, aber die Bewohner der Insel werden von Zeit zu Zeit durch Erderschütterungen daran erinnert, daß das Feuer nicht ganz erloschen ist und sie auf unterminirtem Boden stehen.

Im Westen ragt der Pik klar und unverhüllt in den wolkenlosen Aether empor. Sein Fuß prangt im schönsten Smaragd eines üppigen Baumwuchses; ein graugelber Streifen bezeichnet die Grenze der Vegetation, während ein blendender Schneegürtel den Gipfel umlagert und im Lichte der reflectirten Sonne weithin wie ein strahlendes Meteor erglänzt.

In der Ferne auf dem tiefblauen Ocean schimmern die weißen Segel vorüberfahrender Schiffe, die wie leuchtende Punkte am Horizonte schwimmen, und in der nahen Umgebung des Hafens von St. Cruz schaukeln sich hunderte von Fischerbooten auf dem hellgrünen Meeresstreifen, der wie ein Kranz die Insel umgibt und die geringere Wassertiefe bezeichnet.

Ueber dem ganzen Gemälde lagert eine tiefe, sonntägliche Ruhe. Der Himmel leuchtet im schönsten Azur, die Sonne wirft ihre erwärmenden Strahlen auf die frischsprossende Natur, und ein milder Lufthauch führt aus dem Thale aromatische Düfte zu den Höhen empor, auf den unsere Reisenden, in stilles Schauen versunken, das wunderbare Schauspiel genießen.

Doch plötzlich wird ihre idyllische Andacht unterbrochen. Ein höchst unerwartetes Intermezzo lenkt die Aufmerksamkeit von dem Naturgemälde ab und in weit höherem Grade auf ihre eigenen, werthen Persönlichkeiten.

Außer dem Pferde des Doctors hat sich schon während des ganzen Rittes namentlich das Maulthier des Lieutenants Bohr auf eine auffallende Weise benommen und seinem Reiter nicht wenig Sorge gemacht. Er hat bald die Steuerbord-, bald die Backbordbrasse scharf an den Wind geholt, um sein Fahrzeug besser zu steuern und auf dem richtigen Curse zu halten, allein das hat bei dem störrischen Thiere wenig geholfen. Es treibt stets Allotria, geht seitwärts, wenn es voraus soll, schlägt hinten und vorn aus, sobald es Vogels Schimmel in Sicht bekommt, scheuert seinen Reiter gegen jeden Baumstamm und jede Mauer, die sich irgend in der Nähe befindet und bringt den schweißtriefenden Bohr, der mit Taupferden besser, als mit vierbeinigen umzugehen versteht, fast zur Verzweiflung. Nachdem es bei dem allgemeinen Halt seinem Herrn eine kurze Ruhe gegönnt, so daß dessen Aufmerksamkeit nicht ungetheilt ihm zugewandt sein muß, will es das Unglück, daß ein Trupp Kameele um die Ecke des Hohlweges biegt, an dessen Mündung sich das Plateau ausbreitet, auf dem unsere Marinecavallerie Halt gemacht.

Bekanntlich sind Pferde und Kameele Antagonisten und verabscheuen sich gegenseitig; kaum steckt daher das erste der mißgestalteten Thiere seinen Kopf aus dem Hohlwege, als unter den Pferden und Maulthieren der Reisenden sich eine allgemeine Unruhe kundgibt, von der selbst Vogels Schimmel nicht ausgeschlossen bleibt, so daß ersterer nur an sich selbst zu denken hat.

Insbesondere wird aber Bohrs Fahrzeug sehr unbequem; kein Brassen hilft; es bäumt sich so plötzlich, daß nur ein energischer Griff nach dem Sattelknopf den Lieutenant vor dem Herunterfallen bewahrt. Dann läßt es sich ebenso schnell auf die Vorderfüße nieder, um mit seinem geängstigten Reiter auf und davon zu gehen.

Böse Beispiele verderben gute Sitten. Kaum hat es sich in Galopp gesetzt, als eine gleiche Wuth seine vierbeinigen Kameraden erfaßt, und im Augenblicke jagen alle Seesternianer ventre à terre über die Fläche dahin.

Es ist ein Wettrennen mit Hindernissen in bester Form, und

die Marinecavallerie bietet eine Genrebild, wie es sich wohl selten dem Pinsel eines Malers präsentirt. Links und rechts fliegen Hüte, Mützen und andere Gegenstände durch die Luft, die Zügel sind losgelassen, die Reiter haben krampfhaft den Sattelknopf oder die Mähnen erhascht. Todesschrecken malt sich auf ihren Gesichtern, Haare und Rockschöße flattern in horizontaler Richtung im Winde, während die schnaubenden Rosse in unaufhaltsamer Flucht über Stock und Stein, über Berg und Thal durch Büsche und Dornen ihren rasenden Lauf verfolgen. Bohrs wahnsinniger Klepper ist voran; eine Pferdeschnauze dahinter, der Schimmel, über den Vogel alle Herrschaft verloren, links vor ihm der Doctor, die übrigen sind etwas zurück.

Bohr und der Doctor überlassen sich resignirt ihrem Schicksale, und ersterer erwartet mit geschlossenen Augen den Moment, wo er beim Kentern mit gebrochenen Rundhölzern (Armen und Beinen) vollständig zum Wrack gemacht werden wird. Nur eins wirft er sich vor, daß er nicht so vorsichtig gewesen ist, einen Anker mitzunehmen, um im Nothfalle vor Anker zu gehen. Dem Doctor ist alles Denken vergangen, Vogel dagegen verliert die Geistesgegenwart nicht. Er beugt sich soweit, wie möglich vornüber und blendet sein Pferd durch Schließen der Schauklappen mit den Händen. Ein Teneriffapferd läßt sich jedoch wegen seines steifen Kreuzes ebensowenig wie ein englisches Kavalleriepferd pariren, wenn es einmal im Zuge ist. Der Schimmel galoppirt deshalb ruhig weiter, nur schlägt er jetzt einen andern Weg ein, als der übrige Trupp und rast seitwärts feldein. Sumpfiger Boden, in den das Thier bei diesem neuen Kurse geräth, wirkt jedoch besser, als Sturzacker, und Vogel befindet sich in kurzer Zeit in einem Moraste, in dem das bis über die Knie eingesunkene Pferd sich festgelaufen hat.

Derselbe sich im Halbkreise zu bedeutender Länge ausdehnende Morast setzt einige tausend Schritte weiter auch dem Rennen der übrigen Kameraden ein Ziel, nur nicht so allmählich, da er dort bedeutend tiefer, mit Wasser bedeckt und der Boden bis unmittelbar an den Rand fest ist.

Als die unglücklichen Reiter die Wasserfläche vor sich sehen, wird es schwarz vor ihren Augen. Obgleich ihr Element, können sie sich nicht mit dem Gedanken befreunden, sich demselben mit so steuerlosen Fahrzeugen anzuvertrauen, wie sie in ihren Pferden entdeckt haben, und ein eisiger Frost schüttelt sie. Doch auch die Pferde theilen die Ansicht ihrer Herren. Am Rande des Sumpfes angekommen, pariren die Thiere des Lieutenants und des Doctors so aus dem Stegreif, daß die von dieser neuen Heimtücke nichts ahnenden Reiter über den Hals fort und zehn Schritte weit in den Morast fliegen. Von der nachfolgenden Truppe machen die nächsten einen gleichen salto mortale, während die Pferde schadenfroh am Ufer stehen und auf die zappelnden Bewegungen ihrer gestrandeten Herren schauen, die wie Frösche in dem Schlamme umher und dem festen Lande zu kriechen. Der Rest der Marinecavallerie langt später und vereinzelt an, jedoch sind ihre Rosse etwas humaner und begnügen sich, sie einzeln auf festem Boden abzusetzen oder wohl gar im Sattel zu lassen.

Die sich jetzt bietende Scene ist kostbar. Die Zappler im Moraste erreichen nach vielen Kämpfen halb erstickt und natürlich von oben bis unten mit einer Lage schwarzen Schlammes bedeckt das Ufer. Mit schmerzlich verzogenen Gesichtern reiben sich die meisten ihre geschundenen oder verstauchten Gliedmaßen. Fast alle sind ohne Kopfbedeckung, der zurückgelegte Weg ist damit, sowie mit vielen anderen verlorenen Gegenständen bestreut, die Garderobe hat bei dem wüthenden Jagen durch Busch und Dorn entsetzlich gelitten, und der ganze Trupp macht den kläglichsten Eindruck. Im Hintergrunde erscheint Vogel, der seine Strafe erhalten, und da er die Reitgerte verloren, nur mit größter Mühe seinen halsstarrigen Schimmel aus dem Moraste hat ziehen können und am fernen Horizonte erblickt man die zurückgelassenen Führer, welche mit Entsetzen den Spuren ihrer durchgegangenen Pflegebefohlenen nachlaufen.

Als die verschiedenen Gruppen sich einigermaßen von ihrem Schrecken erholt haben, versuchen einige minder Beschädigte das Abenteuer vom humoristischen Standpunkte aufzufassen; sie reüssiren jedoch nicht, denn die meisten sind zu empfindlich von dem Unfalle betroffen. Bohr besonders ist äußerst ungehalten über das Schlammbad; kein Fleck an ihm ist verschont, aber er betheuert in kräftigster Weise, ihn solle dieser oder jener holen, wenn er in seinem Leben je wieder ein anderes, als ein Pferd unter der Raa besteige. Um wieder zu den verlorenen Sachen zu gelangen, muß der ganze Weg noch einmal zurückgelegt werden, und da jetzt jeder Reiter seinen Gaul an der Hand führt, um sich nicht einem abermaligen Parforceritte auszusetzen, geht dies viel langsamer von Statten. In ziemlich trübseliger Stimmung erreicht man nach einer Stunde endlich das verhängnißvolle Plateau, wo sich auch die letzten Hüte wiederfinden. An eine Fortsetzung der so gewaltsam unterbrochenen Pikpartie ist unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken. Dies scheint auch allen so selbstverständlich, daß derselben mit keiner Silbe erwähnt wird. Für eine Fußtour ist es zu weit, und wer wollte so kühn sein, nach so bitteren Erfahrungen wieder zu Pferde zu steigen. Schweigend tritt daher die Gesellschaft nach kurzer Rast den Rückweg an, die widerspenstigen Thiere hinter sich herziehend, die ihren Herren noch manchen Kummer bereiten, sich ohne weiteres in jeder vorbeipassirenden Pfütze niederlegen oder plötzlich eine Schwenkung in eine Herde friedliche Esel machen, die ihren Weg kreuzen. Lahm, schweißtriefend, mit Staub und Schmutz bedeckt und mit allerlei Reitconsequenzen gesegnet, erreichen die Reisenden endlich Laguna, wo sich wiederum die Fensterschalter öffnen und die schwarzen Augen von heut morgen abermals aus den Mantillen hervorschauen. Welcher Contrast! Niemand denkt jetzt an Kokettiren, und das Lächeln der Schönen schneidet den Deutschen tief ins Herz.

Ein wie eine Lawine anwachsender Haufe von Bettlern und Straßenbuben bildet ihre Eskorte bis zu der Posada, wo sie wenigstens einige Ruhe finden. Es kostet geraume Zeit, ehe die Spuren des Abenteuers einigermaßen vertilgt sind. Nach mehreren Stunden geduldigen Harrens gelingt es auch, einen etwas kräftigeren Imbiß zu erhalten, als Wassermelonen und Oliven, und gegen Abend tritt die getäuschte Schar ihren Rückweg nach St. Cruz an. Diesmal triumphirt aber der Doctor; es sind Wagen gemiethet, und bald rasseln sie durch die öden Straßen der Stadt. Nur Lieutenant Bohr bleibt zurück; er hat sich geschworen, von jetzt ab nur Boote zu benutzen, wenn er Touren über Land macht, und da er in Laguna keins bekommen kann, zieht er es vor, den langen Weg zu Fuß zurückzulegen. Im Herzen tief seinen Leichtsinn bereuend, athmet er zuerst wieder froh auf, als er die Decksplanken des Seestern unter seinen Füßen fühlt und gelobt sich feierlichst, ohne N.th nicht wieder sein sicheres Schiff zu verlassen und sich dem wechselvollen Landleben anzuvertrauen.

Am Familientische.

Eine Wildniß im Herzen Deutschlands.

II. Die Torfgräber im Rhinluch*).

Die im Rhinluch arbeitende Torfgräbercolonie besteht aus etwa 3500 Seelen, die im Moor graben, und gegen 1000 Schiffern, die auf Kähnen, welche Eigenthum der Torfherren sind, den Torf auf der Havel verschiffen. Die hohen Arbeiterlöhne ziehen Massen von Arbeitsuchenden selbst aus weiterer Ferne, bis zur Mecklenburger Grenze hin, herbei, die dann in den umliegenden Dörfern ihren Wohnsitz aufschlagen; viele derselben haben Meilen weit nach ihrer Wohnung. Auch aus den herabgekommenen Handwerkern und selbst aus den Verbrechern recrutirt sich diese Bevölkerung. Candidaten der Strafhäuser, steckbrieflich Verfolgte schleichen sich häufig unter falschem Namen ein, was um so eher geschehen kann, da die Arbeitskräfte gesucht sind und die Controle nicht zu streng geübt wird. Viele weiß die Polizei dort wieder auszuspüren, viele aber werden durch die schwere Arbeit wieder zu ordentlichen Menschen, und gründen sich ein neues Dasein. Die kleinen Grundbesitzer in der Nähe lassen ihre Knechte während der Torfzeit in den Gruben arbeiten, unter der Bedingung, daß sie zur Ernte wieder an die Landarbeit gehen; aber diese bilden nur einen kleinen Bruchtheil, die größte Masse sind unabhängige Torfgräber. Sie müssen schon um der schweren Arbeit willen kräftige, ausdauernde Menschen sein, und sich während der Arbeitszeit gut und substantiell nähren. Die meisten suchen der Grube möglichst nahe zu wohnen, und so haben sich die umliegenden Dörfer mit einer Colonistenschar bevölkert, die ihre eigene, einheimische Bewohnerzahl weit übersteigt. Das Dorf Linum z. B., das sonst 600 Seelen zählt, hat jetzt die dreifache Zahl. Die Arbeiter, die in der Nähe wohnen, gehen allabendlich nach Hause und bringen sich früh ihren Bedarf an Nahrung mit. Die entfernter Domicilirten gehen wöchentlich einmal, oder auch erst nach mehreren Wochen nach Hause und versorgen sich dann in entsprechender Weise; ihre Hauptnahrung bilden Fleisch, Speck, Eier u. dgl. Für diese sind von den Unternehmern blockhausartige Hütten auf dem Moore selbst errichtet, in deren Mitte das Comptoir steht, in welchem eine Glocke zur Regelung der Arbeit hängt; neben dem Comptoir ist meist eine Schenkwirthschaft eingerichtet. Die Hütten sind klein (24 Fuß Länge, 12 Fuß Breite, 10 Fuß Höhe); in

*) Siehe No. 5. S. 79.

der Mitte läuft ein schmaler Gang mit niedriger Breteinfassung, und zwischen dieser und der Wand nach beiden Seiten ist für die einzelnen Arbeiter eine Lagerstätte abgetheilt, an deren Fußende gegen den Gang zu ein verschließbarer Kasten ist, wo jeder seine Victualien und sonstiges Eigenthum verwahrt. Die Torfherren liefern dazu nur eine Schütte Stroh; Betten und Decken haben die Arbeiter selbst mitzubringen. Eine solche Hütte faßt 18—20 Mann, so daß im besten Falle auf eine jede Lagerstätte 5 □Ellen Raum kommt. Augenzeugen finden diese Hüttendörfer den Hottentottenkraalen ähnlich: sie heben sich kaum von der schmutzig-braunen Erde ab und sind auch im Innern ziemlich schmutzig, zumal es an aller Lüftung fehlt, was bei der Menge der in den Hütten schlafenden Leute und ihrer durchnäßten Tracht auch einen einer Hottentottenhütte ähnlichen Geruch erzeugt. Ein Dritttheil der Arbeiter etwa wohnt in solchen Hütten, und zwar berechnen die Torfherren keine Miethe. Was nun die Arbeit selbst anbelangt, so kann sie selbstverständlich nur im Sommer stattfinden, und zwar ist die Hauptzeit vom 1. Mai bis Mitte Juli; dann müssen die Knechte der benachbarten Bauern zur Ernte fort, und es wird mit verminderten Kräften gegraben; auch findet sich nach der Ernte nur die volle Zahl wieder ein. Ende October wird Be'chluß gemacht. Wo eine neue Gräberei aufgethan wird, müssen erst die Canäle ausgetieft werden, und das lohnt am besten. Wo die Grube schon in regelmäßigem Betrieb steht, arbeiten stets 4 Mann in Accord mit einander, 1 Benker, der die obere Humusschicht absticht; 2 Stecher, einer, der im Wasser stehend, schichtenweise den Torf horizontal absticht, und einer, der von oben hinein die Torfstücke vertical abschneidet; diese beiden wechseln regelmäßig ab, weil die Wasserarbeit die anstrengendste ist; endlich ein Setzer, der die abgestochenen Stücke aufschichtet. Eine solche Abtheilung von vier Mann (wo das Wasser sehr mächtig ist, kommt ausnahmsweise noch ein fünfter, der Schöpfer hinzu) heißt ein Pflug. Da jeder stets dieselbe Arbeit verrichtet, erlangt er sehr bald eine große Virtuosität darin, und die Arbeit geht ungeheuer schnell. Während der Arbeit geht es, weil jeder sich möglichst beeilt, sehr still zu, selten hört man ein Wort; das schwere Werk nimmt Leib und Seele ganz in Anspruch; man glaubt eine arbeitende Maschine zu sehen, so abgemessen und gleichförmig sind alle Bewegungen. Da solche Pflüge oft mehrere Jahre mit einander arbeiten, haben sie sich völlig in einander eingelebt. Mit Sonnenaufgang beginnt das Tagewerk; viele müssen schon um 2 Uhr Nachts von Hause aufbrechen; der Anfang wird bezeichnet durch Aufziehung einer Fahne auf dem Comptoir, eben so das Ende. Jeder Pflug muß wöchentlich 7 Tagewerke liefern, ein Tagewerk besteht in ungefähr 13,000 Torfstücken. Mehr darf er nicht arbeiten. Dabei verdient der Setzer ungefähr 4 Thlr. 20 Ngr., die übrigen etwa 5 Thlr. 10 Ngr. Beim Canalgraben kann der Lohn bis auf 7 Thlr. steigen. Hat der Setzer den Torf geschichtet, so beginnt die leichtere Arbeit, den Torf in sogenannte Ringen zu setzen, d. h. in luftige Wände, in denen er trocknet, und den getrockneten nach den Kähnen auf den Canälen zu transportiren, was durch Karren, mit Hunden bespannt, geschieht. Das Luch hat daher eine Nebenbevölkerung von 2—3000 Hunden. Diese Arbeit verrichten nur die schwächeren Männer, meist aber Frauen und Kinder. Eine Frau verdient wöchentlich etwa 3 Thlr., ein Kind 1—2 Thlr. Die Arbeitszeit wird durch 2 Frühstücke und das Mittagsessen unterbrochen, die möglichst schnell abgethan werden; der Benker muß für den Pflug das Kochen besorgen; der gewöhnliche Trank ist Kaffee und ein leichtes Bier. Nach Schluß der Arbeit kocht sich jeder seine Abendmahlzeit selbst.

Die Torfarbeiter sind auch in den Dörfern eine von der übrigen ländlichen Bevölkerung scharf gesonderte Classe; sie haben ihre eigenen Sammelplätze und Sitten. Die Torfherren haben den guten Gedanken gehabt, die Polizei in die Hände der Arbeiter selbst zu legen; sie halten nur einen Aufseher (Rhinluchaufseher) zu Linum, der aber nur die Aufsicht über die Canäle hat. Die Polizei ist im Interesse der Arbeit sehr streng und wird mit den Fäusten und durch unwiderruflichen Ausschluß von der Arbeit, der dann für das ganze Moor gültig ist, geübt; während der Arbeit darf weder Branntwein getrunken, noch geraucht werden; das Rauchen ist nur Abends erlaubt. — Uebelstände sind die frühen Heirathen in Folge des reichen Verdienstes, sodann die zeitige Abnahme der Kräfte in Folge der harten Arbeit; Männer im kräftigsten Alter haben etwas Greisenhaftes; kein Torfarbeiter wird alt, Fieber und Lungenentzündungen grassiren unter ihnen, ferner Verwilderung der Jugend, die so bald als möglich mit in den Torf genommen wird und während dieser Zeit keinen Schulunterricht hat. Daß die Torfarbeiter es zu einem nachhaltigen Wohlstand bringen, kommt beinahe nie vor; es ist ein sich stets recrutirendes Proletariat, das aus der Hand in den Mund lebt. Während der Arbeitszeit ist keine Noth und ein reiches, üppiges Leben; gespart wird nicht, und der Winter findet leere Cassen. Da sie nun an gutes Leben gewöhnt sind, so wird den Winter über auf Borg gelebt, was einen großen Theil des Sommerverdienstes im voraus verschlingt. Die weiterabwohnenden Arbeiter haben meist ein kleines Landeigenthum und befinden sich bei dem Torfverdienste am wohlsten. Aber die Gemeinden um das Luch herum leiden unter dieser Last sehr und haben für die Einlieger kein rechtes Herz. Ein weiterer Uebelstand ist, daß es in der dortigen Gegend fast gar keine Hände zur Landarbeit gibt; alles geht in den Torf und versteht die nöthigen Handgriffe der Landwirthschaft gar nicht mehr. Am trostlosesten ist die Kindererziehung, da die Eltern den Tag über abwesend sind und die Kinder frühe mit den rohen Arbeitern, namentlich den Schiffern, in Berührung kommen. Der Schulunterricht ist kaum zu reguliren; jetzt hat man die Einrichtung getroffen, daß die Kinder früh bis 10 Uhr Schulunterricht haben und dann erst ins Torf gelassen werden, und daß Sonntags Religionsunterricht stattfindet. Diese Einrichtung scheint nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen zu gelingen. Auch hat man den Anfang gemacht, daß die benachbarten Pastoren auf dem Torfe selbst kurze Gottesdienste im Freien abhalten, und die Torfarbeiter sind dieser Einrichtung gern und freudig entgegengekommen. Aber erst in neuster Zeit hat man auf diese nicht uninteressante Colonie halbwilder Leute im Herzen des Landes sein Augenmerk zu richten angefangen, und sich ihrer in geistlicher Beziehung energischer angenommen.

Wie einer das Gras wachsen sieht.

Während eines ziemlich langen Besuches, den ein französischer Naturforscher im Sommer 1847 in Hammerfest (im hohen Norden Norwegens gelegen), machte, bemerkte er eines Tages am Fuße der Felsriffe den kleinen, zarten Stiel einer Art Mohnblume, die aus dem Boden hervorzusprießen begann und noch im Grunde des Mooses ruhte. Er zog seine Uhr: es war die Mittagsstunde. — Um 1 Uhr maß der Stiel dieser Mohnblume 2 Centimeter; um 3 Uhr 7; um 5 Uhr fing die Knospe der Blume an, sich zu entfalten und deutliche Formen anzunehmen; um 11 Uhr Abends blühte die Blume in voller Pracht auf; und er befand sich gegenüber einer farbenreichen Mohnblume. — Zwei Tage nachher sammelte er den reifen Samen dieser Pflanze ein, und am Ende der Woche löste er von dem Fuß des Felsriffes ihren abgestorbenen Stiel, der zu vertrocknen anfing. — Dieser Same, nach Frankreich gebracht und in gutes Erdreich sorgfältig gepflanzt, hat sich dort nicht rascher entwickelt, als andere europäische Pflanzen. Acht Tage brauchte er, um aus der Erde hervorzukommen; 14 Tage, um sich zu entwickeln und fast ebensoviel, um seine Knospe zu zeigen und seine Blume zu vollenden. In einem Klima, das ihr nicht zurief: „Eile emporzusprossen, oder du wirst todt sein, ehe du das allen Wesen auferlegte Gesetz der Reproduction erfüllt hast," ließ sie sich gemächlich Zeit, wie ihre Schwestern um sie herum; anstatt in drei Tagen, wie sie es im norwegischen Lappland that, geboren zu werden, zu leben und zu sterben, brauchte sie dazu mindestens vier volle Monate in Paris. L. F.

Nachdruck.

Der Nachdruck nimmt in einem Maße überhand, daß das literarische Eigenthum vollständig schutzlos ist. Große und kleine Blätter machen sich kein Gewissen daraus, entweder unter möglichst versteckter Nennung der Quelle oder ganz ohne dieselbe ihre Spalten mit fremdem Gut zu füllen. Namentlich werden die Besuche bei Moltke und Vogel von Falckenstein rücksichtslos nachgedruckt, während viele große Blätter unsere Erlaubniß auf loyale Weise vorher eingeholt haben. Wir wollen für diesmal auf die Namhaftmachung der schuldigen Blätter verzichten, machen aber wiederholt darauf aufmerksam, daß wir jeden Nachdruck unnachsichtlich veröffentlichen und gerichtlich verfolgen werden.

Es ist eine Vereinigung mehrerer Blätter im Werk, um einen gemeinsamen Schutz gegen Nachdruck zu schaffen, und im Interesse der schwer benachtheiligten Schriftsteller und Journale rufen wir die Hilfe des Publikums an, uns Nachdrucksfälle bekannt zu machen, denn was helfen einem Blatte, das darauf hält, nur Original-Beiträge zu bringen, die größten pecuniären und geistigen Anstrengungen, wenn ein Artikel, einige Tage nach Erscheinen, noch ehe er in die Hände der Abonnenten auf die Monatsausgabe gekommen, Gemeingut jedes Winkelblattes geworden ist.

Briefkasten.

Sehr häufig ergeht an uns die Bitte zum Abdrucke von Aufrufen für abgebrannte Ortschaften und andere Zwecke der Wohlthätigkeit, die wir leider nur in höchst seltenen Ausnahmefällen berücksichtigen können. Wir bitten die Zurückweisung der meisten derartigen Gesuche (neuerdings H. G. in J. — P. v. S. in M.) deshalb nur der Beschränktheit unseres Raumes und den vorwiegend nach anderen Richtungen hin liegenden Zwecken unseres Blattes zuschreiben zu wollen. — Herrn B. E. in E. — Ihr Wunsch, eine Arbeit von Kumphausens Hand im Daheim zu sehen, wird schon in einer der nächsten Nummern erfüllt werden. — Wilhelmine R. — Ihr „Bienenstich" hat uns weder gestochen noch Ihr „Honigkuchen gelockt. Den guten Willen ehren wir — wenn nur die Ausführung ihm entspräche! — P. B. in Neu-Ruppin. Lassen Sie Hans von Nördingen, das Gespenst um Mitternacht ruhen. — Herrn Wundarzt R. in Alt-W. bei B. — Erfinder der im II. Jahrg. Nr. 22 (S. 327) erwähnten Tragmaschinen ist Herr Univ. Bandagist Nyerp in Copenhagen. In Deutschland wird sie gefertigt vom Bandagisten Reichel in Leipzig und Hrn. Beltram in Magdeburg. sie kann übrigens nach der Beschreibung in der Prager Vierteljahrsschrift für prakt. Heilkunde 1865 Bd. 1 von jedem umsichtigen Bandagisten geliefert werden.

Einigen Lesern in Wetzlar. Sie können die Loose zur 1. Serie der Lotterie des König Wilhelm-Vereins zur Unterstützung invalider Krieger und ihrer Familien in allen Städten und bei allen Collecteuren der Staatslotterie haben; das ganze Loos kostet 2 Thlr., das halbe 1 Thlr. Herr Buchhändler Ad. Gestewitz in Düsseldorf, bekannt durch seine großen Manipulationen zu Gunsten der Dombaulotterie, hat den Hauptvertrieb für die westlichen Provinzen übernommen. Die erste Serie hat für die wirklich Invaliden einen Reingewinn von 50,000 Thlr. gebracht, die II. Serie soll 100,000 Thlr. abwerfen, damit die Bedürftigen bis zu der Zeit, wo das Abgeordnetenhaus das Invalidengesetz genehmigt haben wird, einigermaßen unterstützt werden können. Alsdann wird der Staat selbst auf eine würdigere Weise für seine Braven sorgen müssen, aber bis dahin sollte man auch diesen Weg nicht verschmähen, Noth und Entbehrung zu lindern. — Dr R. G. in Hannover. An größeren Werken über Langensalza ist unseres Wissens bis jetzt nichts erschienen, dazu ist die Zeit auch noch zu kurz. Sie werden sich noch eine Weile gedulden müssen. Dagegen machen wir Sie auf eine Karte der Schlacht aufmerksam, die wir Ihnen als ganz vorzüglich empfehlen, besonders was die verschiedenen Truppenaufstellungen der Hannoveraner und Preußen anbetrifft. Diese wird Ihrem Zweck gewiß sehr entsprechen. Soviel wir wissen, erschien dieselbe beim Buchhändler Klinghammer in Langensalza.

Auflösung des Rebus in No. 6.

Eigenlob stinkt, Freundes Lob hinkt, fremdes Lob klingt.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 23. November 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 8.

Die Wittwe Lautenspihl.

Novelle von George Hesekiel.

(Schluß.)

Immer öfter erinnerte sie sich, wie treu und liebevoll Ludolf stets an ihr gehandelt, wie er sie eigentlich immer beschützt, namentlich auch zu Lebzeiten des wüsten, alten Lautenspihl und wie er nun endlich in seiner großen Liebe zu ihr sich auch mehrfach dazu hergegeben, den Liebsten für sie zu suchen. Das machte jetzt den tiefsten Eindruck auf das Herz der Frau, während sie's vordem gar nicht so besonders hoch angeschlagen; kurz, Frau Christiane wünschte, wenn sie sich darüber auch vielleicht noch nicht vollständig klar war, jetzt schon gar nicht mehr recht, daß der Theerbusch gefunden werde.

Davon aber hatte der Vetter nicht die geringste Ahnung, obwohl er's leicht genug in ihren Augen hätte lesen können, welche eine gar offene Sprache redeten, wenn auch der Mund noch stumm blieb; aber das böse Gewissen wegen des gespielten Betrugs hatte den so scharfsichtigen Mann blind gemacht.

Als es gegen den Frühling ging, hatte sich die Wittwe Lautenspihl schon zu allerlei Dingen entschlossen, von denen sich der arme Vetter nichts träumen ließ, denn während das treue Herz im Stillen immer noch sein Christianichen beklagte und auf den infamen Strohwisch von Feldwebel schimpfte, was das Zeug hielt, verspürte das Christianichen selbst kaum noch eine Sehnsucht nach dem Geliebten ihrer Jugend; sie hatte denselben völlig verloren gegeben, und eines Tages ertappte sie sich dabei, wie sie halblaut zu sich selbst sagte: „Auf nächsten Herbst heirathe ich meinen lieben Vetter!"

Sie wurde sehr roth dabei, als sie das sagte, aber beschlossen war's doch, denn da just der Knecht in die Stube trat und im Auftrage des Verwalters nach den neuen Pferdegeschirren fragte, die in Gebrauch genommen werden sollten, da antwortete sie hastig, der Verwalter solle doch 'mal auf ein Wort zu ihr hereinkommen, aber gleich.

„Ich sag's ihm auf der Stelle!" sprach sie entschlossen zu sich selbst.

Nach einer kleinen Weile sah sie den Vetter über den Hof kommen — sie freute sich der Stattlichkeit, in welcher dieser Mann einhertrat, ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle. Er redete zu einer Magd, und die Stimme des Mannes, der länger um sie gedient, als einst der Erzvater um die schöne Rahel, klang ihr wohltönender, als je, sie drang ihr mächtig ans Herz.

„Und wie sauber er immer geht!" sprach sie freudig bewegt, indem sie den Kommenden mit frauenhaft scharfem Blick musterte.

Der Vetter trat ins Haus, sie hörte seinen militärisch straffen Tritt auf den Steinfließen und hatte auch daran ihre Freude; als er aber die Thüre öffnete, ging sie ihm rasch entgegen.

„Guten Morgen, Christianichen!" rief er laut.

„Guten Morgen!" entgegnete sie leise und konnte ihn sonderbarer Weise nicht dazu ansehen.

Der Vetter nahm die ihm dargereichte, hübsche, runde, glückliche Hand in seine gewaltige Rechte und streichelte sie mit der Linken, wie er gerne that; die Wittwe aber war heute, zum ersten Male in ihrem Leben, der alten, treuen Seele gegenüber verlegen.

„Was willst Du, Christianichen?" fragte der Verwalter, ohne eine Ahnung von dem Glück, das ihm beschieden war, „mach's kurz, ich muß nach der Mühle hinüber, vielleicht können wir heute Nacht noch mahlen!"

„Wir werden nicht gleich verhungern, Vetter", entgegnete die Wittwe und nahm sich sehr zusammen, „wenn wir heute Nacht auch nicht mahlen; ich wollte Dich nur 'mal ordentlich auszanken; auf dem Hof und im Felde draußen bist Du immer zufrieden, bei mir in der Stube aber niemals: seit Du das letzte Mal in Berlin gewesen, hast Du mir auch nicht ein einziges Mal aus einem Buche, oder aus der Zeitung vorgelesen: hast mir nicht einmal einen lustigen Reim gebracht und weißt doch, daß ich das für mein Leben gern habe! Denkst Du denn, weil ich den Theerbusch, Gott habe ihn selig, denn er ist wohl längst todt! habe aufgeben müssen, ich wollte nun auch den Käsmark missen, meinen lieben Vetter, meinen ältesten Freund?"

Die Wittwe glühete im ganzen Gesicht, als sie das sagte, dem Vetter aber schoß das Blut so gewaltig zum Herzen bei dieser Rede, daß er todtenbleich wurde, bald aber ermannte er sich, faßte die Frau, die er so gewaltig liebte, zwischen seine mächtigen Arme und rief: „Ei! Du Herzens-Christianichen! Herzens-Christianichen!" und als er

sich niederbeugte, um ihr die blühende Wange zu küssen, wie er sonst oft gethan, da wendete die Wittwe ihr rundes Köpfchen, und die Lippen beider begegneten sich in einem heißen Kuß.

Darnach ließ der Mann das hochaufathmende Weib aus seinen Armen, drückte ihr die Hand und lief, ohne ein Wort zu sagen, hinaus, draußen aber stimmte er mit wahrer Donnerstimme ein altes Soldatenlied an, machte einen riesigen Satz über die Häckselschneide und rannte zum Hofthore hinaus.

„Na, aber ist der Verwalter lustig heut!" sagten die Mägde und schauten dem Davoneilenden lachend und neugierig nach.

Mit ganz anderen Gefühlen aber blickte ihm die Wittwe Lautenspihl nach, der gingen die Augen über vor purer Rührung.

Am Abend erst kam der Vetter wieder; er fand sein Herzens-Christianichen lieber und freundlicher, als je, er las ihr auch wieder, wie sonst, seine Carmina vor, und er hatte deren einen ziemlichen Vorrath in letzter Zeit aufgestapelt; sie waren begreiflicher Weise fast alle, wie ein wohlconditionirter Hasenbraten mit Speck, dicht mit Complimenten für die hübsche Wittwe gespickt und gefielen derselben fast noch mehr, als dem Dichter selbst, was viel sagen will. Sie drückte dem glückseligen Poeten gar bewegt die Hand und rühmte sehr anmuthig dessen hohe Kunst; ach, wie sind die Frauen doch nachsichtig gegen die Verse, welche ihnen zu Ehren erklingen!

So ging's denn mehrere Tage; jeden Morgen nahm sich's die Wittwe fest vor, dem Vetter ganz tapfer den Vorschlag zur Heirath zu machen, und doch that sie's kein Mal. Das junge Weib war wieder schüchtern, wie ein Mädchen geworden, seit es sich von der neuen Liebe zu dem Vetter ergriffen fühlte. Je länger das aber dauerte, desto schüchterner wurde die Wittwe und desto weniger wagte sie von der Heirath zu reden; sie hatte es schon ganz aufgegeben, selbst davon anzufangen und wartete jetzt sehnlichst auf den Antrag von seiner Seite. Das wäre auch eigentlich ganz in der Ordnung gewesen, aber da hätte sie lange warten können, denn der Vetter fühlte sich erstens zur Zeit viel zu glückselig, als daß er nur von weitem an eine Veränderung hätte denken mögen, und dann würde der baumlange Gesell niemals den Muth gefunden haben, seine Werbung anzubringen, denn die Wittwe Lautenspihl war ja eine reiche Besitzerin und er ein armer Verwalter. In früheren Zeiten mochte er wohl daran gedacht haben, die Christiane zu heirathen, schon lange aber hatte ihm dies Ziel unerreichbar gedünkt; Jahrelang war sein Dichten und Trachten nur darauf gerichtet gewesen, sie mit dem Feldwebel Theerbusch zusammenzubringen; es kam ihm nicht ein Mal der Gedanke, daß er jetzt der Mann sei, der Christiane aus der Wittwenschaft zu erlösen berufen sei, und er sah in ihrer Zärtlichkeit für ihn nichts, als großmüthige Freundschaft und pure Güte.

Wer weiß, wie lange sich diese beiden armen, verliebten Seelen noch so mit einander herumgezogen hätten, wenn ihnen nicht ein Mächtigerer zu Hilfe gekommen wäre! kein Geringerer in der That kam ihnen zu Hilfe, als der König von Preußen.

Im Frühjahr nämlich, als der König zum Kriege gegen Oesterreich rüsten ließ, wurde plötzlich auch der lange Verwalter vom neuen Hof zur Gardelandwehr nach Magdeburg einberufen, und auch Ludolf Käsmark eilte sofort zu seiner Fahne, obwohl seine Stimmung dazumal nichts weniger als kriegerisch, sondern gerade höchst liebevoll und zärtlich war.

Die königliche Einberufungsordre war aber für ihn in doppelter Beziehung ein großes Glück, denn erstlich fand nun die Wittwe Lautenspihl in der Aufregung der thränenreichen Abschiedsstunde doch den Muth, dem geliebten Manne zuzuflüstern: „Wenn Du glücklich heimkehrst, Ludolf, wollen wir ein Paar werden!" und dann wurde dem schon beginnenden übeln Gerede über ihn und seine Wittwe ein Ende gesetzt. Die Mägde hatten nämlich schon seit einiger Zeit ein scharfes Auge auf die Liebenden gehabt, es waren zärtliche Worte belauscht und weitergetragen worden, man hatte Bemerkungen dazu gemacht, die eben nicht von besonderer Zartheit zeugten, und Fräulein Eritha Reinecke, die Schwester des Oberamtmanns Reinecke auf Retis, eine kleine runde Person und fett wie eine Wachtel, hatte als ehemalige Schulfreundin Christianens dieser schon allerlei warnende Vorstellungen, wenn auch noch in ziemlich verblümter Weise, zu machen gewagt.

All dieses Gerede wurde jetzt durch die offene Erklärung der Wittwe niedergeschlagen, daß sie sich ihrem Vetter verlobt habe und nach dem Kriege mit ihm vor den Altar treten werde. Geredet wurde über diesen Entschluß begreiflicher Weise auch mehr als grade nothwendig war in Quedlinburg und Umgegend, — da aber doch keiner was dagegen haben konnte und überdem der Krieg die Aufmerksamkeit aller mächtig in Anspruch nahm, so ward es bald still über diesen Punkt.

Und still saß die Wittwe Lautenspihl mit ihrem Herzen voll Sehnsucht auf dem alten Hof; noch fleißiger als sonst las sie in ihrer kleinen zerlesenen Bibel, und wie eifrig sie für den Liebsten in der Ferne betete, brauchen wir nicht zu sagen; ebenso wenig, wie glückselig sie war, wenn ihr ein Feldpostbrief ins Haus lief, der fast immer reimweise abgefaßt war. Wir wollen hier nur bemerken, daß der Unterofficier Ludolf Käsmark immer am besten verproviantirt war im ganzen Gardelandwehrbataillon Magdeburg, was dann mehreren Kameraden auch mit zu Gut kam. Sonst hatte der lange Verwalter vom neuen Hofe keine besondere Gelegenheit gefunden, sich auszuzeichnen, er pflückte persönlich in diesem Feldzuge keine Lorberen, aber er that als ein wackerer Mann überall seine Schuldigkeit in Sachsen wie in Böhmen.

Im August, als der Friede schon feststand, war die Wittwe Lautenspihl eines Sonnabends zum Markt nach Quedlinburg gefahren: sie war gar lustig und guter Dinge und dachte im Herzen sehnsüchtig der Hochzeit, die gar keinen Aufschub mehr erleiden sollte, sobald der Vetter von der Fahne entlassen; da begegnete ihr, es war vor dem neuen, höchst vornehmen Hotel Grobecker, ein Soldat vom siebenundzwanzigsten, der sehr bleich aussah und den rechten Arm in der Binde trug.

Die Wittwe hätte in dem stattlichen Krieger, der seine Ehrenwunden mit nicht geringem Stolz trug, bald den kleinen Peters nicht wieder erkannt, obwohl sie mit dessen Schwestern sehr befreundet war.

Der stolze Siebenundzwanziger aber salutirte militärisch, faßte mit soldatischem Anstande die glückliche Hand der Wittwe mit seiner ebenfalls glücklich noch heilen Linken und sagte scherzend: „Schöne Königin, schon seit etlichen Tagen habe ich Sie in Ihrer Residenz, im Palast des alten Hofes, aufsuchen und um Audienz bitten wollen, denn ich habe einen Gruß aus dem fernen Böhmerlande auszurichten."

Christiane, die sofort an ihren baumlangen Gardelandwehrmann dachte, wurde sehr roth, was der pfiffige Siebenundzwanziger gleich bemerkte, weshalb er denn auch lachend fortfuhr: „Ich soll Ihnen einen schönen Gruß ausrichten von dem Feldwebel Theerbusch, welches hohen Auftrags ich mich hiermit gebührender Maaßen und in aller Form entledigt haben will!"

Peters scherzte, aber der Scherz verging ihm, denn er sah, daß die Wittwe schneebleich wurde. Indessen Christiane war ein starkes Weib, sie faßte sich gleich wieder und sagte mit einem etwas erzwungenen Lächeln: „Schönsten Dank für Gruß und Botschaft, wie sieht denn der Theerbusch aus? und wo hat er denn gesteckt, daß man so lange Jahre auch gar nichts von ihm gehört hat?"

„So viel ich weiß," entgegnete der Siebenundzwanziger „hat der Feldwebel immer in Berlin gestanden, hat Ihnen denn der Vetter nichts von ihm erzählt? Der hat ihn doch im letzten Winter noch in Berlin besucht, und durch den Vetter hat der Feldwebel immer Nachricht von Ihnen gehabt, wie er mir sagte."

Die Wittwe Lautenspihl mußte sich mit Macht zusammennehmen; es war ihr einen Augenblick zu Muth, als müsse sie auf der Stelle umsinken, aber das wackere Weib hielt sich doch und fragte, wo — Peters blessirt worden sei. Da gab's denn eine lange Erzählung, während welcher sie sich wieder leidlich zu fassen vermochte.

Als sie von dem Siebenundzwanziger Abschied nahm, hatte der zwar etwas gemerkt, aber nicht viel und wußte überdem auch nicht recht, was er eigentlich bemerkt hatte.

Christiane hielt sich auch wacker auf der Heimfahrt, des Knechtes wegen, der die Rosse lenkte, als sie aber auf dem alten Hofe glücklich angekommen war, da lief sie auf ihre Kammer, schloß die Thür vorsichtig hinter sich zu, warf sich wie zum Tode erschöpft auf ihr Bett, und ihr Schmerz brach in einen Strom von Thränen aus.

Sie weinte nicht um den Theerbusch, sie liebte jetzt den Vetter viel mehr, tausend Mal mehr, als sie jenen je geliebt, aber eben weil sie ihn so liebte, drum war's ihr so schrecklich, daß der sie nun Jahre lang so schrecklich belogen und betrogen haben sollte. Sie hatte ihn ja eigentlich darum so gewaltig liebgewonnen, weil er so treu bei ihr ausgehalten und ihr beigestanden, den Theerbusch wieder zu finden. Es war ihr gar zu weh, daß sie dieses Herz untreu erfinden

sollte. Freilich sagte sie sich, daß der Vetter sie gewiß nur darum falsch berichtet habe, um ihr Herz für sich zu gewinnen, und sie konnte ihm das eigentlich nicht mal recht verargen, aber trotz alledem war der Vetter nun doch nicht der treue, aufopfernde Mensch, wie sie ihn sich vorgestellt, und je mächtiger sie bei all diesen Gedanken die Liebe zu ihm in ihrem Herzen spürte, desto reichlicher flossen ihre Thränen.

Es war ein schwerer Tag für die arme Frau, denn am Nachmittag kam auch noch ein Feldpostbrief an, in welchem der Vetter ganz anders schrieb, als in den frühern. Der Brief war nicht reimweise, aber desto unklarer, er sprach von Glück und Liebe freilich auch, indessen so seltsam, daß die Wittwe gar nicht wußte, was sie daraus machen sollte. Es klang fast wie ein Abschied, und jetzt fühlte Christiane im tiefsten Herzen, daß sie von dem Vetter nicht lassen würde, nicht lassen könne, trotz der verübten List, trotzdem, daß er sie Jahrelang über den Theerbusch getäuscht und mit Lügen berichtet hatte.

Ein liebendes Weib verzeiht eben alles, und es dauerte nicht grade viele Tage, da hatte sich Christiane die ganze Geschichte so hübsch zurechtgemacht, daß sie des Vetters Falschheit nicht nur entschuldigte, sondern beinahe lobte; war dieselbe doch nur eine Frucht seiner heißen Liebe zu ihr. Aber freilich, es gab ihr doch noch immer einen Stich ins Herz, wenn sie daran dachte; ihre Liebe war dem Vetter geblieben, aber mit der früheren Bewunderung war's vorbei, und das ist doch kein Geringes für ein liebendes Herz.

So vergingen einige Wochen, während welcher Christiane noch einen Brief Ludolfs bekam, der sie in große Bestürzung versetzte; freilich verstand sie nicht ganz, was das sonderbare Geschreibsel besagen sollte, denn der Schreiber bewegte sich mehr als billig in Bildern von einer Kühnheit ohne Gleichen, aber es machte ihr gar schwere Gedanken.

Glücklicherweise dauerte das nicht lange, denn bald darauf ließen ihr die Stadelmanns sagen, sie hätten's beim Generalcommando erwirkt, daß der Ludolf Käsmark früher entlassen werde, weil seine Gegenwart auf dem neuen Hofe gar zu nöthig, und drei Tage darauf bekamen sie von Magdeburg ganz bestimmte Kunde, daß der Vetter am nächsten Sonnabend heimkehre.

Mit großer, aber doch nicht mit ungemischter Freude harrte Christiane dem geliebten Manne entgegen.

Als es gegen die Stunde kam, da sie die Ankunft Ludolfs erwarten konnte, faßte die Wittwe noch ein Mal das ganze Weh ihrer Gedanken, und weinend warf sich die arme, thörichte Frau auf ihr Bett, nachdem sie die Kammerthür zuvor hinter sich gar vorsichtig geschlossen. Plötzlich fuhr sie auf, sie hatte seinen Schritt erkannt auf den Fließen des Hofes, sie wusch sich hastig die Augen und das bethränte Antlitz klar, dann trat sie heraus aus ihrer Kammer, schöner vielleicht, als sie jemals gewesen war. Was sie in diesem Augenblick wollte, das wußte sie wohl selbst nicht; mit dem Heimkehrenden zu zürnen, war ihr unmöglich, ganz unmöglich; es zog durch das liebende Herz sicher eine leise Ahnung, daß der theure Mann sich rechtfertigen und seine Reputation wieder herstellen werde.

Und da stand er denn, der stattliche Gardelandwehrmann, sechs Schuh hoch und sehr bärtig; er trug einen großen Blumenstrauß in der Hand und lachte im ganzen Gesicht, als Christiane aus der Kammer trat. Christiane aber hub ihre Augen zu ihm auf und fand ihn stattlicher und schöner, als jemals.

„Herzens-Christianichen!" rief er mit bebender Stimme, „Herzens-Christianichen, ich komme!"

Da kam's mit unwiderstehlicher Macht über die Wittwe, nämlich nicht die Liebe, sondern der schmerzliche Zorn, und statt den geliebten Mann zu umhalsen, ihn an ihr Herz zu drücken, ihn zu herzen und zu küssen, rief sie mit sprühenden Augen: „Vetter, das hätte ich nicht von Euch erwartet; wenn's mir einer gesagt hätte, ich hätte es ihm nicht auf seinen Eid geglaubt, (und doch hatte sie's dem Peters, dem Siebenundzwanziger, ohne Eid geglaubt!) von jedem andern hätte man's gar nicht anders erwarten dürfen, aber daß Ihr mich belügen und mich Jahrelang mit falschen Nachrichten hintergehen würdet, das war für mich eine Unmöglichkeit. Leugnet es nicht weiter, Vetter, denn es ist alles heraus, der Theerbusch lebt, Ihr habt's lange gewußt und habt's mir verheimlicht, geht — geht mir aus den Augen!"

Die Gardelandwehr aber war so leicht nicht in die Flucht zu schlagen, sie stand baumfest und baumlang auch in diesem Sturme; der Vetter ging nicht, und keinem wär's auch schmerzlicher gewesen, als der Wittwe, wenn er gegangen wäre. Der Zorn der Frau, der wieder in Thränen ausbrach, that dem armen Kerl wehe, zumal er denselben nicht recht begriff, aber Weiberzorn steckte ihn nicht an. Mit großer Ruhe legte er seinen großen Strauß auf den Tisch, auf dem schon die Tassen zum Empfangskaffee geordnet standen, faßte die weinende Frau bei der Hand, führte sie zu einem Stuhl — sie ließ sich, geduldig wie ein Lamm, führen — nahm Platz neben ihr und sagte einfach: „Da hat der Teufel wiederum ein Mal sein Spiel, und das ärgert mich sehr, gerade jetzt!"

„Das glaube ich," schluchzte die Wittwe, „Ihr seid doch auch nur so ein gewöhnlicher Mensch, Vetter!"

„Gewiß, was soll ich denn anders sein?" fragte die Gardelandwehr sehr gemüthlich und setzte dann ernsthaft hinzu: „aber laß mich 'mal ein bischen reden, Herzens-Christianichen, am Ende ist's doch nicht so schlimm, wie Du denkst! Du hast Recht, ich habe Dich Jahrelang mit falscher Botschaft hintergangen, ich fand Deinen Theerbusch in Berlin, verschwieg Dir's und sagte, er sei verschollen, weil sich der dumme Kerl gleich nach Deiner Verheirathung mit dem alten Lautenspihl an ein Berliner Mädchen gehängt und sich mit dieser verheirathet hatte. Nun dachte ich, mein Herzens-Christianichen trägt's gewiß leichter, wenn sie hört, daß der Theerbusch verschollen oder todt ist, als daß er sich mit einer andern verheirathet hat —"

Mit großen Augen sah die Wittwe den treuen Mann, der aber fuhr mit einer fast erhabenen Einfachheit fort: „freilich hab' ich mir über all das Gelüge immer ein Gewissen gemacht, aber ich konnt' es nun 'mal nicht fertig bekommen, Dir die Wahrheit zu sagen, denn ich sah ja, wie fest Dein Herz an dem spillrichten Kerl hing. Aber sei nur ruhig, jetzt ist ja alles gut, denn vor vier Wochen ist die Frau des Theerbusch an der Cholera gestorben, er ist jetzt frei, wie Du frei bist und ich —"

Der Vetter sprang auf, nahm den Strauß, bot ihn der Wittwe dar und sprach bewegt: „ich stehe vor Dir, mein Herzens-Christianichen, als Freiwerber für den Herrn Feldwebel Theerbusch!"

Schon vorher bei der Rede des Vetters war die Reue, wie eines Berges Last auf die Seele der Wittwe gefallen, Ludolfs Reputation war vollkommen hergestellt, und in wahrhaft glückseligem Schmerz fühlte Christiane, daß sie dem geliebten Manne Unrecht gethan; als er aber nun wirklich zuletzt noch für den Theerbusch warb und so seine Liebe zu ihr in dem vollsten Glanze der Selbstlosigkeit zeigte, da flüsterte die Wittwe glückselig in sich hinein: „so ist wohl noch keine Frau geliebt worden, wie ich!"

Sie erhob sich, aber sie vermochte es kaum, denn sie zitterte am ganzen Leibe; hohe Freude strahlte von ihrem Antlitz, zwei Mal versuchte sie zu reden, aber zwei Mal versagte ihr die Stimme, endlich sagte sie athemlos, aber mit einer ganz unglaublich stolzen Handbewegung: „Den Strauß, Vetter, den Strauß zum Fenster hinauswerfen!"

„Christianichen! Herzens-Christianichen!" stammelte der arme Vetter verdutzt.

„Zum Fenster hinaus!" wiederholte die Wittwe.

Die Gardelandwehr gehorchte ganz maschinenmäßig dem Commando. —

„So!" fuhr Christiane hochaufathmend fort, „so jetzt könnt Ihr dem Herrn Feldwebel Theerbusch vermelden lassen, er möge sich seine zweite Frau holen, woher er's lustig sei, nur vom alten Hof nicht, da wäre keine Frau für ihn, denn die Wittwe Lautenspihl daselbst werde nächsten Sonntag über acht Tage mit ihrem lieben, lieben Vetter, dem Ludolf Käsmark, getraut!"

Danach aber schlang die liebende Frau ihre Arme um den ganz bestürzten Mann, drückte ihn an ihre Brust, als ob sie ihn niemals wieder loslassen wolle, und der begriff erst unter ihren Küssen, welches Glück ihm zu Theil geworden.

Und die Wittwe setzte es wirklich durch, oh, sie war so ein resolutes Weib! Es wurde richtig Hochzeit an dem fest von ihr bestimmten „Sonntag über acht Tage" — was für eine Hochzeit! Die Wittwe Lautenspihl zeigte dabei, was sie vermöge mit harten Thalern. Alles, was zur Freundschaft, Verwandtschaft und Nachbarschaft gehörte, war geladen, der alte, wie der neue Hof hatte dichte Einquartirung, und an dreißig Wagen waren es, als sie zur Kirche fuhren nach Quedlinburg, denn die Wittwe wollte sich von keinem anderen Pastor trauen lassen, als von dem greisen Oberprediger, der einst sie und ihren Bräutigam getauft und confirmirt hatte.

Der Gardelandwehrmann ließ sich als guter Preuße im „Rock

des Königs" trauen, und er sah darin so vornehm aus, wie ein Oberstlieutenant — so sagte wenigstens die gute, alte Demoiselle Anne Schmitz, und Fräulein Editha Reinecke, die Schwester des Oberamtmanns Reinecke auf Rotis, hatte davon noch nicht genug, denn sie verstieg sich bei ihrer Vergleichung sogar bis zum Generalmajor, so vornehm kam ihr der Ludolf Käsmark an seinem Hochzeitstage vor.

Von der Braut sagen wir nichts weiter, als daß ihr zuweilen eine helle Thräne über das glückstrahlende Antlitz lief, und daß sie so schön aussah, daß der alte Fuchs und sein Special, Herr Hen, die mit auf der Hochzeit waren und mehr als billig der Flasche zusprachen, sich gegenseitig mehr als hundert Mal versicherten: die Wittwe Lautenspihl sei doch ein herrliches Weib und tausend Mal schöner, als Lydia Dick, des reichen Branntweinbrenners Dick einzige Tochter, welche doch für die erste Schönheit in der ganzen Umgegend galt. Uebrigens schien darin Peters, der Siebenundzwanziger, nicht gleicher Meinung mit den beiden alten Herren zu sein, denn der hielt sich, trotz seiner Armwunde, immer hart an die Lydia Dick und ließ keinen Tanz mit ihr aus.

Es war eine große Hochzeit, von der, diesseits und jenseits der Teufelsmauer, noch lange geredet werden wird.

Nach den neuesten Nachrichten steht der jetzige Besitzer des alten Hofes, Herr Ludolf Käsmark mit seinen Vettern, den Stadelmanns, in Verhandlung über den Ankauf des neuen Hofes, und so werden denn alle Aecker des rothen Hofes, wahrscheinlich in diesem Jahre noch, nach langer Trennung wieder in einer Hand vereinigt sein.

„Der Vetter muß einen guten Groschen baares Geld im alten Hofe gefunden haben!" sagen die Leute in Quedlinburg voll Respect vor dem Gelde; wir aber wissen, daß der ehrliche Kerl in dem alten Hofe noch etwas Besseres gefunden hat, als Geld, nämlich ein gottesfürchtiges, liebendes Weib.

Frau Christiane aber hat bis jetzt noch keinen weiteren Kummer gehabt, als daß die Leute sie aus fauler Gewohnheit noch immer die Wittwe Lautenspihl nennen, und das hochpoetische Lautenspihl klingt ihr, seltsamer Weise, lange nicht so fein und lieblich ins Ohr, wie das derbe: Frau Käsmark!

Am Rande des Kraters.

Aus der Mappe eines reisenden Schriftstellers. Von W. von Tecklenburg.

„Den Frauen läßt man doch nie Gerechtigkeit widerfahren!" sagte unsere schöne Begleiterin, als wir Resina verlassen hatten und an jenem berühmten Weinberge vorbeiritten, aus dessen Trauben der allbekannte Lacrimä Christi bereitet wird.

„Ich bitte, diesen Ausspruch zu motiviren," meinte der Präsident, dessen kurze gedrungene Figur eine entfernte Aehnlichkeit mit der des unsterblichen Knappen des edlen und thatendurstigen Ritters von der Mancha hatte, der jedoch, nicht wie jener, auf einem Esel, sondern auf einem langen, mageren Pferde sich hin und her schaukelte.

„Setzen Sie die gnädige Frau nicht in Verlegenheit, lieber Onkel," sagte der Lieutenant zur See, „hören wir schweigend ihre Orakelsprüche mit an!"

„Ich kann mich in Ihre stumme Disciplin nicht fügen," unterbrach der Maler, der neben der Dame ritt, „die gnädige Frau sagte, daß man den Frauen nie Gerechtigkeit widerfahren ließe — ich fordere eine Erklärung, denn diese Worte scheinen eine Anklage gegen ihre Begleiter zu enthalten!"

„Perchè? come? di che modo?"*) ertönte eine heitere Stimme aus dem Nachtrab.

Die Dame wandte sich lächelnd um.

„Kommen Sie doch näher, Herr Doctor!" sagte sie, „meine Aeußerung war besonders gegen Sie gerichtet."

„Warten Sie, gnädige Frau, ein klein wenig; mein Pferd scheint sich eben mit dem meines Nachbars etwas zu erzählen; sehen Sie, wie sie die Köpfe zusammenstecken! ich möchte wetten, daß das, was sie sich sagen, nicht gerade sehr schmeichelhaft für uns sei, jedenfalls nicht für meinen Nachbar, der sich etwas unbehaglich zu Pferde zu fühlen scheint!"

„Woraus schließen Sie das, verehrtester Aesculap?" sagt der Nachbar, „ich glaube, ich habe in meinem Leben schon mehr geritten, als andere Leute!"

„Andere Leute! wieder ein Orakelspruch, eine Anspielung, die motivirt und explicirt werden müßte, nicht wahr, Herr Lieutenant?" sagte einer der Gesellschaft.

„Auf jeden Fall waren Sie damit nicht gemeint?" erwidert der Officier, „Sie, der Sie den halsstarrigen Pegasus so meisterhaft zu zügeln wissen!"

„Also?" meint der Präsident, „warum läßt man den Frauen nie Gerechtigkeit widerfahren? wir können doch unmöglich mit solcher Anklage auf dem Gewissen den Vesuv besteigen, denn wenn sie gerechtfertigt wäre, könnte ich es dem alten Brummbär wahrhaftig nicht verdenken, wenn er einen neuen Krater unter unseren Füßen öffnete und uns sammt und sonders verschlänge!"

„Brr! Herr Präsident, Sie jagen mir einen Heidenschrecken ein; ich will nur ein pater peccavi sagen," ruft der Doctor, „ . . . ich bekenne, daß ich gestern Abend meine Zweifel darüber ausgesprochen habe, ob die gnädige Frau heute früh zur rechten Zeit bereit sein würde. Sie hat mich beschämt! als ich fünf Minuten vor sechs auf der Station athemlos ankam, saß sie schon im Coupé! Ich bekenne es, — bekenne sogar noch, daß sie den Edelmuth so weit getrieben hat, von Neapel bis Portici, wo wir die Eisenbahn verließen, kein Wort über meine so ungerechtfertigten Zweifel fallen zu lassen!"

„Bravo, Doctor!" versetzte der Poet, „ein offenes Bekenntniß der Schuld ist ein mildernder Umstand — aber sollte denn niemand von uns allen sein Gewissen fühlen und Ihnen nachahmen? Sie schweigen alle, meine Herren? Nun, so werde ich Ihnen sagen, in wiefern sie Recht hat, sich über uns zu beklagen.

„Uns? . . . sprechen Sie von sich!" meint der mürrische Nachbar des Doctors.

„Von uns allen spreche ich!" ruft der andere, „wir waren alle gestern noch unschlüssig, von welcher Seite wir den Vesuv besteigen sollten, ob von Pompeji und Torre del Greco, oder von Portici und Resina, von allen Seiten wurden uns die brillantesten Beschreibungen der beiden Touren gemacht, wir schwankten hin und her, unsere Reisebücher behandeln beide Touren mit einer ungewöhnlichen Unparteilichkeit, und es wäre vielleicht so weit gekommen, daß wir den Vesuv gar nicht bestiegen hätten, wenn die gnädige Frau nicht mit salomonischer Weisheit den Vulkan zwischen unserer Gesellschaft getheilt hätte. Unsere Freunde werden wohl jetzt schon in Torre del Greco sein und sich mit uns oben vereinigen; wir werden uns unsere gegenseitigen Eindrücke mittheilen und einen doppelten Genuß erzielt haben. Alles dies verdanken wir der gnädigen Frau, und niemand von uns hat daran gedacht, ihr eine Dankadresse zu votiren."

„Abscheulich!" sagt der Präsident, „wir sind wirkliche Südseeinsulaner! Gnädige Frau, wollten Sie die Güte haben, Ihr Pferd anzuhalten, damit ich in meiner Qualität als Nestor der Gesellschaft Ihnen eine Rede halten kann und . . ."

Doch die schelmische Dame hat ihrem Pferde mit der Reitgerte einen Schlag gegeben, und dieses eilt im starken Trabe davon. Die Herren folgen ihr, so gut wie möglich, — eine dichte Staubwolke umhüllt die ganze Gesellschaft. So geht es fast eine Viertelstunde fort bis zu dem Punkte, wo man die Landstraße verläßt, rechts einbiegt und über die Lava von 1858 die Richtung der Einsiedelei einschlagen muß. Von hier aus kann man höchstens im Schritt vorwärts, und die Dame hält ihr Pferd an, um einen Blick zurückzuwerfen. Nur vier Personen der Gesellschaft sind ihr zur Seite geblieben: der Maler, der Poet, ein Engländer . . . und sogar der Lieutenant zur See, welcher auf dem ihm fremden Elemente seiner Flagge — trotz der sarkastischen Bemerkung des Schriftstellers — alle Ehre gemacht hat.

Aber welch ein Gelächter, als die am Kreuzweg Angekommenen rückwärts schauen! Der Doctor hält sich am Sattelknopf fest — sein Nachbar schwankt nach vorn und nach hinten — einer hat sogar den Hals seines Pferdes umschlungen — ein anderer hält sich verzweifelt

*) Warum? wie? auf welche Weise?

an den Zügeln — und am Horizonte . . . der beleibte Präsident, der, wie sein Neffe behauptet, „hohe See" hat! . . . Endlich ist die Caravane wieder vollständig — und der Führer, den sie sich schon am vorigen Tage in Neapel bestellt, und der sie an besagtem Kreuzwege erwartet, eröffnet den Zug über die versteinerte Lava.

„Nun, ich finde es sehr vernünftig, daß die gnädige Frau die Route über Torre del Grecco nicht eingeschlagen hat, denn in Neapel . . . ."

„Hab' ich mich versündigt?" . . . fragt die schöne Frau lachend. — „Nun, wenn vox populi sich nicht täuscht," — sagt der Präsi-



Am Fuße des Vesuvkegels.

Originalzeichnung von Theodor Pixis.

Der Präsident hat seine rosenfarbige Laune durch den scharfen Ritt verloren, und seine Reden werden epigrammatisch.

„Ich entsinne mich," sagt er, als er wieder nahe der Reiterin ist, „daß die Neapolitaner über die Vorliebe des Vesuvs, seine Lava in der Richtung von Torre del Grecco strömen zu lassen, ein Sprichwort haben. Wenn ich mich nicht irre, lautet es: Napoli fa i peccati e la Torre del Grecco li paga, was man verdeutschen könnte: Was man in Neapel sündigt, muß man in Torre del Grecco büßen!"

„Uebersetzung à la Schlegel!" sagt der Doctor; „aber die Anwendung?"

dent — „allerdings! — es wäre doch, ich möchte fast sagen, Pflicht gewesen, Ihren Reisegefährten, mit denen Sie nun schon zum dritten Male, seit wir zusammen Venedig gesehen, zusammentreffen . ."

„Nun was . . . . was wäre meine Pflicht gewesen?" fragt die Dame lächelnd, da der Präsident innehält.

„Jetzt kömmt die Pointe," sagt der Schriftsteller „das ist mein Handwerk, das verstehe ich — Sie werden sehen, — wir werden alle mit einem „Ah" die folgenden Worte des Herrn Präsidenten begrüßen!"

„Nun, zum Kuckuck!" ruft jener, der durch diese Bemerkung

etwas aus dem Concept gebracht ist — „ich kann es doch wahrhaftig Ihre Pflicht nennen, uns Ihre Verlobung anzuzeigen, gnädige Frau!“

Wie der Schriftsteller es vorausgesagt — ertönt ein allgemeiner Staunensruf! — Die Dame lächelt nicht mehr — sie ist fast ernst geworden und dreht den Kopf dem Vesuv zu — der Schriftsteller, welcher alle genau beobachtet, hat zwei eigenthümliche Bemerkungen gemacht: die eine, daß der wortkarge Engländer sich auf seinem Pferde spreizt und einen Blick voll Selbstbefriedigung auf die Dame wirft — die andere, daß der Lieutenant zur See mit einem Male äußerst blaß geworden ist und die Spitzen seines Schnurrbartes zerbeißt.

Nach einer kleinen halben Stunde ist man an der Einsiedelei angekommen und hält einige Augenblicke still, um einen Rückblick auf die wirklich bezaubernde Landschaft, die sich zu den Füßen der Touristen ausbreitet, zu werfen. — Der Golf von Neapel liegt vor ihnen. Das Wetter ist klar und heiter, und ihr Blick, der von Sorrento bis zur Insel Procida schweift, trifft eine Küstenlandschaft, wie es in der ganzen Welt keine zweite gibt — und vor ihnen jener Golf, das schönste aller Meere, aus dem sie rechts, fast noch in Aether gehüllt, die Felsenküste von Ischia sehen, während die Insel Capri am südlichen Horizonte wie eine Oase in dem blauen Meere sich widerspiegelt. Sprachlos genießen sie eine Zeit lang den herrlichen Anblick.

Jener mürrische Nachbar des Doctors ist der erste, der wieder zu Worten kömmt; sein Pferd hält etwas seitwärts, mit dem des Doctors, von den andern getrennt. Er beugt sich zu seinem Nachbar hin und sagt leise: „Sie wollten mir ja schon lange erzählen, wer die gnädige Frau ist, denn ich bin nicht mit ihr in Florenz und Rom zusammen gewesen.“

„Einen schönen Augenblick wählen Sie zu vertraulichen Mittheilungen“, erwiderte der andere heiter — „ich weiß übrigens nicht viel mehr als Sie und alle andern. — Sie ist die Wittwe der alten Excellenz von W* aus H*, noch nicht 25 Jahre alt, reist in Begleitung ihrer Tante, der Mutter jenes Engländers da vorne — ist liebenswürdig, geistreich, höchst gebildet... weiter weiß ich wirklich nichts!...“

„Aber kennt sie denn niemand? — Sie sind ja, als ob Sie alle alte Bekannte wären!“

„Haha, lieber Herr — wir sind alle alte Touristen, und unter uns herrscht eine gewisse Freimaurerei; wir kennen uns alle, obgleich wir uns nie gesehen, und werden auf Reisen in 24 Stunden gute Freunde, wenn wir das erste erforderliche Requisit eines wahren Touristen, die Heiterkeit, haben. Niemand kennt die gnädige Frau, vielleicht mit Ausnahme des Lieutenants, der sie ein Paar Mal in Berlin gesehen haben will — und dennoch sind wir alle gute Freunde... auf dem Vesuve!“

„Aber wie kann man denn mit Leuten, die man gar nicht kennt...“

„Galerien besehen und den Vesuv besteigen? ja, das ist wahrhaftig unbegreiflich leichtsinnig! ... Hahaha!“

Die Cavalcade setzt unterdessen ihren Weg fort, und unter heiterem Geplauder, geistreichen Bemerkungen, zu denen fast ein jeder, mit Ausnahme des Nachbarn des Doctors seinen Beitrag liefert, ist man bis zum metereologischen Observatorium gekommen, von wo aus man in ungefähr dreiviertel Stunden bis zum Fuße des Kegels gelangt, welcher zum Rande des Kraters führt.

Vielleicht würde es einem aufmerksamen Beobachter gelungen sein, die Entdeckung zu machen, daß ein Schleier von Mißstimmung sich über einige Personen der Gesellschaft gelegt hat, und daß es ihnen trotz aller Anstrengung nicht vollkommen gelingt, denselben zu verscheuchen. Die gnädige Frau macht oft sehr brüske Bewegungen, — der Lieutenant zur See bildet den Nachtrab und scheint tiefe Betrachtungen über die Lava anzustellen, denn sein Auge ist finster vor sich hin gerichtet, und dieser junge Mann, der vor einigen Augenblicken noch so überaus heiter und lebenslustig dreinschaute, scheint jetzt das Bild, wenn auch nicht der Verzweiflung, jedoch eines Menschen, dem ein herbes Leid begegnet und der all seinen männlichen Muth zusammennehmen muß, um mit kalter Vernunft die Trümmer irgend eines Luftschlosses von seinem Herzen zu wälzen. — Von Zeit zu Zeit nähert sich der Engländer, eine lange, blonde Gestalt, mit mächtigem Backenbarte und regelrechtem Scheitel am Hinterkopfe, seiner Cousine und sagt ihr einige Worte auf englisch, die diese jedoch sehr einsilbig oder gar nicht beantwortet!

Wie gesagt, alles dies hätte man ganz gut beobachten können, aber man besteigt gewöhnlich den Vesuv nicht, um psychologische Studien zu machen, und der Schriftsteller, der anfangs seinem Hange dazu nachgegangen, ist bald von den ihn umgebenden Naturwundern dermaßen berauscht, daß sein Blick von der öden, farblosen und doch so hoch majestätischen Steingegend, in der er sich befindet, über die Paradiesespracht zu seinen Füßen streift und sein Geist sich von seinen Begleitern vollständig trennt.

„He! conduttore!“ ... ruft der Doctor dem Führer zu, „wie weit haben wir noch bis zum Kegel? Die Sonne fängt an, barbarisch zu stechen —“

Dieser legt die Hand vor die Augen, wirft einen Blick nach vorwärts, und ohne zu zaudern, antwortet er:

„Fünfundzwanzig Minuten, Excellenz!“

„Und von da bis oben?“

„Das kommt darauf an, wie die Excellenzen steigen!“

Und er senkt den Blick wieder zur Erde, stößt mit dem Stocke auf die Lava und schreitet rüstigen Schrittes vorwärts.

Diese Frage des Doctors hat die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf den Führer gelenkt. Es ist ein Mann von einigen vierzig Jahren, mit scharf ausgeprägten Zügen, aus denen Kraft und Energie sprüht. Seine Gesichtsfarbe ist bräunlich-blaß, und der ledige Bart, sowie das Haar, welches aus seiner Fischermütze hervorsieht, sind fast weiß. Seine Kleidung ist die traditionelle des Lazzaroni, offenes Hemd, kurze leinene Hosen, die den ganzen unteren Theil des Beines entblößt lassen und eine tuchene Jacke über den Arm geworfen. Die lange, wollene, tunesische Schärpe, die er um die Hüften geschlungen hat, ist roth und blau gestreift und der Griff eines Messers schaut aus derselben hervor. Im Gegentheil zu all seinen Landsleuten ist er äußerst wortkarg, und sein düsterer Blick gibt seiner ganzen Erscheinung etwas Eigenthümliches, das seinen Eindruck auf die Gesellschaft nicht verfehlt — besonders auf den Maler, der sich das Versprechen gibt, den Vesuv nicht eher zu verlassen, bis der „pittoreske“ Führer einen Platz in seinem Skizzenbuche gefunden hat.

Man ist am Fuße des Kegels angekommen und von den Pferden gestiegen. Die des Reitens ungewohnten Herren strecken die gelähmten Glieder und verlangen „zehn Minuten Aufenthalt“, ehe sie die ermüdende Ersteigung bis zum Krater beginnen. Eine Unmasse von Weibern und Kindern befindet sich hier seit Sonnenaufgang schon, die den Touristen Eier anbieten, die sie in der glühenden Asche des Kraters hart kochen können. Der Preis dieser Eier ist durch den Transport im Verhältniß der Höhe des Vesuvs über dem Meeresspiegel gestiegen; denn unter einem halben Franken (4 Sgr.) will keine von den Verkäuferinnen das Stück hergeben. Der Nachbar des Doctors räsonnirt furchtbar und macht beißende Anspielungen über das Brigantenthum, welche glücklicherweise die Bäuerinnen von Gremano und Camaldoli nicht verstehen...

„Nun, Herr Lieutenant!“ sagt die Dame, „jetzt ist der Wunsch, den Sie in meiner Gegenwart im vorigen Jahre in Berlin aussprachen, bald erfüllt; in einer halben Stunde werden wir in den Rachen des Ungethüms schauen...“

„Ja, gnädige Frau, ich bin ein sehr glücklicher Mensch, alle meine Wünsche erfüllen sich!...“

Der junge Mann hatte diese Worte mit einem so eigenthümlichen Klang in der Stimme gesprochen, daß die Dame erstaunt ihren Blick zu ihm erhebt; seine angegriffenen Züge scheinen sie zu frappiren, eine Secunde scheint sie unschlüssig, dann wendet sie sich an den alten Herrn...

„Apropos, Herr Präsident!“ sagt sie, „in welche Gesellschaft von Klatschschwestern sind Sie denn eigentlich in Neapel gefallen, ich bin Ihnen ja noch eine Antwort auf meine Verlobungsanzeige von vorhin schuldig! Es ist das erste, was ich davon höre; es ist doch wahrhaftig schön, daß es gute Seelen in der Welt gibt, die sich einer Wittwe annehmen, ich hätte indessen doch verlangen können, daß auch ich davon benachrichtigt würde.“

„Uova, Excellenza, uova!“ schreit ein kleiner Junge neben dem Lieutenant ... „vuol uova?“

Der erste Officier am Bord einer Corvette Sr. Maj. kauft dem Kleinen seinen ganzen Eiervorrath ab, bezahlt, was jener verlangt, gibt ihm noch einige Soldi mehr, hat mit einem Male das Wort wiedergefunden, sieht ganz anders, wie vorher aus und macht seinem Oheim Complimente über dessen stattliche Haltung zu Rosse.

Die Dame hat diese plötzliche Veränderung des Officiers wohl bemerkt, und eine leichte Röthe überhaucht ihr Gesicht.

„Avanti Signori!" ruft der Führer, „es wird Ihnen sonst viel zu heiß!"

Der Zug setzt sich im Augenblick in Bewegung, wo noch einige andere Touristen zu Pferde angelangt sind, die sich dem Zuge anschließen.

Die frühere Heiterkeit ist wieder zurückgekehrt, und das Lachen über den Doctor, seinen Nachbar, den Präsidenten und andere, welche, gewöhnlich auf dem mit Asche bedeckten Abhange zwei Schritte zurückrutschen, wenn sie einen nach vorwärts gemacht haben, erneuert sich von Minute zu Minute, jedoch hört es bald auf, da die Dame, der Maler, der Schriftsteller und der Lieutenant, welche von Anfang an schon die Avantgarde gebildet haben, bald den anderen dermaßen vor sind, daß sie die Turnübungen ihrer Gefährten gar nicht mehr sehen. Auch der Engländer ist ihnen eine Zeitlang gefolgt, jedoch ist er bei einem Fehltritt seiner ganzen Länge nach hingefallen und hat sich nur mit Mühe und mit Hilfe des Lieutenants, der ihm zugesprungen ist, wieder erheben können!

Die Dame lächelt, als sie die Bereitwilligkeit des Officiers, ihrem Vetter zu helfen, sieht.

Endlich ist die ganze Caravane oben!... Langsam geht man um den Krater herum, vom Führer aufmerksam gemacht, daß die größte Vorsicht nothwendig sei, da das Terrain zu nahe am Rande leicht unter den Füßen weichen könne und nicht selten ein Unglücksfall geschähe.

Der Nachbar des Doctors hält sich zehn Schritte zurück und kann kaum bewegen werden, sich etwas zu nähern, um seine Eier kochen zu lassen und irgend ein Geldstück in die wie ein Bächlein sich hinunterwindende Lava zu drücken, obgleich er sich versprochen hat, sowohl das Ei, als auch den verhärteten Lavaabdruck mit nach Hause zu nehmen und dort in der Putzstube seiner Frau auf den Nipptisch zu legen.

Fast eine Stunde lang haben die Touristen oben zugebracht, als sie von Torre del Greco her die andere Hälfte ihrer Gesellschaft kommen sehen. Sie berechnen, daß dieselbe wohl eine gute halbe Stunde brauchen wird, ehe sie oben ist, und da sie nicht so lange warten wollen, so schreibt die Dame ein Paar Bleistiftzeilen, befestigt dieselben an einen Stock, welcher, so gut es geht, in die Asche gepflanzt wird.

„Die Stadtpost des Vesuvs verdankt Ihnen, gnädige Frau, ihre Entstehung," sagt der Doctor, und der Rückzug beginnt bis zum Fuße des Kegels, wo, wie die Dame ihren Freunden schriftlich angezeigt, man dieselben eine halbe Stunde erwarten wolle.

Das Heruntersteigen des Kegels geschieht in 15 Minuten, aber es bedürfte eines ganzen Bandes, um die Zufälle, die den heiteren Touristen begegnet, zu beschreiben. Niemand konnte sich rühmen, aufrecht heruntergekommen zu sein, und das war, wie der Doctor sagte, sein einziger Trost.

Unser Bild zeigt die fröhliche Gesellschaft, wie sie am Fuße des Kegels sich gelagert hat, um die den Freunden bewilligte halbe Stunde auszuharren.

Der Präsident am Arme des bösen Doctors genießt den Anblick der herrlichen Landschaft, der Mann mit dem mürrischen Gesichte läßt sich von einem Italiener das Moraspiel erklären und verspricht sich, es seinen Kindern zu lehren, da er es für viel moralischer, als das Murmelspiel hält, der Maler versucht sein unersättliches Skizzenbuch zu füllen, der Engländer schaut gen Pompeji und fährt mit seinen langen Fingern durch seinen langen Bart, und der Lieutenant, sowie der Schriftsteller liegen auf Steinblöcken und hören den Worten des Führers zu, welcher in malerischer Stellung der Dame so eben seine Geschichte erzählt.

„Ja, Excellenz!" sagt er, „es ist oft ein trauriges Dasein, das unsere; wir sind unserer zu viele, um zu etwas zu kommen; und doch würde alles gut gehen, wenn der heilige Genaro uns seinen Schutz angedeihen ließe!"

„Wie lange seid Ihr nun schon Führer?" fragt die Dame.

„Seit 25 Jahren, Excellenz, und habe nicht so viel erübrigen können, daß ich ein Mal zu Hause bleiben könnte ... wenn ich wollte ..."

Die Stimme des Lazzaroni zitterte leicht bei diesen letzten Worten ...

„Zu Hause bleiben? wie soll ich das verstehen?" sagte die Dame.

„Nun!" und das sonnverbrannte Gesicht des Führers wurde fast verstört — „es gibt ja solche Zufälle, Excellenz, zum Beispiel, wenn man im Hause eine kranke Tochter hat ... und niemand, um sie zu pflegen."

„Ist das Euer Fall?" fragte die Dame rasch ...

„Ich will's gestehen, Excellenz, es ist so! Es war ein frisches, schönes Ding, meine Griselda, die Madonna schütze sie! da kam sie vor vier Jahren nach Neapel, wo ich sie in Dienst bei einer auswärtigen Familie gegeben hatte. Sie wissen, Excellenz, wir sind arme Leute und leben fast ganz von den Signori forestieri; sie hat sich sehr gut betragen, denn als die Familie abreiste, hat sie ihr recht schöne Geschenke gemacht, aber seitdem ist mein armes Kind krank und wird von Sommer zu Sommer kränker! San Genaro schlägt mich hart, denn es ist mein einziges Kind, Excellenza, und ihre Mutter liegt im Grabe seit beinahe zehn Jahren!"

„Aber was fehlt Eurer Tochter denn —?"

„Die Madonna mag es wissen; die guten Weiber nennen es malinenore (Herzleid)."

„Was meint denn der Arzt?"

„Oh, Excellenza scherzen? Wie können wir armen Leute uns einen Arzt kommen lassen! Heute Nacht war sie ausnahmsweise krank ... o heilige Madonna, schütze sie während meiner Abwesenheit!"

„Wo wohnt Ihr?" fragt die Dame nach einigen Augenblicken Nachdenkens.

„Auf der Straße nach Resina, Signora, gleich neben dem Kreuzwege, von wo aus man den Berg besteigt ..."

Die Dame erhebt sich und gibt das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Trotz aller Reclamationen derjenigen, die noch bleiben wollen, schickt sie sich an, wieder zu Pferde zu steigen. Da die Herren ihren festen Willen sehen, lassen auch sie sich ihre Thiere vorführen, und bald setzt sich der Zug wieder in Bewegung.

„Wollten wir denn nicht in der Einsiedelei etwas Halt machen?" fragt der Präsident, als man bis dahin gekommen ist.

„Es ist zu warm!" erwidert die Dame, „ich sehne mich nach Resina und nach Schatten ..."

„Und ich nach einem Frühstück," sagt der Doctor.

„Wer weiß, welches Frühstück Sie erwartet, Doctor!" sagt die Dame.

„Keine böse Omen, um Gottes willen, gnädige Frau!" versetzt jener, „ich versichere Sie, ich habe den prosaischsten Hunger, den je ein Deutscher gehabt."

Als man auf der Landstraße ankömmt, ruft die Dame den Führer zu sich.

„Wo ist Euer Haus?" fragt sie.

„Dort rechts, Excellenza ... die kleine, gelbe Hütte; ich muß hinein, sehen, was mein Kind macht ..."

„Doctor!" ruft die Dame, „kommen Sie doch näher, ich muß Ihnen die Strafe dictiren für Ihre Beleidigungen von gestern ..."

„Nach dem Frühstücke, gnädige Frau! — o bitte, bitte, nach dem Frühstücke!"

„Nichts! keine Gnade! hier heran! ... So! ... nun werden Sie so gut sein, mit mir im gestreckten Galopp bis zu jener gelben Hütte zu reiten, das soll Ihre Strafe sein, aber sitzen Sie fest, sonst fallen Sie, en avant!"

Und nolens volens hat die schöne Frau den vorsichtigen Reiter mit sich fortgerissen, und beide verschwinden bald in einer Wolke von Staub.

Plötzlich parirt der Lieutenant sein Pferd — ein Gedanke scheint ihm seit einigen Augenblicken gekommen, der ihm keine Ruhe läßt.

„Mann!" ruft er dem Führer zu, „lauft nach, schnell jener Signora nach, der Herr, den sie mit sich führt, ist ein Arzt, und ich wette, sie führt ihn Eurer Tochter zu."

Der Lazzaroni stößt einen Schrei aus, wirft seine Mütze in die Luft und beginnt einen so heftigen Lauf, daß er wenige Augenblicke nach den Pferden sein Haus erreichen muß! — Langsam folgt die Caravane, der der Schriftsteller die ganze Erzählung des Führers wiederholt. — Als man vor der Hütte ankommt, stehen die beiden Pferde an einem Baume angebunden; man beschließt die Zurückkunft des Arztes abzuwarten und steigt ab ... Von innen muß man die Ankunft der Gesellschaft bemerkt haben, denn die Stimme der gnädigen Frau ertönt durch das geöffnete Fenster, sie bittet ihren Vetter in englischer

Sprache, ihr ihr Necessaire, welches in der Tasche am Sattelknopf hängt, zu bringen. — Der junge Mensch gehorcht ihr, nimmt das Täschchen und trägt es selbst hinein.

Der Lieutenant geht mit dem Maler rauchend auf und ab — der Schriftsteller hat sich auf eine Bank gesetzt und schnitzelt, plötzlich hebt er den Kopf auf und stößt einen Schrei aus ... der Engländer steht neben ihm, bleich wie eine Leiche ... mit stierem Blick und am ganzen Körper bebend! ...

Man springt ihm zu Hilfe, man fragt, man ruft den Doctor, ein unendlicher Wirrwarr ... Der junge Mensch schwankt — stößt einige unverständliche Worte aus und fällt ohnmächtig zu Boden.

Im Wirthshaus zu Resina hat man einen Wagen gefunden, in welchem man den jungen Engländer bis nach Portici bringen kann. Der Doctor hat ihn untersucht, zur Ader gelassen und meint, daß wahrscheinlich ein Sonnenstich der Grund seines plötzlichen Unwohlseins sei ... er phantasirt nicht, spricht sogar ganz vernünftig und unterhält sich leise mit seiner Cousine, die ihm mit gefurchten Brauen zuhört. — Als der Kranke in den Wagen gebracht wird, erklärt die Dame, daß sie noch einmal nach der Hütte des Führers zurück müsse und verabschiedet sich von der Gesellschaft.

„Wissen Sie," sagt der Maler zum Schriftsteller, „daß hier Stoff zu einer Novelle wäre, wenn Ihre Phantasie den Sonnenstich in ... etwas andres umändern wollte, prachtvolle Decoration — der feuerspeiende Vesuv im Hintergrunde ..."

„Vielmehr zu einem Drama", erwiderte der Schriftsteller, — „denn der Doctor hat mir gesagt, daß das arme Mädchen nicht bis morgen leben würde — sie hat den höchsten Grad der Auszehrung —"

„Hm ... Hm! ..." meint der Maler leise, „ich wäre doch neugierig, zu erfahren, wo das arme Mädchen vor vier Jahren in Neapel conditionirt hat ..."

„Sie haben meine Gedanken errathen," versetzt der andere — „das wäre ja ein ganzer Roman, wir wollen doch einmal Lady *** fragen, ob ihr Sohn nicht vor vier Jahren in Neapel war!"

Man kommt in Neapel an, man verabschiedet sich, man geht seinem Vergnügen nach ... hört, daß der Engländer außer Gefahr sei, macht Ausflüge, besucht Monumente und Galerien und — trennt sich von einer ephemeren Bekanntschaft, deren Reiz eben nur darin besteht, daß sie so flüchtig und oberflächlich ist.

* * *

Im vorigen Jahre befand sich einer jener Vesuvbesteiger in Kiel und wünschte, die dort vor Anker liegende preußische Flotte zu besuchen. Man sagte ihm, daß er dazu eine Erlaubniß haben müsse, und da er nicht wußte, an wen er sich zu wenden habe, richtete er diese Frage an einen bei ihm vorbeigehenden Seeofficier. Dieser gab ihm Bescheid, sah ihm aber scharf ins Gesicht, reichte ihm lachend die Hand und sagte: „Kommen Sie, ich werde selbst Ihr Cicerone sein, wenn man zusammen Lacrimä Christi getrunken und Eier auf dem Vesuv gesotten hat, kann man auf Sr. Maj. Corvette *** mit dem ersten Officier derselben auch eine Flasche Rheinwein trinken."

„Ei, Herr Lieutenant, sind Sie es? ... wahrhaftig, ich freue mich herzlich, Sie zu sehen, was macht der Herr Präsident, Ihr Onkel?"

„Immer wohl auf! — er spricht oft und gerne von unserer Vesuvbesteigung — obgleich dieselbe so unangenehm — fast tragisch geendet."

„Ja, ich entsinne mich, das arme Mädchen ist gestorben."

„Und in Folge dessen ist Sir Francis B* bedenklich krank geworden und hat nach England, kaum halb genesen, gebracht werden müssen ..."

„Und nicht wahr — Sir Francis kannte unseres Führers Tochter ...?"

„Ja, lieber Herr," unterbrach der Capitän-Lieutenant lächelnd, „danach müssen Sie sich bei meiner Frau erkundigen, die ich Sie übrigens bei Ihrer Rückreise in Hamburg zu besuchen bitte, aber ich warne Sie! — sie ist nicht gut auf ihren Vetter zu sprechen!"

Ostfriesische Lebensbilder.

Von Hermann Meier.

Ostfriesland ist erst seit einigen Jahrzehnten auf dem Wege, richtig bekannt und erkannt zu werden. Es gab eine Zeit, — sie ist noch nicht ganz verschwunden — da war dasselbe so sehr terra incognita, daß man jedem, auch noch so verrückten Touristenmärchen Glauben schenkte. — Es ist wahr, Berge haben wir nicht, nur einige kleine, die höchst wahrscheinlich alle von Menschenhand aufgeworfen sind; das ist alles, was wir in dieser Beziehung aufzuweisen haben, und wir wollen auch nicht leugnen, daß sich unsere Sehnsuchtsschwingen nach jenen Ländern, wo sich die Berge zum Himmel erheben, nicht selten regen und Befriedigung ersehnen und erhalten; aber wir haben das Meer, das Meer mit Ebbe und Flut, mit Stille und Sturm und den vielen Produkten seiner geheimnißvollen Tiefe; wir haben den verschiedenartigsten Boden mit seinen köstlichen Erzeugnissen und einen Volksstamm, der echt deutsch war und ist.

Ostfrieslands Boden besteht aus Marsch, Geest und Moor. Ersterer wurde vom Meere angeschwemmt und als Polder durch Eindeichungen demselben abgewonnen. Es ist also selbstredend, daß man die Marsch an der Küste und an den Ufern der Flüsse findet. Sie umgibt wie ein ewig grünender Kranz drei Viertel unseres Landes. Dieser Boden ist außerordentlich fruchtbar, und reiche Weiden und Aecker wechseln ab mit üppigen Wiesen. Der goldene Rapssamen und unser weit bekanntes und berühmtes Vieh hat hier seine vorzüglichste Heimat.

Während unser Land sich nach der Mitte hin bis etwa 50 Fuß über den Wasserspiegel des Meeres erhebt, ist solches an der Nordsee und an den Flüssen so niedrig, daß es nur durch gewaltige Deiche (hoch 17 — 22', oben breit 10 — 11', unten 90 — 110') gegen den Andrang der Fluten geschützt werden kann. Im ganzen haben wir etwa 36 Meilen Deiche, die jährlich an Unterhaltungskosten circa 70,000 Thlr. erheischen. Außerdem haben die Eigenthümer, die am Deiche liegen, noch Arbeiten und Straflieferungen zu machen, so daß der Marschbauer gewiß nicht Unrecht hat, wenn er den Deich den güldenen Ring des Vaterlandes nennt und von der Deichlast sagt, daß er ohne diese mit silbernem Pfluge arbeiten könne. Da, wo das Meer vorzugsweise die Deiche befehdet, hat man diese durch starke Eichenpfähle, Balken und Steine befestigt. Und trotzdem kommen Zeiten, wie am 3. December 1863, wo ein Deichbruch und dadurch der momentane Ruin der ganzen dahinter liegenden Gegend an einem Haare hing. Bricht der Deich, wie zuletzt im Februar 1825, dann ergießt sich das empörte Element mit reißender Schnelligkeit über das Land, schlägt in nächster Nähe des Deichs furchtbare Löcher („Kolken") und vernichtet für mehrere Jahre die Hoffnungen des Landmanns.

Der Bewohner dieses Landstriches gleicht dem Boden. Reich wie jener, ist er auch stabil, wie jener. Die Erinnerung an die alte Freiheit, seine Selbstständigkeit, die Unabhängigkeit des Gemeindelebens, sein Wohlstand geben ihm noch immer einen stolzen, unabhängigen Sinn. Die Phantasie hat ihre Gaben nicht reich ausgestreut auf diesen künstlichen, wagerechten, in Vierecke eingetheilten Boden; aber wackere, umsichtige, bis zum Eigensinn beharrliche, freiheitsliebende Männer erzeugt und ernährt er. Trägt sein Acker hundertfältige Frucht, so kennt oft seine Ueppigkeit und der von ihm entfaltete Luxus keine Grenzen; treten weniger gute Ernten, tritt gar Mißwachs ein, dann läßt er sofort den Kopf hängen und klagt ohne Unterlaß. Der Marschbauer ist der consequenteste Vertreter des phlegmatischen Temperaments.

Weiter dem Innern des Landes zu ist der Boden mehr sandiger Natur, es ist die Geest. Dies ist der eigentliche Urboden, der an Fruchtbarkeit jener jüngsten Bodenbildung bedeutend nachsteht. Dagegen findet man hier mehr Wechsel, sowohl in der Bildung des Bodens im allgemeinen, wie auch in der Vegetation. Der Geestbauer hat äußerlich nicht so gute Tage, wie sein College auf der Marsch, aber hinsichtlich seines Temperaments würde er nicht mit jenem tauschen. Er kennt die Wechselfälle des Schicksals besser, als jener; was er dem oft eigensinnigen Acker abgewinnt, ist das Resultat seines Bienenfleißes, kein Product ist ihm werthlos. Leicht, wie der Boden, ist

sein Sinn, und leichter trägt er die Bürde des Daseins. Ist man auf der Marsch schon mehr und mehr von der Cultur beleckt, der Geestbauer wahrt, so viel ihm möglich, das Erbe der Väter, und die wenigen Ueberreste längstverschwundener Zeiten hat man hier zu suchen.

In der Nachbarschaft der Geest, theilweise weit in sie hineindringend, liegt der Moorboden, der unter sich den kalten Sand birgt. Die Cultur des Moors wird durch Abwässern, Grabenziehen, Ausreißen, Auflockern der Oberfläche und durch das Verbrennen des gehackten, aufgelockerten und ausgetrockneten oberen Theiles vorbereitet, wo dann die Asche der verbrannten Oberfläche den Dünger für den Acker abgibt. Bei dieser Procedur entsteht der verpönte Moorrauch, auch Höhenrauch genannt. Auf dem Moor wird der Torf gegraben. Man unterscheidet Hochmoor und Leegmoor. Ersteres harrt noch seiner Abgrabung, die bei letzterem bereits erfolgt ist und welches nun mit Buchweizen bestellt wird. Das Moor hat eine unfreundliche, düstere, melancholische Physiognomie. Die Bewohner desselben harmoniren mit ihrem Boden in jeglicher Beziehung. Fern von dem Treiben der Welt, fern oft vom nächsten Nachbar, kennt der Moorbewohner nur eine Pflicht, die schon in allerfrühester Jugend an ihn herantritt, es ist arbeiten, ohne aufzusehen. Mit dieser Pflicht tritt er ins Dasein, solche verläßt ihn erst, wenn der Moorboden im nächsten Kirchdorf sich über ihm schließt.

Das ist, — in großen Umrissen — Ostfriesisch Land und Volk. Ist es dem Leser interessant genug, einen fast unbekannten Bruderstamm da kennen zu lernen, wo sein Herzblut pulsirt, in seiner Häuslichkeit, in seiner Arbeit und seinen Freuden, so lade ich ihn ein, einige Gänge über Land mit mir zu machen.

I. Das Wettspinnen.

Wenn da draußen alles hart gefroren ist und die warme Schneedecke das Leben der ihr Anvertrauten schützt; wenn schneidende Winde den Schutz des Hauses suchen lassen oder milde Witterung die ganze rüstige Bevölkerung aufs Eis ruft, dann findet man gegen Abend bei uns in den Geestgegenden die ganze Familie sammt den Dienstboten ums hochauflodernde Torffeuer versammelt, die Ereignisse des heutigen Tages, die Arbeiten des nächsten zu besprechen. Der Flegel hängt an der Wand, das Vieh ist gefüttert und hat sich wiederkäuend niedergelegt, der heute befreite Erntesegen steht zum Verkaufe bereit, einige Kühe haben abermals glücklich gekalbt, der Bauer aber war in der nächsten Stadt, einen Theil seiner Ernte in Geld umzuwandeln. Etliche der männlichen Dienstboten putzen mit den weiblichen das Gemüse und schälen die Kartoffeln für den folgenden Mittag. Das Gespräch wendet sich bald den Verhältnissen des Dorfes zu, und manche Familie wird das Object einer erbarmungslosen Kritik. Laut und immer lauter wird das Gespräch, bis auf einmal eine Todtenstille eintritt, sofort von noch heftigerem Wortgefecht verbannt.

Nachbars Grete erzählt etwas fast Unglaubliches. Im Wirthshause sei schon seit mehreren Stunden von Nanke aus dem benachbarten Dorfe eine Spindel aufgehängt, und bis jetzt habe sich noch keine Spinnerin gefunden, die durch Abnahme derselben der Herausforderin den Krieg zu erklären den Muth gehabt habe. Sie bedauert nur, keine fixe Spinnerin zu sein, sie werde sonst solche Schmach nicht über sich ergehen lassen; es scheine aber, als ob das Dorf seinen alten Ruhm, die geschicktesten Spinnerinnen der ganzen Gegend zu haben, eingebüßt und sich zum Gespött der Nachbardörfer machen wolle.

Die Tochter des Hauses hat sich während dessen leise davon gemacht und tritt jetzt mit hochgeschwungener Spindel an den Herd, der beschämt verstummenden Erzählerin die Mittheilung machend, daß sie die Spindel abgenommen habe, und daß allernächstens das Wettspinnen stattfinden werde. — Wie auf Sturmesflügeln eilt die Kunde des bevorstehenden Gefechtes durchs Dorf, die Freude ist allgemein, von allen Seiten wird Partei genommen, die Geschicklichkeit und Fertigkeit der Spinnerinnen mit grellen Farben ausgemalt, für und wider sammelt man Geld, um als Gewinn für die siegende Partei deponirt und schließlich in Bier umgewandelt zu werden. Nachdem Ort und Tag und Stunde allgemein bekannt gemacht, sieht man mit fieberhafter Unruhe der Entscheidung entgegen, und bis dahin drehen sich fast alle Gespräche nur um das eine Thema: Wer wird siegen?

Endlich ist er da, der heißersehnte Augenblick, und von allen Seiten strömt es schon längst scharenweise dem Wirthshause zu, dem Kampfe beizuwohnen. Römer und Albaner haben einst dem Ausgang des Zweikampfes zwischen den Horatiern und Curiatiern nicht erwartungsvoller entgegengesehen, als unsere Dörfler heute das Ende des Wettspinnens erwarten. Nanke und Wüpke, die beiden Heldinnen des Tages, betreten mit ihren Spinnrädern bewaffnet und gefolgt von ihrem „Holder" und von der schaulustigen Jugend die Arena, wo sie von den bereits zahlreich Versammelten mit lautem Hurrah empfangen werden. Sie nehmen Platz; ein „Holder" setzt sich mit vorgestreckten Händen zur Rechten jeder Spinnerin, um Anfangen und Aufhören zu commandiren und, wenn einer ein Unglück passirt, der andern in die Speichen des Rades zu fallen. Sie sind die Secundanten bei solchem unblutigen Duell.

Nachdem der Flachs lose in den Rocken gelegt, der Hebel eingeschmiert worden, die Dauer des Kampfes verabredet, die Kämpferinnen sich klopfenden Herzens zum Angriff bereit erklärt haben und ihnen noch von allen Seiten Ermunterungen und Zurufe zufliegen, ertönt das Commando: eins! — zwei! — drei! Da entfalten die Heldinnen ihre ganze Gewandtheit, ihre ganze Kunst; jede Muskel ist in Spannung, und ist es dem Auge unmöglich, den schnellen Bewegungen der Füße, Arme und Finger zu folgen. Ringsum stockt Stimme und Athem, man könnte eine Stecknadel fallen hören. Plötzlich erschallt ein lautes Halt! aus dem Munde der einen Spinnerin, denn der Faden zerriß ihr, und augenblicklich fällt der Holder in das Rad der Gegenpartei, es zum Stehen zu bringen. Diese kurze Pause, die sich während des Kampfes mehrmals wiederholt, wird von den Umstehenden wacker ausgebeutet. Lob und Tadel erschallt in reichem Maße, und jede Partei bringt ihrer Vertreterin einen kräftigen „Schluck," sie zu kräftigen und zu stärken. Der Fehler ist beseitigt, aufs neue erschallt das Commandowort, aufs neue schnurren die Räder, und abermals tritt Todtenstille ein. Die bestimmte Zeit ist verstrichen, ein gebieterisches Halt! macht dem Kampf ein Ende.

Während nun jeder voller Erwartung ist, auf wessen Seite der Sieg sein wird, während die hochgerötheten Heldinnen sich von ihren Anstrengungen erholen, mit ihrer Umgebung über ihr stattgefundenes Unglück scherzen, dabei sich aber den Anschein geben, als ob sie sich um das Resultat gar wenig kümmern, schielen sie doch mit banger Erwartung seitwärts nach jenen ruhigen Männern und Frauen, die beschäftigt sind, das gesponnene Garn abzuhaspeln, und die Fäden zu zählen.

Die Arbeit ist vollendet! Der Sieg wird verkündet. Abermals macht der laute Lärm einer feierlichen Stille Platz. Wüpke ist die Heldin des Tages, denn der von ihr gesponnene Faden ist der längste. Wie das Plätschern eines Mühlbaches, klingt nun das Gewirr der Sieger und Besiegten. Die triumphirende Dorfschöne wird von ihrer Partei beglückwünschend umringt; sie übersieht stolz zufrieden ihre Umgebung, als wenn sie sagen will: „Ich kam, ich spann, ich siegte." Jubelnd wird sie heimgebracht, denn die alte Ehre des Dorfes ist aufs neue gerettet, und ein „fideler" Abend, an dem der gewonnene Einsatz verzehrt werden wird, ist gewiß. Die besiegte Nanke aber begibt sich weniger zufrieden mit ihren Anhängern heimwärts, sich indes damit tröstend, daß es noch nicht aller Tage Abend sei, und daß sie noch nicht für ewige Zeiten der Hoffnung auf die Lorbeerkrone zu entsagen brauche.

Am nächsten Sonntag aber findet bei Sang und Klang das „Spinnelbeer" statt; mag der Tanzsaal eine Küche, der Tanzboden von Steinen sein, mögen der Violine des Dorfmusicus einige Saiten fehlen, was thut's? Man amüsirt sich doch „riesig", und Wüpke hat nicht nur dem Dorfe die Ehre gerettet, sondern auch sich einen kräftigen stattlichen Burschen erobert, der sie nächsten Mai heimführen wird.

(No. II auf Seite 127.)

Aus was bestehen die Sterne?

Von Dr. Friedrich Pfaff.

Wer auch nur einmal in der Einsamkeit und Stille der Nacht draußen im Freien der Betrachtung der Gestirne sich hingegeben, die von dem Gewölbe des Himmels so fern und doch wieder so nahe, so geheimnißvoll und doch wieder so vertraut, auf uns herabblicken, dem ist gewiß auch schon die Frage aufgestiegen, die schon Jahrtausende hindurch gestellt wurde: „Seid ihr bewohnt, ihr leuchtenden Gebilde und von welchen Wesen?"

Philosophen und Theologen haben in alter und neuer Zeit diese Frage vielfach erörtert, die Naturforscher schwiegen, mit ihrem Wissen konnten sie keinen Beitrag zu ihrer Lösung liefern. Erst in der neuesten Zeit vermochten auch sie auf dem sicheren Boden thatsächlichen Wissens diese Frage, wenn auch nicht vollständig zu beantworten, doch einer Beantwortung näher zu bringen. Es ist ja wohl einleuchtend, daß für dieselbe von der größten Wichtigkeit ist, zu wissen, aus welchen Stoffen jene Himmelskörper bestehen, und dieses Wissen ist uns in der neuesten Zeit ganz unerwartet möglich gemacht worden. Wie es errungen worden, und was es uns lehrt, das mitzutheilen, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Es sind wohl schon vielfach Reisen auf andere Himmelskörper unternommen worden, leider noch nicht von Naturforschern. Dichter und Somnambüle waren es, die von dort nichts mitgebracht, als was sie mit hingenommen und daher auch unser Wissen über jene Welten nicht bereichert haben. Was aber uns auf der Erde, unserem einzigen Beförderungsmittel durch den Weltraum, versagt ist, Besuche bei anderen Weltkörpern, das gelingt hie und da einem oder dem andern aus ihrer Reihe. Sie statten uns nicht selten geräuschvolle Visiten ab, müssen es sich dann aber gefallen lassen, für immer bei uns zu bleiben und, statt frei im Weltenraume weiter zu fliegen, in die Tiegel des Chemikers zu wandern, um auf diese Weise, da sie keine Paßkarte mit sich führen, über ihren Charakter und ihr Herkommen nähere Auskunft zu ertheilen. Es sind das die sogenannten Meteorsteine, Duodezplanetchen unseres Sonnensystems, die ihres allzu excentrischen Wandels wegen der Erde zu nahe kommen, von ihr annectirt und in dauernden Ruhezustand versetzt werden.

Durch sie hat man zum ersten Male auf der Erde sichere Kunde erhalten, was draußen im Reiche für Stoffe sich herumtreiben. Was hat man nun in ihnen gefunden? Das Resultat läßt sich mit denselben Worten aussprechen, wie es so oft der gespannten Erwartung zu Theil wird: „Nicht viel und nichts Neues". Es hat nämlich die chemische Untersuchung ergeben, daß sie genau dieselben Grundstoffe enthalten, die in unserer Erdrinde sich finden, 18 derselben sind von den etwas mehr als 60 auf unserer Erde bekannten, auch in jenen vorhanden und kein einziger neuer. Mit Sauerstoff verbunden sind es die Elemente des Kalis, Natrons, der Kalkerde, Bittererde, Thonerde, Kieselerde, des Chroms von den schweren Metallen, Eisen mit Titan, Kobalt, Nickel, Mangan, Zinn und Kupfer, ferner noch Schwefel, Phosphor und Kohlenstoff, die man bis jetzt in ihnen gefunden, — nicht ein Element, was ihnen eigenthümlich wäre. Nicht nur die Art und Weise, wie diese Elemente mit einander verbunden waren, sondern auch die Formen, welche diese Verbindungen zeigen, entsprechen genau den Mineralien unserer Erdrinde. Dieselben Krystalle des Augits, Feldspaths, Olivins u. s. w., die wir z. B. in unseren Basalten finden, setzen auch die Meteorsteine zum Theil zusammen. Wenn auch kein ganz unerwartetes, so ist es doch immerhin ein interessantes Ergebniß, daß dieselben Stoffe in denselben Verbindungen und Formen auch außerhalb der Erde im Weltraume sich finden.

„Aber was hilft uns das für die Beantwortung unserer obigen Fragen über Bewohnbarkeit der Sterne?" Ganz und gar nichts, denn kein Naturforscher wenigstens möchte es wagen, den Schluß zu ziehen, weil eine große Zahl von Weltkörperchen, welche die Sonne umkreisen, dieselben Stoffe enthalten, wie unsere Erde, so werden sich dieselben auch ebenso auf den Fixsternen wiederfinden.

Wie verhält es sich nun aber mit diesen? sind wir im Stande, auch von den Stoffen, aus welchen sie zusammengesetzt sind, uns Kenntniß zu verschaffen?

Wir können allerdings nicht zu ihnen, keiner von ihnen kann zu uns gelangen; sie liegen in so unendlicher Entfernung von uns, daß auch die vollkommensten Telescope sie uns immer nur als unmeßbare, kleine Punkte erscheinen lassen. Dem bewaffneten, wie dem unbewaffneten Auge geben sie nur durch ihr Leuchten von ihrem Dasein Kunde, ihre Form, ihre Größe ist uns völlig unbekannt. Es erscheint daher auf den ersten Blick fast unglaublich, daß das Auge, das doch nur Form und Farbe der Körper wahrnehmen kann, auch an den Fixsternen noch die chemische Zusammensetzung zu erkennen im Stande sei. Und doch ist es dem Scharfsinn zweier deutscher Forscher, Bunsen und Kirchhoff, gelungen, gerade die feinsten Unterschiede in der chemischen Beschaffenheit der Körper nur durch das Auge zu erkennen, sie haben uns so Mittel und Wege geschafft, zu bestimmen, welche Stoffe auf unserer Sonne, wie auf den fernsten Fixsternen sich finden.

Verfolgen wir den Weg, auf dem die Naturforschung endlich zu diesem gewiß bewunderungswürdigen Resultate gelangte, mag es auch anfangs scheinen, als ob er gar nicht zu demselben führen könne, und betrachten wir die Thatsachen und Experimente, wie sie nach und nach zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Männern gesammelt und angestellt wurden, wir werden so, der Entwickelung dieses Zweiges der Physik folgend, am raschesten den jetzigen Standpunkt unseres Wissens erreichen.

Betrachten wir mit einem Glasprisma einen feinen Schlitz in einem schwarzen Papier, das wir gegen das Tageslicht halten, so sehen wir ihn als einen breiten Streifen mit den sieben sogenannten Regenbogenfarben; halten wir hinter das Prisma, das so gestellt sein muß, daß die Kante desselben, in welcher sich zwei seiner Flächen schneiden, parallel dem Schlitze steht, ein Papier oder sonst einen ebenen Körper, so erscheint uns auf demselben der gleiche farbige Streifen — das sogenannte Spectrum. Vergleichen wir die Stelle, auf welche das Licht durch den schmalen Spalt hindurch ohne dazwischen gehaltenes Prisma fällt, mit derjenigen, an welcher wir das Spectrum erblicken, nachdem wir das Lichtbündel des Spaltes auf das Prisma fallen ließen, so bemerken wir, daß durch das letztere das Licht stark aus seiner Richtung abgelenkt wird, am wenigsten das rothe Ende des Spectrums, am stärksten das violette. Von dem Ende des 17. Jahrhunderts an bis zu Anfang des neunzehnten, von Newton bis auf Fraunhofer, wurden unsere Kenntnisse des Spectrums wenig vermehrt; der letztgenannte Optiker führte sie aber um einen bedeutenden Schritt weiter. Betrachtet man, wie er zuerst lehrte, mittelst eines Fernrohres, das von einem feinen Spalte durch ein Prisma hindurchgehende Licht, so sieht man mit Erstaunen eine Menge von Lücken in dem dem bloßen Auge als ein zusammenhängender farbiger Streifen erscheinenden Spectrum; sie zeigen sich als dunkelschwarze, der Richtung des Spaltes genau parallel gehende Linien, von denen schon Fraunhofer mehr als 500 in allen Theilen des Spectrums nachwies.

Sie sind nicht ein Erzeugniß der Atmosphäre, denn sie erscheinen ganz gleich, ob man am Mittag oder Abend, an dem Strande des Meeres oder auf einem hohen Berge das Spectrum betrachtet. Sie zeigen sich auch nicht ganz gleich in dem Lichte der verschiedenen Fixsterne, die hell genug sind, Spectra zu erzeugen, sie fehlen endlich unseren irdischen Lichtern. Dunkel, wie sie sich zeigen, blieb auch der Grund ihres Entstehens, erst der neuesten Zeit ist es gelungen, aus diesem Dunkel eine der glänzendsten Entdeckungen an das Licht zu fördern, die sogenannte Spectralanalyse. Auch bei ihrer Erklärung folgen wir am einfachsten ihrer allmählichen Entwickelung durch Versuche.

Wir nehmen, wie bei den zuletzt geschilderten Versuchen, ein Fernrohr mit einem Prisma, auf das durch einen feinen Spalt Licht fallen kann. Hinter diesen stellen wir aber nun eine Gaslampe, zu der dem atmosphärischen Sauerstoff der Zutritt so gestattet ist, daß die intensivste Verbrennung des Gases stattfindet. Dann leuchtet die Flamme fast gar nicht, giebt aber außerordentliche Hitzegrade.

Betrachten wir nun mit dem Fernrohr und Prisma den Spalt, so sehen wir kein Spectrum, das Gesichtsfeld bleibt dunkel, unser Auge bekommt bei der geringen Intensität des Lichtes dieser Flamme,

von dem ohnedies nur sehr wenig durch den schmalen Spalt hindurchdringt, keine Lichtempfindung.

Nun bringen wir mittelst eines Platinadrathes irgend einen unverbrennlichen Körper, z. B. Kochsalz oder Salpeter u. s. w. in die Flamme, plötzlich erscheinen farbige Streifen und Linien der verschiedensten Art, Bruchstücke des Spectrums, oft in brillantestem Lichte erglänzend.

Wir überzeugen uns bald von folgenden Thatsachen. Jeder Grundstoff erzeugt ihm eigenthümliche farbige Streifen an genau bestimmten Stellen des Gesichtsfeldes, die sich in derselben Art und Anordnung bei keinem anderen finden. Wir können also auf diese Weise mit der größten Sicherheit jeden Stoff an dem Spectrumbruchstücke erkennen, das er, in eine nicht leuchtende Flamme gehalten, unserem Auge vorführt.*)

So liefert z. B. Natrium einen einzigen, gelben Streifen, Lithium einen rothen und einen orangen, Kalcium einen rothen (aber an einer etwas anderen Stelle als Lithium), 2 orange, 3 gelbe, einen grünen u. s. f.

Wir suchen nun durch Meßvorrichtungen, z. B. helle, im Gesichtsfelde erscheinende, mit Zahlen versehene Scalen, die Stellen *genau* zu bestimmen, wo, verglichen mit dem Spectrum der Sonne und den Fraunhoferschen dunkeln Linien, die farbigen Linien der verschiedenen Stoffe auftreten, so springt uns sogleich in überraschender Weise die Thatsache in die Augen: die hellen, farbigen Linien der verschiedenen Körper fallen zusammen mit den dunkeln Linien des Sonnenspectrums. Gewiß Grund genug, eine Verwandtschaft beider anzunehmen, zu suchen, ob uns nicht unsere Flammen mit den verschiedenen, darein gehaltenen Körpern durch ihre hellen Linien die dunkeln der Sonne aufhellen könnten. Und sie können es auch, ja noch mehr, sie haben uns auch die chemische Beschaffenheit der Sonne und der Fixsterne kennen gelehrt. Gehen wir deswegen noch einmal mit Bunsen und Kirchhoff zu unsern Gaslampen.

Wir betrachten wiederum eine solche, in der Natrium erglüht, und behalten den einzigen, gelben Streifen, den es liefert, fest im Auge. Während dessen bringt ein Gehilfe einen *sehr hell* leuchtenden anderen Körper, z. B. einen weißglühenden Kalkcylinder hinter unsere Gaslampe, der für sich allein keine dunkeln Linien, durch ein Prisma betrachtet, zeigt, aber so, daß seine Strahlen durch diese letztere hindurch auf das Prisma gelangen, so wird mit einem Male alles hell, was vorher dunkel war und dunkel, was vorher allein hell war; *wir sehen nun ein vollständiges Spectrum mit einer einzigen dunkeln Linie in Gelb, der genau die Stelle der gelben Natriumlinie entspricht.* Halten wir noch etwas Kali dazu in die Flamme, so bekommen wir noch einige weitere, dunkele Linien. Wir können so mit verschiedenen Stoffen, die wir in die nicht leuchtende Flamme bringen, hinter der eine intensive, ungefärbte Lichtquelle sich findet, die für sich keine dunkeln Linien liefert, sämmtliche dunkeln Linien, wie sie im Sonnenspectrum sich finden, erzeugen, deren Erklärung wir nun immer näher gekommen sind. Eine Reihe der genauesten Experimente hat nämlich folgende Gesetze über das Verhalten der Flammen erkennen lassen. Wenn auf eine schwach leuchtende Flamme Licht von einer stärker leuchtenden, hinter ihr sich befindenden auffällt, so geht ein Theil des letzteren durch die erste hindurch, ein anderer Theil wird verschluckt. Hierbei findet folgendes Verhältniß statt; diejenige Lichtart (Farbe), welche eine Flamme für sich aussendet, wird von ihr verschluckt, d. h. nicht durchgelassen, wenn sie von der zweiten, hinter ihr sich befindlichen Lichtquelle auf sie trifft. Ist daher z. B. die erste Flamme durch Natrium gelb gefärbt, zeigt sie, mit dem Prisma betrachtet, nur einen gelben Streifen, so läßt sie diese Art des gelben Lichtes nicht hindurch, wenn hinter ihr eine viel hellere, auch gelbes Licht aussendende Flamme angebracht wird. Enthält daher die letztere alle Lichtarten, alle Farben, so werden alle, mit einziger Ausnahme des Gelb, welches dem Gelb des Natrons entspricht, durch sie hindurchgehen, wir sehen daher, wie in dem oben angegebenen Versuch in diesem Falle alle Farben, ein ganzes Spectrum, mit einer einzigen dunkeln Linie an der Stelle, wo die Natriumflamme allein einen gelben, hellen Streifen erkennen läßt.

*) Bei einigen ist es allerdings noch nicht gelungen, solche Streifen in Flammen zu erhalten, sie lassen dieselben, wenn man sie hineinbringt, ganz unverändert.

Mit diesen Errungenschaften aus irdischen Flammen gehen wir nun wieder zur Betrachtung der himmlischen Lichter, der Spectra der Sonne und der Fixsterne.

Nehmen wir einmal an, die Sonne sei ein fester Körper, umgeben zunächst von einer sehr intensiv leuchtenden, brennenden Gashülle, nach dieser, also mehr nach außen, befinde sich ein zweites brennendes Gasmeer von geringerer Leuchtkraft, so wird wohl niemand die Berechtigung zu dem Schlusse absprechen wollen, der dem bisher über das Verhalten der Flammen Mitgetheilten gefolgt ist, daß in der äußeren Hülle diejenigen Stoffe vorhanden seien, welche, für sich allein in eine Flamme gebracht, da helle, farbige Linien im Spectrum erzeugen, wo wir im Sonnenspectrum dunkle sehen; denn eben diese müssen sich ja, wenn das intensiv leuchtende Licht der inneren Gashülle durch das äußere, weniger stark leuchtende, brennende Gasmeer hindurchstrahlt, nach den oben aus den Versuchen abgeleiteten Gesetzen in dunkle Linien verwandeln. Unsere Sonne ist uns immerhin nahe genug, um jene Voraussetzung von den zweierlei Gasumhüllungen zu prüfen. Es ist dieselbe auch schon von Herschel, Arago und allen Astronomen, die sich mit ihrer Untersuchung beschäftigt, als diejenige ausgesprochen worden, welche allein alle Beobachtungen an der Sonne erklären könne; namentlich war es Arago, der durch die feinsten optischen Untersuchungen bewies, daß in der That das von der Sonne uns zukommende, von der sogenannten Photosphäre ausstrahlende Licht *Gaslicht* sei. Diese Aussagen der Astronomen, lange vor der Entdeckung der Spectralanalyse gemacht, widersprechen also nicht im geringsten der zur Erklärung der dunkeln Linien im Sonnenspectrum oben angegebenen Voraussetzung. Fragen wir nun, welche Stoffe darnach in der Sonnenatmosphäre vorhanden seien, so finden wir wieder dieselben, die auch auf der Erde in größter Menge sich finden: Natrium, Kalium, Baryum, Magnium, Chrom, Kupfer, Zinn, Eisen und Nickel lassen sich bis jetzt in der Sonnenhülle nachweisen.

In ähnlicher Weise verhalten sich auch die Fixsterne. Zwar sind wir nicht im Stande, ihrer unendlichen Entfernung wegen, ihre Oberflächenbeschaffenheit zu erkennen, festen Körper und gasige Hüllen zu trennen, aber die physikalische Untersuchung ihres Lichtes zeigt uns, daß dieses sich genau wie das Sonnenlicht verhalte. Es möchte daher auch der Schluß wohl zulässig sein, daß sie ähnlich wie unsere Sonne von glühenden Gashüllen, einer inneren sehr hellen, und einer äußeren weniger leuchtenden, umgeben seien. Ist das aber der Fall, so erlauben uns die dunkeln Linien in ihren Spectren ebenfalls wieder das Vorhandensein der Stoffe anzunehmen, die eben in Flammen dieselben erzeugen müssen. Bei der geringen Lichtstärke der Fixsterne haben nur wenige bis jetzt in ihren Spectren dunkle Linien genau erkennen lassen. Sie stimmen aber mit solchen des Sonnenspectrums überein und zeigen uns demnach das Vorhandensein von Stoffen an, die auf unsrer Erde, in den Meteoren und auf der Sonne gefunden worden sind, namentlich hat man das Natrium und Kalium in mehreren mit Sicherheit bestimmen können.

Ein überraschendes und doch nicht befremdliches Resultat bestätigt es doch nur, was den physikalischen Erscheinungen nach wohl erwartet werden konnte. Die genaue Berechnung der Fortpflanzung des Lichtes im Weltraume und die anhaltende Beobachtung der Bewegung jener fernsten Weltkörper hat uns ja gezeigt, daß dasselbe Medium, der Aether, welcher allein uns das Licht der Himmelskörper, wie jedes andere, zuführt, von derselben Dichte im ganzen Weltraume ausgebreitet sei, und daß dieselben mechanischen Gesetze der Bewegung, die doch auch vom schweren Stoffe abhängig sind, ausnahmslos im Weltraume herrschen, daß die Keplerschen Gesetze den Lauf unserer Planeten, wie den der Fixsterne, regeln und ordnen. So schließt sich nun an Physik und Mechanik auch die Chemie an und zeigt uns mit diesen, daß dieselben Kräfte dieselben Stoffe in dem ganzen Weltraume bewegen, d. h. so weit es ein Gegenstand ihres Wissens ist, die *Einheit des Alls.*

Ein Festgeschenk des Friedens.

Für Jung und Alt ist es eine Freude, in Bilderbüchern zu blättern, bei dem einen Blatte länger, bei dem andern kürzer zu verweilen und durch die Erzeugnisse der Künstlerhand Auge wie Herz gleicherweise zu erquicken. Unsere Zeit kommt dem Verlangen nach solchem Genusse mit der allerreichsten Befriedigung entgegen und — was besonders erfreulich ist — sie macht von Jahr zu Jahr entschiedene Fortschritte in der künstlerischen und technischen Vollendung ihrer Gaben. Es sind wirklich oft Kunstausstellungen en miniature, die sie in elegantestem äußeren Schmuck für unsere Häuser liefert und die es werth sind, nicht nur im Salon zu flüchtigem Anschauen auszuliegen, sondern in unseren Familienzimmern lange und immer wieder aufs neue studirt zu werden.

Sieh Dir einmal, freundliche Leserin, die beiden Bilder zur Linken und zur Rechten, die wir aus einem im Erscheinen begriffenen Werke der erwähnten Art*) mit Erlaubniß des Herrn Verlegers für unser Blatt ausgewählt haben, an und versuche, ob Du sobald Deinen Blick wieder davon abwenden kannst. Mörikes „verlassenes Mägdlein“:

Früh, wenn die Hähne krähen,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehen,
Muß Feuer anzünden.

Schön ist der Flamme Schein,
Es springen die Funken,
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich da kommt es mir,
Treuloser Knabe!
Daß ich die Nacht von Dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzt hernieder,
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!



ist von dem genialen Maler der Dorfpoesie, Benjamin Vautier, mit wunderbarer Anmuth aus den Versen auf das Holz übertragen. Wir vergessen bei dem Anblick dieses ins tiefste Herzeleid versunkenen Mädchens, das mit der prosaisch-realen Umgebung des Küchenraumes einen merkwürdigen Contrast bildet, ganz und gar, daß so zarte, anmuthige Formen, so elegante Arme und Hände sich wohl kaum unter unsern Mägden finden, daß unser Künstler in seinem Bemühen, dem Realismus seine unschönen und unwahren Uebertreibungen zu nehmen, die Wirklichkeit durch das in ihr schlummernde Ideal zu verklären, hier wohl etwas zu weit gegangen ist. Wir vergessen es, weil doch keine Unwahrheit in dem Bilde enthalten ist. Das tiefinnerste Wesen und Gefühl, das im täglichen Leben durch die äußere Hülle sich uns oft entzieht, ja dem der eigene Ausdruck aus Mangel an Gabe und Bildung meistens fehlt, das aber dennoch in der niedrigsten Magd sich ebenso häufig findet, wie in der feinsten Dame, ist hier in abgeklärt idealer Erscheinung zum Ausdruck gebracht. Es ist freilich ein modernes Bild, aber trotzdem, unseres Erachtens, frei von den Klippen falscher Sentimentalität und krankhafter Weltmüdigkeit gehalten.

Dennoch thut es wohl, von ihm den Blick auf des Dresdener Meisters, auf Julius Hübners Luther zu wenden. Darin ist auch Realität, historische Realität, und doch ist es eine Gestalt, ein Antlitz, in dem ein hohes Ideal, freilich ein gottgebornes, sich ab- und ausprägt. An diesem Manne, aus dessen Munde wir die kühnen Worte: „Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!“ zu vernehmen glauben, richten wir uns auf und stärken uns, wie an

*) Aus dem „Album deutscher Kunst und Dichtung.“ Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen der Künstler. — Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

einem hellleuchtenden, begeisternden Vorbilde. Mit sehr richtigem Takte hat der Herausgeber dieses Bild nur geleitet durch des großen Reformators unvergängliches, geistliches Kampf- und Siegeslied: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ und wir würden fürchten, unsere Leser in dem Genuße des herrlichen Bildes zu stören, wollten wir noch etwas weiteres zu seiner Erläuterung hinzufügen.

Je mehr in unserer Zeit gedichtet wird, desto seltener und spärlicher werden die wahren, großen Dichter. Auch das vorliegende Album enthält meist altbekannte, altbeliebte Lieder, wenig Neues. Da begegnen wir vielgesungenen Volksliedern, wie Eichendorfs: „In einem kühlen Grunde“, oder Feuchterslebens wehmüthig und doch so tröstlich uns anmuthenden: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“, oder Goethes „Heidenröslein“ u. a.; da finden wir Uhlands tieferschütternde Ballade: „Des Sängers Fluch“ und Heinrich Heines schönes Lied: „Ein Fichtenbaum steht einsam“, Freiligraths „Gesicht des Reisenden“ u. Wilhelm Müllers: „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein“ u. a. Neben den orientalischen Klängen des Herausgebers Bodenstedt fehlt es nicht an echt deutschen, patriotischen Liedern, wie Mosens „Andreas Hofer“ u. a.; neben den frischesten Frühlings- und Sommerliedern nicht an Liebesklängen; ja neben so manchen stürmischen, kriegerischen Weisen finden wir Abend-, ja selbst Schlummerlieder, wie Luise Hensels reizendes: „Müde bin ich, geh' zur Ruh“. Meist, wie gesagt, sind es Erzeugnisse von Sängern, die längst nicht mehr auf Erden wandeln, aber in ihren Liedern unter uns fortleben, und Dichtungen, die seit frühester Jugend unser aller Eigenthum sind. Wir stimmen mit dieser Auswahl ganz überein — unserer Zeit Aufgabe ist es, mit dem ererbten Schatze unserer Poesie sorglich hauszuhalten, die neueren und neuesten Dichtererzeugnisse mit Auswahl und Maß zu genießen, um recht offenen Sinn und rechtes Verständniß zu behalten für den Tag, da einmal wieder ein neuer, großer Dichter in unserem Volke wird geboren werden. Schönes, Echtes, Herrliches schaffen ja auch viele der Zeitgenossen fort und fort zu Tage; das gewahrt man mit erneutem Genusse in dem Bodenstedtschen Album, in dem übrigens so manche der lebenden Dichter, wie Lingg, Julius Sturm nur spärlich und nicht ihrem Werthe entsprechend, andere, wie Gerok z. B., gar nicht vertreten sind. Das ist aber dieser neuen Sammlung vorzüglichstes Verdienst, daß darin die Dichtung mit der Kunst so innig vermählt, ja durch sie oft erst in das rechte Licht gestellt erscheint. Wenn Wilh. Riefstahl Uhlands „Kirchhof im Frühling“ — wenn H. Brinckmann Goethes „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ — wenn Ludw. Richter Geibels „Wanderlust“ — wenn Ferd. Piloty Goethes „Harfnerlied“ — wenn Camphausen Strachwitz „Hie Welf!“ illustrirt, so kann wohl nur etwas Vollendetes das Resultat sein. Es gehen Dichter und Künstler hier in tiefstem gegenseitigen Verständnisse zusammen: Dichtung und Zeichnung stehen nicht nebeneinander, sondern wirken gemeinsam und harmonisch, wie die verschiedenen Stimmen in einem Duette.



Unter den neu hinzugekommenen Dichtungen wollen wir zum Schluß Julius Rodenbergs „Aus der Schwedenzeit“, ein neues, schwungvolles Loblied auf Fehrbellin, nicht unerwähnt lassen, das von Adolf Menzel in meisterlicher Weise illustrirt, eine der schönsten Seiten dieses wirklich schönen Buches bildet.

R. K.

Aus den märkischen Reservelazarethen.*)

Mit der Vervollkommnung der Kriegskunst und der Waffen hat die Militärkrankenpflege gleichen Schritt gehalten; und sowie bekanntlich zur Erreichung von Kriegszwecken das Blutvergießen durchaus nicht immer nothwendig ist, indem der Feldherr bisweilen so geschickt manövriren kann, daß er seinen Gegner zum Rückzuge und Auf-

*) Der obenstehende Aufsatz hat einen, in der medicinischen Welt als Autorität geltenden Arzt, der jedoch anonym zu bleiben wünscht, zum Verfasser.
Die Redaction.

geben ganzer Ländergebiete zwingt, ohne daß ein Schuß fällt, so haben auch die Kriegslazarethe aufgehört, die Stätten pestartiger Seuchen zu sein, welche sie noch in den Kriegen zu Anfang unseres Jahrhunderts zu den schrecklichsten Begleitern der Heereszüge machten. Der schwierige Transport der Verwundeten hatte in früheren Zeiten die Anhäufung derselben in der Nähe der Schlachtfelder zur Nothwendigkeit gemacht, und bekanntlich ist nichts dem Ausbruche von Epidemien und ansteckenden Fiebern so günstig, als die Zusammenhäufung einer großen Anzahl von Kranken. Erst die Eisenbahnen haben diesem Uebelstande ein Ende gemacht, indem sie die Auseinanderlegung der Kranken und Verwundeten in räumlich weit von einander entfernte Plätze ermöglichten. Seitens der preußischen Armeeverwaltung war deshalb bereits bei Annäherung der Kriegsgefahr auf die Errichtung sogenannter Reservelazarethe in den dem muthmaßlichen Kriegsschauplatze benachbarten Provinzen Bedacht genommen, und schon zu Anfang Juni in zahlreichen, an der Eisenbahn gelegenen Städten die nöthigen Vorkehrungen, — Ermittelung passender Localitäten, Gewinnung des ärztlichen Personals, Beschaffung von Lazarethbedürfnissen — getroffen worden. Diese Vorsorge hat es möglich gemacht, daß Preußen, außer seinen eigenen Verwundeten, von denen nur 200 in feindlichen Lazarethen verpflegt worden sind, im ganzen 25,000 Verwundete der feindlichen Armeen in seine eigenen Lazarethe hat aufnehmen und gleich den eigenen Landeskindern verpflegen können.

Sobald die vom Gefecht oder Schlachtfelde in die Feld- und schweren Lazarethe gebrachten Verwundeten sich dort zu häufen beginnen, werden die Transportfähigen ausgesondert und rückwärts in die in den benachbarten Provinzen angelegten Reservelazarethe gebracht. Zu solchen Lazarethen werden leerstehende Kasernen, leere Fabrikräume, größere Schulanstalten, Schlösser ꝛc. gewählt. Die Belegung der Zimmer erfolgt in der Weise, daß auf den Mann circa 600 Kubikfuß entfallen, und wo der Raum beschränkt ist, wird durch Aufschlagung von Zelten mit doppeltem Segeltuchdache, die durchschnittlich für 14 Betten eingerichtet und an den Giebelseiten mit Abtheilungen für die Wärter versehen sind, — oder auch durch Errichtung hölzerner Barracken Platz geschafft. Das Lazareth wird von einer sogenannten Lazarethcommission verwaltet, die aus einem Officier, dem Arzte und einem Verwaltungsbeamten zusammengesetzt ist, während die ärztliche Leitung dem Chefarzte zusteht, unter welchem die ordinirenden Aerzte der einzelnen Stationen (50 bis 100 Kranke) mit je einem bis zwei Unterärzten fungiren. Außer diesen Unterärzten sind jeder Station 1 bis 2 Chirurgengehilfen, Soldaten, meist mit Unterofficiersrang und für je 2 Krankenzimmer mit 15 bis 20 Mann je ein Krankenwärter zugetheilt. Die Anstaltsküche liefert die Speisen in dreien Diätformen, sowie die für einzelne Kranke verordnete Extradiät, welche in Kaffee, Milch, Eiern, Frühstücksbouillon, Braten, Wein, Compots ꝛc. besteht.

Diesen staatlichen Einrichtungen hatten sich nun in allen Städten, in welchen Reservelazarethe eingerichtet waren, Privatvereine zugesellt mit der Absicht, die Pflege der Verwundeten nach allen Richtungen hin zu fördern. Außerdem war vom Johanniterorden einem jeden größeren Lazarethe ein Ritter als Ordenscommissarius zu gleichem Zwecke beigeordnet.

In der an der Eisenbahn belegenen brandenburgischen Garnisonstadt X. waren mehrere große Lazarethe mit im ganzen 1000 Betten errichtet worden, von welchen bis zum 16. Juli erst 300 mit, theils innerlichen, theils augenkranken Preußen belegt waren. Für den genannten Tag, 13 Tage nach der Schlacht bei Königsgrätz, waren die ersten Transporte von Verwundeten angesagt worden, und schon am 19. waren deren 700 angelangt. Es waren 620 Oesterreicher, 12 Sachsen und etwa 60—70 Preußen. Ihre Ankunft war das Signal zur Bildung neuer Pflegevereine, theils von Frauen aus der Nachbarschaft jedes Lazareths, theils von Männern. In kurzer Zeit hatte der Männerverein eine Summe von 6300 Thaler aufgebracht, und einem jeden der 4 großen Lazarethe einen Commissarius beigegeben, welcher aus Vereinsmitteln für die Förderung der Krankenpflege zu sorgen hatte. Die Frauen und Jungfrauen dagegen, die sich zahlreich zur Pflege der Kranken einstellten, theilten sich in die einzelnen Krankenzimmer, deren Insassen von ihnen durch regelmäßige tägliche Spenden von nicht-etatsmäßigen Erquickungen, als Vesperkaffee ꝛc., erfreut wurden. Viele betheiligten sich auch an der unmittelbaren Krankenwartung, andere vermittelten die Correspondenz der Kranken mit deren Angehörigen; — kurz, es war in einer Weise für die Verwundeten gesorgt, daß diese es bald vergaßen, daß sie sich in Feindes Gewalt befänden.

Wie vorzüglich die Einrichtungen dieser Lazarethe waren, geht am schlagendsten daraus hervor, daß ungeachtet ihrer bedeutenden Größe, — das eine enthielt 330 Verwundete, ein anderes 400 Kranke, darunter 200 Verwundete, — weder Lazarethfieber, noch das gefürchtete Eiterfieber (die Pyämie) in denselben zum Ausbruch kam, die gefährlichsten Wunden vielmehr ebenso gutartig verliefen, als ob sie in Privatwohnungen behandelt würden. Ja, obgleich während des Bestehens der Lazarethe in der Stadt eine ausgedehnte Cholera-Epidemie herrschte, ist kein einziger der 1000 Lazarethkranken von dieser Seuche ergriffen worden.

Fast ausnahmslos bestanden die Verletzungen in Schußwunden, und zwar die größere Hälfte derselben mit Knochenzerschmetterungen verbunden, und somit für das Leben, wenigstens für die Erhaltung des verletzten Gliedes höchst gefährlich. Dennoch war der Verlauf der Wunden ein überraschend günstiger, indem von 100 Verwundeten durchschnittlich nur 4—5 starben. Eben so erfreulich war es, daß es auch in den meisten Fällen, in welchen anfänglich die Amputation unvermeidlich schien, gelungen war, das Glied zu erhalten. Ihrer Nationalität nach waren unter 100 Oesterreichern in diesen Lazarethen etwa 33 Deutsche, 40 Slaven (Czechen, Polen und Slowaken, Croaten ꝛc.), 12 Ungarn, 8 Italiener und 7 Rumänen (aus Siebenbürgen, dem Banat ꝛc.); und es stellte sich bald heraus, daß die slavischen und italienischen Soldaten bei weitem empfindlicher und weichlicher bei ihren Verwundungen sich verhielten, als die Deutschen und Ungarn.

An dem überraschend günstigen Verlaufe der Verletzungen hatte ohne Zweifel das Zündnadelgewehr einen erheblichen Antheil. Denn es ist eine alte Erfahrung, daß die Schußwunden der früheren runden Kugeln, die aus glattläufigen Gewehren abgeschossen wurden, wegen ihres unsicheren Laufes, den sie auch innerhalb der getroffenen Theile fortsetzen, die Umgegend des Schußkanals weit mehr verletzten und erschütterten, und namentlich schwerere Knochenverletzungen hervorbrachten, als die, wegen ihrer spitzeren Gestalt viel leichter eindringenden Geschosse der Präcisionsgewehre, welche außerdem die ihnen im Gewehrlaufe durch die Züge mitgetheilte Richtung viel fester innehalten, und daher die Wände des Schußkanals nicht schlotternd verletzen. Am klarsten erweist sich dies aus dem auffallend günstigen Verlauf der Brustwunden, die bei den früheren Gewehren meist immer absolut tödtlich waren. In unseren Lazarethen befanden sich nicht weniger als 6 Personen, welche von vorn nach hinten durch die Brust geschossen waren, so daß bei mehreren die Kugel beim Austritte noch dazu durch das Schulterblatt geschlagen hatte, und alle diese anscheinend so schwer Verletzten waren bereits in der vierten Woche vollkommen geheilt.

Sehr bedeutend war die Zahl derjenigen Verwundeten, die erst am 4—5. Tage nach der Schlacht von den Preußen auf dem Schlachtfelde aufgefunden, und in die Lazarethe geschafft waren. Unter ihnen befanden sich zwei, deren Geschick eine besondere Erwähnung verdient. Der eine war ein Officier ungarischer Abkunft. Er war am Tage vor der Schlacht bei Königgrätz in Regimentsgeschäften von früh bis Abends 8 Uhr in der Umgegend des Feldlagers beschäftigt gewesen, und hatte keine Gelegenheit zur Mahlzeit gefunden. Höchst erwünscht war es ihm daher, daß er bei seiner Rückkehr am Abende Gelegenheit fand, von einer ihm begegnenden Gänsetreiberin zwei Gänse zu erhandeln, welche zu einem festlichen Abendessen bestimmt wurden. Schon hatten sich die hierzu eingeladenen Kameraden eingefunden, die gerupften Gänse wurden in den Feldkessel gethan, und mit einigen Händevoll Reis übers Feuer gestellt. Als das Wasser zu wallen begann, erging plötzlich der Befehl an die betreffende Brigade: aufzubrechen, und die Stellung bei Chlum einzunehmen. Der Kessel wurde umgestürzt, und die Gänse wanderten zurück in den Tornister des Burschen. Auf dem neuen Lagerplatze erst in früher Morgenstunde angekommen, forderte der Schlaf zunächst seine Rechte. Um 7 Uhr begann die Schlacht, die sich gegen Mittag nach Chlum wälzte, in dessen Straßen der Kampf hin und her wogte. Unser Freund hatte einen preußischen Officier mit drei Mann gefangen genommen, und, sich des Degens desselben bemächtigend, drang er an der Spitze seines Zuges, zur Ermuthigung seiner Leute mit dem preußischen Degen vor. Aber dies Vorgehen sollte ihm verderblich werden, denn fast gleichzeitig wurde er von vier Kugeln, die sämmtlich in das rechte Bein drangen, getroffen und sank in der Dorfstraße nieder. Fast

noch eine Stunde wogte der Kampf im Dorfe hin und her, — da verließ ihn das Bewußtsein. Erst am Morgen nach der Schlacht kam er wieder zu sich. Es hatte seit seiner Verwundung ununterbrochen geregnet, und er fand sich daher völlig durchnäßt in einer Pfütze liegend. Mühsam kroch er durch das benachbarte Gehöft in eine Scheune, dessen offnes Tennenthor er von seinem Platze aus erblicken konnte, und fand daselbst fünf andere verwundete Kameraden, unter ihnen auch seinen Burschen. Bei dessen Anblick ließ ihn der nun aufs heftigste rege gewordene Hunger der beiden Gänse gedenken, — aber diese waren leider aus dem Tornister verschwunden, da auch der Bursche mehrere Stunden nach seiner Verwundung bewußtlos auf der Dorfstraße gelegen hatte. Der Besitzer der Scheune, ein alter czechischer Bauer, erschien bald auf der Tenne; aber wie sehr wurde die Hoffnung der Unglücklichen auf seinen Beistand getäuscht, als er auf deren dringende Bitten nur die übliche Antwort hatte, kein Deutsch zu verstehen, und, in seiner Sprache angeredet, bei der trocknen Erklärung verblieb, nichts Eßbares im Hause zu haben! So verging der erste Tag nach der Schlacht; mehre der Verwundeten wurden schwächer und schwächer, und als die Sonne des zweiten Tages aufging, waren nur noch drei derselben am Leben. Der Bauer erschien wieder, ließ sich aber auch jetzt nicht bewegen, die Verschmachtenden zu erquicken oder ihnen irgendwie Hilfe zu schaffen. Da ging auf der Dorfstraße ein preußischer Soldat vorüber. Unser Freund rief ihn herbei und bat ihn um Beistand. Er kam hinein, brachte die Todten fort und holte von der Bühne einige Bund Stroh, auf denen er die Verwundeten bettete. Zu essen hatte er nichts, und auch seine Bemühungen, im Dorfe Lebensmittel für die Verschmachtenden zu erlangen, blieben fruchtlos. Wieder verging der Tag, die Nacht, und der fünfte Tag, seitdem der Unglückliche keinen Bissen Speise zu sich genommen, brach an. Wieder war inzwischen einer seiner Leidensgefährten verschieden, und schon sah er sich dem schrecklichen Hungertode rettungslos verfallen. Da gab ihm die Verzweiflung ein, den hartherzigen Besitzer des Gehöftes durch Furcht zum Beistande zu vermögen. Er lud mit vieler Mühe das Gewehr eines Verstorbenen, schob dessen Mündung in das Dachstroh und drohte, dasselbe in Brand zu schießen, wenn er nicht sofort in das nächste Lazareth geschafft würde. Dies half; schon nach einer Viertelstunde befand er sich auf dem Wagen und wurde nach dem nächsten Städtchen gebracht. Auf dem Markte desselben begegnete dem Wagen eine Frau mit einem Becken lieblich duftenden Rippenbratens. Sie erwies sich bereit, ein derbes Stück davon dem Verschmachtenden zu verkaufen, und wir wollen es ihm glauben, daß ihm die Mahlzeit köstlich behagte. Auch blieb sie, der allgemeinen Ansicht über die Schädlichkeit derber Kost nach langem Fasten zuwider, gänzlich ohne Nachtheil. In jener Stadt traf er mit zwei Abgesandten des Berliner Pflegevereins zusammen, die ihn auf ihrem Wagen nach dem Lazareth in Königinhof brachten, von wo aus er bereits nach 8 Tagen in das märkische Reservelazareth verlegt wurde. Hier war nach etwa 6wöchentlicher Cur seine Heilung fast vollendet.

Ganz anders war es mit seinem Kameraden, einem österreichischen Jäger. Derselbe war der Sohn eines in Temeswar, im Banat, wohnenden Kaufmanns, deutscher Abkunft und als 19jähriger Student den Fahnen seines Kaisers gefolgt. In der Schlacht bei Königgrätz hatte er einen Schuß in die rechte Kniekehle erhalten und war erst fünf Tage später auf dem von den Preußen immer noch durchsuchten Schlachtfelde aufgefunden und in das Lazareth nach Königinhof gebracht worden, von wo er gleichfalls nach 14 Tagen nach der Mark transportirt worden war. Anfänglich schien der Verlauf der Verletzung günstig; allein die zarte und schwächliche Constitution des jungen Mannes war derselben auf die Dauer nicht gewachsen; es stellte sich ein nervöses Fieber ein, unter dessen Einfluß die Wunde sich erheblich verschlimmerte. Inzwischen hatten sich seine Eltern vergeblich um Nachrichten über das Schicksal dieses, ihres einzigen Kindes bemüht. Da solche unter den obwaltenden Umständen von den österreichischen Militärbehörden nicht ertheilt werden konnten, reiste der bejahrte Vater selbst nach dem Kriegsschauplatze, und hier gelang es ihm endlich zu erfahren, daß sein Sohn noch lebend in das Königinhofer Lazareth und von dort nach X. in der Mark gebracht worden sei. In banger Sorge, ob er sein Kind noch lebend antreffen werde, eilte er dorthin. Er hatte sich vorgenommen, den Kranken aus dem Lazareth loszubitten, ihn in sein Quartier aufzunehmen, um ihn selbst dort zu pflegen; aber nachdem er zuvor die Behandlung und Pflege, die seine Landsleute im Lazareth genossen, kennen gelernt, rief er mit Thränen aus: „Nein, ich lasse ihn bei den Preußen; ich könnt' es ihm nicht besser schaffen!“ Das Wiedersehen zwischen ihm und dem darauf vorbereiteten Sohne ließ im Krankensaale, vom Oberarzte bis zum Wärter herab, kein Auge trocken. In rührendster Weise gab der alte Mann den wechselnden Gefühlen der überwältigenden Freude, den Todtgeglaubten in seine Arme zu schließen — des Kummers, ihn so hoffnungslos leidend zu finden, — des Dankes für die liebevolle Behandlung seines Kindes Ausdruck. „Hab' ich es doch immer Deiner Mutter gesagt,“ rief er, sich halb zu seinem Sohne, halb zu uns sich wendend, „daß wenn Du noch lebend in die Hände der Preußen gefallen wärest, wir nicht zu sorgen hätten. Du wärest dann ja bei deutschen Leuten; aber nun seh' ich, Du bist bei lieben Freunden!“ Und dann erzählte er uns, wie schrecklich das Schicksal der im ungarisch-österreichischen Kriege 1849 in die Hände der Merlaken und Grenzler gefallenen Gefangenen gewesen sei; wie er mit eignen Augen gesehen, daß ihnen die Kleider vom Leibe gerissen, die nackten Arme mit Strohseilen auf dem Rücken zusammengebunden, und das Stroh angezündet werden sei.

Leider war es dem zärtlichen Vater nicht beschieden, den Sohn genesen zu sehen. Acht Tage hindurch wich er nicht von dessen Lager; man hatte ihm ein Bett neben das seines Sohnes gestellt, der, ohne zu klagen, mit einem stets freundlichen, dankbaren Ausdruck in dem abgezehrten Gesichte, dem Tode rasch zueilte. Zehn Tage nach Ankunft des Vaters verschied er.

Gegen Ende September wurden die nunmehr geheilten Verwundeten in ihr Vaterland zurückgesendet, und den Heimatsbehörden in Oesterreichisch-Oderberg übergeben. Ihr Abschied von den Aerzten und ihren treuen Pflegerinnen war der herzlichste, und sicherlich werden die Heimgekehrten durch die Berichte, wie es ihnen in Feindesland ergangen, zur Beschwichtigung der künstlich aufgeregten Nationalerbitterung zwischen den beiden Völkern beitragen.

Ostfriesische Lebensbilder.

Von **Hermann Meier.**

II. Das Klootschießen.

„Juchhe! noch friert's!“ Ist dieser Ausruf überhaupt im Munde unseres eifrig schlittschuhlaufenden Ostfriesen nicht selten, wenn er des Morgens die Nase ins Freie steckt oder die gefrorenen Fensterscheiben mit dem Athem seines Mundes aufzuthauen versucht; freudiger, zufriedener klingt er am Fastnachtstage, an dem Tage, an welchem der Mittagstopf aller Häuser Klöße mit Schinken liefert. Wäre es doch eine Sünde wider die Sitten der Väter, diesen Tag nicht durch Klootschießen zu feiern. Fastnacht fällt immer auf den Tag vor Aschermittwoch, also auf einen Dienstag; feierte man aber den Montag bereits als einen blauen, der Dienstag ist gewiß in solche Farbe gehüllt. Alles feiert, jeder geht seinem Vergnügen, dem Klootschießen nach.

Doch findet man dieses Volksvergnügen nicht in allen Theilen Ostfrieslands, nur im nordöstlichsten Theile, im sogenannten Harlingerlande, tritt es noch in der von den Vätern ererbten Weise auf.

Es war an einem grimmig kalten Montag Februars, als uns weder Post noch Omnibus mehr unserem Ziele zuführen konnten und wir also gezwungen waren, des Schusters Rappen anzuspannen. Der Fingerbieter (Fingerbeißer), wie der Ostfriese eine schneidende Kälte zu nennen pflegt, trieb uns rasch vorwärts, und in Gedanken versetzten wir uns bereits an den warmen Ofen im anheimelnden Stübchen unseres harrenden Gastfreundes.

Todesstille ringsum! Kein Mensch, kein Thier auf dem öden Wege, nur hie und da eine bessere oder schlechtere Hütte, deren aufsteigende Rauchsäule wir mit einer gewissen Art von Mißgunst betrachten.

Vor uns liegt das Dorf Werdum und verspricht uns Labung,

innerliche wie äußerliche. Es ist bald erreicht, und am gewaltigen Torffeuer thauen wir unsere erfrorenen Glieder wieder auf. Der Ostfriese hat Recht! „Dem Schulmeister geht's wie einem blechernen Gefäß, es ist leicht warm, leicht kalt."

Die Wirthsstube — ostfriesisch „Jagdweide" — birgt eine ganze Schar junger Burschen, die ihr lebhaftes Gespräch durch die Ankunft eines Fremden in keinerlei Weise stören lassen. „Fastelavend! Klootscheeten! inholden!" Diese und andere sich häufig wiederholende Ausdrücke beweisen uns zur Genüge, daß sich die Debatte um das Vergnügen des morgenden Tages dreht. Endlich ist man fertig geworden, und ein Theil der Gesellschaft bricht auf, nachdem noch zuvor die kurzen Pfeifen gestopft und mit einer glühenden Kohle angezündet, die Kragen der kurzen Jacke aufgeschlagen und ein Tuch um Mütze und Ohren gebunden ist. Sie sind aus einem benachbarten Dorfe deputirt und haben die jungen Burschen Werdums zum Zweikampf auf morgen herausgefordert. Dieser ist angenommen, und die Bedingungen sind aufs genaueste stipulirt. Dreierlei besonders mußte bestimmt geregelt werden:

1) Sollen die Kugeln leicht- oder schwerpfündige sein?

2) Wie viele Personen jeder Partei sollen thätig auf dem Kampfplatze erscheinen?

3) Wie hoch gilt der Preis?

Der Städter ist nur selten in der Lage, solche echten Volksvergnügungen zu sehen, weshalb wir es vorzogen, die Nacht hier zu verweilen, um am folgenden Tage diesem nationalen Fest beizuwohnen. Zu gleicher Zeit haben wir ja dann hinreichende Gelegenheit, über die vorbereitenden Verhandlungen des heutigen Abends unsere Erkundigungen einzuziehen.

Von einem etwa eine Stunde entfernten Dorfe waren am heutigen Abend sechs stämmige Burschen ins hiesige Wirthshaus gerückt, hatten sich rund um den Herd gesetzt, sich häufig geräuspert, noch häufiger ins Feuer gespuckt, als ob ihnen die helle Flamme im Wege sei, am häufigsten aber seitwärts die anwesenden Jünglinge Werdums gemustert, bis endlich einer der auswärtigen mit gravitätischem Ernst in die tiefe Hosentasche gefahren war und eine hölzerne, mit Blei durchgossene Kugel auf den Tisch gedrückt hatte mit den herausfordernden Worten: „Wi hangt den Kloot up!" d. h. Wir fordern Euch zum Klootschießen heraus. Die einheimischen Burschen, denen längst der Zweck jenes Besuches bekannt war, hatten bis dahin alles mit größter Gemüthsruhe beobachtet, aber jetzt schien plötzlich doppeltes Leben in sie zu fahren; einige Secunden leises Geflüster — dann ergriff einer die Kugel und sagte: „Wi nehmt den Kloot up!" d. h.: Wir nehmen die Herausforderung an. Das gab Leben in dem Hause und außerhalb desselben, wo die halberwachsene Jugend mit kaum bezwingbarer Sehnsucht das Resultat erwartete, um es dann schleunigst von Haus zu Haus zu verkünden, daß morgen dieses und jenes Dorf sich im Klootschießen messen werde. Freunde der Sache nehmen nun gleich die Angelegenheit in die Hand, und in kurzer Zeit ist ein Sümmchen Geld zusammengebracht, um am folgenden Tage als Preis zu dienen.

Während dessen wurden da drinnen die oben erwähnten Fragen verhandelt und nach langer Debatte beschlossen: beim Kampf gelten nur schwerpfündige Kugeln, das sind solche, die zwei bis drei Mal durchbohrt und mit Blei ausgegossen sind, so daß sie wenigstens ein Pfund wiegen, während nicht so schwere leichtpfündige heißen. Von beiden Seiten werfen drei Mann hin und zurück von Dorf zu Dorf; der Preis beträgt zehn Thaler von jeder Seite. Die Anzahl der Werfenden rief eine lange, heftige Debatte hervor, ernster und hartnäckiger, als die der preußischen Abgeordneten über zwei- oder dreijährige Dienstzeit, denn das eine Dorf hatte nur zwei gewiegte Klootscheeters, während Werdum drei in seiner Mitte barg. Wenn bei dieser Debatte sich auch manche Kehle heiser schrie und dann und wann die Krüge und Gläser von den derben Faustschlägen auf dem Tische tanzten, so siegte doch letztere Ansicht, und einige Krüge Warmbier besiegelten den Vertrag.

Es ist Fastnacht, und früh Morgens schon regt sich's im Dorfe, denn noch gibt es der Vorbereitungen manche, bevor der Kampf beginnen kann.

Vor allen Dingen ist die Stelle, von wo aus man den Wettstreit zu beginnen beabsichtigt, mittels Spaten und Hacken zu ebnen und eine lange Strohmatte daraufzulegen, die vorn durch untergelegte Säcke angemessen erhöht wird, damit die Kämpfenden beim Werfen eine feste Stütze haben und nicht ausgleiten können. Daß bei diesen Vorbereitungen die liebe Jugend die erste Violine spielt, ist gewiß selbstredend.

Früher, wie sonst, kommt heute das Mittagsmahl auf den Tisch, um ja nicht den Anfang des Kampfes zu versäumen. Von hüben und drüben versammelt sich allgemach eine große Menschenmasse, und manche Wette, das Resultat des Kampfes betreffend, wird noch gemacht.

Plötzlich tiefe Stille! Die Gladiatoren haben die Arena betreten und setzen sich in Positur, nicht nur die eigene, sondern auch die Ehre des ganzen Dorfes zu vertreten.

Bahnwieser und Stocklegger stehen auf ihrem Posten. Jener zeigt durch einen emporgehaltenen Stock die Richtung und zugleich eine ausgesuchte Stelle für das Niederfallen der Kugel an; dieser bewacht die gegnerische Kugel in ihrer Ruhe und legt seinen Stock davor, damit weder Tritt noch Stoß sie weiter befördere. Würde das geschehen, so wäre ja eine allgemeine Keilerei unausbleiblich, und dazu ist ja noch später Zeit und Gelegenheit. Die erste Kugel saust durch die Luft. Um mit voller Kraft und ohne jegliches Hinderniß werfen zu können, haben die Kämpfenden sich ihrer Oberkleider und Holzschuhe entledigt und solche dem kleinen Volke zum Aufheben übergeben. Wer dieser Ehre gewürdigt wird, wächst plötzlich um eines Hauptes Länge.

„Hierhêr!" schreit der Bahnwieser, „Hâl wêr!" der Werfende und macht nach verschiedenen blinden endlich den wahren Anlauf, beschreibt mit dem Arm eine Kreislinie, und 50 bis 60 Schritt von ihm entfernt, fällt die Kugel auf eine glattgefrorene Fläche nieder, um alsdann hüpfend und rollend noch mehrere Schritte zu durchlaufen. Seine Partei bricht in einen nicht enden wollenden Jubel aus, ihr Held aber wirft sich stolz in die Brust und schaut geringschätzend auf seine Gegner. Diese haben beim ersten Wurf entschieden Pech, denn ihre Kugel bleibt ruhig auf der Stelle liegen, wo sie niedergefallen ist. Eine solche Kugel heißt eine „todte". Der zweite Mann beider Parteien thut nun seine Schuldigkeit, während dessen stärken sich diejenigen, die bereits theilweise ihrer Pflicht nachgekommen sind, mit einer kräftigen Mettwurst.

So geht's ohne große Unterbrechungen fort bis zum nächsten Dorfe, und sodann wieder zurück nach Werdum. Jeder nimmt nun den Kloot der Gegenpartei auf und wirft von da aus, wo derselbe liegt und umgekehrt; dadurch wird natürlich das richtige Verhältniß wieder hergestellt. Selten geschieht es, daß eine Partei, an ihrem Sieg verzweifelnd, sich vor beendetem Kampf ergibt. Es wird zurückgeworfen bis zum Ausgangspunkte und wer am weitesten voraus und wäre es nur der Raum einer Spanne, der hat gewonnen.

Lauter Jubel verkündet den Sieg derer von Werdum. Diese nehmen nun die gewonnenen Thaler in Empfang, wogegen sie die von ihnen gesammelten Gelder den Gebern mit freundlichem Dank zurückerstatten.

Die Besiegten werden großmuthsvoll zum Klootschetelbeer auf den nächsten Sonntag eingeladen, und ergötzt man sich alsdann an Warmbier, Gesang, Tanz und Prügelei in der Väter Weise. Längst nach Mitternacht kehrt die Gesellschaft heim; hat auch dieser einen blutigen Kopf, jener eine zerquetschte Nase — alle meinen einstimmig: „'s ist doch ein famoses Vergnügen das Klootschießen, und zwei solche Feste im Jahre wären gewiß nicht zu viel!"

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 1. December 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 9.**

Ein armer Sünder.

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Ministers.

Mein Verhältniß zu dem Großherzoge war klar und angenehm. Die Verschiedenheit unserer Glaubensansichten trat selten hervor, und geschah es einmal, so behandelte er sie mit Leichtigkeit. Der geschäftlichen Gesichtspunkte waren wenige, bei denen unsere Meinungen auseinandergingen. Zu diesen wenigen gehörte in der ersten Zeit die Behandlung der zum Höchsten Beschluß vorgelegten Todesurtheile. War der treffliche Herr gegen die verurtheilten Verbrecher überhaupt mit seiner Gnade zu freigebig, so hatte er insbesondere gegen die Bestätigung der Todesurtheile eine unüberwindliche Abneigung, die jedoch keineswegs aus Charakterschwäche, sondern aus der Ueberzeugung hervorging, die ihm seine humanistische Erziehung und Richtung gegeben hatte. Gewissens halber konnte ich diese Milde nicht billigen, mußte ich auf Ernst und Strenge gegen die Verruchtheit dringen, und doch fühlte ich mich auch gehindert, mit Entschiedenheit entgegenzutreten, wenn ich den Herrn entschlossen sah, von dem göttlichen Vorrechte der Gnade Gebrauch zu machen.

Ueber das Prinzip erinnere ich mir nur ein einziges Gespräch mit ihm gehabt zu haben, welches merkwürdiger Weise gerade mit dem Fälle zusammentraf, der eine Aenderung seines Verfahrens bewirkte. Es ist mir deshalb auch ziemlich treu im Gedächtnisse geblieben.

Eines Morgens, es war in den ersten zwanziger Jahren, befand ich mich im Cabinet des Großherzogs. Auch die Großherzogin war anwesend. Die Herrschaften hatten meinen Rath in einer Angelegenheit des Höchsten Hauses verlangt und die Sache war bereits abgemacht, als der Cabinetssecretär ein Schreiben des obersten Gerichtshofes nebst einem starken Actenpakete hereinbrachte. Der Großherzog befahl ihm das Schreiben zu öffnen.

„Ich kenne den Vogel an den Federn", sagte er dann zur Großherzogin. „Da wird mir wieder ein armer Sünder auf den Hals geschickt, und ich habe mich zu einem neuen Kampfe mit dem Minister zu rüsten, der noch von der alten rigorösen Schule ist. — Richtig!" rief er, nachdem er einen Blick in das ihm überreichte Schreiben geworfen. Er gab es mir und befahl, die Acten mir ins Haus zu schicken. Der Geheimsecretär machte eine Verbeugung und entfernte sich mit dem Packet.

In dem Schreiben fand ich, daß der Gerichtshof zur Allerhöchsten Bestätigung oder Strafmilderung das Erkenntniß gegen den Gutspächter Joseph Welzer einsandte, welcher, des vorbedachten Mordes an dem ehemaligen Jäger Johann Keil überwiesen und geständig, zum Tode durch das Schwert verurtheilt worden war. Ich theilte diese Notiz mit und steckte das Schreiben ein.

„Todesstrafen und Todesurtheile sind nicht mehr für unsre Zeit", sagte der Großherzog. „Ich sehe es kommen, daß man sie auch noch aus der Gesetzgebung entfernt, und künftige Jahrhunderte werden in dieser Thatsache einen denkwürdigen Culturfortschritt erkennen. In diesen Dingen, mein lieber Minister, begreife ich Sie nicht. Sicherlich werden Sie auch diesmal wieder auf Bestätigung antragen."

„Sehr möglich, Königliche Hoheit", versetzte ich, „indes kann ich das erst sagen, wenn ich die Acten gelesen habe."

„Nun ja", erwiderte er; „aber Sie halten es doch für sehr möglich. Ich kann sofort sagen, daß ich niemals ein Todesurtheil bestätigen werde."

„Sollte es nicht gar sehr bedenklich sein", sagte die Großherzogin, indem sie mich ansah, „einen solchen Grundsatz auszusprechen?"

„Ei, ich werde ihn nicht an den Straßenecken anschlagen lassen", sagte der Großherzog. „Aber ich bin ernstlich der Meinung, daß die Staatsgewalt nicht befugt sei, mit dem Tode zu strafen. Die Sache ist ungeheuer ernsthaft, ungeheuer verantwortlich."

„Gewiß", versetzte ich; „aber nicht allein im Thun, sondern auch im Unterlassen."

Er fixirte mich einen Augenblick und fuhr dann fort: „Das verstehe ich nicht. Ich muß dafür halten, daß die Todesstrafe ein Eingriff in göttliche Rechte sei, welcher Menschen nicht zusteht. Die Vorsehung gibt das Leben, sie bestimmt dessen Dauer, und so lange sie es dem Menschen, auch dem Verbrecher, läßt, so lange gibt sie ihm Frist zur Reue und Besserung. Soll ich mich anklagen lassen, diese Frist, diese Gabe der Vorsehung einem Unglücklichen geraubt zu haben? Soll ich ihm das größte, das einzige Gut, das er noch hat,

soll ich ihm das Leben nehmen, das ich ihm nicht geben kann? Nun, antworten Sie!"

„Königliche Hoheit", erwiederte ich; „niemals werde ich im Verbrecher den Unglücklichen vergessen, ich halte ihn für den Allerunglücklichsten, aber —: er ist ein Verbrecher! Er hat das göttliche Gebot gebrochen, und das verlangt Sühne. Diese zu bewirken, ist die Obrigkeit nicht von Menschen, sondern von Gott beauftragt, und thut sie das, so greift sie nicht ein in göttliche Rechte, sondern sie beugt sich vor ihnen, sie gehorcht ihnen. Eben der Gott, der das Leben gibt und dessen Dauer bestimmt, hat auch gesagt: Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden. Er hat Recht und Gericht dazu gesetzt, daß dies nach seiner Ordnung geschehe. Wer also einen Mord begeht, dessen Lebensdauer ist schon von Gott bestimmt, ihr ist eine Grenze gesetzt, und auch darin seinen Willen zu vollziehen, das ist das Göttliche des landesfürstlichen Amtes."

„Sehr gut!" sagte der Großherzog. „Und darum muß das Verbrechen gestraft werden, wird auch gestraft. Aber mit dem Tode? Gibt es dafür einen vernünftigen Grund? Genügt es denn nicht, wenn der Verbrecher zur Abschreckung anderer überhaupt nur gestraft und zugleich unschädlich gemacht wird?"

„Ich glaube nicht, gnädigster Herr", sagte ich. „Auch soll ja der Verbrecher nicht um anderer, sondern um seinetwillen gestraft werden. Sein Recht muß ihm widerfahren. Jeder fühlt, daß der Mensch nicht dessen sich erfreuen solle, was er am andern nicht achtet, was er ihm raubt oder verletzt. Darum ist es die Wiedervergeltung, die das allgemeine Rechtsgefühl fordert, und ist diese nicht überall durchzuführen, so verlangt es doch, daß der Schwere des Verbrechens die Schwere der Strafe entspreche. Genügt man darin nicht dem Rechtsgefühl des Volkes, so darf man sich nicht verwundern, wenn dieses sich selbst gelegentlich an dem Verbrecher vergreift."

„Aber der Tod, mein Lieber, der Tod! Er ist etwas Entsetzliches!"

„Er schwebt über dem Haupte eines jeden", sagte die Großherzogin, „trifft auch jeden einmal; wer aber gewiß ist, daß seine Seele den Tod überlebt, für den gibt es doch noch manches Entsetzlichere als den Tod. Was die Länge der Gnadenfrist betrifft, so dürfte sie den meisten gefährlicher sein, als deren Kürze."

„Das zeigt die Erfahrung", versetzte ich. „Die Hoffnung, wieder frei zu werden, wieder sündigen zu können, befördert nur die Verstockung des Verbrechers, aber zwischen dem Todesurtheil und der Hinrichtung sind aufrichtige Bekehrungen gar nichts Seltenes."

„Ich denke an den Schächer am Kreuze", fuhr die Großherzogin fort. „Auch er erkannte, daß ihm nur sein Recht geschehe; aber er blickte auch mit Zuversicht in das künftige Leben."

„Ach ja, meine Liebe", sagte der Großherzog; „ohne Frage ist die menschliche Seele unsterblich, indes weiß man doch nicht recht, wie es damit ist. Das Leben, das man hat, ist das einzig gewisse."

„Ich meine doch", erwiederte die hohe Frau, „es sei gerade das ungewisseste. Höre ich aber um mich her, so scheint es mir, als greife die Ueberschätzung dieses Lebens und die Angst vor dem Tode, dem doch keiner entflieht, immer mehr um sich unter den Menschen. Das ist auch eine Frucht des leidigen Unglaubens. Es erklärt aber, weshalb die öffentliche Meinung der Todesstrafe immer mehr abgeneigt wird."

„Bemerken Sie", sagte der Großherzog zu mir, „da habe ich meine Lection bekommen. Die Großherzogin hält mich für zu freisinnig in Religionssachen, und doch denke ich darin nur vernünftig. Uebrigens sagt auch ja die heilige Schrift, und so viel ich weiß, ohne Einschränkung: Du sollst nicht tödten."

„Ja, gnädigster Herr", entgegnete ich, „das sagt sie der Person, aber nicht dem Amte, dem Recht und Gerechtigkeit anbefohlen sind. Der Person gebietet sie sogar, das Unrecht zu dulden und zu vergeben; dem Amte aber weiset sie mit der Macht auch das Recht und die Pflicht zu, den Mörder auszurotten aus seinem Volke. Durch den Tod desselben soll es die Blutschuld wegnehmen von dem Volke."

„Das sind alttestamentliche Ansichten. Das Christenthum will nichts wissen von Rache und Vergeltung. Es will vergeben und bessern. Es ist die Religion der Liebe und Gnade."

„Ohne Zweifel, Königliche Hoheit. Allein das Christenthum kann nicht die regieren, die sich nicht von ihm regieren lassen wollen. Der ruchlosen Welt gegenüber versagen seine Motive, und darum ist der Obrigkeit das Schwert befohlen. Unser Herr Christus selbst bezeugte, daß dem Legaten Pilatus von oben herab, von Gott, die Macht verliehen sei, ihn zu kreuzigen oder loszugeben; und es steht geschrieben: Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst. Nach der heiligen Schrift ist die Todesstrafe rechtmäßig für den Mörder, und darin liegt, daß sie pflichtmäßig ist für die Obrigkeit. Was sagte sonst der Ausspruch, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt, sondern als Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut?"

„Ah", sagte er, „was ist aus der Bibel nicht schon alles deducirt! Beweisen Sie mir die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe aus der Vernunft, aber lassen wir die Bibel aus dem Spiel!"

„Mein gnädigster Herr", erwiederte ich, „Recht, Staat und Obrigkeit ständen auf sehr unsicherem Boden, wenn sie sich nur auf die menschliche Vernunft stützen wollten. Mit Vernunftschlüssen wäre leicht zu beweisen, und viele sind von jeher der Ansicht gewesen, daß die Freiheit ein viel edleres und höheres Gut sei, als das Leben, welches ohne die Freiheit all seinen Werth verliere. Ist dem aber so, dann folgt auch, daß der Tod ein geringeres Uebel sei, als lebenswierige Gefangenschaft, daß mithin die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Haft eine Verschärfung der Strafe sei, zu welcher die Staatsgewalt nicht befugt ist. Mit Vernunftschlüssen ließe sich beweisen, daß der Mörder nur Mörder geworden sei, weil Staat und Obrigkeit nicht hinreichend gesorgt, daß er zu einer vernünftig sittlichen Erziehung gekommen sei; daß dieselben mithin gar nicht die Befugniß hätten, ihre eigne Verschuldung an ihm zu strafen, vielmehr verpflichtet wären, ihn noch jetzt durch bloß sittliche und vernünftige Einwirkung zu bessern."

„Immerhin!" entgegnete er. „Aber mit ebenso bündigen Vernunftschlüssen will ich Ihnen das Gegentheil davon beweisen."

„Ganz richtig, gnädigster Herr! Aber warum das? Weil die Vernunft nicht sicher, nicht richtig operiren kann ohne ein Gegebenes, von dem sie ausgeht und zu dem sie zurückkehrt. Stellt sie es erst in Frage, ob die Todesstrafe an sich Recht oder Unrecht sei, so kann sie sowol das eine wie das andere beweisen, je nachdem sie es sich zurechtlegt; das heißt im Grunde, sie kann weder das eine noch das andere beweisen. Wie sie aber auch verfahre: bloße Vernunftschlüsse begründen keine Ueberzeugung. Dazu bedürfen wir für diese Frage eines festeren Bodens, und ich kenne keinen festeren, als die göttliche Offenbarung in der Schrift, welche bezeugt, daß der Tod des Mörders die rechtmäßige Sühne sei für seine Blutthat."

Der Großherzogin sah ich an, daß sie meine Ansichten billigte; der Großherzog aber stand auf und sagte lächelnd zu mir: „Darin haben Sie Recht, daß Vernunftschlüsse allein keine Ueberzeugung begründen, sonst würden mich die Ihrigen überzeugt haben. Da dies nicht der Fall ist, so wollen wir weniger grausam sein, als die früheren Jahrhunderte, und den armen Sündern einstweilen das Leben lassen."

Die Herrschaften entließen mich, und war es mir auch nicht gelungen, den durchlauchtigsten Herrn zu meiner Ansicht herüberzuziehen, so war es mir doch lieb, daß ich mich über den Grundsatz einmal hatte aussprechen können. Ein ernstes Zeugniß für das Rechte und Wahre bleibt selten ganz fruchtlos, nur muß man nicht verlangen, den Erfolg auf der Stelle zu pflücken.

Als ich wieder nach Hause gefahren war, fand ich die Acten bereits vor. Da der Fall später eine Umwandlung in dem Verfahren des Großherzogs bewirkte und auch an sich nicht uninteressant ist, so will ich diese Criminalgeschichte hier ausführlicher mittheilen, so wie sie mir theils aus den gerichtlichen Untersuchungen, theils sonst bekannt geworden ist.

Joseph Welzer war, wie sein Vater und Großvater vor ihm, Pächter des ehemals reichsfreiherrlichen Gutes Birsheim, welches, in fruchtbarer Gegend zwischen Berg und Thal belegen, der Familie seit langer Zeit ein anständiges Auskommen gewährt hatte. Nachdem er sich früh verheirathet, waren ihm nach und nach sechs Kinder geboren. Die beiden ältesten waren bald nach der Geburt gestorben, drei andre wurden sammt der Mutter im Anfange dieses Jahrhunderts von einer bösartigen Ruhrepidemie hingerafft. Ein einziger Sohn, Leopold, entging mit Noth einem ähnlichen Schicksale. Diese schweren Prüfungen scheinen nicht vortheilhaft auf die Charakterentwickelung des Mannes gewirkt zu haben. Schon von Natur leidenschaftlich und heftig, wurde er seitdem menschenscheu, finster und äußerst reiz-

bar. Indes galt er allgemein für einen Ehrenmann, er war unbestechlich rechtschaffen, fleißig und sparsam, aber auch hilfreich und wohlthätig bei Kranken und Armen. Während er allen Umgang mied, wandte er seine ganze Liebe dem ihm übrig gebliebenen Knaben zu, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte und mit der größten Sorgfalt erzog. Auch hatte er die Freude, ihn zu einem wohlgebildeten, wackern, verständigen und lebhaften Jünglinge heranwachsen zu sehen.

Leopold war im zweiundzwanzigsten Jahre, als er in ein leidenschaftliches Verhältniß gerieth mit der Tochter eines Rentbeamten, welcher in dem Ackerstädtchen Stellbach, etwa eine Meile von Birsheim, wohnte. Die schöne Philippine, wie Jedermann sie nannte, muß auf die benachbarte männliche Jugend einen ungemeinen Reiz ausgeübt haben, denn obgleich es bekannt war, daß ihr Vater nicht in den besten Umständen lebte, und obgleich der geschäftige Leumund über sie selbst allerlei Geschichtchen umhertrug, so war sie doch umdrängt von Freiern aller Art, unter denen sich sogar ein benachbarter Edelmann befand. Doch wollte man wissen, daß bis zu Leopolds Werbung der Jäger Johann Keil der einzige Begünstigte gewesen sei. Man tadelte sie deshalb. Denn der Jäger, aus dem rauhen Oberlande hierher versetzt, mochte immerhin ein hübscher, junger, kräftiger Mann sein, ein gutes Auskommen besitzen und alle Aussicht haben, nächstens Förster zu werden, so war er doch ein wilder, verwegener Mensch, übermüthig und rücksichtslos, und niemand traute ihm Gutes zu. Hatte die schöne Philippine ihn aber auch eine Zeit lang vor anderen begünstigt, ihm Besuche gestattet, ihn angehört, so war sie doch der festen Ueberzeugung, sich in keiner Weise gegen ihn gebunden und ihre Freiheit vollkommen bewahrt zu haben. Als daher der frische, muntere, liebenswürdige Leopold Welzer bei ihr erschien, als sie bemerkte, welch lebhaften Eindruck sie auf ihn gemacht, als auch in ihr eine warme Neigung zu ihm sich entzündete, glaubte sie sich durch nichts gehindert, seine leidenschaftliche Werbung anzunehmen. Beide hatten sich bereits verständigt, ehe jemand davon erfuhr, und Leopold wollte nur noch seinen zweiundzwanzigsten Geburtstag abwarten, um mit dem Bekenntnisse seiner Neigung vor seinen Vater zu treten. Er wußte, daß der Vater ihn zu innig liebe, um nicht in eine Verbindung zu willigen, an welcher das Glück und die Zufriedenheit des einzigen Sohnes hing.

Wie sorgfältig die jungen Leute sich aber auch bemühten, ihr beglückendes Geheimniß bis dahin verborgen zu halten, so konnte dasselbe dem scharfblickenden Argwohn des Jägers doch nicht entgehen. Dieser glaubte bald Gewißheit zu haben, daß ihm — wie er sich ausdrückte — jemand ins Gehege gekommen sei und sein Wild gestellt habe, und die wüthendste Eifersucht packte ihn. Die Liebenden pflegten ihre Zusammenkünfte in der Laube des Gartens zu halten, der von Philippinens väterlichem Hause sich ziemlich weit aus der Stadt hinaus erstreckte. Leopold konnte dieselbe leicht erreichen und wieder verlassen, ohne bemerkt zu werden. Hier saß Philippine eines Abends, wenige Tage vor dem erwarteten Geburtstage, in der sommerlichen Dämmerung. Leopold hatte sie erst vor kurzem verlassen, und sie träumte glücklich vor sich hin, als sie plötzlich Schritte hörte und aufblickend die dunkle Gestalt des Jägers im Eingange der Laube stehen sah.

„Keil!“ rief sie, indem sie aufsprang, „was wollen Sie hier?“

Der Jäger sperrte ihr den Ausgang mit seiner Büchse und schrie wild: „Wo ist der Schurke? Er ist bei Dir gewesen. Wo ist er? Ich werde ihn niederschießen.“

Philippine, so erschrocken sie auch war, begriff doch sogleich, daß sie versuchen müsse, den Rasenden aufzuhalten. „Was geht es Sie an“, sagte sie, „wer hier gewesen ist, und ob jemand hier gewesen ist?“

„Was?“ entgegnete er mit grimmigem Flüstern. „Geht es mich nichts an, ob jemand Abends zu meinem Mädchen schleicht? Glaubst Du, ich wisse nicht, daß Du mit dem geputzten Pächterssohn von Birsheim Zusammenkünfte hast? Glaubst Du, ich könne es ansehn, daß mir der Laffe den Rang bei Dir abläuft?“

„Sie machen es wenigstens darnach, daß er's leicht thun könnte“, erwiderte Philippine. „Er würde sich zu solchen Verwegenheiten nie hinreißen lassen. Was wollen Sie? Was für ein Recht haben Sie an mir?“

„Ich kein Recht an Dir? Das wagst Du mir ins Gesicht zu sagen? Hast Du mir nicht sichtlich gezeigt, daß Du mich gerne hättest? Sind wir im Walde nicht zusammengegangen? Hast Du nicht alles angehört, was ich Dir da gesagt habe? Hast Du —“

„Keil!“ unterbrach sie ihn, da er vor Aufregung einen Augenblick stockte; „wann habe ich Ihnen das Recht eingeräumt, mich Du zu nennen? Welches Wort habe ich gesprochen, das Sie berechtigte, mich Ihr Mädchen zu heißen?“

„Falsche Dirne! Als ob Du nicht so gut wüßtest wie ich, daß Du mein sein mußt, daß ich ohne Dich nicht leben kann! Das hast Du gewußt, hast's nicht widerredet, und ist das nicht eben so gut, als hättest Du mir tausendmal Dein Wort gegeben?“

„Nein, das ist es nicht, und wenn auch alles wahr wäre, was Sie sagen. Seien Sie vernünftig! Keil! Warum wollen Sie mich bereuen lassen, daß ich freundlich gegen Sie war? Sie können nicht behaupten, daß ich Ihnen jemals meine Liebe, daß ich Ihnen jemals Herz oder Hand zugesagt hätte. Sie können mich nicht hindern, frei darüber zu verfügen, und hätte ich das gethan, so brauchte ich mir Ihretwegen keinen Vorwurf zu machen.“

„So! Es ist also geschehen! Du gestehst es! Und dabei soll man vernünftig bleiben? Höll' und Teufel! Weißt Du, was Du für Deine Falschheit verdient hättest? Daß ich Dich niederschösse! hier auf der Stelle! Und bei meiner armen Seele, ehe Du sein wirst, muß einer von euch beiden dran glauben: Er oder Du! Mehr sage ich für heute nicht. Wir sprechen uns wieder.“

Er eilte durch die sinkende Dunkelheit davon, sprang über die Hecke und war verschwunden.

Vor der furchtbaren Leidenschaft, mit welcher er die letzten Reden herausgestoßen hatte, war aller erkünstelte Muth des armen Mädchens zergangen. Wie ein gescheuchtes Wild lief sie durch den weiten Garten dahin, dem Hause zu, auf ihre Kammer, und warf sich weinend und zitternd auf ihr Bett. Sie fühlte, daß in den Vorwürfen des wilden Menschen etwas Wahres sei, und dieser Stachel im Gewissen vermehrte ihre Angst. Nach langem, rathlosen Ringen stand sie mitten in der Nacht auf und schrieb einige Zeilen an Leopold. Sie beschwor ihn, Birsheim in den nächsten Tagen nicht zu verlassen und auf keinen Fall nach der Stadt zu kommen. Sie könne ihm jetzt den Grund zu dieser Bitte nicht sagen, sie werde es später thun; dieselbe habe nichts mit ihrer Liebe und Treue zu schaffen, deren er sich unverbrüchlich versichert halten dürfe. Am andern Morgen, so früh es thunlich war, wurde dieser Brief fortgeschickt.

Leopold empfing ihn, befolgte die ausgesprochene Bitte und traute den Versicherungen seiner Geliebten. Aber die Sehnsucht nach ihr scheint ihn bewogen zu haben, schon am nächsten Sonntage, dem Tage vor seinem Geburtsfeste, dem Vater seine Liebe zu Philippinen zu bekennen und seine Zustimmung zu dieser Verbindung zu erbitten. Der Vater umarmte ihn in seiner leidenschaftlichen Weise und sagte: „Glaubst Du, ich hätte nicht längst bemerkt, daß Dich so etwas beschäftige? Aber ich wußte, Du werdest es mir sagen. Mir ist alles recht, was Du thust, und ich traue Deinem Urtheil über die schöne Philippine mehr, als allem Gerede der Menschen. In der Regel ist es nur ein Gewebe von Neid, Mißgunst und Schadenfreude. Auf Geld brauchen wir nicht zu sehen. Liebt sie Dich so, wie Du davon überzeugt bist, so wird sie Dir auch eine gute Hausfrau werden, Du wirst glücklich sein, und dann habe ich keinen Wunsch mehr in diesem Leben. Und nun geh in die Stadt, wirb bei ihrem Vater um sie! Es ist noch nicht so spät, daß Du nicht vor Mitternacht wieder zurückkehren könntest. Morgen wollen wir dann zusammen hinfahren und Geburtstag und Verlobung zugleich feiern.“

Leopold dankte dem Vater aufs herzlichste und begab sich in fröhlicher Eile auf den Weg. Er mochte glauben, daß er durch seine bisherige Zurückhaltung Philippinens Bitte vollkommen erfüllt habe.

Um dieselbe Zeit machten sich vier junge Leute aus Stellbach auf den Weg nach Birsheim, um Leopold, dem sie befreundet waren, alles Ernstes vor dem Jäger Keil zu warnen. Der erzählte Auftritt in der Laube mußte von irgend jemand belauscht worden sein, — von wem, ist nicht zu ermitteln gewesen; aber schon Tags darauf entstand in dem Orte ein Gerücht, der Jäger Keil habe der schönen Philippine heftige Vorwürfe über ihre Treulosigkeit gemacht und dabei gedroht, er werde dem jungen Welzer ein Leides zufügen. Dies Gerede machte die Einwohner des Städtchens auf das Gehen und Kommen, Thun und Treiben des Jägers aufmerksamer, als sie sonst wohl sein mochten. Man erzählte sich am Sonntag Nachmittage auf der Kegelbahn, er habe sich fortwährend zwischen den Stadtgärten und auf dem Wege nach Birsheim mit seiner Büchse umhergetrieben und sei den Leuten, die ihm hätten begegnen müssen, schon von ferne

schen ausgewichen. Mehrmals habe er in einem Wirthshause eingesprochen, dort ein weniges gegessen und sich die Jagdflasche wiederholt mit Branntwein füllen lassen. Dabei habe er finster und tückisch ausgesehen und sich so seltsam benommen, daß die Wirthsleute ihn für betrunken gehalten hätten. Man wollte wissen, daß seine Dienstmagd ihn heute in der Stadt gesucht und dabei geäußert habe, er sei seit mehren Tagen nicht heimgekommen und habe auch die Nächte außer dem Hause zugebracht. Die Anwesenden waren einig, daß man Leopold von dem verdächtigen Benehmen des Jägers Nachricht geben müsse. Ein Paar gutmüthige Burschen erklärten sich bereit, zu diesem Zweck nach Birsheim zu gehen, und ein Paar andre schlossen sich ihnen an.

Der wenig betretene Weg, den sie zu gehen hatten, führt zunächst über offene Ackerländereien und dann, etwa dreiviertel Stunden weit von der Stadt, durch ein kleines waldiges und buschreiches Thal. Dieses durchfließt ein ziemlich starker Bach, über den sich gerade da, wo er sich zu einem nicht unbedeutenden Teiche erweitert, ein schmaler Fußsteg schlingt. Eben sind die jungen Leute in das Thal getreten, als keine hundert Schritte von ihnen ein Schuß fällt, dem ein Geräusch folgt, als ob in der Ferne ein schwerer Körper ins Wasser fiele. Betroffen sehen sie sich an und bleiben einen Augenblick athemlos stehen. Da hören sie es neben sich eilig durch die Gebüsche brechen, und plötzlich mit wildem Ausdruck, mit bleichen verzerrten Zügen und blutunterlaufenen Augen, springt der Jäger Keil heraus, erschrickt, da er sie sieht, und will bei ihnen vorüberrennen. Alle vier waren sofort überzeugt, daß sie einen Mörder vor sich hätten, schrieen ihn mit diesem Namen an und warfen sich auf ihn. Nach kurzem verzweifelten Widerstande wurde er überwältigt, zu Boden geworfen und mit Taschentüchern an Händen und Füßen gebunden. Dann blieben zwei als Wachen bei ihm, während die beiden anderen nach dem Teiche eilten.

Ihr erster Gang war nach dem hohen Fußstege, und ohne Zweifel hatte hier die Mordkugel ihr Opfer erreicht. Ein Paar Blutstropfen bezeichneten die Stelle. Weiter hinab entdeckten sie in dem seichten Wasser den Körper des Gemordeten. Da es ihnen schien, als bewege er sich noch, so besannen sie sich keinen Augenblick, eilten an das Ufer hinab, in das Wasser hinein, das hier festen Kiesgrund hatte, und trugen die Leiche — denn das war er bereits — auf das Ufer heraus. Die Kugel war ihm neben dem Auge in den Kopf gedrungen, und hatte sie ihn nicht sofort getödtet, so mußte der Sturz ins Wasser das Werk vollendet haben. Nachdem sie den Todten in das Gras gelegt und von ihrer Anstrengung kurze Zeit geruht, nahmen sie ihn abermals auf und trugen ihn nach der Stelle, wo ihre Genossen den gebundenen Mörder bewachten. Keil, der bis dahin trotzig geschwiegen, sah es, warf einen Blick unversiegbaren Hasses auf sein Opfer und rief: „Es ist gut so. Der Hund! Blut und Leben hat er mir vergiftet. Könnt' ich es nochmals thun, ich thät' es nochmals!" — Dann schien ihn jedoch ein plötzlicher Schauder zu erfassen, er ward sehr bleich, wandte das Gesicht ab und schloß die Augen.

Die jungen Leute beriethen nun rasch ihr ferneres Verfahren, und dann eilte einer fort, um die Gerichtsbehörden herbeizurufen, ein anderer begab sich zu dem Geistlichen des Ortes, wohin Birsheim eingepfarrt war, damit dieser den unglücklichen Vater benachrichtige. Die beiden andern blieben als Wächter des Todten und seines Mörders zurück.

Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, als Joseph Welzer, der Vater, so eben das Haus verlassen hatte, um in erwartungsvoller Unruhe einen Gang auf dem Wege nach Stellbach zu machen; da sah er den Pfarrer auf sich zukommen. An jedem anderen Tage würde er dem alten Mann ausgewichen sein; heute war sein Herz zu voll. Er trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Lieber Herr Welzer," sagte der Geistliche nach raschem Gruße, „Sie sollten doch sogleich anspannen lassen, um Ihren Sohn zu holen. Es ist ihm etwas widerfahren."

Der Vater erblaßte und sah ihn starr an.

„Gottes Hand hat schon oft schwer auf Ihnen gelegen, mein Theurer," fuhr jener fort. „Beugen Sie sich auch diesmal seinem väterlichen Willen, so hart er Sie auch prüft."

„Mein Leopold? mein Sohn?" rief Welzer, von furchtbaren Ahnungen durchzuckt. „Sagen Sie alles! foltern Sie mich nicht! Was ist begegnet?"

„Nehmen Sie die Nachricht auf, wie sie ein Christ aufnehmen soll. Ein Unglück hat ihn betroffen. Er ist nicht mehr am Leben. Er ist das Opfer eines boshaften Nebenbuhlers geworden."

Wie Keulenschläge trafen diese Worte auf das Herz des Vaters. Einen Augenblick verging ihm die Besinnung, und er mußte sich an dem Geistlichen halten, um nicht niederzufallen. Dann ruckte er zusammen, sprach einige verwirrte Worte und zog den Geistlichen nach dem Hause. „Angespannt!" rief er den Knechten entgegen. Er selbst eilte in den Stall und half in zitternder Hast die Pferde anschirren. Mitten in diesem Geschäft brach er plötzlich ab, rannte zu dem Geistlichen zurück, der im Hofe stehen geblieben war, und fragte: „Wer hat's gethan? Wie heißt er? Wo ist er?"

„Er ist bereits ergriffen und wahrscheinlich schon in den Händen der Gerichte," sagte der Pfarrer. „Der Jäger Keil ist es."

Welzer antwortete nichts. Er ballte die Hände, sah mit flammendem Blick in die Höhe, und lief dann wieder zu den Pferden hinein. Als der Wagen herausgezogen war und angespannt wurde, schien dem unglücklichen Vater ein anderer Gedanke zu kommen. Er wandte sich zu dem Pfarrer und sagte: „Werde ich den Menschen auch nicht sehen?"

Der Geistliche erschrack. Er wußte, daß dies sehr wohl möglich war und hatte nicht bedacht, welch ein Anblick es für den Vater gewesen sein würde, den todten Sohn und seinen Mörder beisammen zu finden. Er faßte sich jedoch schnell und sagte: „Sie haben Recht. Es könnte so sein. Es ist besser, Sie bleiben hier. Lassen Sie die Leute hinfahren. Ich will bei Ihnen bleiben, damit Sie inzwischen nicht allein sind."

„Lassen Sie mich!" sagte Welzer. „Kümmern Sie sich nicht um mich! Ja, ich muß hier bleiben. Ich könnte etwas Schreckliches thun. Fahren Sie! Holen Sie mir meinen Sohn! — O mein Leopold! mein Leopold!" rief er laut, kehrte sich ab und lief ins Haus.

Der Pfarrer, welcher selbst glaubte, es sei am besten, den an Einsamkeit gewöhnten Mann allein zu lassen, bestieg den Korbwagen, während er die Leute rasch von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte, und fuhr dann mit zwei Knechten nach dem Orte der That.

Die Gerichtspersonen waren bereits anwesend und mit vorläufiger Feststellung des Thatbestandes beschäftigt. Keil, der all ihren Fragen ein verstocktes Schweigen entgegengesetzt hatte, wurde so eben nach der Stadt transportirt. Der Gerichtsarzt, der ebenfalls gegenwärtig war, hatte die Leiche vorläufig schon untersucht, die Kugel herausgezogen und dem Gerichte übergeben. Eine Menge Leute aus der Stadt standen umher. Ein Theil begleitete unter Verwünschungen den Thäter. Da wegen der einbrechenden Dunkelheit an Ort und Stelle nichts weiter vorgenommen werden konnte, auch das Nöthigste bereits ermittelt und aufgezeichnet worden war, so wurde der Todte in den Korbwagen gelegt, der Pfarrer und der Arzt bestiegen den Wagen des letzteren, und fuhren mit der Leiche nach Birsheim.

Als sie dort angelangt waren, als Welzer ihnen entgegentrat, und in der Dunkelheit beim Schein der Lichter der Gemordete ins Haus getragen wurde, brach der ganze leidenschaftliche Schmerz des Vaters los. Arzt und Pfarrer versicherten später, einen Menschen nie in einem furchtbareren Zustande gesehen zu haben. Allen Trost, alle Zusprache stieß er von sich, und vergebens suchte man ihn von der Leiche, die auf ein Bett gelegt worden war, zu trennen. Die beiden theilnehmenden Männer verließen ihn erst mit Tagesanbruch. Sie sahen, daß ihre Gegenwart doch nichts nützen könne. Der Pfarrer übernahm die Sorgen der Bestattung.

Bis diese stattfand, verließ Welzer den todten Sohn nicht und saß Tag und Nacht vor dem Todtenlager, zwischen eisiger Erstarrung und heftigster Aufregung wechselnd. Zum Begräbnisse war ganz Stellbach herausgeströmt. Der Vater hatte den Sarg geleiten wollen, aber als man diesen aufhob, sank er ohnmächtig zusammen. Man mußte ihn ins Bett schaffen, und der anwesende Arzt erklärte, daß er an dem Zuge nicht theilnehmen könne. Das Begräbniß fand ohne ihn statt. Erst nach mehreren Wochen genas er von einem hitzigen Fieber.

Die gerichtliche Untersuchung wider den Jäger Keil, welche indeß begonnen hatte, ließ keinen Zweifel an seiner Schuld. Obgleich er vom ersten bis zum letzten Verhör die That beharrlich leugnete und nicht allein sein Zusammentreffen mit der schönen



Major von Hymmen erlegt im Gefecht von Preßburg einen österreichischen Ulanenrittmeister im Zweikampf.

Originalzeichnung von Wilhelm Camphausen in Düsseldorf.

Philippine an jenem Abend in der Laube, sondern auch seine Reden an die jungen Burschen, die ihn gefangen genommen hatten, in Abrede stellte, so trafen doch alle gegen ihn sprechenden Indicien so genau zusammen, daß er, Leugnens ungeachtet, für überführt erkannt und wegen vorsätzlichen Mordes zum Tode verurtheilt wurde.

Höchsten Orts wurde die Strafe jedoch in fünfzehnjährige Kerkerstrafe verwandelt und gemildert, theils wegen mangelnden Geständnisses, theils weil man dem Großherzoge die leidenschaftliche Eifersucht des Schuldigen als Milderungsgrund vorgestellt hatte. Als aber schon nach zwei Jahren, kurz ehe ich zum Minister ernannt wurde, das landesfürstliche Haus durch die Geburt des Erbgroßherzogs gesegnet ward und der Großherzog seine Freude darüber durch eine Menge von Straferlassen und Begnadigungen bezeugte, hatte eine besondere Fürsprache auch den Jäger Keil auf die Liste zu bringen gewußt.

Auf Welzer hatte der Verlust des Sohnes unter so schrecklichen Umständen ungemein lähmend und niederdrückend gewirkt, und selbst äußerlich war er kaum wiederzuerkennen; solche Furchen hatte der Gram durch sein Angesicht gezogen, so schnell war sein Haar ergraut. Seine frühere Thätigkeit, sein immer rüstiger Fleiß war einer finsteren Gleichgültigkeit gewichen, und in kurzer Zeit würde die ganze Gutswirthschaft in Verfall gerathen sein, hätten seine wackern Leute sich derselben nicht theils aus Anhänglichkeit, theils aus Mitleid gerade jetzt mit verdoppeltem Eifer angenommen. Er schien nur noch Sinn zu haben für den eifrigen Briefwechsel mit einem Advocaten, der ihn von dem Gange der Untersuchung gegen Keil fortwährend in Kenntniß halten mußte. Dieser Briefwechsel war in der Folge zu den Acten gebracht, und aus Interesse für die Sache ließ ich mir einige Auszüge davon anfertigen, aus denen ich etliches hier folgen lasse.

„Es wäre gegen alle Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden, wenn das Leugnen des Bösewichts mehr gelten sollte, als alle die Beweise und Zeugnisse, die gegen ihn aufgebracht sind. Es wäre schrecklich, wenn auf solche Weise das Verbrechen den Sieg davon trüge über die Gerechtigkeit. Was bliebe dann übrig, als daß man selbst das Werk der Gerechtigkeit in die Hand nähme? Das vergossene Blut meines Sohnes schreit zum Himmel, und was soll ich thun, wenn es keiner hört? Es läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe."

„Sie schreiben von Vergeben? Das verstehen Sie nicht. Sie sind kein Vater. Sie sind es niemals gewesen. Wäre sein Mordanschlag gegen mich gewesen, so hätte ich ihm vergeben können, noch im Sterben. Aber dem Mörder meines einzigen Sohnes? Ich müßte verrückt sein, wenn ich es thäte, und ich wollte, ich wäre es. Dann hätte ich Ruhe."

„Nein, ich bin nicht rachsüchtig. Sie thun mir Unrecht. Nie im Leben habe ich mich an einem Menschen gerächt. Was will ich denn jetzt? Rache? Ich verlange ja von der ganzen weiten Welt, von Gott und Menschen nichts weiter als Gerechtigkeit. Wozu sind alle Gesetze und Gerichte und Obrigkeiten und das ganze Staatswesen, wenn Mord unvergolten bleibt?"

(Aus einem Briefe des Advocaten:) „Philippinens Vater ist in sehr zerrütteten Umständen gestorben, und das arme Mädchen sieht sich gegenwärtig nach einem Dienste um. Früher mochte man allerlei gegen sie sagen können, und vielleicht war in ihrer Lage eine so auffallende Schönheit eine große Versuchung; allein seit jener Katastrophe hat sie sich auf das lobenswertheste benommen, allen Umgang abgebrochen, höchst eingezogen gelebt, das Hauswesen besorgt und ihren Vater gepflegt. Die Kirchenbesuche waren ihre einzigen Ausgänge. Jetzt muß sie das väterliche Haus verlassen und weiß nicht, wohin. Wären Sie nicht geneigt, die Arme zu sich zu nehmen? Ich bin überzeugt, sie würde Ihnen den Haushalt aufs beste versehen, und Sie hätten doch jemand um sich, der Ihren Sohn geliebt hat und noch liebt."

(Aus Welzers Briefen:) „Was Philippine betrifft, so geben Sie ihr die beikommende Summe. Sie sollen alle Vierteljahr denselben Betrag für sie haben. Damit wird sie leben können, ohne einen Dienst zu suchen. Dienen soll die Braut meines Leopolds nicht. Sagen Sie ihr aber nicht, von wem das Geld kommt. Erfinden Sie etwas. Ich mache es Ihnen zur Pflicht. Sparen Sie auch nicht, wenn Sie irgend was thun können, um meinem Ermordeten sein Recht zu verschaffen an dem Blutmenschen. Sehen kann ich das Mädchen nicht und wenn sie ein Engel vom Himmel wäre."

„Denke ich, sie könnten ihn frei sprechen, so schnürt es mir die Stirn zusammen, daß mir der Kopf zerspringen will. Ich fürchte mich davor, als müsse ich alle die Schrecken noch einmal erleben. Aber Sie meinen ja, er werde verurtheilt werden. Gott weiß, ich freue mich nicht darauf, und doch ist es mir wie die Aussicht auf eine Erlösung."

„Also zum Tode verurtheilt! War je in der Welt ein Urtheil gerecht, so ist es dieses. Tausend, tausend Dank für die Nachricht. Ich hätte es in einer Welt nicht ausgehalten, wo der Mörder meines einzigen geliebten Sohnes noch gelebt hätte. Schreiben Sie mir sogleich, wenn das Urtheil vollzogen ist. Dann kann ich doch ruhig sterben. Mit dem Leben bin ich ohnehin fertig. Es hat nichts mehr für mich. Ich werde es tragen, so lange ich muß, und ich werde es tragen können, wenn die Blutschuld ausgetilgt ist."

„Was? Geht man so mit der Gerechtigkeit um? Ist ein Richterspruch denn nur ein Kinderspiel? zu 15 Jahren Gefängniß begnadigt? Können 15 Jahre Gefängniß das Blut abwaschen, das der Mörder vergossen hat? Gnade? Alles, was Sie darüber schreiben, ist Thorheit. Der Mörder hat nicht gestanden, nicht bereut, er ist bis heute verstockt. Ja, ich weiß es, wir haben alle Gnade nöthig, das brauchen Sie mir nicht zu sagen. Aber wissen Sie auch wohl, daß sogar Gott dem keine Gnade gibt, der nicht bereuet, der nicht einmal seine Sünde gesteht? Wenn der Mensch gnädiger sein will, als Gott, so tritt er die Gerechtigkeit mit Füßen. Es darf nicht dabei bleiben. Setzen Sie Himmel und Erde in Bewegung, daß die Begnadigung zurückgenommen wird. Schonen Sie kein Geld! Ich unterschreibe alles."

„Ja, wer die Sache so kalt und verständig ansehen kann, wie Sie, der mag Ihnen Recht geben. Auch mögen Sie darin Recht haben, daß es nun nicht mehr zu ändern ist, und ich muß den Bann, der über mir liegt, tragen, bis er mich zusammendrückt. Aber verflucht sei eine Welt, in welcher mein lieber, guter, unschuldiger Sohn so scheußlich hingemordet werden konnte und der freche Mörder nach 15 Jahren frei über sein Grab hinlaufen kann. Sie können nichts mehr thun? Ich glaube es Ihnen. Sie sind ein rechtschaffener Mann. Ob ich noch was thun kann, darauf muß ich sinnen. Zu schreiben habe ich jetzt nichts mehr. Fordern Sie das Geld für Philippine zur rechten Zeit von mir ab. Ich könnte es vergessen. Ich kann an nichts mehr denken, als an das Eine."

So schloß der Briefwechsel, und Welzer versank seitdem immer mehr in düstere Theilnahmlosigkeit nach außen. Eins darf jedoch nicht unerwähnt bleiben. Nachdem Keil in die Strafanstalt abgeführt worden war, fand eine Versteigerung seiner Habseligkeiten statt, und einer von Welzers Knechten, der zu Leopold eine besondere Zuneigung gehabt hatte, glaubte derselben, nach Art dieser Leute, nicht besser genugthun zu können, als indem er die Büchse, mit welcher die That verübt worden war, zum Andenken kaufte. Welzer erfuhr dies, und es versetzte ihn noch einmal in große Aufregung. Unerträglich war ihm der Gedanke, daß dies Gewehr von einem andern als Merkwürdigkeit aufbewahrt werde. Er tauschte es gegen seine beste Jagdflinte von dem Knechte ein und hatte anfangs die Absicht, es zu zerstören, da er jedoch nicht wußte, wie er dies mit dem Rohre bewerkstelligen solle, brachte er es auf eine Bodenkammer zu anderem alten Hausrath und schloß es dort ein.

Von nun an wurde sein Zustand immer trauriger, und seinen Leuten fiel es vornehmlich auf, daß von seiner früheren Heftigkeit, die sich so oft in jähzornigen Aufwallungen Luft gemacht, keine Spur zurückgeblieben zu sein schien. Unordnungen und Versäumnisse beachtete er nicht mehr, und höchstens schüttelte er dabei schweigend den Kopf. Anderen Menschen war er unzugänglich, und der Betrieb der Wirthschaft, sowie der Verkauf ihrer Erzeugnisse lag lediglich in der Hand des Großknechts, der zum Glück ein treuer und gewissenhafter Mensch war. Einige Male versuchte es der Pfarrer, zu ihm zu dringen und mit ihm zu reden. Welzer hatte nur einmal in den ersten Jahren seiner Ehe lebhaftere religiöse Anregungen gehabt. Seine Frau hatte darin günstig auf ihn gewirkt. Später und insbesondere nach deren Tode war er der Kirche immer entfremdeter geworden, ohne doch geradezu in Unglauben zu verfallen. Jetzt hörte er den wohlgemeinten Ermahnungen des braven Geistlichen kalt und finster zu, schüttelte den Kopf und sagte nur: „Es ist nichts mehr zu ändern."

Eines Tages ward Welzer das Amtsblatt gebracht. Er wollte

wie gewöhnlich einige gleichgültige Blicke darauf werfen und es dann beseitigen. Da fiel ihm der Name Johann Keil in die Augen. Er las und fand, daß derselbe begnadigt und freigelassen sei. Mit lautem Aufschrei rief er den Knecht zurück, der das Blatt gebracht hatte. „Wißt Ihr's?“ rief er ihm zu. „Sie haben Leopolds Mörder freigegeben!“

„Ja, wir wissen es wohl,“ erwiderte der Knecht. „Es ist Unrecht genug. Leute aus Stellbach wollen ihn schon gesehen haben. Sie erzählten, daß er versucht habe, die schöne Philippine zu sprechen, aber es sei ihm nicht gelungen. Er soll sich bei den Köhlerleuten im Walde oberhalb Stellbach aufhalten.“

„So? Es ist gut. Geh!“ sagte Welzer. Ein Blick auf das Amtsblatt zeigte ihm, daß dasselbe schon acht Tage alt sei.

Von diesem Augenblicke an und ohne weitere Ueberlegung stand der Vorsatz bei ihm fest, das richterliche Todesurtheil, das die Menschen wirkungslos gemacht, mit eigner Hand zu vollstrecken. Er hatte nicht das mindeste Gefühl, damit ein Unrecht zu begehen, ja es war ihm eher, als ob er sich einer heiligen Pflicht unterzöge. Und jetzt fiel ihm ein, daß die Büchse des Jägers auf der Bodenkammer stehe. Er ging hinauf, reinigte sie und lud sie, kam wieder herunter mit ihr, nahm seinen Hut und verließ das Haus. Obwohl er nicht die mindeste Absicht hatte, sich zu verbergen, fügte es sich doch so, daß sein Weggehen unbemerkt blieb.

Sein Weg führte ihn über jenen Fußsteg am Teiche. Seit dem Tode seines Sohnes hatte er den Ort nicht betreten. Während er langsam hinüberging, suchte sein Auge nach Blutspuren. Sie mußten längst vom Regen weggewaschen sein, und doch glaubte er sie in einem dunklen Fleck noch zu finden. Er blieb stehen, faltete die Hände über der Büchse und blickte hinab. Während er der Stelle genahet, war es ihm doch mehrmals gewesen, als sollte er wieder umkehren. Nun aber faßte ihn die Erinnerung jener That, jener schrecklichen Nacht, und sein Vorsatz stand wieder fest. „Gerechtigkeit!“ flüsterte er vor sich hin; „das unschuldig vergossene Blut schreit zum Himmel um Gerechtigkeit!“ und mit raschen Schritten setzte er seinen Weg fort.

(Schluß folgt.)

Eine Reiterthat vor den Thoren von Preßburg.

Nach dem Bericht eines Augenzeugen.

(Mit Abbildung auf Seite 133.)

Beim Beginn des jetzt so ruhmvoll beendigten Feldzuges d. J. wurde vielfach die Befürchtung gehegt, die preußische Reiterei werde der österreichischen gegenüber im Nachtheil bleiben. Der Erfolg hat gezeigt, wie ungegründet diese Besorgniß gewesen, wie sehr diese Waffe in ihrer taktischen Ausbildung unterschätzt worden ist. Ueberall, wo die preußischen Reiter sich mit dem Feinde zu messen Gelegenheit hatten, zeigten sie sich den altberühmten kaiserlichen Regimentern nicht nur ebenbürtig, sondern oft genug überlegen und erkämpften so neue Lorbeeren zu den alten aus den Zeiten der Seydlitz, Zieten und Blücher.

Wir heben heute aus der glänzenden Reihe solcher Gefechte gerade das letzte hervor, um so mehr, als dasselbe zugleich das äußerste Vordringen der siegreichen Preußen bis vor die Thore Preßburgs auf ungarischem Boden bezeichnet, und als das Treffen bei Blumenau oder Preßburg bekannt geworden ist.

Am 21. Juli hatte die 7. und 8. Infanteriedivision, der für diesen Tag die Cavalleriedivision Hann beigegeben war, unter Generallieutenant von Fransecky bei den Dörfern Blumenau und Kaltenbrunn am Westabhange der Karpathen Angesichts starker feindlicher Corps Stellung genommen. Am Morgen des 22. früh 6 Uhr erhielt der Major von Hymmen den Befehl, mit seiner Escadron, der 3. des Magdeburgischen Husarenregimentes No. 10, als Vorhut der Avantgarde, zum Recognosciren abzurücken und die feindliche Cavallerie, die sich bei Neudorf gezeigt hatte, wo möglich zu vertreiben. Den ersten Zug seiner Escadron vorgenommen, ging der Major gegen einen etwa 2000 Schritt quervorliegenden, sehr hohen Eisenbahndamm vor und ließ, als vom ersten Zuge die Meldung kam, daß dieser Damm mit feindlicher Infanterie besetzt sei, den genannten Zug ganz in Flanqueurs ausschwärmen. Kaum waren diese näher an den Damm gekommen, so brachen aus zweien, etwa 6—800 Schritt von einander gelegenen, großen und breiten Bahndurchgängen zwei feindliche Ulanenescadrons hervor. Die eine derselben, weiter zur Rechten, ging in Zügen gegen die linke Flanke der Husaren, die andere marschirte sofort auf, um diese anzunehmen. Major von Hymmen rief seiner Escadron zu, er werde zunächst weiter rechts und, wenn nöthig, etwas zurückgehen, dann aber Front machen und sofort attackiren.

Während der erste Zug im Flankiren theils gegen die Flanken-, theils gegen die angreifende Schwadron blieb, ließ er dann auch mit Zügen Kehrt schwenken und ging im Trabe zurück. Nun brüllte die feindliche Escadron Hurrah! und folgte den Husaren, wobei die Distance zwischen beiden sich rasch verkleinerte. Hymmen, den rechten Moment erfassend, wo seine Verfolger in langer Linie aufgelöst, herankamen, ließ nun plötzlich Front blasen und sprengte mit „Marsch, Marsch!“ seiner Schwadron mit seinen Officieren, von Maltzahn und Bodenhausen, voraus, den feindlichen Ulanen entgegen. Sein erster Zug unter Lieutenant Lübbe folgte sofort, während der zweite Zug, der des widrigen Windes wegen das Signal nicht gehört hatte, leider nicht gleich herankam. Als beide Theile sich bis auf 10 bis 12 Schritt nahe gekommen waren, trat ein Moment plötzlichen Stutzens ein, und es folgte nun eine jener öfteren Episoden persönlichen Zweikampfes der feindlichen Officiere. Major von Hymmen drang auf den Führer der Ulanen ein und stach ihn durch den Hals, während ein Hieb des vom Pferde Sinkenden ihm die Backe und Lippen schlitzte. Im Begriff, zu neuem Hieb auszuholen, sah er einen Ulanen mit eingelegter Lanze auf sich einsprengen. Im Nu gab er seinem Schimmelhengst die Sporen, diesem neuen Angreifer entgegen und traf ihn mit gewaltigem Streich über den Arm, daß dieser kraftlos die Lanze fallen ließ. Dann gewahrend, wie einer seiner Officiere, Lieutenant von Maltzahn, von fünf Ulanen umringt, sich mit diesen herumschlug, sprengte er mit den Husaren, die sich inzwischen nun auch in die feindlichen Lanzenreiter hineingekeilt hatten, auf diese Gruppe ein, und bald war es ihm gelungen, rechts und links Hiebe austheilend, seinen gefährdeten Kameraden aus dem Gedränge herauszuhauen. Einige Minuten lang bot jetzt das Ganze den Anblick eines wildverworrenen Knäuels von Mann und Roß dar, dann aber von den Streichen der kräftigen Magdeburger völlig geworfen, machten die Ulanen Kehrt und gingen eiligst zurück, indem sie bei der Verfolgung noch 6 Mann und 9 Pferde in den Händen der Husaren zurückließen. Mehrere der letzteren waren während des Kampfes über die das Terrain durchziehenden Gräben im hohen Korn gestürzt und in Feindeshand gerathen. Diese alle wurden nun leicht wieder befreit, bis auf einen, der gleich anfangs, unter seinem gestürzten Gaul liegend, gefangen und mit fortgeführt worden war. Da nun aber die obengenannte feindliche Flankenschwadron vorkam, so mußte Major von Hymmen halten bleiben und seine zerstreuten Husaren sammeln. Als aber die geworfene feindliche Escadron durch einen der beiden erwähnten Eisenbahnthorwege verschwunden war, ließ er aufs neue zur Attacke auch auf die zweite Schwadron blasen, die indessen den Angriff nicht abwartete, sondern mit Zügen Kehrt machte und gleichfalls eiligst durch jenen Thorweg zurückging. Da Hymmen bei weiterem Vorgehen nun aber auch in das feindliche, wie eigene Granatfeuer kam, so ging er, nachdem seine Aufgabe so glänzend erfüllt war, mit seinen Husaren bis auf das Gros der Avantgarde zurück. Verloren hatte er einen Mann und zwei Pferde, und außer ihm selbst waren noch vier Leute leicht und ebensoviele schwer verwundet worden. Lieutenant von Maltzahn hatte einen Schrammstich ins Genick, Lieutenant Lübbe einen flachen Hieb über den Arm bekommen. Das ganze Gefecht war unter den Augen der commandirenden Generäle vorgegangen, von denen allen der Major bei seinem siegreichen Wiedereintreffen auf das Anerkennendste beglückwünscht wurde. Von seiner nicht unbedeutenden Hiebwunde ließ er sich nicht abhalten, an der Spitze seiner braven Reiterschar zu verbleiben, mit der er auch vor dem heutigen glücklichen Gefecht, bei mancher früheren Gelegenheit sich

rühmlichst ausgezeichnet, unter anderem bei dem Dorfe Einsiedel bei Böhmischfriedland bei Beginn des Feldzuges die ersten Radetzkyhusaren, sowie acht Jäger und zwanzig Infanteristen gefangen eingebracht hatte.

Jetzt schmückt die Brust des tapferen Reiterofficiers das wohlverdiente Pour le Mérite-Kreuz, die Thaten des wackern 10. Regimentes aber werden stets eine glänzende Seite in den Annalen der preußischen Reiterei ausfüllen. W. C.

Leipziger Allerlei.

Botanische Excursion in einer Großstadt. Von Hermann Wagner.

Sie haben in Ihrem Hotel zu Mittag „Leipziger Allerlei" gegessen und sich dabei schon etwas von den Anstrengungen der Reise erholt. Die gewöhnliche Lebensklugheit räth davon ab, in die Küchengeheimnisse der Gasthöfe einzudringen, wir wollen es deshalb nicht weiter erforschen: ob der Blumenkohl Ihres Allerlei wirklich berühmter „Dresdner" oder „Erfurter" war, ob der Spargel aus Algerien übergeführt, oder ob er in der Umgegend von Halle oder in den Kohlgärten Leipzigs gewachsen: auch über die kleinen Hühnchen und großen Krebse dabei forschen wir lieber nicht weiter, sondern begnügen uns mit den Versicherungen des Kellners, daß alle einzelnen Bestandtheile des „Allerlei" von kostbarster Beschaffenheit waren. Naturgeschichtliche Studien innerhalb der Gasthöfe und Restaurationen sind immer etwas bedenklich, dagegen wird es mir Vergnügen machen, wenn Sie mir erlauben, ein Viertelstündchen lang mit Ihnen eine kleine Excursion durch unsere Großstadt zu machen. So viel verschiedene Leute in Leipzig wohnen, so viel verschiedene Urtheile werden Sie auch über die gute Stadt hören. Jeder bildet sich eine Ansicht von seinem Standpunkte aus. Sehen Sie dort oben auf der Spitze des Schornsteines den schwarzen Schlottfeger sitzen, der Mensch hat sicher eine ganz andere Ansicht von unserer Stadt, als da drunten jener Hausmann, der aus der Tiefe seiner Kellerwohnung durch die Eisengitter des Trottoirs forschend nach uns heraufblickt, da wir ihm eben seine Handbreit Tageslicht rauben! Auch innerhalb desselben Standes sind die Ansichten verschieden. Der Grossist, nach dessen Waarenlager jene Rollwagen ihren Weg nehmen, sieht die berühmte Meßstadt anders an, als der junge Schüler Mercurs, welcher dort mit „frischen Brezeln" oder „warmen Eiern" seine ersten Versuche im Profitmachen anstellt.

So habe auch ich, nach dem Recht der Individualität, mir meine besonderen Ansichten gebildet, die, wie ich mir schmeichle, die bescheidene Mitte zwischen den angedeuteten Extremen halten. Ich betrachte Leipzig rein von naturgeschichtlichem Standpunkte aus und finde dabei einen viel reicheren Stoff, als der Neuankommende, von der Menge der Eindrücke überwältigt, vielleicht ahnt.

Wir finden hier in der Großstadt alle drei Naturreiche vertreten. Jetzt wandeln wir auf Granitplatten — jeder Schritt einen Dukaten werth! — dann betreten wir ein Mosaikpflaster aus röthlichem Porphyr, dann reinliche Fußwege aus zierlichen Rollkieseln verschiedener Färbung. Als weitere Objecte mineralogischer Studien bieten sich behauene Sandsteine, Marmor, Schiefer, — „schöner Sand!" — geschliffene Achate, Malachite, ächte und unächte Edelsteine, theure und wohlfeile Gold- und andere Metallsachen. Ueber das alles legt sich wie ein magischer Schleier der Leipziger Staub, die neueste aller geologischen Formationen, zusammengesetzt aus zermalmten Pflastersteinen, aus 100,000 Paar abgelaufener Ledersohlen, aus unzähligen Fasern von langschleppenden Kleidern aus italienischer Seide, amerikanischer Baumwolle, australischer Schafwolle, dann abgenutzte Radbeschläge und Hufeisen, Asche von westindischen und Stötteritzer Cigarren u. s. w.

Das Thierreich zeigt ebenfalls eine überraschende Mannigfaltigkeit, auch wenn wir uns nicht bis zum zoologischen Verkaufsgarten oder dem Museum der Universität versteigen. Für jetzt erlaube ich mir, Sie auf einige botanische Eigenthümlichkeiten Leipzigs aufmerksam zu machen.

Wir kommen hier am Gemüsemarkte vorbei. Fürchten Sie nicht, daß ich mich zu weit in die Küchenbotanik vertiefe, um Ihnen ein Verzeichniß sämmtlicher hier producirter Kohlarten, Gemüse und Salatkräuter zu geben, aber sehen Sie dieses rothbäckige, wettergebräunte Kind von zwanzig Jahren, einem Walddorfe entstammend, auf dem Rücken hinab lange blonde Zöpfe aus — Zwiebeln, am Arme ein Körbchen! Es ist eine interessante Dienerin Floras, eine Stimme der freien Wildniß mitten hinein in das Gewimmel der Cultur. Noch ist der Winter nicht zu Ende, und körbevoll bringt sie „Sommerthierchen!" in Bündel zu je 3 Pfg. Gebünden. Es ist unsere Frühlingsknotenblume, massenhaft bereits vorhanden in den entlegenern Theilen des Rosenthales, die nahe Verwandte des süddeutschen Schneeglöckchens. Weiterhin im Jahre bietet sie Kränzchen aus Waldvergißmeinnicht, in Wassernäpfe zu setzen als Schmuck des Zimmers oder des Grabhügels; nebenbei dann auch Sträußchen aus den ersten Walderdbeeren und Heidelbeeren für die Kinder, Kreuzkraut und Vogelmiere für den Kanarienvogel und Stieglitz. Im Frühjahr erscheint die Jungfrau mit Bouquets von Himmelschlüsselchen, dann mit purpurrothen Lerchensporen, goldgelben Trollblumen, endlich mit der zweiblätterigen Orchis, die unter dem Namen „Nachtschatten" passirt, da sie besonders Abends ihren Wohlgeruch entwickelt. Auf dem Boden ihres Körbchens können wir ein Häufchen kleine schneeweiße Händchen liegen sehen, die wir sofort für die handförmig zertheilten Knollen der breitblätterigen Orchis erkennen. Sie wurden auf dem Wiesengrund ausgestochen und weißgewaschen. Würden wir in der Türkei sein, so wüßten wir, daß diese Orchisknollen als Salep gedörrt, fein gemahlen und dann mit kochendem Wasser übergossen würden. Das schleimige Getränk, welches daraus entsteht, wird in türkischen Städten als nahrhafter und wärmender Morgentrunk feilgeboten. Wozu aber dienen die Salepknollen in Leipzig, dem Mittelpunkt des völkererleuchtenden Buchhandels? „Glückshändchen sind es!" belehrt uns das Mädchen, „das Stück zu 5 Pfg." Wir bemerken das mitleidige Lächeln der Köchin neben uns, da wir noch nicht wissen, daß ein solches Glückshändchen in der Börse das sicherste Mittel ist, daß es darin nie an Geld fehlt. Auch für die Lotterieloose, die dabei gelegt werden, erweist es sich vortheilhaft!

Eine folgende Abtheilung des Marktes wird durchdüftet von den Producten der „Kranzleute". Je nach der Jahreszeit wechseln hier die Figuren und Farben gleich den fallenden Tropfen des Regenbogens, — aber Kränze, Sträuße und Guirlanden, mit Geschmack und Geschick gefertigt und ausgelegt, finden wir stets, selbst mitten im Winter. Sogar bei grimmigem Frost und ellenhohem Schnee sind hier Kränze aus dunkelgrün gefärbtem Moos, aus weißgrauen Rennthierflechten, aus zartem schneeweißem Binsenmark und Wintergrün, niedliche Körbchen aus Fichtenreis und Immortellen zu treffen. Haben die getriebenen Hyacinthen, Tulpen und Maiblümchen noch nicht so weit ausgeblüht, daß sie zum Einbinden verwendet werden können, will man nicht des Kostenpunktes wegen sich zu ächten goldgelben Akazien, duftenden Veilchen, prahlenden Kamelien versteigen, so müssen gemachte oder getrocknete Blumen die Stelle der frischen ersetzen. Auch den lebendigen Kamelien und ähnlichen kurzstieligen Kindern des Warmhauses setzt man lange Drahtstiele an, die im Grün versteckt werden. Die künstlichen Blumen sind möglichst wohlfeil aus gefärbtem Seidenpapier hergestellt, und es gehört schon ein geübtes Auge dazu, sie zwischen den wirklichen Blumen als Kunstprodukte sofort herauszufinden. Getrocknete Blumen sind ein ansehnlicher Handelsgegenstand auf dem Blumenmarkte. Immortellen, in allen möglichen natürlichen und künstlichen Farben prahlend, bilden den Hauptartikel. Vom Schneeweiß finden wir die Scala nach brillantem Goldgelb, leuchtendem Scharlach, Orange bis zum dunkeln Braunroth. Bei Festgelegenheiten hat man wirklich aus den niedlichen Blümchen interessante Mosaikgemälde zusammengesetzt, während ihre Verwendung zu Inschriften in Todtenkränzen eine gewöhnliche ist. Zu ihnen kommen in geringeren Quantitäten violette Bleiwurzdolden und die zierlichen Arten des Zittergrases und Hasenschwanzgrases, sowohl gefärbt, als ungefärbt. Auch der bescheidene Ackerklee, der seiner Zeit in Halle eine Rolle als Choleramittel zuertheilt bekam, gilt hier wegen seiner weichhaarigen Blüthenköpfchen als unverwelkliche Straußverzierung.

Einen interessanten Artikel des Marktes bilden die Mottenkräuter, eine ganze Reihe starkriechender Gewächse, die auch bis auf

einen gewissen Grad ihren Ruf rechtfertigen, indem sie durch den eigenen Duft den Geruch des Pelz- und Tuchwerks verdecken, deshalb letzteres den Motten eine Zeitlang wenigstens verbergen. Die Hauptrolle spielt unter ihnen die Spike (Lavendel); ihr schließen sich an ächter und unächter Rosmarin (Sumpfporst), Steinklee und Rainfarn. Ein besonderes Geschäft machten die Gärtner neuerdings mit dem als Topfpflanze gezogenen, sogenannten Mottenkönig, einem bescheidenen violetten Lippenblümler vom Cap der guten Hoffnung. Man schickte ihm öffentlich gedruckt das Lob voraus: „Die Motten entweichen sogar aus dem Zimmer, wenn ein einziges solches Gewächs darin gepflegt wird." Ob wirklich die Motten sich so gesittet und folgsam bewiesen, darüber ist seitdem nichts wieder verlautet, — Thatsache ist aber, daß die Gärtner ansehnliche Mengen des Mottenkönigs verkauften. Trotz der Philippiken des Professors Bock und anderer Autoritäten erscheinen immer noch zur geeigneten Jahreszeit ganze Tragkörbe und Handwagen voll des volksthümlichen Wohlverleih, zu deutsch Arnica, um als Mittel gegen Verwundungen und alles Mögliche in die verschiedensten Haushaltungen zu wandern. Man zieht ihn auf den benachbarten Dorfschaften felderweise. Ihm schließen sich Kamillen (Hermelchen oder Helmerchen) und Fliederblüthen an. Werden beide auch öffentlich als magenverderbend und krampferzeugend denuncirt, Käufer und Verkäufer huldigen dem Herkommen mehr als einer vorübergehenden Zeitungsnotiz.

Wir finden hier auf dem Markte selbst Stoff, ein kleines Capitel aus der Geschichte der Botanik an uns vorüberziehen zu lassen. Die ganze Reihe jener theils als Hausarzneien, theils als Küchengewürze gebräuchlichen Gewürze, die schon Kaiser Karl der Große seinen Gutsverwaltern zur Pflege vorschrieb, ist noch heutigen Tages hier ausgelegt: Kümmel, Dill, Fenchel, Petersilie, Thymian, Salbei u. s. w. Die meisten dieser gewürzhaften Dolden und Lippenblümler gehören ursprünglich dem Gebiete des Mittelmeeres an. Durch die Römerzüge und noch mehr durch die Gartenbau treibenden Mönche wurden dieselben nach Deutschland, ja selbst bis nach der skandinavischen Halbinsel verbreitet und finden sich noch gegenwärtig als Hauptbestandtheile jedes Bauerngärtchens. Erst nach Auffindung des Seeweges nach Ostindien ums Cap wurden die tropischen Gewürze gebräuchlicher. Wollen wir an ihnen unsere Studien fortsetzen, so können wir hier nebenbei in dem Drogistenladen einen überreichen Stoff dazu finden.* Wir treffen daselbst nicht nur alle gebräuchlichen asiatischen und amerikanischen Gewürze, sondern auch eine reiche Auswahl einheimischer und ausländischer, wirklicher und vermeintlicher Arzneipflanzen: Wurzeln, Blätter, Samen, Harze u. s. w. von den Bandwurm vertreibenden Waldfarn, Granatwurzelrinde, Zittwersamen und Kusso bis zur insektenwidrigen, angeblich ächt kaukasischen oder persischen Bertramwurz.

Wollten wir uns noch weiter versteigen, so könnten wir durch Nußstudien noch ein besonderes schmackhaftes Capitel der Botanik eröffnen. Vorzüglich während des Winters würden straßenlange Reihen Säcke voll Haselnüsse, Lambertsnüsse und Wallnüsse die Serie eröffnen, brasilianische Juvia- oder Paranüsse, Erdnüsse, riesige Kocosnüsse (letztere freilich selten genießbar), würden sich ihnen anschließen und den Uebergang zu den saftigen der einheimischen Früchte, den Beeren und Obstsorten, sowie zu den ausländischen Feigen, Datteln und zu den Gebirgen von Orangen bilden, die besonders zu Messenszeiten über Nacht aus Kisten und Kasten hervorwachsen. Sehr interessant ist für den Freund der Obstzucht dort in der Steinguthandlung das reiche Sortiment einheimischer Obstsorten aus Biscuitmasse, völlig naturgetreu nachgebildet und wunderhübsch angemalt. Jene Sammlung hat einen bleibenden wissenschaftlichen Werth und ist verkäuflich, schade nur, daß die künstlerische Darstellungsweise einen Preis herbeiführt, der sie für den Mittelmann schwer erreichbar macht!

Während wir durch eine der Hauptstraßen dem Thore zuwandern, bieten uns die Schaufenster der unteren Geschosse vielfache Proben angewandter Botanik; so hier der Laden des Drechslers die verschiedenen inländischen Hölzer, die zu Spazierstöcken und Pfeifenröhren oder Schnitzeleien verarbeitet wurden, dann die zu ähnlichen Zwecken eingeführten ausländischen Rohre, Palmenstengel und Rattangs. Letztere, gewöhnlich unter dem Namen „spanische Rohre" gehend, müssen, schwarz gefärbt, daneben im Regen- und Sonnenschirmgeschäft das Fischbein ersetzen helfen, während sie im Putz- und Crinolinenladen mehr mit offenem Visir und natürlicher Färbung auftreten. Elfenbeinnüsse, aus dem tropischen Südamerika stammend, erscheinen hier in Form von Stock- und Regenschirmknöpfen zierlich bearbeitet. Neuseeländischer Flachs, Jute, Stroh der verschiedensten Sorten, gerissen und ungerissen, sowie andere faserige Vegetabilien treffen wir in verschiedenster Weise verarbeitet zu Geflechten und Geweben, theils auch als Rohmaterial in anderen Kaufläden an. Das reiche Magazin eines Möbelhändlers führt uns alle möglichen deutschen und amerikanischen Nutzhölzer vor, von der gewöhnlichen Kiefer, welche Rückwände und Kastenböden liefert, bis zum prächtigen Nußbaum, Kirschbaum, Mahagoni, Palisander u. a. In der Fournirschneidemühle, die nicht weit von hier ist, können wir dieselben feinen Schmuckhölzer noch in rohen Blöcken betrachten, und in der Farbenraspel daneben finden wir ganze Berge Fernambuck, Blutholz, Quercitronenholz, Roccellien u. a.

Von Zeit zu Zeit strömt uns beim Weiterwandern auf der Straße eine von Wohlgerüchen übersättigte Luftwelle entgegen, welche hervorquillt aus einer geöffneten Thür oder aus einem halbunterirdischen Fenster. Wenn uns solche nicht geradezu auf eine Fabrik von Chocolade oder ätherischen Oelen hinweist, so verräth sie meistens eine Parfümeriehandlung oder einen Conditorladen. In diesen finden wir die Wohlgerüche des ganzen Gewächsreichs, die Blumengeister aller Zonen, gefangen und auf Fläschchen und Büchschen gefüllt. Theils sind sie mit fetten Oelen, theils mit Spirituosen, theils mit Seifen in Verbindung gebracht. Ganz besondere Künste sind entwickelt, um sie mit einander zu mischen und dadurch ganz besondere neue Düfte zu erzeugen. Die Conditoreien bieten uns schon an ihren Schaufenstern Gelegenheit, die Naturgeschichte des Zuckers durch alle Metamorphosen hindurch zu verfolgen; wir treffen hier ebenso eingemachte Früchte, überzuckerte Mandeln wie Ananasse. Manche andere Kaufläden speculiren mit zahllosen Sorten Bonbons, Haarölen, Melissen- und anderen Geistern theils auf die Leichtgläubigkeit Leidender, theils auf die Eitelkeit anderer. Verschiedene, dem Pflanzenreich entnommene Schmink- und Schönheitsmittel schließen sich innig hier an. Die Mißbräuche, welche sich in Leipzig, wie in andern großen Städten, das Wort „Wein" gefallen lassen muß, überlassen wir den Chemikern und Philologen und sehen hiervon, sowie von allen übrigen dem Gewächsreich entnommenen Getränken für diesmal ab.

Die oberen Etagen mancher Häuser erinnern uns lebhaft an die schwebenden Gärten der Semiramis. Manche Fenster sind rings von großblättrigem Epheu umsponnen, andere prahlen mit Tulpen, Hyacinthen, Amaryllen, — später im Jahre mit Petunien, Calceolarien u. s. w. Eigentliche Blumenzucht findet freilich nicht häufig statt, viel öfter verlebten jene schönen Kinder Floras ihre Jugend in irgend einem Gewächshause, um entweder unmittelbar aus diesem, oder auf dem Umwege über den Blumenmarkt hierher in die Blumenfenster zu wandern, daselbst zu verblühen und abzusterben. Nicht viel anders ist es ja selbst hier mit nicht wenigen der kleinen Hausgärtchen, deren Beete nach Spannenlänge und nach Quadratzollen bemessen sind und die nur an den längsten Tagen des Jahres ausnahmsweise einen Sonnenstrahl erhalten. Auch für sie liefern die städtischen und ländlichen Gärten die bereits blühenden Pensées und Astern, oder die halberwachsenen Pflanzen der Vergißmeinnicht, Levkoyen, Goldlack u. a.

Gewisse Blumen, wie Camelien, Passifloren und kostbare Blattpflanzen, deren Preise nach Thalern berechnet werden, bezeichnen uns die Wohnungen Wohlhabender, andere wie Pelargonien, Fuchsien, Oleander, Rosen, Myrten u. dgl., für ein Paar Groschen erworben oder aus abgepflückten Zweiglein selbst erzogen, finden wir dagegen in vielen Fenstern ärmerer Leute, vorausgesetzt, daß Luft und Licht überhaupt Zutritt zu denselben haben. Dieser Blumenreichthum der Zimmerfenster, hierzu die Ballsträußchen, Gevatterbouquets und jene Blumenmengen, die sich bei manchen Begräbnissen entfalten, geben uns einen Wink auf die massenhafte Vermehrung und Anzucht von Schmuckpflanzen, welche in den Gärtnereien der Stadt und deren nächster Umgebung stattfinden. Es würde uns zu weit führen und sehr viel Zeit in Anspruch nehmen, wollten wir auch nur die wichtigsten derselben besuchen. Ich bemerke Ihnen deshalb nur, daß die größeren Handelsgärtnereien gewöhnlich sich die Cultur ganz besonderer Pflanzenarten oder Familien als Aufgabe gesetzt haben und diese en gros betreiben. So finden wir bei dem einen tausende von Gummibäumen, bei dem andern eben so viele Kamelien, bei einem dritten Azaleen und Rhododendren, bei wieder anderen Rosen, Eriken,

Primeln und Cyclamen. Einige erziehen Zierhölzer und Spalierobst, andere bevorzugen Palmen. Die Gärtnerei von Martin und Mosenthin bietet fast jedes Jahr dem Publikum das Schauspiel der blühenden Victoria Regia, Laurentius Orchideenhaus versetzt mitten im Winter in die Pracht brasilianischer und ostindischer Wälder mit Vandas, Aërides und Vanillen, die Senke'sche Gärtnerei hat eine der reichsten Sammlungen dickblättriger Pflanzen, besonders Cacteen in hunderten von Arten und Spielarten.

Wir haben eins der ehemaligen inneren Stadtthore erreicht und setzen unsere Wanderung auf der neuangelegten Promenade an der Südseite fort. Hier fallen uns mancherlei botanische Merkwürdigkeiten auf: blaublühender Indigo, dessen Verwandte die bekannte dunkelblaue Farbe liefern, großblättriger Riccinus, dessen Samenöl sowohl medicinisch, als auch technisch (zur Seifebereitung) dient, daneben ein weichblättriger Papiermaulbeerbaum, dessen Bast auf den Südseeinseln die Kleidungsstücke abgeben muß; dann feinblättrige Tamariske, ein Gewächs der Wüstenthäler Afrikas und Arabiens, das von vielen als die Erzeugerin des Manna betrachtet wird; dann eine ansehnlich große Sophora, derselbe Baum, dessen gelbe Farbsäfte in China zum Färben der kaiserlichen Gewande dienen, dann noch zahlreiche große und kleine Spielarten von europäischen, amerikanischen, und besonders japanischen Ziersträuchern und Bäumen. Zugleich ist hier der außerordentlich vernünftige Anfang damit gemacht worden, die gepflanzten Gewächse durch beigesteckte Namentäfelchen dem sich dafür interessirenden Publicum näher zu rücken. Es ist dies gerade in Leipzig um so mehr mit Dank anzuerkennen, als der zur Universität gehörige botanische Garten wegen seiner eigenthümlichen Lage von wenig anderen, als den speciell Studirenden besucht wird.

Bereits auf den Anpflanzungen auf der neuen Promenade, noch mehr aber in manchen Gärtnereien, fallen uns zahlreiche, buntblättrige oder, wie die Gärtner sie nennen, panachirtblättrige Gewächse auf. Wir treffen Ahorne mit weiß- und grüngesprenkeltem Laube, Thujagebüsche, deren Zweigspitzen goldgelb, andere, bei denen sie weiß sind, Stechhülsen mit weißgesäumten Blättern u. s. w. Wir werden hierdurch auf eine sonderbare Mode aufmerksam gemacht, welche gerade jetzt in ziemlichem Umfange herrschend geworden. Es ist das Wohlgefallen an Gewächsen, deren Laub durch krankhafte Entartung theilweise oder ganz weiß, grün und weiß oder roth, grün und weiß gefärbt ist, während jene Pflanzen in gewöhnlichem Zustande sich eines grünen Kolorits erfreuen. Es hängt diese Mode eng zusammen mit den zahlreichen Neuheiten, welche in jüngster Zeit aus den japanischen Gärten nach Europa übergeführt worden sind, und deren viele, des verwandten Klimas wegen, bei uns im Freien ausdauern. Die Japaner haben mit den Chinesen die Vorliebe für Zwerggewächse gemein, die sie dadurch künstlich erzeugen, daß sie den Pflanzen in jeder nur möglichen Weise die Wurzelnahrung beschränken und dadurch ein Verkümmern der ganzen Gewächse herbeiführen. Ein Nebenproduct dieses Verkümmerns und Verkrüppelns ist das Bleichwerden der Blätter. Panachirtblättrige Pflanzen verlieren leicht ihr scheckiges Ansehen und erhalten wieder grünes Laub, sobald sie in guten Boden und dadurch in glücklichere Verhältnisse gebracht werden. Die bleichsüchtigen Gewächse bilden das schroffe Gegentheil derjenigen mit gefüllten Blumen, welche letztere aus einem Ueberfluß an Nahrung hervorgingen. Es findet sich deshalb auch kein Gewächs, das gleichzeitig panachirte Blätter und gefüllte Blumen trüge. Von der erwähnten Geschmacksverirrung unterscheidet sich höchst vortheilhaft die Pflege solcher Gewächse mit schönen und bunten Blättern, welche durch mehrere tüchtige Gärtnereien in lebenswerther Weise außerordentlich befördert wird. Schon die Begonien weisen prachtvolle Sortiments von Blattverschiedenheiten auf; manche von ihnen sehen aus wie aus Sammet gearbeitet, andere, wie mit Silber, Gold und Perlen gestickt. Ihnen schließen sich an die Marantaceen, die Arten von Echites, Gesnerie, Eranthemum, Senerilla, Campylobotrys, Cyanophyllum und zahlreiche andere. Viele von ihnen sind freilich so zart und stammen aus so heißen Klimaten, daß sie nur im feuchten Warmhaus bei behutsamer Pflege gedeihen wollen und in der trockenen, schnellen Temperaturwechseln ausgesetzten Luft der Wohnzimmer rasch absterben.

Wir gelangen jetzt auf den Augustusplatz. Er hat zu Weihnachten seinen botanischen Glanzpunkt, indem dann auf ihm über Nacht ein förmlicher Schwarzwald aus Fichten, Tannen und Kiefern entsteht, der schließlich am heiligen Abend nach allen Seiten während eines völligen Ameisengewimmels verläuft. Zu Pfingsten grünt Leipzig gerade am entgegengesetzten Ende, auf dem Fleischerplatze. Es schimmert dann im heitern Grün duftender Birken, die unter dem Namen „Maien“ zum festlichen Zimmerschmuck an den Mann gebracht werden.

Die Zeit ist uns knapp zugemessen, wir könnten sonst unsern Ausflug von hier aus durch den alten Park fortsetzen bis nach dem Rosenthale. Wir würden bereits neben dem Schwanenteiche prachtvolle Exemplare der Schwarzpappel begrüßen, dann könnten wir das bunte Gemisch von Bäumen und Gesträuchen mustern, unter denen uns die gegenwärtig zu Straßenanpflanzungen bevorzugten Ahorne auffallen würden, durch welche man die kränkelnden Linden ersetzt. Wären wir gut zu Fuß, so könnten wir sogar bis zu der eine Stunde entfernten „großen Eiche“ wallfahrten. Statt dessen werfen wir nur noch einen flüchtigen Blick auf den Friedhof neben der Johanniskirche, einen wahren Garten der Stadt. Wollen wir ihn in seiner vollen Glorie sehen, so müssen wir ihn am Johannisfest besuchen. Dann bilden die Blumenverkäuferinnen in seiner Umgebung förmliche Spaliere. Wer aus der Vogelschau dann herabblicken könnte, würde statt eines wandelnden Waldes hundert und mehr wandernde Blumenbeete von allen Richtungen der Windrose herbeieilen und auf dem Friedhofe Platz nehmen sehen. Aber auch zu allen anderen Zeiten des Jahres lohnt ein Besuch des städtischen Begräbnißplatzes. Er gibt uns Gelegenheit, die Schlußscene des lieblichen Schauspiels zu betrachten, welche das Anschließen der Pflanzenwelt an das Gemüthsleben des Menschen bietet. Sei es ein einfacher Immortellenkranz, seien es theure Wedel von Sago- oder Fächerpalmen, die den Bewohner der Stadt auf seinem letzten Gange begleiten und seine Ruhestätte decken, — selten wird ein Begräbniß jeglichen Blumenschmuckes entbehren. Die meisten Grabstätten zeigen durch sorgsame Pflege die Pietät der Ueberlebenden gegen die Manen des Entschlafenen. Aber selbst da, wo keine liebende Hand den versinkenden Hügel bepflanzt, bleibt derselbe nicht ohne Pflanzenschmuck; es deckt dann die Hand der allversorgenden Natur über ihn den weichen Teppich mit der tröstenden Farbe der Hoffnung!

Ein Wundermann des vorigen Jahrhunderts.

Von Theodor Bindewald.

I.

In der alten und reichen Stadt Nürnberg wurde im Jahre 1739 dem fidelen Rathhausvogt zu seiner zahlreichen Kinderschar noch ein Söhnlein Johann Georg Schröpfer geboren. Im elterlichen Hause ging es bei der Taufe flott her, denn der Rathhausvogt hatte zugleich den städtischen Weinschank und war eine ehrliche, deutsche Haut, der der Umgang mit den Herren Gebrüdern „Trumpfaus“ und „Saufaus“ zum täglichen Bedürfniß schon längst geworden war. Einem hochwohlweisen Magistrat der Reichsstadt wollte zwar solches Wesen nicht sonderlich gefallen, und es regnete Verweise und Drohungen, doch hatte man immer noch Geduld mit ihm, bis die Unordnung also überhand nahm, daß man den Mann mit Ehren nicht mehr im Amte lassen konnte und ihm und den Seinen das Rathhaus zu räumen befahl.

Kümmerliche Zeiten stiegen nun herauf. Der Vogt erfand einen „Lebensbalsam“, den nach ihm sogenannten Schröpferschen Balsam; mit dem ging er hausiren im Lande und fristete so sich und den Seinen das Leben.

Der leichtsinnige und abenteuerliche Sinn, den solch ein wanderndes Leben mit sich bringt, ging auf die Kinder über, unter welchen sich Johann Georg besonders bemerklich machte. Noch ganz unreifen Geistes ergriff ihn ein ungeheurer Wissensdrang. Tausenderlei Bücher las er durcheinander und erhitzte seine ungezügelte Phantasie durch die ausschweifendsten Vorstellungen von später zu vollbringenden Dingen. Einsilbig, in sich gekehrt und, wie es schien, schwermüthiger

Gedanken voll, floh er die Kreise seiner Altersgenossen und erging sich auf einsamen Pfaden. In Kleidung und hochtrabenden Reden spielte er gerne den Großen, oft zum Gelächter der dadurch Geärgerten, gegen die er dann sehr geschickt Intriguen anzuspinnen und Verlegenheiten herbeizuführen verstand, aus welchen ihm seine Klugheit aber immer einen Ausweg eröffnete.

Die angenommene Rolle weiter zu spielen, ging aber auf die Dauer nicht an. Als der völlige Ruin des väterlichen Hauswesens hereinbrach und die Familienglieder sich einzeln zerstreuten, blieb unserm Johann Georg nichts anderes übrig, als unter die preußischen Husaren zu gehen. Das Kriegerleben dauerte nicht lange. 1768 kam Schröpfer in die Musenstadt Leipzig, nicht etwa um den Musen seine Reverenz zu machen und aus dem Borne der Weisheit zu schöpfen, sondern um den tollen Musensöhnen in einer Kneipe als Kellner zu serviren. Trotz dieser untergeordneten Stellung wußte er sich doch solche Verbindungen zu verschaffen, daß man ihn als „dienenden Bruder" in die dortige Freimaurerloge aufnahm.

Von diesem Augenblicke an schien sein Weizen blühen zu wollen. Die Freigebigkeit seiner Bundesbrüder machte es ihm möglich, in der Klostergasse eine Kaffeewirthschaft zu etabliren, damals eins der rentabelsten Geschäfte, und sich zu verheirathen. Eine Zeitlang ging alles flott, wie einst in der Rathhausschenke zu Nürnberg. Und eine anziehende Person, ein fesselnder Erzähler war der neue Kaffeewirth, das mußte ihm auch der Feind lassen. Bald vertraute er seinen verschwiegensten Stammgästen auch das Geheimniß an, daß er mit der höheren Welt in Verbindung stehe, Geister citiren und Schätze ans Licht bringen könne.

Diese Sache wurde schnell ruchbar, und wenn sie vielen auch lächerlich vorkam, so fehlte es doch andererseits auch nicht an Leichtgläubigen, die ihm willig Glauben und Gehör schenkten. Schade nur, daß er für sich selbst von seinen vergeblichen Künsten keinen Gebrauch machte, er hätte es mehr, als nöthig gehabt, denn siehe da: eines Tages blieb das Lokal des unterhaltenden Kaffeewirths verschlossen, und die Frager erfuhren zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß er gänzlich fallirt und Bankerott gemacht habe.

Gegen alle Erwartung sah man etliche Wochen nach diesem Ereigniß Schröpfer wieder in der Stadt. Er ging vornehmer gekleidet, als jemals, und trug den Kopf um ein merkliches höher, denn sonst. Was für eine Wandlung war mit ihm vorgegangen, was war geschehen? Mit der gewichtigsten Miene von der Welt offenbarte er seinen alten Bekannten, daß er nicht der Sohn des Rathhausvogts zu Nürnberg, sondern der natürliche Sprosse eines französischen Prinzen sei, durch dessen geheime Vermittelung den Titel eines Barons von Steinbach trage und den Rang eines Obersten Sr. königlichen Majestät in Frankreich inskünftig führen werde. Daß er französische Uniform anlegte, unterstützte die kühne Behauptung.

Bei so günstiger Lage der Dinge war es ihm denn auch ein Leichtes, „eine innere Loge des Gold- und Rosenkreuzer-Ordens vom alten Systeme" zusammenzubringen, einen Orden, der von dem ehemaligen ungarischen Jesuiten Greßinger sich herleitete, und in welchem alles auf groben Betrug abgesehen war.

Jetzt befand sich Schröpfer auf dem rechten Schauplatze seiner Thätigkeit und mitten in seinem Elemente. Die Fäden der geheimen Verbindung liefen in seiner Hand zusammen, und so hob sich seine Person höher und höher vor den staunenden Augen seiner Gläubigen. Er nährte und bestärkte geflissentlich die von ihm schon früher angedeutete Meinung, daß er in directem Verkehr mit der Geisterwelt stehe.

Von hier aus war es nur ein Schritt, um eine Geisterbeschwörung zu versuchen, und der Schritt ward bald gethan. Daß die ersten Versuche nur vor sogenannten „Erweckten" und „Auserwählten" stattfinden konnten, und daß man „profane Augen" davon fernhielt, — wer hätte ihm das billigerweise verübeln wollen?

In einem besonders hergerichteten Zimmer geschahen die Beschwörungen. Schröpfer reichte den Anwesenden einen Trank zur Stärkung vorher und erzählte ihnen von den Dingen, die da kommen würden, dann fiel er unter erschrecklichen Anrufungen in Krämpfe und gebot den Geistern, Personen aus alter und neuer Zeit aus dem Todtenreiche heraufzubringen. Auf Säulen von Rauch erschienen dann die Gerufenen, die längst im Grabe gemodert hatten, in ganzer Figur, mit menschenähnlichem Gesichte, das übrigens sonst nichts mit Fleisch und Blut gemein hatte, sondern sich wie der aus brennendem Spiritus aufsteigende Dunstschein ansah. Gewöhnlich zeigten sich die solchergestalt Citirten mit über die Brust gekreuzten Armen, und wenn sie redeten, so klang ihre Stimme schauerlich und hohl. — — —

II.

An einem prächtigen Sommertage des Jahres 1774 rollte eine stattliche Postkutsche zu den Thoren der kurfürstlichen Hauptstadt Dresden herein und hielt endlich vor dem Hotel de Pologne still. Sehr vornehm mußte die Herrschaft sein, die dieses Gefährte trug, denn der Gasthalter kam selber unter die Halle seines Hauses gegangen und machte einen tiefen Bückling nach dem andern vor dem Schlage, während die Kellner diensteifrig nach allen Seiten hineilten, und ein langer, hagerer, etwas blaß aussehender Mann, der die Uniform eines französischen Obersten trug, langsam die Stiege hinaufschritt.

Es war der Baron von Steinbach, dem die besten Zimmer des Hauses bereitwillig eingeräumt wurden, und der sich's darin so bequem wie möglich machte; es schien, als wolle er länger die Annehmlichkeiten Dresdens kosten, wie andere Fremde. Das imponirende Aeußere des Mannes, die vielen Besuche, die er empfing oder erwiderte, und endlich das vor aller Ohren hingeworfene Wort, daß er demnächst am kurfürstlichen Hofe sich werde vorstellen lassen, verstärkten die Aufmerksamkeit, mit der man ihn auf Schritt und Tritt beobachtete, und machten ihn bald zu einer Persönlichkeit, von der man in allen Kreisen redete.

Als aber die pompös angekündigte Vorstellung am Hofe durch den französischen chargé d'affaires, den Mons. de Marbois, vor sich gehen sollte, war dieser Diplomat, dem man so etwas nicht von fern zugetraut hätte, indiscret genug, nach der Legitimation des Herrn Baron zu fragen, insbesondere Erkundigungen darüber einzuziehen, wie und wo der Titel jenes Obersten herstamme, und als er es um diese Beweise schlecht bestellt fand, selbst die Berufung auf eine hohe fürstliche Person im Hintergrunde nicht gelten zu lassen.

Entrüstet in innerster Seele wandte der Baron von Steinbach diesem „vertrockneten Actenmenschen" den Rücken, der als chargé d'affaires doch auch etwas von dem berühmten Hanauer Landrechte hätte wissen können, welches so lautet: „Das wäre mir eine schöne Sache, wenn ich das, was ich sage, auch noch beweisen sollte! Wofür behaupte ich's denn?"

Auch focht ihn das nicht sonderlich an, denn „ein Weiser läßt sich nicht irren durch Pöbels Geschrei", daß Neider von ihm aussprengten, er sei gar kein Baron, sondern der ehemalige Kaffeewirth Schröpfer von Leipzig, und daß der malhonnette Mons. de Marbois einen Brief an ihn veröffentlichte, worin er ihm mit „unangenehmen Maßregeln" drohte, falls er seinen behaupteten Charakter beibehalte.

Weniger mit Zweifeln an seiner Person geplagten Leuten aber wußte er sich trefflich zu legitimiren. Diesen producirte er großartige Beglaubigungsschreiben des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, als des Großmeisters aller Freimaurerlogen in Deutschland, welche dahin lauteten, daß er eine Vereinigung des aufgehobenen Jesuiten-Ordens mit dem der Freimaurer anbahnen solle, und ebenfalls solche, welche auf den Namen Louis Philippes, des Herzogs von Chartres, ausgestellt waren, als des „souverain grand-maitre de tous les conseils chapitres et loges écossaises de France." Einzig und allein letzterem zu Liebe, erklärte er, hätte er nämlich den Obersten-Rang und den Titel eines Barons angenommen, weil das zur Ausrichtung seiner Aufträge nun doch einmal unumgänglich erforderlich wäre; was ihn aber selbst betreffe, so gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß er katholisch und sogar ein rechtmäßig geweihter Priester sei, und noch etwas mehr leisten könne, als Brevierbeten und Messesingen.

So wuchs von Tag zu Tag der Ruf des Wundermannes in der Stadt, und das Gerücht von seiner Macht über die Geisterwelt erhöhte seinen Anhang und Nimbus und ließ ihn immer kecker und offener vor die Menge treten.

Vor allem interessirte sich für ihn der Herzog Karl von Kurland, ein Oheim des damaligen, regierenden Kurfürsten. Er bewohnte das schöne Palais, in welchem sich jetzt die medicinisch-chirurgische Klinik befindet, und hatte schon früher die Bekanntschaft desselben gemacht. Freilich waren die ersten Berührungen nicht gerade sehr zarter Natur gewesen. Der Wundermann erlaubte sich beleidigende Aeußerungen gegen den Herzog in Angelegenheiten der Loge, und da Satisfaction nicht zu erlangen war, so beauftragte der Herzog den Obristlieutenant von Sydow, den Attentäter persönlich dafür abzuzüchtigen.

Die Nachricht über besagte Execution ist in doppelter Version auf uns gekommen, und ein rechtes Beispiel, wie neidisch die Geschichtschreibung berühmten Männern Streiche zu spielen versucht. Nach der ersteren hätte Herr von Sydow dem Maleficanten auf seinem Zimmer tüchtig den Buckel mit ungebrannter Asche eingerieben und sich eine in optima forma gültige Quittung über den richtigen Verlauf dieser Procedur von dem keinen Widerstand versuchenden Opfer schwarz auf weiß ausstellen lassen. Aber wirst du solches glauben, o Nachwelt? Höre auch, was die Freunde über diese dunkle Partie berichten!

Ein Mann, der Macht über die Geister hat, wo läßt der sich so armselig und feige in die Enge treiben? Nein, als der grimmige Urtheilvollstrecker das Museum des Angeschuldigten betrat, des Willens, den Befehl seines Gnädigen auszuführen, da eilte dieser alsbald in eine Ecke des Gemaches, warf sich mit verzweifelten Geberden nieder auf seine Kniee und begann die hilfreichen Geister unter den fürchterlichsten Drohungen zu beschwören, alles Unglück auf das Haupt seines Feindes kommen zu lassen. Siehe da, das Mittel half! Der Obristlieutenant mochte sich auf keinen so ungleichen Kampf einlassen und entfloh mit entsetztem Angesicht aus der unheimlichen Atmosphäre, ohne ihm ein Haar zu krümmen.

Und doch interessirte sich der Herzog von Kurland für den Wunderthäter. Wie klärt sich dieses Dunkel uns auf?

Herzog Karl von Kurland hatte als Neffe des Chevalier de Saxe, eines illegitimen Sohnes Augusts des Starken, diesen letzten Sprößling des galanten Königs beerbt. Das Vermögen des Chevalier, der als Maltheserritter unverheirathet gestorben war, konnte sich sehen lassen und bestand theilweise aus mütterlichen Familiengütern, theilweise aus dem ansehnlichen Palais und Parke desselben zu Dresden.

Weniger aber, als man vermuthete, betrug die Summe des hinterlassenen baaren Geldes, und diese mußte doch eine sehr bedeutende sein, da der Chevalier so viele und einträgliche Aemter bekleidet hatte. Wo sollte der Schatz hingekommen sein? Die allwissende Frau Sage raunte dem Herzog in die Ohren, daß er an einem verborgen gehaltenen Orte des Palastes aufbewahrt sei, und daß, wenn der Geist des Abgeschiedenen citirt werde, man sicherlich die Stätte erfahren und das Geld heben könne. Doch wen nun finden, um das Wagniß zu bestehen? Der Herzog sann hin und her fand keine Auskunft.

Da tauchte plötzlich der Leipziger Geisterbeschwörer in seiner unmittelbaren Umgebung auf — nun mußte es Rath geben! Indes war eine harte Nuß vorher noch zu knacken. Der Herzog hatte den Mann beleidigt und verfolgt, was war zu thun?

Eines Tags fuhr seine Karosse vor dem Hotel de Pologne vor, wo Schröpfer immer noch sein Absteigequartier aufgeschlagen hatte und auf großem Fuße lebte. Herzog Karl machte dem Beleidigten einen Ehrenbesuch, bat ihm im Gegenwart mehrerer Freunde den angethanen Schimpf ab, ersuchte ihn deswegen um Verzeihung und verhieß alle mögliche Genugthuung dafür zu geben. Mit tiefgerührtem Herzen nahm jener das alles an, und bald war die entente cordiale, und besser, wie jemals, zwischen beiden wieder hergestellt.

Seitdem sah man den Wundermann öfters bei dem Herzog aus- und eingehen und immer familiärer mit ihm werden. Es gelang ihm, den lernbegierigen Schüler vollkommen zu erobern und für die Realität seiner Kunst geradezu zu enthusiasmiren. Der Kammerherr des Herzogs, der General von Bischofswerder, trank Brüderschaft mit ihm, und ein Besuch des hohen Herrn dünkte jenem zuletzt etwas so Gewöhnliches, daß er bei seinem Eintritt ins Zimmer nicht mehr aufstand, sondern ihm mit leichtem Kopfnicken ohne weiteres einen Platz an seiner Seite anwies.

Immer deutlicher rückte nun der Herzog mit der Farbe heraus und bat, einige Proben der übernatürlichen Macht sehen zu dürfen. Diese Forderung zu gewähren, ging aber so schnell nicht an, und etliche Geduldsproben mußte sich derselbe noch auflegen lassen. Das Heraufbeschwören eines Geistes aus dem Grabe, so sagte Schröpfer mit ernster Miene, sei wahrlich keine Kleinigkeit und kein Kinderspiel, sondern gefährlich, sowohl für ihn selbst, wie für den, der solches begehre, außerdem auch mit vielen schrecklichen Umständen verbunden, nach denen er kein muthwilliges Gelüste in sich verspüre. Jeden Geist dürfe er ohnehin nicht rufen, und die Wahrheit zu reden, sei seine Abneigung und sein Widerwille gegen ein Werk der Art groß genug, um es für ewig zu unterlassen.

Je mehr er sich aber sträubte und seinen Worten treffliche Gründe beizugesellen wußte, um so mehr wuchs die Erwartung des Prinzen, und die fieberische Unruhe, die ihn erfaßt hatte, ließ ihm selbst im Schlafe keine Ruhe.

Nach langem Zaudern, Zureden, Bitten und Drängen schmeichelte der Prinz die Einwilligung des Magiers zur Erfüllung seines sehnlichen Wunsches diesem ab, aber erst wieder nach langem Bedenken und mannigfachem Zögern war er zu dem Versprechen zu vermögen, den gewünschten Geist des Chevalier de Saxe heraufzuholen. Oberste Bedingung bei der Zusage bildete übrigens die Forderung, daß über die Vornahme der Handlung das tiefste Stillschweigen müsse beobachtet werden, daß ferner die Citation nur vor einer auserwählten Gesellschaft zu geschehen habe, und daß zur nöthigen Vorbereitung darauf ein Zimmer des Palastes, welches sich dazu eigne, ihm überlassen bleibe.

Der Herzog ging mit Freuden auf alles ein und wußte alles den Augen des Kurfürsten, der an solchen Sachen keinen Gefallen hatte, so geschickt zu verbergen, daß unvermerkt die Vorbereitungen und Einladungen ins Werk gesetzt waren, als die zur Geisterbeschwörung bestimmte Augustnacht herannahte. (Schluß folgt.)

Schweizerische Verkehrs- und Culturbilder.

I. Unter den Krystallsuchern im Maderanerthal.*)

Von A. Mosengel.

Da steht nun der getreue Schweizerführer wieder in Reih und Glied zwischen allerlei classischen und unclassischen Werken in der bescheidenen Junggesellenbibliothek und kehrt mir verdrießlich den Rücken. Er, der so oft um Rath Gefragte, wird keines Blickes mehr gewürdigt, und das Büchlein, welches im sonnigen October die einzige Lectüre des Besitzers war, muß jetzt geduldig ertragen, wie seine nächsten Nachbarn ihm vorgezogen werden. Undank ist der Welt Lohn! Hat er mir deshalb so trefflich gerathen, als ich die Gotthardstraße hinaufwanderte vor kaum zwei Monaten! „Amsteg,“ Weißes Kreuz, gemüthliche Wirthsleute, billig. Vortreffliche Forellen, gute Zeugnisse im Fremdenbuche. Wer in das Maderanerthal geht, quartiere sich hier ein.“ Dieser Satz nimmt einen so herzgewinnenden Anlauf, daß der Wanderer schon fast entschlossen war, in das Maderanerthal zu gehen, ehe er noch bis zum Punkt gelesen hatte, und doch reiste er diesmal in besonderen, d a h e i m l i c h e n Angelegenheiten.

Von Altdorf, dem Hauptorte des Canton Uri, erreicht man Amsteg zu Fuß in drei Stunden. Am Steg heißt es wohl, seit die ersten Hütten hier gebaut wurden und die Bewohner derselben ein Paar Tannenstämme über die Reuß legten; jetzt wölbt sich eine stattliche, steinerne Brücke über den Fluß, und es wäre gar leicht hinüberzukommen, wenn nicht das Wirthshaus und das Maderanerthal existirten.

Im weißen Kreuz war alles nach dem Buche, ja mehr als das Versprochene. Ein schönes Wirthstöchterlein, wie es die Volkslieder singen und alle mündlichen Ueberlieferungen beschreiben, konnte man wohl mit Recht erwarten, aber auf zwei, wie hier, war niemand gefaßt, und es mußte etwas geschehen, um die Sache wieder ins Geleise zu bringen. Bald erfuhr ich auch, daß der Vater hoch oben im Maderanerthal ein zweites Gasthaus gebaut habe, welches im vergangenen Sommer schon stark besucht war und eine höchst willkommene Station für alle Touristen gewährt, die von hier aus Gletscherpartieen unternehmen oder die Seitenthäler besuchen wollen. Da können die beiden Feen nun walten und ihre Zauberkreise ziehen, die eine unten

*) Wir bringen hiermit unsern Lesern die erste der Reisefrüchte unseres liebenswürdigen Künstlers A. Mosengel, dem die anderen in rascher Folge sich anreihen werden.



Die Hütte des Krystallsuchers im Maderanerthale.

Für das Daheim nach der Natur gezeichnet von A. Mosengel.

im Thal, ein blühend Alpenröschen am Fuße des Bristenstock; die andere thront in der Höhe, die Eisjungfrau am Hüfigletscher.

Den Eingang des Maderanerthales bewachen zwei Bergriesen, die Windgelle und der Bristenstock. „Nur auf allen Vieren zu besteigen" steht im Fremdenbuche des „Gasthof zum schweizerischen Alpenclub" von der Hand eines Touristen geschrieben, der die kleine Windgelle im letzten Sommer bestiegen. Die „Kleine" heißt dieser, wie der Bristenstock, über 9000 Fuß hohe Berg, etwas weiter zurück liegt die noch höhere „Große". Die Spitzen der beiden Windgellen sind von der unteren Gotthardstraße aus nicht sichtbar, sie kommen erst im Maderanerthal zur Geltung. Der Bristenstock dagegen beherrscht weithin das Reußthal. Schon von Brunnen aus, wo der Vierwaldstättersee die entschiedene Biegung nach Süden macht und den Namen des Urnersees annimmt, ist es der Bristenstock, der das großartige Bild des wilden Alpensees abschließt, eine zarte, duftigblaue Erscheinung mit schneeigem Gipfel, von der die schroffen Uferwände rechts und links im Vordergrunde sich plastisch abheben. Immer wieder fliegt der Blick in die dämmernde Ferne und sucht den Schleier zu durchdringen, der tausend neue Wunder ahnen läßt. Steigt man die Gotthardstraße hinan, so verschwindet allgemach der Duft, und aus dem sonndurchleuchteten Nebel, der mehr noch die Phantasie, als das Auge beschäftigt, tritt die kolossale Pyramide immer wirklicher und faßlicher hervor, bis die gewaltige Masse unmittelbar vor uns aufsteigt in ehrfurchtgebietender Größe. Unten braust ein Gletscherwasser, der wilde Kerstelenbach, der sich bei Amsteg mit der Reuß vereinigt. Er kommt vom Hüfigletscher oben aus dem Maderanerthal, und eiligen Laufes gewinnt er die Schwelle des Thales, wo er in mächtigen Sprüngen über die Felsblöcke setzt, die ihm entgegenstarren und vergeblich den Ausgang zu wehren suchen. Zu eng ist die Pforte für ihn und den Wanderer, kaum zwängt das Wasser sich selber hindurch; ein steiler Zickzackpfad am Abhange, hoch über dem tobenden Kessel, führt in das Thal und nach Bristen, dem freundlichen Dorfe. Zu beiden Seiten des Weges, der nun sanfter aufsteigt durch grüne Matten, liegen die Häuser des Dorfes unter prächtigen Nußbäumen; da ragt die Kirche empor und ein neues, geräumiges Schulhaus gegenüber der Pfarrwohnung. Nach dem steilen Aufstieg wäre ein Viertelstündchen Ruhe erwünscht und dann ein Schluck Wein zur Stärkung; eine Gartenbank und ein Tisch stehen schon da, hier wird mir wohl beides gegönnt sein. „Meinen Gruß, Herr Caplan! es ist doch erlaubt?" — „Schönen Dank! ei gewiß, das versteht sich, ich komme gleich hinaus!" und nicht lange, so saßen wir bei einander, und ich ließ mir erzählen und einschenken.

„Sie haben sich ja einen herrlichen Morgen ausgesucht für das Maderanerthal, heute möcht' ich selber einmal wieder hinauf zum Hüfigletscher." — „Nun, so bin ich zur guten Stunde aus Amsteg gegangen, und Sie gewähren mir das einzige, was noch zu wünschen übrig blieb, einen Begleiter." Wir gingen mit einander, und einen besseren Begleiter hätte ich auch nicht wünschen können.

Vorher zeigte mir der Caplan Furgger seine werthvolle Sammlung von Mineralien; eine reiche Auswahl von herrlichen Bergkrystallen. — Schön sind sie, eine Freude dem Auge! Der erste Ausruf des Beschauers lautet gewöhnlich: „Genau wie von Menschenhänden gefertigt, wie geschliffenes Glas sehen sie aus, so schön zugespitzt, so glatt und scharfkantig die Seiten!" Wie eingebildet auf seine Geschicklichkeit, wie anmaßend kann doch der Mensch zuweilen sprechen! Als ob nicht in den Werkstätten der Natur täglich und stündlich schönere Arbeit geliefert würde, als in irgend einer Weltausstellung der Menschen zu finden ist. Aber das war nur der erste Ausruf der Ueberraschung; an der regelmäßigen Form und am Glanze hat man sich bald satt gesehen, dann bleibt noch eine Frage zurück, auf die es keine Antwort gibt, und ein Gedanke, der wohl jedem einmal gekommen sein wird, der einen Krystall in der Hand hielt. Wer betrachtet nicht sinnend die durchsichtige Masse und fragt: wie mag es wohl zugegangen sein bei seiner Entstehung? Wuchs er friedlich wie eine Blume aus dem Stein, oder standen die Krystalle wie Schweißtropfen auf der Stirn des Felsen, hervorgetrieben durch eine unterirdische, namenlose Glut? Rede doch, stummer Zeuge des Chaos! — er redet nicht — wer legt ihn nicht wieder hin mit dem stillen Bekenntniß: „Unser Wissen ist Stückwerk." — Aber wo sie jetzt sind, wo man sie findet, diese greifbaren Wunder der Urwelt, und wie sie der verwegene Alpensohn in einsamer Höhe dem Muttergestein entreißt, das wenigstens kann man doch sehen und beobachten, und da wird mir das Maderanerthal vielleicht einen Einblick in seine Geheimnisse gestatten.

Der Caplan stand schon lange reisefertig. Als wir endlich aufbrachen, war aus dem Viertelstündchen eine Stunde geworden. Der Weg geht von Bristen wieder hinab bis auf eine Brücke über den Kerstelenbach, und hier, nahe bei derselben, gewahrt man eine Anzahl künstlicher Fischweiher, die aus einer klaren Felsenquelle mit Wasser versorgt werden. Das war wieder ein Werk meines Begleiters. Der Caplan findet volle Entschädigung für die oft sehr mühseligen und anstrengenden Pflichten seines Berufes in dem Genusse der schönen Natur, die ihn umgibt. Großer Liebhaber vom Steigen und Jagen, sind ihm die Berge seiner Heimat bekannt wie wenigen, wenn auch die Tage ihm nur spärlich zugemessen sind, wo er einmal nach Herzenslust streifen kann in den hohen Regionen, eher noch findet sich ein Stündchen für die Mineraliensammlung, oder für die jungen Forellen, die auch gepflegt sein wollen.

Als er so fröhlich neben mir herschritt, selbst glücklich war und sah, daß die Freudigkeit seines Herzens in mir widerklang, der ich ja selbst in der seligen Reisestimmung, aller Sorgen los, in die Berge ging; da erzählte er manches und, ich wollte, daß ich es so wiedergeben könnte, wie ich es empfing. Die lustigen Worte sind längst verklungen, aber der ernsten denke ich noch.

„Ja, ein goldiger Herbsttag," begann er, „macht vieles wieder gut und leuchtet noch tief in den Winter hinein. Nicht so ohne Wechsel und Gegensätze verläuft das Menschenleben im Hochgebirge. Ihr mögt wohl denken in euren Städten und es euch reizend ausmalen, wie idyllisch man lebt in den stillen Bergen, die Kühe hütet und Abends jodelt und Butter und Käse ißt bis an sein seliges Ende; aber die Wirklichkeit ist rauher, Gefahr droht überall, und in schrecklicher Gestalt greift oft der Tod seine Beute, wo er sie findet.

„Anders war mir zu Sinne, wie heute, als im vergangenen Winter spät Abends eine arme Frau an die Pfarrwohnung pochte, weinte und jammerte: todtwund läge ihr Mann oben im Tannenwalde bei Golzern und begehre die letzte Tröstung der Kirche. Dort liegt Golzern," sprach er, mit der Hand nach der Richtung der kleinen Windgelle deutend, und ich sah die verstreuten Hütten oben am Berge kleben, leuchtend im Sonnenstrahl wie kleine, glitzernde Perlen in einen sammtgrünen Teppich gestickt; „zwei Stunden sind es hinauf von Bristen bei einem Wetter wie heute, damals aber war es Nacht, und ein Schneesturm tobte im Thale. Eiligst weckte ich den Sigrist, nahm mein geistlich Gewand und die heiligen Sacramente, auch den Bergstock und die eisenbeschlagenen Schuhe. So gingen wir zu dreien hinauf, die Laterne in der Hand, und kamen nur langsam und mühevoll vorwärts, denn der Weg ist sehr steil, und knietief lag der Schnee schon am Boden. Unterwegs erzählte mir die Frau in abgebrochenen Sätzen, mit Schluchzen und vielen Thränen, wie sich der Unfall zugetragen. Bei einbrechender Dunkelheit war sie mit ihrem Manne noch im Walde gewesen, um Bartmoos zu sammeln, die graugrüne Flechte, welche von den Tannästen herabhängt, „Tannbart" nennt man sie auch. Im Winter füttern die armen Leute ihre Ziegen damit, wenn das im Sommer und Herbst gesammelte Heu nicht ausreicht. Da war nun der Mann, um die Mühe des Auf- und Abklimmens zu ersparen, hoch oben in dem Geäste von einer Tanne auf die andere geklettert, wie es oft geschieht, wo die Bäume dicht stehen. Hatte er den Ast einer nahestehenden Tanne ergriffen, der verrätherisch brach, oder versucht, sich in kühnem Sprunge hinüberzuschwingen? — Er konnte es nicht mehr erzählen; der Unglückliche stürzte aus furchtbarer Höhe und lag da stöhnend im Schnee. Ohne Rath und Hilfe mußte die arme Frau ihren Mann im einsamen Walde verlassen; sie eilte nach Golzern ins Dorf, wo die Nachbarn gleich zu helfen bereit waren, und dann nach Bristen zu mir, aber es war Nacht geworden indessen, und Stunden vergingen, ehe die Hilfe kam. Mitternacht war es, als wir endlich auf der Unglücksstätte anlangten. Die Nachbarn waren zur Stelle, sie hatten inzwischen beim Scheine ihrer Kienfackeln eine Bahre gefertigt, so gut es ging, und den Schwerverwundeten auf das Bartmoos gebettet, das er selber gesammelt. Ich kniete neben ihn hin in den Schnee, tröstete ihn und that, was meines Amtes ist. Dann setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Ich folgte der Bahre bis Golzern.

„Das ist ein Winterbild aus den Bergen, ein düsteres freilich und anders, wie die lachende Landschaft da vor uns."

Schweigend schritten wir fürder eine Weile, bis der unmittel-

bare Eindruck der schönen Gegenwart uns die Zunge allmählich wieder löste.

Jetzt stiegen sie vor uns auf in ihrer Pracht, die gletschergekrönten Beherrscher des oberen Thales; südlich der 10,250' hohe Oberalpstock und östlich, weiter im Hintergrunde des Thales, der Tüssi- oder Hüfistock, 10,040' hoch. Ein Kranz von ewigem Schnee umgibt ihren Scheitel. Auch unsere nächste Umgebung ist eine andere geworden. An die Stelle der Nußbäume ist die Tanne getreten, tief unten liegt schon der Wasserfall des Golzernbaches und glänzt an der Felswand wie ein schmaler Silberfaden. Im Rückblick sehen wir den Bristenstock liegen, dessen Schneedecke von der Octobersonne sichtlich angegriffen ist, und grade vor uns eine Hütte, auf deren Dach es schimmert und blitzt wie von Diamanten. Hier wohnt Johann Walker, ein erfahrner Krystallsucher, der manche Fundgrube kennt. Eben wollte er in die Berge gehen, sein einfaches Werkzeug in der Hand, eine Eisenstange, deren eines Ende einige Zoll lang rechtwinklig umgebogen ist. Er hat auf dem Dache seiner Hütte eine kleine immerwährende Ausstellung von Krystallen, für Liebhaber, die im Vorübergehen hier aus erster Hand zu kaufen Gelegenheit finden. Da steht auch ein Liebhaber und Kenner, wie es scheint, wohl ein Lehrer mit seinen Zöglingen, und Walker tritt näher und begrüßt seine Gäste.

„Nun, Sie weilen ja so lange, mein Lieber! Sie wollen wohl zeichnen?" rief der Caplan mir zu. „Wenn das ist, so gehe ich voraus und bestelle derweilen das Essen. Sehen Sie das Haus dort oben über den Tannen? das ist das „Hotel zum schweizerischen Alpenclub", eine Stunde von hier. — Oben am Balmwalde liegt es, Sie können den Weg nicht verfehlen."

„Besten Dank, Herr Caplan, zeichnen möchte ich wirklich, auf Wiedersehen denn bei Tische!" (Fortsetzung in der zweitnächsten Nr.)

Am Familientische.

Medicinischer Schwindel.

Während eines Winteraufenthaltes in Heinrichs IV. von Frankreich Vaterstadt, Pau, sah ich an einem Vormittage die Menge auf dem Marktplatze zusammenströmen, wo von einem hohen Gerüste herab Trompeten und Trommeln erschallten. Als der Lärm innehielt, präsentirte sich eine Gestalt in ein buntscheckiges, phantastisches, weitfaltiges Gewand gehüllt, eine große Perrücke auf dem Kopfe, eine gewaltige Brille mit runden Gläsern auf der Nase und pries in hochtrabenden Worten à la Doctor Eisenbart seine „unfehlbaren Heilmittel" an: Poudre hémostatique végétale zur Stillung von Blutungen, Sirup antigoutteux, dazu allerhand Schönheitsmittel; endlich verkündete er, daß er Zähne „völlig schmerzlos" ausziehe. Die nun folgenden Operationen der Unglücklichen, die sich ihm anvertrauten, verriethen denn auch in der That keinen Schmerzensschrei, denn sobald der Zahnkünstler seine Zangen ansetzte, huben die Trompeter und Trommler einen solchen Heidenspektakel an, daß kein menschliches Gebrüll dagegen aufzukommen vermochte. — In solcher zunftmäßigen Erscheinung treten unsere deutschen Charlatane allerdings nicht mehr auf — ihre Trommeln und Trompeten sind die Zeitungsannoncen, und — außer den arg beanspruchten Börsen — haben die Patienten nicht gerade viel zu leiden; denn wie hochtrabend auch die modernen Heilmittel sich ankündigen: unschädlich sind sie — Dank der Ueberwachung unserer Sanitätsbehörden — doch zum größesten Theil. Das wird auch durch ein neues, vortreffliches Büchlein, welches uns so eben zugeht, wieder dargelegt. In dem „Taschenbuch der Geheimmittellehre"*) enthüllt der Verf. Dr. G. C. Wittstein, angeregt durch die bei der vorjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Hannover gehaltene Rede des Göttinger Dr. Krause, den ganzen colossalen Schwindel, der das leichtgläubige Publicum zu thörichten Ausgaben verleitet, ohne ihren Uebeln wirkliche Abhilfe zu schaffen. Ueber dreihundert solcher Geheimmittel werden in dieser Schrift chemisch analysirt und ihrem innern und äußern Werthe nach taxirt. In der marktschreierischen Ankündigung ist der Name die Hauptsache. Wie verführerisch lauten: Acetine (zur Entfernung von Hühneraugen), Algophon (gegen Zahnschmerzen), Revalenta Arabica (gegen Lungenschwindsucht und alle möglichen anderen Krankheiten) oder gar: Philosophisches Goldsalz und die Schar ähnlicher Lebens-Elixire, Essenzen, Salze &c. oder: Orientalisches Viehheil (gegen die Krankheiten der Hausthiere) u. s. w. Kein Glied des Körpers gibt es, für welches die Herren Geheimkünstler nicht Rath wüßten! Alle nur irgendwo vorkommenden Krankheiten werden durch ihre Mittel geheilt — ja, nicht selten kündet sich der wunderbare Trank oder die Salbe als eine Panacee, als ein alles heilendes Medicament an. Da gibt es Essenzen, Heilbalsame, Pulver, Salze für Augenleiden, Pulver und Syrup für Brustkranke, Jodcigarren (die meist gar kein Jod enthalten und nur doppelt so theuer sind, als die gewöhnlichen Wasunger Sorten), für Schwindsüchtige; Gehörinstrumente, Gehörliquöre, Gehöröle, Gichtbalsam, Gichtelixire, Gicht-Pflaster, -Pillen, -Pulver, -Salbe, -Spiritus, -Watte, -Wein, nicht zu gedenken der zahllosen Zahn-Balsame, -Pastas, -Tincturen &c. &c. Eine eigene Classe bilden die Verschönerungsmittel, als da sind: Haarbalsam zur Erzeugung und Erhaltung des Kopfschmuckes, ja sogar eine „haarkräuselnde Essenz", ferner die Barterzeugungspomaden (die gewöhnlich aus 15 Theilen schlechter Pomade und 1 Theil Königschinapulver bestehen), endlich die Schönheitswasser, Schönheitsmilch, Schönheitsmaithau &c.

Man kann sich kaum vorstellen, wie ungeheuer lucrativ dieser Schwindel ist! Zwar bringt es nicht jeder damit so weit wie der berühmte Schuster Lampe in Goslar, der als ein reicher Mann kürzlich gestorben ist — welche Geschäfte aber gemacht werden können, zeigen folgende Beispiele, die wir dem Wittsteinschen Buche entnehmen. Eine „jeden Zahnschmerz stillende" Zahnwolle, bestehend aus einem fingerlangen Baumwollsträhnchen in Staniol gewickelt, wird für 2½ Sgr. verkauft, ist 1 Pfennig werth. Ein berühmtes Mittel gegen Epilepsie (von H. F. Fröndhoff in Warendorf), ein flaches, viereckiges, 1½ Zoll langes Säckchen aus grober Leinwand, in dem zerkleinerter Bernstein, Krebsaugen, rothe Coralle, Päoniensamen, je ¼ Quentchen liegt, und das als Amulet 6 Monate lang auf der Herzgrube zu tragen ist, kostet drei Thaler, kommt aber dem Verfertiger nicht über einen Sgr. zu stehen. Ein Mittel gegen Nasenkatarrh, Siccin genannt (von C. Spitzmüller in Wien), ist weiter nichts als rothgefärbte Baumwolle, von der 5 Gran in einem ordinären Schächtelchen 50 österr. Kr. kosten, während sie kaum 1 Kr. werth sind. Ein Gehöröl (von J. Robinson in London), das in kurzer Zeit die Taubheit heilt, wird für 5 Thlr. verkauft, obgleich es in jeder Apotheke für einige Sgr. hergestellt werden kann. Ein gewisser Fr. Doel in Barnstorff (Hannover) läßt sich für ein Mittel gegen Magenkrampf 7 Thlr. bezahlen, das für ca. 5 Sgr. zu liefern ist.

Ob diese neuen Aufklärungen dem Unwesen etwas steuern werden? Wir wünschen es, aber glauben es, aufrichtig gesagt, kaum — es gilt ja leider noch immer das alte Wort: Mundus vult decipi, ergo decipiatur! oder wie Paracelsus, dem man dasselbe gewöhnlich zuschreibt, wirklich geschrieben hat: „Die Welt will betrogen sein: darumb muß die Arznei mit solchen Buben besetzt werden, von denen die Welt betrogen werde: denn ein frommer Mann thut das nicht!" R. K.

*) Nördlingen, Verlag der Beck'schen Buchhandlung.

Die Aufführung der ersten deutschen Oper in Südamerika.

In den südamerikanischen Freistaaten waren niemals deutsche, sondern stets italienische Opern gegeben worden. Wer nicht fähig war, etwas aus diesen Opern vorzutragen, wurde nicht als Freund oder Kenner der Musik betrachtet.

Spielte einmal ein Deutscher in einer Gesellschaft eine Sonate von Haydn oder Beethoven, oder ein Andante oder Allegro aus den Opern eines unserer besten Componisten, so blieben sie ungerührt und sagten gewöhnlich: „Welch unverständliche, langweilige Musik! Sie spielen freilich mit viel Gewandtheit, Sie haben es weit gebracht, aber wir verstehen Ihre Musik nicht; sie ist sehr langweilig und ohne Leben. Spielen Sie keine italienische Musik? Ach, das ist ein Unterschied! Welch Feuer, welcher Geist! Keine Musik übertrifft die italienische!"

Daß die dort anwesenden Deutschen durch die Geringschätzung unserer herrlichen Musik sich sehr gekränkt fühlten, läßt sich leicht denken. Sie wollten gern Opfer bringen, um die unwissenden und vorurtheilsvollen Spanier vom Gegentheil zu überzeugen. Erst sollten sie hören und dann urtheilen.

Aber woher die Bassisten und Tenoristen nehmen, um eine deutsche Oper aufzuführen? Die dortigen italienischen Künstler konnten freilich die meisten ihrer Nationalopern ganz gut zur Aufführung bringen, aber zu einer deutschen fehlten die Kräfte und auch die Lust.

Aber endlich sollte doch der Wunsch der Deutschen in Erfüllung gehen!

Im Jahre 1863 hielt sich in Santiago eine italienische Sängergesellschaft auf, welche mehr leistete, als alle ihre Vorgängerinnen. Der Director selbst war ein großer Freund der deutschen Musik, aber als Italiener zog er die seines Landes vor.

Indes die Deutschen erfuhren sehr bald, daß die Aussicht auf Gewinn ihm doch lieber war, als seine italienischen Melodien und sein Nationalstolz. Etwa fünfhundert von ihnen brachten eine Summe von tausend Thalern zusammen und überreichten ihm dieselbe mit der Bitte, eine solche deutsche Oper zur Aufführung zu bringen, die dem spanischen Charakter am meisten entspräche.

Der Meister glaubte ihrem Wunsche durch Flotows „Martha" am besten entsprechen zu können. Er ließ diese Oper auch wirklich sofort einstudiren.

Als sie bald darauf in der Zeitung als erste deutsche Oper annoncirt wurde, lachten und spotteten sämmtliche spanische Bewohner Santiagos, und die meisten mochten sich wohl vorgenommen haben, nicht hinzugehen, um die langweilige deutsche Musik nicht anhören zu müssen. Aber ihre Neugierde war doch noch größer, als ihr Vorurtheil, und das Theater wurde in der That so sehr besucht, daß kaum noch ein Platz leer blieb.

Die italienischen Sänger, durch die blanken Thaler der Deutschen mit der Musik der letzteren ausgesöhnt, sangen mit solchem Enthusiasmus, und das theuer bezahlte Orchester spielte so vortrefflich, daß „Martha" selbst in europäischen Theatern nicht besser hätte aufgeführt werden können. Das Applaudiren, Jauchzen, Rühmen, verbunden mit vielfachem Viva-Rufen auf Flotow, wollte kein Ende nehmen. Die Bühne lag voll Blumen, die von den elegantesten Spanierinnen den Künstlern zugeworfen wurden.

Auf den anwesenden Präsidenten Don Joaquin Perez, einen großen Musikfreund, hatte die Oper einen solchen Eindruck gemacht, daß er aus Dankbar-

keit am folgenden Tage (zufällig gerade dem Geburtstag des Componisten) allen den dort ansässigen Deutschen ein großes Gastmahl gab, bei dem das anwesende Orchester, dem Componisten zu Ehren, nur Melodien aus „Martha" spielen mußte.

Die Deutschen aber, glücklich, ihren Zweck erreicht und wieder einen geistigen Sieg über das Ausland errungen zu haben, feuerten, mit Erlaubniß des Präsidenten, an demselben Abende einhundert Kanonenschüsse ab, die der Stadt Santiago dieses, für die Deutschen so ehrende, Ereigniß verkündeten. Am folgenden Tage las man in der Zeitung eine ausführliche und ungemein günstige Kritik über deutsche Musik.

Alle Spanier, die so glücklich gewesen waren, der Oper beigewohnt zu haben, baten um die Wiederholung derselben. Ihrem Wunsche wurde durch die ferneren Bemühungen der Deutschen entsprochen. Die Oper wurde noch mehr als zwanzigmal aufgeführt, bei dem Charakter des Veränderung liebenden Südamerikaners ein höchst seltener Fall.

Indes blieb es bei dieser einen Oper nicht. Auf „Martha" folgten noch verschiedene andere deutsche Opern, und immer mit demselben großartigen Erfolge.

Schon im Jahre 1865 sprach man fast nur über deutsche Musik, und die italienische ist seitdem in den Hintergrund getreten. — Ehre unserer deutschen Musik! Fr. Becker.

Eine kleine Völkerwanderung aus den Bündneralpen.

Alljährlich im Monat Mai, wenn der Frühling seine reiche Blüthenpracht entfaltet, beginnt aus den hochgelegenen Bergdörfern des Bündneroberlandes (Canton Graubünden in der Schweiz) eine friedliche Völkerwanderung ganz eigenthümlicher Art, nämlich von Scharen von Kindern von 6 bis 15 Jahren. Ihr Zug geht dem Lauf des Rheines entlang bis hinaus in die gesegneten Gefilde des Schwabenlandes. Aus einer Gemeinde ziehen oft 20 bis 30 Kinder aus, unter der Leitung eines kaum 15jährigen Knaben. Bis an die Gemeindegrenze begleiten sie die Mütter und der Ortspfarrer. Dieser spricht an die kleine Wanderschaft ein ermunterndes Abschiedswort, indem er nachweist, wie viele ihrer Väter in der Fremde schon ihr Glück gemacht, und wie auch sie an das Wanderleben sich frühe gewöhnen müßten. Sie sollten brav bleiben, und ihren Meisterleuten gehorsam sein, dann werde auch der Segen Gottes auf der Wanderschaft sie begleiten. Unter Schluchzen und Thränen nehmen die Mütter Abschied von ihren Kleinen. Die Väter sind meistens schon vor diesen in die Fremde ausgezogen. So bleiben in den Bündnerbergdörfern nur Frauen, Mädchen, Greise und ganz kleine Kinder zu Hause. In jedem Dorfe, durch welches die Kinderwanderschar kommt, wird etwas Halt gemacht, und dieselbe auf freiem Platze aufgestellt. Männer und Frauen kommen herbei, sich einen Hüterbuben oder ein Kindermädchen auszuwählen. So wird die Schar immer kleiner und kleiner, je weiter sie sich von der lieben Heimat entfernt. Gerade umgekehrt verhält es sich mit der Heimkehr. Da schwillt die Wanderschar mehr und mehr an, je näher sie dem trauten Heimatdorfe rückt. Der spärliche Erwerb, den die Sommerarbeit in der Fremde gebracht, wird gewissenhaft der Mutter heimgebracht, die daraus den nöthigsten Kleiderbedarf besorgt. So gewöhnen sich die Bündner früh ans Wanderleben. Sind sie erwachsen, dann gehen sie über Land und Meer, als Kaffeesieder, Zuckerbäcker, Schuster, Schneider, Handelsleute. Aber ihr Herz bleibt doch im Hochland. Zu Hause sterben wollen sie alle. Darum kehren sie, wenn sie sich ein bescheidenes Vermögen erworben, alle wieder den heimatlichen Bergen zu. Das ist der Zug der Heimat. A. F.

Erinnerungen eines Feldpredigers im französischen Lager vor Sewastopol.

Unsere Leser werden sich mit Vergnügen der „Erinnerungen eines Feldpredigers" von M. Reichard erinnern, die wir ihnen in den vorigen Jahrgängen mittheilten*). Es waren einzelne Kapitel aus einem größern Ganzen, zu umfangreich, um ganz abgedruckt zu werden, was es sonst wohl verdient hätte. Es wird vielen Lesern erfreulich sein, zu hören, daß diese Erinnerungen jetzt vollständig in einem saubern Bändchen gedruckt erschienen sind (Bielefeld und Leipzig bei Velhagen & Klasing, Preis: 18 Sgr.) und als eine vielfach willkommene Gabe auf den Weihnachtstisch gelegt werden können. Interessant wird auch die Vergleichung der Leiden und Freuden des Feldpredigers im Krimkriege mit denen im so eben erlebten deutschen Feldzuge sein. Wenn wir früher solche Kriegserlebnisse lasen, so war uns das etwas Fremdartiges, Fernliegendes, schier Fabelhaftes, man las das mit dem behaglichen Interesse, wie

„Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen."

Das ist jetzt anders geworden, und die eigenen Kriegserlebnisse werden unsere Theilnahme an denen anderer Völker eher mehren, als mindern, zumal wenn ein treues deutsches Blut sie uns erzählt, wie hier.

*) Vergl. I. Jahrgang S. 646. 710. 767. II. Jahrg. S. 54. 191.

Briefkasten.

Herrn Z. in Z. bei Züllichau. Auch wenn das Pilzscheibchen nicht so total mit beiden Briefseiten verklebt wäre, wie solches bei der übersandten Probe der Fall, würde sich aus ihm allein nicht mit Sicherheit erkennen lassen, ob es von einer ächten Trüffel oder — was uns wahrscheinlicher dünkt — von einer der zahlreichen Verwandten derselben herstammt. Unsere einheimische Flora besitzt eine reiche Anzahl trüffelähnlicher Pilze (gegen 40). Die ächte Trüffel bleibt unter der Erde und liebt mehr eine fette, lockere Walderde, ist im Innern mit Adern von grauer, schließlich brauner Farbe durchzogen. Ihren Pilz, der auf Wegen dicht an der Oberfläche gefunden wurde, möchten wir nach Ihren Angaben für die sogenannte Schweinetrüffel halten, die zwar im Jugendzustande von manchen Pilzenthusiasten auch verzehrt wird, dabei aber ziemlich geschmacklos ist. Die ächte Trüffel macht sich schon durch ihren angenehm aromatischen Geruch und Geschmack auch dem Nichtbotaniker kenntlich. — Herrn P. T. in Kt. Leider steht es nicht in unserer Macht, dem von vielen Seiten gerügten Uebelstande abzuhelfen. Die Postämter gehen nicht von ihrer Gewohnheit ab, die Nummern zu knicken, aus dem Grunde, weil sie für ungebrochene Nummern neue Fächer machen lassen müßten. — Verehrerin in der Rheinpfalz. Wir erinnern uns Ihrer Frage nicht mehr, und sie mag allerdings in der bewegten Zeit übersehen sein. Die Anekdote ist nicht für uns geeignet, weil sie verletzend für die andere Confession ist. — Herrn K. in St. Ueber Ihren Gedanken, „die Romantik als einen providentiellen Canal für die Circulation der Wahrheit" zu benutzen, ließe sich manches sagen; für uns eignen sich pädagogische Arbeiten „mit romantischem Anstrich" jedenfalls nicht. — A. R. in Aachen. Der Wunsch gehört ins Gebiet der Unmöglichkeiten. Die Gründe auseinander zu setzen würde zu weit führen, nur einen: die ganze Auflage der Hefte muß in 21 Stunden broschiet sein. — M. B. in L. Sie haben Recht; in die Auflösung des Rebus von No. 5 (mitgetheilt in No. 6) hat sich ein Druckfehler geschlichen; es muß heißen: Freundes Lob blinkt, nicht: sinkt. — Herrn W. E. in L. Vielen Dank für die Nachdruckmittheilung; sie hat bereits Berücksichtigung gefunden. — F. B. und M. H. in Elberfeld. Kennen Sie denn Camphausens Tagebuch vom Schlesw.-Holst. Kriegsschauplatze nicht? Die gewünschte Karte finden Sie in dem neuesten, speciell über die Neugestaltung Deutschlands handelnden Hefte der Petermannschen Mittheilungen. — Das Daheim wird nach wie vor zur selben Zeit expedirt, die Schuld verspäteten Eintreffens hätten Sie also bei Ihrer Bezugsquelle zu suchen.

Den zahlreichen Reflectanten zur Nachricht, daß die bekannten dauerhaften und eleganten Einbanddecken in Leinwand und Goldbruck zum II. Jahrgange des „Daheim" wieder vorräthig und für 14 Sgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.

Dieselben geben ein angemessenes Kleid für den reichen Inhalt des Jahrgangs und sind nur durch Anfertigung großer Massen so billig herzustellen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 8. December 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 10.

Ein armer Sünder.

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Ministers.

(Schluß.)

Gegen Mittag erreichte er die Straße, die von der Stadt nach den Köhlerhütten im Walde führt. Dicht am Rande des Gehölzes suchte er sich einen Platz, von welchem sein Blick den Weg aufwärts und abwärts bestreichen konnte. Hier setzte er sich im Gebüsch nieder und spähete. Ungeduldig war er nicht. Was er thun wollte, that er nicht gern, ja, er hätte es lieber unterlassen, aber er zweifelte keinen Augenblick, daß es geschehen müsse. Dennoch fuhr er zusammen, als sich im Walde eine Gestalt herabbewegte. Es war jedoch nur das Köhlerweib, das mit einem Korbe nach der Stadt hinabging. Er blieb still, und sie ging vorüber. Nach einiger Zeit sah er sie in großer Entfernung im Felde mit einem Manne sprechen. Er konnte nicht erkennen, wer es war, aber er ahnte es, und sein Herz schlug. Noch einmal untersuchte er die Pfanne, spannte den Hahn und ließ den Mann, der mit schnellen Schritten dem Walde zukam, nun nicht mehr aus den Augen. Es war Keil. Er war ziemlich anständig gekleidet, führte einen schweren Knittel in der Hand und sah zwar finster, aber gesund und kräftig aus.

Welzer ließ ihn bis auf zehn Schritt herankommen, trat dann rasch aus dem Gebüsch gegen ihn und rief, indem er anlegte: „Hollah hoh, Mörder! Nun geschieht Dir Dein Recht.“ Keil stockte einen Moment, wollte dann mit geschwungenem Knittel auf ihn losspringen, wahrscheinlich um ihm die Büchse aus den Händen zu schlagen, aber schon war der Schuß gefallen, und er sank mit einem wilden Fluche zusammen. Gerade durchs Herz hatte ihn die Kugel getroffen, und nach einigen Zuckungen verschied er vor Welzers Augen.

Der unglückliche Thäter schauderte zusammen, wandte sich ab und ging langsam der Stadt zu. Je weiter er ging, desto mehr war es ihm, als ob er aus einem schrecklichen Traume zu noch schrecklicherer Wirklichkeit erwache. Sein Gewissen rief ihm zu, daß er nun selbst ein Mörder geworden sei, und vergebens suchte er sich an den Gedanken zu klammern, daß er nur Gerechtigkeit geübt, daß er nur einen gefällten Richterspruch vollzogen habe. In diesem Zustande trat er in das Zimmer des Amtsrichters.

„Mein Gott, Herr Welzer, wie sehen Sie aus! Ich hätte Sie kaum erkannt. Was ist Ihnen begegnet?“ rief ihm der Amtsrichter entgegen.

Mit heiserer Stimme antwortete Welzer: „Der Mörder ist mir begegnet, Herr Amtsrichter, und ich bin dem Henker ins Handwerk gefallen. Ich gestehe die That. Verhaften Sie mich.“

„Unmöglich!“ rief der Richter. „Ein Mann Ihres Alters? Ihres Standes? Was haben Sie gethan?“

„Was ich nicht lassen konnte. Ich habe ihn erschossen mit dieser selben Büchse, mit welcher er meinen Sohn ermordete. Ich bin dazu ausgegangen, ich habe ihm aufgelauert, ich habe es gethan, ich bekenne alles. Es ist schrecklich, daß ich als ein Verbrecher enden muß. Gott sei mir gnädig!“

Der Amtsrichter war außer sich. Er war mit Welzern vor dessen erstem häuslichen Unglück sehr befreundet gewesen, hatte auch später ab und zu Berührungen mit ihm gehabt und ihn immer als einen durchaus rechtschaffenen, wohlgesinnten Mann gekannt. Seine Theilnahme für den Unglücklichen machte es ihm überaus schwer, seine Pflicht zu thun, aber er kannte sie und that sie. Welzer legte in dem sofort eröffneten Verhör ein umständliches Bekenntniß ab, und es ist merkwürdig, daß er dabei seine That in keiner Weise zu entschuldigen suchte. Dann ward er ins Gefängniß abgeführt.

Die Vervollständigung der Untersuchung zog sich länger hinaus, als es, streng genommen, nöthig gewesen wäre; allein der Amtsrichter suchte im Interesse seines Gefangenen nach Milderungsgründen, und erst, als er deren genug ermittelt zu haben glaubte, ward der Schuldige zur Aburtheilung an das oberste Gericht abgeliefert. Auch hier wurde derselbe mit aller Rücksicht behandelt, und man hätte gern das Aeußerste von ihm abgewendet. Allein er selbst suchte durch seine Aussagen und Darstellungen alles zu entkräften, was zu seinen Gunsten hätte sprechen können. Er habe keine Entschuldigung, sagte er: er wisse, daß er nach göttlichem und menschlichem Recht den Tod verdient habe, und bitte um nichts, als um sein Recht. Damit ihm Gottes Gnade werden könne, wolle er keine Gnade mehr von Menschen.

Ueberhaupt war mit Welzer eine große Veränderung vorge-

gangen. Mit dem Tode Keils war der Gegenstand hinweggenommen, um den seine Gedanken sich bisher in unaufhörlichem Kreise gedreht. Die Einsamkeit des Gefängnisses, die Beschäftigung mit der heiligen Schrift, die er in seiner Zelle fand, häufige Unterredungen mit dem Gefängnißgeistlichen hatte ihn in sich selbst zurückgeführt und das Schuldgefühl, das ihn sogleich nach seiner That ergriffen, auf alle Weise verstärkt und vertieft. Hatte er bis dahin, auf seine strenge Redlichkeit, seinen Fleiß, seine Wohlthätigkeit gestützt, sich für einen tadelfreien Menschen gehalten und eben deshalb in alle den Schicksalen, die ihn betroffen, eine ungerechte Härte der Vorsehung zu erkennen geglaubt, wodurch er nur immermehr verfinstert und verbittert worden war, so erkannte er sich jetzt mit der tiefsten Ueberzeugung für einen armen Sünder sein ganzes Lebenlang, der sich durch alle gerechten Mahnungen und Prüfungen Gottes aus seiner eingebildeten Rechtfertigkeit nicht habe herauswerfen lassen. Die alte verhärtete Kruste seines Herzens war abgesprungen. Seine Reue war tief und ernst. Mit der Welt hatte er abgeschlossen. Er sehnte sich nur noch nach dem verdienten Tode.

Und zum Tode hatte ihn das Gericht verurtheilen müssen. Seine eigenen Aussagen hatten demselben jedes mildere Erkenntniß unmöglich gemacht. Doch war der Spruch um so unbedenklicher gefällt worden, als man die Abneigung des Großherzogs gegen jede Bestätigung einer Todesstrafe kannte und überdem nicht unterließ, unter Hervorhebung mildernder Umstände den Verurtheilten Höchster Gnade zu empfehlen.

In der Art der vorstehenden Erzählung trug ich alsbald Sr. Königl. Hoheit den Fall vor. Ich durfte erwarten, daß der kluge Herr durch die Thatsachen von selbst zu der Betrachtung geleitet wurde, wie übel angebracht seine unzeitige Gnade gegen den ersten Mörder gewesen sei und enthielt mich jeder Hindeutung hierauf. Als ich meinen Vortrag beendet hatte, stand der Großherzog lebhaft bewegt auf, ging einige Mal im Zimmer auf und ab, trat dann an ein Fenster und blickte lange schweigend hinaus. Endlich kehrte er zu seinem Sessel zurück, sah mich an und fragte: „Und was ist nun Ihre Meinung?"

„Ich kann nur rathen, wie ich immer gerathen," antwortete ich. „Aus den Akten habe ich die entschiedene Ueberzeugung gewonnen, daß Welzer die Vollziehung des Urtheils als die größte Wohlthat begrüßen würde; wie er denn auch bei dessen Publikation erklärt hat, er danke den Herren für ihren gerechten Spruch, den er als wohlverdient empfange, da er vollkommen erkenne, daß er sein Verbrechen nur durch den Tod büßen könne, weshalb er auch nicht um Begnadigung, vielmehr um recht baldige Vollstreckung der Strafe bitte. Das Urtheil selbst entspricht dem Gesetz: das Gericht, wie Ew. Königl. Hoheit wissen, erkennt eher zu mild, als zu strenge; und wohin sollte es kommen, wenn zu große Nachsicht bei solchen Fällen in einem geordneten Staate die Selbstrache entzügelte? Nach meiner Ansicht spricht alles dafür, daß Ew. Königl. Hoheit das Urtheil bestätigen."

„Halten Sie es für zulässig," entgegnete der Großherzog, daß dieser Mann härter bestraft werde, als der Mörder seines einzigen Sohnes?

„Gewiß nicht, gnädigster Herr," sagte ich. „Und eben deshalb bin ich für die Bestätigung des Urtheils. Denn es ist mir außer Zweifel, daß für den Verurtheilten die Umwandlung der Todesstrafe in Gefängniß viel härter sein würde, als die Vollziehung des Urtheils."

„Ja, nach Ihren Ansichten! vielleicht auch nach den seinigen. Ich bin aber gewiß, diese würden beim Anblicke des Schaffots nicht vorhalten. Es ist mit dem Leben doch, wie ich schon neulich sagte: Man weiß, was man hat, aber man weiß nicht, was kommt. Das Gefühl davon steckt tiefer im Menschen, als alle angelernte Meinungen, und bricht am Ende immer wieder durch. Aber wenn Sie auch Recht hätten, was würden die Menschen denken, was würde die Welt davon sagen, die denn doch einmal die Todesstrafe für unendlich härter hält, als jede Gefängnißstrafe, wenn ich diesen Mann, der wahrhaftig Entschuldigung genug hatte, hinrichten ließe, nachdem der Jäger so bald begnadigt worden ist? Ja, ich gestehe, daß es zu bald war. Man hat mir damals die Sache anders vorgestellt, und es wäre wohl besser gewesen, überhaupt nicht so mit ihm zu verfahren. Jetzt aber würde dieses das erste Todesurtheil sein, das ich während meiner Regierung bestätigte. Jedermann würde den Kopf schütteln, wenn ich's thäte, und ich würde es keinem verdenken."

„Das ist freilich richtig," versetzte ich; „aber es ist auch nur Folge der allzugroßen Milde, die den Verbrechern bisher widerfahren ist."

Der Großherzog antwortete nichts, nahm die Feder und schrieb seine Entschließung auf den ihm vorgelegten Bericht. Mitten darin unterbrach er sich, blickte auf und sagte: „Wenn dem Joseph Welzer meine Gnade zu hart erscheint, so mag er bedenken, wie wenig er meine Gnade gegen den Jäger geachtet hat, und wie wenig es ihm zustand, gerechter sein zu wollen als ich. Uebrigens leugne ich nicht, daß mir der Mann von ganzem Herzen leid thut. Das Schicksal hat ihn doch entsetzlich verfolgt, und ich wünschte, daß ich ihm zu seiner That keine Veranlassung gegeben hätte." — Nach diesen Worten beendigte er sein Rescript und reichte es mir.

Ich las: „Unter den hervorgehobenen Umständen verwandle ich die wider den Joseph Welzer erkannte Todesstrafe in zehnjährige Gefängnißstrafe. Wenn derselbe von dieser Strafe soviel verbüßt hat, als die von dem Jäger Keil erlittene Strafhaft betrug, so ist seine gänzliche Begnadigung bei mir in Antrag zu bringen, da ich eine härtere Bestrafung für unangemessen halte."

„Befehlen Ew. Kgl. Hoheit," fragte ich, „daß auch die letztere Bestimmung dem Gericht eröffnet werde?"

„Es ist nur eine Weisung für das Ministerium," antwortete er. „Aber noch eins! was ist denn aus der schönen Philippine geworden? Wissen Sie davon?"

„Die bei den Akten befindliche Correspondenz Welzers und seines Advokaten," sagte ich, „gibt darüber einige Auskunft. Sie scheint fortwährend in anständiger Eingezogenheit zu leben und hat bis zur Verhaftung Welzers dessen Unterstützungen regelmäßig empfangen. Welzer hatte nach Publication des Urtheils gewünscht, ein Testament zu machen, worin er sie zur Erbin seines Nachlasses einsetzen wollte Es ist ihm jedoch bedeutet worden, daß er in seiner Lage nicht die Befugniß habe, ein Testament zu errichten. Hierauf hat er erklärt, daß seines Wissens keine Verwandte von ihm am Leben seien, welche Anspruch auf die Erbschaft erheben könnten, und da diese mithin nach seinem Tode als herrenloses Gut an den Fiscus fallen würde, so wolle er Ew. Kgl. Hoheit gebeten haben, sie aus Gnade der unglücklichen Verlobten seines Sohnes zuzuwenden. Ich würde hierauf zurückgekommen sein, wenn Ew. Kgl. Hoheit das Urtheil bestätigt hätten; aber die Begnadigung machte es überflüssig. Für jetzt verwaltet der Advokat das Vermögen Welzers, das nicht unbeträchtlich ist, und die Arme erhält daraus noch immer die früheren Zahlungen."

Es waren noch einige Geschäfte abzumachen, und der Großherzog kam auf die Sache nicht wieder zurück. Er blieb jedoch sehr ernst und nachdenklich und schien mit sich selbst nicht zufrieden zu sein.

Etwa acht Tage später schickte er mir nachfolgende an ihn gelangte Eingabe des unglücklichen Welzer zu:

„Allerdurchlauchtigster u. s. w.

„Ein verurtheilter Verbrecher wagt es, Ew. Königl. Hoheit Gerechtigkeit anzurufen und hofft zu Gott, daß es nicht vergebens sein werde. Er hofft zu Gott, daß ihm das einzige Recht, das er noch hat, das ihm feierlich zuerkannt ist, das er auf dieser Welt allein noch in Anspruch nehmen kann, nicht wider seinen Willen entzogen und vorenthalten werde.

„Allergnädigster Herr! ich habe einen Mord auf der Seele und bin ein armer Sünder vor Gott und Menschen. Ich weiß zwar, daß ich dies immer gewesen bin, denn wie der Baum ist, so sind seine Früchte. Wäre ich der Mann gewesen, der ich in eitler Verblendung früher zu sein glaubte, so hätte ich nie verüben können, was ich verübt habe. Aber Gott hat mich meiner Verblendung hingegeben, damit der nichtige Schein meines äußerlichen Wandels mich nicht länger täuschen solle über die Verderbniß meines Herzens. Nun ist sie offenbar geworden in einer schrecklichen, blutigen That, über die ich zeitlich verdammt worden bin, damit ich ewig könne gerettet werden. Denn ich muß leiden, was meine Thaten werth sind; ich bin billig in dieser Verdammniß und habe keine Entschuldigung. Es war Verblendung über Verblendung, wenn ich mir selber vorsagte, ich suche nur Gerechtigkeit, nicht Rache. Gerechtigkeit über meinen Beleidiger war ja mir nicht anbefohlen, ich war nicht zum Richter über ihn gesetzt, ich war mit ihm unter demselben himmlischen und demselben irdischen Richter.

Gerechtigkeit war der Engel des Lichtes, in welchen meine unversöhnliche Rachsucht sich verkleidete. Gerechtigkeit sucht keiner durch sich selbst, wohl aber Rache. Aber Mein ist die Rache, Ich will vergelten, spricht der Herr. Da ich meine Hand aufhob zum Morde und mir selber Rache nahm, habe ich mich an dem Vorrechte des allmächtigen Gottes und an dem Vorrechte meines Landesherrn vergriffen. Und nicht das allein. Wo Gott gesagt hat: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die so euch beleidigen und verfolgen, da habe ich gehasset, geflucht, übelgethan, verfolgt und gemordet und bin also zum Verbrecher geworden vor Gott und Menschen, ein überwiesener, elender Sünder. Nun aber, da mir Gott durch mein Verbrechen die Augen über mich selbst aufgethan, liegt es auf mir wie eine fürchterliche Bürde, und ich weiß nicht zu bleiben vor mir selbst. Dieses Leben kann ich nicht länger tragen, dieses Leben, das mir von Gottes Gesetz und durch menschlichen Richterspruch abgesprochen ist. So lange ich es habe, fühle ich durch Mark und Bein, daß Gottes Gericht und Verdammniß über mir liegt und in all meinen Gliedern und Gebeinen nagt, bis ich mit meinem Blute gebüßt habe, was ich gegen Ihn gesündiget. Nicht meine ich, durch meinen Tod meine Schuld sühnen zu können. Ein anderer hat es gethan, zu dem ich täglich rufe: Herr, gedenke mein, da Du in dein Reich gekommen bist! Aber ich weiß, daß Er mir nur sagen wird: Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein, wenn ich auch leide, was meine Thaten werth sind. Denn Gottes Gnade ist nicht ohne Seine Gerechtigkeit, und dieser bin ich mein Blut schuldig. Darum bitte ich Ew. Königl. Hoheit fußfällig, nehmen Sie den Spruch zurück, der zwischen mich und meines Gottes Recht an mir tritt! Lassen Sie die verdiente Strafe an diesem elenden Leibe vollziehen, damit die Seele gerettet werde! Ich schwöre es Ihnen zu, Ew. Königl. Hoheit sind übel berathen und falsch berichtet gewesen von dem, der Ihnen meine Begnadigung angerathen hat. Ich habe nicht darum gebeten, und es ist keine Wohlthat für mich. Hat er es aber für eine Wohlthat angesehen, so hat er nicht bedacht, daß Wohlthaten niemandem aufgedrungen werden. Gott der Herr hat Ew. Königl. Hoheit Gerechtigkeit und Gnade anbefohlen, aber diese Entscheidung ist weder gnädig noch gerecht. Denn Gnade thut dem Armen nicht, was ihm leid, sondern, was ihm lieb ist, sie versagt nicht, warum er anfleht, sondern sie gewährt es, und nicht um Erlassung, sondern um Vollzug meiner Strafe habe ich gebeten. Eine Gnade gegen mich armen Sünder ist es, wenn mir gestattet wird, mit meinem Blute für meine That zu büßen, und um diese einzige Gnade habe ich gebeten und bitte abermals darum. Mein gnädiger Landesherr will gewiß nicht, daß in seinem Namen Gnade im Munde geführt und Ungnade geübt werde. Aber auch Gerechtigkeit will mein Großherzog üben, und im Namen des allmächtigen Gottes fordere ich mein Recht. Ew. Königl. Hoheit bestellte und geschworene Richter haben es mir zuerkannt, und ich habe es angenommen und Ja und Amen dazu gesagt, wie es mir zuerkannt ist. Darum muß ich abermals sagen, Ew. Königl. Hoheit sind übel berathen und falsch berichtet gewesen von dem, der Ihnen gerathen hat, mir mein einziges, letztes, heiliges Recht zu nehmen. Er hat Ihnen zu einer Ungerechtigkeit gerathen. Denn wenn ich das Recht nicht aufgeben will, das mir im Namen Ew. Königl. Hoheit von Rechtswegen zuerkannt ist, wer in der Welt ist befugt, es mir zu nehmen? Gewiß doch am wenigsten Der, in dessen Namen es gesprochen ist!

„Mit zitterndem Herzen habe ich dies niedergeschrieben. Zürnen Ew. Königl. Hoheit darüber nicht einem unglücklichen Missethäter, der nichts erfleht, als den Tod, der ihm gebührt. Gefangenschaft ist mir keine Strafe, mich leben zu lassen, wäre eine Grausamkeit, was wäre es vor Gott für meine blutige That, wenn ich auf meinem Lager stürbe, wie jeder andere? Darum flehe ich nochmals, nehmen Ew. Königl. Hoheit die Begnadigung zurück, die weder Gnade, noch Gerechtigkeit gegen mich ist, und bis über den verdienten Tod hinaus werde ich es preisen, wie gerecht und gnädig Ew. Königl. Hoheit gewesen sind gegen den armen Sünder Joseph Welzer."

Bei dieser Vorstellung lag ein Höchstes Rescript an mich mit folgenden Worten:

„Die Bitte, welche in der beiliegenden, sonderbaren Supplik enthalten ist, kann natürlich nicht gewährt werden, was ich unter so ungewöhnlichen Umständen zwar bedauern, aber nicht ändern kann. Der Mann ist bei seiner Geistesrichtung und dem Zustande seines Gemüthes zu beklagen, und es wäre wohl besser gewesen, den Mörder seines Sohnes nicht zu begnadigen. Es scheint mir nicht angemessen, dem Unglücklichen, der doch den besseren Klassen angehört, einen bloßen, abschläglichen Bescheid auf dem gewöhnlichen Wege zukommen zu lassen, und es wäre mir lieb, wenn Sie selbst ihn mündlich zu verständigen suchten, falls Sie nichts dabei zu erinnern finden. Er scheint mir einsichtig genug, um zu begreifen, daß es unmöglich für mich ist, seiner Bitte zu willfahren."

Nachdem ich die Höchste Weisung gelesen, überlegte ich, ob ich mir den Gefangenen zuführen lassen sollte, fand es aber angemessener, selbst nach der Gefangenanstalt zu fahren und meinen Auftrag mit einer schon länger beabsichtigten Revision derselben zu verbinden. Ich ließ meinen Besuch ankündigen und fuhr gleich darauf hin.

Der Inspecter und der Geistliche der Anstalt, beide ein Paar ältere Männer, die ihre Stellen schon seit langen Jahren bekleidet, empfingen mich, führten mich umher, und ich fand alles in löblicher Ordnung, nur daß einer der Sträflinge in der Nacht zuvor, aller Wachsamkeit ungeachtet, ausgebrochen und entwichen war. Man hatte jedoch bereits Nachricht, daß er wiederum ergriffen sei, und erwartete jeden Augenblick seine Zurückführung. Die Beamten erzählten, der Mensch sei wegen zwiefältigen Raubmordes zum Tode verurtheilt und zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt worden. Er sei einer der rohesten und verhärtetsten Bösewichter. Ich erkundigte mich bei dem Geistlichen, welchen Eingang seine Seelsorge im übrigen finde. Er klagte sehr darüber und sagte: „Zu den Zeiten des hochseligen Großherzogs, der eher zu streuge, als zu milde strafen ließ, war es darin besser. Die schwereren Verbrecher entgingen dem Schaffot nicht, und unter ihnen waren wenige, die im Angesichte des Todes nicht reuig in sich gingen und sich vor Gott demüthigten. Diese Bekehrungen, und überhaupt der größere Ernst, mit dem gestraft wurde, wirkten immer heilsam auch auf die übrigen Sträflinge. Seitdem kein Todesurtheil mehr vollzogen wird, namentlich aber seit den letzten zahlreichen Begnadigungen, ist keine Furcht mehr vorhanden, die Verruchtheit hofft auf Freilassung und neue Sünden, und die vorkommenden Bekehrungen sind Heuchelei. Mein Amt ist seitdem sehr schwer geworden."

Ich theilte den wackern Männern im allgemeinen mit, was ich Welzern zu eröffnen habe. Der Geistliche bemerkte, daß er dies vorausgesehen und dem Gefangenen daher von seiner Bitte abgerathen habe; dieser aber habe nicht glauben wollen, daß ihm ein Verlangen abgeschlagen werden könne, von dessen Rechtmäßigkeit er die innigste Ueberzeugung habe. Uebrigens habe Welzer vor kurzem auch einen Brief an die frühere Verlobte seines Sohnes geschrieben, infolge dessen Philippine nach der Residenz gekommen sei. Schon gestern sei sie bei ihm gewesen und habe so eben wieder um Zutritt gebeten, als ich mich hätte ankündigen lassen.

Ich wünschte sie zu sehen, und da sie sich bei der Gattin des Inspecters befand, führte dieser mich zu ihr. Sie war in Trauerkleidern, eine stattliche, schlanke Gestalt mit außerordentlich schönen, jugendlichen Gesichtsformen, aber bleich und zergrämt. Ich hatte sie allein zu sprechen gewünscht, und nachdem man mich mit ihr bekannt gemacht hatte, entfernten sich die andern. Sie zeigte keine Art Aengstlichkeit, und ihre Haltung war ernst und würdig. Ich bat sie, sich zu setzen, setzte mich zu ihr und sagte: „Liebes Kind, ich bin hier, um mit dem unglücklichen Welzer zu reden. Vielleicht können Sie mir darin beistehen. Ihr Verhältniß zu ihm, Ihre ganze Geschichte ist mir genau bekannt, und ich beklage Sie von ganzem Herzen, daß Sie in so hoffnungsvoller Jugend in so schwere Schicksale verstrickt worden sind."

Sie sah mich einen Augenblick prüfend an, schlug dann die Augen nieder und sagte: „Ich bin daran nicht schuldlos. Ehe ich Leopold Welzer kannte, war mein Benehmen gegen andere, auch gegen seinen Feind, nicht wie es hätte sein sollen. Aber ich hatte keine Mutter, keine ältere Verwandte oder Freundin, die mich gewarnt hätten. Ich sage das nicht um mein Benehmen zu entschuldigen, nur um es zu erklären. Jetzt weiß ich es besser, aber ich habe es auf eine furchtbare Weise lernen müssen."

„Wir alle," entgegnete ich, „werden gar mannigfaltig geführt. Es ist darin viel Geheimnißvolles, und selten ahnen wir im voraus, wohin Gott mit uns will. Sie waren gestern bei Welzer. Wie haben Sie ihn gefunden?"

„Es ist kaum zu sagen," versetzte sie nach einigem Zögern. „Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß jemand nach einem solchen Tode so sehnlich verlangen könnte. Gegen mich war er sehr liebevoll, und

doch bin ich die Ursache all seiner Leiden und all der schrecklichen Dinge. Er hat schon diese Jahre her immer für mich gesorgt, und es ahnte mich wohl, aber ich wußte es nicht. O, wenn er zu retten wäre!"

„Das ist er, aber die Schwierigkeit liegt anderswo," sagte ich und setzte ihr das ganze Verhältniß auseinander, das sie auch sofort richtig erfaßte. „Ich meine nun," schloß ich dann, „Sie, mein liebes Kind, könnten ein Band werden, das ihn wieder an dieses Leben fesselte, Sie könnten ihm zeigen, daß er noch Pflichten auf Erden habe, damit er sich ergebener in das fügt, was ich ihm zu eröffnen Befehl habe, und darum wünsche ich, daß Sie mich zu ihm begleiteten."

Sie war bereit, alles zu versuchen. Wir riefen den Inspector herein, ließen uns bei dem Gefangenen ankündigen und gingen zu ihm.

Seine Zelle war mit einigen Bequemlichkeiten versehen, die zwar der Hausordnung nicht ganz gemäß waren, doch sah ich darüber hinweg. Als wir eintraten, erhub er sich, machte mir eine Verbeugung und reichte Philippinen die Hand. Er war groß und hager, sein dichtes Haar fast weiß, tiefe Furchen durchschnitten seine Stirn, die erloschenen, schwarzen Augen verbargen sich fast unter den schwer herabgezogenen Brauen, und über dem ganzen Gesicht lag der Ausdruck des schmerzlichsten Seelenleidens.

„Es ist recht, Welzer!" begann ich, „daß Sie Ihre liebe Schwiegertochter zu sich entboten haben. Denn das muß Ihnen Philippine bleiben. Die gemeinsame Liebe zu Ihrem seligen Sohne muß Sie beide nun für immer verknüpfen."

Er schüttelte den Kopf. „Wird für sie gesorgt werden? Wird sie das Meinige erhalten? Und werde ich mein Recht erhalten?"

„Lieber Vater", bat Philippine, „sorgen Sie selbst für mich! Erhalten Sie sich mir! Ich habe ja sonst niemand in der Welt. Ich bleibe dann hier in der Stadt und komme so oft zu Ihnen, als es mir erlaubt wird."

„Das geht nicht!" antwortete er. „Ich bin ein Mann der Schuld und muß meine Schuld zahlen. Erhalte ich mein Recht?"

Ernst versetzte ich: „Wollen Sie mit Gott rechten, gegen den Sie schon so tief in Schuld sind, wenn Er Ihnen dies Leben noch länger auferlegt? Ist es Ihnen schwerer zu ertragen, als der Tod, so ist es Christenpflicht, von Gott auch die schwerere Strafe mit Ergebung hinzunehmen. Was glauben Sie denn durch Ihren Tod zu erreichen? Meinen Sie, damit Ihre Schuld abzubüßen? Sie sagen selbst in Ihrem Gesuche an den Großherzog: das hat ein anderer gethan! Glauben Sie, diesem großen Opfer für Ihre Sünde noch etwas hinzufügen zu können? So lange Sie das glauben, sind Sie noch nicht gerettet und haben den Rest Ihres Lebens bitter nöthig, um zu diesem Glauben hindurchzudringen."

Der alte Mann brach in Thränen aus. „O das alles hab' ich mir schon vielmals gesagt", rief er. „Aber da steht's" — er wies auf eine Bibel — „und hier steht's" — er schlug an seine Brust — „was ich meinem Gott schuldig bin."

„Ergebung sind Sie ihm vor allen Dingen schuldig", versetzte ich. „Auch hat Er Ihnen neue Pflichten auferlegt. Sehen Sie hier Ihre Schwiegertochter, die schon so viel gelitten hat. Mit Geld und Gut können Sie es ihr nicht vergüten, wohl aber mit Liebe und Theilnahme, die Sie ihr nur zu lange schon vorenthalten haben."

„Vater, Vater!" sagte Philippine, indem sie seine Hand nahm und küßte. „Weinen Sie nicht! Seien Sie nicht so untröstlich! Es ist ja nun einmal unmöglich, daß der Großherzog seine Begnadigung wieder zurücknimmt.

„Sie müssen selbst einsehen, daß dies unmöglich ist," fügte ich hinzu. „Aber bei den milden Gesinnungen des Großherzogs ist zu hoffen, daß er die Zeit Ihrer Gefangenschaft noch abkürzt. Dann ziehen Sie mit Philippine an einen fremden Ort, und Philippine hat noch einen Vater, und Sie haben noch eine Tochter."

„Mein Gott! mein Gott!" rief er, indem er weinend und händeringend in der Zelle hin und her ging; „wozu hast Du mich aufgespart!"

Wir redeten ihm auf alle Weise zu, aber er war nicht zu trösten, und so entfernte ich mich endlich, um dem Großherzog über die Ausführung seines Befehles Bericht zu erstatten. Während ich mich aber in dem Gefangenhause mehrere Minuten aufhielt, weil ich dem Geistlichen einige Winke über Welzern geben wollte, sollte ich noch Zeuge eines äußerst widerlichen Auftrittes sein, der mit dem eben erlebten in schneidendem Gegensatze stand. Der ausgebrochene Raubmörder wurde nämlich in das Gefängniß zurückgeliefert. Man hatte ihm Beinschellen angelegt, aber es wäre das kaum nöthig gewesen, denn er war so betrunken, daß er taumelte und unaufhörlich das roheste Geschwätz heraussprudelte. „Ah," rief er, „da ist sie ja, die alte Spelunke! Ich hab' es nur erst einmal probirt, wollte mich nur einmal besaufen, will doch schon wieder herauskommen, und dann steck' ich euch das Dach überm Kopfe an. Ist das nicht der Pfaffe? Daß er mir nicht in meine Stube kommt, sonst dreh' ich ihm den Hals um." — Einer seiner Begleiter schlug ihm auf den Mund und hieß ihn schweigen. Ob er nicht sehe, daß der Herr Minister gegenwärtig sei? Sie wollten ihn rasch vorüberführen, aber es entstand ein Aufenthalt, und so schrie er mir zu: „Minister? Hol der Teufel den Minister! Wenn ich nicht besoffen wäre, so sollt' er was anders hören. Du Schurke, wer sagt, daß ich besoffen wäre, Schurke? Vivat hoch der Großherzog!" — Man riß eine Thür auf und warf ihn hinein. Mit diesem Mißklange verließ ich das Gefängniß. Als ich an Hof kam, war fürstlicher Besuch angelangt, und ich mußte in den Vorzimmern des Großherzogs einige Zeit warten, ehe ich vorgelassen werden konnte. Hier trat mir der Hofjägermeister in sehr verdrießlicher Stimmung entgegen.

„Denken Sie," sagte er, „daß der gnädigste Herr ordentlich unangenehm geworden ist, weil ich ihn bei der Geburt des Erbgroßherzogs bewogen hatte, einen gewissen Menschen zu begnadigen, der bald darauf selbst erschossen worden ist."

„Meinen Sie den Jäger Johann Keil?" fragte ich.

„Allerdings," versetzte jener. „Also hat Ihnen der Großherzog auch darüber geredet? Die alte Geschichte scheint ihm sehr im Kopfe herumzugehen, und ich mußte sonderbare Dinge darüber hören. Nun mein Gott, ja er hatte einen jungen Menschen erschossen, hatte ihm sogar aufgelauert, und das bleibt vor dem Strafcodex immer ein Verbrechen. Aber bedenken Sie, daß ihn die Passion entschuldigte. Er liebte, liebte leidenschaftlich, und wie man mir sagte, ein außerordentlich reizendes Geschöpf, — da kommt ein Nebenbuhler, verdrängt ihn, treibt ihn zur rasendsten Eifersucht — lieber Himmel, wozu ist der Mensch in solchem Zustande nicht fähig? Ich sage, in einem solchen Zustande, den er nicht in seiner Gewalt hat. An sich kann eine That sehr strafbar sein, während doch der Thäter zu entschuldigen ist. Aber ich sehe es Ihnen an: „Sie sind anderer Meinung."

„Sie haben es errathen," sagte ich; „und ich meine, daß die Strenge der Gerechtigkeit unter anderm auch dazu dienen solle, daß die Menschen auch in der Leidenschaft keine Verbrechen begehen."

„Schon recht," erwiderte er. „Aber, wenn nun einmal ein Mensch nicht die fischblütige Tugend hat, sich im Drang und Feuer der Leidenschaft des Criminal- und Sittengesetzes zu erinnern? Muß man denn sogleich mit Schwert und Kerker bei der Hand sein? Die Welt würde unerträglich trocken und poesielos werden, wenn lauter marmorne Moralhelden in ihr herumstolzirten, wenn es nicht auch liebende, hassende, leidenschaftliche Naturen in ihr gäbe."

Ehe ich ihm hierauf antworten konnte, wurde ich zum Großherzoge befohlen. Er empfing mich gnädig, aber ernst, ließ sich von mir die Ausrichtung seines Auftrages berichten und fragte genau nach allem Einzelnen. Ueber die Sache äußerte er sich weiter nicht und entließ mich bald wieder.

Im Drange mannigfacher Geschäfte und allerlei Hoffestlichkeiten kam mir die Angelegenheit allmählich aus dem Sinne, und es waren mehrere Monate darüber hingegangen, als sich eines Tages der Gefängnißgeistliche bei mir melden ließ. Ich hätte ihn, sagte er, bei meiner letzten Anwesenheit im Gefangenhause beauftragt, mir anzuzeigen, wenn wegen Welzers etwas vorfallen sollte. Er komme daher, um mir zu berichten, daß der Gefangene heute Morgen im zuversichtlichen Vertrauen auf seinen Erlöser verschieden sei. Ich erfuhr folgendes Nähere von ihm.

Nachdem sich Welzer überzeugt hatte, daß an die Vollziehung des Todesurtheils nicht mehr zu denken sei, hatte er einige Wochen in den schwersten inneren Kämpfen zugebracht, welche allmählich seine Gesundheit untergruben. Es stellte sich ein schleichendes Fieber mit Entkräftung und Blutauswurf ein, und obgleich der Arzt noch gute Hoffnung hatte, gewann der Kranke selbst doch bald die Ueberzeugung, daß er nicht genesen werde. Von diesem Augenblicke an verwandelte sich der Zustand seines Gemüthes. „Nun weiß ich," sagte er, „daß mir Gott gnädig sein will. Er selbst hat das Richtschwert in die Hand genommen, um mir darnach zu vergeben." — Der Frieden dieses Bewußtseins breitete sich sichtlich über ihn aus. Die treue Philippine



Melanchthon bei Dürer.

Originalzeichnung von K. Koch.

besuchte ihn, wie ich damals ausdrücklich erlaubt hatte, täglich und pflegte ihn mit der ersinnlichsten Aufmerksamkeit. Einige Tage vor seinem Ende hatte er den Advocaten, der sein Vermögen verwaltete, herüberkommen lassen, und dieser mußte die Aufnahme einer Schenkungsakte vermitteln, wonach sein gesammtes Hab und Gut in Philippinens Besitz überging. Dann hatte er noch einen Tag voll schwerer Gewissenleiden, aber in den beiden letzten Tagen trug ihn sein Glaube über alles empor, und in dieser Freudigkeit mit vollem Bewußtsein war er gestorben.

Es war eine ziemliche Zeit verflossen, als ich dem Großherzoge wiederum Vortrag über einen Criminalfall zu erstatten hatte, bei welchem es sich um die Bestrafung eines Menschen handelte, der, um eine andere Person heirathen zu können, seine eigene Frau ermordet hatte. Der Schuldige war vollständig überführt worden, und das Gericht hatte auf Tod erkannt. Als ich die Sache selbst vorgetragen hatte, fragte der Großherzog: „Sind denn gar keine mildernden Umstände vorhanden, die eine Verwandlung der Strafe motiviren könnten?"

„Gar keine, Königliche Hoheit," erwiderte ich. „Die Urtheilsgründe selbst erwähnen dies ausdrücklich, und mit dem besten Willen wüßte ich keine aufzufinden. Ich kann wiederum nur auf Höchste Bestätigung des Urtheils antragen."

Der Großherzog sah vor sich hin und wurde sehr blaß. Dann stand er auf und ging mehrmals im Zimmer hin und her. „Es ist doch furchtbar," sagte er darauf, indem er vor mir stehen blieb, „es ist furchtbar, mit einem Federzuge über Leben und Tod eines Menschen bestimmen zu sollen."

„Es ist eine der heiligsten Handlungen eines Souveräns," versetzte ich, „die ihn am eindringlichsten daran erinnert, daß er seine Gewalt von dem Herrn über Leben und Tod erhalten hat."

„Sie sagten einmal," fuhr er fort, „auch das Unterlassen dabei sei ungeheuer verantwortlich, und die Erfahrung hat gezeigt, daß Sie

Recht haben. Aber Gott weiß, daß ich auch früher nach meiner besten Ueberzeugung gehandelt habe."

Er ging abermals in großer, innerer Bewegung hin und her, setzte sich dann wieder, tauchte die Feder ein und schrieb die Bestätigung des Urtheils auf den Bericht. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er mir das Papier reichte und mir schweigend winkte, daß ich entlassen sei. — —

Soweit dieser Gegenstand, über welchen ich nur noch Folgendes hierher bemerke.

Eben während ich diese Erinnerungen aus alten Aufzeichnungen, Tagebüchern und gesammelten Papieren zusammenstelle, ist man in verschiedenen Ländern bemüht, die Aufhebung der Todesstrafe im Wege der Gesetzgebung zu erlangen; soweit ist die Mißliebigkeit derselben schon populär geworden. Muß ich auch noch jetzt, im hohen Alter, ein solches Bestreben für eine Verkehrtheit achten, so lehrt doch die Erfahrung auch läßlicher über solche Verkehrtheiten denken. Einzelne leiden darunter; das Ganze geht seinen Weg. Gegen die Beseitigung der Todesstrafe wäre nichts zu erinnern, könnte man zugleich die Verbrechen beseitigen, welche sie nöthig machen. Da dies nicht möglich ist, so hat eine Aufhebung der Todesstrafe auf lange Dauer nicht zu rechnen. Sie wird zur Folge haben, daß die Verruchtheit frecher, die Unthaten häufiger werden, und das wird eine Gegenwirkung hervorrufen, die todesfürchtige Weichlichkeit wird verschwinden, das sittliche Gefühl wird sich empören, wird sich in den derberen Volksschichten vielleicht ungeberdig hervorthun, und um einer wilden Volksjustiz, wie sie mitunter sich schon regt, die Beweggründe abzuschneiden, wird man sich zur Wiedereinführung der Todesstrafe gezwungen sehen. Und so wird der große Lenker der Geschichte durch deren eigene Entwickelung schon sorgen, daß jenes Wort immer wieder zu Ehren gebracht werde, das er nach der Sündflut zu dem Vater der neuen Menschheit sprach: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden, denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht."

In Dürers Atelier.

(Mit Abbildung.)

Wer, der die Perle unseres deutschen Vaterlandes, die alte, herrliche Reichsstadt Nürnberg einmal zu sehen das Glück gehabt, erinnert sich nicht mit Vergnügen des schönen St. Aegidienplatzes? Die stattlichen Häuser der alten Patricierfamilien, der Imhoff und Peller, umgeben ihn als Zeugen alter reichsstädtischer Herrlichkeit, und zwischen ihnen, äußerlich unscheinbar, steht ein niedriges Häuslein mit kleiner Pforte, das aber noch mehr, als jene Paläste, Nürnbergs Ruhm durch die deutschen Lande getragen hat. Es ist das alte Aegidienkloster, das nach der Reformation zum Gymnasium eingerichtet wurde; eins der ersten Beispiele des durch sie wiedererweckten Sinnes für die classischen Studien gab die reiche Handelsstadt, zum Beweis, daß ein reger Eifer für Kunst und Wissenschaft mit Bürgertugend und Geschäftskenntniß gar wohl sich vereinigen kann. Luthers Mahnwort an die Rathsherren der deutschen Städte, gute Schulen zu gründen, war kaum erschollen, da kam von Nürnberg aus eine freundliche Einladung an seinen treuen Freund und Kampfgenossen Melanchthon, der schon früher auf seiner Reise von Tübingen nach Wittenberg in Nürnberg verweilt und in dieser Zeit mit den bedeutendsten Staatsmännern und Gelehrten der Stadt Freundschaft geschlossen hatte, die er durch einen regen Briefwechsel unterhielt, zu kommen und das Schulwesen zu reformiren, ja selbst als Rector des Gymnasiums an die Spitze zu treten. Das letztere schlug er zwar aus Dankbarkeit gegen den Kurfürsten und aus Anhänglichkeit an Wittenberg ab, aber sein Kommen sagte er zu und richtete auch im Jahre 1525 die neue Schule ein, deren Rectorat sein Freund Camerarius übernahm.

Es war ein Jahr später, da standen am 6. Mai 1526 vor der Pforte des ehemaligen Klosters, jetzigen Gymnasiums, vier ehrwürdige Gelehrtengestalten, augenscheinlich in gespannter Erwartung. Es waren Camerarius und seine Mitlehrer, der berühmte Humanist Eoban Heß, Michael Roting und Johann Schoner, der große Mathematiker. Sie harrten ihres Freundes Melanchthon, der zur Einweihung des neuen Gymnasiums zu kommen und die Festrede zu halten versprochen hatte. Gegen Abend bog ein Wägelein um die Ecke, und der Ersehnte saß darin und wurde aufs wärmste begrüßt. Des andern Morgens erschienen zur Begrüßung die Abgeordneten des Raths, unter ihnen Melanchthons Freund Lazarus Spengler, der Stadtschreiber, und viele Verehrer und Freunde, unter ihnen Wilibald Pirckheimer und Hieronymus Baumgärtner, die bekannten Staatsmänner und Gelehrten. Nachdem die feierliche Begrüßung vorüber war, blieben Spengler und Pirckheimer noch bei dem Freunde und forderten ihn auf, sie zu Albrecht Dürer zu begleiten, der sie dringend gebeten habe, den verehrten Gast, den er kennen zu lernen wünsche, doch so bald als möglich zu ihm zu bringen. Melanchthon, der Dürer aufs höchste schätzte und selbst nach seiner Bekanntschaft begehrte, willigte gern ein, und die drei, nebst Camerarius, machten sich alsbald auf den Weg. Ein kurzer Marsch brachte sie an den Fuß des Burgberges, wo Dürers Haus stand, das in seiner ursprünglichen Gestalt durch die Pietät der Nachkommen uns noch heute erhalten ist. Es ist ein schmales, dreistöckiges Haus mit überragendem Dache; hier im Erdgeschoß hatte der große Meister sein Arbeitszimmer, ein mäßig großes Gemach, das gegen Norden ein einziges breites, oben abgerundetes Fenster hatte, dem gerade gegenüber die hohe, dunkle Stadtmauer stand und das Licht so abfing, daß nur ein schmaler Raum dicht am Fenster Licht zum Arbeiten bot; ein Vortheil, den andere Künstler sich künstlich durch Veranstaltungen zur Concentrirung des Außenlichtes verschaffen müssen. Der Meister saß gerade, als die vier eintraten, vor seiner Staffelei, auf welcher er das herrliche Gemälde der vier Hauptapostel hatte. Er hatte es zu einem Geschenke für seine Vaterstadt bestimmt, die es später nach München an den Kurfürsten verkaufte, wo es noch eine Hauptzierde der Pinakothek ist. Hocherfreut begrüßte der alternde Meister den jugendlichen Gelehrten, der schon damals den wohlverdienten Namen eines Praeceptor Germaniae trug. Da standen sie einander gegenüber, einer dem andern bewundernd ins Antlitz schauend, Dürer gebrochen, abgezehrt, mager, das ernste und strenge Gesicht trug schon die Spuren eines langen, arbeitsvollen Lebens, das Auge hatte zwar noch etwas vom alten Feuer, lag aber schon tief in den Höhlen und trug einen starren Ausdruck; und dennoch war der Meister noch einer der schönsten Männer, mit seinem edlen, von langen Locken umwallten Künstlergesicht und seiner markigen, breiten und gedrungenen Gestalt. Melanchthon, obwohl erst 29 Jahre alt, erschien dagegen fast klein und unansehnlich, mit seinem hageren, durch Studien schon frühzeitig gealterten Gesicht und seiner dürren, etwas ungelenken Gestalt. Beide, von Natur schüchtern, hatten sich doch bald in einander gefunden und sprachen wie alte Freunde mit einander. Bewundernd stand Melanchthon vor dem fast vollendeten Apostelbilde und vertiefte sich mit Feinheit des Urtheils in eine Aufzählung der Vorzüge der Dürerschen Malerei, ging auf die Idee, die vier Apostel als die Repräsentanten der vier Temperamente darzustellen, mit großem Interesse ein, während Dürer den Lobeserhebungen ängstlich zu steuern suchte und sich selbst anklagte, nur gar zu lange die Natur in ihrer einfachen, großartigen Schönheit vernachlässigt und an auffallenden Gestalten und bunten Bildern sein Wohlgefallen gehabt zu haben. Leider sei ihm diese Erkenntniß erst im späteren Alter gekommen, und er sehe jetzt selbst auf seine früheren Arbeiten durchaus nicht mit der Befriedigung zurück, mit der seine Freunde sie zu beurtheilen pflegten und mit der er selbst sie früher betrachtet. Viel habe er in Italien und den Niederlanden gelernt; da seien große Künstler, die freilich vor ihm vorausgehabt, daß sie in stetem Anschauen einer herrlichen, großen Natur und vollendeter classischer Vorbilder geschwelgt und an solchen Vorbildern Auge und Herz gekräftigt hätten. Nun sei er leider zu alt, um auf dem neuen Wege noch große Erfolge zu erringen; zudem nage eine verzehrende Krankheit, die er sich in den Niederlanden geholt, am Marke seiner Kraft, und es sei wohl sein letztes Werk, das er auf der Staffelei habe. Eben darum habe er es zum Andenken für seine liebe Vaterstadt bestimmt.

Pirckheimer, der dem Gespräche der beiden aufmerksam zugehört, während Spengler mit Camerarius sich in der Fensternische unter-

hielten, warf Dürer seine allzugroße Bescheidenheit und die ewigen Selbstanklagen vor. Er sei doch und bleibe ein großer Künstler; die Italiener hätten ihn ja selbst aufs höchste geehrt und bewundert, seine Reise durch die Niederlande habe einem fürstlichen Triumphzuge geglichen. Freilich, was den Lohn für seine Arbeiten betreffe, da habe er von ihnen eben nichts Sonderliches zu rühmen; er habe überall mehr gegeben, als empfangen. Und was den hochweisen Rath zu Nürnberg betreffe, so habe der's um Dürern auch nicht verdient, daß er ihm ein so kostbares Andenken hinterlasse. Denn schäbig genug habe er sich benommen, die ihm vom Kaiser Max verliehene Abgabenfreiheit schnöder Weise nicht anerkannt, und erst nach jahrelangem Mäkeln habe ein ernstes kaiserliches Machtwort ihn vermocht, den großen Künstler, der die glänzendsten Anerbietungen Venedigs und Antwerpens aus Liebe zu seiner Vaterstadt ausgeschlagen, mit einem lumpigen Jahrgeld abzufinden.

Hatte Pirckheimer ein Recht, auf seine Vaterstadt zu zürnen, um Dürers wie um seinetwillen (denn er war durch niedrige Ränke genöthigt worden, aus dem Rathe zu treten und sich in gelehrte Einsamkeit zurückzuziehen), so konnte Melanchthon dagegen ein Loblied der nürnbergischen Obrigkeit mit gutem Gewissen singen, denn mochte sie gegen die beiden Freunde karg und undankbar gewesen sein, er hatte nur von ihrem Eifer für Schule und Wissenschaft Löbliches zu berichten. Dem greisen Künstler aber konnte er das alternde Herz besonders dadurch erfreuen, daß er ihm mittheilte, wie hoch sein Name in ganz Deutschland geehrt und angesehen sei und ihm die freundlichsten Grüße von Lucas Cranach und Luther überbrachte. Ueber Luthers Gruß war Dürer ganz besonders erfreut: „Ja," rief er, „das ist mein Mann, der ist anders als die übrigen Theologen; wenn ich von ihm die vorderen Sätze auf den ersten Seiten gelesen habe, so weiß ich schon, was ich in dem ganzen Werke zu gewärtigen habe, so klar ist alles, so wohlgeordnet. Wenn ich aber andere Schriften lese, da muß ich erst das ganze Werk durchstudiren, und dann noch darüber nachdenken, was eigentlich der Verfasser will und worüber er schreibt."

„Das geht auf mich," sagte Pirckheimer, „und auf mein Schriftchen vom Abendmahle. Dieser leidige Streit hat uns fast auseinandergebracht, weil Dürer theologische und philosophische Gründe für lauter Spitzfindigkeiten achtet. Ich habe ihm oft schon gesagt, das sei kein Feld für ihn, er möge über das aburtheilen, was gemalt werden kann, und sich nicht von seinem Leisten entfernen."

„Und das soll ich mir bieten lassen", scherzte Dürer weiter, „als ob ein Mensch nur auf ein Stück sich einüben müßte, wie jener Schreiber, der nur eine Formel zu Papier bringen konnte und darum in den meisten Fällen nicht zu brauchen war. Luther braucht doch auch theologische und philosophische Gründe, die sind aber klar und verständlich, während ich vieles, was Pirckheimer vorbringt, nicht fasse und verstehe. Warum schreibt Ihr Gelehrten in so gar unverständlicher Sprache und wollt euern eigenen Dialekt für Euch haben?"

„Na, sei still," entgegnete Pirckheimer, „die Kehle bricht Dir nicht, aber in der Logik bist Du nicht zu Hause."

Dürer lächelte und erzählte Melanchthon auf seine Frage, was Pirckheimer damit meine, ein Geschichtchen. Kaiser Maximilian habe ihm einst den Umriß eines bei ihm zu bestellenden Gemäldes mit Kohle vorreißen wollen. Dabei sei ihm immer die Kohle gebrochen. Da habe Dürer den Stift genommen und mit sicherer Hand ohne Unterbrechung den Riß vollendet und ausgeführt. „Ich möchte nur wissen, Dürer", habe Maximilian gefragt, „warum Euch nie die Kohle bricht?" Lächelnd aber habe er geantwortet: „Gnädigster Kaiser, Gott gebe, daß Ew. Kaiserliche Majestät nie so gut malen lernen, als ich."

„Ich meine aber", fuhr Dürer fort, „der Vergleich paßt hier nicht. Zeichnen ist ein Ding, das nur ein Künstler braucht, denken muß jeder Mensch können und darf es sich nicht verbieten lassen, und das ist ja eben der Segen Eurer Wittenberger Reformation, daß wir wieder selbst denken und prüfen dürfen und sollen, was in Gottes Wort begründet ist, was nicht. Ich habe mich wohl früher einmal mit der Dichtkunst beschäftigt und schlechte Verse gemacht; da hat mir's Freund Spengler eingetränkt. Der schickte mir meine lahmen Verse mit einer Fabel wieder: es habe einmal ein Schuster bei einem Maler ein zum Trocknen ausgestelltes Bild gesehen und daran die Schuhe getadelt, der Meister habe darauf die Schuhe stillschweigend geändert. Als aber nun der Schuster auch den Faltenwurf und die Gesichtszüge bekrittelte, da habe ihm der Meister zugerufen: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" Und das gelte nun jedem, der über sein Feld in andere Gebiete pfusche. Das ließe ich mir hinsichtlich des Dichtens gefallen, das ist nicht Jedermanns Sache; aber über die wichtigsten Wahrheiten des Glaubens sich ein Urtheil bilden, das meine ich, ist für keinen Menschen ein Pfuschen auf fremdes Gebiet. Hier sollte jeder recht eigentlich zu Hause sein, mehr als in seinem irdischen Handwerk."

„Gewiß", bekräftigte Melanchthon, „und am allerwenigsten möchte ich's Euch verdenken, lieber Meister, hier vor dieser Eurer Meistertafel mit den Aposteln. Da habt Ihr in der That den vollgültigen Beweis geliefert, daß Ihr auf Eurem eigensten Gebiete seid, wenn es gilt, Dinge des Glaubens und der Religion zu beurtheilen."

„Nun, wenn Dürer solchen Succurs bekommt, da muß ich wohl die Segel streichen," sagte Pirckheimer und klopfte dem Freund auf die Schulter. „Aber nun, alter Freund, erzähle uns ein wenig von Deiner Reise und zeige Melanchthon Deine trefflichen Portraits, die Du auf ihr gesammelt."

Dürer besaß die Fähigkeit, ein menschliches Antlitz mit wenigen Zügen so aufs Papier zu werfen, daß es in seiner ganzen charakteristischen Eigenthümlichkeit vor den Beschauer trat. Er hatte davon reichlichen Gebrauch gemacht, und die meisten der bedeutenden Persönlichkeiten, mit welchen er auf der Reise verkehrt hatte, in solcher meisterhaften Weise skizzirt. Es waren mehrere hunderte. Melanchthon sah sie mit großem Interesse durch, von jeder Persönlichkeit wußte Dürer anmuthig zu erzählen. Besonders freute sich Melanchthon über das Bild seines Freundes Erasmus, und Dürer mußte viel von ihm berichten. Eben war der meisterhafte Kupferstich, den Dürer nach seiner Skizze angefertigt, aus der Presse, und ein schönes Exemplar mußte Melanchthon als Geschenk mitnehmen. Dafür aber verlangte der Meister von ihm die Gefälligkeit, sich nun auch in dieser Weise seiner Sammlung einverleiben zu lassen. Melanchthon willigte ein, und so haben wir noch ein lebendiges Erinnerungszeichen an diese Zusammenkunft der beiden großen Männer. Denn kurz darauf, noch in demselben Jahre, führte Dürer Melanchthons Portrait ebenso, wie das des Erasmus, in einem meisterhaften Kupferstiche aus, der uns die Züge des großen Reformators in wunderbarer Treue vors Auge führt.

Dieser Besuch war einer der letzten Lichtblicke, welche das durch manche äußerliche und innerliche Leiden getrübte Alter des großen Künstlers erhellten. Schon 2 Jahre später erhielt Melanchthon die Trauerkunde, daß sein herrlicher Freund das müde Auge geschlossen. Er überlebte ihn noch 36 Jahre und hat während dieser Zeit in seinen Briefen und auf dem Katheder oft von diesem Besuche mit Begeisterung gesprochen und unzählige Male wiederholt, daß er nicht wisse, ob er Dürer als Künstler oder als Mensch höher stellen solle. Als Künstler habe er zwar die höchste Stufe erreicht, aber als Menschen habe er ihn fast noch mehr achten gelernt. Besonders rühmte er an Dürer, daß er in seiner Manier, wie guter, alter Wein, mit den Jahren immer milder geworden sei, ohne an Kraft und Feuer zu verlieren. Großartig und gewaltig seien alle seine Schöpfungen, aber die anfängliche Steifheit sei später einer anmuthigen Weichheit gewichen. Und das sei das Zeichen eines vollendeten Meisters. —

Ein Wundermann des vorigen Jahrhunderts.

Von Theodor Bindewald.

(Schluß.)

Tiefe Stille hatte sich über die nächtlichen Straßen und Gassen von Dresden gelagert. In vielen Häusern waren schon die Lichter erloschen, und immer menschenleerer sahen sich die Hauptplätze an. Melancholisch knarrten die Wetterfahnen im Zugwinde hin und her, die Uhren der Kirchen zeigten schon stark auf Mitternacht. Da schallten einzelne Männerschritte vor dem Palaste des Herzogs von Kurland. Vermummte Gestalten huschten an einander vorüber und verschwanden hinter dem Portale, ohne ein Wort zu wechseln.

Alle Fensterläden des weitläuftigen Gebäudes waren geschlossen. Kein Lichtstrahl ließ nach außen hin vermuthen, daß drinnen ein so glänzender Kreis zu Außergewöhnlichem sich versammelt habe. Neunzehn betrug die Zahl der zur Beschwörung Zugelassenen, welches sämmtlich „Leute von Consideration, Charakter und Respectabilität" waren. Darunter befand sich der Herzog von Kurland, der Minister von Wurmb, der Baron von Hohenthal-Dölkau nebst seiner Gemahlin, einer Dame von großer Schönheit und Liebenswürdigkeit, der Baron von Heinitz, die Kammerherren von Hopfgarten und von Bischofswerder, der Obrist von Fröden und andere distinguirte Adelspersonen.

Die große Gallerie des Palastes war dem Wundermann eingeräumt worden, und er hatte noch alle Hände voll zu thun, um die letzten Anordnungen zu treffen. Nach Beendigung derselben begaben sich alle Anwesenden in feierlicher Stimmung dorthin. Um jeden Betrug und jede beabsichtigte Täuschung in der Wurzel zu ersticken, schlossen die Herren eigenhändig nochmals alle Fensterläden und versicherten sich ihrer Festigkeit.

Jetzt trat der Geisterbeschwörer in ihre Mitte. Der schwarz ausgeschlagene und wenig erhellte Saal warf einen eigenthümlichen Reflex auf sein bleiches Gesicht und seine phantastische Kleidung. Diese ähnelte der Amtstracht eines katholischen Priesters. Ein metallenes Crucifix trug er in seinen Händen.

Mit gemessenen kurzen Worten theilte er den Erschienenen mit, daß die nunmehr erfolgende Handlung die stärksten Anforderungen an den Muth und die Geistesgegenwart eines jeden stellen werde und daß er deshalb den Rath geben müsse, zuvor ein Glas Punsch aus der auf dem Tische befindlichen Bowle zu nehmen. Diesen Vorschlag fanden fast alle sehr vernünftig und ließen sich's nicht zweimal sagen. Ein einziger nur weigerte sich, der Ermahnung Folge zu leisten, und antwortete: „Ich bin gekommen, um einer Erscheinung beizuwohnen. Entweder will ich alles sehen, oder nichts. Mein Entschluß ist gefaßt, und kein Zureden kann mich vermögen, einen Tropfen auf meine Lippen zu nehmen."

Darauf hin stellte sich ein anderer Herr, der auch seinen Kopf oben behielt, dem Haupteingang gegenüber gerade und fest auf, um darüber Wache zu halten, daß derselbe nicht durch menschliche Gewalt von außen heimlich geöffnet werde.

All diesen Maßregeln sah der Geisterbeschwörer mit der größten Gleichgültigkeit zu, und nicht lange darnach begann er sein Werk. Auf ein gegebenes Zeichen traten alle Anwesenden in einen von Kohle umschriebenen Kreis und reichten sich wechselseitig die Hände. Alle andern Kerzen wurden entfernt, und die Augen folgten erwartungsvoll dem Beschwörer, der sich feierlich langsam nach der einen Ecke der Gallerie begab, woselbst auf einem Teppich eine Art Altar errichtet war, auf dem geweihte Kerzen rasch von demselben angezündet wurden. Nun fiel er auf die Knie, beugte das Haupt und murmelte leise unverständliche Worte, in welchen er die guten Geister anrief, ihm zur Hilfe wider die bösen zu erscheinen. Eine Menge geheimnißvoller Geberden folgte diesem beweglichen Anfange. Er beugte aufs neue seine Knie, hielt das Crucifix empor und küßte es inbrünstig, schlug Kreuze zu unterschiedenen Malen und fuhr fort, leise zu beten und mit feiner zitternden Stimme zu singen.

Die Erwartung der Zuschauer spannte sich aufs höchste, jeder Nerv bebte, jede Fiber zitterte. Mitten inne schlugen die Glocken mit dumpfen, trägen Tönen die Stunden auf den Thürmen, aber die Beschwörung schien diesmal wirkungslos vorüber gehen zu wollen. Kein Geist wollte kommen, und der Beschwörer fing sein Treiben wieder von vorne an. Er näherte sich dem Altar, lag abwechselnd bald auf den Knieen, bald auf dem Angesicht, krampfhaft zuckten alle Glieder seines Körpers, wild rollte sein Auge in den Höhlen, Schaum stand ihm vor dem Munde und heftiger Schweiß bedeckte sein Angesicht.

Da fuhr's mit einem Male an die Außenseite aller Fenster mit heftigem Geprassel, wie wenn Hagel herniederfährt, und kurz darnach entstand ein sonderbares Geräusch, so fein und durchdringend, als würde mit nassen Händen über den Rand von Gläsern hingestrichen.

Der Beschwörer erhob sich voll Freude und bedeutete die Gesellschaft, daß dieser Ton die gewisse Ankunft der hilfreichen guten Geister verkündige, welche kämen, ihm Schutz zu gewähren. Dann begann er mit erneutem Eifer seine Arbeit.

Plötzlich folgte ein fürchterliches, wahrhaft die Ohren zerreißende Geheul, das sich gleichzeitig in der Luft und unter und neben den entsetzten, bebenden Hörern vernehmbar machte. Der Beschwörer sprach ihnen Muth ein, denn jetzt hatten sich die bösen Geister angezeigt, und nun mußte es sich bald entscheiden, ob die gewünschte Person auf die Beschwörung sich werde sehen lassen oder nicht.

Noch immer lag der Beschwörer vor dem Altare auf dem Angesicht und setzte seine Gebete fort, als sich unversehens mit großer Gewalt und Schnelligkeit die festverriegelte Thür öffnete, daß die Flügel weit aufsprangen. Die Augen wendeten sich unwillkürlich dahin. Himmel, was ist das?

Eine große, schwarze Kugel rollt in den Saal, von einer dichten Rauchwolke umgeben. Aus ihrer Mitte steigt eine Gestalt empor, ein menschlich Angesicht wird sichtbar.

Der „Chevalier de Saxe!" bebt's von den Lippen der wie Espenlaub Zitternden.

„Karl, was willst Du mit mir? Warum störst Du mich?" rief eine laute und zornige Stimme.

Die Gestalt stand lange bolzengerade und regungslos im Zimmer. Niemand unternahm es, zu ihr heranzutreten und zu sehen, ob sie auch Fleisch und Blut habe, oder wirklich ein Geist sei. Wie eine Schar furchtsamer Kinder drängten sich alle in die Ecken, von unnennbaren Schauern erfaßt.

Vor allen aber verlor der Herzog jegliche Fassung. Auf seine Veranlassung, um schnöden Geldes willen, war die Grabesruhe des Oheims gestört worden. Diese Gottlosigkeit fiel jetzt mit Centnerlast auf ihn. Er vermochte dem Geiste weder zu antworten, noch wagte er's, eine Frage an denselben zu richten. Das Wort erstarb ihm im Munde. Ganz außer sich fiel er endlich auf seine Kniee, rutschte verzweifelt im Zimmer hin und her, und als er die Sprache wiedergewann, bat er in tiefster Zerknirschung den heiligen Gott um Verzeihung wegen der von ihm begangenen großen Sünde.

Der Rest der Gesellschaft aber wendete sich hilfesuchend an den Beschwörer, und bat flehentlich um eine letzte Probe seiner Kunst — um die Entfernung des erschienenen Geistes.

So schleunig wollte sich dieser aber durchaus nicht wegbegeben, eine tödtlich lange Zeit verstrich, ehe er den Aufforderungen zu gehorchen Miene machte und auf Schröpfers Befehl spurlos verschwand.

Doch die Schrecken waren noch nicht zu Ende.

Kaum athmeten nach all dem Ausgestandenen die Herzen wieder etwas auf, als die abermals verschlossene Thür von neuem auffuhr und dieselbe furchtbare Gestalt mitten unter die Menge drang. Das gab eine Scene über alle Beschreibung. Die bis dahin Beherztesten erfaßte Furcht. So gut es gehen wollte, verkroch sich Jedermann. Viele hielten die Augen zu. Einige fielen in Ohnmacht. Niemand wagte den Geist anzureden.

Der Beschwörer allein fuhr in seinem Werke fort, und endlich gelang es ihm, nach den entsetzlichsten Verwünschungen und Drohungen, den Gegenstand der allgemeinen Furcht wieder an seinen Ort zu bannen.

Niemand gelüstete es, noch mehr zu sehen. Das Signal zur eiligsten Flucht war gegeben. Wie vom Wirbelwind getrieben, stob die ganze Gesellschaft auseinander, überwältigt von den unerklärlichen, wunderbaren und aufregenden Erlebnissen der Nacht.

Einen größeren Erfolg, einen vollständigeren Triumph hätte der Geisterbeschwörer nicht erlangen können. Seine Kunst hatte glänzend die Probe bestanden!

III.

Der Morgen des folgenden Tages brach an, still und unmerklich wie alle andern Morgen auf Erden, aber sein Licht fiel auf viele verstörte Angesichter, denen die Nachwirkungen der verlebten Nacht deutlich anzusehen waren. Baron Heinitz namentlich war so von dem Schrecken angegriffen, daß man für seinen Verstand zu fürchten anfing. Ander. konnten an die Geisterbeschwörung nicht denken, ohne sich aufs neue aufzuregen und eine schlaflose Nacht zuzuziehen. Die meisten hielten es für das Gerathenste, das tiefste Stillschweigen über den Vorfall zu beobachten. Etliche aber schämten sich offen ihrer Schwachheit, und es kam ihnen höchst erbärmlich und lächerlich vor, daß diese Scene solch einen Eindruck auf ihre Phantasie hatte machen können, welche nach ihrer innersten Ueberzeugung trotz alledem nichts als ein geschicktes Gaukelspiel gewesen war.

Zu diesen allzu nüchternen Köpfen und unverbesserlichen Zweiflern zählten indes die vornehmsten Glieder der Gesellschaft durchaus nicht. Der Herzog von Kurland, der Minister Wurmb, die Kammerherrn Hopfgarten und Bischofswerder waren vollständig gewonnen und von der Realität der Geistererscheinung überzeugt. Sie schlossen sich um so fester an Schröpfer an und schenkten seinen Worten von nun an unbedingtes Zutrauen.

Da der Herzog auf eine nochmalige Befragung des Geistes Verzicht leistete, so hatte er allerdings die gewünschten Schätze nicht in seinen Besitz bekommen. Aber der Wundermann, der von ihm reich belohnte und verehrte, war ihm geblieben, und der konnte auch auf anderem Wege seinen Getreuen zu Reichthum verhelfen.

Nach der allgemeinen Sage sollte der damals aufgehobene Jesuitenorden unermeßliche Schätze in Sicherheit gebracht haben und durch geheime Agenten in Hoffnung besserer Zeiten verborgen halten. Einen großen Theil derselben zugänglich zu machen, verhieß Schröpfer.

Zu diesem Zwecke ließ er öfters verlauten, daß darauf bezügliche Enthüllungen von Frankfurt a. M. aus an ihn erfolgen würden, daß es sich dabei um viele Millionen handle, welche er übrigens nicht in seine eigne Tasche wandern, sondern zu Nutzen des sächsischen Vaterlandes verwenden, namentlich aber davon seinen Feinden und Verfolgern Gutes thun wolle, um sie zu beschämen. Aussicht auf Antheil an diesen zu erlangenden Schätzen könne jedoch nur derjenige haben, der sich zuvor einer besonderen Buße unterwerfen werde. Man müsse seinen Wandel ganz exemplarisch bessern, seine Sünden, ohne das geringste Hehl, im Beichtstuhl offenbaren und sich mit allen, die man beleidigt, aufrichtig versöhnen.

Die vornehmen Herren gingen auf diese Eröffnungen vertrauensvoll ein und zweifelten nicht daran, daß noch im Herbste des Jahres die betreffenden Briefe an Schröpfer aus Frankfurt ankommen würden. Sie nahmen die angesonnenen ascetischen Uebungen auf sich, und namentlich der Minister, der mit seiner Gemahlin auf keinem besonders guten Fuße lebte, bat sie zu verschiedenen Malen um Verzeihung wegen zugefügter Beleidigungen.

In der Michaelismesse des Jahres 1774 war das sehnsüchtig erwartete Packet aus Frankfurt wirklich eingelaufen, und Schröpfer hatte seinen „Erweckten“ einen Tag bestimmt, wo dasselbe in seiner Wohnung geöffnet werden sollte. Zur festgesetzten Stunde stellten sich die „Erweckten“ ein; sie fanden seine Thür verschlossen. In nicht geringer Bestürzung vernahmen sie, daß er, wegen eines Geschäftes von allergrößter Wichtigkeit, eilig Postpferde genommen und nach Leipzig gereist sei.

Das öffnete mehreren die Augen, insbesondere wollte der Minister darin Unrath wittern und ging so weit in seinem Zorn, daß er ohne weiteres sich von der ganzen Affaire lossagte und auf eins seiner thüringischen Güter abreiste. Die anderen aber, wenn auch mißvergnügt, beharrten auf ihrem Glauben, ließen das Packet unerbrochen, und die beiden Kammerherren Hopfgarten und Bischofswerder eilten der Spur des Flüchtlings nach.

Wirklich trafen sie ihn auch in Leipzig, wo er ohne die geringste Verlegenheit ihnen entgegenkam. Das richtete denn ihr Vertrauen wieder auf und belebte ihre Hoffnung auf endliche Erreichung des Verheißenen. Als letzte Frist bedingte sich der Wundermann den 7. October 1774, einen Tag, mit welchem die Messe zu Ende ging, und nicht blos die beiden hohen Herren, sondern auch viele der Gläubiger desselben wurden darauf vertröstet.

Am Abende jenes Tages lud Schröpfer die beiden und noch zwei andere zu Gaste. Während des Nachtessens vertraute er ihnen an, daß er morgen in aller Frühe, vor Aufgang der Sonne, ihnen das Außerordentlichste zeigen und sie in das dritte und letzte seiner Geheimnisse einweihen wollte. Zu gleicher Zeit stellte er ihnen allen versiegelte Billets zu, mit der Weisung, sie erst, wenn er sein Versprechen gehalten, zu öffnen.

Am Morgen des 8. October fanden sich die viere wieder in seiner Wohnung zusammen. Nach eingenommenem Frühstücke begab sich Schröpfer mit ihnen durch die noch ruhigen Straßen der Stadt hinaus in das bekannte Rosenthal.

Es dämmerte bereits und die Morgenröthe stieg auf am Himmel. Einzelne Vögel schlugen schon im Dickicht. Duftig war's in der Frühe. Noch hatte kein Sonnenstrahl die Wipfel der Bäume vergoldet. Nur die Morgenglocken der Stadt tönten herüber.

Stiller und einsilbiger, als sonst, schien heute Schröpfer zu sein. Sein Auge strahlte in düsterer Glut. Aber galt es denn nicht auch das Letzte und Höchste?

Jetzt wies er jedem einzeln einen Platz an und gebot ihnen, denselben nicht zu verlassen, sondern auf ihn zu warten. Dann schritt er von ihnen hinweg und drang langsam in das Gebüsch.

Nach einiger Zeit hörte man in der Ferne einen Schuß. Was mochte das wohl sein? Die vier machten sich nicht viele Gedanken darüber und warteten, und warteten!

Längst stand die Sonne am Himmel. Ringsum begann das alltäglich gewohnte Leben. Spaziergänger kamen und gingen und beschauten neugierig die einsam Stehenden. Da riß ihnen denn auch die Geduld. Auf die Gefahr hin, selbst um das Geheimniß zu kommen, vereinigten sie sich und beschlossen, denselben Weg einzuschlagen, auf welchem Schröpfer ins Dickicht gedrungen war. Sie hatten nicht nöthig, den Verschwundenen allzu lange zu suchen. Ein gräßliches Schauspiel bot sich ihnen dar. Auf dem feuchten Boden lag die Leiche des Wundermannes, neben ihr ein Taschenpistol.

Das war das letzte und größte Mysterium, in welches sie eingeweiht wurden. Der Geisterseher hatte sich selbst hineinbefördert!

Man kann sich die Stimmung der Zuschauer vorstellen. Sie eilten davon, um Anzeige zu machen. Auf dem Rathhause wurden die ihnen übergebenen Billets geöffnet. Es standen nur die lakonischen Worte darin: „Wenn Sie dies lesen, werde ich nicht mehr sein.“

Ein anderer Zettel, an den Bruder Schröpfers gerichtet, lautete: „W. und D. sind die Urheber meines Unglücks; nimm dich meiner Frau und Kinder an!“ — Offenbar war unter dem W. der Minister von Wurmb gemeint. Man meldete demselben durch eine Estafette alsbald die tragische Geschichte und setzte sich, da er es um jeden Preis also befahl, selbst gegen den Protest der Leipziger Polizeibehörde, für ihn in den Besitz der Papiere Schröpfers. Was sie Werthvolles enthalten, darüber ist keine Kunde auf uns gekommen.

Der im Zettel mit D. Bezeichnete war ein gewisser Dubosc, seines Zeichens ein reicher Seidenhändler, außerdem ein eifriger Maurer. Schröpfer schuldete ihm die bedeutende Summe von 4 bis 5000 Thlrn. Um ihn über sein Abscheiden zu trösten, hatte er für diesen ebenfalls einen Zettel hinterlassen, in welchem ihm zu Neujahr 1775 Zahlung versprochen ward. Da es aber an jenem Tage nach der alten prosaischen Weltordnung, wie gewöhnlich, Schnee und nicht Ducaten vom Himmel regnete, so mußte denn wohl oder übel auch diese Hoffnung des Betrogenen — zu Wasser werden.

Kammerherr von Bischofswerder aber gelangte in den Besitz des gesammten Zauberapparates, mit welchem der Wundermann die Geister beschworen hatte. Metallene Hohlspiegel von ungeheurer Größe, eine Camera obscura, mit Milchflor überspannte Rahmen, auf denen die Bilder der Hohlspiegel reflectirten, große Trommeln, um den Donner nachzuahmen, Elektrisirmaschinen und anderes fand sich vor. Die bestochene Dienerschaft und der als Hauptgehilfe benutzte ehemalige Kellner Schröpfers konnten ganz genau angeben, wie täuschend die Einrichtung zusammenhing.

Aber das mysteriöse Packet aus Frankfurt, das noch in Dresden deponirt war, — welche Aufschlüsse enthielt dieses?

Es enthielt nichts als — einen Stoß unbeschriebenes Papier und mehrere Zettel, in welchen wiederum in unverständlichen Worten auf andere Schriftlichkeiten vertröstet wurde.

Manches in dieser Darstellung ist Dir vielleicht, lieber Leser, gar bekannt vorgekommen. Es dünkt Dich, als ob Du es schon irgendwo, nur noch ausführlicher gelesen hättest. Du bist auf dem rechten Wege, wenn Du so denkst. „Schillers Geisterseher“ hat mehrere seiner bedeutsamsten Züge den hier mitgetheilten Thatsachen entlehnt, die Figur des „Sicilianers“ lehrt dies zur Genüge.

Aufsehen und Spannung erregte aber, noch viele Jahre nach dem jammervollen Ende, der Lebenslauf des vom Schauplatze so unvermuthet abgetretenen Wundermannes.

Mochten es auch viele sein, welche ihn zu einem elenden Betrüger stempelten, der, weil er Unmögliches versprochen, aus Angst vor dem gespensterhaft winkenden Zuchthause, sein Leben genossen, so lange es anging, und sich dann mit einem Pistolenschusse der gefürchteten Verantwortung enthoben habe, es fehlte auf der anderen Seite niemals an Leuten, welche von dem Glauben nicht loskommen konnten: Schröpfer habe den bösen Geistern allzu sehr Abbruch gethan, und diese hätten ihm darum mit allerlei Plagen dergestalt zugesetzt, daß er sich selbst habe den Tod anthun müssen.

Reminiscenzen aus der Hochsommerzeit.

III. Proclamationen und Requisitionen.

Von Georg Hiltl.

Die Donner der Schlacht von Königgrätz waren verhallt. Die besiegte Armee befand sich auf der Flucht. Aber die Bewohner des Chrudimer Kreises setzten den Kampf gegen die Sieger noch im Stillen fort. Dieser Feldzug richtete sich zunächst gegen die Feldtelegraphen der preußischen Armee, von deren Nutzen und trefflicher Organisation wir ja den Lesern des Daheim schon erzählt haben. Häufig genug fand man die Stangen zerknickt, die Drähte durchschnitten, das Patrouilliren nützte nur wenig, denn im Dunkel der Nacht verübte man meist solche Attentate. Es muß bemerkt werden, daß diese Angriffe nicht allgemein auf der Strecke in Böhmen stattfanden, welche mit Feldtelegraphenleitung versehen war, es ist daher wohl anzunehmen, daß doch nur ein geringerer Theil der Bevölkerung sich zu solchen Schritten hinreißen ließ.

Allein für die Thäter bedurfte es der Warnung. Die preußischen Commandos waren sehr schonend aufgetreten, und das legte man ihnen vielleicht als Schwäche aus. Demnach erging der Befehl, eine Bekanntmachung zu veröffentlichen, welche den Zerstörer eines Telegraphendrahtes mit dem Tode durch die Kugel bei seiner Ergreifung bedrohte. Zugleich wollte aber der König ein Wort der Milde, ein Wort der Beruhigung zu den eingeschüchterten Bewohnern sprechen, ihnen sagen, wie er nur gekommen sei, um seine Waffen gegen den Feind auf dem Schlachtfelde zu kehren, und daß er nicht im entferntesten daran denke, die Einrichtungen oder Rechte der Einwohner Böhmens anzutasten, sondern vielmehr hoffe, auch ihnen durch die Siege seiner Armee bessere Zustände schaffen zu können.

Diese beiden Proclamationen sollten durch Anschlag und größtmögliche Vertheilung dem Publikum bekannt werden. Es handelte sich um den Druck der Ansprachen; wo befand sich eine Druckerei? in Pardubitz nicht, man läßt alles für den Kreis in Chrudim drucken. Also ging es am 8. Juli nach Chrudim. Die Besorgung dieser Angelegenheit gehörte in das Ressort der Feldpolizei, welche dem Hauptquartiere des Königs beigegeben war. Polizeihauptmann Crusius aus Berlin, der später auch sehr wirksam und glücklich in Brünn die Stelle des Polizeidirectors bis zum Friedensschlusse verwaltete, war mit der Ausführung des Befehls beauftragt. Für Berichterstatter mußte der Vorgang interessant sein, und so war ich denn sehr erfreut, die Fahrt mitmachen zu können. Als wir zum Thore von Pardubitz hinausrollten, umgaben uns Massen von Infanterie, welche ihre Grüße in den Wagen riefen. Vier Feldgensdarmen voraus, rasselte unser Wagen über die Chaussee. In anderthalb Stunden fuhren wir über die Brücke von Chrudim. Am Ende derselben hielt der Wagen, wir stiegen aus. Hauptmann Crusius recognoscirte zunächst das Terrain. Man konnte nicht wissen, ob die Einwohner nicht alles Mögliche anwenden würden, dem Drucke Hindernisse zu bereiten. Sie hatten verwundert auf die neuen, ihnen unbekannten Uniformen der Gensdarmen geblickt, deren weiße, mit schwarzen Adlern gezierte Binden den Trägern einen ganz absonderlichen Charakter zu verleihen schienen. Als Hauptmann Crusius fragte, wo die Druckerei sei, wies man ihn in das zunächst dem Ende der Brücke gelegene Haus, wir waren keine fünf Schritte von dem gesuchten Orte entfernt. Nun verbreitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht von einer geheimnißvollen Mission gegen die Chrudimer Druckerei. Wie es entstand? das entzieht sich der Forschung, aber in so bewegten Zeiten sind Gerüchte schnell genug da, und daß sie eben so schnell Glauben finden, auch wenn sie noch so unsinnig sind, ist ebenfalls bekannt. Als daher der Beamte in das Haus trat, öffnete sich der Laden eines Eisenwaarenhändlers, welcher der Druckerei gegenüberlag, und der Inhaber, ein recht stattlicher, „solider" Mann suchte mit mir ein Gespräch anzuknüpfen, da meine Civilkleidung ihm Vertrauen einflößte.

Meine Aussagen beruhigten ihn bald. Er theilte seiner Frau und den Kindern mit, daß man nur drucken lassen, nicht arretiren wolle! Während dessen gingen die Truppen unaufhörlich mit Train und Geschütz versehen durch die Straße, welche sich gerade an dem Hause des Eisenkrämers und der Druckerei hinzog.

Während ich mich noch mit dem Eisenhändler unterhielt, kam Hauptmann Crusius zurück. Guter Rath war theuer. Es war ein Sonntag, der Besitzer der Druckerei über Land gefahren, die Gehilfen ebenfalls, wer weiß wo, sich belustigend oder kneipend. Die Proclamation mußte aber geschafft werden. Man stellte also ein Treiben auf Drucker an. Ob nun irgend ein Verräther in den Mauern Chrudims weilte, oder ob der unterdessen herbeigeholte preußische Lieutenant, welcher das Gouvernement der Stadt im gegenwärtigen Augenblicke bildete, die Spur eines druckenden Individuums aufgefunden hatte, vermag ich nicht zu sagen — allein es war plötzlich ermittelt, daß ein Mann in Chrudim weile, der die abwesenden Drucker von Fach sehr gut ersetzen könne. Dieser Mann war ein Schulmeister, der ehedem in der Druckerei gearbeitet hatte. Allerdings hatte diese Thätigkeit bereits seit acht Jahren seine Kräfte nicht in Anspruch genommen, aber er mußte genügen und zeigte sich willig.

Der Schulmeister war ein kleiner, schmächtiger Mann mit ungeheuer großen, blauen Brillengläsern auf der Nase. Er ließ die Druckerei aufschließen, was eine Anzahl in der Stadt gebliebener Bummler veranlaßte, vor dem Hause stehen zu bleiben, das, sobald die Sache eingeleitet war, mit Infanterieposten besetzt wurde. Der Schulmeister ging nun an den Setzkasten. Die Schnellpresse konnte nicht benutzt werden, sie war durch Aushängung der Walzen unbrauchbar gemacht, und wenn auch dieses Hinderniß leicht beseitigt werden konnte, so verstand der Schulmeister doch nicht mit der Schnellpresse zu hantiren, seine Ausbildung war bei der Handpresse stehen geblieben. Er zeigte außerdem manche Unsicherheit, ob dieselbe nur Comödie, oder ob sie Folge der langen Nichtübung war, blieb unentschieden, aber das Unternehmen schritt seiner Vollendung schnell entgegen durch das plötzliche Erscheinen zweier Setzerlehrlinge, welche ganz unvermuthet, entweder durch Aussicht auf Verdienst oder durch den Wunsch, eine Probe ihrer Fertigkeit abzulegen, gelockt waren und sich zur Disposition stellten. Man brachte nun die Proclamation in Satz. Zwei braungebrannte, feste preußische Burschen von der Infanterie standen mit dem Gewehr beim Fuße neben dem Setzkasten, zwei andere an der Thür der Druckerei, einer auf dem Hausflur, der sechste vor der Hauspforte. Hauptmann Crusius, der polnischen Sprache mächtig, konnte sehr wohl eine Controlle des Satzes ausüben, obgleich in czechischer Sprache gesetzt wurde. Die deutsche Uebersetzung druckte man auf die andere Hälfte des Blattes.

So war nun der Satz der Proclamationen in vollem Gange. Der Schulmeister und seine Akolythen beendeten unter gegenseitiger Hilfe das schwierige Werk. Papier war vorhanden, und man schob den Satz unter die Handpresse, deren Bengel der blaubebrillte Pädagog sehr würdevoll handhabte. Er sah dabei ganz wunderlich aus und preßte mit einer besonderen Kraftanstrengung, so daß es den Anschein gewann, als wollte er dem Papiere seinen verlornen Sonntag entgelten lassen. Ich verließ die Officin und trat wieder zu meinem Eisenhändler, vor dessen Laden sich verschiedene Nachbarn eingefunden hatten, die sämmtlich Nachricht haben und wissen wollten, ob es nicht bald zum Frieden sich wende. Man konnte hier die besten Schilderungen über das Elend vernehmen, welches diese wenigen Tage den armen Leuten gebracht hatten. So fehlten diesem alle seine theuer erworbenen Pferde, der andere hatte kein Stroh oder Heu mehr in den Schuppen, ein dritter bangte um seinen Sohn, dem vierten war das Haus niedergebrannt. Es waren nämlich viele Leute aus Königgrätz, Horsitz und der Umgegend nach Chrudim geflüchtet. Besonders bangte dem einen der Männer vor einer Beschießung von Königgrätz.

Er hatte dort in der Vorstadt ein kleines Haus, und am fünften des Abends war nach Chrudim die Nachricht gekommen, daß die Preußen Anstalt machten, die Festung zu beschießen. Diese Nachricht war kein leeres Gerede, die Artillerie hatte wirklich die Stadt drei Stunden lang mit Granaten beworfen, ohne jedoch mehr als einen Versuch zu beabsichtigen, der nur bezweckte, die Besatzung einzuschüchtern, denn schweres Belagerungsgeschütz war noch nicht bei der Hand. Indessen hatten die preußischen Granaten doch dergestalt gewirkt, daß ein Theil der Vorstadt in Brand gerathen und einige Munitionskarren in die Luft gesprengt waren. Von Chrudim aus hatte man Feuerschein bemerkt, nun war der arme Mann in schrecklicher Sorge. Die Festung blieb von allem Verkehr abgeschnitten, da ein preußisches

Beobachtungscorps sich vor dieselbe legte. Der Alte lief außer sich in der Straße umher, er weinte laut, bis ihm die beruhigende Nachricht wurde, daß keine weiteren Angriffe gegen Königgrätz unternommen würden.

Die gedruckten Proclamationen wurden, so viel man bereits abgezogen hatte, an die auf der Gasse harrenden Leute vertheilt, welche schnell mit der Neuigkeit verschwanden. Viele lasen sofort die Ansprache auf offener Straße vor, und sie machte ersichtlich guten Eindruck. Wir standen gerade unter einem Haufen Neugieriger, als eine Frau zu uns kam und mit sehr hastig herausgestoßener Rede bat, es möge doch einer der Herren sich in das Nebenhaus bemühen, wo ein Schwerverwundeter liege, der hart am Verscheiden sei und dringend verlange, jemanden aus dem Hauptquartiere zu sprechen.

Da Hauptmann Crusius die Vollendung der Proclamationen überwachen mußte, begab ich mich sofort in das bezeichnete Haus. Ich ward über den kleinen Hof geführt und trat in ein Hintergebäude. Es war in einer Art von Remise eine ziemlich behagliche Schlafstelle hergestellt worden. Auf einfacher Bettstelle lag ein österreichischer Feldwebel schwer am Kopf und an der Brust verwundet. Zwei Frauen waren in seiner Nähe. Sie hatten ihm die Wunden gekühlt, die ärztliche Hilfe aber, wie es schien, erst sehr spät in Anspruch genommen. So war es denn gekommen, daß der arme Mensch, gerade als ich an sein Lager trat, den letzten Seufzer verhauchte, ohne den Wunsch aussprechen zu können, dessen Erfüllung sonder Zweifel ihn noch in der Sterbestunde geängstigt und beunruhigt hatte. Der Tod mußte sehr schnell eingetreten sein, wie wir später erfuhren, durch eine starke innere Verblutung, so daß er nicht mehr zu sprechen vermocht hatte. Der Verstorbene war, schon zum Niedersinken ermattet, mit der retirirenden Armee nach Chrudim gekommen und in dieses Haus gebracht worden. Sehr wenig hatte er gesprochen. Einige Minuten vor seinem plötzlichen Ende erfuhr er, daß Leute aus dem Hauptquartiere in der Stadt seien, und verlangte sogleich, einen derselben zu sprechen. Der Tod schloß seine Lippen auf ewig, niemand erfuhr, welcher Wunsch, welches Geheimniß vielleicht offenbart werden sollte. Papiere, Briefe oder irgend sonst ein Gegenstand, der Auskunft hätte geben können, fand sich nicht vor, in dem ungeheuren Tumult, der seit der Nacht des dritten Juli durch die Straßen Chrudims tobte, ging alles Uebrige unter. Man hat schwerlich den Namen des Mannes erfahren und ihn sicherlich so schnell, wie möglich, in die Gruft gesenkt. Die Frauen beweinten ihn und beteten an seinem Bette, dann deckten sie über die Leiche ein weißes Laken und nahmen ein Paar Palmenzweige, welche hinter einem kleinen Weihkessel gesteckt hatten, herab. Die legten sie auf das weiße Laken dem Verstorbenen gerade auf die Brust. Das Licht schien recht matt und bleifarbig durch die kleinen Fenster, von draußen her tönten die Trommeln der durchmarschirenden Truppen, und unter dem Gepolter der vorüberrasselnden Bagagewagen klirrten leise die Scheiben. Der Todte war ein bildhübscher Mann gewesen mit hoher Stirne, breitem Schnurr- und Backenbart; an seiner linken Hand trug er einen mit grünem Steine gezierten Goldreif.

Diesem ernsten Zwischenfall folgte ein komischer Anblick. Der Schulmeister und die Setzerlehrlinge hatten sich einige Minuten zur Erholung erbeten und benutzten die ihnen gewährte Frist, um auf dem Flure des Druckereigebäudes ein schnell herbeigebrachtes, einfaches Mittagsmahl zu verzehren. Da sie für die Feldpolizei eine sehr wichtige, kostbare Beute waren, so lange sie die nöthige Zahl Proclamationen noch nicht gedruckt hatten, ließ man sie nicht zum Hause hinaus. Hinter den Bajonnetten der preußischen Wachen erblickten die staunenden Chrudimer daher die speisende Gruppe, und eine Anzahl flanirender Jungen schien mit großem Behagen den Schulmeister hinter den Posten zu wissen. Weshalb die Leute übrigens ihr Mahl nicht in den Zimmern verzehrten, war niemandem begreiflich. Muthmaßlich wollten sie der Bevölkerung zeigen, daß sie nur gezwungen die Dienste in der Druckerei verrichteten, denn sie mochten immerhin auf eine üble Behandlung gefaßt sein, die ihnen nach Abzug der Preußen leicht zu Theil werden konnte, da viele ihrer Landsleute es für einen Mangel an Patriotismus ansahen, daß sie ihre Hände zum Drucke der Proclamationen geliehen hatten.

Die an der Ecke der Straße vor dem Eisenwaarenladen versammelten Leute schienen nunmehr über alle diese Vorgänge beruhigt, als sie plötzlich aus ihrer behaglichen Stimmung gerissen wurden. Von Pardubitz hatten wir nämlich den Befehl mitgebracht, ein Pferd zu requiriren. Die Requisition ist eines der schlimmsten Gefolge des Krieges. Sie ist das peinlichste Geschäft für den mit der Ausführung Betrauten, sie ist ein harter Schlag für den von ihr Getroffenen, dennoch ist sie leider die bitterste Nothwendigkeit, unerläßlich für das Gelingen eines ganzen Feldzuges. Unsere Gensdarmen mußten ihrer Ordre nachkommen. Sie visitirten in verschiedenen Häusern nach einem Pferde. Unglücklicher Weise fanden sie das Gesuchte bei einem Manne, der seinem Thierchen mit wahrhaft väterlicher Zuneigung anhing, dieser Mann war der Eisenhändler. Die Suchenden waren von einem schlechten Nachbar dahin gewiesen worden und mußten eben ihre harte Pflicht erfüllen.

Man kann sich keine Vorstellung von dem Jammer machen, der die ganze ehrenwerthe und gefühlvolle Familie erfüllte, als der Befehl an sie gerichtet wurde, das Pferdchen herauszugeben. Alle Kinder des Hauses weinten, die Gattin des Eisenhändlers rang die Hände, der Mann selbst hatte Thränen der Wehmuth und des Zornes in den Augen. Das kleine, allerliebste Pferdchen ward aus dem Stalle auf die Straße gebracht; als es seine Freunde erblickte, ließ es ein lautes Gewieher hören und scharrte vor Freuden mit den Füßen. Weinend umklammerte der Mann den Hals des lieben Thieres. „Ach, lassen's uns doch den Hansl," rief die Frau. „Lassen's uns den Hansl," riefen im Chore die Kinder nach. „Jeden Morgen holt er sich vom Ladentisch den Zucker — er frißt uns aus der Hand — er kann nit an Tag ohne uns leben," erklärte die Frau. Alle liefen in größter Angst durch die Straßen, und man holte den Onkel den Gevatter Nachbar. Die Kinder drängten die Gensdarmen bei Seite und streichelten dem Pferde die Weichen, das sich zu ihnen niederbückte und leicht und vorsichtig die Köpfe der bekannten Lieblinge mit seiner hellrothen Zunge leckte. „Was Sie wollen, meine Herren, geb' ich," sagte der Eisenhändler, „lassen's mir nur das Pferdl, es ist unsere ganze Freud', es ist bei uns im Stalle geboren. Ich hab' gestern die Stute, die es geworfen hat und noch ein Pferd dazu abgeben müssen — mag's sein, es ist ein Mal Krieg, und wir müssen uns finden, aber das Pferdl, der Hansl, geht mir ans Herz. Das Thierchen ist kaum ein Jahr alt geworden und kann Anstrengung nicht vertragen, Sie zerreißen ihm die Brust." Auf diese schreckliche Aussicht hin begannen die Kinder wieder zu bitten und zu weinen. Der Trainsoldat, welcher das Pferd am Zügel hielt, hatte für all diesen Jammer gar keine Empfindung, er schien wie aus Holz geschnitzt, wickelte sich den Riemen um die Faust und begann mit der anderen Hand dem Pferde einige Strohhalme aus der Mähne zu zupfen, er hielt es schon für requirirt. Anders unsere Gensdarmen. Es waren alle gefühlvolle Leute, Familienväter, und sämmtlich wohl mit manchen bitteren Lebenserfahrungen vertraut geworden. Sie blickten mitleidig auf das kleine Pferd und die weinenden Eigenthümer. Es handelte sich nur um ein Pferd — allerdings, aber der ganze Auftritt war so rührend, daß wir alle den Jammer der Familie mitempfanden. Das hübsche kleine Thier, die Freude der Leute, sollte ihnen genommen werden, wie oft hatten sich Eltern und Kinder vielleicht an den Sprüngen des lustigen Füllens ergötzt, als es noch auf der Wiese umherlief, ehe die Kriegsdonner erschallten, sie hatten des kleinen Thieres Wachsthum verfolgt, es zahm gemacht und sich an seiner Zutraulichkeit ergötzt, nun sollte es plötzlich ihnen genommen, in die Hände der Fremden geliefert werden, wo es einer harten Arbeit und mannigfacher Entbehrung entgegenging, wo es vielleicht bei seiner Jugend bald dem schweren Dienst erlag und in der Landstraße verenden mußte, sah man doch fortwährend so viele schöne Thiere todt und zerrissen an den Gräben der Chaussee, auf den Feldern, in den Gebüschen liegen, um deren einst stattliche Leiber nun die Aaskrähen sich mit heiserem Gekreische stritten. Während die Nachbarn zusammenliefen, die Familie klagte und die Entscheidung drängte, kam Hauptmann Crusius aus dem Druckereigebäude herüber. Er übersah schnell den Vorgang, und da sich in seinen Zügen Mitleid widerspiegelte, trat der Eisenhändler heran, faßte seine Hand und bat mit erregter Stimme, ihm das Pferd zu lassen, ebenso flehten Frau und Kinder. Hauptmann Crusius, der schon einige Male Gelegenheit gehabt hatte, sein gutes Herz walten zu lassen, wollte auch hier den Bedrängten helfen. „Wir müssen ein Pferd requiriren," sagte er, „aber ich will Ihnen gern das liebe Thierchen lassen, wenn ich ein anderes erhalten kann. Es wird leicht erledigt sein, wenn Sie mir richtig angegeben haben, daß Ihr kleines Pferd nur ein Jahr alt ist. Verhält es sich wirklich so, dann mögen Sie es in Gottes Namen behalten, es würde zu jung für

unsern Dienst sein." — „Es ist kaum ein Jahr alt," rief der Eisenhändler und theilte nun die Biographie Hansels mit, „wenn Sie es zum schweren Dienst brauchen, zerreißen Sie es." Ein Soldat ward abgeschickt, den Thierarzt oder Kurschmied zu holen, auf dessen Ausspruch es ankommen sollte. Sobald er erschienen war, führte der marmorherzige Trainsoldat den bedrohten Hansl seinem Richter entgegen. Die Familie des Eisenhändlers, sämmtliche Nachbarn und verschiedene Neugierige umringten die Gruppe. Der Thierarzt packte Hansls Schnauze und öffnete sie trotz des Widerstrebens des kleinen, verwöhnten Vierfüßlers sehr kunstgerecht. Er untersuchte die Zähne und sonstige Merkmale, welche das Alter eines Pferdes bestimmen. Gespannten Blickes, mit gefalteten Händen, die Lippen halb geöffnet, umstanden die Mitglieder der Familie den Arzt, das Pferdchen und den Trainsoldaten, für die armen Leute waren die Minuten, welche bis zum Ausspruch des Arztes vergingen, eine Ewigkeit. Endlich ließ der Sachverständige das Pferd los. „Nein," sagte er, „das Thier können Sie nicht brauchen, es ist höchstens ein Jahr alt, und den schweren Dienst würde es nicht aushalten." — „Dann führen Sie es gleich wieder in den Stall," sagte Hauptmann Crusius. Als die Preußen die Höhen von Chlum genommen hatten, kann der Jubel nicht größer gewesen sein, als der, in den die Freunde und Eigenthümer des befreiten Pferdes ausbrachen. Hansl wurde umringt, gestreichelt, geküßt und im Triumphe zum Stall geführt. Die Kinder sprangen voll Freude umher, und der Eisenhändler hätte, glaub' ich, in diesem Augenblicke sein ganzes Haus zur Disposition gestellt. Wir alle gingen hocherfreut in die Druckerei zurück, wo inzwischen die nöthige Anzahl von Exemplaren der Proclamation fertig geworden war. Es war nur ein Pferd, wie gesagt, aber durch seine Befreiung waren Menschen glücklich gemacht, die schon in der ernsten Zeit mancherlei verloren hatten, und sie erfahen aufs neue, daß man ihnen in humaner Weise entgegenkam, sonst hätte wohl niemand die Wegführung des Pferdchens hindern können.

Unser Schulmeister hatte sich glänzend aus der Affaire gezogen. Waren seine Arbeiten auch gerade keine Musterstücke der Typographie, so genügten sie doch vollkommen den Anforderungen. Sie waren deutlich, lesbar — und das trug, wie schon berichtet, gute Früchte. Die Druckerei machte ein treffliches Geschäft in der geschäftslosen Zeit, und die Augen der Setzerlehrlinge glänzten gewaltig, als das schöne, blanke Geld auf den Tisch gezählt wurde, seit langer Zeit hatte man in Chrudim nicht so viel Silber auf einer Stelle beisammen gesehen; der Schulmeister wurde belobt; er lächelte wichtig, während er sich die Hände in einer Zinnschüssel wusch und dabei eine Miene, eine Geberde annahm, wie etwa Gustav III. von Schweden, als er nach dem Siege in der furchtbaren Seeschlacht von Swenskasund seine vom Pulverdampf geschwärzten Finger in der silbernen Schüssel reinigte.

Die Ballen voll gedruckter Bekanntmachungen waren gepackt, die Pferde an unsere Wagen geschirrt, wir stiegen ein; noch ein Mal umringten der Eisenhändler und die Seinen dankend den Wagen, dann hieß es „Vorwärts!" und von den lustig trabenden Gensdarmen begleitet, rollten wir über die Brücke hinaus nach Pardubitz; hinter uns her trabte der Trainsoldat ein requirirtes, dreijähriges Pferd mit sich führend, welches die Gensdarmen als Aequivalent für den geretteten Hansl mitgenommen hatten, nachdem den Eigenthümern die Bescheinigung für ihren Anspruch auf Schadloshaltung ausgefertigt worden war. Das Beste aber war, daß der Trainsoldat ein Pferd mit sich führte, welches dem Verräther des armen Hansels gehörte. Der schlimme Nachbar hatte sein Eigenthum retten wollen, indem er das Pferd des Eisenhändlers angab. Seine Tücke war ihm übel vergolten worden, denn die Entschädigung seitens der böhmischen Landesverwaltung dürfte wohl noch eine Zeitlang auf sich warten lassen.

Es war bald sieben Uhr Abends, als wir Pardubitz vor uns sahen. Ein Wagen passirte die Landstraße, er kam dicht an uns vorüber. Zwei österreichische hohe Officiere und ein preußischer saßen darin. Der eine dieser Herren war Feldmarschalllieutenant von Gablenz, der zum zweiten Male vergeblich in das Hauptquartier des Königs gekommen war, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. —

Das Riesenkabel.

Von Hermann Wagner.

Das so sturm- und kriegsbewegte Jahr 1866, das in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine ganz besonders hervorragende Stelle einnehmen wird, hat auch die Vollendung eines schon lange erstrebten und fast für unmöglich gehaltenen Werkes des Friedens erlebt, dessen Folgen für den Weltverkehr und die Wissenschaft sich bis jetzt noch garnicht absehen lassen; wir meinen: die Legung des Telegraphenkabels zwischen Europa und Amerika.

Nachdem im Anfange der fünfziger Jahre mehrere Telegraphentaue glücklich durch verschiedene Meerestheile gelegt worden waren: durch den Kanal, das Mittelmeer, das rothe Meer und andere, faßte man sowohl in Amerika als in England lebhaft die Idee auf, die alte und die neue Welt ebenfalls durch ein Leitungskabel zu verbinden. Es versprach gar zu viele Vortheile, wenn man die Gedanken mit Blitzesschnelle durch den atlantischen Ocean, von einem Ufer desselben zum andern, spazieren lassen könnte, und da nicht bloß die Wissenschaft und die Politik sich Nutzen daraus versprach, sondern ganz besonders der Handel mit Sicherheit auf pecuniären Gewinn dabei rechnete, so bildeten sich alsobald eine amerikanische und eine englische Actiengesellschaft zum Legen eines atlantischen Kabels, die sich nach kurzer Zeit zu einer gemeinschaftlichen Compagnie vereinigten. Ein Hauptleiter des Unternehmens war der Amerikaner Cyrus Field.

Drei Mal machte man Versuche mit dem Legen eines solchen Telegraphenkabels durch den 400 deutsche Meilen breiten atlantischen Ocean, von Irland nach Newfoundland, drei Mal hatte man Unglück dabei und büßte Millionen von Thalern ein — zum vierten Male endlich gelang es.

Die erste Legung unternahmen 1857 die Schiffe Niagara und Agamemnon. Schon wenige Meilen von der irischen Küste verwickelte sich das Kabel in den Apparat, über den es abrollte und riß. Nachdem man an der Küste wiederum angeknüpft, fuhr man zum zweiten Male ab, kam mehre[illegible] englische Meilen (4 englische Seemeilen sind eine deutsche) in See bis zu einer Stelle, an welcher der Ocean von 2400 Fuß Tiefe plötzlich auf 10,000 Fuß Tiefe klustartig abfällt, also ziemlich um die Höhe der Alpen tiefer wird. Hier steigerte sich die Schnelligkeit des Abrollens und Sinkens des Taues so plötzlich, daß das Kabel abermals riß und die Schiffe unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren mußten.

Im folgenden Jahre, 1858, rückten dieselben Schiffe mit neuen Kabelvorräthen aus, versuchten anfänglich auch wieder von Irland an die Legung, da aber bei 290 Seemeilen Entfernung das Tau abermals riß, änderte man den Plan dahin, daß beide Schiffe mit ihren Vorräthen zuerst die Mitte des Oceans aufsuchten, dort die Enden der beiden Kabelstücke, die auf beide Schiffe vertheilt waren, verbanden und nun den Weg nach den entgegengesetzten Ufern nahmen. Sie langten glücklich in Newfoundland und Irland an, und zu allgemeiner Befriedigung begann sofort der Depeschenwechsel zwischen Amerika und Europa mittelst des auf dem Boden des Oceans ruhenden Kabels. Allein die Freude dauerte nicht lange. Die Signale wurden von Tag zu Tag undeutlicher, und nach kaum einem Monat versagten sie gänzlich. Das Kabel mußte irgendwelche Verletzungen erlitten haben, durch welche das Seewasser zu den leitenden Kupferdrähten gelangte und so den electrischen Strom vernichtete.

Mehrere Jahre brachte man damit zu, den Ursachen nachzuspüren, welche das Mißlingen des Unternehmens herbeigeführt hatten. Dann rüstete man sich zu einem neuen Versuche. Das größte aller Schiffe, die je gebaut wurden, der Great Eastern, ward zu diesem Behufe gemiethet, nahm die ganze Länge des neuen Hauptkabels an Bord und verließ am 23. Juli 1865 Irland. Das Riesenschiff hatte 1200 Seemeilen (300 deutsche) Kabel glücklich abrollen lassen, es war nur noch zwischen 6—700 Seemeilen von Newfoundland entfernt, — da riß das Kabel wiederum, und die Versuche, das versunkene Ende aus einer Tiefe von mehr als zwei Seemeilen herauszufischen, mißlangen. Man war zur Umkehr gezwungen und — fing sofort mit der Anfertigung eines neuen Kabels an, das 1866 gelegt werden sollte.

Das neue Kabel ist zwei Mal so dick als das zuerst 1858 gelegte.

Es enthält zu innerst sieben Leitungsdrähte aus Kupfer, von denen sich der eine in der Mitte befindet, und die übrigen sechs ihn umwinden. Um alle Feuchtigkeit von diesen Kupferdrähten abzuhalten, sind sie von vier Lagen Guttapercha umhüllt, die zusammen gegen einen halben Zoll Durchmesser haben. Damit das Abscheuern des Centner hatten. Für 30 Meilen an jeder Küste waren besondere Kabelstücke bestimmt, welche noch ein Mal so stark gemacht waren, um dem Scheuern am felsigen Boden bei unruhiger See und andern Gefahren besser widerstehen zu können. Jedes dieser Landenden ward von einem besonderen Schiff übernommen, das für Irland vom



Die Auffindung des alten Kabels.

Guttapercha verhütet werde und das Tau die nöthige Festigkeit erhalte, ward es umsponnen von zehn Eisendrähten, die man galvanisirte, so daß sie nicht vom Seewasser angegriffen werden. Jeder einzelne Eisendraht ist umsponnen von Manillahanf, dem besten Material für Tauwerk, welches im Wasser liegt. Um die Haltbarkeit desselben noch zu steigern und dem Eindringen des Wassers zu wehren, ward das Ganze noch mit einer besonderen Mischung getränkt. Eine Meile von diesem Kabel wiegt unter Wasser gegen 15 Centner, an der Luft 31 Centner.

Der Great Eastern nahm 2700 Seemeilen des Hauptkabels an Bord, die ein Gesammtgewicht von 5000 Tonnen oder 100,000 William Corry, einem Schraubendampfer von 200 Tonnen, jenes für Newfoundland vom Medway.

Das Hauptkabel ward im Great Eastern aufgerollt in drei mächtigen, kreisrunden, eisernen Kübeln, jeder 60 Fuß im Durchmesser und mit Wasser gefüllt. Die erste Wanne im Hintertheile des Schiffes enthielt 839 Meilen, außerdem noch 267 Meilen des vorjährigen Kabels. Das vorderste Gefäß faßte 670 Meilen und sollte seinen Inhalt zunächst abliefern, sobald das hinterste geleert war. Die mittelste Wanne barg 865 Meilen, außerdem noch einige Längen Kabel zu etwaiger Aushilfe.

Der Schraubendampfer Medway von 1800 Tonnen trug außer

dem für Newfoundland bestimmten Uferkabel noch 500 Meilen Hauptkabel, zum Anknüpfen an das Kabel von 1865 bestimmt. Beim Aufsuchen und Heben des vorjährigen Kabels sollte vorzugsweise noch ein anderer Schraubendampfer von 1500 Tonnen, der „Albany", thätig sein. Er hatte deshalb, wie auch der Great Eastern und der Medway, einen vollständigen Apparat zum Sondiren und Heben an Bord. Vom Gouvernement war dem Telegraphengeschwader noch die Radfregatte Terrible von 21 Kanonen beigegeben und beauftragt, Sondirungen auszuführen.

Die Flotille verließ mit ihrer Ladung Sheerneß an der unteren Themse und nahm ihre Fahrt durch den Kanal nach der kleinen Insel Valentia an der Südwestspitze Irlands zu, von wo aus bereits das vorige Kabel gelegt worden war. Es befanden sich an Bord des eleganten Riesenschiffes außer den Arbeitsleuten mehrere Directoren und Beamte der „Atlantic-Telegraph-Company", der „Great-Eastern-Company" und vorzüglich auch jener Gesellschaft, welche es übernommen hatte, das Kabel zu fertigen und zu legen. Mehrere hatten ihre Familien, Frauen und Töchter, bei sich. Die Berichterstatter und Zeichner mehrerer der wichtigsten Londoner Zeitschriften hatten die Erlaubniß zur Mitreise ebenfalls erhalten.

Während der Fahrt durch den Kanal brachte man an Bord des Great Eastern im Salon ein kleines Lustspiel zur Ausführung, das sich auf das bevorstehende Unternehmen bezog und den Titel „Kabelistischer Blödsinn" (A Cable-istic Extravagance) erhalten hatte. Es war von den an Bord befindlichen Berichterstattern der Times und Daily News verfaßt und wurde von einem Orchester begleitet, welches aus einem Pianoforte und einer Violine bestand. Die handelnden Personen sonderten sich in zwei Gruppen: Menschen und Seegötter. Einige Herren stellten die Directoren der verschiedenen Compagnien des Unternehmens vor, so wie die Oberleiter der technischen Abtheilungen. Sie statteten dem alten Vater Neptun in seiner unterseeischen Behausung einen Besuch ab, fanden ihn inmitten seiner Tritonen, Seeungeheuer und übermüthigen Seejungfrauen, welche letztere sich auf dem Telegraphenkabel schaukelten. Sie ersuchten ihn um seinen Schutz für das bevorstehende Unternehmen. Dabei führten sie ihm in möglichst scherzhafter Weise die Gründe für die Wichtigkeit des Kabels vor und gaben ihm schließlich Beweise von der Wirksamkeit des Kabels, indem sie Depeschen, die auf Papierzetteln standen, von den Kabelenden herabregnen ließen. Zum Schluß verhieß Neptun der Deputation gnädigst seinen Beistand, jagte die muthwilligen Seejungfern vom Kabel herunter und ermahnte die Tritonen und Consorten zu einem anständigen Betragen.

Im Hafen von Berehaven in der Bantry-Bay nahm das Geschwader Kohlen für die weite Reise ein und brach dann nach der Foilhommerum-Bay an Valentia auf.

Der William Corry näherte sich währenddem bereits Sonnabend den 7. Juli dem Strande der letztgenannten Station, soweit es ohne Gefahr für das Fahrzeug rathsam war, um das Landende des Kabels zu legen. Eine große Menge Boote nahm das Kabel in Empfang und bildete eine schwimmende Brücke, bis in der Nähe des Strandes hunderte von Helfershelfern ins Wasser sprangen und das Kabelende erfaßten. Es ward bis zum Fuße der Klippen gezogen, dort befestigt und mit dem Telegraphenapparat der Station in Verbindung gesetzt. Die Boote entfernten sich dann und ließen das Kabel ins Meer sinken, während der Dampfer seinen Weg seewärts fortsetzte und das Kabel dabei abrollen ließ.

Gerade auf die Abwindeapparate hatte man bei allen drei Schiffen die größte Sorgfalt verwendet, da ihre mangelhafte Bauart frühere Zerreißungen mit herbeigeführt hatte. Die Trommeln zum Abwinden waren größer gemacht und mit Vorrichtungen versehen, durch welche man bremsen und das ablaufende Kabel gänzlich anhalten konnte, ohne es zu zerreißen.

Als der William Corry seine 30 Meilen Uferkabel abgerollt hatte, versah er in einer Entfernung von 27 Seemeilen vom Lande das lose Ende mit einer Boye und ließ es über einer Tiefe von 140 Faden (840 Fuß) schwimmen.

Am 12. Juli hatte der Great Eastern, wie gesagt, seine Kohleneinnahme in Berehaven beendigt und dampfte am Abend jenes Tages ab, um die Boye aufzusuchen, welche der William Corry gelegt hatte. Die beiden Dampfer Albany und Medway hatten sich bereits an jener Stelle eingefunden. Am 13. um 11 Uhr nahm der Great Eastern das Ende des Küstenkabels auf, und man machte sich sofort daran, das Hauptkabel mit demselben in Verbindung zu bringen. Es war dies ein schwieriges Stück Arbeit, da eben so sehr auf Dauerhaftigkeit der Verknüpfung, wie auf sichern, wasserdichten Verschluß der betreffenden Stelle gesehen werden mußte. Die geschicktesten und erfahrensten Arbeiter gingen sofort aus Werk, während es in Strömen regnete. Um halb 2 Uhr Nachmittag war die Verbindung sicher hergestellt. Sie ward durch den Obertelegraphisten geprüft und gut befunden, und kurz nach 3 Uhr konnte man damit beginnen, das Hauptkabel abrollen zu lassen. Letzteres geschah über ein großes, mit einer Rinne versehenes Rad am Hintertheile des Schiffes. Begleitet von Abschiedsschüssen und dem Hurrah von tausenden von Zuschauern, die sich trotz des abscheulichen Wetters am Strande eingefunden hatten, trat der Great Eastern seine Reise nach Newfoundland an. Um sofort jede etwa fehlerhafte Stelle des Kabels zu entdecken, unterhielt man vom Bord des Great Eastern aus ununterbrochen einen Depeschenaustausch mit der Telegraphenstation auf Valentia. Von letzterem Orte aus, sandte man dem davoneilenden Schiffe nicht nur die tägliche Zeit von Greenwich, damit es darnach seine Entfernung von Europa genau controliren könnte, sondern auch die interessantesten politischen, militärischen und Handelsneuigkeiten, welche die Londoner Morgenzeitungen brachten. Bekanntlich war ja zu jener Zeit in Deutschland noch Krieg, der das Interesse Englands lebhaft erregte.

Während der ersten fünf Tage ging alles ohne die geringste Störung gut von Statten. Das Schiff legte täglich 100 Seemeilen (25 deutsche) zurück, also in einer Stunde mehr als eine deutsche Meile und senkte dabei mehr als ebensoviel vom Kabel in die zunehmende Tiefe. Am Morgen des 18. Juli gegen 9 Uhr, als der Great-Eastern sich ungefähr 600 Meilen von Valentia und 1000 von Newfoundland befand, ward jedoch plötzlich die Mannschaft des Schiffes alarmirt. Es zeigte sich eine schlimme Stelle des Kabels, an welcher dasselbe sich mehrfach in Knoten verschlungen hatte. Eine jener Verwickelungen war bereits über Bord gelaufen und in See gesunken, ehe es gelang, Schiff und Kabel zum Halten zu bringen. Es stand ein Zerreißen des Taues zu befürchten, und Jedermann befand sich in großer Aufregung deshalb. Da sich aber die Ingenieure schon auf einen solchen Fall gefaßt gemacht hatten, so verlor man den Kopf nicht. Die Maschinenarbeiter und Matrosen erhielten gemessene Befehle, und man begann damit zunächst, das abgelaufene verschlungene Stück wieder heraufzuwinden, was keine leichte Arbeit war. Dann wurden die Verwickelungen glücklich gelockert und gelöst, verletzte Stellen gehörig gedichtet und gesichert, und am andern Morgen gegen 3 Uhr konnte man die Fahrt wieder fortsetzen, wenn auch anfänglich mit gemäßigter Geschwindigkeit. Ohne weiteren Unfall langte die Flotille am 26. Juli vor der Trinity-Bay an Newfoundland an. Dort ward das Geschwader begrüßt von den hier stationirenden Dampfern „Niger" und „Lily", welche es übernahmen, dasselbe durch den dicken Nebel zu geleiten, der zur Zeit Land und See verhüllte.

Am nächsten Morgen war klares Wetter. Man sah das Land in allen Einzelnheiten vor sich und erkannte die Heart's Content Bay, in welcher das amerikanische Strandende befestigt werden sollte. Heart's Content war bis dahin ein unbedeutender Fischerort, durch jenes Unternehmen wurde er zu einer der wichtigsten Stellen der Erde, an welcher alte und neue Welt mit einander in Verbindung treten.

Das Legen des starken Landendes ward vom „Albany" in ähnlicher Weise ausgeführt, wie jenes an Valentia durch den „William Corry". Von allen Theilen der Insel Newfoundland waren Theilnehmende herzugeströmt, Herren und Damen, und begrüßten jubelnd das von Booten herbeigebrachte Kabelende. Ein einfaches Fischerhaus war vorläufig zur Telegraphenstation erwählt worden, und während die erwähnten Kriegsschiffe und der Great Eastern mit je 21 Kanonenschüssen das Gelingen des großen Unternehmens feierten, signalisirte man die ersten Depeschen an Herrn Glaß, den Director der europäischen Telegraphenstation zu Valentia. Man erhielt als Antwort einen Gegenglückwunsch desselben, und zwar so prompt, als hätte man nur etwa auf eine Meile Entfernung telegraphirt.

Am nächsten Morgen ward von Europa aus ein Glückwunsch der Königin Victoria an den Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas übersendet. Die telegraphische Verbindung zwischen Heart's Content Bay und Washington war zur Zeit noch nicht hergestellt, es ward deshalb der „Niger" abgesandt, um jene Botschaft nach Cape Race zur Beförderung durch die New-York-Newfoundland-Compagnie nach Washington zu besorgen. Die Antwort des Präsi-

denten darauf, aus 8 Worten bestehend und vom 30. Juli datirt, traf am 31. Juli $^3/_4$ 4 Uhr Nachmittag in Heart's Content Bay ein, um sofort nach England weiter befördert zu werden. In ähnlicher Weise wurden Beglückwünschungen an den Gouverneur von Canada, den Staaten-Secretär und andere vornehme Persönlichkeiten gesandt, so wie zwischen den Hauptpersonen der bei dem Unternehmen betheiligten Compagnien ausgetauscht.

Da zwischen Newfoundland und Irland mehr als 40 Längengrade liegen, so beträgt der Zeitunterschied zwischen beiden Orten über $2^2/_3$ Stunden. Geht also von Irland aus eine Depesche früh 9 Uhr ab, so kommt sie bereits $^1/_2$7 Uhr desselben Tages nach amerikanischer Zeit in Newfoundland an, also scheinbar fast drei Stunden früher, als sie abging. Beim Telegraphiren in umgekehrter Richtung scheint die Depesche dagegen eben so viele Stunden mehr zu bedürfen, als sie wirklich braucht.

Es blieb der Telegraphenflotille nun noch der zweite Theil ihrer Aufgabe zu lösen übrig, nämlich das im vorigen Jahre verlorene Kabelende aufzusuchen, ein neues Kabelstück daran anzuknüpfen und dies ebenfalls bis nach Newfoundland zu führen. Der Dampfer Albany hatte zu diesem Zwecke bereits am 1. August die Anker wieder gelichtet und war seewärts gegangen, um die Stelle aufzusuchen, an welcher das Kabel lag. Der Terrible unterstützte den Albany bei seinem Werke, und in einer Entfernung von 600 Seemeilen östlich von Newfoundland begann man mit den Untersuchungsarbeiten zum Aufsuchen des Kabels. Bei 51 Grad 25 Minuten 45 Secunden nördlicher Breite und 38 Grad 57 Minuten 15 Secunden westlicher Länge von Greenwich setzte der Albany die erste Boye, um die Lage des Kabels den nachfolgenden Schiffen zu markiren. Solcher Boyen hatte man kleinere zum Bezeichnen der Kabellage und größere zum Halten des theilweise gehobenen Kabels. Beide hatten eine birnenförmige Gestalt, eine Höhe von 10 und mehr Fuß und waren luftdicht aus Kupferblech gearbeitet. Auf ihrer Spitze trugen sie einen Flaggenstock.

Der Hauptapparat, den jedes der drei Schiffe des Geschwaders an Bord hatte, war ein sogenannter Grapnel, ein Greifer oder Schleppanker aus Eisen, dessen fünf Arme in einem spitzeren Winkel, als sonst, an den Enden der Stange befestigt und noch mit einer Anzahl Springfedern versehen waren, um das Ausgleiten des gefaßten Kabels zu verhüten. Die Stange des Greifers war 4 Fuß lang und jeder Arm einen Fuß. Jeder Arm hatte eine Tragfähigkeit von 10 Tonnen (200 Ctr.). Außer diesem gewöhnlichen Greifer hatte man noch einen zweiten, der eingerichtet war, das Kabelende festzuhalten, im Fall dieses etwa gefunden würde und behufs der Verknüpfung heraufgezogen werden sollte. Ein dritter Greifer war mit scharfen Stahlschneiden versehen, bestimmt das Kabel zu zerschneiden, wenn dies etwa in der Tiefe nöthig werden würde. Das Telegraphenkabel von 1865 war von gleicher Dicke, wie das von 1866, nur sein Umhüllungsmaterial etwas anders construirt. Der Greifer war an einer Ankerkette befestigt und diese an einem Drahtseile von $6^1/_2$ Zoll Umfang und zusammengesetzt aus 49 Drähten, deren jeder wieder mit Manillahanf umsponnen war. Die Tragkraft des Taues war auf $29^1/_2$ Tonnen (590 Ctr.) berechnet. Das Geschwader hatte davon 20 Meilen mitgenommen und diese in der Weise vertheilt, daß der Great Eastern $7^1/_2$ Meile an Bord bekam, der Medway eben so viel und 5 Seemeilen der Albany.

Der Vorgang beim Auffischen des Kabels war folgender: Nachdem das betreffende Schiff sich über die Lage des Kabels möglichst Gewißheit verschafft, dampfte es, je nach der herrschenden Windrichtung 3 oder 4 Seemeilen nördlich oder südlich gegen den Wind, ließ dann den Greifer mit seinem Tau über die Rolle am Stern hinab auf den Grund, der hier durchschnittlich 2 Seemeilen tief lag und ließ sich dann, indem es einige Segel beisetzte, mit der Breitseite langsam vor dem Winde treiben. An dem Abwindungsapparat war ein Kraftmesser (Dynamometer) angebracht, welcher nachwies, mit welcher Stärke das Tau anzog. Mit seiner Hilfe vermochte man zu erkennen, ob der Greifer in der Tiefe noch lose auf dem Grunde entlang glitt, oder ob er etwas gefaßt hatte.

Bei den ersten Sondirungen fand der Dampfer Albany eine Tiefe von 2100 Faden (12,600 Fuß). Man brachte Proben vom Grunde mit herauf, die nachwiesen, daß der Seeboden mit einem weißen, sehr feinkörnigen Schlamm bedeckt war, in welchem kleine Muschelschalen eingebettet lagen. Am 9. August hatte der Greifer des Albany das Kabel, und man hob es ein gutes Stück, als die $^7/_8$ Zoll dicke Ankerkette zerriß und das Kabel wieder zur Tiefe sank.

Während dem hatte der Great Eastern noch in der Heart's Content Bay Kohlen eingenommen. Am 9. August lichtete er die Anker, um gemeinschaftlich mit dem Medway die beiden vorangegangenen Schiffe aufzusuchen. Das Kabelstück am Bord des Medway, welches noch zur Fortsetzung des Telegraphentaues von 1865 bestimmt war, ward auf den Great Eastern übertragen, so daß dieser jetzt eine Länge von 838 Seemeilen hierzu im Vorrath hatte, ein Paar hundert Meilen mehr, als die gerade Entfernung betrug.

Am 12. August trafen die vier Schiffe auf der verabredeten Stelle im Ocean wieder zusammen. Am Bord des Great Eastern hielten die Oberen eine Conferenz und beriethen, in welcher Weise man weiter vorgehen wolle. Ein vorbeikommender Dampfer, nach Glasgow bestimmt, nahm Depeschen nach England mit, welche daselbst über den Stand des Unternehmens berichteten. Das Wetter, bisher leidlich ruhig, ward stürmisch, und die See ging sehr hoch, so daß selbst das Riesenschiff stark ins Rollen kam. Als am 13. August Nachmittags das Wetter etwas ruhiger ward, begann der Great Eastern seinen Greifanker auszuwerfen, zunächst jedoch ohne Erfolg. Am 14. und 15. stürmte es wieder und machte das Arbeiten unmöglich. Als es am Abend des letzten Tages etwas stilleres Wetter ward, setzte der Great Eastern das Suchen fort; der Midway warf seinen Grapnel zwei Meilen westlich aus, und der Albany faßte in der Nähe der Boye Posto, um die Lage des Kabels zu bezeichnen. Nach einigen Stunden zeigte der Kraftmesser des Great Eastern an, daß man das Kabel gefaßt habe, und man ging daran, die größte Boye, die man besaß, am Greifertau zu befestigen, da die unruhige See das Aufwinden des Kabels nicht zuließ. Jene Boye war ein Monstrum von $3^1/_2$ Tonnen (70 Centner) Gewicht. In dem Augenblick erhielt der Great Eastern einen bemerkbaren Stoß, und beim Nachsuchen ergab es sich, daß man auf die vom Albany zuerst gelegte Boye gekommen war, welche die starke Driftströmung hierher getrieben hatte. Die Furcht, daß die Schiffsschraube durch jene Boye verletzt werden könnte, erwies sich glücklicher Weise als unbegründet. Indem man aber im Begriff war, das Tau des Greifers mit demjenigen der großen Boye zu verbinden, zerriß die Spleißungsstelle, und das an Bord befindliche Stück lief mit furchtbarer Gewalt über die Rolle ab, verschwand in der See, und zwei Meilen des Greifertaues waren verloren.

Am 17. ließ der Great Eastern den Greifanker abermals hinab und faßte das Kabel wieder. Man signalisirte dem Terrible, daß er seine zwei Kutter zu Hilfe sende, um das Kabel fassen zu helfen, sobald es an der Oberfläche sichtbar würde. 2300 Faden (13,800 Fuß) des Greifertaues waren bereits glücklich an Bord des Great Eastern aufgewunden, nur noch 15 Faden der $1^1/_4$ Zoll starken Kette fehlten, die den Greifanker trug. Die ganze Mannschaft des Schiffes befand sich in größter Aufregung. Jeder beugte sich über Bord, um zu sehen, wie der Greifer das verlorene Kabel emporbringe. Jetzt erschien auch der Anker in Sicht, das Kabel fest zwischen seinen Zähnen haltend. Die Bootsleute machten sich fertig, das Kabel mit Tauen zu unterstützen und festzuhalten. Donnernde Hurrahs begrüßten den langgesuchten Schatz — da brach das Kabel durch die Spannung im Anker und sank in sein mehr als zwei Meilen tiefes Grab zurück. Die Jubelrufe erstarben den Mannschaften in der Kehle!

In ähnlicher Weise setzten die vier Schiffe ihre Bemühungen ziemlich drei Wochen lang fort. Einmal unterbrach stürmisches Wetter das Arbeiten, ein ander Mal riß das Greifertau, dann wieder brach ein Arm des Eisenhakens, der das Kabel gefaßt hatte, ein ander Mal das letztere selbst.

So ging es fort bis Sonnabend, den 1. September. An diesem Tage warf der Great Eastern seinen Greifanker aus bei 2150 Faden Tiefe d. h. 12,900 Fuß oder 900 Fuß mehr, als eine halbe deutsche Meile. Er befand sich nördlich von der Linie des Kabel, setzte Segel auf und trieb langsam südwärts während des ganzen Nachmittags. Gegen Mitternacht zeigte der Kraftmesser (das Dynamometer) ein Steigen der Spannung von 7 Tonnen zu 8, dann auf 9 und $9^1/_2$ (190 Ctr.) Es war kein Zweifel, daß man das Kabel gefaßt hatte. Zu gleicher Zeit signalisirte der Medway, daß er das Kabel gefaßt, dabei aber den Ankerarm zerbrochen habe. Der Great Eastern setzte seine Dampfmaschine zum Aufwinden in Thätigkeit und fuhr fort mit Emporziehen des Taues, bis das Kabel noch 300 Faden von der Oberfläche war.

Sonntag, den 2. September früh 3/4, brachte man das Kabel glücklich näher zur Oberfläche. Als man begann, es höher zu winden, stieg die Spannung von 9 auf 11 Tonnen (220 Ctr.). Gegen Mittag meldete ein Signal des Medway im Westen, daß man dort das Kabel wiederum gefaßt und es etwa 500 Faden gehoben habe. Letzteres Schiff erhielt den Auftrag, mit dem Aufwinden so rasch als möglich fortzufahren. Man berechnete, daß, wenn das Kabel am Medway ja brechen sollte, dem Great Eastern es desto leichter werden würde, das freie Ende zu heben. Der Albany und Medway sandten Boote dem Great Eastern zu Hilfe, um beim Heben zur Hand zu sein, zugleich auch um Beistand zu leisten, wenn bei dem gefährlichen Werke des an Bordwindens jemand ins Wasser stürzen sollte. Gegen 1 Uhr in der Nacht erschien der Greifanker mit dem Kabel zwischen den Zähnen an der Oberfläche des Wassers. Trotz der späten Nachtstunde war Jedermann an Bord des Great Eastern auf den Beinen und verfolgte mit größter Spannung den Fortschritt des mühsamen Werkes. Diesmal ward kein Hurrah gehört, und in den Pausen zwischen den Commandos des Capitäns herrschte eine so erwartungsvolle Stille, daß man das Abtropfen des Wassers vernehmen konnte.

Das auftauchende Kabel ward von zahlreichen Tauen und Leinen umschlungen und jede Hälfte des Bogens an ein fünfzölliges Hanftau geschleift. Das Kabel hatte sich so fest in die Zähne des Greifers eingesetzt, daß ein Mann es mit Hammer, Marlpfriemen und andern Werkzeugen frei machen mußte. Das Westende schnitt man mit einer Säge ab und zog das freie Ostende jetzt glücklich an Bord. Es glitt langsam über die Rollräder nach dem vorderen Theile des Verdecks. Die größtmöglichste Sorgfalt ward angewendet, das Kabel festzuhalten und zugleich vor Verletzungen zu schützen. Man leitete es in das Telegraphenzimmer, in welchem die verschiedenen Directoren in höchster Erwartung sich versammelt hatten. Der Obertelegraphist erschien jetzt mit dem freien Ende in der Hand und setzte sich damit an den electrischen Apparat, um zu prüfen, ob der Leitungsdraht von hier aus 1000 Seemeilen weit bis Irland noch in gutem Zustande sei. Andern Falls wären alle Bemühungen vergeblich gewesen. Eine lautlose Stille herrschte im Zimmer. Nicht ein Wort ward gesprochen. Aller Augen waren auf den „Fernschreibekünstler" gerichtet. Nach etwa 10 Minuten erklärte der „Blitzkraftkundige", daß, so weit er es bis jetzt zu beurtheilen vermöge, die Leitung noch in gutem Zustande sei. Nach kaum einer weitern Minute aber nahm er den Hut ab und begrüßte die Anwesenden mit einem Hurrah, das zunächst von diesen, dann von allem Volke im Schiff wiederholt ward. Was war die Ursache jenes Jubels? Der Telegraphist hatte durch das Kabel von 1865 eine Depesche an den Director Glaß in Valentia gesendet und ihm seine Freude ausgesprochen, daß er ihm seinen Glückwunsch telegraphiren könne durch das alte aufgefundene Kabel und — von Irland aus war eine Gegengratulation eingetroffen!

Man ging alsobald ans Werk, das Reservekabel mit dem aus dem Meere heraufgezogenen Stücke in haltbare und sichere Verbindung zu setzen. Der Great Eastern dampfte dann den Weg nochmals nach Newfoundland und legte die noch fehlenden 600 Meilen ohne allen Unfall zurück.

Es ist also die alte Welt mit der neuen bereits mit zwei jener geheimnißvollen, metallischen Nervenfäden verbunden, durch welche die Gedanken mit Blitzesschnelle ihren Austausch vollziehen! Da der Preis für das Telegraphiren eines Wortes zunächst mit ein Pfund Sterling (circa 7 Thaler) angesetzt ist, so hat man berechnet, daß bei 3 Worten in der Minute die Jahreseinnahme mehr als 10 Millionen Thaler sein wird. Die preußische Thronrede, welche der Londoner Correspondent des Herald nach Newyork telegraphiren ließ, wurde mit 7000 Thaler honorirt. Bei einer solchen Aussicht auf glänzende Geschäfte ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß sich die Zahl der Kabel zwischen der alten und neuen Welt in nicht langer Zeit noch vermehren wird, wie dies bei andern Strecken gleicher Weise der Fall gewesen ist. Als man den ersten Telegraphendraht zwischen London und Liverpool herstellte, zweifelten viele, daß sich für ihn hinreichende Beschäftigung finden werde, und gegenwärtig reichen die 24 Drähte kaum aus, welche jene beiden Orte verbinden.

Es ist rein unmöglich, gegenwärtig schon nach allen Seiten hin die Tragweite zu verfolgen, welche diese Verbindung der beiden Erdhälften durch Telegraphendrähte hat. Von allen Seiten beeilt man sich, sie nach Möglichkeit zu benutzen. So hat man bereits begonnen, mit ihrer Hilfe mit möglichster Genauigkeit die geographischen Längen zu prüfen, d. h. die Entfernungen der Orte Amerikas von denjenigen Europas durch Zuhilfenahme der Zeitunterschiede. Ebenso haben trotz des hohen Preises die wichtigsten Zeitungen beider Hemisphären mit der Telegraphen-Compagnie Contracte abgeschlossen über Depeschen, die ihnen fortwährend durch ihre Correspondenten zugehen.

Das atlantische Kabel ist ein sehr wichtiges, vielleicht das wichtigste Stück in jenem gewaltigen Fadennetz, welches sich von Jahr zu Jahr weiter und weiter, gleich einem Nervengeflecht, über den ganzen Erdball ausspannt und die verschiedensten Völker ihrer ideellen Bestimmung näher bringt: sich zu einer großen, das ganze Menschengeschlecht umfassenden Familie zu vereinigen, in welcher jedes Glied dem andern dient, mit der Gabe, die es empfangen hat.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 15. December 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 11.

Fröhliche Weihnachten.

Novelle von Arnold Wellmer.

Es ist eine Stadt, wie es deren viele im lieben Vaterlande gibt — nicht zu groß und nicht zu klein — nein, gerade so mitten in der Welt!

Der Abend dämmert herein — aber nicht wie alle Tage: langsam, bedächtig und ein wenig melancholisch — nein, keine Spur davon, der Abend überstürzt sich fast vor Eifer, es heute noch um einige Minuten früher dunkel zu machen, als es sonst bei den Decemberabenden Sitte ist. Und dieser Eifer wird belohnt, es wird von Secunde zu Secunde dunkler, und das ist vorläufig am heiligen, fröhlichen, seligen Christabende die Hauptsache! Und jetzt ist es ganz dunkel geworden, wenigstens so dunkel, als der Schnee es werden läßt, der weich und blendend weiß auf den Straßen und Dächern ruht. Nach und nach wird es hell hinter den Fenstern, an denen die Eisblumen ihre ersten Blätter treiben. In einzelnen Häusern werden schon die Weihnachtsbäume angezündet. Ah! wie die Eisblumen bei diesem Lichtglanze glitzern — fast wie die wirklichen Blumen, wenn der Morgenthau auf ihnen ruht und die leuchtende Sommersonne sich in jedem Tröpflein spiegelt! Wie der Schnee auf den Fenstergesimsen blitzt, als sei er mit Diamantenstaub bestreut!

Zu diesen Häusern, die ihre Weihnachtslichter so früh leuchten lassen — die Thurmuhren haben so eben erst ein Viertel auf sechs geschlagen — gehört indes nicht das ehrenwerthe Haus: J. C. Strant und Comp., Colonialwaarenhandlung en gros und en détail. Dort ist der Weihnachtsbaum noch nicht einmal vollständig vorhanden. Während J. C. Strant und Comp. nebst sechs blauhändigen, blaunasigen Jünglingen vorn im Laden ein lebhaftes Detailgeschäft in Zucker und Kaffee, Zimmt und Reis, Chocolade, Rosinen und sämmtlichen Punschingredienzen machen, ist Fräulein Rosaura Strant in der großen Wohnstube nach dem Hofe hinaus eifrig damit beschäftigt, einen stattlichen Weihnachtsbaum mit goldenen Nüssen und Aepfeln, Zuckerpuppen und Papiernetzen zu behängen.

Fräulein Rosaura Strant ist die Schwester von J. C. Strant und die Stiefschwägerin des Compagnons Tobias Mäuslein. Herrn Tobias Schwester war nämlich die selige Frau J. C. Strant, die schon vor zehn Jahren ihr Erdenconto abschloß und ihrem Ehepartner einen reizenden Saldo von 11 Jahren hinterließ: Else — oder wie im Kirchenbuche steht — Elisabeth Strant!

Wir lassen J. C. Strant und Comp. und die sechs Jünglinge vorläufig ungestört im Geschäft. Sie haben alle Hände voll zu thun, um jedem Käufer noch vor Schluß des Ladens gerecht zu werden. Und der Laden wird heute, dem Christabend zu Liebe, schon eine Stunde früher geschlossen, als gewöhnlich. Für diese Ausnahme sind die sechs Ladenjünglinge „Onkel Tob" sehr dankbar. So wird nämlich Herr Tobias Mäuslein im ganzen Hause und in der weiten Bekanntschaft abgekürzt — ins Gesicht und hinter dem Rücken, je nachdem! Herr Tobias nimmt es aber durchaus nicht übel, wenn ihm auch zuweilen ein „Onkel Tob" ins Gesicht fliegt, der — des Respects wegen — eigentlich auf seinen breiten Rücken zielen sollte.

Wir treten ins Wohnzimmer; wir wissen, daß wir hier Fräulein Rosaura vorfinden, mit der Ausschmückung des Christbaums beschäftigt.

Die Autorität des Kirchenbuches berechtigt uns niederzuschreiben, daß genau vor vierzig Jahren — auf einige Wochen kommt es bei einem so großen Zeitraume natürlich nicht an — eine kleine Rosaura Georgina Amanda Strant, als geboren und mit der Nothtaufe versehen, in jenes wichtige Buch eingetragen wurde.

Ueber Fräulein Rosauras Alter wären wir also im Reinen, ohne uns auch nur der geringsten Indiscretion schuldig gemacht zu haben. Das Kirchenbuch hat's ja ausgeplaudert.

Wir bedauern, die Schuld des Signalements von Fräulein Rosaura nicht ebenfalls auf fremde Rechnung schreiben zu können. Aber Fräulein Rosaura ist leider niemals steckbrieflich verfolgt, noch hat sie eine Reise ins Ausland gemacht — wir können also unmöglich ein amtliches Signalement von ihr citiren. Aber Du sollst darum nicht zu kurz kommen, lieber Leser, — wir nehmen das Signalement und alle Verantwortlichkeit auf unsere eigenen Autorenschultern — um Dir ein möglichst deutliches Bild von Rosaura Strant zu verschaffen! Hier ist es:

Alter: bekannt.

Figur: lang, dürr und fischbeinern.

Gesicht: winzig, um nicht zu sagen, fast gar nicht.
Nase: lang, mager und spitz.
Augen: wasserfarben.
Haar: gelbliche Pfropfenzieherlöckchen.
Gesichtsfarbe: graulich, auf jedem Backenknochen glüht ein rother Fleck, gleich einem vergessenen Herbströschen.
Bart: nicht abzuleugnen.
Herz: vorhanden, sogar ziemlich gut.
Stand oder Gewerbe: Privatkünstlerin.
Besondere Kennzeichen: malt leidenschaftlich in Wasserfarben.

Auch jetzt, beim Ausputzen des Weihnachtsbaumes, finden wir die Künstlerin. Fräulein Rosaura hängt keinen goldenen Apfel, keine silberne Nuß an den Baum, ohne dafür einen Grund der Symmetrie, des Lichteffectes, Contrastes oder des gebildeten Geschmackes zu haben. In diesem Augenblicke schreitet sie schon zum dritten Mal, einen zuckernen Schornsteinfegerjungen zwischen Daumen und Zeigefinger, um den Baum. Ernsthaft mustert sie ihr Decorationswerk, um nach den Regeln der Kunst ein lauschiges, grünes Plätzchen zu suchen, wo sich der süße Schornsteinfeger am effectvollsten präsentiren muß. Beim vierten Rundgange findet der schwarze Junge ein vorzügliches Unterkommen — zwischen dieser rothwangigen Schweizerin und der schneeweißen Schäferin mit dem gelben Strohhute und dem unschuldigen Lämmlein aufgehängt, kann er es sich schon gefallen lassen!

Fräulein Rosaura tritt zwei Schritte zurück und schaut ihre letzte Composition mit entzücktem Auge an.

„Sieh doch, Else, welch einen Effect ich durch den Schornsteinfeger erzielt habe — Du wirst mir zugeben müssen, es geht nichts über die Contraste!"

Die Angeredete — Elisabeth oder Else Strant — saß an dem großen, runden Tisch vor dem Sopha und strickte an einem blauwollenen Kinderstrumpfe. Sie hat ein liebliches, sanftes Gesicht, rosig angehaucht, große, dunkelblaue, fromme Kinderaugen und kastanienbraunes Haar, über einer Stirn voll Unschuld und Reinheit einfach gescheitelt. Sie hatte der Tante den Rücken zugewendet und sich tief auf ihr Strickzeug geneigt.

Warum schrickt Else so sichtbar zusammen, da Rosaura sie auf den bewundernswürdigen Schornsteinfegerjungen aufmerksam macht?

Elsens Gedanken hatten eine weite heimliche Wanderung gemacht — weit — weit fort von den blauen Strümpfen — von Tante Rosaura — von dem Schornsteinfegerjungen — — Elsens Gedanken waren in Italien!

Ja, ihre Gedanken waren muthig über die Alpen gestiegen — sie fuhren auf der Gondel unter der Seufzerbrücke in Venedig durch — sie kletterten im rauhen Albanergebirge umher — sie schleppten sich müde durch die glühende Campagna — sie gingen suchend durch die Säle des Vatican — theilnahmlos vorüber an den Kunstschätzen — sie musterten fast ängstlich die Gesichter auf dem Corso — in der Peterskirche — enttäuscht wanderten sie weiter — sie stiegen enge Treppen hinauf in ein großes, unwirthliches Maleratelier — — es ist Christabend — kein Tannenbaum brennt duftend — vor der Staffelei steht ein junger Mann — dunkle Locken fallen ihm reich in den Nacken — er wendet den Kopf — ein liebes, bekanntes Gesicht lächelt so unendlich traurig — — o, jetzt haben die Gedanken gefunden, was sie suchten — — da fuhr Tante Rosaura mit ihrem Schornsteinfegerjungen dazwischen — —

Darum schrak die arme Else so zusammen!

Ihr liebes Gesicht ist bis unter den Haarscheitel mit dunklem Purpur übergossen, als sie sich umwendet und den Schornsteinfeger mit seinen beiden Schönen anschaut. Ihre Augen schimmern feucht, und ihre Stimme sagt etwas unsicher: „Ja, Tante, sehr schön!"

„Das will ich meinen, Else, ich möchte wohl wissen, ob es in der ganzen Stadt heute Abend einen so künstlerisch aufgeputzten Weihnachtsbaum gibt, wie bei J. C. Strant und Comp."

Else sagt nichts. Sie strickt eifrig weiter an dem blauen Strümpfchen. Sie ist schon beim Zuspitzen. Zeit wird's auch, denn das Strümpfchen soll einem armen Kinde heute Abend noch eine Christfreude machen.

„Else, ich glaube, Du denkst schon wieder an Walter. Kind, Du solltest froh sein, daß der Unsinn, wie Dein Vater ganz richtig sagt, mit ihm vorbei ist. Walter wird im Leben kein echter Künstler, kein großer Maler. Einige Anlagen hatte er wohl als Knabe, das will ich gern zugeben — aber er war von jeher so entsetzlich hochmüthig, daß er nie auf meinen Rath beim Zeichnen oder Malen achtete!"

„Liebe Tante, Walter hat in der Academie doch die große, goldene Medaille erhalten!" — Elsens Stricknadeln klappern dabei etwas lauter, als sonst zusammen.

„Wohl möglich, Kind, aber das hat ihn nur noch hochmüthiger gemacht. Ich werde ihm nie vergessen, wie er sich bei meinen beiden spielenden Katzen benahm. Ich hatte die Katzen für mein bestes Bild. Als ich sie auf den Wunsch eines ganzen Damenkaffees in die Kunstausstellung schickte, war immer ein großes Publikum davor versammelt. Der Zeitungskritiker sagte wörtlich: „Es sind die wunderbarsten Katzen, die wir je gesehen haben!" Nur mein lieber Neffe Walter, als er von der Handelsschule in den Ferien zum Besuch hier war, fragte naseweis, ob es Waschbären oder Meerschweine sein sollten — das ist schändlich, Else!"

„Onkel Tob sagte aber auch, Tante, als er das Bild zum ersten Mal sah, es wären die natürlichsten Kälber, er wisse nur nicht recht, ob Land- oder Seekälber!"

In Elsens Augen blitzt es ein ganz wenig zornig, und ihr Ton klingt so scharf, als ihre süße Stimme nur klingen kann. Sie darf ihn, den sie über alles auf der Welt liebt — der so traurig ist, weil man ihn von ihr trennen will — nicht ungestraft beleidigen lassen — sie muß ihn rächen!

„Seekälber!" sagt Tante Rosaura, und ihre dünnen Löckchen gerathen in große Aufregung — „Onkel Tob ist selber ein Seekalb und noch dazu das allerböseste von der Welt. Er kennt keine größere Freude, als mich zu ärgern!"

„Er meint's nicht schlimm, Tante, er neckt nur gern. Man findet kein besseres Herz, als das Onkel Tobs. Du wirst nachher ja sehen, mit welcher reinen Freude am Wohlthun er seinen zwölf armen Kindern bescheert."

„Hm — nun ja, Else, den armen Leuten thut Onkel Tob viel Gutes, und besonders um die Weihnachtszeit läßt er es sich immer ein hübsches Stück Geld kosten — Gerechtigkeit lasse ich selbst meinem Feinde widerfahren, und für meinen Feind muß ich Onkel Tob seit der Seekälbergeschichte nun einmal halten!"

„Und wie gut er immer gegen Walter war!"

„Ja, er hat dem Jungen stets den Rücken gestärkt, und das ist Walters Unglück. Sonst hätte Walter wohl zu Kreuz kriechen müssen, als Dein Vater dem Herrn Neffen die Wahl ließ, entweder als Lehrling bei J. C. Strant und Comp. einzutreten oder das Haus, das ihm so lange ein Vaterhaus war, auf immer zu verlassen!"

Ueber Elsens liebliches Gesichtchen zucken Wolkenschatten — so bang und schmerzlich — und jetzt tropft sogar Thräne auf Thräne auf das Kinderstrümpfchen nieder.

Wir wissen aus Tante Rosauras Signalement, daß sie Besitzerin eines ziemlich guten Herzens ist. Dies Herz meldet sich, als die ersten Thränen aus Elsens Augen blitzen. Es befiehlt seiner Herrin — nein, seiner Dienerin, die Runde mit dem fetten Liebesengel, dessen Kostüm lediglich in zwei goldenen Flügeln und einem Zwirnsfaden um den Hals besteht, augenblicklich zu unterbrechen, ihre dürren Arme um Elsens Nacken zu legen und die gelben Pfropfenzieherlöckchen tiefer und tiefer zu senken, bis die welken Lippen einen innigen Kuß auf Elsens Stirn drücken. Und dann trocknet sie die Thränen aus den blauen Kinderaugen und flüstert: „Am fröhlichen Christabend darf man nicht weinen, Else!"

„Glaubst Du denn, Tante, daß Walter heute Abend fröhlich sein kann — so weit — weit von hier — und so mutterseelenallein?"

Vor Schluchzen kann Else diese Worte kaum hervorbringen.

„Kind, da denkst Du schon wieder an ihn — nur immer an ihn, — ja, wenn er es noch verdiente! Aber er hat es nicht besser haben wollen, er könnte jetzt so weich und warm hinter Deines Vaters Ladentisch stehen, und heute Abend hätte eure Verlobung sein können — er hat sein Glück mit Füßen von sich gestoßen!"

„Aber er fühlte einen anderen Beruf in sich, als Zuckertüten zu kleben und Contobücher zu führen!"

„Kind, als ob ich den Beruf hätte, Suppe zu kochen, Wäsche zu sortiren und mit dem Schlüsselbunde umherzulaufen, — aber man bringt denen, die man liebt, seine Neigungen zum Opfer!"

Tante Rosaura sieht in diesem Augenblicke so erhaben aus, wie man sich eine antike Priesterin der Tugend nur immer vorstellen mag.

Else sagt nichts, sie kann vor Schluchzen nichts sagen.

„Kind, Du solltest vernünftig sein und Dir den Walter aus dem Sinne schlagen. Glaube mir, kein Mann verdient es, daß wir uns um ihn grämen — darum bin ich Jungfrau geblieben — und freiwillig, Else, Du darfst es glauben — und ich bin so — sehr — sehr glücklich!"

Aber warum zittert Tante Rosauras Stimme bei diesem Bekenntniß: ihres jungfräulichen Glückes so auffallend? — warum schimmert es in ihren Augen so verdächtig feucht? — — sollte Tante Rosaura doch vielleicht trotz ihrer jetzigen Männerfeindschaft vor Jahren — vor vielen, vielen Jahren den süßesten aller Erdenträume geträumt haben und noch immer nicht vergessen können, daß es nur ein — Traum war?

Wir wissen es nicht — das Kirchenbuch läßt uns hier vollständig im Stich. Es nimmt von solchen Träumen nur Notiz, wenn vier wachende Lippen ihr: „Ja! ja!" dazu geflüstert haben!

Und schon ist der feuchte Schimmer der wasserfarbenen Augen wieder verflogen, schon ist Tante Rosauras Stimme wieder fest und selbstbewußt.

„Nun sei aber auch wieder vergnügt, Else, — rathe mal, was für eine Ueberraschung ich für Dich habe! Nein, Du räthst es doch nicht — Else, gleich nach dem Fest wollen wir eine Sitzung halten!"

O, wie erschrocken die großen schimmernden Augen die Tante ansehen — wie ängstlich die süße Stimme ausruft: „Tante, doch nicht schon wieder — —!"

„Ja, Else, ich werde Dich malen!"

„Du hast mich ja aber schon 17 Mal gemalt!"

„Es kömmt noch nicht auf jedes Deiner Jahre ein Bild. Ich hoffe aber, wir holen dies über Winter nach. Aber Else," fügte sie nach einer Pause hinzu, „in welchem Kostüm soll ich Dich malen?"

Else war wieder eifrig beim Zuspitzen des blauen Strümpfchens — schon stieg sie die Treppen des römischen Hauses zu dem traurigen Maleratelier hinauf — — da kam die Kostümfrage — die arme Else fiel sämmtliche Treppen hinunter — o wie erschrecken die Stricknadeln gegen einander klappern!

„Ja, Else, das Kostüm wird seine großen Schwierigkeiten haben, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, ein originelles achtzehntes Charaktercostüm für Dich zu ersinnen, da es mir schon 17 Mal so überraschend geglückt ist. Und es ist kein einziges Hauskleid dabei, nicht 'mal eine Balltoilette. Das kann jeder malen. Charakter und originell — das ist bei mir Bedingung — und ohne Kostüm kein Charakter!"

Tante Rosaura legt den Finger an die Nasenspitze und murmelt sinnend: „Kinderengel — Bettelkind — Gärtnerin — Schäfermädchen — Tirolerin — Fischerin — Schottin — Nonne — alles schon dagewesen — hm! sehr schwierig — halt! ich hab's, Else, ich male Dich als Wassernixe: weißes wallendes Kleid — triefendes Haar mit einem Kranz von Schilf und Wasserrosen — in der Hand ein reizendes Muschelhütchen — das Bild wird so ideal" — —

„Daß niemand die kleine Else Strant drin wieder erkennen kann!" sagt eine lustige Stimme plötzlich so dicht hinter Tante Rosaura, daß sie vor Schreck die Balance auf dem Stuhle verliert und — in Onkel Tobs rettende Arme sinkt.

Tante Rosaura sucht sich den Retterarmen zu entwinden, aber es gelingt ihr nicht so leicht.

„O ich böser Mensch, daß ich unser Tantchen so erschrecken konnte — nur sachte, Tantchen, erholen Sie sich erst ordentlich — die ganze Welt könnte uns so sehen, ohne was Arges zu denken, ich alter Knabe kann ja recht gut Ihr Vater sein, Tantchen!"

„Herr Mäuslein!"

„Schon mehr Maus, Tantchen!"

Ein kühner Ruck, und Tante Rosaura ist frei.

Der dicke Onkel mit dem lächelnden, ehrlichsten Gesichte und die dürre Tante Rosaura mit der zuckenden Miene eines Kampfhahnes stehen sich gegenüber.

„Apropos, Tantchen, um wieder auf die Wassernixe zu kommen — wahrhaftig, eine kolossale Idee, ganz Ihres Genies würdig und wie gemacht für Ihr Genre: Wassernixen — Wasserfarben — bravo, charmant! — das Wasser können Sie also gar nicht verfehlen! dann noch ein Paar reizende kaffeebraune Wölkchen am kornblauen Himmel und — Himmel und Wasser Ihrer Schöpfung sind fertig!"

Endlich kann Tante Rosaura Gebrauch von ihrer Zunge machen: „Ah! der Herr Onkel sind ja in der rosigsten Weihnachtslaune, — danke devotest — für die Vorlesungen über Kunst, ja, bei Herrn Mäuslein kann man viel lernen, wie seine Kunsttableaux von Roßkäfern und Kohlweißlingen zur Genüge zeigen!"

Die arme Tante Rosaura versucht ebenso untadelhaft zu lächeln, als zu knixen, aber es gelingt ihr nicht halb so gut.

„Ja Tantchen, das habe ich immer gesagt, wir beide Hand in Hand könnten eine neue Aera in der Kunst herbeiführen: Sie im Wässerigen — ich im Plastischen. — Tantchen, Tantchen, wenn ich nicht recht gut Ihr Großpapa sein könnte, ich stände für nichts!"

„Lieber Onkel," sagt Else, und die freundlichen, großen Kinderaugen blicken fast vorwurfsvoll über das Strickzeug hinweg, „heute ist heiliger Christabend!"

„Lieber Onkel," fügt sie dann leise hinzu, „komm mal zu mir, ich möchte Dir etwas ins Ohr sagen!"

„Da bin ich, Kindchen, nun flüstere mir Deine Geschichte zu."

„Lieber Onkel, hast Du mir zum Christabend nichts mitgebracht?"

„Was denn, Else?"

„Du weißt es ja, Onkel, was es nur sein kann — einen Brief!"

„Einen Brief, Else? — wie sollte ich zu einem Brief für Dich kommen?"

„Onkel, das ist nicht hübsch von Dir, mich so zu quälen," und ihre Stimme zittert im unterdrückten Schluchzen.

Da hält der gute dicke Onkel Tob sich nicht länger, er legt seine beiden fetten Hände an Elsens Wangen und zieht das glühende Gesicht mit den thränenverschleierten Augen zu sich empor, er drückt einen innigen Kuß auf die zitternden Lippen und flüstert: „Darfst nicht traurig sein, Liebling, sagst ja selbst, heute ist fröhlicher Christabend, und es wird noch alles gut!"

Da lächelt sie unter Thränen zu dem rothen Vollmondschein hinauf: „So gib mir meinen Weihnachtsbrief, lieber Onkel."

„Ich habe wahrhaftig keinen Brief für Dich, Else!"

„So ist er krank, Onkel, krank und allein in der Fremde, o wie traurig wird ihm das Weihnachtsfest sein!"

Und plötzlich weint Else laut auf und birgt ihr Gesicht an der breiten Brust Onkel Tobs.

O, wie es da zuckt und arbeitet in dem runden, rothen Gesicht Onkel Tobs, er muß die Zähne zusammenbeißen, daß nicht alle die jubelnden Worte, die sein Herz bewegen, unversehens über seine Lippen springen. Jetzt hat er sich so weit gefaßt, daß er dem Herzen etwas Luft geben kann, ohne Gefahr, daß ihm die lustigen Gefangenen echappiren. „Nein, Else, nicht krank, bei Gott nicht krank, gesund wie ein Fisch, und auch nicht allein in der Fremde, nein, in lustiger Gesellschaft, denk' ich, in der allerfidelsten, Else, ha! ha! ha! es wäre wirklich lächerlich, wenn er heute Abend traurig sein wollte, ha! ha! o! ich würde es ihm sein Lebenlang nicht verzeihen, wenn er heut Abend nicht wenigstens bis an die Decke springt."

„Onkel! was hast Du, es ist etwas vorgefallen, o, sage mir alles, alles, liebes, gutes Onkelchen!"

„Nein, Else, ich denke aber, es soll noch etwas vorfallen, etwas recht Hübsches, Weihnachtsfröhliches — aber, wenn Du Deinen alten Onkel lieb hast, dann frage ihn nicht weiter, gönne ihm die Freude der Ueberraschung, Du weißt, Else, das Ueberraschen ist eine kleine Leidenschaft von mir!"

„Frösche in die Stube setzen, Maikäfer in die Nachthaube, Hähne ins Kleiderspinde, die dann mitten in der Nacht laut an zu krähen fangen, das sind so die witzigen Ueberraschungen des Herrn Onkels!" schaltet Tante Rosaura in Parenthese ein.

„Wenigstens gut gemeint, Tantchen, ah! da ist ja Papa Dorr, nun, sind meine Jungen da?"

„Zu Befehl, junger Herr!" sagt ein riesiger, alter Mann, der jetzt kerzengerade an der Thür steht. Er trägt einen grauen Schafpelz, schwarzlederne Kniehosen und hohe Leinwandgamaschen. Sein dichtes hochstehendes Haar und der lange Vollbart sind schneeweiß. Nur die breiten Augenbrauen sind noch ganz schwarz. Die ganze Erscheinung hat etwas Hünenartiges. Der sehnigen, behaarten Hand fehlt nur eine entwurzelte Tanne, sonst könnte der Alte recht gut für den wilden Mann im Märchen gelten.

Das ist der alte Hausknecht des Geschäfts, Theodor Huke.

Die Hukes sind schon seit hundert und fünfunddreißig Jahren erbliche Hausknechte der Firma J. C. Strant u. Comp. — Dies weisen die schweinsledernen Contos aus. Wie lange der Name

Theodor in der Familie Huke erblich ist, können wir bei unserer bekannten Gewissenhaftigkeit in diesen Dingen, nicht ganz so genau sagen. Das Kirchenbuch, auf das wir uns so gern berufen, geht nur bis auf das Jahr 1723 zurück. In diesem Jahre nämlich starb die Frau Pastor loci, in deren Augen Kirchenbücher nur dazu da waren, um der hochehrwürdigen Frau Pastor Papier zum Einwickeln der Spickbrüste, zum Auskleben der Mehlkisten und zum sonstigen Hauswirthschaftsgebrauch zu liefern. Im Jahre 1729 finden wir in dem Kirchenbuche schon einen Theodor Huke, als geboren einem Theodor Huke, verzeichnet.

Daß die unbequemsten Verwirrungen durch den Namen Theodor entstehen könnnen, läßt sich denken. Und sie entstanden auch reichlich im Geschäft J. C. Strant u. Comp., da die Hofwohnung der Hukes seit Menschengedenken nie weniger als drei Träger des Namens Theodor und wenigstens zwei Träger der Kolonialwaaren aufzuweisen hatte.

Erst unserem Onkel Tob gelang es, als er vor 20 Jahren als Compagnon in die Firma eintrat, diese Namensverwirrungen zu beseitigen. Zu dieser Zeit gab es drei Hukes, die den Namen Theodor führten: der fünfundsechzigjährige Hausknecht No. 1, der vierzigjährige Hausknecht No. 2 und der siebenjährige Theodor Huke, Avantageur auf den Hausknechtsposten und Gelegenheitsbote für Kleinigkeiten — Vater, Sohn und Enkel.

Onkel Tob kam, nach langem Sinnen über die durch den so reichlich vertretenen Namen entstehende Verwirrung, auf folgenden Ausweg; er erfand drei Abkürzungen: Theo! — Dorr! — Dorrchen! — nach der Ancienniät geordnet.

Diese reichten fast zwanzig Jahre aus, bis Dorrchen herangewachsen war, Elsens Spielgefährtin Stina geheirathet hatte und nach Jahr und Tag selber einen allerliebsten kleinen Theodor taufen ließ. Else, Onkel Tob, Tante Rosaura und Urgroßvater Theo, standen Gevatter. Beim Taufschmause erhob sich Onkel Tob, klopfte mit dem Messer gegen sein Glas und sprach: „Verehrte Anwesende! Wir sind in diesem Augenblicke so glücklich, den jüngsten Theodor aus dem Geschlechte der Huke seine vierzehntägige Lunge probiren zu hören. Diese scheint zu den größten Hoffnungen für das Haus J. C. Strant u. Comp. zu berechtigen. Aber er hat einen Fehler, das ist sein Rufname. Der taugt durchaus nicht fürs Geschäft, wie die Erfahrung lehrt. Ich erlaube mir daher den kleinen Theodor auf ein Drittel zu kürzen: der kleine Rich lebe hoch! hoch! hoch!"

Alle stimmten jubelnd ein. Nur Tante Rosaura sah etwas mitleidig auf den Toast herab; sie hatte sich mit der Zeit daran gewöhnt, auf alles, was Onkel Tob sagte oder that, mitleidig herabzublicken. Und dann, um mich keiner Ungenauigkeit schuldig zu machen, jubelte auch J. C. Strant nicht mit; doch von dem verstand sich das ganz von selbst, J. C. Strant hatte in seinem Leben noch nicht gejubelt, J. C. Strant konnte vor lauter Geschäften en gros und en détail gar nicht mal so recht von Herzen jubeln, J. C. Strant war überhaupt nur auf die innigen Bitten seiner Else ein halbes Stündchen zum Taufschmause gekommen.

Als Onkel Tob an sein Glas klingelte, murmelte J. C. Strant: „Unsinn!" — bei Erwähnung der hoffnungsvollen Lunge: „Blödsinn!" — bei Erwähnung der „größten Hoffnungen" sogar: „Wahnsinn!"

Leider müssen wir bekennen, daß dies die Lieblingsredensarten von J. C. Strant sind — eine Stufenleiter seiner Empfindungen.

Bei den Worten: „auf ein Drittel kürzen," fing das Geschäft an zu denken — bei dem Worte: „Rich!" dachte es: „Trotz all seinem Unsinn — Blödsinn — Wahnsinn ist der Compagnon doch manchmal ganz praktisch — es ist von Bedeutung, bei einem einzigen Worte zwei Drittel Zeit zu ersparen — Zeit ist Geld! —"

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem alten Dorr zurück, der trotz seiner 60 Jahre noch immer in militärisch straffer Haltung vor Onkel Tob steht.

„Zu Befehl, junger Herr," sagte also der alte Dorr — und fügte jetzt noch hinzu: „Die Jungen sind auf dem Hofe und schneeballen sich und machen einen Heidenlärm!"

„Gut, alter Dorr, das freut mich von den Jungen, hör' ich lieber, als wenn sie sich hinterm Ofen 'rumdrücken. Es geht nichts übers Schneeballen, wenn man ein Junge ist, und der Schnee liegt seine zwei Fuß hoch, hab's ja auch durchgemacht. — Else, sind Deine Strümpfe fertig? Schön, die sollen meinen Jungen über Winter gut thun. So, dann wollen wir gleich mit Dorr gehen und den Weihnachtsbaum anzünden."

Tante Rosaura nimmt von einem Seitentisch ein Packet Hemden, Else zählt ein Dutzend blaue Wollenstrümpfe in ihre Schürze, Onkel Tob bepackt sich und Dorr mit mächtigen, geheimnißvollen Papierbeuteln, und dann geht's über einen langen Corridor, durch eine große Halle, wo Faß an Faß und Kiste an Kiste lagert, und wo es so äußerst appetitlich nach Rosinen und allerlei Gewürze duftet. Jetzt öffnet Dorr noch eine Thür, und sie stehen in einer allerliebsten, kleinen Küche. Alles ist blank in dieser kleinen Küche: die rothen Fliesen, mit denen sie gepflastert ist, und die rothen Herdsteine — die vielen, vielen Töpfe, Kannen und Kännchen ꝛc. — Aber am blanksten ist doch die kleine, rundliche Frau mit dem sonnigen Gesichtchen, das durch das Feuer und den fortwährenden Kampf gegen die Rebellion im Kessel jetzt gar wie Sonnenaufgang glüht! Das koketteste Häubchen mit rosa Schleifen gipfelt nur ganz lose auf dem krausen, goldblanken Haar, und solch appetitliche, weiße Schürze hat sicherlich noch niemand gesehen.

Dies blanke, rosige Persönchen ist niemand anders, als Frau Stina, Elses alte Spiel- und Dorrchens junge Ehepartnerin!

„Guten Abend, Stina," sagt Onkel Tob, — „ist Dein Warmbier bald fertig?"

„Schön Dank, Onkel Tob — o, bitte tausend Mal um Verzeihung, Herr Mäuslein. Das Warmbier ist im Nu fertig, ich lasse nur den Zimmt und Ingwer noch ein Paar Mal aufkochen. — Ihre Dienerin, Fräulein Rosaura, ich weiß die Ehre zu schätzen — willkommen, liebe Else, Du willst ja, daß ich noch immer so sage, obgleich Dorrchen meint, daß sich das jetzt nicht mehr schickt! Auf Dorrchen bin ich übrigens böse, er ist in geheimer Sendung fort und kömmt zu der Kinderbescheerung nicht wieder und wollte sogar mir, seiner Frau!! nicht mal sagen, was für ein Geheimniß es ist, denke Dir, Else, er sagte: Stina, Dir sitzt Dein Herz immer auf der Zunge und geht mit ihr gar leicht durch —"

Endlich muß das flinke Zünglein auf eine halbe Secunde Rast machen — diese benutzt Tante Rosaura, um einzuschieben:

„O, wie eng es hier ist!" — und sie macht sich womöglich noch schmäler, um nur ja nicht mit dem dicken Onkel Tob zusammenzustoßen.

„Ich dummes Ding — ich, daß ich die Herrschaften so lange in meiner alten Küche stehen lasse!" — sagt Stina und läßt dabei ihren wohlgefälligsten Hausfrauenblick über die blanken Wände und Kessel gleiten. Nun nimmt sie den größten, himmelblauen Topf vom Nagel und gießt das duftende Warmbier hinein. Dann gehen sie alle aus der Küche in die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Schweizerische Verkehrs- und Culturbilder.

I. Unter den Krystallsuchern im Maderanerthal. (Schluß.)

Von A. Rosengel.

„Strahlen," nennt man die Krystalle im Maderanerthal, „Strahlstecken" die Eisenstange, das schon erwähnte Hauptwerkzeug des Krystallsuchers, außerdem wird eine Hacke gebraucht, der „Gräbel" und ein kleiner Hammer. Dazu kommt noch ein Lederränzel und ein starkes Seil, womit die ganze Ausrüstung des Krystallsuchers oder „Strahlengräbers," wie er sich selbst nennt, vollständig ist.

Mit diesem Werkzeug versehen, begibt er sich früh Morgens auf die Streife. Meistens allein, um den mit unendlicher Mühe, oft nach lange vergeblichem Suchen, glücklich entdeckten Fundort auch zu eigenem Vortheil ausbeuten zu können. Mit schwerem Herzen muß er sich zuweilen doch entschließen, andere in sein Geheimniß einzuweihen, will er nicht ganz auf die schlummernden Schätze verzichten.



Der Krystallsucher über dem Abgrund.

Für das Daheim nach der Natur gezeichnet von A. Mosengel.

Stundenlang schweifte er schon in den öden Revieren und suchte und forschte erfolglos. An steiler Felswand kletterte er hinab, wo sein Fuß auf kaum zollbreiten Vorsprüngen ruhte, und hing wie der Mauerspecht über dem gähnenden Abgrunde. Da sieht er tief unter sich die helle Quarzader den Felsen durchziehen und eine schmale Felsenspalte von Geröll halbverschüttet, wo das Muttergestein die krystallinische Bildung zeigt. Näher kann er der Stelle nicht kommen, in senkrechtem Absturze geht es hinunter. Wie scharf auch die Nägel seiner Holzschuhe sind, nirgends greifen und haften sie mehr; wohin er versucht, den Fuß zu setzen, weicht das morsche Gestein und zerbröckelt beim leisesten Drucke. Da zieht er den rechten Fuß wieder auf, der tastend keinen Anhalt mehr fand und mißt noch einmal mit einem letzten, kaltblütig prüfenden Blick die Entfernung. Jetzt endlich ist er von der Unmöglichkeit überzeugt, von hier aus das Ziel zu erreichen und klimmt wieder nach oben. Wie gering oder bedeutend die Beute sein mag, weiß er selbst noch nicht, aber die Oertlichkeit ist seinem erfahrenen Blick vielversprechend. „Von der andern Seite geht es wohl eher!" denkt er, leider ist es für heute zu spät, auch würden die fast den Dienst versagenden Kniee das eben Vollbrachte nicht zum zweiten Male leisten.

Er kommt am Abend wieder ins Thal, müde, mit leerem Ränzel und versucht sich die Sache aus dem Sinne zu schlagen.

Still geht er einher und beantwortet kaum die Fragen der Nachbarn, die wohl wissen, daß er heute hinauf gewesen ist, um Krystalle zu suchen. Einige Tage bleibt er zu Hause und besorgt, was zu thun ist. Bei der Kartoffelernte hilft er seiner Frau und bessert den Gartenzaun wieder aus und richtet ihn wieder ordentlich auf; der Sturm der vergangenen Woche hatte ihn arg zerzaust und große Stücke daraus entführt. Aber seine Gedanken sind nicht bei der Arbeit, häufig sieht er nach dem Wetter, ob es hell bleibt. Wenn das Wetter sich ändert, so ist es für dies Jahr vorbei, das weiß er, man sollte die gute Zeit jetzt noch benutzen. Indessen geht die Sonne in gleicher Pracht auf, einen Tag wie den andern, es hält ihn nicht länger im Thale. Diesmal braucht er nicht lange zu suchen; die Stelle hat er sich genau gemerkt und steigt auf dem nächsten Wege hinan, von der Sägemühle im Balmwalde ist er oben in kaum vier Stunden. Heute versucht er es von der andern Seite, aber ohne bessern Erfolg. Deutlich unterscheidet er diesmal einige kleine Krystalle von schöner Bildung, die offen zu Tage liegen und ihn reizen und locken mit ihrem verführerischen Glanze. Einen perlmutterschillernden Wasseropal kann er mit dem Strahlstecken fast erreichen und beugt sich weit hinüber. Schon glaubt er ihn zu berühren, noch ein weniges, und er könnte ihn mit dem Ende der Eisenstange abschlagen, aber weshalb? das werthvolle Stück, das einzige, welches er vielleicht erreichen kann, würde ja doch für ihn verloren sein. Wo die Spalte nach unten zu Ende geht und verdeckt liegt, lehnt eine schräge Fläche von Trümmerstücken dagegen, die Reste eines alten Lawinensturzes; unzählige unregelmäßige Bruchstücke von Steinen in allen Größen, die beim geringsten Anstoße sich in Bewegung setzen und in großen Sprüngen der Tiefe zueilen oder in Masse nach unten drängen und schieben. Ein Sprung auf diesen losen Grund wäre Wahnsinn. Da sieht er dreißig Schritt unter sich, kaum erkennbar in dem Gerölle, einen unscheinbaren Gegenstand, der ihm alles Blut zum Herzen treibt, die Spur eines Menschen, ein Mensch ist vor ihm an diesem Orte gewesen. Kein Zweifel! ein Bergschuh steckt in den Steinen; weiß gebleicht das Holz wie ein Knochen, die Nägel verrostet — und dort, nur wenige Schritte davon ragt das Ende einer Eisenstange hervor, gleichfalls dick mit Rost überzogen. Tausend schwarze Gedanken kreuzen bei diesem Anblick sein Hirn, wie ein greller Lichtstrahl fällt es auf eine längst begrabene, fast vergessene Unglücksgeschichte. Vor sich sieht er im Geiste das traurige Ende seines Vaters, ein schreckliches Gesicht! — Vor langen Jahren suchte auch jener eifrig Krystalle und stieg in diese Einöden hinauf, um niemals wiederzukehren. Alles Suchen und Forschen nach ihm war vergeblich geblieben, wie Rauch von der Erde verschwunden hatte keine Spur der trostlosen Wittwe das Grab ihres Mannes verrathen. Schweigend bewahrte der unbarmherzige Stein sein Opfer.

Den Krystallsucher überfällt ein Grauen. Die Gefahr seiner eigenen Lage kommt über ihn, wie ein Schatten. Aus dem Abgrunde steigt das Gespenst des Schwindels, und es winkt ihm der Unhold, langsam, mit gräßlichem Grinsen: hinunter — hinunter! Er schließt die Augen. Wenn die Arvenwurzel nicht hält, die er mit eiserner Hand umklammert und der er das ganze Gewicht seines Körpers anvertraut hat; wenn ihre zähen, harzigen Fasern nachgeben oder reißen, so ist er verloren, es ist ihm, als ob sie sich lockern. Mit dem Rest seines Muthes klammert er sich an den Felsen und klimmt hinauf, die unheimliche Schlucht zu verlassen. Oben an sicherer Stelle liegt er eine Stunde in tiefer Erschöpfung, bis er die nöthigen Kräfte wiedergefunden hat, um den Heimweg anzutreten.

Diesmal erzählt er alles im Thal, denn er ist fest entschlossen, allein nicht wieder das Wagstück zu unternehmen. Aufgegeben ist die Sache deswegen nicht. Die Krystalle sind ja vorhanden und herunter müssen sie. Es finden sich bald einige beherzte Männer, die unter seiner Führung die Felsenspalte erreichen. Die Hindernisse, welche für den einzelnen Mann unüberwindlich waren, werden mit vereinigter Kraft besiegt. Während die Gefährten eifrig arbeiten und die Beute in Sicherheit bringen, läßt er sich am Seile hinab, um den Schuh und den verrosteten Strahlstecken zu holen und vielleicht noch weitere Ueberreste von dem vermuthlich hier Verschütteten zu entdecken. Es sollte nicht sein. Während er die Eisenstange aus den Trümmern zog, geriethen die Steine auf dem abschüssigen Hange ins Rutschen, rissen den Schuh mit hinab und nachfolgend donnerte die ganze Geröllmasse zu Thal. Wenn die Gebeine des Verschollenen darunter begraben lagen, so fuhren sie jetzt zerschmettert mit hinab, viele hundert Fuß in die Tiefe. Eine düsterbraune Staubwolke wälzte sich herauf und umhüllte die Krystallsucher über dem Abgrunde.

Bei der Arbeit war das Glück ihnen hold und die Mühe gesegnet, sie brachten am Abend eine schöne Ausbeute von Krystallen heim. Runde hundert Franken in schönen Goldstücken zahlte man ihnen in Amsteg baar auf den Tisch für den ganzen Fund. Bei gemeinschaftlichen Unternehmungen wird die Ausbeute gewissenhaft getheilt, entweder sogleich oder nach dem Verkaufe der oft nur kärgliche Lohn. Werden bei solchen Gelegenheiten noch weitere Entdeckungen gemacht, so wird auch zusammen weiter gearbeitet auf gemeinschaftliche Gefahr und Rechnung. Obgleich die Fundorte nicht immer so schwer zugänglich sind und nur mit Lebensgefahr zu erreichen, bleibt die Arbeit doch immer hart und mühselig, fast immer gefährlich. Kein Pfad leitet auf diese unwirthlichen Höhen, für jeden Schritt des Fußes muß das Auge den passenden Platz erst wählen, oft muß die Hacke Stufen schlagen, um den Aufstieg zu ermöglichen. Es finden sich freilich hin und wieder Krystalle im Thale selbst, die entweder von wilden Bergbächen mitgerissen oder von den Lawinen ins Thal geführt wurden; mancher Tourist fand schon zufällig ein schönes Stück am Wege, aber da sucht der Krystallgräber nicht, der durchspäht die einsamsten Schluchten und Felsenrisse.

In der Reihenfolge der die Erdrinde bildenden Gesteine liegen die Sedimentär- oder Flötzgesteine in zehn Schichten übereinander, von der jetzigen Erdoberfläche, dem Alluvium bis zum Silur, der am tiefsten liegenden Schicht. In diesen allen finden sich Spuren organischer Reste. Nur, wo die noch tiefer lagernden Urschiefer, die plutonischen und vulkanischen Gesteine durch unterirdische Gewalten gehoben wurden und diese Schichten durchbrachen, liegen Gneiß und Granit zu Tage, Serpentin, Porphyr und der uralte Basalt. Keine Spur von organischen Resten datirt bis so weit zurück. Die Urschiefer, Granit und Gneiß, sind das Reich des Bergkrystalls. Unbekannt ist sein Alter, die Art seines Entstehens Vermuthung. Niemand vermag aus den Bestandtheilen des schieferartigen Gneiß, aus Glimmer, Quarz und Feldspath einen Krystall zu erzeugen, und doch ist er daraus oder darin entstanden, sein Dasein beweist es. Für den Geologen ist das Maderanerthal ein ungemein interessantes. Zu beiden Seiten des Thales liegen krystallinische Schiefer, von denen die südlichen Gebirgsstöcke die ergiebigsten an schönen Mineralien sind. In den Kalksteinmassen der kleinen Windgelle finden sich außer Einlagerungen der unteren braunen Juraformation, die zahlreiche Versteinerungen enthalten, auch solche von rothem Porphyr, eine hier unerklärliche Erscheinung.

Der Bergkrystall ist vollkommen durchsichtig, man hat am Gotthard schon centnerschwere Stücke gefunden. Gewöhnlich in sechsseitigen Säulen, deren eines Ende auf dem Felsen, wo der Krystall sich bildete, aufsitzt, das andere Ende, als sechsseitige Pyramide zugespitzt erscheint, zeigt diese Grundform mancherlei Unregelmäßigkeiten, welche durch störende Einflüsse bei seiner Entstehung bedingt wurden. Zuweilen ist er bräunlichgrau und heißt dann Rauchtopas oder gelb Citrin; violet durch Mangan nennt man ihn Amethyst. Zuweilen finden

sich in den Krystallen kleine Höhlungen, oft auch mit Wasser darin. Der Bergkrystall ist häufig mit Turmalin braun durchwachsen. Seiner großen Härte wegen gehört er zu den Edelsteinen, er ritzt Glas und Feldspath und wird daher auch zu Schmucksteinen vielfach verwendet, auch zu Petschaften, optischen Gläsern, Linsen &c. Die aus ihm geschliffenen Brillengläser zeichnen sich dadurch aus, daß sie nicht, wie die von Glas, durch Abwischen die Politur verlieren. Die Alten schliffen Kugeln daraus, um sich die Hände zu kühlen.

Von den im Maderanerthale gefundenen Krystallen werden viele wie man sie fand, im Laufe des Sommers an Touristen und Sammler verkauft, andere kommen geschliffen in den Handel und liegen in den Läden der Juweliere, vielleicht neben ihrem ostindischen Verwandten, dem schönen Amethyst aus Ceylon. Einige machen die Reise nach Frankfurt, wo sie geschliffen werden, und kehren noch einmal zurück an den Fuß ihrer heimatlichen Berge; das sind die, welche in Amsteg als Schmucksachen verkauft werden, Petschafte, Broschen, Medaillons und allerlei zierliche Gegenstände. Es ist nur ein kurzer Abschiedsbesuch, denn lange dauert es selten, bis sie sorgfältig eingewickelt, in Schachteln und Schächtelchen verpackt, den Inhalt eines gewichtigen Koffers vermehren, um als Andenken von der Reise die heimgebliebenen Lieben zu erfreuen.

Als erfahrene Krystallsucher sind Johann Walker bekannt und Oswald, der mich in die unwegsamen Einöden führte und mir zeigte, was noch kein neugieriger Fremder von ihm zu sehen begehrt hatte. Ihm vorzüglich verdanke ich die eigene Anschauung der interessantesten Oertlichkeiten. Außer diesen beiden ist es Trösch mit seinen Söhnen und Verwandten, der alte Gedeon Trösch, die Chronik des Thales.

Ich kann diese Erinnerungszeilen nicht schließen, die mich in eine noch so nahe, schöne Vergangenheit zurückversetzen, ohne des oberen Maderanerthales noch mit einigen Worten zu gedenken; auch würde mir zürnen, wer dagewesen und von den Wasserfällen, vom Brunnithale und Hüfigletscher kein sterbendes Wörtlein hier fände. Allen gefallen, ist freilich schwer, und wer eine ausführliche Beschreibung dieser Herrlichkeiten erwartet, wird sich getäuscht finden, nur im Fluge durcheilen darf ich sie noch.

Aus den Gletschern des Oberalpstockes entspringt der wilde Grieẞernbach und kreuzt den Thalweg, auf dem der Wanderer aufsteigt. Durch Tannenwald und grüne Matten geht es weiter bis zur Sägemühle, wo ein schmaler Steg über den Bach führt. Einige Häusergruppen sind bald durchschritten, dann kommt der Balmwald, wo der Weg wieder steil im Zickzack hinansteigt. Auf einer Erhebung mitten im Thal, die rechts vom Wege als senkrechte Felswand abfällt, liegt der Gasthof zum schweizerischen Alpenclub, an der einzigen Stelle, die von den Lawinenstürzen verschont bleibt, welche alljährlich das obere Thal heimsuchen. Die prachtvolle Aussicht von oben beherrscht das ganze Thal. Noch einmal nimmt die Vegetation einen mächtigen Anlauf. Die Tannen, welche in der Nähe des Gasthofs die Anhöhe krönen, gehören zu den schönsten, die man sehen kann. Einzelne dürften sich kühn mit den Prachtexemplaren vergleichen, die bei der Handeck im oberen Haslithale jeden Beschauer mit Staunen erfüllen. Schöner sah ich sie nur einmal bei — doch von denen so beiläufig zu reden, wäre unverzeihlich! Sobald der Gasthof hinter uns liegt und die hohen Tannen, ändert sich der Charakter des Thales. Der Weg von hier bis zum Gletscher, eine Stunde, führt durch die großartigste Hochgebirgslandschaft. Hier und da ragt noch der weiße Stamm einer kummergewohnten Edeltanne aus den rings verstreuten Felsblöcken, oben kahl, der Rinde beraubt, nur zur Hälfte noch lebend. Einsamkeit weit umher. Durch die Stille tönt nur das Rauschen der Wasserfälle, die zu beiden Seiten vom Felsen springen. Links vom Wege folgt einer dem andern, einer schöner wie der andere. Rechts am jenseitigen Ufer des Kerstelenbaches öffnet sich das Brunnithal und schleudert den Stäuber ins Thal, den Wasserfall des Brunnibaches, der alle anderen an Schönheit übertrifft. Durch das Brunnithal führt ein Gletscherpaß nach Dissentis. Die letzte Felsenterrasse hinauf! ist sie erstiegen, so liegt der Hüfigletscher zu unsern Füßen. Um uns baut sich ein wildes Gebirge, wo nur das Murmelthier pfeift und der Adler horstet, schneebedeckte Felsenhäupter ragen gen Himmel, und vom Hüfi, wie eine weiße Decke gebreitet, senkt sich der Gletscher herab. Ein Sprung, und wir stehen auf dem Eise. — Sollen wir weiter gehen? Sieben Stunden über das Eis des Hüfi- und Clariden-gletschers in das glarnerische Linththal? Oder das Scheerhorn erklimmen, dessen grauenhaft steile Wände dort zur Linken sich zeigen? Fast in derselben Zeit könnten wir seinen Gipfel erreichen und die Berge von Glarus, Graubünden und Uri mit einem Blicke umfassen. Oder in das Stachelberger Bad? es sind nur eilf Stunden. — Nein, lassen wir es genug sein für heute. Ein Lebewohl noch dem ewigen Schnee und dem Maderanerthale, ehe wir scheiden.

Heute klingt mein Gruß euch wieder aus nebliger Ferne, ihr Alpen, ihr grünen Matten, ihr Hütten am Berge, und euch, ihr freundlichen Gesichter im Thal!

Wenn die Gotthardspost durch wirbelnden Schnee oder klirrenden Frost diese Nummer des „Daheim“ nach Amsteg gebracht hat, und im „weißen Kreuz“ eine fürchterliche Kritik über die vorstehende Schilderung eröffnet wird; wenn man in ihr die Poesie nicht wieder findet, die in den funkelnden Krystallen schläft, aus allen rieselnden Quellen flüstert und durch die Tannenwipfel des Balmwaldes weht, o, so leset doch zwischen den Zeilen, ihr klugen Augen! da steht es alles, was ich in Worten nicht zu geben vermochte. Der krachende Sturz der Lawine läßt sich mit Druckerschwärze nicht malen, auch nicht die blauen Eisgrotten des Gletschers, noch das Rauschen der Wasserfälle an einsamer Felswand.

Naturgeschichtliche Weihnachtswanderungen in einer Großstadt.

Von Hermann Wagner.

Die Hauptfeste sind Hügel im Meere der Zeit, an welchen nicht bloß der Wellenschlag der Jahrhunderte die Reste untergegangener Gebräuche und Anschauungen, wie um einen festen Felsenkern, absetzte, an ihnen staut sich auch der Strom der Gegenwart zur Springflut. Von allen unseren Festen ist gerade das Weihnachtsfest dasjenige, an welchem sich diese Erscheinung am stärksten zeigt.

Zur Zeit der Sommerfeste eilt der Städter hinaus aufs Land. Er genießt die sonnenhelle Natur und kehrt schließlich mit einem Strauß Feldblumen und fröhlichen Erinnerungen an das, „was der Wald erzählt,“ nach seiner engen Behausung zurück. Um Weihnachten dagegen zieht der Landbewohner hinein nach der Stadt, um aus dem bunten Allerlei, aus den tausend und aber tausend verschiedenen Herrlichkeiten, welche ihm in den erleuchteten Verkaufsläden dort entgegenschimmern, dasjenige auszulesen, womit er den Seinen daheim die Einförmigkeit des Winterlebens zu erheitern gedenkt!

Zu Weihnachten staut sich alles das in der Stadt auf, was während des ganzen Jahres in Wald und Flur erzeugt ward, was der Handel aus allen Erdtheilen herbeischaffte und was die verschiedensten Zweige menschlicher Thätigkeit aus jenen Rohstoffen formten. Alles dies erhielt die möglichst angenehme Gestaltung, um zu gefallen und bei der übermächtigen Concurrenz aller gegen alle sich Bahn zu brechen. Weihnachtsmärkte sind Industrieausstellungen, über alle Städte des Landes vertheilt; sie bieten aber auch mitten im Winter dem Freund der Natur ein so überreiches Material, daß er darauf verzichten muß, den gesammten Stoff zu erschöpfen. Höchstens kann er den begleitenden Freund auf einige der hervorstechendsten Gruppen aufmerksam machen und ihm eine Andeutung davon geben, wie er in seiner Weise sich das Chaos zurechtlegt und „einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ sucht.

Wir wandern zusammen über den freien Platz vor der Post. Die Menge der Kistchen und Kasten, welche auf den Schultern der Männer oder hochgethürmt auf Tragen und Karren hinein- und herausströmen aus dem großen Gebäude, geben uns einen Wink, daß jetzt der Pulsschlag des Verkehrs sich fieberhaft steigert, bis er in den letzten Tagen eine solche Höhe erreicht, daß das bedeutend vermehrte Personal der Beamten kaum im Stande ist, die Unzahl der Geschäfte zu überwältigen, selbst wenn keine schwer bestellbaren Briefe: „An den heiligen Christ“ darunter vorhanden sind.

Auf dem Platze selbst ist über Nacht ein Wald emporgeschossen. Fichten bilden seinen Hauptbestand, Edeltannen

sind zwischen denselben eingestreut, ausnahmsweise auch einige sparrige **Kiefern**. Jeder Baum hat statt der Wurzel sein Bretchen, weiß oder bunt angestrichen. Von dem prächtigen Baume, der, zwei Mannes-längen hoch, für den großen Saal einer öffentlichen Bescheerung sich eignet, finden wir eine Stufenleiter von allen Größen herab bis zum spannenlangen Zweige, der die Puppenstube des kleinen Mädchens erleuchten wird. Wagenladungen voll liegen noch in Haufen auf Reserve daneben. So wie aus den vorderen Reihen die Bäume aus-wandern nach allen Straßen und Gäßchen der Stadt, rückt die Ersatzmannschaft sofort vor und füllt die Lücken. Glücklicher Weise wird nicht für jeden Baum der Heimatsschein abverlangt, hoffen wir deshalb, daß sie alle mit Erlaubniß des Försters von Stellen ent-nommen sind, an denen ihr Fehlen dem jungen Walde keine Blöße erzeugt!

Die Baumkunde hat stets behauptet, daß bei unseren einheimischen Nadelhölzern Pfropfen, Kopuliren und Ablactiren schwierige, meist erfolglose Operationen sind — hier werden wir eines Besseren belehrt. Männer und Frauen sind eifrig thätig, Fichten und Tannen fehlende Zweige einzusetzen und so die Mängel der Natur nach den Regeln der Aesthetik zu verbessern. Ja selbst das scheinbar Unmögliche wird hergestellt: ein schlanker Erlenstab erhält eine Spitze von Fichtenreis, in regelmäßigen Abständen Wirtel von Nadelzweigen, und der sauberste Weihnachtsbaum ist fertig. „Es ist eine gute Art mit glatten Stämmen!" sagt der Verkäufer zur bewundernden Hausfrau und erhält dafür einen halben Groschen mehr, als gewöhnlich. — Andere Bäume bekommen weiß angestrichene Tragarme mit Pappen- oder Blechhülsen für die Lichter, noch andere tragen sogar schon bunte Papier-blumen als Blüthen auf den dunkelen Zweigen.

Neben dem großstädtischen Weihnachtswalde halten die **Vogel-händler**. Zehn, zwanzig und mehr Holzkäfige von allen möglichen Größen sind übereinander gebaut, manche so klein, daß selbst der winzige Zeisig und Zaunkönig sich kaum darin drehen können. Die meisten der gefiederten Insassen sind junge Thiere, noch unerfahren in der Tücke der Welt. Beim ersten Versuche, nach dem Süden zu ziehen, geriethen sie ins Garn, in den Sprenkel oder auf die Leimruthe. Gimpel, Kreuzschnäbel, Rothkehlchen, Stieglitze, Staare, Finken, Meißen und Lerchen piepen, zirpen und flattern hier neben-, unter- und übereinander.

„Was ist das für ein Vogel?" fragen wir aus Scherz den Vogelhändler und zeigen dabei auf einen rothbrüstigen Leinzeisig. — „Das ist ein amerikanischer Finke, der wunderschön pfeift. Er kostet bloß 10 Groschen." — Auch bei den Vögeln muß gelegentlich die Kunst nachhelfen. Wie jener Pariser Federviehhändler seinen ver-legenen, geschlachteten Tauben die Beine schwarz färbt, daß sie für frische galten, so frisirt, malt und stutzt der Vogelhändler auch manches Vogelweibchen zurecht, wenn die Nachfrage nach den Männchen größer ist, als sein Vorrath.

In den Straßen der Stadt mustern wir ein wenig die Schau-fenster, die sämmtlich neu aufgeputzt sind und einander zu überbieten suchen: hier zunächst dasjenige eines **Conditors**, da ja die Erzeug-nisse des Zuckerbäckers zum Hauptschmuck des Weihnachtsbaumes gehören. Der mächtige Baumkuchen, welcher den Mittelgrund aus-füllt, zeigt uns, bis zu welcher Höhe die Kunst selbst einen so prosaischen Stoff, wie das „Mehl", cultiviren kann. Möge er die Glieder der Familie, deren Tafel er schmücken wird, sämmtlich in Liebe vereinigen, daß sie sind „einig wie Mehl" — wie der Tuareg, der Bewohner der Sahara, sagt — „wie Mehl, welches durch die verschiedenen Löcher des Siebes in denselben Topf fällt!""

Rings um den Baumkuchen treffen wir ein förmliches Natur- und Kunst-Museum: zuerst Chocolade, aus Cacaobohnen erzeugt, welche bei Caracas, in Mexico oder in Brasilien in feuchtheißen Fluß-thälern wuchsen. Wir finden sie hier als einfache Tafel, als Kugel mit seiner Füllung, als geschmackvolle Figur mit weißem und gefärbtem Zucerguß verziert, bis zur perlengeschmückten „Afrikanerin" aus Meyerbeers Oper, daneben prangen goldene Ananas, in deutschen Gewächshäusern gezogen, welche der Edelfrucht das heimatliche Klima völlig ersetzten. Der Zucker, dieses Kind west- oder ostindischen Zuckerrohres, wenn nicht etwa der einheimischen Runkelrüben, er hat in der Küche des Conditors alle neun Grade seiner Tüchtigkeit durch-laufen: vom kleinen und großen Faden, der kleinen und großen Blase an bis zum probemäßigen „Bruche", bis zum klaren Karamel in Form von Zuckerstengeln, Strohzucker und Bonbons.

Unter allen leckenden Gestalten, in denen der Zucker uns hier entgegentritt, zieht besonders eine geschmackvoll gearbeitete Schachtel unsere Aufmerksamkeit auf sich, die mit Bonbontäfelchen gefüllt ist. Jedes Täfelchen ist eingeschlagen in ein weißes, glasirtes Papier und trägt in ovalem, durchbrochenem Rahmen aus Papierspitzen die zwei Zoll hohe hübsche Photographie eines schönen Gemäldes; jedes Bonbon eine andere, also geistiger Genuß mit materiellem eng in Verbindung!

Wollen wir aus der Botanik uns ein wenig in die Chemie ver-steigen, so können wir hier eingehende Studien über die verschiedenen Fruchtäther anstellen, die den Fruchtbonbons ihr herrliches Aroma verleihen. Diese hier werden nach Erdbeeren schmecken, jene nach Aepfeln, nach Aprikosen oder Birnen, wieder andere nach Ananas oder Orangen, nach Citronen und Vanille. Und doch ist von allen jenen Früchten keine Spur zu dem Zucker gethan worden, aller jener Wohlgeschmack und Duft ist der Natur durch künstliche Mischungen nachgebildet!

Haben wir mitten im Winter Verlangen, uns in die üppigen Palmenhaine der Tropen zu versetzen, so trinken wir bei dem Meister der süßen Kunst eine Tasse sogenannten Mokka, der wahrscheinlich auf Java oder gar in Brasilien gewachsen ist und bauen uns aus den zahlreichen Elementen rings um uns und vor uns die gewürz- und duftreichste Landschaft Ost- oder Westindiens. Die eingemachten Früchte in den Gläsern versetzen wir zurück an die Bäume. Orangen, Citronen, Feigen und Datteln nicken auf uns herab, die großen und kleinen Rosinen werden in rückwärtsschreitender Metamorphose zu saftigen Trauben. Die zierlichen bunten Figuren, die weißen, ge-schmackvollen Tempelchen, der Hauptmasse nach aus Traganth ge-formt, können uns einen Gruß aus Griechenland bringen, aus dem Lande des Traganthstrauches. Die Chokoladennegerin mag als letzte aller Sklavinnen bei dem Phantasiegemälde eine Stelle bekommen, natürlich ohne den gefährlichen, glücklicherweise unmöglichen Man-cinellenbaum.

Der Besitzer der Conditorei ist nicht daheim; er hält draußen am gefrorenen Teiche seine Ernte! Eine Anzahl Arbeiter sind be-schäftigt, das klare, starke Eis in derben Tafeln auszustechen und auf hohe Wagen zu laden, um den Eiskeller für den nächsten Sommer damit zu füllen. Der Winter ist dem Conditor diesmal mit kernigen Nachtfrösten günstig. Im vorigen milden Winter war der Mann gezwungen, seinen Eisbedarf für schweres Geld auf der Eisenbahn viele Meilen weit her von entfernten Gebirgen zu beziehen. Nächstes Jahr wird er, wie wir erfahren, blos der Eisgewinnung wegen, in einiger Entfernung von der Stadt einen besonderen See graben lassen und einen Eiskeller auf eine Insel in demselben versetzen.

Doch wandern wir weiter! Gleich nebenan winkt uns der Laden eines **Pelzhändlers**. Statt der langzottigen Bärendecke oder des gestreiften Zebrafelles, die sonst wohl zum Aushängeschild dienen, überbieten sich im Schaufenster des großstädtischen Rauch-waarenverkäufers Kunst und Humor, um dem flüchtig Vorübereilenden unwiderstehlich zuzurufen: „Steh still, Wanderer! und sag es der Welt, daß wir hier liegen aus aller Herren Ländern. Wir fielen und ließen die Bälge, um das zarthäutige Geschlecht zweihändiger Menschen zu wärmen!"

Drei junge Füchschen sitzen regelrecht um einen Tisch und spielen Karten. Der Verlierende kratzt sich bedenklich hinter dem Ohre — der glückliche Gewinner, durch Brille und weißen Halskragen als „Gelehrter" gekennzeichnet, strahlt vor Freude und hält die glimmende Cigarre behaglich zwischen den Zähnen. Der dritte ist die leibhaftige vierbeinige Schadenfreude. Links von dieser Gruppe spielt ein Frosch bei einem Collegen die Rolle des Zahnkünstlers; rechts duelliren sich zwei Affen, der eine als Militär gekleidet, der andere als Herr Baron aus der Roccocozeit. Letzterer hat dem erstern einen gutgemeinten Stoß durch den offenen Rockflügel gegeben, der Officier aber seinen Gegner beinahe durch die Stirne gespießt, statt derselben aber glück-licherweise nur die Perrücke durchbohrt, die er jetzt auf der Degen-spitze balancirt. Im Fenster daneben sitzt ein prachtvoller Tiger zähnefletschend in einer Schilfgruppe, — ein Fuchs schnappt nach einem davonfliegenden Goldfasan, hat aber nur eine lange Schwanz-feder zwischen den Zähnen behalten, während der Braten ihm vor der Nase abzieht, — ein köstlich gefleckter Panther ist im Kampfe mit einer Riesenschlange.

Drinnen im Laden lacht einem Pelzfreunde ein wahres Paradies von Herrlichkeiten entgegen, da hellgraue Chinchillas aus Südamerika,

deutsche Fuchspelze und Marder, Astrachaner Lämmer, russische Zobel und Feh, amerikanische Biber, Nörze, Mink, Bisam, Schupp und andere. Als heilsamer Gegensatz zu unseren tropischen Conditoreiphantasien von vorhin, können wir uns hier in die Gefilde des Polarkreises mit ihrem herzhaften Klima versetzen. Dieser Biberpelz, der 80 Thaler kosten soll, stammt aus dem „fernen Westen". In den wilden Flußthälern der Rocky Mountains wurden die Biber von rothen Jägern, von weißen oder halbblütigen Trappern erbeutet, dienten in den Forts und Handelsstationen als Münzeinheit. Vielleicht wurden sie an Reisende verhandelt, vielleicht von einem wilden Gesellen im Würfelspiel verloren, vielleicht waren sie Veranlassung zu blutiger Rauferei der Fallensteller unter einander. Wir können uns hier in einen „Lederstrumpf"-Roman oder in einen seiner Nachfolger vertiefen, wenn wir Lust haben! (Fortsetzung folgt.)

Mein Vogeltobies.

Ein Charakterbild aus Thüringen. Von Dr. E. Baldamus.

Ich wohnte einst in meinen jüngeren Jahren einer Kirmes bei. Es war in einem Walddorfe am Südabhange des Harzes. Zur kirchlichen Feier gehörte auch eine Musikaufführung, eine „Kirmes-Cantate". Sieben oder acht Instrumentalisten, fast sämmtlich arme Bergleute, bildeten das Orchester; Schulknaben und Mädchen und einige junge Bursche den Gesangchor. Ich trieb damals sehr eifrig besonders Theorie der Musik und war nicht wenig erstaunt, eine ziemlich bunt figurirte Sopran-Arie aus dem starkbewegten Kehlkopfe eines alten Mannes hervorbrechen zu sehen, der dazu noch den Contrabaß strich. Und wie strich er ihn! Ich hatte eine solche Fertigkeit auf dem spröden Instrumente damals noch nicht für möglich gehalten. Natürlich machte ich baldmöglichst seine Bekanntschaft und war noch mehr erstaunt über seine übrigen musikalischen Kenntnisse und Fertigkeiten. Er hatte „den Generalbaß gelernt", sprach von Schütz, Händel, Bach, spielte die meisten Instrumente und war wirklich Virtuose auf dem Contrabaß, und das alles aus sich selbst heraus, ohne jedwede ordentliche Anleitung. „Vor Jahren," — erzählte er mir, „sollte ich in die Ballenstädter Kapelle kommen; aber da hätte mir unter so viel gelehrten Leuten die Musik wohl nicht so viel Freude gemacht. Der Herr Graf schenkte mir viel alte Musikbücher und Noten. Ich blieb Bergmann." Und als ein armer, alter Bergmann ist er gestorben; ein Musikgenie, ungekannt und ungerühmt, aber zufrieden und glücklich mit seinem bescheidenen Loose.

Lange hatte ich seiner nicht gedacht. Da plötzlich nach vielen Jahren trat mir seine Gestalt in die Erinnerung, als ich neulich mein Prachtexemplar von Vogeltobies kennen lernte, das ich dem freundlichen Leser heute vorstellen möchte. Dieselbe lange, hagere, vorn übergebeugte Gestalt, dasselbe faltige, pergamentene Gesicht mit der hohen, schmalen Stirn, der etwas gebogenen Nase, den wasserblauen, freundlichen, feurig blickenden und dann wieder ins tiefe Innere oder in die unsichtbare Ferne sich verlierenden Augen! Auch dieselbe zuweilen stammelnde, nach richtigem Gedankenausdruck ringende, oft hochoriginelle Sprache bis auf den treuherzigen Thüringerwald-Dialekt, den beide redeten.

Es gab in diesem Jahre eine große Menge „Fichten-Kreuzschnäbel" auf dem Thüringerwalde, denn der Saamen war ausgezeichnet gerathen, von dem sich diese in so vieler Hinsicht merkwürdigen Vögel fast ausschließlich nähren. Fast vor jedem Hause in Friedrichsrode hingen deren in Käfigen. Man benutzte die nicht alljährlich gebotene Gelegenheit, um sich mit diesen „Gicht, Flüsse und alles böse Wesen an sich ziehenden", lebendigen Medicamenten vorsorglich zu versehen. „Oben im Walde in N. sind sie gefangen," erfuhr ich auf mein Befragen. „Sie werden dort schon den rechten Mann finden. 's ist ein närrischer Kauz, aber eine grundehrliche Haut!"

Natürlich benutzte ich die nächste Gelegenheit, meinen Mann an Ort und Stelle aufzusuchen. Ich fand ihn Fichtenstämme ausrodend: eine harte, saure Arbeit. „Aber ich verdiene doch einen halben Thaler täglich, wenn ich tüchtig zuhaue," sagte er mir. Er warf die schwere Axt hin, als ich seinen Namen nannte und nach Kreuzschnäbeln frug, richtete die lange, hagere, halbnackte, sonnverbrannte Gestalt hoch auf und sah mich eine Weile prüfend an. Ohne Zweifel hielt er mich für einen „Badegast", und als Mensch und Ornitholog zweifelsohne für einen „Vogel", der hier, wie in allen Bädern, natürlich nur zum „Gerupftwerden", da ist. Ich wußte, daß er die „Grünen" und „Gelben" (jüngere Vögel) für zwölf Pfennige, die „Rothen" zu zwei Groschen verkaufte; von mir forderte er in Bausch und Bogen zehn Silbergroschen für das Stück. „Oho, Alter, das wird sich finden; ich bin kein Badegast! Aber, wo fangen Sie die Vögel?"

Er streckte den langen, sehnigen, nackten Arm aus. Da standen, etwa fünfzig Schritt entfernt, zwei gegen fünfzehn Fuß hohe Stangen mit Leimruthen besteckt, und dazwischen, an halbmannshohen Pfählen, hingen in kleinen Käfigen die „Lockvögel".

„Ich hab' heut in der Fruih scho drei gfange," sagte er auf dem Wege nach dem Fangplatze, „abber 's is vorbei, sie thue nich mehr gut uf de Lock gegehe."

„Fangen Sie nur diese kleinere Sorte, oder auch die größere mit dem stärkern Kopf und Schnabel?"

„Ah so, Sie meinen die Kiefernkrünitze, nennen mer's," — und er streifte mich mit einem halb verwundert, halb mißtrauischem Blicke, — „nein, Herr, die thut's bei uns nich gegebe. Die sein in de Kiefernwälder."

„Haben Sie sie auch niemals auf dem Durchzuge bemerkt?"

Ein neuer, argwöhnischer Blick, aber schon mit einer kleinen Nüance zum Freundlichen hin.

„Is der Herr vom Walde?"

„O nein!"

„Abber der Herr kennen die Vögel?"

„Ei, nun ja, ein wenig. Doch vor allen Dingen liebe ich sie recht sehr."

Wie ein elektrischer Funken zuckte es durch seine matten, wasserblauen Augen. Er hob die Arme, um sie sofort wieder sinken zu lassen, und sah mich freundlich an. O, wie lieb wurde das alte, welke Antlitz!

„Nur zu, alter Freund! Da meine Hand! Wir werden uns schon noch kennen lernen! Aber ich bin müde. Sie haben auch schon ein gut Stück gearbeitet. Hier ist eine Cigarre und dort die abgeschlagene Fichte; setzen wir uns ein wenig in den Schatten und erzählen uns was von unsern Lieblingen!"

Aber fast gereute mich, ihm die Hand gegeben zu haben; die Sehnen der seinigen waren nicht minder stark, als seine Sympathie für die Vögel und den bereits halb anerkannten Collegen. Außerdem konnte ich sie nicht so schnell zurückziehen. Die Hand des praktischen Ornithologen besaß diejenige Co- und Adhäsionskraft, welche reichliches Vorhandensein von Fichtenharz in Verbindung mit gutem Vogelleim zu vermitteln pflegt.

Kloben und Leimruthen wirklich in einer Hand! Ich gedachte mitleidig der Meisen, die ich in meiner Jugend, als die verderblichen „Meisenhütten" noch im Schwange waren, hatte fangen wollen! Wir setzten uns auf eine der rings umherliegenden, riesigen Fichtenleichen.

„Es gibt viel Fichtenzapfen dies Jahr, und das nächste auch. Da werden die „Krünitze" (Kreuzschnäbel) schon einmal wieder hier bleiben und nesten."

„Haben sie nicht schon hier genistet?"

„Einzelne wohl, aber die meisten sind erst wegen der Zapfen zugezogen. Wissen der Herr auch, wann sie nesten?"

„Nun, um Weihnacht herum, zum Beispiel."

„Das wissen Sie auch? Ich glaube, der Herr weiß mehr und will mir nur die Künste abfragen. — Da war der Herr Actuarius M. in S. — das war auch so 'n großer Gelehrter. Der dachte, er wüßte was. Und denn war's nicht weit her. Da kommen se denn zu Unsereinem, und wollen was aufschnappen, und wollen Bücher schreiben, und verdienen mächtiges Geld."

„Na, na, Alterchen, nur nicht gleich so grob. Ich weiß allerdings das und jenes von unsern Lieblingen und zwar nicht bloß aus Büchern, von denen Sie nicht viel zu halten scheinen."

„Lauter dummes Zeug drin," brummte er dazwischen.

„Was ich davon weiß, habe ich mir sauer genug in Feld und

Wald und Sumpf erwerben," fuhr ich fort. „Ich habe die Vögel so gut, wie Sie, in ihrem Leben und Treiben beobachtet und kenne gar manchen, dessen Namen Sie noch nicht gehört haben. Aber dennoch will ich von Ihnen lernen; vielleicht lernen Sie auch von mir. Um uns übrigens ein für allemal zu verständigen: mir hat die Geschichte jedenfalls weniger Geld eingebracht, als Ihnen."

Er schob die linke Hand hinters Ohr. Ich fürchtete, daß es sich nicht wieder davon trennen würde: aber nur ein Zöpfchen seines langen, spärlichen Haars hatte sich daran gefangen.

Die Panto- oder richtiger Monomime war verständlich genug. Fischefangen und Vogelstellen — hat noch niemals viel eingebracht.

Wir waren einander schon viel näher gerückt. Auch räumlich, mit einiger Vorsicht meinerseits, obwohl mein Excursionshabit nicht eben salonmäßig ausschaut.

„Haben Sie schon öfter Nester des Krünitz gefunden?"

„O ja, schon viele, mit Eiern und mit Jungen. Aber es gibt auch hier nicht viel Menschen, die welche gesehen haben. Wer klettert im Winter, wenn 4, 5 Fuß hoch Schnee liegt, auf die hohen, alten Fichten, die auch beschneit sind!"

„Sie aber sind hinaufgeklettert? Weshalb denn?"

„Oft genug!" — und mit einem Tone, der wie verletztes Selbstgefühl klang, fuhr er fort. — „Schon als junger Mensch. Ich mußte doch sehen, ob es wahr ist, daß die Krünitze im December, Januar und Februar brüten, wie ich von einem alten Vogelfänger gehört hatte."

„Blos deshalb?"

„Ich wollte auch wissen, ob die jungen Krünitze schon mit dem Kreuzschnabel zur Welt kommen, oder ob sie einen geraden Schnabel haben, und wie die Alten mit ihrem Kreuzschnabel füttern und wie alles dabei zugeht, wie die Nester und die Eier aussehen."

Mittlerweile hatte sich unsere Gesellschaft vermehrt. Vier jüngere Leute, gleichfalls Holzschläger, kamen mit ihren Kobern heran, holten spannendicke Keile Schwarzbrot, mehrere große, schöne Zwiebeln, Salz und Speck hervor und begannen die Zwiebeln zu schälen: es war Frühstückszeit. Sie nahmen in geringer Entfernung von uns Platz.

„Ich werde mein Frühstück auch gleich machen, wenn Sie es erlauben."

„Gewiß, stärken Sie sich, alter Freund!"

Das that er denn nun auch. Eine Portion Brot, die reichlich ein Paar Tage für mäßige Esser zureicht, drei bis vier große, saftige Zwiebeln und ein schönes Stück Speck verschwanden in verhältnißmäßig kurzer Zeit, wenn auch nicht sogleich. Dazu ein „Buddel" Branntwein, in dem abenteuerliche Figuren, „Angelika und andere gesunde Wurzeln", umherschwammen. Um ihm Zeit „zur Stärkung" zu lassen, trug ich einstweilen die Kosten der Unterhaltung und erzählte ihm von dem reichen Vogelleben in den ungarischen Sümpfen und auf den Vogelinseln der Nordsee.

Ich habe schon oft bedauert, keinen photographischen Apparat auf meinen Reisen bei mir gehabt zu haben. Jetzt hätte ich eine prächtige Suite physiognomischer „dissolving views" auffangen können. Man denke sich einen von Jugend auf leidenschaftlichen Vogelliebhaber, dem nichts über „Vogelgeschichten" geht, der, nicht aus seinem Walde herausgekommen, sich einbildet, alles zu kennen und zu wissen, was seine Lieblinge angeht, der grundsätzlich kein Buch darüber gelesen, vielleicht auch, weil er es nicht konnte: und man wird sich die wechselnden Empfindungen von Zweifel, Erstaunen, Freude und Niedergeschlagenheit vorstellen können, die gleich Nebelbildern über das verwitterte Gesicht zogen und sich gelegentlich in „Ach" und „Ah" und „Was Sie sagen" Luft machten.

„Und nun erzählen Sie!" schloß ich meinen Vortrag, den ich solchem Auditorium gegenüber nicht ohne einige Begeisterung gehalten hatte; denn auch die anderen Zuhörer zeigten, wie alle echten „Waldnaturen", ein lebhaftes Interesse für solche Mittheilungen, was sie indes nicht verhinderte, einen Kubikzoll Brot über den anderen in den wohlbewaffneten Mund zu führen. Nicht so mein Vogeltobies. Ein aus tiefster Brust geholter Seufzer und der verlegen ausgesprochene Vorsatz, „nun etwas zu essen", machte sich darauf aufmerksam, daß er seine „Magenstärkung" bisher unverantwortlich vernachlässigt hatte. Um das Hinderniß zu entfernen, ging ich unter die nahen, von der Axt verschont gebliebenen Fichten und zählte unter einem einzigen Baume über 200 Samenzapfen oder vielmehr deren Rippen; die Schuppen hatten die Kreuzschnäbel mit ihrem eigens dazu gebauten Schnabel abgenagt, um zu dem erst halbreifen Samen zu gelangen. Kaum war ich mit dem Zählen fertig, da war es mein College auch mit dem Essen. Er hatte die Versäumniß nachgeholt. Ich setzte mich wieder zu ihm.

Um ihm Muth zu machen, begann ich mit der Aufforderung, mir nun etwas von seinen „Krünitzen" zu erzählen; die kenne er jedenfalls besser, als ich.

Nun gab er in ziemlich geordneter Folge und sonst gewandter Rede, mit der er indes selber nicht zufrieden schien, weil er das nicht sagen könne, wie er's eigentlich dächte und von sich geben möchte, eine Reihe selbstgemachter Beobachtungen über die gesammte Lebensweise der Krünitze, besonders über das „merkwürdige Nesten mitten im Winter". Das Nest stehe meist sehr hoch auf alten Fichten (Rothtannen) und dicht am Stamme unter einem überhangenden Aste, der vor dem Schnee schütze. Bis fünf Eier habe er darin gefunden. Die jungen Krünitze kämen mit einem geraden Schnabel aus dem Ei, der sich erst nach ihrem Ausfliegen nach beiden Seiten hin krümme. Sie seien sehr fett und gut und gesund zu essen, weil sie sehr „farmatisch" (aromatisch) nach Fichtenharz schmeckten. Daß die Krünitze alle Arten von „Flüssen, Gicht und Reißen an sich zögen" und meist selbst davon stürben, wenigstens längere Zeit „Krämpfe" davon trügen, war ihm eine ausgemachte Sache. Ebenso, daß die Rechtsschnäbel (bei denen der Oberkiefer rechts über den Unterkiefer gebogen ist) den Männern, die Linksschnäbel nur den Frauen hülfen; dagegen sei das „Aberglauben", daß die Rechtsschnäbel für die rechte Seite und die Linksschnäbel für die linke gut seien. Meine Zweifel an der Wirksamkeit dieser Naturheilmethode schlug er seiner Meinung nach mit der Erklärung nieder, daß die Fichtennadelbäder, Extracte, Tincturen, Fichtelnadelwollstrümpfe und sonstige Inexpressibles nur durch die Krünitze in den „Kopf der Doctors" gekommen wären, die in ihrem Kopfe mehr Heilkraft hätten — die Krünitze nämlich — als eine ganze „Fichtenbadeanstalt". Er selbst wisse nichts von Kopf- oder Armreißen, weil er immer Krünitze um sich habe. Die „Doctors ausm Walde" wüßten das auch; ich solle sie nur fragen."

Was war zu thun? Der Glaube an diese Heilkraft der Kreuzschnäbel ist so allgemein verbreitet, daß etwas daran sein müßte, wenn etwas daran sein könnte! Und dies „Könnte" wäre immerhin noch einiger vorurtheilsfreier Versuche werth. Factisch ist, daß ich sammt meiner Familie in der sehr „zugigen Wohnung" in der Hessenmühle in F. oft genug mit Rheuma geplagt war, aber stets nur kurze Zeit, und daß von 14 meiner Kreuzschnäbel dort 5 an Krämpfen starben. Das Bergsteigen erwärmte uns freilich recht gründlich nach jeder Erkältung, und jetzt, wo die Kreuzschnäbel in einer eigenen, ganz zu ihrem Comfort eingerichteten Stube herumfliegen, sind bereits auch zwei gestorben!

Doch mein Vogeltobies langweilt sich, wenn wir ihn zu lange allein lassen. Begleiten wir ihn nach seiner Wohnung!

Sieben oder acht, höchst sommerlich bekleidete Kinder und mindestens doppelt soviel Käfige in der kleinen Stube, erstere sehr sauber und rein, letztere merklich weniger. Da war vor allen die graue Grasmücke, „ein Hauptvogel, so haben Sie ihn noch nicht gehört, Herr Doctor!" eine Dullerche (Haidelerche), ein prächtiges Thierchen, singt 3/4 Jahre in einem fort — zwei Schwarzplättchen (Plattmönch), „alle beide, weit und breit hören Sie sie nicht so! Gelte, Mätzchen?" Sämmtliche Vögel waren seit seinem Eintritte wie elektrisirt! Ein Paar Rothkehlchen, Braunellen, Hänflinge, Finken und Kreuzschnäbel, da haben wir seine Lieblinge, die's zu wissen schienen, daß sie es seien. Lauter „ausgesuchte Sänger, Stümper behalt' ich nicht."

„Aber der Fink, den ich hatte —"

„Ist er gestorben?"

„Wenn's das wäre!"

„Nun, was denn?"

„Sie haben's gewiß schon gehört?" Der Herr Förster — o, der Finke!" —

Der Förster hatte mir allerdings die tragische Historie mit dem Zusatze erzählt: sonst ist es ein fleißiger Arbeiter und kreuzbraver Kerl, auf den man sich verlassen kann.

„Und diese Geschichte?"

Hier ist sie! Dem Manne gegenüber wohnte ein anderer, der einen Finken besaß, wie es nach dem sybaritischen Finkenohre unseres Tobies keinen zweiten gab. Für Geld war er nicht zu haben, hätte

er auch seine sämmtlichen Sänger zu Gelde machen wollen. Er hörte den ganzen Tag den unvergleichlichen Schläger. Er hing ja nur einige Schritte von seinem eigenen Fenster. Aber der Vogel — der Vogel war nicht sein. Monate lang öffnete er sein Fenster, um ihn zu hören und zu sehen, und schloß es wieder, um dem zu entgehen. Seine eigenen Lieblinge wurden vernachlässigt. Er vernachlässigte die Frau, die Kinder, die Arbeit, sich selber. Er wurde still, verdrossen, elend. Sein unbescholtener, ehrlicher Name! Aber dieser Finke! Es wurde finster in seiner Brust, und in einer finstern Nacht, da streckte er seine Hand aus nach dem fremden hochgehaltenen Eigenthum. Den Käfig hing er wieder vor das Fenster, wo er vorher gehangen hatte. Aber den Vogel trug er weit fort in den Wald, und des Nachts ging er hinaus, um ihn zu versorgen. Der Beraubte — wer anders, als der stillgewordene und nun noch stillere Nachbar konnte der Dieb sein? — Der Beraubte traf im Stillen alle Maßregeln zu seiner Ueberführung, und als nach Monden der Fink in der Stube des Diebes schlug, da wußte der frühere Eigner auch schon, daß jener den Vogel nach wochenlangem Verstecken einem „Bekannten" in S. gebracht, dieser ihn einem Händler verkauft, von welchem nach einiger Zeit der Dieb ihn für baares Geld in aller Form wiedergekauft hatte. Trotz regelrechten Abschlusses dieses Kaufs wurde der unglückliche Vogeltobies natürlich zu ziemlich langer Gefängnißstrafe verurtheilt. —

„Ja, der Finke! — Aber er hat ihn nicht lange behalten, der da drüben! Er ist bald nachher gestorben," sagte mein neuer Freund.

Mit einiger Bangigkeit blickte ich nach seinen Augen —

„Gestorben?"

„Ja, noch während ich — saß." — Und nur Schmerz um den Tod des unvergleichlichen Vogels sprach aus Ton und Blick. — Ich war beruhigt!

„Aber mir ist es noch schlimmer gegangen," fuhr er traurig fort. „Ich hatte eine graue Grasmücke; die da, so gut sie auch ist, ist ein Stümper dagegen. Wenn die schlug, dann war's, als ob die Sonne draußen schien, wenn's auch stürmte und schneiete" — er drückte die Hand — glücklicherweise den Rücken — an seine Augen, und so waren die langen Wimpern weniger gefährdet — „und war so zahm und zutraulich: eine Stimme, wie eine Drossel, wie eine Nachtigall! Ich bin eins nicht zu Hause, nur die beiden da, die damals noch klein waren. Da kommt ein Kerl und sagt den Kindern, er solle sich die hübsche Graue holen, er habe sie mir abgekauft; welche es sei? Die Kinder zeigen sie ihm. Er nimmt sie, und fort! Acht Tage bin ich von Dorf zu Dorf gelaufen — es war im ersten Frühjahr, fußhoher Schnee aufm Walde und Thauwetter! — Nichts davon zu sehen und zu hören! Das war auch noch für den Finken! — Wenn der Kerl das arme Thier nur gut abgewartet hat. Es war sehr verwöhnt."

„Sie werden über mich lachen," fuhr er fort, als ich schweigend die Käfige musterte — „daß ich so'n Vogelnarre bin. Aber Sie werden mich schon verstehen, wenn Sie die lieben Gottescreaturen so kennen, wie ich. 'S ist ja die einzige Freude, die unsereiner bei seiner sauern Arbeit hat. Und sie werden wie die Kinder gehalten bei uns aufm Walde" —

Ich warf einen Streifblick auf die Kinder. Er folgte ihm —.

„Ih, die wissen sich selber zu helfen und helfen sich auch durch. Aber so ein armes Vögelchen! Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. Das wissen die auch, gelte, Mädchen? Sehen Sie, Herr Doctor, wie sie mich kennen! Ich könnte sie alle fliegen lassen; wenn ich sie rufe, kommen sie doch wieder. Der liebe Herrgott behandelt sie draußen nicht besser, wie ich!"

„Wissen Sie denn aber auch, daß wir möglicherweise bald ein Gesetz bekommen werden, daß kein Vogel mehr gefangen und gehalten werden darf?"

Er sah mich groß an, als könne er nicht fassen, wie ich über so etwas scherzen möge, und erwiderte dann, langsam den Kopf schüttelnd:

„Wissen Sie, ich habe auch schon so meine Gedanken über das Vogelfangen gehabt. Es kommt manche liebe Gottescreatur dabei um, und von meinen Kindern leide ich's nicht; von Kindern überhaupt nicht! Und die Schneuß (Dohnenstieg), wo man die besten Singvögel, Amseln und Zippen schockweise fängt, um sie zu . . . essen, die doch auch so viel Waldungeziefer vertilgen; und die schönen Lerchen, die man Körbevoll nach Leipzig bringen soll, das ist mir immer ein Greuel gewesen, und das müßte der liebe Gott bestrafen. Aber daß einer keinen Vogel mehr halten soll, wenn er ihn gut hält, und das thun alle hier aufm Walde, das geht nicht! das thut nicht gut!"

„Und was wollen Sie thun, wenn das Gesetz nun wirklich gegeben wird?"

„Nein, das Gesetz geben sie nicht! das können sie nicht geben! das wäre ein großes Unrecht!"

Ich wiederhole meine Frage: „Was wollen Sie dagegen thun?"

„Dagegen thun? — das weiß ich nicht — das weiß ich nicht! aber das thut nicht gut! hier aufm Walde geht's nicht! — das thut nicht gut hier!"

Ich hatte meine Noth, den aufgeregten Vogelfreund zu beruhigen, indem ich ihn darauf hinwies, wie ein solches Gesetz ja nur im Interesse unserer Lieblinge gegeben werde; daß der unbeschränkte Vogelfang jährlich Millionen der lieben Geschöpfe nutzlos das Leben koste, das nach dem Willen des Schöpfers dem Nutzen von Wald, Garten und Feld diene; daß durch die steigende Cultur noch viel mehr Millionen die Lebensbedingungen entzogen würden und deshalb ein gesetzlicher Schutz jetzt doppelt nöthig werde; endlich daß das erwartete Gesetz denn doch auch vernünftige Rücksichten nehmen und Ausnahmen gestatten werde. Er gab mir das alles wohl zu, blieb aber doch verstimmt und murmelte noch immer ein „das thut nicht gut" in sich hinein.

Als er mir jedoch auf meine speciellen Erkundigungen nach seinen Pfleglingen deren glänzende Vorzüge zu schildern begann, wurde sein trüber Blick wieder leuchtend. Jeder neue Vorgestellte übertraf natürlich den unübertrefflichen Vorgänger. Es waren sammt und sonders Sangkünstler ersten Ranges, und dabei von „so gutem Gemüthe" und „beinah menschlicher Klugheit", daß „einer kein Herze haben müßte, wenn er so einem lieben Geschöpfe nicht von Herzen gut wäre". Der Unterhalt so vieler Insectenfresser kostet Sie doch aber ein hübsch Stück Geld? — Wie viel Semmeln brauchen Sie täglich?"

„Alles in allem, und wenn ich die Zeit und Mühe nicht rechne, kosten Sie mich doch noch keinen Groschen täglich!"

„Macht etwa 10 Thaler jährlich!"

„Ja, das macht's, aber ich trinke lieber kein Bier und gehe gar nie in den Gasthof, und da spare ich doch noch viel mehr!"

Der leise Vorwurf reuete mich, ja, es that mir leid, daß ich ihn mit dem drohenden Gesetze beunruhigt hatte.

„Und" — fuhr er fort — „meine Vögel geben immer wieder Gelegenheit zu nützlichen Gedanken und Gesprächen mit den Kindern, was der liebe Herrgott für große Kraft in so eine kleine Kehle gelegt hat, und wie jede Art so verschieden von der andern ist, und wie es dumme und kluge unter einer Art gibt. Sie glauben nicht, Herr Doctor, wie eins vor dem andern ist, gerade wie bei uns Menschen, und wie der liebe Gott für jedes gesorgt hat, und wie jedes auf dem rechten Platze ist, — und was dergleichen Betrachtungen mehr sind. Und nun setzen Sie sich eins in die Schenke, und hören Sie mal zu, wie die es besser wissen wollen, wie unser Herrgott und die Obrigkeit, daß man sich schämen muß, zuzuhören."

„Ja, ja, Sie haben Recht, lieber Alter; ich wollte Ihnen auch keinen Vorwurf machen, mit den 10 Thalern jährlich. Und was das Gesetz betrifft, so ist es ja noch nicht da. Und wenn ich mit dazu helfe, wie ich es für meine Pflicht halte, so werden die Regierungen hoffentlich Ausnahmen festsetzen; und wenn es, wie zu wünschen, dazu kommt, dafür will ich nach meinen Kräften sorgen, daß Sie zu den „Ausnahmen" gehören sollen."

„Und nun, wie steht's mit den Kreuzschnäbeln? Wie viel kann ich haben?"

„Wie viel wollen Sie denn?"

„Nun, mindestens ein Dutzend, und womöglich in allen Kleidern, und Männchen und Weibchen; ich möchte sie auch so gut kennen lernen, wie Sie, ich will allerhand Untersuchungen mit ihnen anstellen."

„Ein Dutzend, auch eine Mandel, in ein Paar Tagen will ich sie Ihnen bringen, und Zapfen dazu."

„Und kosten?"

„Daß Sie sehen, ich bin nicht interessant gegen Sie, 5 Sgr. Stück für Stück, die rothen mitgerechnet."

„Also auf baldiges und öfteres Wiedersehen, Alter!" Trotz der bereits gemachten Erfahrung und alle Gefahren kühn verachtend reichte ich ihm die Hand. Nicht weit davon rieselte ja ein kleiner Bach, der freilich nicht viel half.

Heute noch will ich ihm schreiben! Ob er antworten wird?

Bilder aus Nord und Süd.

Es macht mir immer ganz besonderes Vergnügen, ein Buch, das ich vor Jahr und Tag oder noch länger mit so rechtem Behagen gelesen, aufs neue in die Hand zu bekommen, wenn ich auch nur darin blättern und hie und da ein wenig davon kosten kann; ich habe dabei das Gefühl, als sähe ich einen alten Freund wieder. So war's mir auch zu Muthe, als ich dieser Tage zwei für den Weinachtstisch bestimmte neue Bilderwerke erhielt die mich zu einem Paar solcher alten Freunde zurückführten. Zwei Düsseldorfer Künstler, die auch unsern Lesern durch manche schöne Daheim-illustration bekannten Maler Hiddemann und Kindler haben es nämlich unternommen, die Schriften zweier ihnen wahlverwandter Dichter, Fritz Reuters und Berthold Auerbachs zu illustriren*). Davon lagen je ein Heft vor mir, und die Bücher lagen daneben. Zunächst greife ich doch unwillkürlich nach Fritz Reuter, und nach seiner „Stromtid,“ deren erster Band durch zwölf Zeichnungen repräsentirt ist, um eine daraus für die Leser des Daheim zu wählen. Du kennst wohl unsern meisterlichen Humoristen, lieber Leser, und erinnerst Dich vielleicht noch vom vorigen Jahre her an seine Biographie und Characteristik in unserm Blatte. Thust Du das, so begrüßest Du auch gewiß die Hauptfigur auf dem von uns gewählten Bilde zur Linken als einen alten, guten Bekannten. Ja, ein prächtiger Bursche ist der alte Bräsig — aber ganz besonders hat er mir immer in dem 13. Kapitel des ersten Bandes gefallen, wo er nach dem famosen „Randewuh", bei dem er „rügglings in en Durnbusch föll, sik äwerslog un as en Klumpen Unglück in de annerthalben Faut Grabenwater schot," im Pastorshause eingekehrt, des Pastors „Kledaschen" anziehen muß, die ihm theils zu lang, theils zu eng, natürlich überall sehr schlecht paßten. In diesem heiteren Anzuge macht er einen Besuch bei Jochen Rüßler, „Jung'-Jochen" genannt. „Jung'-Jochen was en magern, langen Mann, höll sik äwer wat dukaadt, un't was, as wenn sine Glider ümmer allerhand Inwennungen maken deden, wenn hei sei tau ehre gewöhnliche Bestimmung bruken wull." Seine Hauptredensarten, die den ganzen Mann charakterisiren, lauteten: „Ja, 't is all so, as 't is. 'T is all so, as dat Ledder is. Wat sall einer dorbi dauhn?" Diese Urbequemlichkeit hatte den guten Jung'-Jochen denn auch an diesem Morgen um sein Frühstück gebracht. Mit unvergleichlichem Humor schildert uns der Verfasser, wie Jung'-Jochens Hund, „Jung'-Bauschan" oder gewöhnlich „de Thronfolger" genannt, sich nach einander der einzelnen Theile des Frühstückes bemächtigt, während sein Herr, im Lehnstuhl sitzend und schmauchend, sich nicht regt und zuletzt nur — auch ohne aufzustehen — losschreit: „Mutting! Mutting! hei frett uns de Eier up!" — „Aewer Jung'-Bauschan hadd sik an den heiten Degel de wißnäs'te Näs' verbrennt, hei prallte taurügg, stödd den Degel üm, namm de Kämbuddel noch mit den Start wohr, un de ganze Disch de rögte sik, blot uns' Jung'-Jochen rögte sik nich, hei rep blot ut sine Eck: Mutting! Mutting! De verfluchte Hund! Mutting, hei frett uns de Eier up." — In diesem Augenblick tritt Bräsig ein. Jung'-Jochen, der ihn, seinem Rocke und seinen Hosen nach, für den Paster, „de gelen Stulpstäwel nach, för den Entspekter" ansieht, „let sine Pip vör Schreck ut de Mund fallen, reckte beide Hän'n nah vör un rep: „Alle gauden Geister lawen Gott den Herrn! Herr Paster, sünd Sei't, oder Bräsig, büst Du't?"



Entspekter Bräsig und Jung'-Jochen.
Illustration von Hiddemann zu Reuters „Ut mine Stromtid".

*) Illustrationen zu Fritz Reuters Werken. Von F. Hiddemann. I. Heft. Ut mine Stromtid. I. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Vom Schwarzwald. Ein Bildercyclus zu Berthold Auerbachs Dorfgeschichten von Albert Kindler. I. Joseph im Schnee. — Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Und nun folgt die urkomische Jagd Bräsigs auf den Thronfolger; — „hei hadd soglik Bauschanen sine Undaht gewohr worden un fohrte in alle Ecken von de Stuw rümmer nah en dägten Stock för den Thronfolger sinen Puckel, un achter ehr her swemmten un flogen in de Luft en Por lange, lange, swarte Rockslippen, as wenn de Drak treckt, un ut den hogen, swarten Rockkragen un unner den hogen swarten Haut, de halw äwer de Ogen gläden was, lücht'te en füerrodes, wüthendes Gesicht herut, as wenn en Schosteinfeger 'ne gläugnige Kahl in den Mund namen hett, üm Kinner grugen tau maken. Jung'-Jochen was grad kein Kind mihr, äwer grugen würd em doch, hei was upsprungen un höll sik an de Lehn von sinen Staul wiß un rep ümmer ümschichtig: „Herr Paster! — Bräsig! — Bräsig! — Herr Paster!" — Un de Thronfolger was noch in de Kinnerjohren, em würd schrecklich grugen, hei fohrte ok in de Ecken rümmer un jaulte un kum nich rut ut de Stuw, denn de Dör was tausnappt, un as em de swarte Gestalt mit en gelen Stock tau Liw rückte, dunn — Noth breckt Isen — fohrte hei dörch de Finsterruten un namm de halwe Finsterlucht mit up de Strat." — Der Skandal ruft „Fru Nüßlern" herbei: „Un grad, as sei in de Dör rinne stört'te, schow sik Bräsig mit de ein Hand den Haut ut de Ogen un wis'te mit de anner un den Gelen up de leddige Finsterlucht un rep de ewig denkwürdigen Würd': „„Da hätt'st Du eigentlich durchmüssen, Jung'-Jochen! Denn was versteht die unverständige Kretur von Thronfolger davon?""



Martina und die Leegart.

Illustration von A. Kindler zu Auerbachs „Joseph im Schnee".

Diesen letzten Moment stellt unser Bild dar, und es ist, als ob in der porträtähnlichen Figur des „Entspekters" uns alle die Hauptmomente seines Charakters entgegenträten, die uns den Mann lieb und zu einem Freunde gemacht haben. Es ist eine Gestalt echt norddeutschen Gepräges, dieser Bräsig — ein wahres Original, in dem sich die Derbheit, Naivetät, der urwüchsige Humor und Mutterwitz seiner Landsleute mit der größten Gutmüthigkeit, ja mit dem tiefen, freilich selten zur Schau tretenden Gefühle derselben vereinigen — eine Eigenthümlichkeit, die sich in der plattdeutschen Rede aufs unverkennbarste wiederspiegelt. Ja, man könnte sagen, das norddeutsche Wesen ist mit dem Plattdeutschen so innig verwachsen, daß es ohne dasselbe gar nicht recht verstanden werden kann. Man übersetze Reuter ins Hochdeutsche, und man wird die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt finden.

Mit der Mundart fällt aber überhaupt die rechte Volkseigenthümlichkeit. Wer kann Hebels allemannische Gedichte in hochdeutscher Uebersetzung recht genießen? Und warum erscheinen uns Auerbachs Dorfgeschichten, namentlich seine neueren, fast matt und blaß, wenn wir sie mit den urkräftigen Erzeugnissen Reuters vergleichen? Wir meinen, hauptsächlich deshalb, weil bei Auerbach — abgesehen von einer ans Tendenziöse streifenden Richtung, die Reuter durchweg fremd ist — trotz aller Treue in den großen Zügen der Volkscharaktere doch das eigentlich locale, das sprachliche Colorit fehlt. In „Joseph im Schnee" spricht Jedermann hochdeutsch; wie ist es aber möglich, Schwarzwälder Bauern richtig zu schildern, wenn man sie in einer, ihnen nur schwer verständlichen Sprache reden läßt! An der Vergleichung mit Reuter ist mir diese Thatsache zum klaren Verständniß gekommen, und ich glaube, wer „Ut mine Stromtid" und „Joseph im Schnee" nacheinander liest, wird mir Recht geben.

Und dennoch konnte ich nicht aufhören, als ich, durch Kindlers fünfzehn Illustrationen veranlaßt, mich daran machte, die erwähnte Erzählung Auerbachs aufs neue zu lesen. In dem Bildercyclus Kindlers — auch eines Sohns des Schwarzwaldes — liest man aber am anmuthigsten noch einmal die ganze Geschichte. Da wird man so recht erst des darin enthaltenen Reichthums an Charakteren und des doch ethisch versöhnenden Gehaltes der Fabel gewahr. Gleich auf dem ersten Bilde beugt sich Martina schmerzbewegt und schlaflos über ihr schwer eingeschlummertes Kind, das sie an ihren Fehltritt erinnert, auf dem zweiten sehen wir, wie sich ihr Verhältniß mit dem Vater desselben, dem riesigen Adam Röttmann in einem Gespräch am Bache einst entsponnen, in dem Bilde aber, das wir heute mittheilen, wurzelt die ganze Tragik der Erzählung, und doch ist darin zugleich die Catastrophe, die endliche, versöhnende Lösung, angedeutet. „Am Samstag Mittag vor Johanni saß eine Frauengestalt, ganz in sich zusammengekauert, hinter einem Felsen, der jäh abspringt in den Bach, dort, wo die Schwallung angelegt ist." Es war Martina, um ihrer Verirrung willen von Adams harten Mutter mit Schanden aus dem Hause getrieben, in Verzweiflung hinkauernd und über Selbstmordgedanken brütend. Gott aber bewahrt sie vor dem Aeußersten, — die Nätherin Leegart, die treue, brave Seele, kommt gerade des Weges, schrickt erst vor Angst zusammen, dann aber rettet sie mit festem Entschlusse das unglückliche Mädchen. Diese Rettung sehen wir vollendet in den letzten Bildern, auf dem einen, wo wir Adam und Martina

am Altar vom Pfarrer getraut erblicken und auf dem nächstfolgenden, wo die Eheleute glückselig an der Wiege ihres im Schnee verirrten und wunderbar wiedergefundenen Kindes, ihres jetzt süß schlummernden Joseph, sitzen.

Es ist doch ein schönes Buch, der „Joseph im Schnee", und ich habe es noch einmal, ja zum zweiten Mal in den Bildern gerne gelesen! Auch bricht darin doch die süddeutsche Eigenart in solchen Kraftgestalten, wie den Röttmännern, oder in dem beschaulichen, bibelfesten Schilderdavid durch, wenn sie auch etwas salonmäßig abgeglättet ist — darum wollen wir nicht weiter vergleichen noch kritisiren, sondern uns freuen, daß wir zwei solche Dichter und zwei solche Künstler haben, die uns so werthvolle Gaben aus Nord und Süd auf den Weihnachtstisch legen.

R. K.

Meine kleine Hausapotheke.

Von Dr. Dyrenfurth.

2. Der Lakritzen (Brustkuchen).*)

Der Hochgenuß des Lakritzennaschens schwebt uns wohl noch allen aus der lieben Jugendzeit im Gedächtniß. Wie labte sich der unverwöhnte Kindergaumen an dem Süßholz, und noch mehr an dessen schwarzstangigem, oft mehr bitterem, als süßem Produkt, unbekümmert um seine für die Sauberkeit des Gesichts und des Anzuges schauderhafte Nebenwirkung! Zwar verliert sich mit den Jahren die Vorliebe für solche Schwelgerei, aber wenn wir bei rauher Witterung uns einen gründlichen Katarrh an den Hals geschafft haben, wenn uns vor Kitzeln und Kratzen im Rachen, vor Husten und Heiserkeit die Stimme versagt, dann ist die Zeit des Lakritzens wieder erschienen. Begierig klammern wir uns an den vergessenen Gegenstand unserer jugendlichen Zuneigung, und mit Leidenschaft vertilgt die rauhe Kehle ganze Packete des süßholzentsprungenen Labsals.

Gleichsam zur Verherrlichung der vielen durch ihn in die Flucht geschlagenen Katarrhe erhalten wir den rohen Lakritzen im Kaufladen häufig in Lorbeerblätter eingewickelt. — Dieselben sollen nämlich das Zusammenbacken der einzelnen Stücke verhüten. — Allein dieser Lakritzen, wie er in halbzolldicken Stangen im gewöhnlichen Handel vorkommt, besitzt sehr ungleiche Eigenschaften. Manche Sorte hat einen so scharfen bittern Geschmack, daß man ihr kaum ein Atom Zuckerstoff anmerkt. Andere eignen wegen zahlreicher fremdartiger Bestandtheile (Stärke, Erbsenmehl, Blattreste, Holzsplitter) sich nur wenig zu gesundheitlichen Zwecken. Ja, zuweilen findet die chemische Untersuchung in diesen Stangen rohen Lakritzens eine sanitätspolizeilich als höchst bedenklich zu bezeichnende Verunreinigung — es ist die durch Kupfer. Wird nämlich das Süßholz in kupfernen Kesseln gekocht und der eingedickte Saft davon losgeschabt, so zeigt derselbe manchmal eine Beimischung von Kupferspänchen, welche mit den Säften des Darmkanals gefährliche Grünspanverbindungen eingehen können. Deshalb ist zum medicinischen Gebrauch entschieden der durch Maschinen in dünnen Stängchen dargestellte gereinigte Lakritzen vorzuziehen, welcher mittelst wiederholter Auflösungen und Abdampfungen von schädlichen Beimischungen vollständig befreit wird.

Das Feld, auf dem das vielgebrauchte Hausmittel seine nutzbringende Thätigkeit ausübt, ist der Katarrh der Athmungswerkzeuge. Auf der Schleimhaut dieser Organe äußert er seine heilsame, reizlindernde, einhüllende, schleimlösende, auswurfbefördernde Wirkung. Ganz ausgezeichnete Dienste leistet der Lakritzen namentlich in jenem sehr häufigen Halsleiden, welches auf einer chronischen Entzündung der Rachengegend beruht. Man findet hier die Gaumensegel, das in der Regel seitlich gezogene — Zäpfchen und die Mandeln geröthet, angeschwollen und zuweilen mit einem zähen Schleim bedeckt. Der Kranke klagt über eine beständige Trockenheit, ein schmerzhaftes Kitzeln, Brennen und Kratzen im Halse, zumal Morgens beim Erwachen und nach anhaltendem Sprechen, und fühlt sich zu öfterem Leerschlucken gezwungen. In höheren Graden des Uebels wird das Schlingen erschwert, und das Sprechen verursacht die höchste Pein; die Stimme ist belegt, die Anstrengungen zum Auswerfen des Schleims bleiben mehr oder weniger erfolglos, statt dessen werden durch Bersten kleiner Blutgefäßchen der Gaumengegend wohl gar einige Tropfen Bluts entleert, und nun ist dem Unglücklichen das längst Geahnte zur traurigen Gewißheit geworden: er leidet an der Schwindsucht! Er brütet unaufhörlich über seinem vermeintlich trostlosen Leiden und wittert im geringfügigsten Symptom das Anzeichen der bevorstehenden Auflösung. Solche Plage und solchen Wahn kann ein an sich ganz ungefährliches Uebel erzeugen!

Und doch besitzen wir in dem Lakritzen ein ganz unschätzbares Mittel, mit welchem die eben beschriebenen Beschwerden in hohem Grade gelindert werden können, wenn die Krankheit nicht einen zu bedeutenden, durch andere Mittel zu bekämpfenden Umfang erreicht hat! Die beruhigende Wirkung tritt in dem Augenblick ein, wo das auf die Zunge gelegte Stückchen Lakritzen zu zerfließen und sich dem Gaumen mitzutheilen beginnt. Das Schlingen wird leichter, der Auswurf löst, der Kitzel im Halse verliert sich. Und so kenne ich viele Personen, welche gegen den angegebenen Zustand sich dieses unscheinbaren Hausmittels mit dem größten Nutzen schon Jahre hindurch bedienen, und denen dasselbe im Laufe der Zeit unentbehrlich geworden ist

Unser Lakritzen hat seine Heimat im Süden Europas. Das russische Süßholz wird dem spanischen vorgezogen. Seine Wirkung verdankt es seinem Gehalt an Schleim und einem bittern, kratzenden Extractivstoff, vornämlich aber dem von Robiquet dargestellten Glycyrrhizin oder Süßholzzucker. Jeder Zucker an sich steht in heilsamer Beziehung zu Erkrankungen der Schleimhaut der Respirationsorgane. Eltern wissen aus Erfahrung, wie in bräuneähnlichen Zufällen der Kinder das häufige Trinken warmen Zuckerwassers den kurzen rasselnden Athem und den bellenden Husten — ein Zustand, welcher immer schnelle ärztliche Hilfe nothwendig macht, da der Laie nie wissen kann, ob er es mit einem leichten Luftröhrenkatarrh oder mit der ächten Bräune zu thun habe — nicht selten rasch beruhigt. Aehnlich wirkt bei mäßigen katarrhalischen Reizungen der Lungenschleimhaut das öftere Einnehmen eines Theelöffels voll warmen Syrups. Als sofortiges Linderungsmittel eines Anfalls von Kehlkopfreiz und Heiserkeit hat sich etwas Meerrettigsaft, mit Zucker versüßt, recht probat gezeigt. Mit diesen wohlfeilen Mitteln erreicht man ganz ebenso viel, als mit den theuren Geheimmitteln, den Flaschen mit verschiedenfarbigen Zuckersäften, den Brust- und Malzbonbons und Caramellen, welche in spaltenlangen Lobpreisungen und Marktschreiereien dem bethörten Publikum Sand in die Augen streuen und außer Zuckerlösungen und schleimigen Beimischungen doch nur unwesentliche Zusätze, wie: Fenchel, Anis, Veilchenwurzel u. s. w. enthalten.

Auch der ehrliche Lakritzen bildet einen Hauptbestandtheil vieler gegen Halsbeschwerden empfohlener Präparate und Modeartikel. Der braune Lederzucker z. B. besteht aus einem kalten Aufguß der Süßholzwurzel mit Zusatz von Mimosengummi und Zucker. Das jetzt so sehr in Aufschwung gekommene Cachou ist nichts als gewöhnlicher gereinigter Lakritzen in der Dicke starker Stricknadeln ausgerollt, in kleine Stückchen zerbrochen, und mit einer Lösung von Fenchel- oder Anisöl in Alkohol geschüttelt. Wenn der Hausmittelsüchtige dem Arzt ein Schnippchen geschlagen und ihm sein Geheimniß abgelauscht zu haben glaubt, indem er bei Brustkatarrhen sich seine Mixtur aus gleichen Gewichtstheilen Salmiak und Lakritzen selbst bereitet, so läßt er sich doch mit den Tablettes pectorales über den Löffel barbieren. Diese bestehen auch nur aus Salmiak, Lakritzen und Süßholzpulver, in dünne Plättchen ausgerollt, in schiefen Rhomben zerschnitten, und — das muß den Preis machen — mit Blattsilber versilbert. Zwar kommt der Humbug etwas theuer zu stehen, aber es ist doch ein eleganter — Humbug!

*) Vergl. Nr. 6.

Am Familientische.

Die erste deutsche Nordseefischerei-Gesellschaft.

Den binnenländischen Lesern des Daheim, namentlich aber den Hausfrauen, wird es eine willkommene Nachricht sein, daß sich vor kurzem in Bremen die obengenannte Gesellschaft gebildet hat, um das Innere von Deutschland mit einem neuen, schmackhaften, gesunden und billigen Nahrungsmittel zu versorgen.

Der frische Seefisch, welcher, wenn er überhaupt zu haben war, nur als theurer Luxusartikel die Tafel des Reichen zieren konnte, soll fortan nach allen Punkten Deutschlands zu so billigen Preisen geliefert werden, daß er als Ersatz des immer theurer werdenden Fleisches wöchentlich auch mehrere Male als Hauptgericht auf dem Tische des Unbemittelten erscheinen kann.

Unsere beiden deutschen Meere, Ost- und Nordsee, namentlich aber die letztere, bergen in ihrem Schoße unerschöpfliche Reichthümer an wohlschmeckenden Fischarten. In früheren Zeiten wurden auch diese Schätze, welche die Natur gleichsam vor unsere Thüre gelegt, von unseren Küstenbewohnern ausgebeutet, und Emden z. B. verdankte zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem Häringsfange seinen großartigen Aufschwung. Durch die französische Herrschaft, die Continentalsperre und andere ungünstige Umstände gerieth dieser Industriezweig jedoch gänzlich in Verfall, und seitdem wurde die deutsche Seefischerei nur in so geringem Umfange betrieben, daß ihr Ertrag wenig über die nothdürftige Versorgung der Küstenbevölkerung hinaus reichte. Dagegen erschienen allmählich englische und holländische Fischer auf unseren reichen Fischereigründen vor der Elbe, Weser und Ems, und seit einem Jahrzehnt erblicken wir wenige Meilen von unseren Küsten fremde Fischerflotten von hunderten von Fahrzeugen, die den ergiebigsten Fang machen, um ihn nach England und Holland, von dort aber zum großen Theile wieder nach Deutschland zurückzuführen. Um zu zeigen, in wie großartigem Maßstabe letzteres geschieht, mag die statistische Notiz genügen, daß im Jahre 1861 allein 565,195 Tonnen Häringe in Deutschland importirt wurden, die sämmtlich aus der Nordsee stammten, von denen jedoch nur 20,000 Tonnen von deutschen Fischern gefangen wurden.

Ein Vergleich mit der Einfuhr des Jahres 1858, die nur 320,444 Tonnen betrug, beweist, wie bedeutend der Häringsverbrauch wächst, aber verhältnißmäßig ist der Consum der frischen Seefische seit der Eröffnung der Küsteneisenbahnen Emden und Geestemünde-Hannover in noch weit höherm Grade gewachsen. Der geringe bisherige Betrieb der deutschen Seefischerei hat indessen den Versand frischer Fische fast nur auf Berlin beschränkt, und selbst wenn Ueberfluß vorhanden gewesen wäre, würde die mangelhafte Behandlung der Waare ihrer weiteren Verschickung hindernd entgegengetreten sein und der Süden Deutschlands wenig davon gehabt haben.

So delicat und wohlschmeckend frischer Seefisch ist, so wenig einladend wird er, wenn er sich mehrere Tage ohne geeignete Conservirung auf dem Transporte befunden hat, und wenn die neue Fischereigesellschaft es sich zur Aufgabe stellte, den Seefisch zu einem Volksnahrungsmittel des Inlandes zu machen, so mußte sie vor allem darauf bedacht sein, ihn an die verschiedenen Punkte ganz Deutschlands in demselben Zustande zu liefern, wie er aus dem Wasser kommt.

Zu diesem Zwecke werden die Fische unmittelbar nach dem Fange zwischen gekleintes Eis in Kisten gepackt, die so eingerichtet sind, daß sie selbst im heißesten Sommer längere Zeit das Eis vor dem Schmelzen bewahren. In dieser Verpackung halten sich die Fische mehrere Wochen vollständig frisch. Ein Dampfer der Gesellschaft holt den Fang von den Fahrzeugen ab und bringt ihn je nach dem jeweiligen Aufenthaltsorte der letzteren zu dem zunächstliegenden Eisenbahnhafen Geestemünde oder Emden, von wo er sofort per Bahn nach dem Innern befördert wird, so daß die Fische also überall, wo sie durch die Agenten der Gesellschaft verlangt werden, im schönsten Zustande ankommen.

Die zweite Bedingung für die von der Gesellschaft beabsichtigte allgemeine Einführung des neuen Speiseartikels ist natürlich die größtmögliche Billigkeit. Der Preis der Fische muß geringer sein, als der des Fleisches, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich dies herstellen lassen wird. Im Jahre 1864 wurden von den Norderneyer Fischern etwa 3 Millionen Pfund Schellfisch gefangen, die an Ort und Stelle einen Verkaufswerth von circa 30,000 Thalern hatten. Das Pfund kostete also noch nicht 4 Pfennige. Da nun frische Seefische im Zollverein keinen Eingangszoll bezahlen und die Gesellschaft den Fang direct an ihre Agenten in den verschiedenen Städten versendet, so dürfen unsere Hausfrauen darauf rechnen, späterhin das Pfund frischen Schellfisch zu 2—3 Sgr. auf ihren Märkten kaufen zu können, mögen diese nun in Breslau oder Kassel oder Wien liegen. Feinere Fische, wie Lachs, Steinbutte, Zunge, Zander rc., würden natürlich doppelt so theuer sein, andere dagegen, wie z. B. frische Häringe, sich wieder um die Hälfte billiger stellen, und es ist wohl außer Frage, daß unter solchen Umständen der Seefisch sich bald bei Reich und Arm als eine Hauptspeise einbürgern wird.

Die Gesellschaft, welche sich am 15. November constituirt hat, und deren Leitung praktischen Männern anvertraut ist, wird ihre Thätigkeit im nächsten Frühjahr beginnen. Sie beabsichtigt zunächst, im Laufe des Sommers 20 größere Fahrzeuge auf einmal auszusenden, die nach dem Muster der englischen Fischersmacks erbaut und, mit den neuesten Verbesserungen versehen, bei jeder Witterung die See halten und fischen können. Zwei bis drei Mal wöchentlich wird ein Dampfschiff den Fang abholen und den Fahrzeugen frisches Eis, Proviant rc. zuführen. In Geestemünde wird der Hauptausrüstungshafen sein; hier werden auch die Eishäuser, die Etablissements zum Salzen und Räuchern, sowie die Fabriken zur Bereitung von Guano aus den Abfällen angelegt. Das Capital der Gesellschaft ist vorläufig auf 250,000 Thlr. festgesetzt, welches durch Ausgabe von Actien zu 50 Thlr. aufgebracht werden soll, und dessen größter Theil (150,000 Thlr.) bereits in den ersten 14 Tagen gezeichnet wurde. Eine Erweiterung des Anlagecapitals ist natürlich vorbehalten, denn 20 Fahrzeuge sind nur ein schwacher Anfang; ihre Zahl würde sich in wenigen Jahren verzehnfachen müssen, um dem Bedarfe zu genügen, wenn einmal erst ein Markt geschaffen ist.

In weiterer Ausdehnung ihres Wirkungskreises wird die Gesellschaft auch auf Züchtung von Austern Bedacht nehmen, um dies schmackhafte und gesunde Nahrungsmittel zu billigen Preisen ebenfalls dem Volke zugänglich zu machen.

Es hat langer Zeit bedurft, bis wir Deutsche uns daran erinnert haben, daß Gott die Meere, welche unsere Küsten bespülen, mit so reichen und unerschöpflichen Schätzen gesegnet hat, und daß wir daran denken, sie selbst zu heben, was wir bis jetzt unverantwortlicher Weise andern Nationen überlassen haben. Nachdem nun aber durch die erste deutsche Nordseefischerei-Gesellschaft einmal der Anstoß gegeben, findet das Beispiel auch schnell Nachahmung. Bereits hat sich in Bremerhaven eine zweite Gesellschaft gebildet; für eine dritte und vierte wird in Hamburg und Berlin agitirt, und in wenigen Jahren werden hunderte von deutschen Fischerfahrzeugen auf unsern Meeren schwimmen und uns auch in dieser Beziehung vom Auslande emancipiren. Wir wollen dem Unternehmen den besten Erfolg wünschen, — die Wiederbelebung unserer deutschen Seefischerei wird in volkswirthschaftlicher Beziehung von größter Bedeutung sein. Sie wird dem Volke ein wohlschmeckendes und billiges Nahrungsmittel verschaffen, den Nationalwohlstand vermehren, das Seewesen heben und für unsere Kriegs- und Handelsmarine einen zahlreichen Stamm der tüchtigsten und in jeder Witterung geschulten Seeleute heranbilden.

R. Werner.

Das Dampfroß auf der Straße.

Ueber die Häuser hinweg und unter den Häusern geht es bereits mit Dampf, wenigstens in England, und die größten Berge bieten auch keine Schwierigkeiten dem Eisenwege mehr dar. Aber auf den Straßen — Landstraßen und Straßen der Städte — sollten wir eigentlich doch auch schon in einer Dampfdroschke umherkutschiren können! Der Gedanke ist nicht neu — Sir Isaac Newton hat ihn bereits vor etwa 200 Jahren gehabt — auch ist seine Ausführung nicht unversucht geblieben. Die verschiedenen Versuche, die seit 100 Jahren, wo ein Herr Cugnot dem Duc de Choiseul einen Dampfwagen schenkte, namentlich in England, gemacht worden sind, haben sich jedoch alle als mehr oder minder unpraktisch erwiesen. Allerdings ging im Jahre 1830 bereits eine Dampfpostkutsche zwischen Gloucester und Cheltenham, und eine andere von Oxford nach Birmingham, die 10—14 engl. Meilen in der Stunde zurücklegte. In Folge der sich dagegen erhebenden Opposition kam die Sache damals vor das Haus der Gemeinen, und die zur Untersuchung bestimmte Commission erstattete einen höchst günstigen Bericht. Dennoch scheiterte dieser Versuch, wie eine Masse ähnlicher Unternehmungen, die ihren Urhebern gewaltig viel Geld kosteten. So groß auch der Wunsch der vom Eisenbahnnetze entfernt wohnenden Ortschaften, ja ganzer Distrikte war, Dampfrosse ohne Schienen auf den Landstraßen benutzen zu können — die Schwierigkeiten erwiesen sich stets zu groß. Bald wurden Pferde scheu gemacht, bald gelang es der Concurrenz, eine unerschwingliche Steigerung der Chausseegelder zu erzielen, bald waren die Maschinen zu schwer, oder es war unmöglich, das nöthige Wasser zu beschaffen. Und trotz alledem ist noch in jüngstverflossener Zeit eine Dampfkutschreise gemacht worden.

Vor fünf Jahren sahen die Bewohner der schottischen Hochlande, zu ihrem Entsetzen, den Grafen von Caithneß auf einer Dampfequipage in ihrer Mitte anlangen. Eines schönen Morgens war derselbe mit seiner Gemahlin, einem Geistlichen und dem Erfinder seines Fahrzeuges, Hrn. Ricket, von Inverneß abgefahren und hatte die ersten 14 (engl.) Meilen in 1 Stunde und 20 Minuten, incl. einiger kleinen Aufenthalte, zurückgelegt. Aufs neue begann die Fahrt. Vor dem Grafen streckt sich ein langer, gerader Weg aus — das benutzt er, die Schnelligkeit auf 18 (engl.) Meilen die Stunde zu steigern — Hügel auf, Hügel ab geht es tapfer vorwärts, daß die Funken stieben. Nach einer Nachtruhe ging es früh Morgens weiter, die jähe Steigung von Golspie nach Dunrobin Castle hinauf, und von da über Holmsdale auf den Ord von Caithneß, einen so steilen Bergpfad, daß Jedermann ein Unglück vorhersagte. Doch nichts davon geschah — die Maschine keuchte und pustete gewaltig, aber löste ihre Aufgabe vortrefflich und erreichte den Gipfel ohne irgend welchen Aufenthalt. Bergab fuhr das seltsame Gefährt mit eben solcher Leichtigkeit, und von da an auf ebenen Wegen rasch vorwärts bis nach Ballogell Castle, des Grafen Residenz, wo sie vor dem Einbruch der Nacht eintrafen. Das war die längste in einer Dampfkutsche auf einer gewöhnlichen Straße zurückgelegte Reise: eine Reise von 150 englischen (= circa 30 deutschen) Meilen. Die Maschine glich einer Art bedeckter Chaise, mit einer kleinen Locomotive dahinter, und nahm etwa so viel Raum ein, als ein Wagen, bespannt mit einem Pferde. Der Graf nahm den Kutschersitz ein, auf dem Vordersitze saßen die Gräfin und der Geistliche, Hr. Ricket befand sich auf einem kleinen Platze bei der Maschine, um sie mit Kohlen und Wasser zu versorgen; von ersteren trug sie genug für 30, dagegen Wasser nur für 15 Meilen. Die ganze Fahrt verlief höchst glücklich und ohne Gefahr.

So schien die Sache denn ganz gut ausführbar, und vor 4 Jahren rechnete man in England mit solcher Sicherheit auf die Befahrung der öffentlichen Straßen durch Dampffuhrwerke, daß eine Parlamentsacte eine gesetzliche Regulirung derselben proclamirte. Obgleich dieselbe schon streng genug war, ruhten doch einige ängstliche Gemüther nicht, bis noch mehr Einschränkungen über diesen bedenklichen Straßenverkehr vom Parlamente verhängt wurden. Dieselben sind indes so strenge, daß wohl sobald niemand mehr an Dampfomnibusse denken wird; denn abgesehen von allen anderen hemmenden Bestimmungen, wird ihnen auferlegt, auf Chausseen nicht rascher zu fahren als 4 englische

(weniger als 1 deutsche) Meilen, in Städten aber nur 2 englische Meilen die Stunde. Eine halbe deutsche Meile in der Stunde macht man natürlich lieber zu Fuße — also fürs erste keine Landdampfer auf den Straßen, selbst in England nicht! Ch. D.

Ein fürstlicher Wohlthäter aus bürgerlichem Stande.

Am 15. October d. J. waren in der geräumigen Halle eines stattlichen Gebäudes der Stadt South-Danvers (Massachusetts) in Nordamerika 11—1200 Kinder, Knaben und Mädchen, zu Ehren eines Greises versammelt und empfingen den sehnlich Erwarteten, als er endlich die Platform betrat, mit lautem Zurufe und wehenden Taschentüchern. Das Haus, in welchem diese Versammlung stattfand, war das „Peabody Institute", und der 71jährige Greis, der heute so fröhlich der Jugend sein Taschentuch zum Gegengruße zuschwenkte, war der durch seine „mehr als fürstliche Wohlthätigkeit", wie die Königin Victoria ihm schrieb, bekannte amerikanische Bankier von London, Herr George Peabody, der Gründer dieses Institutes.

„Fast zwei Generationen sind vergangen," sagte er zu den Kindern, als der erste Jubel vorüber war, „seitdem ich diese meine Geburtsstadt verließ mit weniger Kenntnissen, als sie der jüngste unter euch hat, und mit keiner Aussicht auf Erfolg im Leben, als der, welche irgend einer der hier anwesenden Knaben hat, der gesund, fleißig und ausdauernd ist und das Herz auf dem rechten Flecke hat."

Mit den Kindern schien der Greis wieder jung zu werden, als er weiter sprach und seiner eigenen Kindheit und aller damit verbundenen Erinnerungen gedachte und an die Schüler Worte väterlicher Liebe und Weisheit richtete, und keiner blieb ungerührt, als er ihnen zum Schlusse ein herzliches Lebewohl zurief.

Aus einer alten, englischen Familie, die in den Zeiten der Puritaner nach Amerika auswanderte, herstammend, war George Peabody am 18ten Februar 1795 in Danvers geboren. Elf Jahre alt, trat er als Laufbursche in einen Gewürzladen, vier Jahre später in das größere Handelsgeschäft seines ältern Bruders. In dem kriegerischen Jahre 1812 griff er, seinem Onkel, der sich zum General emporgeschwungen, folgend, zu den Waffen und zog voll patriotischer Begeisterung in den Kampf, als die Nachricht kam, daß die britische Flotte den Potomac hinauffahre und die Hauptstadt bedrohe. Nicht seine Schuld war es, daß er zuletzt doch nicht ins Feuer kam und — ohne kriegerische Lorbeeren geerntet zu haben, — wieder in das ruhigere Kaufmannsleben zurückkehrte. Als Compagnon trat er jetzt in ein Haus in Baltimore ein. Damals legte er folgendes Gelübde ab: „Wenn Gott mein Leben erhält und mir Glück im Geschäfte gibt, dann will ich das Eigenthum, welches ich einst besitzen werde, zu seiner Ehre verwenden, indem ich das Beste meiner Mitmenschen überall zu fördern suche, wo sie ihre Ansprüche am meisten an mich zu weisen scheinen."

Was der Jüngling gelobt, — der Mann hat es gehalten mit bewundernswerther Treue.

Durch unablässige Arbeit gelang es ihm, dem unbemittelten Anfänger, rasch emporzukommen, obgleich ihm die Erhaltung und Auferziehung der Familie seines Vaters allein oblag. Im Laufe der Zeit führten ihn seine immer umfangreicheren Geschäfte öfters nach Europa, besonders nach England, und endlich schlug er seinen Wohnsitz ganz in London auf, wo er das große Banquiergeschäft gründete, das ihn rasch zum reichen Manne machte.

Die Geschichte seines Lebens bleibt noch zu schreiben; bei seiner großen Anspruchlosigkeit sind nur wenige Züge bisher daraus bekannt. Die 250,000 Pfd. Sterling — über anderthalb Millionen Thaler — die er 1862 und 1865 für die Armen von London schenkte, sind keineswegs die erste und die einzige Gabe, zu der er seinen Reichthum verwandet. An sein Vaterland hatte er zuerst gedacht. Schon im Jahre 1852 gründete er das oben erwähnte Erziehungsinstitut in Danvers, das u. a. eine Bibliothek von 12,000 Bänden besitzt, mit einer Summe von 30,000 Pfund. Fünf Jahre danach, 1857, baute und dotirte er in Baltimore, wo er seine Geschäftslaufbahn begonnen, ein großes, wissenschaftliches Institut, das bereits ihm über 100,000 Pfund gekostet hat. Und wieder fünf Jahre später, in einer Zeit, wo die Spannung zwischen seinem Vaterlande und England so hoch gestiegen, wo die englischen Zeitungen täglich ihren Geifer über den Norden der Vereinigten Staaten ergossen, bot er — in seinem Herzen ein treuer Sohn seines Vaterlandes — den Armen Londons den ersten Theil jener großartigen Summe dar, — eine That, die wohl kaum ihres Gleichen in den Annalen der Mildthätigkeit hat.

Jeden Lohn wies er zurück, weder einen Baronstitel, noch einen Orden wollte er annehmen; nur um einen Brief von der Königin, deren Schutz er so lange genossen, bat er, um ihn als Andenken mit in die alte Heimat zu nehmen. Die Bitte ward ihm gewährt, dazu ein Porträt Victorias — der Brief und Peabodys Antwort sind aus den Zeitungen bekannt. Damit begnügte sich der Mann, der sich noch ganz andere Verdienste, als die bereits genannten, erworben, — der Mann, der in einer Zeit nationaler Panik den Credit seines Vaterlandes gerettet, indem er für einen der größten Staaten desselben Bürgschaft leistete; der Mann, der, als ein großer Congreß es unterließ, den Wunsch des Volkes zu erfüllen, selbst die Kosten jener berühmten arktischen Expedition übernahm, die unter Dr. Kane zur Errettung des armen Franklin und seiner Mannschaft ausfuhr. Das Ehrenbürgerrecht von London, das ihm 1862 bereits ertheilt wurde, und der über alle Begriffe stürmisch enthusiastische Empfang, mit dem er, kurz vor seinem Scheiden von London, in der Industrieausstellung der Arbeiterklassen in Guildhall begrüßt wurde, waren ungesuchte Ehrenbezeugungen, die der bescheidene Mann nie erwartet und gewünscht hatte.

Nicht nur der englische, auch Deutschlands und der deutschen Schweiz Bürgerstand, hat Vertreter aufzuweisen, die annähernd Aehnliches gethan, wie dieser Bürger Amerikas, — wir dürfen nur u. a. an Merian von Basel erinnern — obgleich wenige so Großes bei Lebzeiten, sondern meist erst nach ihrem Tode durch Legate zu thun pflegen. Und haben wir wohl ein Recht, wie wir glauben, solche Männer „fürstliche Wohlthäter" zu nennen, so sei auch das schließlich nicht vergessen, daß unter Deutschlands Fürsten nicht minder zahlreiche gewesen und noch sind, die durch ungewöhnliche Akte der Wohlthätigkeit hervorragen. Von einem solchen, der vor bald acht Jahren gestorben, nachdem er wohl weit über eine Million Thaler — meist ganz im Verborgenen — noch bei Lebzeiten verschenkt, soll ein anderes Mal die Rede sein. R. K.

Briefkasten.

Sehr häufig wird an uns von verschiedenen Correspondenten die Bitte gerichtet, pädagogische Themata in unsern Spalten zu behandeln, oder wenigstens hie und da auf gute, neue Schriften über Erziehung hinzuweisen. Der letzteren Zahl ist Legion, und die Auswahl keineswegs leicht, auch glauben wir, offen gestanden, nicht, daß die Mütter, die eigentlich ausschließlich danach verlangen, aus den meisten dieser theoretischen Helfer viel lernen können. Mutterliebe und eigene Erfahrung sind die besten pädagogischen Rathgeberinnen. Ein aus dieser Quelle hervorgegangenes, von einer erfahrenen Mutter geschriebenes Büchlein: „Der Kinder-Advokat. Von H. v. L. (Berlin W. Hertz) das neben mancher alten Wahrheit auch wirklich neue Gesichtspunkte über die Behandlung der Kinder darbietet und in ansprechender, sinniger Weise auf wenigen Blättern dieselben durchführt, sei deshalb denen genannt, die nach den Erfahrungen anderer begehren und von denselben lernen wollen. Zum Besten ganz junger Frauen und Mütter sei noch an ein anderes altbewährtes Buch erinnert, an das von Dr. Grenser in zwölfter Auflage herausgegebene Werk Ammons: „Die ersten Mutterpflichten und die erste Kinderpflege." (Leipzig, S. Hirzel), das in seiner Art ein klassisches genannt werden kann. — Dem Freunde F. H. F. in A. —, der „müde die Waage der Themis zu halten, sich zuweilen leider mit Versedrechseln beschäftigt," besten Dank für seine Grüße und seine frischbegeisterten Verse, die uns indes als „Rahmen" für das von ihm erwartete Bild nicht dienen konnten, da wir bereits einen anderen in Bereitschaft hatten. Auch sein Rath kam zu spät — wir sind indes gewiß, daß ihm die Portraits in der nächsten Nummer gefallen werden. — Herrn Pf. H. A. R. in J. b. L. — Ihrem Wunsche gemäß, haben wir ein Kölner Dombaulotterieloos (Nr. 131,847) gekauft und es der Kasse für das Rettungswesen zur See mit Ihren besten Wünschen für einen guten Erfolg übergeben. — Fr. M. St. in P. — Sie haben Recht; das Büchlein: Kurprinz Friedrich Wilhelm ist eine stark erweiterte und vervollständigte Ausgabe des im 1. Jahrg. des Daheim (Nr. 48, 49.) erschienenen Aufsatzes: „Aus Kurprinz Friedrich Wilhelms Kinderzeit," von Werner Hahn, dem Verf. des Lebens Zietens, Friedrich Wilhelm III. und Luise etc. — B. v. G. in Kiel — Wir können Ihnen die genaue Adresse unseres Mitarbeiters W. von Tecklenburg nicht angeben, da derselbe sich gegenwärtig noch auf Reisen befindet.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 22. December 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 12.**

Fröhliche Weihnachten.

Novelle von Arnold Wellmer.

(Fortsetzung.)

In der Ofenecke sitzt auf einem ledernen Großvaterstuhle ein alter, alter Mann. Sein Kinn ruht auf der Brust; er schläft.

Neben ihm steht eine Wiege mit einem schlummernden kleinen Kinde.

Das sind Urgroßvater und Urenkel — Theo und Rich Huke — ein altes und ein junges Kind! Ja, der alte Theo, der wie ein entthronter, zerbrochener Hüne auf seinem Stuhle hockt, ist beim Bergabsteigen von der Höhe des Lebens allmählich wieder im Thal der Kindheit angelangt. Sein Lebensabend ist — wie der Lebensmorgen seines Urenkels — ein lächelnder Traum.

Der alte Theo lächelt im Schlummer. Jetzt regt sich das Kind in der Wiege. Sogleich erwacht auch das greise Kind, schaukelt die Wiege und singt mit leiser, zitternder Stimme:

> Hänschen saß im Schornstein
> Und flickte seine Schuh,
> Da kam ein wackres Dirnel
> Und sprach dem Hänschen zu!

Und wie glücklich der Alte dabei lächelt! Was sonst im Zimmer geschieht, kümmert ihn nicht; er scheint den Besuch gar nicht zu bemerken!

„Fröhliche Weihnachten, Papa Theo!“ sagt Onkel Tob.

„Fröhliche Weihnachten, Kind!“ lächelt der Alte, — „brennt der Weihnachtsbaum schon?“

„Nein, Papa Theo, aber bald, sieh nur, dort steht er schon auf dem Tisch. Was wünschest Du Dir zum Christfest?“

„O, mein Vater hat schon für mich aufgebaut — wunderschöne Sachen — und einen funkelnden Christbaum; wenn ich kommen soll, ruft er sein Kind!“

Wie kindlich weihnachtsfröhlich leuchten die lichtblauen Augen des Greises.

„Else, nun sieh Dir Dein Pathchen auch ordentlich an, wie groß der Junge geworden ist!“ sagt Stina und nimmt den kleinen Rich aus der Wiege.

„Und wie hübsch das süße Kindchen ist, Stina, und wie klug es mich anschaut, laß es mich ein wenig umhertragen!“

„Da, Else, — übermorgen kömmt mein Junge auch aus dem dummen Vierteljahr heraus!“

„Aber nun, Else und Stina,“ unterbricht sie Onkel Tob, „zündet geschwind den Weihnachtsbaum an, sonst werfen unsere Jungen uns noch die Fenster ein — da fährt schon wieder ein Schneeball gegen den Laden. Ich werde noch ein Weilchen zu den Jungen hinausgehen und einige Schneebälle unter sie austheilen. In fünf Minuten sind wir da!“ — und Onkel Tob tritt auf den Hof hinaus.

„Schneeballen — schneeballen — ach ja, das ist hübsch!“ sagt Papa Theo mit seinem heiteren Lächeln.

Else legt ihr Pathchen in die Hände seines Großvaters — und dann lachen Else und Stina hell auf. Ja, es gibt auch wohl kaum etwas Lustigeres, als den alten Hünen Dorr in seinem Schafpelze zu sehen, wie er das Würmchen Rich auf seinen großen, flachen Händen balancirt, als fürchtete er, es durch seine schweren Finger zu zerdrücken — bis Stina ihm geschwinde das Kind wieder abnimmt und es unter Papa Theos Obhut in der Wiege unterbringt.

Das alte und das junge Kind sind bald wieder entschlummert.

Schon brennen einzelne Lichter an dem großen Tannenbaum, der in der Mitte einer langen Tafel prangt. Er ist reich behängt mit rothbäckigen Aepfeln und Herzen und Puppen aus Pfefferkuchenteig, Ketten von Pfeffernüssen und Rosinen ziehen sich von Zweig zu Zweig. Auf dem schneeweißen Tischtuche stehen ringsherum 12 Teller mit Aepfeln, Nüssen, Pfefferkuchen und Semmelstollen hoch angefüllt. Daneben liegen in bunter Mischung: Jacken, Hosen, Westen, Tücher, Strümpfe, Mützen, Holzpantoffeln, Schreibebücher, Griffel, Mundharmonikas, Flöten, Trompeten, Knarren, Taschenmesser &c.

Kaum ist Onkel Tob aus der Stube, so tritt Tante Rosaura eine eilige Wanderung um den Tisch an und legt neben jeden Teller ein hübsches Knabenhemde. — „Stina, es ist kein Faden Baumwolle darin, ich habe den Flachs selbst gesponnen und weben lassen und die Leinwand zugeschnitten, und Else und ich haben die Hemden genäht. Die werden den Jungen warm sitzen und bis nächste Weihnachten schon aushalten!“ — Dann zieht Tante Rosaura unter dem Tische

einen Marktkorb hervor und tritt einen zweiten Rundgang an. Es sind lauter kleine Papierpackete, die sie jetzt austheilt. Da sind Pfunde Reis, die in ihrem Innern noch artige Tütchen mit gestoßenem Zimmt und Zucker beherbergen, schon fertig gemischt, um den kinderfestlichen Milchreisbrei hübsch bräunlich damit zu überstreuen, — Pfunde Backpflaumen, die in kurzer Brühe geschmort, ganz köstlich zu den Schweinerippen munden werden, — halbe Pfunde Zucker und Kaffee, schon gebrannt und appetitlich duftend, daß auch in den Hütten der Armuth wenigstens am lieben Weihnachtsfest einmal echter, süßer Festkaffee getrunken werden kann — — aber Tante Rosaura möchte um alles in der Welt nicht, daß Onkel Tob mit seinen hinterlistigen Augen sie bei diesem Rundgange beobachtete. Nicht als ob Tante Rosaura nicht auf die allerehrlichste Weise zu diesen Colonialwaaren gekommen wäre — — die Geschäftsbücher von J. C. Strant und Comp. können sogar bekräftigen, daß Fräulein Rosaura Strant an diesem Nachmittage — Onkel Tob war im Comptoir beschäftigt — bei dem Jünglinge von vierzehn Jahren vorn im Laden bedeutende Einkäufe machte und baar bezahlte! Tante Rosaura würde aber vor Scham in den Boden sinken, wenn Onkel Tob merkte, daß sie ein Herz — ja ein gutes Herz hätte!

Onkel Tob, nachdem er sich lustig mit den Jungen geschneeballt, schreitet an der Spitze seiner zwölf Schützlinge in die warme helle Stube. Ein staunendes „Ah!!" entwischt den zwölf Jungen.

Onkel Tob tritt an jeden Teller und liest laut den Namen vor, der auf einem großen Pfefferkuchen mit Zuckerguß deutlich geschrieben steht. O, wie die Augen der Genannten bei dieser Vorlesung glänzen.

Else und Stina gehen von einem Teller zum andern und sprechen freundlich mit den Kindern und sagen jedem einzelnen, daß alle Herrlichkeiten, die unter und neben dem Zuckernamen liegen, von jetzt an ihm — ihm ganz allein gehören!

Die armen Kinder staunen die Schätze mit blitzenden Augen an, aber sie sind stumm vor Entzücken und vor Schüchternheit.

„Und nun, Jungen," — sagt Onkel Tob — „macht Euch lustig mit dem, was der heilige Christ Euch bescheert hat! Daß mir aber keiner ein Stück von seinem Teller nascht, das sollt Ihr mit nach Hause nehmen für morgen, wer es gut mit sich meint, hebt sich zu übermorgen auch noch ein Stück Pfefferkuchen auf. Hier sollt Ihr Euch doch redlich satt essen an Rosinenstolle und Warmbier!"

„Lieber Onkel" — flüsterte Else — „wir haben ja aber noch kein Weihnachtslied gesungen!"

„Du hast Recht, Else, wie konnte ich das nur vergessen!"

Und Else stimmt mit ihrer hellen Stimme an, und Stina stimmt ein, und Onkel Tob versucht es wenigstens redlich, mit einzustimmen, aber es fehlt ihm geradezu alles, was außer dem guten Willen noch zum Singen von Weihnachtsliedern gehört, — von Stimme und Gehör hat der arme Onkel auch nicht ein Pröbchen abbekommen — und der Hüne Dorr brummt dazwischen — und der alte Theo in der Ofenecke erwacht nach den ersten Tönen und nickt lächelnd mit dem Kopfe und singt mit zitternder Stimme mit dem Chor der Alten und Jungen:

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!"

„Und nun zum Weihnachtsbier und Rosinenstolle!" — sagt Stina und schenkt aus dem einen großen, braunen Topfe in zwölf gleich große Henkeltöpfchen ein. Else schneidet die Stollen — nicht etwa in fingerdünne Streifchen, die kaum zu drei Häppchen reichen — nein, kein Gedanke daran, Else säbelt mit dem großen Käsemesser des Geschäfts so derbe Stücke ab, daß die hungrigen Mäulchen nur mit Mühe überbeißen können. Onkel Tob hat alle Hände voll zu thun, seinen Jungen einen regelrechten Gänsemarsch am Warmbier vorbei und um den Weihnachtstisch herum beizubringen. Ohne einige freundschaftliche Klapse geht's dabei natürlich nicht ab.

„Und nun noch ein lustiges Weihnachtslied, Jungen," ruft Onkel Tob, der — beiläufig bemerkt — drei Monate jünger als Tante Rosaura ist, „mir ist heute Abend selber so singerig zu Muthe, wie lange nicht — ja, es zuckt mir sogar in den alten Füßen, Tantchen, als könnte ich mit Ihnen ein so lustiges Tänzchen riskiren," wie auf Ihrer Kindtaufe, wo ich zum letzten Mal tanzte! — Else, Kopf hoch, sollst heute Abend noch Ursache genug haben, lustig zu sein und zu singen und springen, jetzt sei Deinem alten Onkel zu Liebe mal wieder so von Herzen vergnügt, wie Du früher immer zu Weihnachten warst und jetzt alle angefaßt, wir wollen einen gemüthlichen Ringel-Singetanz rutschen!"

Und jetzt stimmt Onkel Tob an — er thut wenigstens sein Bestes — und Else und Stina und die zwölf Kinder stimmen mit hellen Kehlen ein, und Papa Dorr brummt, und Tante Rosaura summt, wenn Onkel Tob sein vergnügtes Gesicht grade nach einer andern Seite wendet, und der alte Theo erwacht nach den ersten Tönen und schaut sich verwundert mit den kindlichen, hellen Augen um und nickt lächelnd und singt leise und zitternd mit:

Kinder, laßt uns fröhlich sein,
Heil'ger Christ uns ladet ein,
Ein Mal werden wir noch wach,
Heisa! morgen ist Weihnachtstag!"

Singend und chassirend geht's lustig um den brennenden Weihnachtsbaum herum!

Sie merken zuerst gar nicht, daß sich die Küchenthür weit aufthut, und nach und nach sieben Gesichter erscheinen, die sich so künstlich in der Oeffnung zwischen den beiden Thürpfosten zu drapiren wissen, daß alle zugleich sehen und gesehen werden können.

Da ist in der Draperie zuerst ein recht altes, grämliches Gesicht, hager und ledern, mit kalten, grauen Augen und dichtem, hochstehendem Haar, die schmalen Lippen sind fest zusammengekniffen, und eine Feder steckt hinter dem Ohr. Ja, man kann sich dies Ohr ohne Feder gar nicht denken. Dies Gesicht ist nichts weniger, als weihnachtsfröhlich, wie jeder ja selber sieht. Zu dem Gesicht gehört ein kleiner, dürrer Leib, der in schwarzen, recht glänzenden Kleidern schlottert. Aber, o weh! dieser Glanz duftet sehr verdächtig nach Leinöl und Heringslake.

Neben diesem strengen, alten Gesichte lacht — circa 18 Zoll niedriger — ein hübsches, rosiges Kindergesicht. Dies lustige Gesichtchen und der ganze kleine zierliche Junge, dem es zum ausschließlichen Eigenthum angehört, sehen kaum älter, als zehn Jahre aus — und doch sind sie schon im letzten Herbste rechtmäßig miteinander confirmirt.

Ferner drapiren sich in der Thüröffnung noch ein großes, rothes Gesicht, die Vorderfront eines kugelrunden Kahlkopfes, über dem einige Dutzend sorgfältig mit Ricinusöl gesalbte Haare in symmetrischen Linien ausgespannt sind — und ein blasses Gesicht, das sich beständig melancholisch auf die linke Seite neigt, — und ein flottes Gesicht mit einem Schnauzbärtchen und Henriquatre, zu dem Sonntagnachmittags beim Spazierengehen nothwendig die allermodernsten Halskragen und lilafarbenen Glacés und Reitstöckchen und Lorgnon gehören — und ein semmelblondes Gesicht, das vom eigenen Fette wunderbar glänzt, und endlich ist da ein Gesicht, von dem sich weiter nicht viel sagen läßt, als daß sechzig von der Sorte auf ein Schock gehen!

Natürlich gehören diese sieben Gesichter in Stinas Küchenthür dem Herrn J. C. Strant und seinen sechs Ladenjünglingen zum unbeschränkten Eigenthum, voran „der Meister", wie ihn die sechs Jünglinge von 14—41 Jahren unter sich tituliren — hinterher „die Diener", wie „der Meister" die Sechse vor allen Kunden nennt.

„Unsinn!" — sagt J. C. Strant nach dem ersten Blick auf den lustigen Weihnachtstanz und den brennenden Tannenbaum.

„Unsinn!" murmeln die sechs Diener pflichtschuldigst nach.

„Blödsinn!" — sagt J. C. Strant nach dem zweiten Blick — „mit anderer Leute Kindern sein Geld und seine Zeit zu vertrödeln!"

„Blödsinn!" — klingt ein sechsfaches Gemurmel sittlicher Entrüstung hinterher.

„Wahnsinn, mit Bettelkindern tanzen und alberne Lieder singen!"

„Wahnsinn!" tönt das Echo sechs Mal wieder. Die Jünglinge überstürzen sich fast im Dienereifer!

„Diese Menge bunter Wachslichter — Jacken — Holzpantoffel — und gar Spielsachen und Näschereien — — Mittel gegen schnellen Reichthum!" sagt der Meister.

„Mittel gegen schnellen Reichthum!" dienern die Sechse.

Das ist die vierte von J. C. Strants Redensarten, die er abwechselnd gebraucht, wie's ihm grade paßt. Unsinn — Blödsinn — Wahnsinn ist für ihn alles, was nicht zum „Geschäft" gehört — je nachdem.

Außer dem Geschäft liebt J. C. Strant nur noch ein Persönchen auf der Welt — die kleine Else. Ja, er liebt sie sogar mehr, als man einem so soliden, praktischen Geschäftsmann eigentlich zutrauen sollte. Aber er liebt seine Else auf die praktischste Weise. Sein ganzes Geschäftsstreben geht dahin, sie reich — das bedeutet in seinen

Augen — sie glücklich zu machen. Er wird seiner Else so leicht keinen Wunsch abschlagen, wenn es ihm auch ein gut Stück Geld kostet, aber sein Geschäftsverstand muß erst das Gutachten: „Praktisch!" — oder wenigstens: „Im Ganzen nicht unpraktisch!" darüber abgegeben haben.

Unter ganz besonderen Umständen hat der Vater schon Wünsche der Tochter erfüllt, unter die der Geschäftsverstand sein „Unsinn!" — ja sogar: „Blödsinn!" gesetzt hatte — — aber stand einmal das entsetzliche: „Wahnsinn!" darunter, dann war alles vorbei. Da hätten alle Doctoren der Welt kommen können und sagen: „Das arme kleine Herz Deiner einzigen Else wird darüber brechen!" — Der Geschäftsmann hätte das Todesurtheil nicht zurückgenommen — — und darum — ja, darum mußte der arme Walter in die weite Welt gehen! Und trotz alledem liebt unsere kleine Else ihren Vater mit dem grausamen Geschäftsverstande auf das innigste — sie kann eben nicht anders.

Der Reigentanz und das Weihnachtslied gehen fröhlich weiter.

„Nur heran, Herr Schwager, ein Weihnachtstänzchen in Ehren läßt das alte Haus J. C. Strant auch noch nicht einfallen!" ruft Onkel Tob aus dem Singen nach der Thür zu.

„Ich und tanzen — Wahnsinn!"

„Nun, so springt ihr jungen Leute wenigstens geschwind ein, es ist höchstens alle Jahr ein Mal Weihnachten!" ruft Onkel Tob, als er der Küchenthür wieder nahe kommt.

O, da seht geschwinde, wie die sechs Jünglinge auf ein Mal den Mund öffnen: „Wir und tanzen — —" der Mund bleibt weit offen stehen, als wollte noch ein Wörtchen draus hervorspringen, aber der Respect ergriff es im letzten Augenblick beim Schopf und zog es hurtig wieder zurück.

Und weiter wird gesungen und weiter wird getanzt, leichtherzig und leichtfüßig, wie nur ein Dutzend überglückliche Jungen es zu Stande bringen!

Der alte Theo und der kleine Rich schlummern sanft und lächeln im Traume. Der Weihnachtsgesang ist dem alten und dem jungen Kinde ein süßes Wiegenlied.

Plötzlich ist J. C. Strant verschwunden, selbst die Diener haben den Meister nicht fortgehen sehen, so eifrig tanzten und sangen ihre Augen und Ohren mit. Das flotte Gesicht bemerkt zuerst die Abwesenheit des gefürchteten Meisters. „Er ist nicht mehr hier!" flüstert es mit dem allerflottesten Freiheitslächeln. „Er ist fort!" tönt es im Chor, wie ein Aufathmen vom Alpdrücken. Ein wunderbarer Glanz leuchtet von den sechs Gesichtern in der Küchenthür, aber am meisten glänzt doch das semmelblonde Gesicht, vermöge seiner glücklichen Naturanlagen.

Alle sechs schließen sich rasch dem Tanze an. Rutsch! — rutsch! — rutsch! geht's um den blitzenden Weihnachtsbaum herum!

Etwa eine Stunde vor diesem Festjubel saßen Dorrchen Huke und Onkel Tob in dem fast dunklen Comptoir neben der Wohnstube, wo Tante Rosaura den Weihnachtsbaum künstlerisch aufputzte und Else strickend in Italien umherstreifte, steckten ihre Köpfe zusammen und flüsterten.

„Also hierher führst Du ihn ganz heimlich und hältst auch gegen Stina reinen Mund, Dorrchen. Er soll aber still sitzen und mir die Ueberraschung nicht verderben, — wenn ihm die Zeit lang wird, kann er sich hier die Käferbilder ansehen, es sind hübsche Creaturen dazu gekommen, seit er fort ist. Die Beleuchtung ist zwar schlecht, aber wenn er sie gegen dies Thürfenster hält, wird's schon gehen. Ein Paar Finger breit können wir sogar die Gardine zurückschieben, daß das Lampenlicht besser hineinfällt. Und dann vergiß mir nicht, Dorrchen, ihm ein Glas heißen Grog zu bringen, denn der arme Junge wird bei dieser bitterlichen Kälte und der weiten Reise ausgefroren sein, wie ein Stockfisch in Lappland!"

„Gut, Herr Mäuslein, das wollen wir besorgen, daß es eine Lust sein soll. Solch einen lustigen Auftrag habe ich bei J. C. Strant noch niemals gehabt. Sie wissen ja, wir waren uns früher so von Herzen gut, wie leibliche Brüder. Ein todter Hecht soll nicht stummer sein, als ich. Stina hatte so etwas von Heimlichkeiten gemerkt und nahm mich vorhin ins Examen, aber ich habe die Feuerprobe glänzend bestanden, und das will doch schon was sagen — nicht wahr, Herr Mäuslein?"

Und dann war Onkel Tob eine Weile allein in dem dämmerigen Comptoir geblieben und sinnend auf und ab gegangen, die Hände auf dem Rücken gekreuzt.

Onkel Tob dachte an alte Zeiten, wie er die kleine jubelnde Else hoch auf seinen Schultern durchs Zimmer trug und sein kleines Frauchen nannte; wie er mit den beiden fröhlichen Kindern, Walter und Else, durch Feld und Wald streifte und Käfer und Schmetterlinge fing, wie er mit ihnen Drachen steigen ließ und Kaninchenhütten baute. Onkel Tob dachte daran, wie er damals wohl zuweilen so thöricht geträumt, Else, sein kleines Frauchen, könne dereinst noch anders zu ihm sagen, als „Onkel Tob!" Hatte doch J. C. Strant selber nicht undeutlich merken lassen, er finde es sehr praktisch, wenn seine Else und — es wird mir schwer, es niederzuschreiben, aber es muß sein — der dicke Onkel Tob ein Paar würden. Und dann dachte Onkel Tob an einen Weihnachtsabend — gerade heut vor fünf Jahren, wo Else viele, viele heiße Thränen weinte und er zum ersten Mal klar einsah, daß sein schöner Herzenstraum eben nur ein thörichter Onkeltraum war! O, wie that dem armen Onkel da zuerst das Herz so weh — so weh, wie noch nie in seinem Leben — — aber, als er Else schluchzen hörte, als müßte ihr das kleine Herz brechen — da schüttelte er sich heftig und fuhr sich über die Augen und schloß Else und Walter in die Arme und sagte mit gepreßter Stimme: „Verlaßt Euch auf den lieben Gott dort oben und auf Onkel Tob hier unten, Kinder, — es wird noch alles, alles gut!" Und dann lief er hinaus in den winterlichen Garten und weinte laut auf! Aber in derselben Stunde noch gab er sich das Wort und die Hand eines Ehrenmannes darauf, daß Elsens Augen dereinst im hellsten Glücke strahlen sollten — und koste es auch den einzigen Frühlingstraum eines alten Junggesellenherzens!

An dies alles hatte Onkel Tob in dem dämmrigen Comptoir gedacht und die Augen waren ihm feucht geworden. Wie er dies aber merkte, schüttelte er sich so mächtig, daß der Ofen mitzitterte und fuhr sich hastig mit der Hand über die Augen, gerade wie vor fünf Jahren, — und dann öffnete er die Glasthür und trat ins Wohnzimmer und erschreckte Tante Rosaura durch seine närrische Laune so, daß sie vom Stuhl herab in seine Arme fiel — wie der Leser hoffentlich noch nicht vergessen hat!

Dorrchen Huke schleicht sich verstohlen durch den Thorweg auf die Straße. Der Mond scheint hell, und es ist bitterkalt. Der junge Hausknecht knöpft sich seinen Kalmuckrock bis ans Kinn zu und zieht die Pudelmütze tief in das gutmüthige Gesicht hinab. Er bindet sich sogar noch einen hübschen rothen Shawl um den Hals — nicht, als ob Dorrchen ein weichlicher Hausknecht wäre — nein, im Gegentheil, er hat Muskeln wie Eisen und gar keine Nerven, und den Schnupfen kennt er nur von Hörensagen. Aber dennoch zieht er die Mütze über die Ohren und knöpft den Rock bis ans Kinn zu, weil sein kleines Frauchen es ihm auf das strengste anbefohlen hat.

Der Schnee knistert unter seinen schweren Tritten, da er eilig durch die Straßen schreitet. Jetzt sind schon sehr viele Fenster blendend hell erleuchtet; wo gut eingeheizt ist, daß die Eisblumen verblühten, kann er auf brennende Weihnachtsbäume und fröhlich hüpfende Kinder blicken.

Männer mit den verschiedenartigsten Päcken und Päckchen eilen über die Straße, daß der Schnee unter ihren hastigen Schritten nach allen Seiten davonstäubt. Sie waren von den Lasten des Lebens so sehr bepackt, daß sie erst jetzt ein wenig Zeit fanden, die leichten Bürden eigenhändig eingekaufter Weihnachtsgeschenke für Weib und Kind an den eigenen trauten Herd zu tragen!

Leute eilen nach der Post, um vor Thoresschluß noch ein Weihnachtsgeschenk von fernen Lieben in Empfang zu nehmen — Leute eilen nach dem Bahnhofe, um einen lieben Weihnachtsgast zu erwarten.

Nach dem Bahnhofe geht auch Dorrchen Huke. Er steigt die Stufen zum Perron hinauf — ei, bei dem Scheine der Laterne sehen wir zum ersten Mal ganz deutlich, daß Dorrchen nothwendig einen ganz respectablen Schnurrbart besitzen muß, denn woran hätte der Weihnachtsabend wohl sonst unter Dorrchen Nase seine vielen blanken Eiszäpfchen und Eiskügelchen aufhängen können?

Es wird noch eine volle Viertelstunde währen, ehe der Eisenbahnzug ankömmt. Wir brauchen aber nicht zu fürchten, daß unserem Freunde die Zeit inzwischen lang wird. Auf einem Bahnhofe gibt es immer etwas Heiteres oder Ernsthaftes oder Gleichgültiges zu sehen, besonders aber am Weihnachtsabende. Ich wüßte keinen Ort

in der Welt, wo ich mich am Weihnachtsabende besser unterhalten würde, als auf einem großen Bahnhofe, wo Zug auf Zug heranbraust und lauter Weihnachtsgesichter mitbringt.

Und jetzt braust der Zug heran. Seine großen Feueraugen leuchten heute ganz besonders hell, als wüßten sie, welche Freude sie machen. Selbst das schrille Pfeifen wird zur wohlklingendsten Musik, es flötet: „Nun sind wir da!"

(Schluß folgt.)

Ein Besuch beim General von Goeben.

Von unserem Berichterstatter.*)

„Goebens Brigade
„Der Danske Schade!
„Goebens Division
„Die Feinde flohn!"

Ich bin zu meinem großen Bedauern nicht im Stande, dem Leser den Namen des Verfassers dieser classischen Verse zu nennen. Ich hörte sie von einem „Dreizehner" mit ziemlich lauter Stimme auf der Straße singen, als ich am Tage, nachdem ich die Ehre gehabt hatte, vom General von Falckenstein empfangen zu werden, in der Dämmerungsstunde Sr. Excellenz, dem Generallieutenant von Goeben, meine Aufwartung machte. Münster ist nicht groß, dennoch hatte ich meinen Weg verfehlt und wandte mich an den Sänger, um ihn um Bescheid zu fragen. Er sah mich groß an, — schien etwas verwirrt und sagte mir dann . . . daß er es nicht wisse. Ich mußte versuchen, meinen Weg selbst zu finden, aber kaum hatte jener mich aus den Augen verloren, als ich ihn schon wieder dasselbe singen hörte. — Es ist wahrscheinlich, daß ich mich im Kreise bewegte, um die Wohnung des Generals zu suchen, denn kaum war ich fünf Minuten gegangen, als ich von neuem jenem Soldaten begegnete, der dieses Mal in Begleitung zweier anderer mir entgegenkam. Sie gingen an mir vorüber, und ich hörte den ersten zu seinen Kameraden sagen: „Der will zu General Goeben!" — worauf die anderen den Kopf nach mir wandten und zu lachen anfingen. — Ich begriff das nicht; — was war denn da zu lachen? — Ein Vorübergehender wies mir endlich den richtigen Weg, und einige Minuten später stand ich vor der Thür des Commandeurs der 13. Division, immer noch mit dem „Goebens Brigade ꝛc." im Ohr und an die erstaunten Gesichter der Soldaten denkend, als ihr Kamerad ihnen sagte, „daß d e r zu General Goeben wolle."

Es war seit dem Beginn des Feldzuges mein sehnlicher Wunsch gewesen, vorzüglich diesen General zu sehen, da er gerade nach allem, was ich von ihm gehört und gesehen hatte, eine ganz andere Schule durchgemacht hatte, wie unsere übrigen Führer, und sich selbst die eigentliche Grundkenntniß seiner so bedeutenden militärischen Fähigkeiten in einem Lande — in Spanien, — erworben hatte, einem Lande, welches ich über alle anderen liebe, und wo ich so oft von den deutschen Officieren mir hatte erzählen lassen, die ihren Degen zur Verfügung des Infanten Don Carlos gestellt und sich dort sämmtlich ausgezeichnet hatten. Man kennt bei uns nicht genug jenen Krieg, den die Carlisten sieben Jahre lang gegen die Christinos geführt haben; man hat mit Begier die Verläumdungen der englischen und französischen Presse damals aufgenommen; jedoch alles, was heldenmüthig und groß war, hatte man entweder verschwiegen oder durch Zweifel und Spöttereien zu verringern gesucht! Der Mann jedoch, — das wußte ich bestimmt, der die Schule eines solchen Krieges mit Auszeichnung durchgemacht hatte, mußte, wenn sich ihm die Gelegenheit bot, auch etwas Ausgezeichnetes in seinem Vaterlande leisten. Wenn die so überraschenden Siegesnachrichten der Mainarmee mir zukamen, freute ich mich jedesmal nicht allein über jene Siegesnachrichten, sondern ich fühlte auch eine innere Genugthuung, daß das, was ich vorhergesehen, sich so genau erfüllte und der Name des Generallieutenants von Goeben sich mit jeder Siegesnachricht fast selbstverständlich vermischte.

Seit dem Besuche, den ich am vorhergehenden Tage gemacht und nach den Worten, die der General von Falckenstein mir gesagt, in denen er mit Enthusiasmus, ich möchte sagen, mit Bewunderung von den Leistungen des Generals von Goeben gesprochen, konnte ich meine Ungeduld, ihn kennen zu lernen, kaum zügeln und hatte nur die eine Furcht, daß die Empfehlungen, welche mir vorangegangen waren, nicht genügen würden, um von ihm so freundlich empfangen zu werden, wie von den Generalen von Moltke und Falckenstein.

Man führte mich in das Arbeitszimmer des Generals, in welchem er mich erwartete, und meine Befürchtungen schienen mir in den ersten Augenblicken vollständig gerechtfertigt, denn sein Empfang hatte jenen Anschein, den die Franzosen politesse glaciale zu nennen pflegen und der nicht im geringsten aufmuntert. Er erzählte mir gleich, daß er am selben Tage einen Brief bekommen habe, in welchem irgend ein Verleger oder Schriftsteller ihn um Details aus seinem Leben gebeten hätte und das mit einer sans gêne, die, wie er mir sagte, wirklich „bemerkenswerth" wäre.

Ich glaube, daß ich bei diesen Worten roth ward, denn ich bildete mir ein — und die Vermuthung lag nahe genug — daß dies ein Seitenhieb auf den neugierigen Berichterstatter des Daheim wäre, der mit solcher Indiscretion seit einiger Zeit sich die Aufgabe gestellt hatte, dem Publicum das Leben derjenigen Männer, welche sich in diesem Jahre unvergängliche Lorbeeren errungen haben, zu schildern.

Doch ich war mir meiner Aufgabe bewußt und glaubte, die Anspielung des Generals nicht beachten zu müssen. Ich beschloß, einen resoluten Angriff auf den Commandeur der 13. Division zu machen.

„Wollen mir Excellenz erlauben," sagte ich, „Ihnen das Vergnügen zu schildern, mit welchem ich Ihr erstes Werk „Vier Jahre in Spanien" gelesen habe, sowie Ihr letztes „Der Marokkanische Krieg?"

Der General machte eine stumme Kopfbewegung.

„Es ist schade," fuhr ich fort, „daß diese Werke nicht mehr in die Oeffentlichkeit gelangt sind, denn beide geben ein treffliches Bild über dieses merkwürdige Land, welches noch fast gar nicht bei uns bekannt ist."

Der General zuckte leicht mit den Schultern.

„Und wer bekümmert sich denn in Deutschland um Spanien?" sagte er, „ich meine, wer gibt sich die Mühe, dieses Land kennen zu lernen? In allen Zeitungen Deutschlands herrscht in Bezug auf Spanien eine merkwürdige Uebereinstimmung im Verkennen der dortigen Verhältnisse. Zu welcher Partei auch die Zeitung gehören möge, — selbst vom Standpunkte ihrer Partei beurtheilt sie das Land falsch, oder besser gesagt, oberflächlich!"

„Ich bin erfreut," — erwiderte ich — „ganz Ew. Excellenz Meinung zu theilen. Für diejenigen, die längere Zeit in Spanien verweilt haben, ist die Geringschätzung, mit welcher deutsche und sogar französische Zeitungen dies Land behandeln, wirklich auffallend."

„Sehr richtig!" — erwiderte der General kurz und schwieg.

Ich sah ein, daß mein Angriff zurückgeschlagen war, doch ich fühlte mich noch zu stark, um mein Vorhaben als ein verlorenes aufzugeben.

„Dürfte ich Ew. Excellenz bitten," — fuhr ich fort, — „mir zu sagen, was Sie von dem Gerüchte der Vergiftung der Wunde Zumalacarreguis, welches immer noch in Spanien cursirt, halten?"

„Unsinn!" — rief er, indem er eine brüske Bewegung machte, „heute müßte man darüber doch im Klaren sein. — Ich weiß, damals erzählte man, daß der Held von der Hofpartei des Königs vergiftet sein sollte; es ist dies die widersinnigste Verläumdung, die ich je gehört, doch" — fuhr er, sich etwas besänftigend, fort — „damals fiel man leicht in solchen Glauben. Ich selbst habe ja jahrelang die Ueberzeugung gehabt, habe es sogar drucken lassen, daß die Christinos die Energie Cabreras durch Gift gebrochen hätten. Später thut es einem leid, gegen die feindliche Partei solche Anklage ohne genügende Beweise gerichtet zu haben — aber ich habe geschrieben, wie ich gefochten habe, — mit glühender Verehrung für das Princip der Legitimität, mit glühendem Hasse gegen die Christinos! — Doch Pardon! — Sie scheinen sich sehr für spanische Verhältnisse zu interessiren?"

„Außerordentlich, Excellenz, da ich lange Jahre, — die schönsten Jugendjahre — dort verlebt habe!"

*) Jeder Nachdruck ohne unsere ausdrückliche Erlaubniß wird mit allen Mitteln des Gesetzes verfolgt.
Redaction und Verlagshandlung des „Daheim".



Vogel von Falckenstein und Goeben.

Originalzeichnung von C. Hartmann.

Die Kruste war gebrochen; — es war nicht mehr der neugierige Berichterstatter, der dem General gegenüber saß, sondern ein Mann, der lange und in späterer Zeit in dem Lande gelebt, wo auch er die schönsten Jahre seines Jünglingsalters verbracht hatte. — Wir hatten uns jetzt so gar viel von jenem wunderbaren Lande zu erzählen, nach welchem man sich stets zurücksehnt, wenn man Jahre dort verlebt hat, — daß, ich glaube, wir beide vollständig vergessen hatten, welchen Zweck mein Besuch eigentlich hatte. Wir sprachen von Sachen und Personen der Neuzeit Spaniens, und da wir beide stets von entgegengesetzten Gesichtspunkten betrachteten, so kann, — ich meinerseits wenigstens, — behaupten, daß ich selten mich so in die Vergangenheit wieder hinein zu leben fähig gewesen war, als bei dieser Plauderei. — Alles andere war natürlich vollständig vergessen, — ja sogar die glorreiche Gegenwart — der Feldzug der Mainarmee; — alles; — unsere Gedankenwelt lag jenseits der Pyrenäen.

Es war unterdessen dunkel geworden — wir hatten es nicht bemerkt, und der Diener brachte Licht. — Der Leser wird wohl schon bemerkt haben, daß eine plötzlich sich ändernde Beleuchtung ein ganzes Gedankengerüst in einem Nu umreißt und am meisten dazu geeignet ist, die Träume der Vergangenheit zu verscheuchen und uns zur Gegenwart zurückzuführen!

So geschah es auch jetzt; — mit dem Lichte verschwand das Andenken an Spanien, wie der letzte wehmüthige Accord einer Guitarre, die in den alten Straßen Cordovas eine Copla begleitet. — Ich trennte mich ungern von der Unterhaltung über Spanien; — doch ich wußte wohl, daß, wenn der General mir von der Gegenwart erzählen wollte, ich bald reichlichen, geistigen Ersatz für das verlassene Thema finden würde. — Jetzt konnte ich auch meine Bitte vortragen, mit der Gewißheit, daß dieselbe einen günstigen Erfolg haben würde; denn der General war jetzt eben so freundlich und liebenswürdig, wie er bei meinem Eintritte ceremoniös gewesen.

Er sann einen Augenblick nach, als ich ihn bat, mir aus seinem vergangenen Leben zu erzählen; — dann sagte er:

„Was habe ich auf der Schule leiden müssen! — davon haben Sie keinen Begriff — und wissen Sie, warum? — weil ich schon als Knabe mit Kopf und Herz ein enthusiastischer Preuße war. Wie das kam, weiß ich selbst nicht; aber jedesmal, wenn ich ein Gedicht meiner Wahl recitiren sollte, besang das Gedicht eine preußische Heldenthat; alle meine historischen Aufsätze waren der preußischen Geschichte entnommen, und wenn ich mit meinen Altersgenossen gewichtig über Politik discutirte, so vertrat ich stets energisch die Meinung, daß Preußen das Non plus ultra aller Länder wäre! Es war, ich ver-

sichere es Ihnen, eine reine Gefühlssache, eine Art von nervösem Enthusiasmus, der mich zu Preußen hinzog, von dem ich mir selbst so recht nie Rechenschaft geben konnte; — ja wahrlich, eine Gefühlssache war es, denn meinen Kameraden, — alles Hannoveraner, — gefiel das nicht im geringsten, stets Preußens Lob aus allen Tonarten von mir zu hören — bald wurde ich unbeliebt bei ihnen — dann sogar verhaßt . . . und schließlich endeten unsere Discussionen selten ohne handgreifliche Argumentationen, und dann wurden mir die Vorzüge Hannovers vor Preußen dermaßen drastisch beigebracht, daß ich mich wirklich oft, und im vollkommensten Sinne des Wortes, als Märtyrer meiner Sympathie betrachten konnte. Daß meine Familie mit solchen Gesinnungen meinerseits das größte Bedenken trug, mich in den hannoverischen Militärdienst treten zu lassen, nachdem ich meine Schulbildung vollendet, wird Ihnen begreiflich sein, und da ich auch durchaus keine andere Carriere erwählen wollte, so wußte man sich am Ende nicht anders zu helfen, als mir die Erlaubniß zu geben, als Freiwilliger in ein preußisches Regiment zu treten."

„Wie, Excellenz," — unterbrach ich — „Sie sind der jüngste Generallieutenant unserer Armee, und gerade Sie haben von der Pike an gedient?"

„Ja! es ist sonderbar, nicht wahr? aber ich habe ein merkwürdiges Soldatenglück, das, wenn es mich auch manchmal auf kurze Zeit zu verlassen schien, mir doch bald darauf wieder seine Treue bewies. — Nachdem ich ein Jahr gedient, machte ich mein Fähnrichsexamen und ward bald darauf Secondelieutenant. Jetzt war der Traum meiner Jugend erfüllt, — ich war preußischer Officier! .... ja, aber wenn Sie glauben, daß ich nun glücklich war, täuschen Sie sich. — Die Psychologen werden Ihnen sagen, daß die, welche glühend lieben, auch mit derselben Energie hassen können; und der Liebe, welche ich für Preußen hegte, stand in meiner Seele ein Haß zur Seite, der mit mir, ohne jeglichen Grund, schon als Knabe aufgewachsen war und dem jetzt — wo mein Wunsch, ein Preuße zu sein, befriedigt war — alle meine Gedanken nachhingen. — Ich haßte England! Sie lächeln? — o! wenn Sie wüßten, wie viel Pläne ich in meinen schlaflosen Nächten in jener Zeit zu Englands Verderben geschmiedet habe!"

„Erlauben Sie mir, Excellenz, Sie zu unterbrechen," sagte ich, „mein Lächeln galt nicht Ihrem jugendlichen Hasse, sondern ich dachte daran, daß es wohl nie ein Land gegeben hat, selbst Rom nicht, das so energisch gehaßt worden ist trotz aller seiner unbestreitbaren Eigenschaften, wie England. Es scheint mir für gewisse Charaktere ganz und gar unmöglich, Sympathien für England zu fühlen."

„Sie haben Recht," unterbrach mich der General, „es hat in allen Gegenden der Welt hunderttausende von Menschen gegeben, welche dasselbe Gefühl wie ich in ihrem Herzen gehegt haben; es gibt deren noch, glaube ich, und wenn in den letzten Jahren die Zahl dieser unerbittlichen Antagonisten sich vermindert hat, so glaube ich, ist der Grund davon darin zu suchen, daß England solche schlagende Beweise seiner Machtlosigkeit gegeben hat, daß man es eines energischen Hasses gar nicht mehr für werth hält. Doch mir tobte dieses unheimliche Gefühl damals mit solcher Kraft im Hirn, daß ich es befriedigen oder darüber untergehen mußte. Fremde, meistentheils französische Officiere hatten sich nach Indien begeben, hatten leichten Zugang bei den auf so schnöde Weise von den Engländern hintergangenen Fürsten jener Länder gefunden und sie überzeugt, daß nur eine Organisirung ihrer Armee nach europäischem Muster ihnen die Gewalt geben könne, dem verhaßten Feinde die Stirn zu bieten. Mehrere Napoleonische Officiere hatten an den Höfen von Lahore und Delhi hohe Würden und Aemter erhalten, und mehr noch, es war ihnen gelungen, wie man sagte, ziemlich gut geschulte Regimenter als Kern von neuen Armeen zu bilden. Diese Nachrichten gaben den Gefühlen, die mein Innerstes durchtobten, einen Anhaltepunkt, mein Entschluß war in wenigen Tagen gefaßt, nach Lahore wollte ich; — dort konnte ich einen Wirkungskreis finden, wo ich besser als irgendwo dem verhaßten England schaden konnte! — Und nun muß ich Ihnen von meinem Vater sprechen, dem würdigsten und verehrtesten aller Väter; er kannte mich besser, als alle anderen und begriff, daß man einem Charakter wie dem meinen nicht mit einem schroffen „Nein!" entgegentreten dürfe. Er kannte mich durch und durch, wußte, daß ich in der Politik ein Ultraroyalist war, und eine einfache Bemerkung seinerseits zerstörte den abenteuerlichen Plan meiner Reise nach Lahore, wie der leiseste Zugwind das Kartenhaus, welches ein Kind mit unendlicher Mühe sich erbaut hat. Er fragte mich ganz einfach, ob ich vergäße, daß der König von England auch König von Hannover — sein, meiner Geschwister und am Ende auch immer noch mein König wäre? Dies genügte, ich war sehr unglücklich, doch ich war überzeugt, daß es mir nicht erlaubt sein könnte, gegen den König von England zu kämpfen. Einige Zeit verging, da erfuhr man einen neuen Zug der Doppelzüngigkeit der englischen Regierung; sie wollte sich nicht an dem spanischen Erbfolgekrieg betheiligen, sie wollte keine Truppen, kein Schiff der von ihr protegirten Regierung der Infantin Isabella officiell zu Hilfe senden, und dennoch erlaubte sie dem Sir de Lacy Evans mit ihrem Gelde eine Freiwilligenlegion zu bilden und unter ihren Auspicien damit den bedrängten Christinos zu Hilfe zu eilen! Hier mußte mein Vater nachgeben, es war das die günstigste Gelegenheit, sowohl meinem Royalismus, als meinem Haß gegen England Genugthuung zu verschaffen; zumal da gar viele und bedeutende deutsche Officiere schon den Dienst ihres Vaterlandes verlassen und dem Könige Karl V. ihren Degen zur Verfügung gestellt hatten. Leicht erhielt ich die Erlaubniß der preußischen Regierung, welche dem heroischen Unternehmen Don Carlos die vollste Sympathie zollte, aus der Armee auszuscheiden, und am 31. Mai 1836 empfing mich der König von Spanien huldvoll als Officier in seiner Armee, nachdem ich, in Bauernkleidern und von Schmugglern geführt, die Grenze überschritten hatte."

Der General hielt einen Augenblick in seiner Erzählung inne, dann fuhr er mit festem Tone fort:

„Ich brauche Ihnen nichts von dem Riesenkampfe und von dem Theil, den ich daran nahm, zu erzählen; ich habe beides so gut, wie es mir nur irgend möglich war, beschrieben, nicht wie der gewöhnliche Geschichtsschreiber sagt: „als unparteischer Augenzeuge," nein! sondern so, wie ich gefochten habe, als Officier des Königs Karl V. Ich habe den Christinos Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber das Werk ist von einem Royalisten und Carlisten geschrieben, das kann man auf jeder Seite sehen; ich begreife auch nicht, wie es möglich ist, über einen solchen Gegenstand in meiner Lage anders zu schreiben.*)

„Vier Jahre, bis zum letzten Schusse, blieb ich im Dienste, wurde zwei Mal gefangen, erlitt unendliche Qualen und verlor fast das Augenlicht, wurde vier Mal im Gefecht verwundet und endlich nach der Beendigung des Krieges meuchlings überfallen und nur durch Gottes Fügung mit zerschmettertem Arme von diesem Ueberfall errettet. Ich verließ den Dienst als Oberstlieutenant im Generalstabe, und machte die Rückreise von Barcelona nach Frankreich zu Fuß, wobei ich Tagelang, da ich keinen Pfennig Geld hatte, mich von Brombeeren ernährte und von dem, was gutmüthige Weiber dem todesmatten, gespensterhaft bleichen Wanderer auf der Landstraße ungefordert gaben, langte . . . ich weiß heute noch nicht wie, in Perpignan an, und als ich hier verweigerte, mit meinem Grade in die französische Fremdenlegion einzutreten, da erlangte ich nicht einmal von der Regierung Louis Philipps die Erlaubniß, in Perpignan Briefe und Gelder meiner Familie aus Deutschland zu erwarten, sondern mußte, mit Zwangspaß versehen, schon am nächsten Morgen meine Fußreise nach Lyon antreten. Erlassen Sie mir die Erzählung dieser schrecklichen Tour; die Heimat hat eine unbeschreibliche Anziehungskraft. Der Gedanke, meinen Lieben zuzueilen, gab mir eine unbegreifliche Kraft! .... Ich habe alles erlitten, — alles, was menschliches Elend nur hervorbringen kann . . . alles!! . . . In Lyon erwarteten mich Briefe der Meinen! . . . Ich hatte Geld und konnte nun nach Hause eilen! . . . Alles war ja wie durch Zauberschlag jetzt vergessen, und als ich Deutschlands Boden wieder betrat, da glaubte ich von einem phantastischen Traume erwacht zu sein und . . . doch, ich bin nicht fähig, zu beschreiben, was ich empfand, als ich nach so vielen Gefahren, nach so unendlichen Leiden die Schwelle des Vaterhauses wieder überschritt. Ein ganzes Jahr gebrauchte ich, um mich zu erholen: dann erlangte ich von neuem die Erlaubniß, in die preußische Armee einzutreten mit meinem alten Grade als Secondelieutenant."

„Wie Excellenz!" rief ich erstaunt, „Sie haben sogar noch vier Jahre Dienstzeit verloren — und dabei dennoch dieses schnelle Avancement?"

*) Das Werk, auf das wir jeden Leser, der sich für Spanien und den General von Goeben interessirt, aufmerksam machen, hat den Titel: „Vier Jahre in Spanien" und ist 1841 im Verlage von Hahn in Hannover erschienen.

„Gewiß! Sie sehen, wie das Glück mir hold war; — ich avancirte schnell, kam fast gleich zum Generalstabe und habe denselben nur einmal verlassen, um als Hauptmann ein Jahr lang im 16. Infanterieregiment eine Compagnie zu führen! Dann wurde ich zum Stabe, dessen Chef General von Moltke war, versetzt und lebte eine mir unvergeßliche Zeit im täglichen Verkehr mit dem berühmten Strategen. Sie werden gehört haben, daß der General von Moltke der größte „Schweiger" ist, den man wohl finden kann; seine Gattin, durch das jahrelange, glückliche Zusammenleben mit dem wortkargen Herrn, hatte ganz dessen Gewohnheiten angenommen und schien mit ihm im Stillschweigen rivalisiren zu wollen; — und nun kam ich noch dazu, der von Natur wenig spricht und überdem die Kunst des Schweigens in spanischen Gefängnissen trefflich gelernt hatte und der überdies auf keine Weise die Harmonie stören wollte. Und so saßen wir in den langen Winterabenden beim traulichen Scheine der Lampe und der Tasse Thee und — „schwiegen uns alle drei etwas vor!" Man hätte uns für Trappisten halten können, wenn nicht von Zeit zu Zeit, — alle fünf Minuten etwa — irgend eine kurze Frage eine einsilbige Antwort erhalten hätte und so irgend ein Laut sich in dem stillen Raume hätte hören lassen. Es waren merkwürdige Abende, — und doch waren sie mir lieb und theuer; denn bei all seiner Schweigsamkeit ist General Moltke ein herzlicher und liebenswürdiger Herr ... doch das haben Sie ja auch erfahren. — Später kam ich nach Coblenz zum Stabe des damaligen Prinzen von Preußen, unseres jetzigen Königs, und erfreute mich seiner besonderen Gnade. Er ist im Dienste ein strenger Herr; aber ich glaube nicht, daß es viele so huldvolle Gebieter gibt, wie König Wilhelm, — und die in so hohem Grade, wie er, die Kunst verstehen, sich durch Herzlichkeit und Güte die Herzen ihrer Umgebung für immer zu gewinnen! ... Und so vergingen Jahre auf Jahre! was war aus dem unruhigen Jünglinge geworden, dem jedes Land zu eng war, — sein eigenes Vaterland, dann das seiner Wahl, — dann fast die Welt! ... Ein ruhiger preußischer Stabsofficier, der in der Ehe, welche er mit seiner Cousine eingegangen, ein wahrhaft deutsches Familienglück fand, und dem manchmal seine eigene Jugend als ein farbenreiches Traumbild verschwebte! So ward ich Generalmajor; die Hoffnung eines jeden Offiziers, — „die dicken Epauletten" — war für mich in Erfüllung gegangen, und da ich mich noch im besten Mannesalter befand, so durfte ich die Hoffnung nicht aufgeben, es sogar noch weiter zu bringen. — Da brach im Jahre 1860 der marokkanische Krieg aus. Zum ersten Male nach dem Bürgerkriege sollte sich Spanien einem auswärtigen Feinde gegenüber zeigen ... und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, meine alten Gegner im Felde zu sehen. Sie wissen, wie ich Urlaub erhielt und mit einigen preußischen Officieren den marokkanischen Feldzug mitmachte. Graf Kanitz, einer meiner Begleiter, hat ja im Daheim einige Skizzen dieses Krieges veröffentlicht. — Wer hätte mir je gesagt, als die Regierung der Königin Isabella mich gleich einem Vagabunden aus Spanien wegjagte, daß ich 20 Jahre später als preußischer General im Lager ihrer Truppen aufs liebenswürdigste würde aufgenommen werden; — ja noch mehr! — wie hätte ich es glauben können, daß ich, wie meine preußischen Kameraden, mich würde hinreißen lassen, inmitten des Gefechtes unter den Fahnen der Königin Isabella ... blank zu ziehen und mit preußischem Hurrah den Söhnen der Wüste deutsche Hiebe auszutheilen! — Wie wunderbar ist der Menschen Schicksal! — und wer hätte mir damals gesagt, daß ein preußischer Jägerlieutenant, der sich gleichfalls ins spanische Lager begeben hatte, sich mir anschloß und an dem Tage verwundet wurde — der Herr von Jena — 6 Jahre später mein Adjutant sein würde in einem ganz anderen Kriege ... wo ich mehr, als eine oft unerträgliche Zuschauerrolle bekleiden sollte; — doch das alles haben Sie ja in meinem „marokkanischen Kriege" gelesen!"

„Ja, und ich bitte Ew. Excellenz, Ihrem Verleger die größten Vorwürfe zu machen; denn das Werk ist fast nicht aus dem Kreise der Officiere gedrungen, während es, meiner Meinung nach, sich in jeder Bibliothek befinden müßte."

„Ich muß meinen Verleger in Schutz nehmen," erwiderte der General, „ich denke mir, das Werk allein ist daran Schuld, wenn es nicht weiter verbreitet ist ..."

„Wollen mir Excellenz erlauben, hierüber zu schweigen," sagte ich lachend.

„Warum?"

„Es ist schon für uns Schriftsteller unangenehm genug, wenn Männer, wie Ew. Excellenz, sich aufs Schriftstellern legen; denn Sie verderben uns die Verleger ganz und gar! ..."

„Ja, ja!" unterbrach mich der General, gleichfalls lachend; — „ich sehe wohl ein, daß ich kein Schriftsteller bin; denn ich habe noch nicht gelernt, auf die Verleger zu räsonniren; ... doch — da wir von Schriftstellern sprechen — wissen Sie, was ich thun würde, wenn ich je Obercommandirender im Kriege würde? — Der Berichterstatter der Times müßte mir gleich über die Vorpostenlinie hinaus!"

„Immer noch der alte Haß gegen England, Excellenz? ..."

„Nein, aber im schleswig-holsteinischen Kriege, wo, wie Sie vielleicht wissen, ich eine Brigade commandirte ..."

„Bitte, Excellenz, ich weiß es ganz genau, es war die Brigade, welche einen so entschiedenen Antheil am Uebergang nach Alsen nahm."

„Ja! meine Westfalen! ... nun denn, in jenem Kriege erhielten wir die besten Nachrichten über Bewegungen, Stärke ꝛc. der Dänen durch die Berichte, welche der Timescorrespondent im dänischen Lager publicirte. Derjenige dieser Herren, welcher in unserem Lager war, hatte die Güte, uns manchmal sein Blatt zu senden; da das jedoch nicht regelmäßig geschah, so abonnirten General von Blumenthal und ich auf zwei Exemplare. Ich versichere Sie, das war lehrreicher für uns, als alle die Berichte der Spione. Ich kann nicht begreifen, wie man das in Kopenhagen geduldet hat. Diese Berichte waren ohne Zweifel von einem Sachverständigen geschrieben, das sah man gleich, und desto unbegreiflicher erschien es mir, daß ein solcher nicht voraussehen konnte, daß er und sein Blatt uns die größten Dienste leisteten, zum Schaden der Armee, die ihn so gastfreundlich aufgenommen hatte. — Es ist wirklich ein böses Ding mit den Berichterstattern bei der Armee!"

„Und doch haben sie wieder ihre gute Seite, Excellenz; z. B. die, so schnell wie möglich die Wahrheit zu verbreiten und lügnerischen Erdichtungen gleich, und ehe sie im Geiste der Bevölkerung Wurzel gefaßt haben, entgegenzutreten. Glauben Sie, daß, wenn die Mainarmee einen getreuen Berichterstatter bei sich gehabt hätte, die Leute in Süddeutschland so lange Zeit geglaubt hätten, die Baiern wären überall Sieger geblieben?"

„Das ist wahr, und heute noch existiren gar falsche Auffassungen über diesen Heldenzug des Generals von Falckenstein ... und ..."

„Und ... darum bitte ich Ew. Excellenz," unterbrach ich schnell, „mir recht viel davon zu erzählen, damit ich im Stande sei, die Wahrheit endlich zur Geltung zu bringen, — und Ew. Excellenz können das am besten, denn der General von Falckenstein sagte mir gestern, daß Sie sein rechter Arm im ganzen Feldzuge gewesen wären!"

Der General schwieg einige Augenblicke, und ich spannte meine ganze Aufmerksamkeit an, um kein einziges seiner Worte zu verlieren. Man kann sich denken, wie viel mir daran gelegen war, gerade aus dem Munde des Generals von Goeben einige Details über diesen Feldzug zu erfahren.

* * *

Ich habe es bis jetzt unterlassen, den Lesern das Aeußere des Generals von Goeben zu beschreiben; ich hielt es nicht für nothwendig, da so viele, mehr oder minder mangelhafte Photographien existiren, von denen eine sicherlich dem Leser unter die Hände gefallen sein wird. Jedoch es scheint mir, daß aus seinem Bilde, so gelungen es auch sein mag, man doch sich nicht eine richtige Idee von einem Manne machen kann, wie es General von Goeben ist. Und deshalb halte ich es für angemessen, hier einige Zeilen über sein Aeußeres einzuschalten.

General von Goeben steht in seinem 49. Jahre, — und scheint kein Jahr älter und kein Jahr jünger. Er ist sehr groß, und seine Figur muß früher sehr schlank, ja sogar schmächtig gewesen sein. Man weiß, daß er in Folge der während seiner Gefangenschaft erduldeten Qualen fast das Augenlicht verlor und seitdem genöthigt ist, eine Brille zu tragen, — jene unglückselige Brille, die daran Schuld war, daß Cabrera ihn nicht in seine Armee aufnehmen wollte, da jeder Mensch mit einer Brille dem kühnen Gebirgssohne ein Freimaurer zu sein schien. Es ist wahr, daß er dadurch ein sehr wenig soldatenhaftes Aeußeres hat — wenigstens beim ersten Anblick. Doch dieser Eindruck verliert sich gar bald; die Züge seines Gesichtes, die sich selbst in der lebhaftesten Conversation selten beleben, scheinen gemeißelt zu sein, und dann concentrirt sich soviel Kraft und Energie

in dem durch die Gläser gebrochenen Blicke, daß man zu der Ueberzeugung gelangt, dieser Mann sei zum Befehlen geboren. Seine Gesten sind äußerst sparsam, kurz, gebieterisch; der Klang seiner Stimme ist kalt, streng, doch seine Ausdrücke bleiben stets äußerst gewählt. Er spricht langsam und betont, wie das gewöhnlich bei Leuten, die Jahrelang keine Gelegenheit gehabt haben, deutsch zu sprechen, der Fall ist, die Endsilbe „en" mit seltener Schärfe. Aus alle dem wird der Leser vielleicht den Schluß ziehen, daß die Persönlichkeit des Generals von Goeben sich nicht oder gar wenig eignet, Sympathie zu erregen. Er täuscht sich vollständig. Dieses kalte Aeußere wird von einem so liebenswürdigen Lächeln — ich möchte sagen, erwärmt, daß ich gestehen muß, selten eine gewinnendere Physiognomie gesehen zu haben. Es liegt in seiner ganzen Erscheinung so viel Adel und zu gleicher Zeit ein so energisch ausgeprägter Ausdruck des „Wollens", daß man nicht umhin kann, sich zu ihm hingezogen zu fühlen. Ich glaube, daß General von Goeben eine unwiderstehliche Gewalt über alles, was ihn umgibt, ausüben muß.

Es ist mir unmöglich, meine Meinung über den Eindruck der Persönlichkeit des Generals zu geben, ohne die beiden so gleichklingenden und doch so verschiedenen Ausdrücke: „Gentleman" und „Gentilhomme" zu benutzen. So mancher Mensch kann ein „Gentleman" sein, — es gibt deren tausende; — doch die „Gentilshommes" sind zu zählen, und General von Goeben macht den Eindruck ... eines vollendeten!

* * *

.... „Ja, das war ein Feldzug!" begann der General, „ich begreife ganz gut, daß in der ersten Zeit er nicht allein vom Volke, sondern auch von ... anderen unterschätzt wurde, da man ihn gar nicht begriff. Ich will Ihnen noch mehr sagen — ich selbst begriff ihn zuerst nicht, und bin immer noch nicht überzeugt, daß mein so hoch verehrter Führer mich nicht hätte den Baiern bei Dermbach eine vollkommene Niederlage beibringen lassen müssen. Diese Taktik des Generals von Falckenstein, nie eine gewonnene Schlacht auszubeuten, steht einzig da, und wird noch immer angefochten, obgleich der glänzendste Erfolg sie gekrönt hat. Ich verehre nicht den Erfolg — ich verehre die geniale Auffassung der Idee des Feldzuges, wie sie im Geiste des Obercommandirenden entstanden und bei Dermbach sich zuerst gezeigt hat. Es ist möglich, daß man es hätte anders machen können, — jeder Feldherr hat darüber seine eigenen Ideen, — aber so viel steht sicherlich fest, daß General von Falckenstein in diesem Feldzuge Beweise von militärischem Genie gegeben hat, wie nur wenige glaubten, daß er ein solches besäße; — und Sie wissen ja wohl, daß das Genie stets und in allen Verhältnissen den meisten Angriffen ausgesetzt ist und auch am meisten Stoff für die Kritik liefert. Doch der Erfolg ist da, und so glänzend und ruhmvoll, daß er weder abgeleugnet, noch verringert werden kann. Ich habe Ihnen nichts bis nach der Capitulation von Langensalza zu erzählen; ich sollte am nächsten Morgen angreifen, und obgleich ich mit größter Sehnsucht den Augenblick erwartete, meine Division ins Feuer zu führen, so kann ich Ihnen doch die Versicherung geben, daß ich recht von Herzen glücklich war, nicht gegen die Hannoveraner kämpfen zu müssen, denn obgleich ich Preuße vom Scheitel bis zur Sohle bin, so ist und bleibt Hannover dennoch das Land meiner Geburt, das Land, in dem meine Familie lebt und ich zählte in der hannoverschen Armee fast ebenso viel Freunde, wie in der preußischen ... ja mein eigener Bruder führte ein hannoversches Bataillon bei Langensalza. — Gott gebe, daß die Zukunft uns für immer solche Zwiste ersparen möge! Aber schon einige Tage nachher hatte ich meine Revanche. Mir war die Ehre zugedacht, zuerst die Baiern zu erproben! Das war ein Tag! ich hatte große Hoffnungen auf meine Westfalen gesetzt, aber sie übertrafen sie alle. Die Stellungen des Uebelberges und des Klosters Zella sind genommen worden mit einem Elan, wie man ihn in einer deutschen Armee kaum zu finden glaubte. Ich hatte den Befehl, nur einen „starken Verstoß" zu machen und wäre es nicht meine Gewohnheit, strict zu gehorchen, so hätte ich hier ein glänzendes Gefecht gewinnen können; doch, wie Sie wissen, überließen wir das Schlachtfeld dem Feinde, nachdem wir ihn verjagt hatten. Die Baiern konnten dies nicht begreifen, schrieben sich den Sieg zu und posaunten ihn in die Welt hinaus. Natürlich war Jedermann erstaunt, daß trotz dieses vorgeblichen Sieges wir sieben Tage später einen recht hübschen Vormarsch bis Kissingen gemacht hatten und sie am selben Tage drei Mal schlugen. Das war wiederum für meine Division ein schöner Tag, der von Kissingen, denn sie hatte Feinde vor sich, die sich mit höchster Bravour schlugen, und an diesem einzigen Tage leistete sie in allen Branchen das, was man von der geschultesten und tapfersten Armee nur verlangen kann. Nach den ermüdendsten Gebirgsübergängen mußte gekämpft werden — es mußte ein Fluß unter feindlichem Feuer auf einer improvisirten Brücke überschritten werden, — bewaldete, mit Feinden gespickte Höhen mußten erstürmt werden — eine stark barrikadirte Brücke durfte kein Hinderniß sein und endlich das Schrecklichste von allem, der Kampf in den Straßen ... in den Häusern! Der General von Falckenstein war nicht bei mir während des Gefechtes von Kissingen; das trübte meine Freude — er war bei Hammelburg, und unsere Kameraden hatten das Glück, den Feldherrn während des Gefechtes in ihren Reihen zu sehen. Ich sagte Ihnen vorhin, daß mein Soldatenglück seines Gleichen suche; jetzt werde ich Ihnen ein Beispiel davon anführen. In Kissinge hatte ich eine Unterredung mit General von Falckenstein, in welche er mir verhielt, daß meine Division, welche bisher stets in der Avantgarde gewesen, nun schon zwei glückliche Gefechte bestanden hätte, während eine andere seiner Divisionen wenig mehr, als unbedeutende Scharmützel mit dem Feinde gehabt hätte — er habe daher der Division Manteuffel die Avantgarde gegeben und mir ... die Arrieregarde. Ich muß gestehen, daß mich diese Anzeige ziemlich unangenehm berührte; im ersten Augenblicke kam es mir ordentlich vor, als wenn mir Unrecht geschähe; jedoch bald sah ich ein, daß es unmöglich sei, daß jemand der dreizehnten Division nach dem, was sie geleistet, Unrecht thun könne und am allerwenigsten der Commandirende welcher sie stets vor allen anderen auszeichnete. Ich mußte mich in das Unvermeidliche fügen und dem General von Manteuffel meinen Posten an der Spitze der Mainarmee überlassen! Rosenfarbiger Laune war ich nicht, das kann ich Ihnen versichern, — doch was half's? So wurde denn der Zug nach Schweinfurt begonnen, wo die Baiern, wie man sagte, unseren Angriff erwarteten. Da plötzlich erhält der General von Falckenstein eine Depesche, die seine ganze Disposition verändert. Der Waffenstillstand konnte von Tag zu Tag abgeschlossen werden, und man mußte um jeden Preis genug Land besitzen, damit, wenn das uti possidetis als Basis aufgestellt würde ... die Mainlinie in Preußens Händen wäre. In wenigen Augenblicken hat der Commandirende seinen ursprünglichen Plan, auf Schweinsfurt loszugehen, geändert — die ganze Mainarmee biegt rechts ab und ... wahrhaftig, es ist ein Glück ohne Gleichen — die Division Goeben marschirt von neuem an der Spitze der Armee, während das Corps Manteuffel die Arrieregarde bildet! Und was ist die Folge davon? — daß mir das Gefecht bei Lausach und die glorreiche Schlacht bei Aschaffenburg zufällt!

„Also ..." unterbrach ich, „ist es die Division Goeben, die mit Ausnahme von Hammelburg sämmtliche Gefechte bis zum Einzuge in Frankfurt geliefert hat ... und wenn ich nicht irre, war Ihre Division gegen 14,000 Mann stark, und die Baiern und die Reichsarmee ... hatten zwei Heere im Felde stehen! ... Es ist unbegreiflich."

„Ja, das Glück meiner Division," erwiderte der General, der mich nicht zu verstehen schien, — „unbegreiflich! die ersten zum Einrücken in Frankfurt! verdient hatte sie es reichlich. Wahrhaftig, wenn ich an meine Division denke, dann steigt es mir warm zu Kopfe, dann fühle ich mich stolz, solche Leute befehligt zu haben! Vorzüglich — außerordentlich waren die beiden Brigaden dieser Division, aber noch vorzüglicher waren die beiden Generale, die sie führten. Ich weiß, daß General von Falckenstein meiner Division den Hauptantheil seiner glänzenden Erfolge zuschreibt, aber ich muß meinerseits den Generalen von Kummer und von Wrangel das Zeugniß geben, daß sie mich mit solcher Intelligenz und Bravour unterstützt haben, daß meine schwere Aufgabe um vieles erleichtert wurde. Ich hoffe, daß zukünftige Geschichtsschreiber diesen meinen beiden treuen Freunden und Gehilfen, Wrangel und Kummer, die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, denn ihre Namen sind untrennbar von den Erfolgen, die ich das Glück hatte, zu erringen."

Der General hielt einen Augenblick inne — dann fuhr er lächelnd fort:

„Ich habe gehört, daß Sie selbst dieser zukünftige Geschichtsschreiber der Mainarmee sein werden; Sie werden also Ihren Lesern gegenüber einen Urtheilsspruch über meine Division fällen müssen. Studiren Sie ihr Wirken, Sie werden nur Ruhmvolles finden

und werden von der Wahrheit gezwungen werden, nur zu rühmen, doch eins sage ich Ihnen mit Bestimmtheit: rühmen, loben, verherrlichen Sie, so viel Sie wollen und können ... Generale, Officiere und Soldaten der 13. Division haben so viel Rühmliches vollbracht, daß Sie immer unter dem Niveau der Wahrheit bleiben werden, das sage ich Ihnen, ich, der es am besten weiß!"

.... Ich saß stumm bei diesen Worten dem General gegenüber; ich glaube, ich habe gesehen, was wenige gesehen haben,... das marmorn kalte Gesicht des Generals Goeben strahlend von freudigem Enthusiasmus.

„Ich hoffe, Excellenz," sagte ich endlich, „daß, wenn Sie einmal en chef commandiren werden, man Ihnen Ihre 13. Division lassen wird!" Er nahm mit einem Male sein ernstes Gesicht von vorhin an.

„En chef commandiren?" sagte er, indem sich seine Stirn langsam furchte, „ich weiß nicht, ob jemand das je wünschen soll! Unter einem Obercommandirenden, dessen Vertrauen man das Glück hat, zu genießen, ist man wahrhaftig am allerglücklichsten! O, ich habe oft meinen alten Helden fast mit Schrecken Maßregeln nehmen sehen, deren Verantwortlichkeit den Entschlossensten zurückgeschreckt hätte. Es ist wahr, daß dieser Feldzug den Namen Falckenstein mit unvergänglichen Buchstaben in die preußische Geschichte eingeschrieben hat, aber welche Verantwortlichkeit! ... doch lassen wir das, trotz aller Verantwortlichkeit wird wohl jeder General hochbeglückt sein, durch das Vertrauen seines Königs die Oberleitung eines Feldzuges zu empfangen. Ja, aber ..."

Der General hielt inne; düstere Wolken legten sich auf seine Stirne; — ich schwieg, ich errieth seine Gedanken!

„In Preußen," fuhr der General endlich fort, „setzen wir unseren Soldatenstolz darin, unserem Könige freudig, — unbedingt — wortlos zu gehorchen, jedoch unser König wäre sicherlich der erste gewesen, der unsere Trauer um den verehrten Führer begriffen und gewürdigt hätte. Eine Armee, die so ihren Commandirenden liebt und ehrt, wie die Mainarmee, die unter seiner Führung so Bedeutendes geleistet hat, konnte seine unbegreifliche Entfernung nicht ohne tiefes Beileid mit ansehen. Ich sage Ihnen, es war ein Trauertag in Frankfurt, wie ich einen andern in meinem Leben nicht gesehen habe, und sicherlich einen andern nicht zu sehen wünsche ... um alles in der Welt. Vom gemeinen Soldaten bis zum Generallieutenant herrschte eine Wehmuth, die sich nicht beschreiben läßt, und ich weiß nicht, wem dieses Gefühl mehr zur Ehre gereicht, dem General von Falckenstein oder seinen Soldaten! doch ... lassen wir das! — der Krieg nahm nun eine andere Wendung, und da das Schwerste vollendet war, konnten wir auf einen unbedingt glücklichen Fortgang rechnen. — Wir haben noch harte Sträuße zu pflücken gehabt, und meine Division hat bei Tauberbischofsheim gezeigt, daß sie immer noch die alte Division Goeben war! ... Sie werden das alles beschreiben, und ich werde mit Freude die Heldenthaten meiner Westfalen lesen, ich möchte, daß alle Welt sie kennte; doch wenn es Ihre Aufgabe wäre, all die Einzelheiten, die ich und meine Officiere zu rühmen haben, wieder zu erzählen, dann könnten Sie ein Jahr an diesem Werke schreiben."

.... Der General hatte die Güte, noch eine ganze Zeit lang von diesem und jenem mit mir zu plaudern, und als ich mich endlich von ihm verabschiedet hatte und mich auf der Straße befand, da bemächtigte sich meiner jenes eigenthümliche Gefühl, das der Leser vielleicht kennt, und welches den Schriftsteller sogar oft ergreift. Wie schwach! sagte ich mir, ist die Phantasie im Vergleich zur Wirklichkeit! Das Leben General von Goebens bietet den reichsten Stoff zu einem Romane; nur würde diesen Roman der gewöhnliche Vorwurf treffen, daß heutzutage gar nicht so etwas vorkommen, daß ein solcher Mann überhaupt gar nicht existiren könne ...

* * *

An der Ecke der Salzstraße bemerkte ich in der Dunkelheit, daß ein Mensch plötzlich still stand und seinen Blick auf mich heftete. Ich wandte den Kopf herum und erkannte — wer wird es glauben — meinen „Dreizehner." — Der Mensch schien mich wahrhaft zu verfolgen. — Ich ging gerade auf ihn los und fragte ihn, was er von mir wolle, er sah mich groß an und lachte aufs neue.

„Aber —!" rief ich, „worüber lachen Sie denn?"

Er sah mich mit ironischem Gesichte an.

„Na!"... sagte er, „haben Sie sich zu General Goeben gefunden?"

„Ja... aber warum lachen Sie?"

„Haben Sie auch mit ihm gesprochen?"

„Ja!"

Er schlug ein helles Gelächter auf, drehte sich auf dem Hacken um und ging seiner Wege.

Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte und bekümmerte mich nicht weiter um den närrischen Kauz. Am folgenden Tage jedoch erzählte ich den ganzen Vorfall einem Officier des dreizehnten Infanterieregimentes und erhielt folgende merkwürdige Aufklärung:

„General von Goeben ist bei seiner Division dermaßen populär und beliebt, daß er die Leute in den Mond schicken könnte, wenn es ihm Spaß machte; und dies ist um so sonderbarer, da er noch nie mit einem Soldaten eine Silbe gewechselt hat. Stumm und ernst ist er in den Schlachten an ihnen vorübergeritten, ich möchte sagen, ohne ihre Gegenwart zu bemerken. Und dennoch schwärmt der Soldat für seinen General, nur, Sie werden lachen, glaubt der gemeine Soldat, daß der General nicht spricht. Es wäre der größte Spaß von der Welt, wenn General Goeben einmal die Regimenter versammeln ließe und ihnen eine Rede hielte. — Was Ihren Dreizehner betrifft, ich weiß nicht, aber ich denke mir, daß er Ihnen keinen Glauben schenkte, als Sie ihm sagten, Sie wollten zum General, und später, daß Sie mit ihm gesprochen!" M.

Mecklenburgische Originale.

Von Eduard Hobein.

Die alten Originale sind selten geworden, an ihren Gräbern rauscht die neue Zeit vorüber, die Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, der gleichmachenden politischen und socialen Bildung, die Zeit des allverbreiteten Gedankenfluges. Sähen sie aus ihren Gräbern, sie würden die veränderte Welt kaum als ihre Heimat wiedererkennen. Durch den fast antiken Frieden unserer Literatur brach „der Flügelschlag der neuen Zeit", der Dämon des Parteihasses entfremdete die Gemüther, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Heimat ward gelockert, die romantische Ferne verlor ihren Zauber. Die Berechtigung persönlicher Eigenthümlichkeit schwand. Duldung, Freundschaft, verwandtschaftliche und nachbarliche Anhänglichkeit sind in der allgemein gewordenen Zerstreuung getrübt. Man lebt und strebt ja auf dem Dampfwagen, der Telegraph entführt das geflügelte Wort mit unruhiger Hast: an versunkenen Wegen steht ein einsamer Meilenzeiger mit erschlafften Armen und erloschener Schrift.

Wer jetzt im Mannesalter steht, gedenkt mit Rührung seiner Kindheit und der Gestalten, die sie umgaben. Wer gedächte des elterlichen Hauses, der Nachbarschaft, der Stadt, des engeren Vaterlandes von damals und sähe nicht mit Befremdung um sich! Er glaubt sich an der Grenze zweier Culturepochen. Rückwärts schaut er wie in unermeßliche Fernen, aus denen sich neben dem eigenen Sein nur vereinzelte Symptome, Reste der alten Zeit in die Gegenwart flüchteten. Und wer freute sich nicht, die Originale jener Zeit, wenigstens in der Erinnerung, noch einmal aufleben zu sehen? Wir denken, es wird den Lesern willkommen sein, wenn wir ihnen auf den folgenden Blättern einige solche aus unserer eigenen Vergangenheit vorführen.

In Rostock lebte, — irre ich nicht, noch in den dreißiger Jahren — ein alter Schiffer, Peter Lorenz, eine Ruine verschwundener Zeiten, der mit einem Dutzend ähnlicher, altfränkischer Gesellen allabendlich in einem bekannten Weinlocal erschien, wo diese eigenthümliche Gesellschaft, abgesondert von den modernen Standgästen desselben, in einer Ecke um den runden Tisch auf ledergepolsterten Sitzen saß und sich in die Arbeit einer grande patience theilte, d. h. „Rabuse" spielte, ein Spiel, das seiner Einförmigkeit wegen in unseren Tagen fast außer Uebung gekommen. Stumm saßen sie da und verrichteten mit vereinter Kraft die einfältig schlichte Arbeit des Spiels. Schließlich erzählte der alte Renommist Peter Lorenz aus dem reichen Schatz seiner eingebildeten Erlebnisse. Er wollte nämlich mit allen großen

Männern seiner Zeit im vertraulichsten Verkehr gestanden haben, und weil er die täglich weiter ausgeschmückten Geschichten schon jahrelang erzählt hatte, kam es denn, daß er selbst an die Wahrheit seiner Phantasien glaubte. Und wehe dem Zweifler, — ein Wort der Widerrede schloß ihn aus von der köstlichen Unterhaltung. In einem verbotenen mecklenburgischen Kalender wird er redend eingeführt. Wir retten seine denkwürdigen Worte, auf daß sie nicht im Dunkel provinzieller Beschränkung verklingen.

„Ji Döschköpp, weit't jo von'n helligen Dag nicks af; ji ward't ok woll nich weiten, wer denn eigendlich bei Slacht bi Austerlitz gewunn'n hett. Dei Slacht bi Austerlitz hett keiner anners gewunn'n, as Peiter Lurenz ut Rostock. Lat't juch vertell'n.

'T was Anno fif. Ik lag dortomal husin un harr den utgereckten Dag nicks to dohn. Dat wörr mi äwer un ik kreg't bald satt. Da dacht' ik in minen Sinn: fast mal seihn, wat din Fründ un Dutzbroder Napoleon makt. Hei was dunntomal in Dütschland un kloppt den Oestreicher dei Jack ut. Gedacht, gedahn! Ik mak mi upn Weg na't Böhmsche rin un noch äwer Böhmen rut. As ik bi Austerlitz kam, hett de Düwel sin Spill, un dei Franzos is in vullen Lopen.

„Himmeldunnerwedder!“ säd ik, „wat is hier los?“

„Wat hier los is?“ seggt 'n Oberstleutnant, — „wi hebben Släg kregen. — Wo Düwel, sünd Sei nich Herr Peiter Lurenz ut Rostock?“ säd hei. Säben grote Stierns harr hei up dei linke Bost sitten. „Wat fang'n wi nu an?“ säd hei.

„Wat ji aufangt?“ säd' ik. „Wo is min Fründ un Dutzbroder Napoleon?“

As dei Oberstleutnant mi so snacken hür', sprüng hei von sinen gehlen Schimmel mitn witten Bliß. Ik stig up, hei gifft mi 'n Ordennanz mit, un wi jagen af.

„God, dat Du kümmst, Peiter Lurenz!“ reep Napoleon ut vullen Halſ; „hier geiht't kunterbunt to. Dit is en wohren Hunn'ndanz up Söcken; äwerst de Slacht is verlorn.“

„Wat is verlorn?“ segg ik. „Dei Slacht mag den Düwel verlorn sin. Mal flink fifuntwintig dusend Mann Kavallerie her!“

„Du kannst ok dörtig dusend kriegen,“ seggt Napoleon.

„Dat hölt man up!“ segg ik.

„Ne lütt Vittelstunn', un ik rament mit fifuntwintig dusend Mann Kavallerie, hunnert Trumpeters vörup, vörrsötsch mank den Russen un Oestreicher rin. God dreivittel Stunn', un dei Sak was klipp un klor.“

„Dat harr'k nich dacht,“ säd Napoleon to mi un wisch sik bei blanken Sweitdruppen von'n Kopp. „Nun kumm rin in 't Telt un vernüchter Di.“ — „N'en Happen et ik sacht,“ säd ik.

Wi güngen rin in 't Telt, un Coulaincourt müßt kamen, un Napoleon säd to em: „Coulaincourt,“ säd hei,“ gehen Sie mal fortſen sitzen un schreiben, was ich Sie in die Fedder dictir'!“

Coulaincourt gung an dat anner Enn' von 'n Disch sitten, un Napoleon fung an:

„Die Schlacht bei Austerlitz ist gewonnen. Wir verdanken diesen Sieg der Entschlossenheit und Umsicht Unseres vielgeliebten Freundes und Dutzbruders Peter Lo — —“

„Holt!“ segg ik, smet dat Metz upn Disch un sprüng up; „mit sonn' Narrnsputzen bliw mi dusend Schritt von 'n Liw. Du weißt, ik mag dat nich.“

„Is all god,“ seggt Napoleon, „'t kann ok nablieben.“

„Seiht, ji Döschköpp, so is 't togahn, dat dunntomalen von Peiter Lurenz nicks na de Assisen rinn kamen is. — — —“

Ik was in Kopenhagen un harr't en beten hilt. Justement, as ik klor bün un an Burt gahn will, föllt mi in, dat ik noch 'n Gang in de Stadt uttogahn heff. As ik so äwer den groten Platz stek, wo den König sin Sloß steiht, liggt de König in 'n Finster un kickt ut. Dat mücht morgens hen to achten sien. Ik dacht: Sast di nicks marken laten un still vörbidweren, denn ik hart 'n beten sihr hilt. Aewer as ik gegen 't Sloß kamm, ward de König mi frod (gewahr) un röppt mi an:

„Wat, Peiter Lurenz, oll Fründ un Dutzbroder, Du wust so vörbigahn! Kumm 'n Ogenblick rup!“

„Holl mi nich up,“ säd ik, „ik heff't sihr hilt!“

„Ik will Di ok nich uphölln, Du sast blot min Fru mal goden Dag seggen.“

Ik wull oder wull nich, ik mößt rup. De König makt 'ne grote dubbelte Dör up.

„Fru,“ rep he, „Peiter Lurenz ut Rostock is hier un will Di goden Dag seggen.“

Wi gungen na 'n groten Saal rin, un wat den König sin Fru was, de leg in 'n Bett mit witte sidne Laken un harr 'ne grote Kron upn Kopp.

„M'rieken,“ seggt de König, „stah driest up un back Peiter Lurenzen 'n Pannkoken; he hett 't hilt.“

Neben dem vierschrötigen alten Schiffer lief der lebendige Münchhausen der Stadt, der Schreiblehrer W., einher, leichtfüßig wie ein Tanzmeister. In ihm schien französisches Blut zu pulsiren. Er scherzte mit aller Welt und war berühmt wegen seines großen Talents — zur Lüge. Ja, er hatte sich in Wahrheit, weil er eben ein seltenes Geschick dazu zeigte, so sehr an dieselbe gewöhnt, daß er kaum mehr ein wahres Wort vorbrachte. Er war Mitstifter des sogenannten Dämelclubs, und seine Stellung in demselben ließ seinem Talent volle Gerechtigkeit und fördernde Anerkennung widerfahren. Neben dem Präsidenten des Vereins, welcher letztere principiell alle geschriebenen Statuten verworfen hatte, fungirte im Vorstand ein Secretär und ein sogenannter „Wahrheitsredner“. Die letztere hohe Charge bekleidete unser Schreiblehrer, der schon wegen dieses seines Berufs von der Würde des Secretärs für immer ausgeschlossen war. Denn der Secretär des Vereins durfte nie auch nur ein Wort aufzeichnen, der Wahrheitsredner durfte bei Strafe nie ein wahres Wort aus seinem Munde gehen lassen, und der Präsident hatte nach dem Herkommen der Vereinsordnung — gar nichts zu sagen. Dabei bestand ein herkömmliches Ceremoniell. Der Ceremonienmeister leuchtete z. B. die Mitglieder nach jeder Abendsitzung aus, mittelst einer Leuchte, deren Licht zwar angesteckt, aber sogleich wieder ausgethan war. Während jedes sonstige Mitglied nur e i n e Geschichte und immer dieselbe wieder neu und besser erzählen mußte, wenn er dadurch das Wort bekommen hatte, daß der Präsident es ihm ausdrücklich verweigert hatte, und nicht darauf gesehen wurde, ob sich dieselbe wirklich zugetragen hatte oder erfunden war, wurde dem Wahrheitsredner kraft der Würde seines Amtes die Verpflichtung auferlegt, nur Erfindungen und möglichst unterhaltende Umgehungen der Wahrheit in Vorrath zu halten. Bei den ordentlichen Mitgliedern kam es auch wohl vor, daß einer dem andern seine Geschichte abkaufte, ja, es ist vorgekommen, daß der Verkäufer es demnächst nicht ertragen konnte, seine Geschichte im Munde des neuen Inhabers, wie er meinte, verhunzt zu sehen, und daß der Handel mittelst Reukaufs rückgängig gemacht wurde. Der Wahrheitsredner konnte sich, so oft er wollte, das Wort für sich erbitten. So bildete sich denn sein Talent in seltenster Weise aus, und jede neue Geschichte von ihm war ein Ereigniß, das die Stadt durchlief. Seine Erlebnisse, auch außerhalb des Clubs, waren amüsant genug. Denn seine Person genoß eines seltenen Rufes, einer weitverbreiteten Volksthümlichkeit. Wer ihm auch nur nahte, hatte Lust, mit ihm zu scherzen, und war bereit, den eigenen Witz an ihm zu erproben. Wer sich seinem Dialog gewachsen fühlte, suchte ihn zu gemeinsamem Scherz, und wer nicht mit aufgeben konnte, wurde gutmüthig von ihm gehänselt. Denn unser munterer Schreibkünstler war bei allem Talent des Aufschneidens ein gutmüthiger und braver Mann. Seine Unwahrheiten trugen niemals den Charakter des Böswilligen, seine Geschichten waren vielmehr amüsante Hyperbeln, die in der Handgreiflichkeit der Erfindung nur den Dummen zu düpiren, den Verständigen aber wohl zu amüsiren geeignet waren. Sein Talent war mehr ein künstlerisches, seine Uebertreibungen fielen in den Bereich des Scheins, der den Stoff aller Kunstgebilde umhüllt. Geben wir insofern der Wahrheit die Ehre, als wir einige seiner Späße durch die Erzählung einer Unterredung einleiten, die wirklich vorgefallen war und deren Mittheilung ihm im Dämelclub eine Ordnungsstrafe zuzog. Er erzählte nämlich:

„As ik gistern na Bramow hento spatzier, begegent mi min oll Fründ, de Canzlidirecter v. G. As he mi anred't, wull ik mi en Spaß mit em maken, as ik woll to dohn plegg, — äwer dor keem ik schön an! Nich mal utreden leet he mi. He kaut nämlich up sinen Cigarrnstummel un sög un sög, künn äwer keen Füer mihr ruter sugen. So frögt he mi denn, as he mi gewohr ward: „Herr W., können Sie wohl ein wenig Feuer machen?“ Un wil ik nu ja ok so tämlich allens kann, smunzel ik woll sonn beten un lang ok glik na Stahl, Steen un Tunner in de Westentasch. Dabi segg ik so biher: „Ja, Herr Canzlidirecter, ik kann allens maken, blos keen lütte Medicinbuddels. Dor harr'n se mal den Canzlidirecter sehn fullt! Kum

harr ik dat Wurt to End bröcht, so treckt he ahn Füer aff un lett mi mit minen halben Witz, — wat bekanntlich gor keen Witz is, stahn. Stahl un Steen in de Hand, bliv ik verwunnert stahn un kik em na, as he sin langen Been in de Hand nimmt un utkratzt un ümmer den Hot swenckt un röppt: „Ich empfehle mich Ihnen, ich empfehle mich Ihnen!" Wat föllt d e n in, denk ik so bi mi, he süll di doch kennen. He denkt wohrhäftig, dat seh 'k em an, nicks anners von di, as da du mit ens unklok worden büst un he sik vör di wohrschug'n möt. Aewerst utspreken harr he mi laten mößt. Ik wull nämlich seggen, dat, wenn ik mal an de Glasmakerblas kam, denn warden dat glik grote Kannbuddels, so vel Rägen*) heff ik in min Boß. Lütte Medicinbuddels kann ik nu doch mal nich maken, Herr Canzlidirecter."

Von den Hyperbeln dieses alten Originals erwähne ich nur beiläufig des Schnellläufers, der so rasch im Kreise lief, daß er schließlich seinen eigenen Rücken vor sich laufen sah, den Maler, der so täuschend Stein auf Holz malte, daß es im Wasser unterging, und die schwer auszudenkende kleine Geschichte:

„'T is doch nicks vottelhafter, as sik en Koh to hollen! Alle Morgen heff ik minen schönen Rohm, den ik mi sülb'n affüll un — de Melk gev'k em wedder to supen."

(Schluß folgt.)

*) Rogen — Kraft.

Ein Hephata in Baiern.

Wenn man früher auf der breiten Heerstraße geradesten Wegs von München nach Wien wanderte, traf man da, wo die Straße den stattlichen Innstrom erreicht, auf eine einsame Wallfahrtskirche, die bei einem Treffen im französischen Kriege starkem Geschützfeuer ausgesetzt, in Folge davon arg beschädigt war und seitdem öde und verlassen stand. Einen noch peinlicheren, unheimlicheren Eindruck machte das daneben liegende Beneficiatenhaus; das Dach zum Theil zerstört, zum Theil von Moos überwachsen, die Fenster zertrümmert, die Mauern den Einsturz drohend. Trotzdem blieb man an der einsamen Stelle, an der ebenso die Landstraße oben, wie der Fluß unten am Berge eine Ecke macht, fast unwillkürlich stehen. Die Aussicht von Ecksberg — so heißt der Ort — gehört zu den schönsten in Oberbaiern. Zu den Füßen der wild dahinrauschende grüne Strom, der gerade hier, einst von dem Thauwetter des Frühlings angeschwollen, eine blühende Stadt in seinen Fluten begraben haben soll. Gerade vor das weite Schlachtfeld von Ampfing, jetzt ein blühender Garten, durch dessen grüne Felder und Wälder die Bauernhöfe, so stattlich und schmuck, wie kleine Villen, hervorschauen. Zur Linken liegt die alte Stadt Mühldorf, kaum eine Stunde entfernt, ein uralter Ort, dessen sonderbare, orientalisch aussehende Häuser mit platten Dächern noch heute von ihren Erbauern, Colonisten aus Italien, erzählen. Noch weiter links erheben sich die zwei spitzen Thürme der berühmten Kirche von Altötting, dem besuchtesten der bairischen Wallfahrtsorte, dem Sitz der „schwarzen Maria", in deren Capelle seit drei Jahrhunderten die Herzen der bairischen Könige beigesetzt werden. Und hinter der weiten lachenden Ebene mit ihren Flecken und Städten schließt die Alpenkette die wunderschöne Aussicht ab. Eine schneebedeckte Spitze ragt neben der andern hervor, von der Zugspitze an bis zu dem gewaltigen Watzmann bei Berchtesgaden und den grünen Bergen des Salzkammerguts.

Die einsame Wallfahrtskirche mit der wunderschönen Aussicht, und das verfallene Haus dabei war vor dreißig und mehr Jahren das Ziel, zu dem ein armer Knabe aus Mühldorf fast täglich seines Vaters Kuh und Ziegen auf die Weide trieb. Er hatte seine Thiere wohl lieb und freute sich ihrer, aber sie blieben doch immer so blöde und so stumm, wie die Kirche oben verlassen und öde. Da regte sich in dem Knaben je länger je mehr ein Sehnen, etwas anderes zu werden, als ein Hirt, und mit Kindern umzugehen, denen er sagen könne, wie lieb sie Gott habe, die er lehren könne, Gott wieder lieb zu haben. Von dieser Sehnsucht getrieben, machte er sich eines Tages auf den Weg nach München und klopfte an ein Kloster mit der dringenden Bitte an, man solle ihn doch um Gotteswillen unterrichten und ihm helfen, daß er ein Lehrer oder ein Pfarrer werden könne. Der Knabe scheute keine Arbeit und keine Entbehrung, wurde Gymnasiast und Student und trat darauf in einem Dorfe am Fuße der bairischen Alpen sein erstes Vicariat an. Eine der ersten Aufgaben, die ihm hier von seinem Pfarrer übertragen wurde, war die, ein armes blödsinniges Mädchen von elf Jahren, das mit den anderen Kindern in der Schule nicht fortkam und unempfänglich für jeden geistigen Eindruck schien, zu unterrichten. Da hatte der Mann nun erreicht, was der Knabe sich ersehnt hatte. Er ging mit wahrer Wonne daran, dem blöden Kinde die Liebe Gottes aufzuschließen. „Das armselige Kind," so erzählt er selbst, „erweckte durch auffallend schnelle Entwickelung seiner tiefschlummernden Geisteskräfte in mir die Ueberzeugung, daß eine planmäßige Pflege und Unterweisung an solchen Kindern nicht vergeblich sei, und gab die Veranlassung, daß mir bald ein derartiges Kind nach dem andern anvertraut ward." Da ward die kleine Wohnung bald zu enge, und es fragte sich, welches von den beiden Aemtern dem andern zu lieb aufgegeben werden solle, das Seelsorgeramt in der Gemeinde, oder das Erzieheramt an den armen Kindern? Die Liebe zu den blöden Kindern aber hat den Sieg davongetragen.

Als nun Pfarrer P r o b s t — das ist der Name jenes armen Knaben von Mühldorf — darüber nachsann, welchen Weg er wohl einschlagen solle, um nun ganz seinen Kindern leben zu können, fiel ihm die alte verfallene Kirche und das öde Haus zu Ecksberg wieder ein. Der Erzbischof, an den er sich wandte, gab seine Zustimmung, daß der ehemalige Wallfahrtsort ein Daheim für blödsinnige Kinder werde. So zog im April 1852 Probst in das verfallene Ecksberg ein. Ein Paar blödsinnige Kinder begleiteten ihn. Einige Freunde in Mühldorf verschafften ihm das Nöthigste. Auch nicht einen Gulden Geld hatte er in der Tasche, aber desto mehr Liebe zu seinen Kindern und die fröhliche Zuversicht im Herzen, daß Gott den Blöden hold ist und alle seine Verheißungen hält. Und siehe da: täglich brachten ihm gute Leute gerade so viel, als er brauchte. Das Haus ward wieder hergestellt, ganz allmählich, ein Stück nach dem andern, und bot am Ende des ersten Halbjahres schon sechzehn cretinösen Kindern eine Zufluchtsstätte.

Und seitdem sind fast fünfzehn Jahre verflossen. Die Aussicht ist noch gerade so schön, wie früher, ja noch schöner geworden, da der ganze Berg bis herab zum Innstrom von einem blühenden Garten überkleidet ist. Die Kirche aber und das Haus daneben sehen ganz anders aus. Das Haus ist zu einem mächtigen, drei Stock hohen Anstaltsquadrat mit großem Hofraum und freier Einfahrt geworden. In seinen beinahe 70 Zimmern wohnten im vergangenen Jahre 97 Blödsinnige mit ihren Pflegern und Pflegerinnen. Stattliche Wasch- und Oeconomiegebäude schließen sich an das Haupthaus an. Und in der Mitte, von Gärten und Anstaltsfeldern umgeben, liegt die Kirche, in der nun täglich wieder Gottes Ehre gesungen und gefeiert wird. Dem ganzen Leben in diesem Hause der Barmherzigkeit, jedem einzelnen der Kinder, ihren Spielen, ihrer Arbeit, ihrem Unterricht, den freundlichen Lehrern und Pflegerinnen, und vor allen dem Mann, dessen Glaube und Liebe so von Gott gesegnet ist, merkt man auf den ersten Blick an, daß Gott seine Kinder alle lieb, und die elendesten am liebsten hat, und daß nichts auf Erden glücklicher macht, als ihn wieder zu lieben.

Die Personen, die Pfarrer Probst in der Pflege der Kinder unterstützen, gehören keinem Orden an, melden sich vielmehr alle freiwillig. Sie haben eine, wie leicht einzusehen, sehr schwere Arbeit und erhalten einen sehr geringen Lohn. 1863 wurden für 27 Angestellte nur 800 Gulden Lohn verausgabt. Und dennoch waren damals schon fünf seit zehn Jahren, acht über fünf und vier über drei Jahre in der Anstalt. Der treueste Freund und Gehilfe des Pfarrers ist der Anstaltsarzt, Dr. Medicus, der von Anfang an in demselben Geiste und mit derselben Liebe mit ihm gearbeitet hat. Alle zwei bis drei Jahre kommen andere Freunde der Anstalt, die zu einem jetzt sehr zahlreich gewordenen Hilfsverein verbunden sind, zu einer Generalversammlung zusammen. Dann ist früh ein Gottesdienst in der Kirche, an dem die ganze Kinderschar Theil nimmt. Danach beginnt eine Prüfung im Religionsunterricht, im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und im Anschauungsunterricht. Dann geht es an die Arbeitsprüfung. In dem dazu bestimmten Saale liegen die Handarbeiten der Mädchen und ein Verzeichniß der vielen Gegenstände, die seit der letzten Prüfung gefertigt und dem Gebrauch übergeben

sind. Man sieht dabei auch, wie die Kinder arbeiten. Die einen stricken, die anderen nähen, noch andere spinnen. Die ungeschicktesten zwirnen am Zwirnrade. Die Knaben dagegen fertigen Stanitzen aus altem Papier und führen dann die Gäste hinaus ins Freie, um ihnen zu zeigen, wie sie mit Säge und Hacke umzugehen wissen, und wie sie in eine lange Reihe gestellt, im Umdrehen das gespaltene Holz zu einem geregelten Holzstoße aufrichten können. Dazwischen trägt ein Zögling ein Stück auf der Violine vor, sieben oder acht singen zusammen unter Violinbegleitung das schöne Lied: „Jesus der Kinderfreund", und zum Schluß fehlt auch das von allen gesungene Lied: „Heil unserem König, Heil" gewiß nicht.

Es geht daraus schon hervor, wie viel die armen blödsinnigen Kinder noch lernen und leisten können, wie die schlummernden Geisteskräfte sich bei vielen wecken lassen, und wie viele der vorher so verächtlich in der Schule angesehenen Kleinen denn noch alle die anderen Kinder nicht bloß durch Fleiß und Folgsamkeit, sondern auch durch ihre Erkenntniß der Liebe Gottes, für die auch der Blödeste empfänglich ist, durch ihr gutes Gedächtniß in der biblischen Geschichte, ihre schöne Handschrift, ihre sauberen Handarbeiten zu beschämen vermögen. Bei allen gelingt das freilich nicht in gleichem Grade. Während manche vollständig geheilt und für das Leben brauchbar entlassen werden können, werden andere bei gehöriger Anleitung und Arbeitsanweisung wohl zu der oder jener Thätigkeit geschickt, erlangen aber doch nicht die geistige Freiheit, um sich selbständig im Leben bewegen zu können. Noch andere endlich sind nicht einmal fähig, irgend welche Arbeit zu lernen. Sie müssen gewartet werden, wie die kleinen Kinder, obwohl unter ihnen manche über 20 Jahre alt sind. Sie erschweren die Aufgabe der Anstalt am meisten, aber Pfarrer Probst sagt mit Recht von ihnen: „Auch sie sind unsere Mitmenschen, können am wenigsten in der Heimat gepflegt werden und verursachen einen immer von neuem wehmüthigen Anblick; aber sie erinnern auch am meisten an den liebevollen Ausspruch des Herrn: was ihr einem unter diesen Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan."

So haben sich in Ecksberg drei Abtheilungen in der Anstalt gebildet. Die erste, die Heilabtheilung, zählte voriges Jahr 31 Pfleglinge, meist die jüngeren und neueren. In der zweiten, der Beschäftigungsabtheilung waren damals 27. Für sie gibt es nicht blos in Ecksberg selbst Aecker, Wiesen, Gärten zur Arbeit und allerlei Handwerksstätten, sondern für die besten unter ihnen ist in einem Nachbarort eine Art Filial eröffnet, in dem sie gemeinsam ein kleines Landgut bebauen. Fünfzehn unter ihnen konnten sich damit ihren ganzen Unterhalt erarbeiten, und sechs erhielten noch dazu einen kleinen Tagelohn, der für sie aufgespart wird. In der Pflegeabtheilung endlich waren damals 31 der elendesten Blöden, die meisten unter ihnen zugleich mehr oder weniger an Epilepsie leidend. Um zu zeigen, wie groß die Fülle und Mannigfaltigkeit des Elends, aber auch die Freude am Erfolge ist, nur noch ein Wort über ein Paar der Blöden, die in Ecksberg ihre Heimat gefunden haben. Da ist ein Mädchen von zehn Jahren, Knabenkopf, rothe Augen, immer springende Bewegungen mit wildem Geschrei, immer unrein, ißt Bänder, Koth, Steine, eine wahre Schreckensgestalt. Nach sieben Jahren ist es ein schlankes, sehr ordentliches Mädchen ohne alle jene widerlichen Manieren, fleißig an der Arbeit, still in der Kirche, keinem mehr lästig. — Und da ein Knabe, contract, roh, zornig, Speichelfluß, kann kein Geschäft selbst verrichten. Nach fünf Jahren ist er frisch und, wenn auch noch steif in seinen Gliedern, doch fähig zur Wiesenarbeit und Zimmerthätigkeit, von ungemeiner Ausdauer und Arbeitsliebe, zuverlässig und treu, zwar nicht zum Lesen und Schreiben, aber doch so weit gebracht, daß er confirmirt werden konnte. — Ein Mädchen, fast sprachlos, blöde, kann sich nicht bewegen und nicht allein essen, die Hände verkrüppelt. Sie hat in sieben Jahren vollständig lesen und schreiben gelernt, ist confirmirt und wäre völlig geheilt, wenn die Hände brauchbar wären. — Und dann ein junger Mensch von schon siebenundzwanzig Jahren, wird von der Polizei als gemeingefährlich eingeliefert, blödsinnig, taubstumm, ohne Füße und äußerst bösartig. Er ist ein so stiller, treuer, fleißiger Mensch geworden, daß ihn Jedermann lieb hat. Er arbeitet im Garten, mit den Stumpfen seiner Füße in einem Loche stehend, bis er um sich her die Arbeit vollendet hat und ein anderer Pflegling ihm dann weiter hilft.

Das ist das Daheim der Blöden in Ecksberg. Wunderbar: wie viel Elend und wie viel Glück in dem Hause! Pfarrer Probst mit seinem leuchtenden Auge, allen wie ein Vater lieb, hat Recht gehabt. Es ist nichts auf der Welt seliger, als von der Liebe Gottes anderen zu sagen und sie zu lehren, Gott lieb zu haben.

Johannes Hesekiel.

Eine Dorfgeschichte ohne Worte.

Wer könnte seinen Blick wohl längere Zeit auf dem farbenreichen Bilde, mit dem Benjamin Vautier dieses Mal in unserem Blatte einkehrt, weilen lassen, ohne sich versucht zu fühlen, darin eine ganze Geschichte zu lesen?

Eine dumpfe, unheimliche Schwüle erfüllt das Zimmer des Bauersmannes, der heute so vornehmen Besuch von einem Angeseheneren seiner eigenen Lebensklasse und von dessen Unterhändler empfangen. Die Stätte eines bescheidenen, häuslichen Glückes, das in dem erstgeborenen Sohne Blüthen getrieben, ist zur Stätte eines düstern, unheimlichen Kampfes geworden. Armuth, Noth, Sorge werden von Habgier, Reichthum und Schlauheit hart angegriffen. Wie manche schlaflose Nacht mag der Mann, der mit fast hoffnungslos gekreuzten Armen dasitzt, durchwacht und durchsorgt haben? Wie ist sein schmales Gesicht so kummerdurchfurcht und sein Blick so dumpf und verzweifelnd halb vor sich hin zur Erde gesenkt, halb auf den Tisch und das Geld stierend! — nur der festgeschlossene, feine Mund scheint von noch dauernder Geistesarbeit zu zeugen, die sich nicht so rasch gefangen gibt. Aber wird er den vereinten Kräften der energischen und mächtigen Gegner gewachsen sein? Sein Gütchen ist wohl tief verschuldet — Mißernten und andere Heimsuchungen lassen ihn kaum ein kärgliches, tägliches Brot genießen — der Verkauf des väterlichen Erbes, an das sich eine reiche, lange Vergangenheit knüpft, könnte ihn rasch aus den dringendsten Verlegenheiten retten, ja ihm noch die Mittel gewähren, auszuwandern und jenseits des Meeres ein neues Heimwesen zu gründen. Wie weiß der gewandte, jüdische Gütermakler ihm das alles so plausibel an den Fingern herzuzählen! Und wie blinken ihm die Haufen Geldes, auf die der wohlhäbige Nachbar mit dem kleinen Finger seiner ungeduldig auf den Tisch gestützten Hand verlockend hinweist, entgegen! Lauernd ruht das Auge des reichen Mannes, der den kleinen Besitz zur Abrundung seines eigenen Gutes gar zu sehnlich wünscht, auf den verschlossenen Zügen des doch schon halb überwundenen Bauern, der seiner Habgier im Wege steht. Welch ein ungleicher Streit!

Aber die Liebe wacht über den vielbedrängten Mann, die Liebe eines treuen Weibes. Durch das Geräusch des Wortwechsels erweckt, ist das Kind in der nahen Wiege in seinem Schlummer gestört, aber bald auf dem Arme der Mutter und an ihre Brust so traut geschmiegt, wieder eingeschlafen; und also durch doppelte Liebe gewaffnet, steht die Mutter und das Weib da und wacht hellen Auges über ihren Mann. Warnend ruht ihre Hand auf seiner Schulter, und was ihr Mund nicht äußern kann, gibt sie ihm durch die Geberde und den Druck derselben zu verstehen. „Hüte Dich, hüte Dich vor der Stimme des Versuchers!" ruft sie ihm wortlos und doch so beredt zu; „laß Dich nicht aus dem Erbe Deiner Väter treiben — traue auf Gott, der Dich noch nicht verlassen hat und nie verlassen wird! Widerstehe der Verführung jener bösen Halsabschneider!" Und zugleich beherrschen ihre milden, thränenfeuchten Augen, für die das Geld nicht da zu sein scheint, die ungebetenen Gäste, ohne Zorn, fast sinnend, ob ein Funke warmen Gefühles und Mitleides nicht doch in ihnen noch schlummert.

Wer wird den Sieg davontragen, die Liebe oder der Geiz? Unser Bild schweigt darüber, so beredt es auch sonst den Moment der augenblicklichen Situation darstellt, daß es uns beinahe dünkt, als vernähmen wir die wohlüberlegten, geschwätzigen Worte des Unterhändlers und die lauten Herzschläge des liebenden Weibes. Es ist freilich eine alte Geschichte, die vor unseren theilnehmenden Augen sich entspinnt, deren Ende meist nicht zweifelhaft ist. Aber fromme Weibesliebe ist eine große Macht und hat schon oft gesiegt über schlaue Berechnung und menschliche List. Warum sollte es ihr hier unmöglich sein?

N. K.



Um Haus und Hof.

Nach seinem Gemälde für das Daheim auf Holz gezeichnet von Benjamin Vautier.

Naturgeschichtliche Weihnachtswanderungen in einer Großstadt.

Von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Wollen wir uns die Preise einiger Pelzsorten aufzählen lassen? Hier z. B. von diesem weißen Fuchs kommt der Balg nur 3 Thaler, von jenem blauen 18, vom Silberfuchs 130, vom schwarzen 250 Thlr. Ein blauer Zobel gilt mehr, als 100 Thlr., ein Seeotter 350 Thlr. Daß bei der Farbe und sonstigen Zubereitung der Pelze die Kunst des Färbers und Kürschners der Natur ebenfalls stark nachhilft, ist allbekannt.

Die hübsch präparirten Robben- und Pinguinpelze sind von den Inseln der Südsee, jene vom Schwan und dem Eistaucher von den Gestaden des nördlichen Eismeeres. Hier diese Pelzmütze aus Katzenfell — es ist die Gratification einer belgischen Köchin! Als die Kochkünstlerin bei ihrer Herrschaft anzog, bedung sie sich — nicht ein Pianoforte, wie jene Berlinerin, — sondern das Recht, eine bestimmte Anzahl Katzen halten zu dürfen, die mit dem Abfall der Küche gefüttert würden. Die erwachsenen und gut gepflegten Hinze und Murner wandern dann zum Kürschner, die blanken Gulden dafür in den Schatz der modernen Vestalin. Jährlich kommen gegen eine Million Katzenfelle in den Pelzhandel!

Unser eigenes Vaterland liefert immerhin trotz der Verminderung der Wälder und der Wildbahn noch eine hübsche Anzahl Bälge von edlerem Pelzwild auf den Weihnachtsmarkt. So rechnet man jährlich allein für Leipzig 30,000 Edelmarder, 70,000 Steinmarder, 200,000 Iltise, 100,000 Füchse, 5000 Fischottern und 5000 Dachse, zusammen im Werth von einer Million Thalern. Dazu geben die Felle der Hamster, Kaninchen, Katzen und Lämmer noch eine zweite Million Thaler. Die schönsten Kaninchenfelle kommen aus den Wildgärten Englands; überhaupt gelangen davon jährlich 5 Millionen Stück in den Handel, die einen Werth von 800,000 Thlr. darstellen, während man die 4½ Millionen Hasenfelle, die jährlich eingeliefert und umgesetzt werden, zu einer Million Thlr. veranschlagt. Von den 32 Millionen Pelzen im Werthe von 17½ Millionen Thalern, die jährlich überhaupt erzeugt und zugerichtet werden, kommt der Hauptumsatz an die letzten Käufer aufs Christfest in Form von Pelzröcken, Mänteln, Kragen, Muffen, Handschuhen, Mützen u. s. w.*)

Wir treten eben zum Laden des Pelzherrn wieder heraus, da hält uns ein kleines Mädchen ein Körbchen vor! „Weihnachtsschäfchen! Kaufen Sie keine Weihnachtsschäfchen?" In Moos eingebettet, liegt ein Dutzend schneeweiße Lämmchen aus Thon, eins neben dem andern, mit lebhaft rothen, schmalen Halsbändchen aufgeputzt. Es sind Kunsterzeugnisse aus dem Stegreife, morgen sollen sie unter dem Weihnachtsbaume zur Lust der Kinder liegen, — nach den Feiertagen die Fettflecke aus den Dielen beseitigen.

Zwei Verkaufsstände sind hier dicht neben einander, scheinbar fremdartig und doch nahe befreundet, stammverwandt: ein Lichthändler, der Stearinkerzen und Wachsstöcke feil hält, und ein Verkäufer von Honigkuchen; Wachs und Honig! Erzeugnisse des fleißigen Bienenvolkes, während des Sommers aus Millionen Blüthen emsig zusammengetragen, von duftenden Linden, goldenen Rapsfluren und purpurblumigen Heideflächen. Vielfach wird zwar zu den geringeren Sorten des Lebkuchens der Honig durch Syrup ersetzt, trotzdem reicht aber der im Lande selbst erzeugte Honig bei weitem nicht aus, den Jahresbedarf zu decken. Verbraucht ja allein Nürnberg zu seinen Lebkuchen jährlich mehr als 500 Centner des süßen Stoffes. Es werden deshalb ansehnliche Mengen des letzteren von außen zugeführt, so von Havanna, Jamaica und andern Theilen Westindiens, selbst aus Valparaiso in Chile. Man gibt diesem mittel- und südamerikanischen Honig sogar den Vorzug vor dem österreichischen und russischen, da er weniger flüssig ist als letztere Sorten und sich besser transportiren läßt.

Ein kleines Bürschchen drängt sich an uns vorüber. Es hat Rosinen- und Pflaumenmänner feil. Die genannten getrockneten Früchte sind möglichst appetitlich an dünnen Holzstäbchen aufgespießt und so die Gliedmaßen der süßen Wesen hergestellt.

Indem wir ein wenig seitwärts treten, um den kleinen Kunsthändler vorbeipassiren zu lassen, fällt unser Blick auf die Placate und ausgestellten Bücher eines Buchladens. Sollen wir die Naturgeschichte der Weihnachtsschriften ausplaudern? Wir versagen uns für heute dieses Vergnügen, wollen auch nicht untersuchen, welcher von jenen beiden Sortimentern Recht hatte, ob jener, der da meinte: die Bücher mit vielen Bildern seien die besten, oder der andere, welcher behauptete: die mit rothen Einbänden würden am lebhaftesten gekauft. Wir führen uns nur in Kürze ins Gedächtniß, was doch das schöne weiße Papier bereits alles schon ausgestanden hat, bevor es bis zum Träger der Wissenschaften und Gefühle avancirt; dann denken wir aber auch noch mit Befriedigung daran, daß selbst jene Bücher, die trotz aller Bilder und Einbände, trotz aller Reclamen und Empfehlungen, neuer Titelblätter und ähnlicher kleiner Geschäftskunstgriffe keine Käufer finden, daß sie ihre Bestimmung, die Jugend zu erfreuen, einstens doch noch erreichen werden, wenn auch in etwas veränderter Form. Wir meinen nicht die profane Geschichte, wie ein Schriftsteller oder Verleger die Weihnachtsstolle oder Geburtstagstorte auf Maculatur der eigenen Werke präsentirt erhielt, nein, wir nehmen es ernsthafter. Manches einsame, vergessen trauernde Buch wird mit Leimwasser angefeuchtet, zu einem Brei umgewandelt, in Holz- oder Gipsformen eingepreßt, nach einiger Zeit herausgenommen, getrocknet, angestrichen, lackirt oder mit Tuchstaub bepudert. Es wandert als Puppenkopf, hohle Gurke, Pudel, Eisbär, Kameel oder als ein anderes Gethier aus Papiermaché hinaus in die Welt, diesmal sicher, sein Ziel unter dem Weihnachtsbaum zu erreichen, denn nichts auf Erden kann seinem Geschicke entfliehen!

Unsere Betrachtungen haben uns von selbst auf einen Hauptpunkt des Weihnachtsmarktes geführt, auf die Kinderspielwaaren. Bietet ja der Buchladen auch den Uebergang dazu in seinen „beweglichen" Bilderbüchern, deren Figuren zappeln, sobald man an einem Papierstreifen zieht, und in seinen „Bilderbüchern mit Musik," welche letztere wie ein kleiner Leierkasten die Melodie zu den Versen im Buche abspielen, sobald an der Kurbel gedreht wird.

Wir stehen vor einem der größten Geschäfte mit Kinderspielwaaren. Es wird in den letzten Tagen vor dem Feste zu manchen Stunden Schwierigkeit verursachen, der zahlreichen, sich drängenden Käufer wegen hier durchzukommen. Wir thun am besten, etwa eine der frühen Morgenstunden zu wählen, wenn wir irgend einen ruhigen Ueberblick über die hier aufgespeicherten und ausgestellten Herrlichkeiten gewinnen wollen. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir diesmal von tausenderlei verschiedener Artikel sprechen, denn der Katalog mancher solcher Handlungen zählt von 2 bis 16,000 Nummern derselben auf.

Der Laden ist heute noch nicht lange geöffnet, man erwartet jetzt bei so früher Stunde, d. h. um 8 Uhr, noch keine Käufer. Die Damen haben noch nicht Toilette gemacht, die Herren besorgen ihre Berufsgeschäfte, und die Kinder wallfahrten nach der Schule. Die Gehilfen im Spielladen sind schon in voller Thätigkeit. Vielerlei liegt umher vom vorigen Abend, was nicht an seinem Platze ist. Ordnung ist hier womöglich noch mehr Bedürfniß, als in jedem andern Geschäfte. Der gestrige Tag hat zahlreiche Lücken auf den Tischen und Regalen erzeugt, sie müssen aus der Niederlage wieder gefüllt werden. Es hat aber auch Blessirte gegeben. Einer Tänzerin ist ein Bein abgebrochen, ein Papiermaché-Esel mit wackelndem Kopfe hat gestern im Gedränge ein Ohr verloren, bei einem Polichinello ist die Nasenspitze verloren gegangen, bei einem Gardecorpsreiter der rechte Arm mit dem Degen. Eine Pappenfestung hat durch einen Sonnenschirmangriff eine Bresche erhalten und einer Dreithalerpuppe ist die künstliche Haartour durch den Rockknopf eines Bedienten zerzaust worden. Alle diese leicht oder schwer Verwundeten müssen hinweg; der Laufbursche muß sie zu verschiedenen Helfershelfern im Orte zum Ausbessern schaffen.

In den Niederlagen sind die Markthelfer thätig wie die Ameisen. Von verschiedenen Orten kamen briefliche Bestellungen an, von einigen sogar Telegramme: so und so viel Dutzend oder Stück von

*) Diejenigen, welche sich specieller hierfür interessiren, verweisen wir auf die vom Rauchwaarenhändler Hrn. H. Lomer in Leipzig verfaßte Schrift: „Der Rauchwaarenhandel, Geschichte, Betriebsamkeit und Waarenkunde," deren Verfasser zugleich Inhaber eines der vornehmsten Geschäfte dieser Branche ist.

der und der Nummer des Kataloges durch expressen Boten, durch Post oder durch die Bahn als Eilfracht, schade, daß der Telegraph keine Packete befördert! Meistens ist den Bestellungen die Bemerkung hinzugefügt: „Wenn wir die aufgegebenen Sachen nicht bis zu der und der Stunde in unseren Händen haben, können wir sie nicht gebrauchen." — Die Markthelfer haben den größten Theil der Nacht hindurch ausgesucht und zusammengepackt. Einige Kisten werden so eben zugenagelt und mit Signaturen versehen, während ein Commis die Briefe dazu schreibt. Andere Kisten sind angekommen, werden geöffnet, der Inhalt geprüft, das Nöthige herausgenommen und aufgestellt.

Es ist für Fremde nicht lange geheuer in der Niederlage, wir ziehen es vor, in dem großen Verkaufsgewölbe eine flüchtige Musterung zu halten. Hier haben wir zuerst eine Auswahl von Musikinstrumenten zu Kinderstubenconcerten, von dem feinen Accordion oder der Ziehharmonika mit Perlmutter- oder Silberknöpfen, 10 Thaler das Stück bis zur gewöhnlichen Blaseharmonika aus Holz oder Knochen und zum antiken Brummeisen, dieser Miniaturlyra, das Stück zu 3 Pfennige. Daneben stehen kleine Drehorgeln, Vogelorgeln mit pfeifenden Tönen, je nach der Zahl der Stücke, welche sie spielen, theurer oder wohlfeiler, von 3 bis 8 Thaler, dann Glasharmonikas mit Hämmerchen zu schlagen, Pianinos für Kinder, 20 Töne enthaltend, sammt dem Notenhefte einen Louisd'or im Preise; Clarinetten, Signalhörner, Trompeten und Waldhörner mit Harmonikastimmen. Einfache Spieldosen beginnen eine neue Reihe und steigen bis zu den feinen musikalischen Tableaux mit Mechanismus: eine Guitarrespielerin, einen Musikanten, eine Tänzerin u. a. darstellend.

Eine Reihe Schachteln mit geöffneten Deckeln zeigen eine Mannigfaltigkeit des Inhaltes, so reich, wie sie das Leben selbst kaum verschiedenartiger bietet, niedliche Sachen aus Holz und Papiermasse zum Ausstellen: hier eine wilde Jagd mit Hunden und Wild, da eine Künstlergesellschaft, ein Feldlager, ein Bauernhof mit Vieh, ein Thiergarten, ein ganzes Sortiment von Archen Noahs, nach der Zahl der Thiere, welche sie enthalten, im Preise steigend bis zu 2 Thaler, ein Jahrmarkt, eine Wachparade, eine Stadt Bethlehem mit der Geburt Jesu, eine Küche mit Geschirr, Puppenstuben und Salons, Theater mit und ohne Mechanismus rc.

Viel Interesse erregen auch die kleinen mechanischen Kunstsachen mit Uhrwerken im Innern, welche Bewegungen verschiedener Art hervorrufen: Eichhörnchen, Mäuse, Reiter, Chaisen, Dampfschiffe, Laufpuppen, die zugleich Papa und Mama rufen, Männer, welche die Treppe hinab Purzelbäume schlagen, auf Stelzen laufen und Quecksilber im Leibe haben, andere, die unersättlich Klöße oder gebratene Tauben verschlingen und Thaler wieder hervorbringen rc.

Manche dieser beweglichen Figuren werden durch Sandwerke getrieben: Tänzerinnen, Eisenbahnen, Affen, Musikanten u. s. w. Es könnte einer an ihnen einen ganzen Kursus der Mechanik und Physik durchmachen, — sogar der Magnetismus fehlt nicht, er muß hier eine Maus aus dem Loche locken, dort einen Schwan, einen Fisch oder ein Boot auf dem Wasser anziehen oder abstoßen. Der angehende Optiker findet ebenfalls ganz respectables Material. Vom einfachen Kaleidoskop an und seinem Stiefbruder, dem Debuskop, bis zum kleinen und großen Guckkasten, dem Stereoskop, und den vielerlei Sorten der Laterna magica mit Nebelbildern, Verwandelungen rc.

Ebenso mannigfaltig, wie die Spielwaaren aus Holz, aus Blech, Papiermaché, Knochen und Kautschuck, sind auch jene Sachen aus Zinn und Blei, Soldaten, Gefechtsscenen zu Wasser und zu Lande, Jagden aus allen Erdtheilen — doch, schließen wir unsere Rundschau, wir könnten sonst in Versuchung kommen, einen Katalog zu liefern, jedoch können wir nicht umhin, in Gedanken einen Blick auf die Entstehung dieser Welt im Kleinen zu werfen.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Ein Weihnachtsabend in Oregon.

„Ein Weinachtsabend in Oregon, unter Indianern und Goldgräbern! Das wird wieder einmal etwas recht seltsam Ausländisches sein!" — so denkt wohl mancher im alten Vaterlande, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen. Nun ja! ein deutsches Fest ist's allerdings nicht; aber auch an den Ufern des fernen amerikanischen großen Nordweststromes feiert man den heiligen Abend, wenn auch auf andere Weise, als in Deutschland.

Die Amerikaner feiern ihr Weihnachtsfest auf möglichst lärmende Weise, wobei sich die Jugend — young America — ganz besonders hervorthut. Bereits am frühen Morgen knattert und knallt es in allen Straßen und Gassen, als ob eine Schlacht im besten Gange sei. Millionen sogenannter fire-crackers — an einander geheftete, mit Pulver gefüllte Papierkapseln, — verursachen diesen Höllenlärm. Hin und wieder werden von besonders Festlustigen diese fire-crackers massenweise in leere Tonnen gelegt oder an den Straßenecken aufgehäuft und auf einmal entzündet, was ein imposantes Getöse abgibt. Die Buben unterhalten sich damit, den auf der Straße Spazierengehenden diese Teufelsdingerchen dicht an den Ohren oder vor den Füßen explodiren zu lassen, mitunter ein Dutzend auf einmal, oder eine neue Art mammouth-crackers abzubrennen, die wie kleine Kanonen knallen und die damit Begrüßten halb taub machen. Unwillig darüber zu werden, wäre Thorheit und würde den Angriff der muthwilligen Jugend nur verzehnfachen. Dazwischen wird von Jung und Alt mit Flinten und Pistolen den ganzen Tag über geschossen; mitunter auch werden vermittelst zweier auf einander gelegter Ambosse, deren Bohrlöcher mit Pulver gefüllt sind, Artilleriesalven improvisirt.

Die Sitte, sich am Weihnachtsfeste gegenseitig zu beschenken, ist auch in Amerika eingeführt worden, obgleich in etwas veränderter Weise. Wer einen seiner Nachbarn — Freunde, Verwandte, Unbekannte oder Bekannte — in der Frühe überraschen kann, ruft ihm zu: „Christmas gift!" (Weihnachtsgeschenk) — was den Ueberraschten moralisch zwingt, jenem ein kleines Geschenk zu machen. Damen und Kinder besuchen die Läden, um den Kaufleuten auf diese höchst sinnreiche Manier Geschenke abzuzwingen. Einfach — aber praktisch! — Zwischendurch wird egg-nog (Eierpunsch, ein amerikanisches Nationalfestgetränk) massenweise genossen, um den Geist lebendig zu erhalten. Mitunter wird der Geist jedoch erklich lebendig, Scherz verwandelt sich in Ernst, und Revolvers treten an die Stelle der fire-crackers.

So wurde in früheren Jahren überall in Amerika, als deutsche Sitte noch wenig Einfluß auf die Eingeborenen ausübte, das Weihnachtsfest gefeiert, wie es noch jetzt in kleineren Städten mehr oder weniger der Fall ist. In Oregon, wo man Neuerungen haßt, ist man bis jetzt der alten Sitte treu geblieben, und wer, ehe die Nacht dem Höllenlärm ein Ende macht, von demselben noch nicht halb taub geworden, kann von Glück reden.

Denke sich nun der Leser zu all diesem schauerlichen Spektakel einen echten oregonischen Wintertag — Hagel und Sturm, Eis und Schloßen, Regen und Schnee — alles durcheinander — und dabei gezwungen zu sein, halb erfroren von Morgens acht bis Abends zehn Uhr bei offenen Thüren in einer hölzernen Baracke mit Indianern und halb angetrunkenen Goldgräbern zu handeln, während young America sich damit amüsirt, einem gelegentlich ein Paar Handvoll fire-crackers hineinzuwerfen, so kann er sich vielleicht einen ziemlich richtigen Begriff von den Reizen eines dalleser Weihnachtsfestes machen! Der kleine Ort, The Dalles, in dem ich mich aufhielt, ist — beiläufig gesagt — eine ganz neue Stadt in Oregon am Columbiafluß und besitzt, trotz seiner Jugend, schon Theater und Eisenbahn.

Des den ganzen Tag über bis in die Nacht hinein anhaltenden Weihnachtslärms herzlich satt, schloß ich ausnahmsweise bereits um 9 Uhr Abends mein Lagerhaus, um wenigstens einen Versuch zu machen, den Weihnachtsabend, den Umständen entsprechend, gemüthlich zu feiern.

Zunächst warf ich einen Arm voll trockener Bretter in meinen blecheisernen Ofen, um die Kälte aus meiner Wohnung zu vertreiben. In die Nähe des bald glühend rothen Ofens stellte ich — nicht einen Mahagonitisch, sondern eine leere Kiste und davor als Sitz einen etwas lahmen, lehnlosen Holzsessel, der nach amerikanischer Sitte von den Taschenmessern meiner Besucher und Kunden halb zerschnitten war. Als Teppich legte ich ein goldgelbes, mit indianischen Stickereien reichverziertes Kuguarfell unter den Tisch.

Alsdann braute ich mit kunstfertiger Hand eine dampfende Blechbowle mit Eierpunsch, dessen herrliches Aroma mich sofort in eine gehobene Stimmung versetzte. Aber ich fühlte mich einsam; mein Herz sehnte sich nach theilnehmenden Freunden, um in geselliger Umgebung die Freuden des Festtranks zu genießen.

Ein Lichtgedanke erhellte meinen Geist. Hatte ich nicht ein messingbeschlagenes, dickes, hellgrünes Sammetalbum, ganz voll von lieben Bildern, eine Gesellschaft, wie ich sie mir nicht besser wünschen konnte! Bald saßen meine sämmtlichen Photographien vor mir im traulichen Kranze auf ihren Schnörkelstühlen auf der alten Waarenkiste.

Zufrieden mit mir selber und der ganzen Welt hüllte ich mich in meinen treuen Breslauer Mantel, zündete meinen goldgelben Meerschaum an und feierte so meinen Weihnachtsabend, indem ich der Reihe nach das Wohl sämmtlicher im Kranze vor mir sitzender Lieben der Heimat trank.

Allmählich schienen sich die bekannten Gesichtszüge vor mir zu beleben; mir wurde ganz heimisch, und ich fing an zu singen:

„Wir sitzen so fröhlich beisammen
„Und haben einander so lieb u. s. w."

indem die Bilder mich immer freundlicher anschauten, indes Boreas durch die Spalten des Hauses schnob und silberne Schneeflocken durch eine Wandritze mir bis dicht vor die Füße blies.

Die Zeit enteilte schnell. Auf der Straße knatterten nur noch hin und wieder vereinzelte fire-crackers wie ersterbendes Rottenfeuer, und die in die Flaschenhälse sinkenden Festkerzen mahnten mich daran, daß die Geisterstunde nahe sei. Nachdem ich meine Blechbowle des letzten Tropfens ihres goldenen Inhalts beraubt und es anfing, ungemüthlich kühl in meiner Baracke zu wer-

den, da mein Brettervorrath zu Ende war, brach ich auf, legte meine Bilder wieder ins hellgrüne Sammetalbum und begab mich zur Ruhe.

Auf Flügeln des Traumes eilte ich schnell über Länder und Oceane nach der lieben Heimat, freute mich an dem Jubel der Kinder, die selig um den leuchtenden Tannenbaum tanzten, und lauschte den Weihnachtsliedern, die wie Engelsjauchzen aus dem halbdunkeln Hinterzimmer ins Festgemach herübertönten. Die fire-crackers rattelten mitunter dazwischen wie die Stimmen neidischer Kobolde, aber der Jubel der Kinder verscheuchte sie bald, bis Tannenbaum und Kinderjubel, Musik und fire-crackers sich in nichts auflösten.

Das war mein letzter Weihnachtsabend in Oregon.

Theodor Kirchhoff.

Episode aus dem Leben eines Redacteurs.

Vor einiger Zeit ließen wir die Leser einen Blick in die Räume und in die Thätigkeit unseres Redactionsbureaus*) thun, und der Briefkasten hat seitdem so manches Mal jene Mittheilung erweitert und fortgesetzt. Vieles, und oft das Interessanteste, entzieht sich freilich der Veröffentlichung — um so willkommener ist es uns darum, aus dem Leben eines englischen Collegen eine Episode mittheilen zu können, die derselbe in der letzten Nummer seines Blattes erzählt. Wir lassen ihn fast ganz mit seinen eigenen Worten reden.

An einem bitterkalten Morgen, einige Zeit vor Weihnachten, erzählt er, im J. 186—, saß ich wie gewöhnlich an meinem Pulte. Unter den Haufen von Manuscripten bemerkte ich eines, auf feinstem weißem Papier geschrieben, in einer fast kindischen Damenhand und auf Linien, die sorgfältig hinterher ausgerieben waren. Es war eine kleine Erzählung von geringem literarischem Werthe, aber durchhaucht von jugendlicher Reinheit und Anmuth, und jedenfalls war ein Talent darin zu erkennen. Ein zierliches Brieschen lag dabei. Es lautete:

— Straße, Dublin, — Decbr. 186—

„Lieber Herr Redacteur, — ich sende Ihnen eine kleine Erzählung. Ich bin erst 16 Jahre alt, und Papa und Mama wissen garnichts von meinem Schritte, aber bitte, sagen Sie mir, ob sie etwas werth ist. Ich wünsche, daß sie gedruckt wird: ich wünsche, daß ich dafür bezahlt werde. Es ist nicht um meinetwillen, sondern ich brauche das Geld, um meinem lieben Brüderchen ein hübsches, kleines Geburtstagsgeschenk zu machen. Ich bin, lieber Herr Redacteur, Ihre ꝛc. — Emily —."

Damenbriefe und Damenmanuskripte sind nichts Ungewöhnliches für einen Redacteur, dennoch gestehe ich, daß diese Sendung mich aufs höchste interessirte und daß ich mich sogleich daran machte, eine Antwort zu schreiben, die von dem geschäftsmäßigen Stile derartiger Briefe etwas abwich. Ich sandte allerdings das Manuscript zurück, aber ich that es mit sehr freundlichen Worten, indem ich die Verfasserin ermuthigte, ihr Talent weiter auszubilden und mancherlei Winke hinzufügte, wie sie selbst diese Arbeit noch umarbeiten und dadurch druckfähig machen könne. Begierig, ob ich noch etwas mehr von meiner jungen Correspondentin hören würde, schickte ich das Päckchen ab. Aber niemals kam mir davon etwas wieder zu Ohren; die Verfasserin war augenscheinlich zu schüchtern, um zu antworten; ich selbst hatte bald die ganze Sache vergessen. —

Am Weihnachtsheiligenabend aß ich, nach alter Gewohnheit, bei einem Freunde in St. Johns Wood zu Mittag. Er war ein glücklicher Familienvater, in dessen Hause es mir, dem Junggesellen, immer ganz besonders behaglich war. Nach dem Essen wartete unserer im Salon eine Ueberraschung. Um einen glänzend erleuchteten und mit Geschenken geschmückten Weihnachtsbaum standen die Kinder und ihre Gouvernante, die zusammen das ganze Werk vollbracht hatten, und empfingen uns mit einem gutgesungenen, deutschen Weihnachtschoral.

Ueber diesem unerwarteten Schauspiel, hatte ich nicht gleich die Gouvernante beachtet. Sie sah sehr jung, fast selbst noch wie ein Kind aus. Allmählich konnte ich mich indes, ungeachtet meiner Junggesellenvorurtheile, nicht enthalten, sie näher zu betrachten und sie äußerst anmuthig zu finden. Wir sprachen miteinander, spielten zusammen mit den Kindern Blindekuh, und als sie mit denselben das Zimmer verließ, rief ich aus: „Was für eine liebenswürdige, junge Dame!" — „Sie ist ein ganz vortreffliches junges Mädchen," erwiderte mein Freund. „Trotz ihrer Jugend unterhält sie ihre alten, unbemittelten Eltern fast ganz allein, und hilft gelegentlich noch ihrem Bruder, der Commis in einer Bank ist."

Seitdem sah ich öfters die Gouvernante, und als der nächste Weihnachtsabend herankam, waren wir — ein glückliches Ehepaar!

Vier Jahre sind vergangen; zwei reizende Kinder empfangen mich, wenn ich Abends vom Bureau heimkehre, und führen mich zu ihrer ungeduldig wartenden Mutter, und Morgens geleiten sie mich bis zum Omnibus, wenn ich in die Stadt fahre.

Voll fröhlicher Gedanken an den glücklichen Wechsel in meinem Leben saß ich eines Tages im Bureau, da erinnerte mich die Handschrift eines Briefes an meine längstvergessene Correspondentin, die mir niemals geantwortet hatte. Ich weiß nicht, warum? ich konnte den Gedanken an das zurückgesandte Manuscript nicht wieder loswerden. Hatte ich vielleicht der jugendlichen Verfasserin, oder vielleicht sogar meinem Blatte Unrecht durch die Zurückweisung des Manuscriptes gethan? Ich suchte die Adresse auf und schrieb an die Unbekannte einige Zeilen. Ich erinnerte sie an unseren kurzen Verkehr vor ca. 5 Jahren, äußerte, daß ich überzeugt sei, ihr vielversprechendes Talent, das damals, noch unentwickelt, doch in der zurückgesandten Erzählung hervorgetreten sei, werde seitdem gereift sein, und daß ich mich sehr freuen würde, irgend etwas zu sehen, was sie seitdem geschrieben.

Nach einigen Tagen erhielt ich eine Antwort, mit etwas verstellter Hand geschrieben. „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen", hieß es darin, „daß Sie sich noch meiner erinnern, aber ich schreibe gar nicht mehr. Ich bin so glücklich, daß ich keine Zeit dazu habe. Ich habe einen vortrefflichen Mann und ein Paar allerliebste Kinder; damals hatte ich die Feder ergriffen, um den Meinigen zu helfen, aber es ist ihnen seitdem viel besser durch andere geholfen worden. Wenn Sie mich kennen zu lernen wünschen, steht dem nichts im Wege. Achten Sie auf Ihrem Heimwege auf eine Frau, die eine Rose in der Hand hält, Sie werden in ihr finden — Ihre unbekannte Correspondentin ꝛc."

Ich mußte über dieses romantische Intermezzo meines Bureaulebens lächeln, dachte aber nicht wieder daran, bis ich auf dem Wege nach Hause war. Doch vergebens schaute ich überall nach der Frau mit der Rose aus, und langte etwas ärgerlich über diese Mystification bei meinem Hause an. Aber wen sah ich auf der Schwelle stehen? niemand anders als — mein liebes Weib, fröhlich und schelmisch lachend, und in ihrer Hand eine Rose!

Alles war bald erklärt. sie hatte damals das Geld für ihren Bruder bedurft, dem die Mittel fehlten, mit ihr in den Ferien zu ihren Eltern heimzureisen. Das hatte ich an jenem Weihnachtsabende von meinem Freunde erfahren und hatte ihrem Bruder die nöthige Summe anonym zugesandt, ohne daß sie es ahnte. Sie aber hatte durch obenerwähnten Brief sogleich etwas mehr, als — Vertrauen zu mir gewonnen.

„Und willst Du nicht wieder eine Erzählung für mein Journal schreiben?" fragte ich.

„Ich weiß noch nicht," sagte sie lächelnd, „einstweilen kannst Du unsere Geschichte darin erzählen, wenn es Dir Vergnügen macht."

*) Jahrgang I. S. 711.

Räthsel.

Ein Dichterfürst hat mich besungen
Und meinem Wesen Form verliehn.
Wenn Nebelduft die Thäler füllet,
Kannst du mich sehn die Flue durchziehn.
Mein Reich ist nicht von irdscher Größe,
Im Geist nur, in der Träume Welt,
Denn schnell muß wieder ich verschwinden,
Wenn Morgenroth die Höhen hellt.

Briefkasten.

Wie gut es doch so mancher unserer Leser mit der Redaction meint! Nicht nur mit Rathschlägen aller Art, lobenden und tadelnden Recensionen ꝛc. werden wir fort und fort reichlich bedacht, nein — bis auf einzelne Ausdrücke erstreckt sich die theilnehmende Mitarbeit vieler unserer Correspondenten. So schreibt uns ein Anonymus aus Herrenhut, der Ausdruck: erlegen, den wir von einem im Kampfe getödteten Officier gebraucht, werde nur vom Wild gebraucht. Er täuscht sich aber, denn wie er in Grimms Wörterbuch (III, 907) sich überzeugen kann, kommt seit den ältesten Zeiten „erlegen" in dem von uns angewandten Sinne in unserer Literatur vor. Um übrigens nur eines von vielen Beispielen anzuführen, sei Herder erwähnt, der sagt: „Wer den Mann erlegen konnte, ist der erste seines Stammes." — Anderen unserer Correspondenten, wie Herrn Cand. H. B. in J. b. K (Posen) soll die Redaction verantwortlich sein, wenn die Post ihm die Nummern nicht pünktlich oder gar nicht liefert. Was soll die Redaction wohl damit zu thun haben? Aber auch die hiesige Expedition hat dafür keine Verantwortlichkeit — an das Postamt Ihres Orts allein müssen Sie die betr. Reclamation richten; das ist dafür ganz ausschließlich verantwortlich. — Oder wir werden gebeten, wie von Herrn C. M. in C., eine Auskunft zu geben über etwas, das in Nr. 50 des vor. Jahrg. gestanden hat, weil man augenblicklich nicht die betr. Nummer zur Hand habe. Nun wir haben sie jedenfalls nicht näher zur Hand, und können wirklich, um solcher Bequemlichkeit halber, nicht immer gleich einen Brief schreiben, so gerne wir sonst auch zu jedem Dienste bereit sind, wie man uns von vielen Seiten wird bezeugen können. — Doch Weihnachten ist nahe — da soll nur des Angenehmen und Erheiternden gedacht werden, so einer reichen Weihnachtsgabe, die A. R. in Gera für einen wohlthätigen Zweck uns gesendet und die sogleich weiter befördert worden ist. Gern berichtigen wir, auf Wunsch unsers kriegerischen Künstlers F. Tschtersch, des Einsenders der Skizze vom Kirschenessen (in Nr. 7), daß derselbe nicht Musketier, sondern Unterofficier ist. Seine übrigen Wünsche sollen in diesen Tagen noch erfüllt werden. — Herrn C. in K. zur Nachricht, daß wir niemals Uebersetzungen fremder Novellen aufnehmen. — Herrn R. P. in P. — Endlich liegt das Koberstein'sche Werk, nach dessen Abschluß Sie so verlangend fragen, vollständig vor. Sie thun übrigens Unrecht, der Verlagsbuchhandlung (F. C. W. Vogel in Leipzig) wegen der Langsamkeit, mit der diese vierte umgearbeitete Auflage erschienen ist, einen Vorwurf zu machen, denn das Werk, das sich so bescheiden einen Grundriß der Geschichte der deutschen National-Literatur nennt, ist eine so gründliche und gediegen wissenschaftliche Literaturgeschichte, wie wir kaum eine zweite besitzen, und wird Ihnen eine volle Entschädigung für das lange Warten bieten. — Fr. v. R. in R. — Ein Weihnachtsbild wird Ihnen die nächste Nummer bringen.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer schließt das I. Quartal. Wir ersuchen unsre Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen zur Vermeidung von Unterbrechungen baldigst erneuern zu wollen.

Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 29. December 1866. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 13.**

Fröhliche Weihnachten.

Novelle von Arnold Wellmer.

(Schluß.)

Die Leute schieben und drängen sich nach den Thüren der Waggons und machen fast unmöglich lange Hälse, um zu sehen, ob ihre Weihnachtsgäste nicht am Ende doch den Zug versäumt haben und jetzt viele, viele Meilen weit im unbehaglich kalten Zimmer klagen, wie unausstehlich pünktlich die Eisenbahnzüge abfahren — — nein, dort aus dem Coupé stecken sie ja ihre Pudelmützen oder dick wattirten seidenen Kappen hervor, die lieben Gäste, — und „Fröhliche Weihnachten!" lacht's heraus — und „Fröhliche Weihnachten!" lacht's hinein ins Coupé!.

Endlich hält der Zug, und die Wartenden springen an die Thürgriffe und öffnen die Coupés trotz der besten Schaffner und die Schaffner schimpfen heute gar nicht auf diese Eingriffe in ihre Vorrechte — es ist ja Weihnachten, und selbst der brummigste, verfrorenste Schaffner im schwarzen Schafpelz eilt, daß er nach Hause zum brennenden Christbaum und zu den ungeduldigen kleinen Schaffnern kommt — — „nach Hause" — o, du trautes, gesegnetes Wort, drei Mal gesegnet am heiligen Christabend!

„Fröhliche Weihnachten! Gesegnete Weihnachten!"

„Dorrchen! Dorrchen! mein lieber, alter Junge!"

„Walter — Herr Walter — Herr Lorenz!"

Wie herzlich sie sich die Hände schütteln! Ja, sie hätten sich am Ende auch wohl in die Arme geschlossen und geküßt, wenn unser ehrliches Dorrchen nicht noch in der letzten Secunde zu der Ansicht gekommen wäre, daß sich das auf einem öffentlichen Bahnhofe für einen simplen Hausknecht und einen so hübschen, stattlichen Herrn durchaus nicht schicke, — selbst nicht einmal am heiligen Christabende!

Sie haben den Bahnhof im Rücken und gehen durch die Straßen. Dorrchen trägt ein flaches Holzkistchen.

„Und nun sage mir zuerst, Dorrchen, was macht Else?"

„Gesund und munter — nun, daß sie früher ein wenig munterer war, versteht sich von selbst!"

„Gott sei Dank, daß es ihr gut geht. Ich habe die weite Reise mit dem schwersten Herzen gemacht, da Onkel Tob mich so dringend nach Hause rief, ohne mir einen Grund anzugeben oder mir von ihr auch nur einen Gruß zu schicken. Weißt Du, was Onkel Tob vorhat?"

„Nein, Walter, aber jedenfalls ist es etwas Gutes. Onkel Tob ist heute so lustig, so ganz aus dem Häuschen, wie ich ihn noch nie gesehen habe!"

„Weiß Else, daß ich komme?"

„Nein, niemand ahnt etwas, selbst Stina nicht," — wie triumphirend das gute Dorrchen den Jugendfreund anschaut, als wollte er sagen: „Ja, Walter, solch ein Held ist Dorrchen, daß er sogar gegen sein kleines Frauchen schweigen kann!"

„Und Onkel Strant?"

„Ganz der alte: „Geld — praktisch — Geschäft — Unsinn — Blödsinn — Wahnsinn!"

Wie der Walter sich schüttelt, als müßte er Centnerlasten von bösen Gedanken abschütteln! —

Sie stehen vor dem Hause J. C. Strant u. Comp., das Walter in seiner Knabenzeit ein Vaterhaus war, und das er als Jüngling mit so schwerem Herzen verließ. Die alten Zeiten durchstürmen mächtig seine Brust, da er zwischen den Apfelsinen und Thonpfeifen und Riesencigarren des Schaufensters durch in das grauliche, finstere Gesicht seines Onkels schaute — und dies Gesicht ist noch grauer, finsterer geworden, seit diese zusammengepreßten Lippen ihm zuriefen: Künstler? — Hungerleider — Wahnsinn — Punktum!"

Dorrchen ist auf Kundschaft ausgewesen. Die Luft ist rein. Er führt Walter in den Thorweg und schließt eine Thür auf. Sie treten in ein kleines Zimmer, das Comptoir von J. C. Strant u. Comp. Heute Abend ist es aber Onkel Tobs ausschließliches Eigenthum, denn er hat die Schlüssel dazu in Beschlag genommen.

Walter ist allein in dem kleinen, nur sehr schwach erhellten Comptoir. Er schaut sich um: an den Wänden hängen die Käfertableaux von Onkel Tob — o, das sind liebe Bekannte aus alten, fröhlichen Zeiten! Da steht der lederne, dreibeinige Bock, hoch und

niedrig zu schrauben — das war das prächtigste Carroussel für die kleine Else und den kleinen Walter! Ueber dem Pult hängt noch derselbe schwarze Comptoirkalender, er zeigt eine große 24 und das Wort December. Welch Entzücken für die Kinder, wenn sie diese Zahl und diesen Monat herausbuchstabirten! Dies schwarze, hölzerne Tintenfaß erzählt von der Angst des Knaben, als er es über Onkel Tobs Contobuch geschüttet hatte — Onkel Tob hatte fast gar nicht gescholten! Diese Schieblade hatte immer eine kleine Freude für die Kinder, so oft sie ihren lieben Onkel Tob bei der Arbeit störten: ein Bonbon, einen Apfel, ein Stück reservirten Weihnachtspfefferkuchen oder eine von Onkel Tob erfundene und gearbeitete Spielerei aus Wallnußschalen, Fischgräten oder Hühnerknochen. Der Papierkorb bot immer reichlich Stoff zu Drachen, Federhüten, Schürzen und Westen!

Wie doch eine Erinnerung immer wieder eine andere wach ruft!

Walter schiebt die weiße Mullgardine an dem Thürfenster noch etwas weiter zurück und schaut in das bekannte, liebe, alte Wohnzimmer. Es ist niemand darin. Auf dem großen, runden Tische vor dem Sopha brennt eine helle Astrallampe und beleuchtet Elsens Arbeitskörbchen mit einem Knäuel blauer Wolle und blanken Stricknadeln. Wie so manchen lieben Winterabend haben Walter und Else an diesem runden Tische und bei dieser Lampe Domino und Mühle gespielt und die wunderbarsten Bilder gezeichnet und angetuscht! — Ueber dem Klavier hängen die unglückseligen beiden Katzen, die dem armen Walter Tante Rosauras Freundschaft entzogen haben.

Dorrchen kommt jetzt mit einem großen Deckelglase Grog zurück. „Auf Befehl von Onkel Tob," sagt sie und schiebt das heiße, duftende Getränk in Walters Hände — „das soll Dir nach der weiten, kalten Reise gut thun!"

„Ah! der rinnt wie Feuer durchs Blut, ich spüre schon nichts mehr von der grimmigen Kälte!"

Dorrchens Kopf verschwindet wieder, der Schlüssel dreht sich zwei Mal im Schlosse um — und Walter ist allein!

Walter sitzt in einem Armsessel dicht vor dem erhellten Thürfenster; die Käferbilder lehnen zu seinen Füßen an den Thürpfosten in mondscheinartiger Beleuchtung und blitzen gar hell. Walter trinkt den Rest Grog aus; wie ihm das glühende Blut in die Schläfen steigt! Er stützt beide Arme auf die Kniee und den brennenden Kopf in die Hände und schaut neben der Gardine vorbei in die halbdunkele Wohnstube und auf den großen Weihnachtsbaum und die festlich geschmückte Tafel mit Tellern voll Aepfel und Nüssen — — —

* * *

Lange, lange starrt Walter in das Dämmerlicht hinein, bis ihm die Augen weh thun. Alte Zeiten tauchen in der Erinnerung vor ihm auf. Auf dem runden Tisch vor dem Sopha brennt die Astrallampe. Auf der festlich geschmückten Weihnachtstafel steht auch wie heute ein Christbaum, — aber er ist erloschen.

An dem runden Tische sitzt Else, die sechszehnjährige, arme, kleine Else und weint.

Kerzengrade sitzt daneben auf ihrem Stuhl Tante Rosaura mit zornigen Augen und am höchsten gerötheten Fleckchen auf den mageren Backenknochen.

Tante Rosaura hat ihr geliebtes Katzenbild vor sich auf den Knieen. Es ist bewunderungswürdig, wie schnell sich die Zärtlichkeit ihrer wassergrauen Augen in die Wildheit einer Löwenmutter verwandelt, wenn ihr Blick von dem unschuldigen Kätzlein auf den schuldigen Walter springt, der so kalt und finster entschlossen am Ofen lehnt.

Vor einer halben Stunde hat Walter die entsetzlichste That seines neunzehnjährigen Bösewichtlebens gethan und den Kätzlein ihre Existenz abgesprochen.

Onkel Tob, noch eben so weiß und rosig und blond, wie Walter ihn als Kind gekannt — aber um ein Bedeutendes rundlicher, steht neben ihm und drückt ihm fest die Hand.

J. C. Strant, unverändert hager und von graulicher Gesichtsfarbe geht hastig und in großer Erregung im Zimmer auf und ab. Jetzt bleibt er vor Walter stehen und sprudelt: „Also der junge Herr dünkt sich zu gut, um hinter meinem Ladentisch zu stehen? — Künstler wollen wir werden? Unsinn! Habe ich dazu mein schönes Geld fortgeworfen und den jungen Herrn zwei Jahre lang auf die theure Handelsschule in die Residenz geschickt, daß er dort alle möglichen Allotria treibe, Farben klexe und sich dann einbilde, er sei ein großer Maler? — Blödsinn!"

„Nein, Onkel, das bilde ich mir nicht ein. Ich glaube nur, daß ich Talent und Beruf in mir trage, um durch Fleiß dereinst ein tüchtiger Maler werden zu können. Das haben mir auch die bedeutendsten Künstler der Academie gesagt, denen ich meine Zeichnungen vorlegte!"

„Wollen nur Geld von J. C. Strant ziehen — würd' ihnen gefallen — aber so dumm sind wir nicht! — Künstler? ha! ha! ha! beschäftigter Müßiggänger — Faullenzer!"

Walters Augen flammen, seine Wangen glühen und die Stimme bebt: „Ein Faullenzer bin ich nie gewesen und werde es auch nie sein. Meine Zeugnisse beweisen, daß ich auch auf der Handelsschule bis jetzt meine Pflicht gethan habe — aber das muß jetzt aufhören, ich will mir nicht länger meine schönsten Jahre stehlen lassen. Ich weiß sehr gut, daß ich Jahre der angestrengtesten Arbeit vor mir habe, aber ich fühle die Kraft in mir, selbst aus dem Kampfe mit den größten Entbehrungen als Sieger hervorzugehen!"

„Ich frage Dich jetzt zum letzten Mal: willst Du den ganzen Blödsinn fahren lassen und am ersten Januar als Lehrling in mein Geschäft treten?"

„Nein, Onkel, nein — ich kann nicht — ich will nicht!"

„Undankbarer, wer hat Dich, die vater- und mutterlose Waise, die keinen Heller im Vermögen hatte, in sein Haus aufgenommen und väterlich für Dich gesorgt?"

„Der Bruder meiner Mutter, und ich danke ihm dafür aus vollem Herzen!"

„Und wer bist Du denn jetzt, daß Du mir zu trotzen wagst?"

„Kein Knabe mehr, der willenlos thut, was man ihn heißt. Ich werde nie aufhören, Ihnen dankbar zu sein, aber ich muß von jetzt an mit Bewußtsein den Weg gehen, den ich für den rechten halte!"

„Wahnsinn! so geh ins Verderben — mein Haus und meine Hand sind für Dich verschlossen — ich kenne Dich nicht mehr!"

Laut auf weint die arme, kleine Else — „Vater, Vater, nimm dies Wort zurück — —"

J. C. Strant hört sie nicht mehr — er ist aus dem Zimmer gestürzt und hat die Thür hinter sich zugeworfen. Tante Rosaura folgt ihm mit den theuern Kätzchen.

„Walter — mein — mein Walter, Du darfst nicht von mir gehen!" — und Else schlingt ihre Arme fest um Walters Hals und weint lange, lange still an seiner Brust!

Das ist die Minute, in der dem armen Onkel Tob sein einziger Frühlingstraum verblüht! — —

„Walter, bleibe die Nacht bei Hukes, ich komme nachher hin, ich habe Dir noch viel zu sagen, ehe Du fortgehst!"

Und dann läßt Onkel Tob die beiden Kinder allein. Im bittersten Weh des Scheidens und Meidens kommt ihnen das erste Ahnen der süßen, süßen Erdenliebe! — —

* * *

Und zu einem andern Bilde führt ihn der Traum.

Es ist ein großes unwirthliches Gemach, in das Walter hineinschaut. Malergeräthschaften liegen bunt durcheinander auf dem Tisch, ein halbvollendetes Bild: „Ein Morgen in der Campagna" steht auf der Staffelei.

Jetzt ist es Abend — fröhlicher, heiliger Weihnachtsabend! Aber kein Weihnachtsbaum brennt duftend in dem öden Gemach, nicht mal ein Lämpchen verbreitet einen milden Schein. Nur der große italienische Vollmond beleuchtet einen einsamen Jüngling, der den Kopf in beide Hände gestützt am offenen Fenster sitzt und weit — weit in die Ferne hinausträumt. Dunkle Locken fallen ihm reich über das Gesicht herab.

Wie die Locken über dem Gesicht des einsamen Träumers zittern! Sein Herz schmilzt im Heimweh, und durch die zitternden Locken flüstert

es in den italienischen blitzernden Abend hinaus: „Else — meine süße Else — fröhliche Weihnachten!“ — —

Träume nur fort, Walter, quäle und bange Dich nur noch ein wenig — bald wirst Du zu fröhlichem Wiedersehen und langersehntem Glücke erwachen, und es wird Dir erst recht sein, wie einem Träumenden!

Es ist die höchste Zeit, daß wir zu Tante Rosauras Weihnachtsbaum und zu der Gesellschaft zurückkehren.

Um den Tisch herum stehen die sechs Ladenjünglinge und schauen auf ihren Aepfeltellern die roth und gelbgewürfelten seidenen Taschentücher an, die großen Pfefferkuchen mit ihren Zuckernamen und vor allem die geheimnißvollen Papierpäckchen, die obenauf liegen. Bald zuckt diese, bald jene Hand, wie magnetisch angezogen, nach den Päckchen, aber noch schneller zuckt sie zurück, wenn das Auge auf den gefürchteten Meister fällt, der neben der strahlenden Geschäftstante steht und ein Gesicht macht, als würde es ihm eine große Herzenserleichterung verschaffen, wenn er nur wenigstens ein Mal sagen könnte: „Unsinn! wenn die ganze Geschichte doch nur erst vorbei wäre!“

Dorr und Stina und Dorrchen sind auch da, und jeder hat einen hübschen Weihnachtsteller vor sich auf dem Tische stehen. Daß aber Dorrchen seine Augen durchaus nicht dahin wendet, wohin sie das flinke Zünglein seiner kleinen lebhaften Frau ohne Aufhören dirigiren möchte: bald auf das schöne, neue Kleid, das Onkel Tob ihr geschenkt hat, bald auf die grüne Plüschweste, die für Papa Dorr aufgebaut ist, bald auf die Zuckerpuppen am Baume — — sondern immersort auf die Comptoirthür schaut und zu Stina nichts anderes zu sagen weiß, als: „Ja, ja, Stina, sehr hübsch, kleine Frau!“ — ist wirklich unverantwortlich!

Am oberen Ende des Weihnachtstisches steht ein unbestimmtes Etwas, sorgfältig mit einem Tuche verhüllt. Dahin führt Onkel Tob seine kleine Else: „Jetzt kommt Dein Weihnachtsgeschenk, mein kleines Frauchen!“

So hat Onkel Tob seinen Liebling schon seit mehreren Jahren nicht mehr genannt!

Onkel Tob zieht das Tuch fort: — ein Oelgemälde steht da im vollen Lichtglanze des Weihnachtsbaumes!

Else stößt einen kleinen Schrei aus: „Walter! — Walter!“ — und schluchzend liegt sie in Onkel Tobs Armen.

„Wie?“ — sagt J. C. Strant — „der Mensch wagt es, ohne meine Erlaubniß, meiner Tochter Präsente zu machen?“

„Ich hab' es ihm erlaubt!“ — sagt Onkel Tob trocken.

Voller Entsetzen starren die Ladenjünglinge Onkel Tob wegen dieser Kühnheit an — ob es in seinem runden Kopfe auch noch ganz richtig ist.

Onkel Tob fährt aber gleichmüthig fort: „Treten Sie doch heran, Herr Schwager, und sehen sich das Bild ordentlich an, es verdient es!“

„Unsinn!“ sagt J. C. Strant, „ich und Bilder ansehen!“

Else, die arme kleine, glückliche Else steht jetzt da vor dem Bilde und sagt kein Wort. Sie hat die Hände gefaltet, und wider ihren Willen füllen sich ihre Augen mit heißen Thränen. Unverwandt schaut sie durch den flimmernden Thränenschleier auf das Bild, das Walter gemalt — für seine Else gemalt hat.

Und dann fängt sie an zu zittern, und ihr Herz klopft laut. Onkel Tob nimmt sie zärtlich in seine Arme und legt ihr Köpfchen an seine breite Brust, in der es auch nicht wenig arbeitet und wogt, und dort weint Else sich ihr volles Herz leichter.

Tante Rosaura tritt neugierig an das Bild heran: — „O, das bin ja ich — und das ist der Bruder — und das ist die Schwägerin, als sie noch lebte — und dort Else und Walter und Dorrchen, die mit der Noaharche spielen — dort der Weihnachtsbaum, den ich eigenhändig aufgeputzt habe — hier Onkel Tobs lachendes Vollmondsgesicht — — und dies Bild sollte Walter gemalt haben? der Walter, der nicht mal weiße spielende Kätzchen von dummen Meerschweinchen zu unterscheiden versteht? das bilde mir keiner ein!“

„Ja, das ist Elsens Mutter!“ sagt J. C. Strant leise vor sich hin; wahrhaftig, seine sonst so harte Stimme zittert ein wenig.

„Nicht wahr, Herr Schwager, das muß ein tüchtiger Maler sein, der solch ein Bild zu malen — und Sie zu rühren versteht!“ fügt Onkel Tob leise für sich hinzu.

O, Onkel Tob, das hast Du schlecht gemacht!

Husch! ist J. C. Strants Rührung verpflogen, das ist wieder ganz die alte, harte Geschäftsstimme: „Unsinn, Tobias, Mittel gegen schnellen Reichthum!“

„Im Gegentheil, Schwager, Mittel zu schnellem Reichthum — rathen Sie mal, was dem Maler für dies Bild geboten ist!“

Geringschätzig zuckt J. C. Strant die Achseln. „Was wird es sein? Lappalie — Bettelbrot!“

Woher Onkel Tob wohl mit einem Mal die Würde nimmt, mit der er die Worte hinwirft: „Nun, wenn das Haus J. C. Strant u. Comp. 200 Frd'or. eine Lappalie, einen Bettel nennen darf, dann mache ich dem Hause J. C. Strant u. Comp. mein unterthänigstes Compliment!“

„Zweihundert Frd'or — ein tausend ein hundert dreiunddreißig Thaler zehn Silbergroschen Courant sind für solch bischen Farbenklexerei geboten — schwarz auf weiß geboten? Blödsinn! Wir lassen uns nicht für dumm verkaufen!“

„Die 200 Friedrichsd'or sind dem Maler nicht nur geboten, sondern von ihm sogar zurückgewiesen, weil er das Bild nicht verkaufen, sondern verschenken wollte!“

„Der Wahnsinnige! — Geld — und so viel Geld zu verschenken!“ sagt J. C. Strant voller Entsetzen.

Onkel Tob übertrifft sich heute Abend selber an Großartigkeit: „Der Maler hat's nicht nöthig, auf ein Paar hundert Friedrichsd'or zu sehen, wie wir armen Tütenkrämer! Er hat dem russischen Fürsten, der ganz vernarrt in das Bild ist, für denselben Preis eine Copie versprochen!“

„Tobias, wie lange malt er an einem Bilde, wie dieses?“

„Nun, etwa acht Wochen, je nachdem!“ sagt Onkel Tob ohne Erbarmen.

„Macht das Jahr über 6800 Thaler — unerhört!“

„Unerhört!“ spricht der Chor der „Diener“ dem „Meister“ grausend nach.

„Sollten Sie dem Maler etwa auch eine Bestellung zu machen haben, Herr Schwager? — er ist gar nicht weit.“

„Walter — mein lieber, lieber Walter hier!“

Wie todtenbleich die arme kleine Else dasteht! Onkel Tob muß sie halten, daß der innere Sturm sie nicht umweht!

„Ja, Else, ich dachte mir so, es wäre wunderhübsch, am heiligen Christabend Eure Verlobung zu feiern — und da darf der Bräutigam doch nicht fehlen!“

„Verlobung? Wahns — —“

Weiter kömmt J. C. Strant nicht, denn Else liegt weinend an seinem Halse: „Nein, Vater, nicht weiter — sprich das entsetzliche Wort nicht aus!“

Wunderbar! J. C. Strant bleibt zum ersten Male in seinem Geschäftsleben mitten in seinem gewichtigsten Worte stecken!

Die weichen Arme der kleinen Else thun aber noch größere Wunder: mit einem Ruck der Liebe ziehen sie den alten verknöcherten Geschäftsmann mehrere Sprossen von der Höhe seiner geliebten Stufenleiter herunter. Mitten auf der Leiter versucht J. C. Strant es, wieder festen Fuß zu fassen: „Das solide Haus J. C. Strant hält Verlobung mit einem Künstler? Blöds — —“

Wieder ein Ruck der wunderbaren Arme und J. C. Strant steht auf der untersten Sprosse der Leiter. „Das uralte Haus J. C. Strant sollte in fremde Hände übergehen? Uns — —“

Ohne Erbarmen reißt Onkel Tob seinen Compagnon auch noch die letzte Sprosse hinunter durch das Flüstern: „Natürlich legt Walter seine großen Ersparnisse im Geschäft an und wird stiller Compagnon. Dann heißt die Firma: J. C. Strant, Mäuslein u. Comp. — und gewiß wird ein Enkel von seinem Großvater den Handelsgeist erben!“

„Nun denn — in Gottes Namen!“

Das Wort hat noch niemand aus diesem Munde gehört. J. C. Strant weiß selber kaum, wie er mit einem Mal dazu kommt.

Die sechs Ladenjünglinge stehen mit offnem Munde und starren Augen da.

Und Else? — o, die glüht jetzt wie eine junge Purpurrose; aus dem überseligen, kleinen Herzen ist alles Blut in das wirbelnde Köpfchen gestiegen!

Dorrchen schneidet die wunderlichsten Gesichter und kneipt den runden, hübschen Arm seiner kleinen Frau fast braun und blau. Das gute Dorrchen weiß seine Freude nicht besser auszudrücken.

Aber Stina versteht diese kräftige Zeichensprache sehr wenig, sie klopft Dorrchen nachdrücklich auf die Finger und sagt: „Ich glaube, Du unausstehlicher Mann steckst auch mit in den Heimlichkeiten — das werde ich Dir nie vergessen!"

Dorrchen lacht über sein ganzes ehrliches Gesicht und nickt ohne Aufhören nach dem Comptoirsenster: „Stina, merkest Du noch nichts?"

Und jetzt eilen Onkel Tob und Else, Hand in Hand, nach der Comptoirthür. J. C. Strant und Tante Rosaura, Dorr, Dorrchen Stina gehen hinterher.

Diesen günstigen Moment benutzten die Jünglinge, um sich in aller Geschwindigkeit von dem Kern der Papierhüllen zu überzeugen, die bis jetzt gleich den geheimnißvollen, sibyllinischen Büchern verschlossen auf den Pfefferkuchen ruhten, von dem Kettenhunde „Respect" bewacht. Ach! da gibt's vergnügte Gesichter in sechs verschiedenen Façons zu sehen — das allervergnügteste macht aber doch „das Kind", da es seinen blanken Dukaten in die Westentasche schiebt! Solch vergnügtes Gesicht im Superlativ können aber auch nur so wunderhübsche Gedanken machen, wie sie im Nu durch den Kopf „des Kindes" springen! „Noch heute Abend bringe ich meinem lieben Mütterchen, die es sich so sauer werden läßt, um mir Kleider in der Lehrzeit zu schaffen, das viele Geld!" denkt er; „wie die sich freuen wird!"

Sollte jemand in diesem Augenblicke Lust haben, zu behaupten: „Das Haus J. C. Strant u. Comp. ist nicht solide und nobel!" — wehe ihm, er hätte es mit sechs vergnügten Jünglingen des Hauses zugleich zu thun!

In aller Geschwindigkeit sechs Griffe nach den roth und gelb carrirten Taschentüchern: — echt ostindische Seide — ja, Tante Rosaura kauft keine schlechte Waare — ei, sogar gesäumt! — sucht uns zehn Meilen in der Runde eine so famose Geschäftstante, die das für die „Diener" thun würde — pah! Ihr findet keine!

Mit lustig geschwenkten, neuen Taschentüchern eilen auch die Jünglinge auf das Comptoir zu.

Onkel Tob hat inzwischen die Thür leise aufgeschlossen — — da ruht Walter in dem Lehnstuhle, den brennenden Kopf auf die Hand gestützt; er athmet tief und schwer!

Die selige, kleine Else muß sich an den Thürpfosten lehnen, so schwindelt ihr das Köpfchen vor Glück — und wieder springen ihr die hellen Thränen aus den Augen!

Onkel Tob legt seine zitternde Hand auf Walters Schulter, — er lacht, mit einem feuchten Schimmer im Auge, in gar seltsamen Tönen: „Er ist eingeschlafen — wahrhaftig ein liebenswürdiger Bräutigam!"

„Das macht mein heißer Grog und die grimmige Kälte auf der weiten Reise," — sagt das ehrliche Dorrchen beschönigend — „der arme Junge war ausgefroren, wie ein Schiffszwieback am Nordpol, und ich hab's gut gemeint, als ich den Grog braute!"

Walter macht die Augen weit auf und schaut sich verwirrt und vom Lichtglanze des Weihnachtsbaums geblendet um — da fällt sein Blick auf Else, die am Thürpfosten lehnt, das glühende Gesichtchen von Thränen überströmt, die Hände fest gegen das Herz gepreßt — — „Meine — meine Else — — ich bin also nicht mehr in Italien? bin heimgekehrt? — Else, Else, bist Du es wirklich?"

Schluchzend sinkt Else in seine Arme.

Ihre Thränen fließen zusammen, wie an jenem Weihnachtsabende, da der stolze Walter verzweiflungsvoll in die Fremde ging.

„Walter, nun lasse ich Dich nicht wieder fort!"

„Ich geh' auch nicht wieder, Else, ich habe fern von Dir zu viel gelitten — aber noch mehr hier in diesem Stübchen — im Traume. Weg mit der stolzen Kunst — ohne Liebe! Onkel Strant, laß mich jetzt als Lehrling in Dein Geschäft treten — schicke mich nicht wieder fort!"

Wunderbar! J. C. Strant schüttelt energisch den Kopf — vielleicht hat er in der Geschwindigkeit ein kleines Rechenexempel zum Abschluß gebracht — „Lehrling? Unsinn! — Maler bleiben — stiller Compagnon —"

„Und Schwiegersohn von J. C. Strant, Mäuslein u. Comp.," fügt Onkel Tob, zugleich lachend und weinend, hinzu.

Plötzlich erhebt sich ein wunderliches Getöse vor der Comptoirthür, Gläser klingen, Stimmen räuspern sich, Füße schurren und in hellster Fistel schrillt es: „Das hochverehrliche Brautpaar unseres Hauses, Fräulein Elisabeth Strant und Herr Walter Lorenz sollen leben — hoch!"

„Hoch!" jubelt ein neunstimmiger Chor nach.

„Abermals hoch und zum dritten Mal hoch!"

Das sind die Ladenjünglinge — wie tapfer sie ihre neuen Tücher schwenken! — und Stina, Dorr und Dorrchen.

Und jetzt treten Else und Walter, Hand in Hand, aus dem Comptoir in das strahlende Weihnachtszimmer.

Könntet Ihr alle doch in diesem Augenblicke das schöne, glückliche Brautpaar sehen — beschreiben kann ich's Euch wahrhaftig nicht, wie sehr, sehr glücklich sie sind!

Nein, eine so fröhliche Weihnachtsgesellschaft gibt's gewiß in der ganzen Stadt, vielleicht sogar auf der ganzen Welt nicht zum zweiten Mal, als heute Abend in der großen Wohnstube bei J. C. Strant versammelt ist!

Selbst der „Meister" kömmt gar nicht mehr aus den Versuchen zum Lachen heraus. Unter den „Dienern" geht sogar das Geflüster, er habe zwei Mal wirklich und zum dritten Mal beinahe gelacht.

Nur auf Tante Rosauras Gesicht liegt noch ein Schatten. Ihr freundliches Herz fühlt einen kleinen Stich, wenn sie ihre geliebten Kätzchen anschaut und dabei denkt, daß der Walter, der sie in ihrer Kunst so bitter gekränkt hat, nun doch ein großer Maler geworden ist.

Auch dieser Schatten soll schwinden, ehe die Weihnachtslichter erlöschen. Else hat ihrem Walter etwas ins Ohr geflüstert. Lächelnd geht Walter zu Tante Rosaura: „Verehrungswürdigstes Tantchen, morgen müssen Sie mir zeigen, was Sie in meiner Abwesenheit gemalt haben. Ach! dort sind ja Ihre spielenden Kätzchen, haben Sie inzwischen mehr solche Genrebilder aus dem Thierleben componirt?"

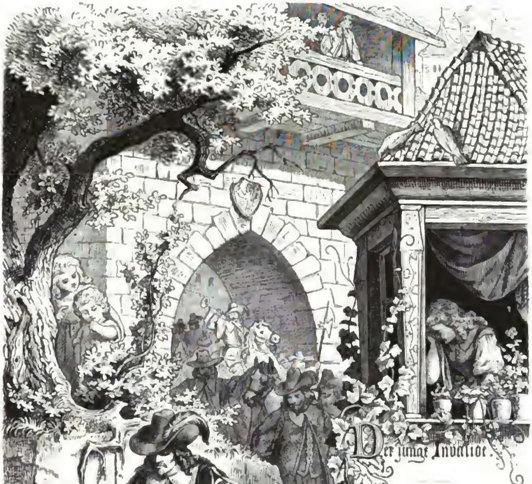
Eitel lachender Sonnenschein ist Tante Rosauras Gesicht geworden! Triumphirend schaut sie zu Onkel Tob hinauf, der den Weihnachtsbaum mit neuen Lichten besteckt, — dieser Blick spricht deutlicher, als tausend Worte: „Hast Du's gehört, alter Spötter? dieser große Maler weiß Kätzchen von Seekälbern besser zu unterscheiden, als gewisse Leute!"

Glückliche Tante Rosaura!

Else und Walter sind in eine Fensternische getreten. Ihre Hände schlingen sich in einander. So schauen sie hinauf zu dem blinkenden Weihnachtshimmel.

„Meine Else, wie wunderbar gut hat der liebe Gott noch alles für uns gefügt!"

„Ja, Walter, unser ganzes Leben lang wollen wir dankbar sein für diese fröhlichen, gesegneten Weihnachten!"



Der junge Invalide.

Leb wohl, du guter Reitersdienst,
Zu Fuß muß ich nun wandern,
Leb wohl, mein Rößlein, du gewinnst
Zum Reiter einen andern.
Nimmer führ' ich dich zum Trank,
Nimmer mit dem Säbel blank,
Mit dem klirrenden Sporn
Durch Hecken und Dorn,
Jag' ich ein und aus mit dir die Welt,
Man hat die Lust mir abgestellt.

Einst glaubt' ich wohl, mein Rößlein gut,
Wir sprengten oft noch beide
Zum Kampf miteinander durch Tod und Blut,
Auf sonniger Schlachtenhaide
Nun ist es aus,
Ich sterbe zu Haus,
Statt in Schlachten froh
Auf dem Siechenstroh,
Und du schnaubst, wenn ich todt bin, nicht
In mein kaltes, bleiches Angesicht.

Lebt wohl, ihr Kameraden all,
Ergeh's euch eines bessern!
Gott schütz euch vor Blessur und Fall
Und vor Spital und Messern.
Und du mit dem Goldgelock
Droben im dritten Stock,
Schau mir nicht nach!
Kaum ertrag' ich die Schmach;
Trompete, du lustiges Reitersignal,
Schmettre, schmettre zum letzten Mal!

Hermann Lingg.

Naturgeschichtliche Weihnachtswanderungen in einer Großstadt.

Von Hermann Wagner.

(Schluß).

Die bei weitem meisten jener Spielwaaren sind deutsches Fabrikat, obschon die wenigsten des sogenannten Nürnberger Tandes in genannter Stadt selbst gemacht werden. Einige Gegenden unsers Vaterlandes haben sich seit langen Jahren durch Anfertigen von Spielsachen besondern Ruf erworben, so die Umgebung von Sonneberg, einem Städtchen im Meiningischen. Die Bewohner einer Anzahl Dörfer daselbst beschäftigen sich das ganze Jahr hindurch ausschließlich damit. Bei Sonneberg gab der vortreffliche Schiefer Veranlassung zur Herstellung von Schiefertafeln und Griffeln, jener wichtigen Factoren bei der Geistesbildung der heranwachsenden Generationen. In dem benachbarten Judenbach war zuerst die Holzschnitzerei im Schwunge. Schon vor anderthalb hundert Jahren kamen aus jener Gegend zahlreiche kleine Artikel in den Handel: hölzerne Kindersäbel, Flinten, Pfeifen, Kuckucke, Klappern und Schnurren, Kegelspiele, Puppen, Thiere, kleine Orgeln, Kugeln aus Kalkstein u. s. w. In demselben Maaße, als Künste und Wissenschaften weiter fortschritten, suchte auch die Spielwaarenindustrie daraus Nutzen zu ziehen, und jedes Jahr bringt Neues darin. Durch Theilung der Arbeit ward es möglich, das Fabrikat eben so vollkommen, wie wohlfeil, herzustellen. Ein verzinnter Blechlöffel geht durch dreißig Hände, das Dutzend kostet ein Drittel Thaler. 1000 Stück Schiefergriffel werden mit einem Gulden verkauft, 360 gemalte Kindertrompeten für einen Thaler. Freilich ist dabei der Verdienst der einzelnen Arbeiter oft gering genug. Hat ein Mann mit Beihilfe seiner ganzen Familie während einer Woche neunzig Dutzend kleiner Posthörnchen gefertigt, so bringt ihm dieses Heer von Musikinstrumenten doch nur $1^2/_3$ Thaler Lohn, also auf den Tag sieben Silbergroschen. Jährlich werden über Sonneberg für mehrere Millionen Thaler Spielwaaren ausgeführt, einzelne Handelshäuser daselbst haben einen jährlichen Umsatz von ein halb bis zwei Drittel Millionen Thaler. Die Eisenbahn von Sonneberg nach Coburg verführt jährlich gegen 40,000 Centner jener Sachen. Aus den herzoglich meiningischen Forsten werden jährlich ungefähr 5000 Klafter Fichtenholz hierzu geliefert, eine Klafter zu 100 Kubikfuß Nutzholz. Zu 4680 Dutzend Posthörnchen sind 136 Kubikfuß Holz erforderlich. Auch über Neustadt an der Hayde bei Coburg kommen ansehnliche Mengen Spielwaaren in den Handel, die in den benachbarten coburgischen, saalfeldischen, meiningischen und sondershäuser Dörfern gefertigt werden.

Das sächsische Erzgebirge hat jenen Industriezweig seit mehr als 200 Jahren in den Ortschaften Seifen, Grünhainchen, Waldkirchen, Börnchen, Heidelberg, Einsiedlen und anderen. Hier können jedoch die Arbeiter trotz alles Fleißes und aller Geschicklichkeit noch weniger verdienen, als in Thüringen, da sie das Nutzholz theurer bezahlen müssen. Auch das Anstreichen und Malen der Gegenstände wird fabrikmäßig hergestellt und zu unglaublich niedrigen Preisen geliefert. Das Anstreichen, Bemalen und Lackiren von 200 kleinen Holzkisten, von denen jede der vier Seiten und der Deckel eine bunte Landschaft von acht bis zehn Farben bekommt, werden mit Einschluß von Leim, Lack und Firniß mit 22 Silbergroschen Arbeitslohn bezahlt, also fünf Landschaftsgemälde mit einem Pfennig, und doch bringen es manche Maler unter Beihilfe aller Familienglieder täglich auf 15 bis 20 Sgr.

In Süddeutschland liefern der Ammergau und Berchtesgaden bei Salzburg vorzüglich Arbeiten aus Knochen und Elfenbein. Fast jeder Arbeiter daselbst hat sich einen oder wenige Gegenstände ausgesucht, die er anfertigt: dieser Kinderklappern, jener Pfeifen, Dosen, Schachfiguren &c. Frauen und Kinder helfen dabei ebenfalls mit. Die aus jenen Gegenden kommenden Sachen gehen vorzugsweise nach Nürnberg und durch Vermittelung der dortigen Handelshäuser nach allen Theilen der Erde, selbst nach China und Japan.

In Südtyrol genießt das Grödener Thal seit lange Berühmtheit wegen seiner Spielwaaren und Schnitzeleien. Von den 3500 Einwohnern jenes Thales sind 2500 bei jener Fabrikation beschäftigt. Auch hier wird durch Theilung der Arbeit die letztere eben so zierlich und nett, wie wohlfeil. An einem kleinen Gegenstande sind mitunter fünf bis sechs Personen thätig gewesen. Großartig ist hier besonders die Fabrikation von Gliederpuppen. Man hat dergleichen von 24 Zoll Größe bis zur Kleinheit von einem Viertel Zoll. Gegen 600 Drehbänke sind dabei in Thätigkeit, und jährlich werden viele tausend Dutzende dieser kleinen Wesen nach aller Herren Ländern versendet, selbst nach den Vereinigten Staaten, Brasilien, Valparaiso, Lima, Ostindien und China. Die Gesammtausfuhr des Jahres veranschlagt man daselbst auf 2750 Centner im Werthe von 145,000 Gulden. Viele jener Sachen wurden aus Arvenholz hergestellt, das dadurch freilich ziemlich selten geworden ist.*)

Wir verlassen den Spielwaarenladen und setzen unsere Wanderung über den Weihnachtsmarkt fort. Die „Schinken für die Puppenküche“, die fingerslangen Zuckerhütchen zu demselben Zwecke, die wir an den Fenstern anhängen sehen, erregen unsere Heiterkeit. Wir wünschen den Puppen und ihren Köchinnen guten Appetit und mustern im Vorübergehen die Wagenladungen voll Aepfel und Wallnüsse, die sehnlichst noch darauf zu warten scheinen, wie Alchymisten und Adepten früherer Jahrhunderte zuerst vergoldet und dann aufgehangen zu werden. Ob unsere Altvordern zu jener Zeit, bevor die Obstzucht in Aufnahme kam, Holzäpfel an die Weihnachtsbäume gehangen haben, ist uns unbekannt, wohl aber wissen wir, daß der Wallnußbaum, der „Baum der Perserkönige“, einer der ersten Fremdlinge ist, der in unserem Vaterlande Eingang fand. Bereits Karl der Große that viel für seine Anpflanzung und befahl dieselbe auf seinen Domänen. Seit jener Zeit aber hat die Kunst des Baumzüchters die Sorten der Wallnüsse zahlreich vermehrt und besonders danach gestrebt, solche Arten zu erzeugen, welche bei ansehnlicher Größe zarte Schalen und volle Kerne besitzen.

An Haselnüssen ist ebenfalls kein Mangel, damit das Kleingewehrfeuer beim Festschießen gehörig unterhalten werden kann. Außer unseren einheimischen Haseln treffen wir reichliche Vorräthe von Lamberts- oder Zellennüssen, Bluthaseln mit rother Samenschale und türkischen Haseln. Bei allem Reichthum der Großstadt an Nüssen wird doch die alte spaßhafte Sitte des abendlichen Nüsseeinwerfens durch den Knecht Ruprecht sehr auf Ausnahmefälle beschränkt, da die verschlossenen Thüren der Vorsäle ein heimliches Einschleichen im Finstern verbieten. Dagegen wird den Kleinen eine Art Ersatz dafür geboten durch die Erlaubniß, „Wunschzettel“ schreiben zu dürfen, und den Erwachsenen, durch die öffentlichen Bescheerungen für Hilfsbedürftige. Mancher arme Bursche wird diesmal freilich statt der Strümpfe und Stiefel ein Stelzbein und eine Krücke erhalten müssen. Mögen ihn die Nüsse zu Weihnachten ein wenig für die Kugeln im Sommer erheitern! Mitunter dreht sich freilich der Fall in echt deutscher Gemüthlichkeit auch geradezu um. So sandte der Kanonier, welcher eine Zeit lang bei uns im Quartier lag, nach seiner Versetzung an den Rhein, unseren Kindern als Weihnachtsgruß statt Kartätschen ein Säckchen rheinländischer Wallnüsse!

Ein altes Mütterchen hat sich einen Winkel an einem Hausdurchgange zum Stande ausersehen und streckt uns, indem wir vorüber gehen wollen, freundlich bescheiden ein Körbchen mit duftenden Veilchensträußchen entgegen. Zu Weihnachten ein Veilchenstrauß! Mitten im Winter ein Frühlingsgruß! wer könnte da widerstehen? So wie das liebliche Blümchen unsere Gedanken auf den künftigen Lenz lenkt, so führt uns der Verkaufsladen von Schmuckpflanzen, den wir wenige Schritte weiterhin treffen, in den vollen Sommer mit aller seiner Blumenpracht. Die Speculation auf das Bedürfniß nach den Gegensätzen ist meistens gewinnbringend. Im Sommer findet „Eis“ und „Gefrorenes“ lebhaften Absatz, jetzt zu Weihnachten weilt das Auge mit Lust auf den farbigen Blüthen, die hinter den Glasscheiben zwischen saftiggrünem Laube hervorschauen.

Es ist eine besondere Aufgabe der Kunstgärtnerei geworden, die Blüthezeit der Gewächse einerseits zu verzögern, so daß sie sich bis in eine Jahreszeit hinaus erstreckt, in welcher sie sonst nicht stattfindet, andererseits dieselbe früher hervorzurufen. Das Bedürfniß, zu Weihnachten wenigstens etwas Grünes im Zimmer zu haben, rief wahr-

*) Vgl. „des Weihnachtsmannes hauptsächlichste Werkstätten“. II. Jahrgang, S. 179, 195.

scheinlich schon in alter Zeit zum Theil mit den Gebrauch des Tannenbaumes hervor. England nahm statt desselben die Stechpalme und die Mistel. Das freie Gartenbeet bietet Ende December nur die „Christblume", die weißblühende Nießwurz. Der Gärtner findet deshalb höchstens an den Fabrikanten künstlicher Blumen, so wie an den Verkäufern von getrockneten Sträußen und Mooskränzen mit Immortellen Concurrenten. Er wählt zur Herstellung einer Winterflora hauptsächlich solche Gewächse, welche in der freien Natur im ersten Frühling zu blühen pflegen, setzt sie im Herbst in Töpfe und bringt sie durch gesteigerte Wärme zum Entfalten ihrer Keime und Knospen.

Maiblumen, die man vorher drei Jahre lang in offenen Gartenbeeten herangezogen hat, so daß sie Blüthenkeime ansetzten, bringt man im Herbst in feuchten Sand in Treibkästen und unterhält hier drei Wochen lang Tag und Nacht eine gleichmäßige Wärme von 25 bis 30 Grad. Die Berliner Gärtner erzeugen auf circa fünfzehn Morgen Land gegen drei Millionen Maiblumenkeime, auf einem Morgen 200,000, von denen gewöhnlich der dritte Theil zur Blüthe gebracht wird. Zwei Drittel von diesen gehen nach außerhalb, und wird das Tausend Keime dann mit zehn Thalern bezahlt. Für den Topf mit acht bis zwölf blühenden Stengeln und einem Kranze grüner Blätter am Rande gibt der Händler zu Weihnachten 10 — 15 Sgr.

Einen noch großartigeren Maßstab hat die Treiberei von Tulpen und Hyazinthen angenommen. Allein in den Handelsgärten Berlins erzeugt man auf 25 Morgen Land gegen 4½ Millionen Hyazinthen, von denen jährlich der dritte Theil zum Blühen gebracht wird und die 75,000 Thaler eintragen, desgleichen auf 3 bis 3½ Morgen zwei Millionen Tulpenzwiebeln. Eine ansehnliche Menge dieser Blumenzwiebeln, so wie zahlreiche Crocus und Amaryllis werden so zeitig im Herbst angetrieben, daß sie bereits zu Weihnachten in voller Blüthe stehen. — —

Je näher das Weihnachtsfest heranrückt, je mehr sich endlich der letzte Tag selbst zur Rüste neigt, desto lebhafter wird das Getümmel und Treiben auf den Straßen und Plätzen. In den letzten Stunden gewährt die Stadt völlig das Ansehen eines gewaltigen Ameisenhaufens, welchen ein loser Bursche mit dem Stocke gestört hat. Man bewundert die Geschicklichkeit, mit welcher einer am andern trotz aller Packete und Ballen glücklich vorübersegelt, ohne Schiffbruch zu leiden. Der allgemeine Eifer fängt an, uns ebenfalls anzustecken, und wir verlieren die Ruhe, noch alle die vielen Metallarbeiten, echten und unechten Gold- und Silbersachen, die Schätze des Meeres von frischen, gesalzenen und geräucherten Fischen bis zum Bernstein, den Perlen, Perlmuttern und Edelkorallen, die Möbel aus einheimischen oder feinen fremden Hölzern, die Schmuckfedern, die Leder-, Glas-, Porzellan- und Steingutwaaren und vollends die zahllosen und vorzüglich für die Frauenwelt wichtigen Gewebstoffe naturwissenschaftlich zu betrachten.

Dort eilen Männer und Frauen noch hurtig mit Packeten zur Stadt; sie haben noch Arbeiten abzuliefern, die so eben fertig geworden sind und noch zur Bescheerung müssen, — eine neue Schar folgt jenen. Man würde ihnen den Staub der Werkstelle noch anmerken, wenn es nicht bereits dunkelte und das Gaslicht nicht trübe durch die Nebel hindurch schimmerte. Sie haben eben erst Feierabend gemacht, eilen im Trabe noch in die Läden, um mit dem eben erhaltenen Wochenlohne noch den Freunden und Lieben ein Geschenk einzukaufen. Selbst die Entschlafenen draußen erhalten ihr Bäumchen auf den frischen Hügel!

„Platz, ihr Herren!" rufen ein Paar Packträgee, die keuchend ein Pianino vorbeitragen. „Platz da!" schallt's von der andern Seite, an welcher ein Sopha anmarschirt kommt. — Kaum flüchten wir uns nach dem Fußwege, so stachelt uns das Geäst eines Fichtenbaumes an die Nase, der noch für morgen früh angeputzt werden soll, — unsere Hand berührt etwas Feuchtkaltes, eine gerupfte Gans, die aus dem Korbe einer Köchin hervorschaut. Jetzt balanciren wir vorbei an einem wandelnden Kaffeeservice, dann an einer Flasche Schlummerpunsch, die ein ehrbarer Familienvater still vergnügt vor sich herträgt. Er hat sich seit vier Wochen angestrengtester Arbeit mit den Seinen auf ein lustiges Gläschen am heiligen Abend gefreut. Der Omnibus, der vorbeitrabt, ist überfüllt, selbst sein Verdeck trägt einen Berg von Weihnachtsgeschenken, — keine Droschke ist mehr zu haben. Machen wir uns deshalb, trotz unserer müden Beine, zu Fuß auf den Weg nach unserer Wohnung, um dort die Bescheerung gleicher Weise zurecht zu machen!

Glückliche Feiertage!

Mecklenburgische Originale.

Von Eduard Hobein.

(Schluß.)

Einen Uebergang zu seinen unvergleichlichen Jagdgeschichten macht die Mittheilung: „Gistern up de Jagd was 't en gefährliches Weder! Fothoch wat'ten wi dörch den Dreck un de Been wiren bet äwer de Knee vull Smutz. Se löppt denn de lütt Danzmeister R., de der ok mit to't Jachtern lad wir, uns ümmer in siden Strümp un Schoh mank de watersteb elten Been rümmer un so sauber, dat dor ok nich en Placken up wir. So frag ik em denn, wo dit enmal möglich wir, bi dat Weder un in den Uptog?

„Je", seggt he un kickt mi fründlich an, „in de Schoh heff ik ümmer an drögen Fot. Baben löppt frilich dat Water rinn, äwer unnen löppt dat wedder rut. So heff ik alle Tid en drögen Fot!"

„Nülig," so erzählt unser W. ein andermal, „up de Rapphöhnerjagd harr ik grad nich lad't, as ik sonn ganzen Rudel in Feld drap. Wat heff ik to dohn? Ik hal minen Taschendok rut, fat em an de bütelsten Zippels, slik mi von achter to rann an de Dinger un smit ehr dat Dok äwer'n Kopp. So, nu künn ik jo laden, so vel ik wull. Ik lad also un mal denn vörn in dat Dok son oll lütte Tüt, wo grad een Rapphohn dörchkammen kann un scheet se nu enzeln na de Reeg: Puh, Puh, Puh!"

„So rasch können se je doch unmöglich laden", — wirft ein Mitglied des Clubs ein.

„Der was ok gor keen Tid to!" erwidert W. schlagfertig wie immer.

„Un nu gor," — so fährt er fort — „de niemodsche Antenjagd! Ik legg mi en grote Körbs upt Water un lat se swemmen. Uenner heff ik en grotes Lock rinner sneden, dat min Kopp dor bequem dörch geit. Nu dücker ik mi un stek den Kopp rin, wenn ik up de Jagd will, — vör de Ogen sünd en Poor Löcker as en Brill insneden. Ik äwersch mi nu min Jagdrevier, — dat Waterslagg, wo min Anten swemmen. Ik swemm nu ok up min Poten, as de ollen dummen Dinger mi dat sülbn liehrt hebben und lat mi mirrn mank se driben. De ollen Dinger sünd ja so dumm, se marken gor nicks. Ik lat mi indes ok nicks marken, blos aff un to föhl it mal een von de ollen Dinger ünnerwärts an de Mag, ob sik dat woll ok all lohnt un sök mi de besten ut, — de annern lat ik noch wedder irst en beten swemmen. Klöker warrn se doch nich, bet ik wedderkam. Kannen dat bequemer hebben as mit de ollen dummen Dinger? Se meenen nich anners, as dor drifft en olle Körbs upt Water rümmer!"

Dabei konnte er selbst so herzlich über seine Geschichten lachen, und man sah ihm die Freude seiner Ueberlegenheit über „die alten dummen Dinger" bescheidentlich schelmisch aus den alten grauen Augen leuchten.

Ich muß mich beschränken diesem prächtigen Original gegenüber. Nur noch eine Persiflage der neuesten Erfindungen, die wieder auch einen Beleg der Geistesgegenwart seines Witzes zur Beseitigung plötzlich gemachter Einwürfe gibt.

„Hefft ji all hürt von dat grote Magnetschipp? Dat führt tüschen Liwwerpool un New-York. Vör hett dat en groten isen Snabel un to Liwwerpool un to New-York steit an'n Strand en grote Magnet, den vör gewöhnlich en grot Futteral äwer de Uhren trocken ward. Ward dit Futteral nu in New-York to bestimmte Tid raffer nahmen, is in Liwwerpool all lang packt un alls parat, un wutsch! — geit dat oll Schipp, dat em de Ribben gnastern, in eenen Gang von Liwwerpool na New-York räwer un ward nasten to bestimmte Glockentid dis Magnet to, un de to Liwwerpool apen makt, — wutsch! geit de Rüggreis' los."

„Dat möt jo äwer so fürchterlich rasch gahn", meint ein Schlaukopf unter den Zuhörern, — „dat dor keen Minsch Pust bi behölt."

„Dor warrn ok bloß Paketen mit befördert", antwortet W. und fährt dann fort:

„Aewer man is doch all wedder von disse Erfindung trüch kamen un se is denn ok verbaden. Denn se bringt all de annern Schäp ut de Richt. Keen Schipp, dat doch ok hier un dor sin beten blank Isenwark sitten hett, kann bi den Magnetenswindel sin Fohrten inhollen, — se kamen all ut de Richt un so mößt dat denn glik wedder instellt warrn."

Von der Originalität der Dienstmädchen in den Tagen meiner Studienzeit darf ich nicht schweigen. Eins derselben, Lotte mit Namen, das mir Reinlichkeit anthat, die Zimmer heizte und was sonst zum häuslichen Bedarf eines Musensohnes gehört, herstellte, war ein vorzügliches Exemplar ihrer Gattung. Sie war ein vollblütiges Kind des Landes mit blaurothen, dicken Wangen, dito dicken Fingern und ging noch im eigen gemachten Rock ohne Crinoline einher, indem sie die Stadtmoden verachtete. So auch blieb sie bei ihrem reinen Plattdeutsch, von welchem die Angriffe der hochdeutschen städtischen Schwester spurlos abprallten. Es kam nicht einmal ein Anhauch vom „Missingschen" zu Stande, von jener Zwitterrede, welche bei Menschen zur Uebung gelangt, die sich, in Rücksicht ihrer Bildung, ihrer rechten Zuständigkeit zwischen dem Hochdeutschen und Plattdeutschen nicht recht bewußt werden. Nun denn, Lotte, komm und gaukle mir nur die eine originelle Unterredung noch einmal vor, deren erste Inscenirung mich so hoch entzückte.

Lotte kam mit einem Brief zwischen den roth gefrorenen Fingern zu mir in mein Zimmer und sagte:

„Ik wull Se birren, ob Se mi dissen Breef nich en beten tosegeln wullen?"

„Ja woll, Lotte, hal man Licht. Aewer hür mal, een Bedingniß is dabi, — ik möt den Breef lesen dörben."

Sie genirte sich bei dieser Anrede sichtlich, und ich konnte wohl merken, daß der Adressat ihr mehr, als Freund war. Endlich willigte sie ein. — „Wenn't nich anners sin kann."

Sie ging und holte Licht, ich las:

Lieber Heinrich!

Wenn Du der Fels bist, will ich die Welle sein, die sich an seinem Fuße bricht.

Die Strümpe, die Du mich durch Crischan seine Schwester geschickt hast zum Waschent und Stopfent, sind prat, schicke nur den Holländer her, denn kann der Milchwagen ihnen mitnehmen.

Bleibe mir gut, ich verabsäume nicht.

Du hast mir lange nicht geschrieben, ob Du gesund geblieben.

(Gezeichnet: Lotte.)

Lotte kam mit Licht.

„Lotte, wo hebb'n Se de Anfangswürd to den Breef her?" Ihre classische Antwort lautete:

„Je, Herr Docter," — und sie sprach es mit noch tiefer aufsteigendem Blauroth und nannte mich Doctor, weil sie vordem bei einem Doctor gedient hatte, — „wi hebb'n den Breef man fülf drüdd' schreben. Ik heff angeben, wat derin stahn mößt, dat Mäken bi den Afkaten hier baben hett den Breef dalschreben, denn ik kann nich schrieben und dat Mäken von Pasturs hier grad äwer, se mägen ehr mäglich kennen, denn dat is'n presentirliche Person, de het mi noch so menniges angeben, wat'n in senn Breef schrieben künn, un de meent, dit künn'n immer driest rin schrieben."

„Na, denn kann 'k dat ok woll driest tosegeln!" Und sie nahm den Brief mit Dank entgegen, ich aber nahm mir die Erlaubniß, mir denselben sogleich aus dem Gedächtniß zu copiren.

Und nun will ich nur noch eines der vielen Originale gedenken, die unsere Vorjahre belebten und ihrer Culturgeschichte einen so eigenthümlichen Anstrich gaben, des braven Chefs der Polizei, der die Stadt mit einem Blick seines gutmüthigen Augenpaars unter buschigen Augenbrauen zu regieren wähnte, jenes ausgezeichneten Mannes, der es noch verstand, eine Sache „je nachdem" zu nehmen, der die Milde anwandte, wenn er sich nicht ärgern wollte, — welcher Bureaukrat hat jetzt noch seinen Aerger in der Gewalt? — jenes Mannes, dem dabei ein Gehörfehler sehr zu statten kam, indem er, wenn es ihm so besser paßte, sich darauf berufen konnte, er hätte diese oder jene unnütze Gegenrede der Comparenten, was hier so viel als Vagabunden heißt, nicht gehört, damit er sie nicht zu strafen brauchte. Auch der Brave ist nicht mehr, aber sein Gedächtniß lebt im Volk in einer Unzahl von Anecdoten. Beklagte sich jemand bei ihm, daß er im Winter auf den Trottoirs zwischen den Eisblöcken das Bein breche, so meinte er: „Worüm geihst Du nich as anner vernünftige Minschen mirren up de Strat?" und hatte es dort einer auch nicht besser gefunden, so sagte er in derselben Stunde noch: „Woto sünd denn de niemodschen Trottoirs, wenn ji dor nich up gahn willt!" Jede Beschwerde that ihm als Vater der Stadt wehe, und er ärgerte sich wie ein guter Hausvater, und ward er durch die Seinigen unwirsch gemacht, so machte er sich's gern bequem, und jeder Bescheid war ihm recht, der ihm die Beschwerde nur, wenn auch nur momentan, vom Halse schaffte. Es war ihm nur darum zu thun, mit seinen Leuten auszukommen und ohne Beschwerde in polizeilicher Ruhe und Hoheit der Stadt zu präsidiren, wie Jupiter, wenn er nicht gerade von seinen Donnern Gebrauch machte. „Hür mal, Kerfack," so sprach er zu seinem Polizeidiener, „gah doch mal na den Studenten P. hier dicht bi an. De hett gistern up de Strat rokt, ik heff't sülben sehn. Gah hen und förrer die sößteig'n Schilling Straf' in."

Kerfack geht und kommt wieder.

„Herr Burmeister, ik heff't utricht't, äwer de Kirl will nich. He hett mi en grot swinsleddern Book upslan, en latinsch Gesetzenbook, dor stünn in to lesen, säd he, denn he studir' nu all' drei Semesters up en Afkaten, und mößt dat verstahn, dat en Student de Straf nich to entrichten bruk'."

„Kerfack, wo kannst Du Di so wat inbill'n laten, Du büst doch ok nich von gistern? De Kirl möt so god, as jeder anner sin Straf betahlen, dat helpt em all nicks. Gah hen un lat Di nich wedder afwiesen."

Kerfack geht und kommt wieder.

„Herr Burmeister, he seggt, he harr mi sinen Bescheed all geben un wenn ik nu noch mal wedderkeem, denn smeet he mi koppäwwer de Trepp runner."

„Dat hett de Kirl sik ünnerstahn, to Di to seggen? To min Polizeideener? Na, denn fall em doch en Dunnerwetter — — doch hür mal, Kerfack, weest wat? Dat is en groben Kirl, — lat Di lewer nich mit em in!"

„Aewer, wo is dat, Kerfack, wat is hüt süß noch to dohn?"

„Ja, Herr Burmeister, ik heff gistern noch en Snurrer un en besapen Gesellen inspunnt, — ach, un denn, Herr Burmeister, dat ik dat nich verget, ik heff Se all ümmer fragen wullt, dat ward nu in November doch all 'n beten kolt, fall ik ok lewer up Nummer Dörteig'n en beten inböten?"

„Wo so — inböten?"

„Je, up Nummer Dörteig'n, wo de Jud' sitt."

„Wecker Jud?"

„Je, Herr Burmeister, weten Se nich mihr, dat wi dor to Pingsten en Juden insett't hebben, de in Pingstmarkt to wit utbugt*) harr?"

„Wat denn, — meines Lebens, Kerfack, büst Du unklok, — de oll Jud de sitt dor noch?"

„Je, Herr Burmeister, Se hebb'n mi je doch noch nich heeten, em uttospunnen, — wo süll he denn wedder frikamen sin?"

„Kerfack, büst Du des Deubels, — den letst Du dor sitten un seggst mi keen Wurt?"

„Je, Herr Burmeister, ik kann je doch nich weeten, wo hoch Se dat Utbugent bestrafen willn und wat dat förn grugliches Verbreken is, dat dat för alle Tiden — — "

„Hol Din Mul, Kerfack, dat sünd jo doch man Dummheiten, wat Du dor seggst. Glöw mi, de Kirl kann uns hellisch blamiren, wenn he sik beswert äwer uns, — Kerfack, Kerfack, wat fang'n wi mit den Juden an?"

„Je, Herr Burmeister, so slimm, as Se meenen, is de Sak noch lang nich. De Kirl hett doch nu wenigstens to weeten kregen, wat mit dat Utbugent vermakt is, un hett Erfohrung an sik makt, wo dat deet, un ward nu ok woll markt hemmen, wo em dat god ankümmt, wenn he mal wedder dörch de Dören so fri in un utpassiren dörf. Ik will Se un em en Vörslag to'r Göd' maken. Wenn 'k em wedder Eten rupp bring, denn will'k so quanswis de Dör apen laten, — denn geit he un freut sik sines Lebens, un ik parir, he lett sik nicks wedder marken."

*) Aus der Reihe der anderen Buden bauen.

„De Infall is nich slicht, Kerfad, — denn lat de Dör man son beten verluren apen, wenn Du wedder rupper kümmst."

Und somit nehme ich auch von dir Abschied, du braver, alter Stadtherr aus der guten, alten patriarchalischen Zeit. Du rückst mir mit deinen Gebilden schon fast zu weit in die Gegenwart, und diese ist noch nicht reif, in ihren Originalen culturhistorisch gefeiert zu werden. Denn wenn sie, wie gesagt, auch seltener geworden sind, die alten Originale, es gibt deren doch auch noch und von ganz ähnlicher Art, als die geschilderten, von solcher, die sich nach alter Sitte von frühe schon an eine originelle Eigenthümlichkeit gewöhnten, eben weil es zu ihrer Zeit so in der Ordnung war. In manchem Winkel ländlichen Lebens sitzt noch ein solcher Sonderling versteckt, der kaum weiß, was draußen vorgeht und wie die Cultur die Welt beleckt hat. Er kennt nur die alten Verbindungs- und Feldwege, auf denen er noch mit Vieren oder Sechsen in seiner schwerfälligen Kutsche umherfährt und jedes Wegeloch sorgfältig mit Steinen zuwerfen läßt, daß einem Fremden nach stundenlanger Fahrt darauf die Rippen zu brechen drohen. Er läßt deshalb die sogenannte Wegebesserungscommission auch gern einmal auf eigenes Verlangen, wenn's zu schlimm wird, absitzen oder wenn er bei der Probefahrt auf ebene Stellen gerathen sollte, ist er in Furcht über den drohenden Fremdenverkehr in seinen Grenzen, unzufrieden und ruft dem Kutscher ärgerlich zu: „Wo Deubel, Johann, hier führt sik dat jo heel god?" worauf denn Johann einfältiger Weise ebenso unbedacht, als sein Herr, sich dahin äußert: „Je, Herr, hier sünd wi ok uppen Dreesch!" Das muß ja wohl die Commission merken, wie das gemeint ist! Es gibt unter den alten Gutsherren noch Leute, die principmäßig keinen Wagen besteigen und lieber die Pferde hinterm Dampf herkeuchen lassen, originelle Materialisten, die mit dem ersten besten Stück Dings und wär's ein Stiefelknecht, nach den Nachtigallen im Baum vor dem Fenster mitten durch das Glas hindurch werfen, wenn sie durch den Gesang derselben im Schlaf gestört werden, Leute, deren naives Plattdeutsch jedem Fremden in jeder Aeußerung als Witz erscheint, was ihnen jedoch so natürlich ist, daß sie es nicht selten übel nehmen, wenn man darüber lacht, wie über das laute Wort, das dem alten Landjunker in der Fremdenloge zu Rostock entfuhr, als Marquis Posa von Philipp II. „Gedankenfreiheit" erfleht und nun eine Kunstpause entstand, — das Wort: „He ward sik häuden!" — Doch genug, es läßt sich von dergleichen wohl noch einmal Gebrauch machen. An Stoff mangelt's nicht, wenn die Nahrung dem Leser mundet.

Die Reichspostmeister deutscher Nation.

Man begegnet fast überall der Ansicht, daß die Posten in Deutschland durch die Grafen Tassis geschaffen worden seien. Dies ist irrig, denn Jahrhunderte vor Einrichtung der Reichsposten bestanden in Deutschland Botenanstalten, die theils von Fürsten, theils von Corporationen, theils von Privaten eingerichtet waren. Mehr oder weniger sind alle diese Einrichtungen als Postverbindungen anzusehen, alle aber hatten den Zweck, Correspondenzen zu vermitteln. Viele Reichsfürsten und Städte hatten auch in bestimmten Orten eigene Factoren, an welche die Briefboten ihre Sendungen ablieferten. So bestanden in Brandenburg schon vor 1550 geregelte Botenposten zu Fuß und reitend.

Lange vor der Einführung der Thurn- und Taxisschen Posten bestand sogar schon eine fahrende Post zwischen Hamburg und Nürnberg. Die werthvollen Güter, welche zwischen jenen Orten zu befördern waren, wurden mittelst besonderer regelmäßiger Fuhren expedirt und ihnen zur größeren Sicherheit bewährte Begleiter mitgegeben, die wegen ihrer Pflicht, unterweges für die Fortschaffung zu sorgen, Schaffner genannt wurden. Diese Schaffner sammelten und bestellten unterweges Briefe und Packete und errichteten nach dem Bedürfniß Pferdewechselstationen. In Folge mancher Klagen übernahm der Magistrat in Nürnberg 1570 die Organisirung und Verwaltung dieser Verbindungen und stellte das Institut unter die Aufsicht der Handelsherren. Jeder Brief wurde eingetragen, und jeder Schaffner mußte Bürgschaft stellen. Auch Reisende fanden mit diesen Gelegenheiten Beförderung.

Die Wagen gingen wöchentlich einmal von Nürnberg ab. Der Centner Waare kostete von da bis Braunschweig 8 Thaler, der Reisende zahlte für die Strecke von Nürnberg bis Hamburg, welche auf 77½ Meile angenommen wurde, mit der Zehrung, welche der Schaffner besorgte, 20 Thaler.

Auch nach der Einführung der Reichsposten blieb jener Cours bestehen. Die Schaffner trugen ein Brustschild mit dem kaiserlichen und dem Nürnberger Wappen. Zugleich sei hier der Metzgerposten Erwähnung gethan, gegen welche die Thurn- und Taxissche Post lange stritt. Die Metzger und deren Gesellen gingen oder fuhren oft weit ins Land, um Schlachtvieh einzukaufen. Sie sammelten auf der Reise Briefe und kleine Packete ein und besorgten deren Bestellung. Sie kündigten ihre Ankunft durch Blasen auf kleinen Jagd- oder Waldhörnern an. Diese Signale wurden 1615 bei den Taxisschen Posten eingeführt, und wir finden darin den Ursprung der Posttrompete.

Die Zeitereignisse, der Aufschwung des Verkehrs, welchen Deutschland im 16. Jahrhundert erfuhr, brachten die Nothwendigkeit, jene Mittel zu erweitern. Zunächst war die Veranlassung folgende. Maximilian I. hatte Wien zur künftigen Kaiserstadt erkoren. Fast an der Grenze seines Reiches wohnend, fand er es dringend nothwendig, mit seinen entfernten Erbstaaten in steter Verbindung zu sein, seine Anordnungen schnell nach jedem Ort gelangen zu lassen und von dorther alle Nachrichten schleunigst zu erlangen.

Die vorhandenen fürstlichen und Privatbotenposten konnten diesen Ansprüchen nicht genügen, weil ihnen der Zusammenhang und Anschluß fehlte. Jeder Reichsstand hatte seine eigenen Botencourse und duldete keinen Durchgang der Posten anderer Staaten durch sein Gebiet.

Einen Brief von Wien nach Brüssel, Amsterdam oder Paris durch Boten der Städte oder Reichsfürsten bestellen zu lassen, blieb unmöglich, der Kaiser mußte daher mit Aufwand großer Mittel sogenannte Staatsboten unterhalten. Da erbot sich der italienische Edelmann Francesco de Tassis, genannt Torriani, eine Einrichtung zu treffen, welche die kaiserlichen Briefe aus dem Hoflager nach den Niederlanden und überallhin und zurück kostenfrei besorgen solle, wenn der Monarch ihm und seinen Nachkommen die Versicherung des freien Besitzes und Eigenthumes, auch die Einkünfte der projectirten Anstalt bewilligen wolle.

Franz erhielt 1516 die Genehmigung und stellte Verbindungen mit Hilfe der kaiserlichen Autorität bald her. Er überschritt jedes politische Bedenken, bemühte sich nicht um die Bewilligung der Fürsten und Städte, durch deren Gebiet die Courierstraße gehen sollte, und richtete so zusammenhängende Course auf die weitesten Entfernungen ein. Die ersten solchen Course jener sogenannten reitenden Boten waren von Brüssel nach Frankreich und von Brüssel durch Flamisoul (Lüttich), Kreuznach, Speyer über Rheinhausen (Ueberfahrt über den Rhein) durch Württemberg, Augsburg nach Wien und durch Tyrol, Mailand, Mantua nach Venedig und Rom. Starke Briefpackete kosteten pro Pfund 1½ Thlr. In den Städten wurden Verwalter und reitende Boten mit Pferden zum Wechsel bestellt. 1552 wurde für die neue Einrichtung in Rheinhausen ein besonderes Amt errichtet. Jene Linien hatten eine Länge bis fast zu 300 Meilen, und Franz setzte die Ankunfts- und Abgangszeiten für jeden Ort fest.

Kurze Zeit nach der Errichtung dieser Botencourse nahmen dieselben nach der Bezeichnung der französischen Hofcouriere den Namen „Post" an.

Franz von Tassis wurde vom Kaiser zum niederländischen Postmeister, sein Neffe durch Carl V. zum Kaiserlich spanischen Generalpostmeister in allen Erbstaaten ernannt. Franz Leonhard von Taxis, zum Freiherrn erhoben, ward vom Kaiser Rudolph II. zum Generalobristpostmeister im Reich bestallt, sein Sohn Lamoral wurde in den Reichsgrafenstand erhoben, und 1615 durch Matthias zum Reichserbgeneralpostmeister im Reich und in den Niederlanden ernannt. 1681 machte Carl II. von Spanien Eugen Alexander Franz, Grafen von Thurn und Taxis, zum Granden von Spanien, Kaiser Leopold bestätigte die Ernennung 1695 und verlieh der Familie auch die deutsche Reichsfürstenwürde.

Das Verdienst Franz von Tassis beschränkt sich hiernach darauf,

daß er der erste war, der unbekümmert um jedes Hinderniß einen ununterbrochenen Briefcours errichtete und so aus exclusiven Einrichtungen solche von allgemeinem Nutzen schuf.

Ueber das Recht der deutschen Kaiser, jene Belehnung ohne Zustimmung der Stände zu ertheilen, und über die Frage, inwieweit dadurch die Fürsten in ihren Hoheitsrechten beeinträchtigt waren, sind viel Bedenken laut geworden. Mohl nennt es in seinem Werke „Staatsrecht des Königreichs Würtemberg" eine Usurpation, daß sich der Kaiser das Postrecht selbst aneignete. Jedermann zweifelte an dem Bestehen und dem Ertrage der Anstalt. Als aber die Kaufleute sahen, daß sie ihre Briefe für wenig Geld sicher und schnell nach Brabant, Frankreich und Italien befördern konnten, strömte den neuen Posten eine Menge Briefe zu, die einen ungemein hohen Gewinn einbrachten. Einige renitente Fürsten, durch deren Gebiet die neuen Posten gingen, wurden dadurch gewonnen, daß ihnen die freie Beförderung ihrer Schriften versprochen wurde. Ulrich, Herzog von Württemberg errichtete in seinem Lande selbst für die Reichspost 4 Stationen in Canstatt, Ebersbach, Enz-Weihingen und Knittlingen, jedoch unter seiner Landeshoheit. Die Taxisschen Beamten wurden von allen städtischen Lasten und persönlichen Leistungen befreit, nur stellte der Herzog die Bedingung, daß der Postmeister in Canstatt ein württembergischer Unterthan und lutherischer Confession sein müsse. Andere Fürsten protestirten gegen die Uebergriffe der Taxisschen Posten lebhaft, und letztere gestützt auf die kaiserliche Autorität, suchten ihre vermeintlichen Rechte mit Energie festzuhalten. In Kurbrandenburg waren, wie schon angedeutet, schon sehr früh (vor 1555) regelmäßige Botenverbindungen geschaffen worden.

Eine Botenpost bestand von Cüstrin über Trebbin nach Zinna und Annaburg. 1599 wurden zwei Course von Cüstrin nach Onolzbach und von da nach Wolfenbüttel eingerichtet. Die Boten nahmen den Weg von Cüstrin über Lietzen, Beeskow (Ruhetag), Lübben, Schlieben, Torgau (Ruhetag), Eilenburg, Leipzig (Ruhetag), Weißenfels, Eckersberg, Weimar, Saalfeld (Ruhetag), Gräfenthal, Judenbach, Coburg, Potelsdorf, Beyersdorf (Ruhetag), Katelsburg nach Onolzbach. Der Weg wurde auf 68 Meilen geschätzt und in 24 Tagen zurückgelegt. Von Onolzbach bis Wolffenbüttel (52 Meilen), brauchte ein Bote nur 15 Tage, und hatte nur 2 Ruhetage. 1589 wurde eine Post von Culmbach über Halle bis Celle mit 4 Stationen (Postlager) zum Pferdewechsel in Hof, Schlaiz, Roda und Naumburg hergestellt. Kurfürst Johann Sigismund ließ 24 Boten bestellen, und zwar drei sogenannte silberne und 21 Kanzleiboten. Jene drei erhielten die Benennung von den silbernen Büchsen, in welchen sie die kurfürstlichen Briefe bei sich führten, die Kanzleiboten hatten die übrigen Briefe in zinnernen Büchsen zu befördern. Diese Büchsen galten als Insignien der kurfürstlichen Boten.

Die Boten standen unter einem besonderen Botenmeister. Waren die Boten in Berlin anwesend, so mußten sie täglich im Botenhause aufwarten, um nach der Reihenfolge sogleich abreisen zu können, wenn Depeschen oder eine Anzahl zu befördernder Briefe vorhanden waren.

Jeder Bote erhielt jährlich einen Rock mit silbernem Amtsschilde, wöchentlich eine Besoldung von vier (die silbernen Boten) und einem Gulden. Außerdem erhielten die Boten ein Zehrungsgeld für die Zeit der Reise und ein Wartegeld für Stilllager unterweges. Für eine Reise nach Straßburg, Cöln am Rhein, Düsseldorf, Cleve, Emmerich wurden zehn Thaler, für Reisen nach München oder Stuttgart neun Thaler, nach Königsberg, Wien, Heidelberg, Speyer und Mainz acht Thaler Reisegelder gezahlt. Nachlässigkeiten der Boten wurden zweimal mit Geldstrafen gesühnt, die den Amtsgenossen zum Vertrinken zufielen, der dritte derartige Fall wurde mit Entlassung bestraft. — Im Archiv des königlichen Generalpostamtes zu Berlin ist die Botenordnung des Kurfürsten Johann Sigismund d. d. 20. Juni 1614 noch vorhanden.

Zur Zeit des großen Kurfürsten hatten die brandenburgischen Posten schon eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Friedrich Wilhelm erließ unterm 12. November 1660 eine neue Botenordnung, aus welcher ersichtlich ist, daß sechs Boten genügen, weil „nunmehr bey der vor wenig Jahren angefangenen ordinari Post viel Sachen mitbestellen kann." Das Personengeld wurde von Postamt zu Postamt mit einem Ortsthaler pro Meile entrichtet. Jeder Passagier durfte ein kleines Wäschefelleisen frei mit sich führen. Von der Einnahme erhielt der Postillon den dritten Theil für Unterhaltung der Pferde. Es bestand ein großer Cours von Berlin nach Cleve über Spandau, Brandenburg, Barby, Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Minden, Bielefeld, Lippstadt, Hamm und Wesel. Die Pferde wurden alle 3 bis 4 Meilen gewechselt.

Ein anderer Postcours ging von Königsberg i. Pr. über Liebstadt, Hohenstein und Neidenburg, ein dritter von Cleve nach Utrecht (Amsterdam). Die Post brachte schon verhältnißmäßig reiche Einnahmen.

In jener Botenordnung ist auch der Pensionirung dienstunfähiger Boten gedacht. „Welcher Botte ein Jahr etliche Zweintzig oder mehr Jahr gelauffen vnd seine sachen jedeßmahls mit allem Vleiß verrichtet, vnd etwa in Vngelegenheit geriette vnd schaden an füßen bekeme, oder sonsten altershalben seinen dienst nicht mehr bestellen vnd lauffen könnte, Deme soll Zeit seines lebens, Jährlichen ein halber Winspel Rocken zu seinem vnterhalt, oder nach gestalten sachen ein mehrers gegeben, Oder in ein Hospitall genommen werden."

Diese Einnahmen erweckten den Versuch des Grafen Taxis, diese Posten in seine Gewalt zu bringen. Er fand bei dem Kaiser geneigtes Ohr.

Es lag dagegen im politischen und finanziellen Interesse Brandenburgs, die Entwicklung dieses Institutes nach Kräften zu fördern, und der große Monarch verstand dieses Interesse gar gut und verfocht sein Recht gegenüber wiederholten Ansprüchen des Turn- und Taxisschen Hauses. Das letztere hatte theils direct, theils durch Verschiebung anderer das kurbrandenburgische Postwesen zu hindern gesucht.

Der Kurfürst ließ bei der Wahl Kaiser Leopolds (1658) unumwunden zu Protocell erklären: „Er gestünde in seinen Landen das Postregal niemandem zu, er hätte seine eigenen Posten. Wenn etwas wegen des Postwesens in die Wahlcapitulation gesetzt werden sollte, so müßte es so gefaßt sein, daß es ihm nicht zum Nachtheil gereichte, denn er wiederhole, daß er in seinen Landen niemandem die Disposition über die Posten zugestehe." Am 20. December 1659 forderte der Kaiser auf die Beschwerden des Grafen Taxis den Kurfürsten von Brandenburg wiederholt auf, seine Posten aufzuheben und die Reichsposten in seinen Staaten zuzulassen. Hierauf ertheilte der Kurfürst am 26. April 1660 eine Antwort, die von dem Geheimen Staatsrath von Jena verfaßt sein soll, in ihrem Inhalt aber ganz den energischen Geist des großen Kurfürsten athmet. Er verwahrte sich kräftig gegen jeden Eingriff in seine Hoheitsrechte und insbesondre gegen die Anmaßungen der Grafen Taxis.

Der Kaiser übersendete das kurfürstliche Schreiben dem Grafen Lamoral von Taxis. Dieser legte hierauf dem Kaiser ein sehr weit ausgedehntes Promemoria vor, worin er in sehr schwacher Weise die Anführungen seines Gegners zu widerlegen suchte. Auch andre Federn fanden sich, die für das vermeintliche Privilegium des Grafen Taxis schrieben. So erschien ein Werk, betitelt:

„Glorwürdigster Adler, das ist gründliche Vorstell- und Unterscheidung der Kaiserlichen Reservaten und Hoheiten von der Reichs- Landes- Fürstlichen Obrigkeit, absonderlich aber von dem Ihro Kaiserlichen Majestät reservirten Postregal von Caeser Turrianns."

Der Kaiser übersendete demnächst die Taxissche Gegenschrift an den Kurfürsten. Letzterer replicirte unterm 5. Januar 1661, daß er nur mit dem Kaiser zu thun haben, mit dem Grafen von Taxis sich aber gar nicht einlassen wolle. Er behalte sich gegen denselben wegen seiner „unförmlichen Schrift" das weitere vor.

„Unterdessen ersuche ich Ew. Kaiserl. Majestät gantz unterthänig, Sie wollen Allergnädigst geruhen, die hinlängliche Verordnung zu machen, damit hinführo dergleichen höchst strafbahre injuriose schriften nicht angenommen, vndt der Graff Taxis sich in seine schrancken zu halten mit ernst angewiesen werde. Darauf verweist Ew. Kayserl. Majestät dasjenige, was Dero Allerhöchsten Kayserl. Ampte gemäß, auch sonst recht vndt billig ist."

Der große Kurfürst hatte das Feld gewonnen. Die Berechtigung in seinem Lande eigne Posten zu unterhalten, wurde dem Kurfürsten vom Kaiser 1666 ausdrücklich zugestanden. Andre Fürsten folgten mit größerem oder geringerem Erfolge dem gegebenen Beispiel. Schon 1597 hatte Herzog Friedrich von Württemberg unter ein Mandat Rudolfs II. zu Gunsten der Reichsposten geschrieben:

„Weilen es keine Schuldigkeit ist, so darf man auch nicht pariren, wie Wir es denn auch nicht thun werden, sondern Ihre Majestät bitten, Ihre Posten anderswohin zu legen, denn wie es von Alters gehalten, so bleibt es."

Das Brandenburgische Postwesen erstarkte nun sowohl in seiner Erweiterung nach außen, als auch in seiner innern Organisation. Obwohl die Fürsten von Thurn und Taxis die anerkannten Rechte nicht mehr in Frage stellen konnten, so suchten sie doch indirect das kurbrandenburgische, später preußische Postwesen durch Angriffe zu behelligen, die jedoch jederzeit kräftig abgewehrt wurden. Obwohl Friedrich II., König von Preußen, dem Fürsten Alexander von Thurn und Taxis in seinem Bestreben, in das deutsche Reichscollegium als Mitglied eingeführt zu werden, die wirksamste Unterstützung verlieh und der Fürst in einem Schreiben d. d. Regensburg den 2. Mai 1754 dies „devotest" anerkannte, benutzte Taxis doch jede Gelegenheit in den wechselvollen Ereignissen des siebenjährigen Krieges, gegen die preußischen Posten zu intriguiren.

Auf Veranlassung des Fürsten von Thurn und Taxis wurde am 29. April 1757 die Uebergabe der preußischen Posten im Clevischen an den kaiserlichen und Reichsoberpostmeister zu Cöln von Beckers verfügt und zwangsweise erwirkt. Dem preußischen Postdirector in Wesel wurden die Schlüssel, Kassen und Schriften abgenommen, die Taxisschen Beamten traten in Function, und die Postillone wurden in die Montirung der Reichsposten gesteckt.

Die Fürsten von Thurn und Taxis hielten die Zeit für günstig, ihr schon vielfach gestörtes Privilegium wieder in ungeschwächtem Glanze herzustellen, und erwirkten auch eine Anzahl Reichshofräthlicher Conclusa gegen Reichsfürsten und Reichsstädte wegen deren Posten. Auch in kleinlichen Dingen bewies sich die Thurn- und Taxissche Postverwaltung gegen den preußischen Monarchen feindlich. Sie verbot ihren Postämtern den Debit der Zeitungen, in welchen Friedrich der Große gepriesen wurde.

Doch die Zeit der Vergeltung kam heran. Die preußischen Waffen, nur eine Zeit lang im Nachtheil, errangen neue Lorbeern, und Friedrich der Große rescribirte unterm 24. März 1758 an den Generalpostmeister Grafen von Gotter:

„Daß an allen Orthen, so Meine Truppen occupiret haben, und noch occupiren möchten, wenn Taxissche Reichsposten daselbst etabliret seyn, die Taxisschen Postmeister sogleich weg und fortgeschaffet, mit denen Reichsposten aber allda ebenso verfahren werden soll, als wie mehrgedachter Fürst von Thurn und Taxis mit Meinen Posten im Clevischen und Westfälischen umgegangen, folglich sothane Postämter von Meinen Postbedienten administriret, und die Revennes mir berechnet werden sollen. Ich werde auch hiernach das nöthige an Meinen Bruder, des Printzen Heinrich Liebden gelangen lassen."

In Folge dieses Befehles wurden die Reichspostämter in Erfurt, Hof, Bamberg, Baireuth, Münster, Paderborn in preußische Verwaltung genommen. In einer unterm 28. Decbr. 1762 auf die Thurn und Taxisschen Reclamationen ergangenen Resolution des General-Postamtes in Berlin wird der Reichspost-Verwaltung ihr Sündenregister in trefflicher Weise vorgehalten, und jeder Eingriff in das preußische Postregal energisch zurückgewiesen. Am 20. März 1777 kam zwischen dem preußischen Postrath Seegebarth (späteren Generalpostmeister) und dem Thurn- und Taxisschen Commissarius Baron von Lilien eine Postconvention zur Vereinbarung, wodurch Preußen Vortheile für den internationalen Verkehr erlangte.

In Folge des Friedens von Luneville erlangte Preußen Besitzthümer, in welchen noch Reichsposten bestanden.

Im Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 war bestimmt worden, daß die Erhaltung der Posten des Fürsten von Thurn und Taxis garantirt werde.

Preußen hielt sein Postrecht auf die neuerworbenen Länder um so mehr für unantastbar, als jene Territorien die Entschädigung für die an Frankreich abgetretenen Gebietstheile bildeten und in den cedirten Ländern Geldern, Cleve und Meurs Preußen das Postregal ausgeübt hatte. Die Fürsten von Thurn und Taxis verschanzten sich dagegen hinter den § 13 des Reichsdeputations-Hauptschlusses und blieben bei den Unterhandlungen so halsstarrig, daß am 1. Mai 1803 die gewaltsame Exmittirung der Reichsposten in jenen preußischen Gebietstheilen erfolgte. Nun verstand man sich zu Concessionen, und noch im November desselben Jahres kam ein Vergleich zu Stande.

Kaiser Franz II. entsagte durch die Abdications-Acte vom 6. August 1806 der Kaiserwürde. Das römisch-deutsche Kaiserreich zerfiel, und mit ihm de jure wol das den Fürsten von Thurn und Taxis einst verliehene Privilegium. 1807 wurde der Rheinbund errichtet. Die demselben angehörigen Fürsten hoben die Taxisschen Posten in ihren Gebieten auf, doch hatte Napoleon dem Fürsten Carl Alexander von Thurn und Taxis gestattet, einige Posten auf dem rechten Rheinufer einzurichten. 1811 verlegte der Fürst seine Generalpostdirection von Regensburg nach Frankfurt am Main. — Die Erhebung Deutschlands gegen das fränkische Joch begann. Durch einen Beschluß der alliirten Mächte wurde dem Fürsten von Thurn und Taxis provisorisch die Verwaltung der Posten auf dem linken Rheinufer übertragen. Zwei Drittel der Netto-Einnahme mußten an die allgemeine Verwaltungskasse der Verbündeten in Frankfurt am M. abgeführt werden, ein Drittel wurde dem Fürsten von Thurn und Taxis überlassen.

Im Wiener Congreß sollte über das Schicksal der Thurn- und Taxisschen Postverwaltung endgültig entschieden werden. Der preußische Staatskanzler Hardenberg verlangte vom Generalpostmeister von Seegebarth ein Gutachten, und dies fiel insofern günstig aus, als es die Wiederherstellung des Taxisschen Postwesens in den kleineren Staaten befürwortete, allerdings nicht aus Rechtsgründen, sondern aus Nützlichkeitsmotiven, da sonst eine große Zersplitterung des deutschen Postwesens eintreten würde. In einem vom 1. Mai 1815 datirten Entwurf der Congreßacte war man der Ansicht, das Taxissche Postwesen gegen Entschädigung abzuschaffen. Die fürstliche Familie hielt sich in ihren vermeintlichen Rechten für gefährdet, und die Fürstin von Thurn und Taxis wandte sich in dieser Bedrängniß an Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der darauf folgende Antwort gab:

Durchlauchtige Fürstin, Freundlich liebe Muhme und Schwägerin!

Ew. Durchlaucht und Liebden werden ohne Meine Versicherung überzeugt sein, daß Ich nach den freundschaftlichen Gesinnungen, die Ich Ihnen widme, sehr geneigt bin, für Sie und Ihr Haus alles zu thun, was möglich ist, und Recht und Billigkeit fordern. Ich werde daher in den Mir angefallenen Ländern in Absicht auf die Posten, welche dem Hause Taxis nach dem Reichsdeputationsschlusse von 1803 versichert sind, keine Veränderung vornehmen, ohne demselben eine Entschädigung deshalb zuzuerkennen. Was die dem gedachten Hause während der provisorischen Verwaltung überlassenen Posten am linken Rheinufer betrifft, so werde Ich die dabei obwaltenden Umstände einer genauen Prüfung unterziehen und bis dahin dasselbe im Besitz jener Posten lassen.

Wien, den 15. Mai 1815.

Ich verbleibe ꝛc.
Friedrich Wilhelm.

Bald darauf bewirkte die Verwendung des preußischen Königs den zu Gunsten der fürstlichen Familie abgefaßten Artikel 17 der Bundesacte, welcher das fürstliche Haus Thurn und Taxis in dem Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten beließ.

Preußen errichtete im Jahr 1816 mit Taxis einen Postvertrag, in welchem der Fürst den ihm verbliebenen Besitzstand seiner Posten diesseits des Rheines, in den Großherzogthümern Berg und Westfalen, einem Theil der Nassauschen Länder und dem Gebiet Wetzlar feierlich entsagte und ihn an Preußen überließ. Dagegen wurde der Fürst durch eine reichliche Abfindung in Gütern entschädigt, nämlich durch die Domainenämter Adelnau, Krotoschin, Orpiszow und Rodrazow welche der König zu einer Standesherrschaft unter dem Namen eines Fürstenthums Krotoschin erhob.

Gegenwärtig enthält der Fürstlich Thurn- und Taxissche Postbezirk das vormalige Kurfürstenthum und das Großherzogthum Hessen, Sachsen-Weimar, Meiningen, Oldenburg exclus. Birkenfeld, Nassau, Reuß, Hohenzollern, Lippe.

Wir sehen, es ist ein uralter Conflikt zwischen dem Hause Brandenburg und Thurn und Taxis, der jetzt seiner Lösung entgegen geht. Ein ehrwürdiges, verdienstliches Institut fällt der neuen Zeit zum Opfer, die keine Throne geschont hat, aber vor dem, wenn auch angefochtenen Rechte der Reichspostmeister deutscher Nation respektvoll stille steht. Die Ordnung des Postwesens im norddeutschen Bunde wird Sache der Bundesgewalt sein und einer einheitlichen

Leitung, die das ganze große Gebiet Norddeutschlands umfaßt, unterworfen werden. Das wird also das Ende des Thurn und Taxisschen Postwesens sein, aber es steht zu erwarten, daß das alte Recht mit aller Billigkeit abgelöst wird, wenn sich der Chef des fürstlichen Hauses nur irgend entgegenkommend zeigt.

Diese Aufhebung wird manche Schranke beseitigen und viele wichtige Reformen ermöglichen, da eine große Staatsverwaltung viel leichter ihre Interessen dem öffentlichen Wohl unterordnen kann, als eine Privatverwaltung, die immerhin bemüht sein muß, ihre Revenüen ungeschmälert zu erhalten. S.

Skizzen aus dem Germanischen Museum.

Von Dr. A. von Eye.

I. Die Straf- und Folterwerkzeuge.

„Dem Himmel sei Dank, daß wir diese Zeiten der Barbarei und des Aberglaubens überwunden haben." So lautet gewöhnlich der letzte Ausruf der Besucher in dieser Abtheilung der Museumssammlungen.

Wie ist es möglich, daß, wer zuerst in einer Wiege zum Leben erwachte, diese Stätte, an deren Namen das Süßeste und Reinste aus dem ganzen Bereiche des irdischen Lebens sich knüpft, zum Ort der Qual für seine Mitmenschen umwandeln konnte? Wie mochte jemand da, wo wir Polster und Betten in der ärmsten Hütte, wie im Palaste des Reichen zu sehen gewohnt sind, Stacheln in die Wände schlagen, ein Kopfkissen von hartem Holze bereiten und ebenso ausstatten, damit ein anderer sich darauf lege und zur Bezeugung der Wahrheit Muth und Sammlung finde? — Nur an Ansehen mildert ist die eigentliche Folterbank, ein niedriges Gestell, das auch dem alten Thorwart mit seinem umfangreichen Methkruge zum Ruheplatz gedient haben könnte, wenn nicht geheimnißvolle, in unregelmäßigen Abständen eingebohrte Löcher einen anderen Zweck verriethen, die ihre Erklärung finden, wenn wir die Stricke hinzudenken, die einst zur Fesselung des daraufgelegten armen Sünders hindurchgezogen wurden, und die in der Nähe befindlichen gekerbten, oder mit Stacheln versehenen Rollhölzer betrachten, mit welchen man die Unglücklichen befragte — deren eines noch deutlich die Spuren des daran heruntergelaufenen Blutes aufweist.

Als sei die menschliche Natur zurückgeschaudert vor Herstellung solcher Werkzeuge, sind die beiden erstgenannten nur roh und nachlässig zusammengeschlagen; mit allem Fleiß und selbst mit Kunst aber sind jene eisernen Daumenschrauben gefertigt, deren zierlich ausgearbeitete Messingknöpfe in die Folter gar eine Empfindung des Wohlgefallens hätten tragen können, wenn dazu Raum gelassen wäre. Jene eiserne Maske mit langen Eselsohren und einer Trompete vor dem Munde, mit welcher Friedenstörer an den Pranger gestellt wurden, trägt vor der Stirn das bemalte Nürnberger Stadtwappen, damit keiner im Zweifel bleibe, daß der Bestrafte ein reichsstädtisch nürnbergisch Bestrafter sei. Und jenem hölzernen Halskragen, der einem ähnlichen Zwecke diente, ist sogar unbedachtsamer Weise die Form der alten Kröse, des großen Radkragens gegeben, welcher in der Mitte des 17. Jahrhunderts, der Zeit, in der jenes Instrument entstand, nur noch vom Bürgermeister und Rath getragen wurde. Zwei Prachtstücke sind die beiden aufgehängten Richtschwerter, das eine von 1497, das andere etwa 50 Jahre jünger, jenes in reichgepreßter Lederscheide, die Klinge zum Theil blau angelaufen und darauf eine wiederholte Hinrichtung durch Schwert und Strang mit Gold aufgetragen, das andere mit kunstreich aufgelegten Messingplättchen und gravirtem Griff.

Wie sinnreich zusammengesetzt ist jenes Fangeisen für Häscher, das in sein stachlichtes Rund jeden Nacken und Schenkel bequem aufnimmt, aber keins wieder herausläßt und selbst den Flüchtigsten zum Stehen bringt, den es einmal umarmt hat. Die hochbeinige Pfanne für siedendes Pech und Schwefel bestimmt, trägt im durchbrannten Boden die Spuren häufigeren Gebrauches. Glücklicher Weise ist die daneben hängende Zange, welche glühend gemacht und zum Zwicken wie zum Zerreißen gebraucht wurde, noch nicht mit ähnlichen Malen behaftet. — Mehr als ihren Zweck versehen die schweren Ketten mit Ringen für Leib und Arme, so wie die Hand- und Fußschellen, welche dem darin Haftenden nicht nur jeden Gedanken an ein Entkommen benehmen, sondern durch ihre Wucht ihn auch endlich zu Boden drücken mußten. — Das schrecklichste unter allen diesen Instrumenten ist aber ein eiserner Knebel, dessen Schienen wie eine Maske den ganzen Kopf umgeben und einen breiten Zapfen in den Mund drücken, der dem gequälten Opfer die letzte Erleichterung, die natürliche Kundgebung seines Schmerzes raubt, wie sie selbst dem geschlachteten Thiere gestattet ist.

Ein fast centnerschwerer Stein, der, an die Füße gebunden, den Leib des Hinaufgezogenen zu recken bestimmt war, ein großer Block mit Oeffnungen für Hand und Fuß, der gleich ihrer drei in enge und doch gefahrlose Nachbarschaft brachte, andere Blöcke, die mehr dem Grundsatz der Einzelhaft entsprechen, eine Reihe sogenannter Geigen mit Oeffnungen für Hals und Hand, bei der Prangerstrafe verwandt, Beinschrauben, Brandmarkungszeichen u. s. w. vervollständigen die Ausstattung dieses Raumes, dessen graue Wände und sparsames Licht dem Inhalte das passende Gewand verleihen, während der durch das enge, vergitterte Fenster lustig hineinschauende wilde Wein die nöthige Folie leiht, und auf die hehren und heiteren Gebiete des Geistes hinweiset, zu welchen unser wahn- und mühbeschwertes Geschlecht aus Gruft und Graus sich hinausarbeitet.

Die gewöhnliche Anschauung, wie sie auch in jenem oben angeführten Ausrufe sich kundgibt, bringt diese Geräthe mit der **Barbarei** der Zeiten und dem **Aberglauben** des Volkes in Verbindung. Nicht ganz richtig; denn mit dem gegenwärtigen Stande der Forschung erklärt bekanntlich der letztere, der Aberglaube, sich als Ueberlieferung des Heidenthums; die germanischen Stämme brachten ihn zum Theil schon von ihrer asiatischen Wanderung mit und bewahrten den wesentlichen Inhalt einst als ihren Glauben. Der Sieg des Christenthums kehrte diesen erst in sein Gegentheil; die Kirche ließ ihn aber, nachdem sie ihn zum Aberglauben gestempelt, Jahrhunderte lang ziemlich unangefochten bestehen. Als man im 16. Jahrhundert, vorzüglich in den vielbesprochenen **Hexenprocessen**, nicht nur die Waffen des Geistes, sondern selbst den Arm der weltlichen Gerechtigkeit dagegen kehrte, hatte dieses im Grunde den Sinn, daß man begann, gegen den **Aberglauben** zu Felde zu ziehen. Geschah dieses auch noch vom Standpunkt der Zeit aus, so haben wir darin nur die natürlichen Bedingungen zu achten, denen jede geschichtliche und menschliche Entwicklung ausgesetzt ist. Es war erst genug, wenn man die thatsächlichen Erscheinungen in Angriff nahm, mit welchen man den Geist der Finsterniß in das Leben treten zu sehen glaubte. Man kam so am ersten dazu, auf diesen selbst den erlösenden Blick denkender Betrachtung zu werfen und nach den Wegen zu schauen, auf welchen man wirksamer als vermittelst Tortur und Scheiterhaufen sich und die Menschheit davon frei machte. Bekanntlich sind neben den zahllosen Proceßakten, welche noch unsre Archive und culturhistorischen Zeitschriften füllen, eben aus den Hexenprocessen auch die Schriften hervorgegangen, welche zuerst diesen Glauben selbst bekämpften und die helleren Anschauungen der Gegenwart vorbereiten halfen.

In ähnlicher Weise ließe sich der Vorwurf der **Barbarei** in seine historischen Grenzen zurückweisen. Denn sehen wir von den Völkern ab, welche niemals zu höherer Gesittung fortgeschritten oder, in Verfall gerathen, bereits wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt sind, so verweiset die Geschichte den Zustand der Barbarei stets in den Beginn einer Entwicklung, wo Gesetz und Sitte sich noch nicht hinreichend gefestigt haben, um den einzelnen mit seinen besonderen Interessen und jähen Leidenschaften in eine bürgerliche Ordnung zu binden, andrerseits auf Grund dieser hervorragende Persönlichkeiten noch nicht die Macht gewinnen konnten, sie zu allseitiger Genugthuung weiter zu bilden. In einer Zeit aber, wo nach fast tausendjährigem, ernsten Ringen ein Volk eben Anstalt gemacht hat, die letzten Ueberbleibsel seiner gewaltsamen Zustände abzuwerfen und durch eine fast ohne Gleichen dastehende, rein sittliche That nicht nur für die eigne Fortbildung, sondern für den Bestand der Menschheit weitere Bahn zu schaffen, kann doch von Barbarei



Am ersten Weihnachtsmorgen.
Nach dem Oelgemälde von R. Werner.

im eigentlichen Sinn des Wortes wohl keine Rede mehr sein. Denn merkwürdiger Weise fällt die Entstehungszeit dieser schreckenerregenden Werkzeuge größtentheils in die Periode unmittelbar nach der Reformation, und der Ausgang des 16. Jahrhunderts war es, in welchem die Hexenprocesse ihre furchtbare Ausbreitung gewannen. Die damaligen geistlichen Herrschaften, wie Bamberg, Mainz u. a. waren Hauptsitze der Hexenprocesse.

Im allgemeinen ist zu bemerken, daß das Gerichtswesen in Deutschland wie in den benachbarten Staaten unausgesetzt mit dem Gange der Zeit sich milderte, die Strafen vom Charakter der vernichtenden Rache reinigte und das System des Schreckens in eine Anlage zur Besserung des Verbrechers umwandelte. Trotz der in den Werkzeugen überlieferten harten Formen ist das Recht am Ende des Jahrhunderts milder als im Beginne. Im Jahre 1515 ward

z. B. in Nürnberg die Strafe des Lebendigbegrabens abgeschafft; der Umstand, daß eine angeblich vor kurzem wieder aufgefundene „eiserne Jungfrau“ mit der Kröse, wie sie gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts in die Mode trat, angethan erscheint, bezeugt allein hinreichend, daß diese Figur zu einer der vielen gegenwärtig den Alterthumsmarkt bereichernden Fälschungen gehört.

Wenn es gilt, eine geschichtliche Erscheinung mehr zu beurtheilen, als zu verdammen, ist es nöthig, den Maßstab für dieselbe ihrer Zeit selbst zu entnehmen. Denken wir uns ein Volk, dessen staatliche und bürgerliche Ordnung im Innern noch mannigfach gelockert, von außen schwer bedroht erscheint, eine Menschheit, die, ihren natürlichen Ausgangspunkten noch näher stehend, mit heftigeren Leidenschaften einen strengeren Widerstand herausfordert! — Gewaltsamer Sinn führte damals zu Thaten, die in unsern geschulten Zeiten nur noch die Noth gebiert. Was unsere schwachen Nerven zu zerstören droht, reichte früher kaum hin, den nöthigen Eindruck hervorzubringen.

Vor allem ist es die Republik Venedig, deren Geschichte uns den Eindruck jener grausamen mittelalterlichen Gerichtspraxis gegenwärtig hält. Wer bei uns auf der Schulbank zur Geographie Italiens vorgerückt, weiß von jenen gefährlichen Löwenköpfen, den unterirdischen Kerkern, der Seufzerbrücke und den Bleikammern zu erzählen. Ein unlängst erschienenes norditalienisches Reisehandbuch stellt die Sache gar hin, als hätten die meerbeherrschenden Rathsherren kaum anderes zu thun gehabt, als verrätherischen Dogen den Kopf abzuschlagen und berühmte Baumeister aufzuhängen. — Der Kundige aber, der jene Gefängnisse in Augenschein nimmt, erkennt bald, daß sie sich von denen der alten deutschen Reichsstädte in keiner Weise unterscheiden; und wer da weiß, von wie gefährlichen Nebenbuhlern die reiche Meeresbraut umworben wurde, wie alle Nachbarn, Kaiser und Papst nicht ausgenommen, unablässig die Hand ausgestreckt hielten, ihr gefülltes Schatzkästlein zu leeren, der wundert sich nicht, wenn sie den ihre Selbständigkeit bewahrenden Gürtel straffer zog.

Zur richtigen Beurtheilung der Hexenprocesse ist vor allem in Betracht zu ziehen, daß zu ihrer Zeit Zauberwesen und Geisterspuck beim Volke in unbedingtem Glauben standen. Die Bereitung und Anwendung von Geheimmitteln, die ja auch in unseren Tagen noch keineswegs gänzlich verschwunden sind, Wahrsagekunst, Schatzgräberei u. dgl. standen in vollem Schwange. Eine eigene Sammlung im Germanischen Museum gibt Zeugniß von der vielfältigen Gestaltung dieser Nachtseite der menschlichen Gesellschaft. Wie die erhaltenen Proceßacten ergeben, ward selten jemand der Zauberei angeklagt, der nicht schon bei seiner Umgebung lange im Verdacht gestanden. Es kommt zwar vor, daß die peinlich Verfolgten auf der Folter ihre Quäler aufmerksam machen, wie unvernünftig man verfahre, da nicht der Thatbestand, sondern nur der Schmerz ihnen das Geständniß auspresse. Es finden sich aber auch unleugbare Spuren, daß Angeklagte mit völliger eigener Ueberzeugung ihrer Schuld in den Proceß eintraten. Ja, es kam vor, daß Personen sich selbst anklagten und zur Sühne für vermeintliche Vergehen der Strafe überlieferten.

Die Richter standen, was nothwendig festzuhalten, nicht wie wir, einem bloßen Wahne und Schattenbilde, sondern als wirklich angenommenen und schwer in das Gewicht fallenden Thatsachen gegenüber. Ihr Eifer, der sie in Unterdrückung gemeinschädlicher Verbrechen selbst bis zum Aeußersten der Gewalt vorschreiten ließ, fand trotz des schweren damit in Verbindung tretenden Irrthums doch nur in ihrem richterlichen Ernste seinen Grund. — Auch die harte Rechtsübung der früheren Jahrhunderte, selbst die Hexenprocesse, zeigen, vom historischen Standpunkte betrachtet, trotz der abschreckenden Außenseite einen sittlichen Kern. Daß sie zwar nur eine vorübergehende Bedeutung haben konnten, daß in ihren Verlauf, wie in alle Dinge, sich mannigfach unreine Elemente mischten, muß nicht nur zugegeben, sondern zur Verhütung von Mißverständniß betont werden. Aber blicken wir um uns in alle Reiche der Nachbarn, so sind wir Deutschen, was die eigentlichen Halt- und Angelpunkte des menschlichen Daseins betrifft, mit der gründlichen, wenn auch unerquicklichen Durcharbeitung der Tiefen des Lebens weiter gekommen, als jene durch die gleichzeitig betriebene Ausbildung der bloßen Formen der Gesellschaft.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist selbst zuzugeben, daß die Hexenprocesse mit der Reformation in engem Zusammenhange standen. Derselbe Ernst des Volkes, der im Anfange des Jahrhunderts es antrieb, seine höchsten Angelegenheiten mit Treue gegen Gott und sich selbst in die Hand zu nehmen, führte es gegen den Ausgang nur einen Schritt weiter, wenn es seinen Eifer gegen die unlauteren Bestandtheile der Gesellschaft kehrte und, freilich erst in kindischem Versuche, es den Anlauf nehmen ließ, letztere so zu gestalten, wie sie seinem neuerwachten Gewissen sich vorgebildet hatten.

Wir wollen hier nicht darauf eingehen, was für Wahngebilde und Gespenster man unserem aufgeklärten Jahrhundert vorhalten könnte, die es an die Stelle der Hexenküchen und Blocksbergfahrten gesetzt hat. Nur eine Erscheinung möchten wir hervorheben, die der weiteren Anschauung sich entzieht, aber, so unbedeutend sie an sich ist, doch als Zeichen der Zeit gelten kann.

Wir sprachen von Fälschungen, mit welchen man den Markt unserer Kunst- und Alterthumsdenkmäler vervollständigt. Mit besonderem Eifer hat sich die Speculation auch auf die Anfertigung von angeblich alten Straf- und Folterwerkzeugen geworfen. Denn die alten Originale aus diesem Bereiche sind selten. Mit dem Aufhören des früheren Gerichtsverfahrens hat man meistens auch die halbverbrauchten Geräthe ganz vernichtet. Seit die Nachfrage aber größer geworden, als der Vorrath, hat man auch hier Hand ans Werk gelegt und als alt untergeschoben, was in Menge neu gefertigt worden, dabei sogar unseren Altvordern, die sich nicht mehr vertheidigen können, das Unrecht angethan, daß man ihnen Dinge und Erfindungen aufgebürdet hat, an welche sie selbst niemals gedacht haben. Man hat über solche Fälschungen sogar gelehrtthuende Abhandlungen geschrieben und sie dem erbauten Publicum mit Abbildungen vorgeführt.

Aber gerade diese Erbauung dürfte ihre bedenklichen Seiten haben. Daß wir der Geschichte unserer vergangenen Zustände mit Interesse nachgehen, ist gewiß vollkommen gerechtfertigt. Daß wir das Interesse aber zu einem Eifer anspannen, durch den wir uns irre führen lassen, macht jenes verdächtig. Mit dem Eifer zeigt sich die Lust verbunden, und woher sollte auf dem hier in Rede stehenden Gebiete diese entspringen, als aus einem Reste der für überwunden gehaltenen Barbarei?

Am Familientische.

Das Ende eines „ehrenwerthen Mannes“.

Im Jahre 1824 war eines der angesehensten und einflußreichsten Bankierhäuser von London das der Herren Marsh, Stacey, Fauntleroy und Graham, deren Namen auf einer länglichen Messingplatte des Hauses Nr. 6 in der Bernerstraße in Cursivschrift zu lesen waren. Vor den zu ebener Erde gelegenen Geschäftsräumen standen oft Neugierige und schauten mit begehrlichen Blicken durch den dünnen Schleier eines dunklen Drahtgitters auf die Haufen Banknoten und Goldstücke, die fortwährend den Commis durch die Hände glitten. Mit mehr Neid noch richteten sich manche Blicke zu der glänzenden Beletage empor, wo Herr Fauntleroy, der Chef des Hauses, seine Stadtresidenz hatte. Unerschütterlich, wie die Magna Charta, war der Ruf und das Ansehen seines Hauses, fleckenlos die Ehre seines Namens.

An einem schönen Herbstmorgen — es war am 10. September — kam der reiche Bankier, wie gewöhnlich, höchst pünktlich von seiner Villa in Brighton nach der Stadt, fuhr in seiner eleganten Equipage bei seinem Geschäftslokale vor und eilte, rasch und flüchtig grüßend, durch den Wechselladen in sein dahinter gelegenes Comptoir. Herr Fauntleroy war ein ältlicher Mann mit schmalem Gesichte, gepudertem Haar und stets nach der neuesten Mode, aber ganz schwarz gekleidet. In der großen Welt sehr beliebt, an der Börse hochgeachtet, kannte man ihn nur als einen Mann, der stets mit dem ruhigen Bewußtsein seines Werthes und seiner Bedeutung, wenn auch keineswegs hochfahrend, auftrat. In seinem Cabinet warf er sich heute in einen Stuhl, fuhr sich mit der Hand mehrmals über die Stirne, stand dann auf, maß den kleinen Raum mit schnellen Schritten — endlich trat er an sein Pult und fing an zu schreiben. Mit einem Seufzer vollendete er die Abfassung seines Schriftstückes, das er darauf in eine Blechschachtel einschloß und wieder seufzte, als er den Schlüssel derselben schnell und argwöhnisch umdrehte — die Blechschachtel stellte er in ein anderes Pult, das er ebenso sorgfältig schloß.

Verschiedene Geschäfte und Besuche beanspruchten ihn, nachdem er hiermit fertig war — so kam der Nachmittag heran. Da öffnete sich plötzlich in ziemlich brüsker Weise — der Chef war im Gespräche mit zweien seiner Compagnons — die Glasthüre; ein Polizeibeamter trat ein, legte seine breiten, sehnigen Hände auf Herrn Fauntleroys Schultern und arretirte ihn, im Namen des Königs, wegen einer Anklage auf Fälschung von Vollmachten, wodurch er über 360,000 Pfund fremdes Eigenthum — Werthpapiere der

Bank von England — verfügt hatte. Die Aufregung in dem Comptoir war unbeschreiblich; die Commis zitterten vor Angst, als ob sie selbst schuldig wären; die Compagnons blickten mitleidig auf den Arrestanten; zufällig anwesende Fremde waren voller Entsetzen und dachten, auch ihr ganzes Vermögen sei verloren. Um die feinen, weißen Hände des Bankiers legten sich die grimmen, glänzendstählernen Handschellen, aber ihr Eigenthümer, der sein Schreibepult beim Eintritte des unangenehmen Besuches noch bedächtig verschlossen hatte, schien ganz ruhig alledem zuzusehen. Auf dem Polizeibureau wurden ihm die Schlüssel abgenommen, die dann später zu höchst wichtigen Entdeckungen leiteten, in welche ein großer Theil der Londoner Kaufmannswelt mitverwickelt war.

Welch ein Entsetzen verbreitete sich deshalb über die Inhaber zahlreicher Bankgeschäfte, ja über die ganze City, als sie am nächsten Morgen sorglos die noch feuchten Blätter der Times auseinanderschlugen, und ihre Augen auf einen fettgedruckten Artikel fielen, dessen Titel lautete:

„Arretirung des großen Bankiers, Mr. Fauntleroy wegen Fälschung!“

Die ungeheure Aufregung dauerte fort und wuchs noch während der langwierigen Voruntersuchung, da täglich neue Entdeckungen an den Tag kamen. Das Endergebniß derselben stellte heraus, daß Fauntleroy ungefähr 400,000 Pfd. (über 2½ Mill. Thaler) veruntreut habe, aber die Bank von England schritt nur wegen 170,000 Pfd. gegen ihn ein, die er durch gefälschte Vollmachten in den Jahren 1814 und 1815 erlangt hatte.

Am 30. October 1824 sollte die öffentliche Verhandlung stattfinden. Um eine Ueberhäufung des Gerichtssaales zu vermeiden, hatten die Sheriffs beschlossen, den Eintritt auf Personen zu beschränken, die mit Billeten, von ihnen unterzeichnet, versehen wären. Die Galerien, welche als Privateigenthum unter der Controlle bestimmter Beamter der Corporation galten, wurden für eine Guinea der Sitz mit großem Eifer vermiethet.

Um 10 Uhr trat der Gerichtshof in Begleitung des Lord Mayors ein. Gleichzeitig erschien der Angeklagte. Sein Haar war zierlich gepudert, sein Anzug ganz schwarz, aber elegant und tadellos wie immer. Indes seine frühere Festigkeit schien ihn verlassen zu haben, er stand da blaß und tief bewegt — sein Schuldbewußtsein schien ihn in den Staub zu beugen, niemals erhob er seinen Kopf, stützte sich auf seine Hände und stand wie gebrochen da, während die sieben verschiedenen Anklagen auf Fälschung verlesen wurden. Es war eine lange, traurige Reihe von geschickt angelegten und ausgeführten Betrügereien, deren Aufzählung 20 Minuten dauerte.

Des Angeklagten Vater war ein Theilnehmer in der Bank von ihrer Gründung an gewesen und war es bis zu seinem Tode im Jahre 1807 geblieben, wo sein Sohn an seine Stelle trat und bald das thätigste Mitglied der Firma wurde. Acht Jahre später vertraute eine Dame aus Chicester der Bank eine Vollmacht auf die Dividenden von 5450 Pfd. 3proc. Consols an. Die Dividenden wurden regelmäßig eingenommen; aber bald wurde der Bank eine neue Vollmacht präsentirt, die den Angeklagten autorisirte, jenes Papier zu verkaufen, und er verkaufte es. Es stellte sich jetzt heraus, daß er den Namen jener Dame aus Ch. gefälscht hatte und ebenso die Namen der zwei erforderlichen Zeugen. Mit diesem Betruge hatte die abschüssige Bahn des Verbrechers ihren Anfang genommen.

Das Zeugenverhör brachte die volle Schuld des Fälschers ans Licht. Indes bedurfte es des nicht einmal, denn das in der Blechschachtel vorgefundene, Eingangs erwähnte Schriftstück enthielt merkwürdigerweise ein vollständiges Bekenntniß des Angeklagten, eine Aufzählung der Namen der Betrogenen und der ihnen geraubten Summen und schloß mit der folgenden Erklärung: „Um den Credit unseres Hauses aufrecht zu erhalten, habe ich Vollmachten für die obengenannten Summen und Namen gefälscht und zu dem angegebenen Betrage verkauft, und zwar ohne Wissen meiner Compagnons. Ich setzte die Bezahlung der Dividenden fort, aber trug die Beträge derselben nie in unsere Bücher ein. Die Bank von England verweigerte es zuerst, unsere Accepte zu discontiren, und vernichtete so den Credit unseres Hauses; die Bank soll dafür büßen (The Bank shall smart for it).“

In ähnlicher Weise vertheidigte sich der Angeklagte dann auch mündlich, indem er behauptete, daß er alle Fälschungen nur ausgeführt habe, um die Firma aus verschiedenen drohenden Verlegenheiten zu retten, daß er sehr mäßig gelebt und niemals einen Schilling veruntreut habe. Darauf setzte er sich hin und weinte laut in großer Aufregung.

Eine lange Reihe, zum Theil hochgestellter, Zeugen (mehr als 18) traten nun vor und sprachen sich dahin aus, daß sie den Angeklagten seit zwanzig und mehr Jahren als einen durchaus ehrenhaften, lautern, gütiggesinnten, wohlthätigen Mann gekannt hätten. Das tiefsinnig ironische Wort: „— Brutus ist ein ehrenwerther Mann!“ schien sich hier in vielfachem Echo zu wiederholen.

Die Jury zog sich zurück. Der Gerichtshof und das Publicum saßen in höchster Spannung und Erregung da. Kalter Schweiß lagert auf der Stirn des Angeklagten und krampfhaft hält er sich an der Barriere vor ihm fest, als könnte er so sein Leben retten. Todtenstille herrscht im ganzen Hause. So vergehen zwanzig Minuten. Endlich hört man das Geräusch nahender Fußtritte. Die Jury tritt wieder ein, — ernst und feierlich. Der Richter sucht in ihren Blicken zu lesen, und der Obmann der Jury tritt vor, um auf die feierlichen Fragen, die an ihn gerichtet werden sollen, zu antworten. Der Angeklagte harrt mit gesteigerter Angst auf das Wort der Entscheidung. Das Urtheil der Jury wird gesprochen; es lautet: „Schuldig, das gefälschte Document ausgegeben zu haben, von dem er wußte, daß es gefälscht war.“ In Folge des ward die Untersuchung der anderen Fälle nicht weiter verfolgt, aber dem Angeklagten bedeutet, daß seiner am Ende der Gerichtssession das Todesurtheil warte. Fauntleroy brach in ein convulsivisches Schluchzen aus, sank kraftlos zusammen und mußte weggeführt werden.

Des elenden Mannes Tage waren gezählt. Im Kerker mochte wohl von seinen eigenen Augen die Larve seiner eingebildeten Ehrenhaftigkeit fallen; da mochte er sich erinnern, wie er durch leichtsinniges Spielen, durch einen thörichten Luxus sein Vermögen untergraben und aus Furcht vor wirklich „ehrenhafter“ Armuth angefangen hatte zu betrügen und zu stehlen. Oder hatte sein Gewissen schon in den langen neun Jahren dieses traurigen Lebens ihn gepeinigt? Wir können kaum daran zweifeln, obschon jenes mit fester Geschäftshand geschriebene Geständniß, durch das er sich selbst zu belügen gesucht, von einer seltenen Verblendung und Verstockung zu zeugen scheint. Welche Tortur mußte der ernste, würdige Mann ausstehen, wenn er am Dividendentage in sein Geschäft ging und Jedermann vor ihm sich beugte, während der geringfügigste Umstand ihn als Betrüger entlarven konnte!

An einem neblicht kalten, düstern Novembermorgen desselben Jahres strömten ungeheure Volksmassen zusammen, um den großen Bankier — hängen zu sehen. Er war der drittletzte, der in England die Todesstrafe für ein solches Verbrechen erlitten; im J. 1837 wurde sie für derartige Fälle abgeschafft.

Wir verweilen nicht bei seinen letzten Augenblicken; nur ein schauerlich characteristischer Zug für die Aufrichtigkeit der Tischfreundschaften sei zum Schluß noch erwähnt. Fauntleroys Diners waren besonders berühmt gewesen wegen eines vorzüglichen und unvergleichlichen Curaçao, eines feinen westindischen Pomeranzenliqueurs. Niemals wollte er verrathen, wo er denselben her bezöge. Kurz vor seinem Tode suchten ihn drei seiner Freunde in seiner Zelle auf. Nach einigen allgemeinen, oberflächlichen Redensarten, wandte sich einer an ihn und sagte: „Fauntleroy, Du stehst am Rande des Grabes, und die Ewigkeit erwartet Dich. Wir haben nichts in die Welt gebracht, und können sicherlich nichts mit herausnehmen. Hast Du in einem solchen Augenblicke noch etwas dawider, uns zu sagen, wie und von wem Du jenen Curaçao bezogen hast?“

Wir wissen nicht, ob der unglückliche Mann die treuen Freunde zufriedengestellt hat, bald darauf aber wurde er aufs Schaffot geführt. Ch. D.

Löwenjagden in Nordafrika.

Der Reisende, der die schönen Seestädte Algier oder Philippeville besucht, vertauscht mit innigem Behagen seine dumpfe Schiffscabine mit einem eleganten Salon des europäischen Quartiers. Hat sich ihm in der Vorstadt Bal-Azoun oder in der Kaiserstraße ein gastfreundliches Haus geöffnet, so ruft er fröhlich aus: „Hier ist gut wohnen; hier finde ich ja mein Daheim wieder!“

Da fällt sein Blick auf stattliche Jagdtrophäen, die ihn daran erinnern, daß er den Boden des alten Numidiens betreten hat. Schimmernde Muscheln und Korallenbäumchen schmücken das Kamin; ein prächtiger Pantherpelz bedeckt das Ruhebett, zu dessen Füßen ein Löwenfell sich weithin über die rothen Backsteine ausdehnt. Besonders die Caids (Häuptlinge) und die Officiere der bureaux arabes suchen sich solche Beute anzueignen.

In dem Atlasgebirge, besonders auf den Bergen Filfila, Edugh, Mahuna und Babor, trifft man häufig den König der Thierwelt an. Auf meinen Reisen besuchte ich dort zwei Dörfer, welche bedeutsam genug Enschir-Said und Ain-Lubba heißen (Löwenhöhle; Quelle der Löwinnen). Doch fand ich auch deutsche Kolonisten, welche vom Ochsenwagen herunter einen Löwen mit Peitschenhieben verjagten, beherzte Araber, die wie der jugendliche Held David ihr Schaf aus dem Rachen des Räuberfürsten rissen. In nächtlicher Stille verkündet oft das Bellen der Kabylenhunde, daß ein gefährlicher Feind das Douar bedrohe. Alsobald durchtönt der Ruf: Said! (Löwe) das ganze Lager; aus allen Zelten, aus allen Schilfhütten stürzen Männer und Weiber, die sich in einer langen Reihe aufstellen und den ungebetenen Gast: carotti Kelb ben Kelb (Dieb! Hund und Sohn eines Hundes!) heißen. Vor diesen gellenden Stimmen weicht das Raubthier erstaunt oder großmüthig zurück und sucht unter den Scharen der Wildschweine und der Schakale eine leichtere Beute.

Algerien nennt mit Stolz die gewaltigen Jäger Jules Gerard, Chassaing und Bombonnel, die mit ihren vortrefflichen Büchsen und explodirenden Kugeln sich manche spolia opima erkämpft haben. Bald ziehen die kecken Schützen einzeln von Berg zu Berg, mit einer Ziege, die als lebendige Lockspeise dienen muß. Bald leiten sie große Treibjagden, an welchen auch adelige Nimrode aus Ungarn und Rußland Antheil nehmen dürfen. Weniger bekannt ist der Araber Abdallah, welcher, ein würdiger Nachkomme Jugurthas, mit einer alten Flinte schon vierzig Löwen bei Sukharras an der tunisischen Grenze erlegt hat.

Die Araber überlassen gerne den europäischen Schützen die gefährliche Ehre des Kampfes mit diesen gewaltigen Raubthieren. Sie suchen lieber ihre Feinde in Gruben zu fangen, welche sie in der Nähe des Lagers vor einem Pferche anlegen. So kenne ich einen Araber im Bezirk Penthièvre, der auf diese Weise nach und nach vierzig Löwen gefangen hat. Bei solchen Gelegenheiten rief er die französischen Jagdliebhaber von Bone und Guelma herbei, um die Bestien in der engen Arena erschießen zu lassen.

Die Regierung bezahlt für die Erlegung dieser Thiere bedeutende Prämien. Das Fleisch wird begierig zusammengekauft und schmeckt wie vortreffliches Kalbfleisch. Der zubereitete Petz kostet 2 bis 300 Franken. Oft sah ich, wie ein Maulesel keuchend und schaudernd einen erlegten Löwen vor das bureau arabe schleppen mußte. Einst bemerkte ich einen französischen Soldaten, der wie der Athlet Milo einen Löwen auf den Schultern herumtrug. In manchen algerischen Kasernen dürfen gezähmte Löwen im Hofe des Commandanten frei herumlaufen.

Aus den Berichten des Missionars Livingstone, der selbst unter den Klauen eines angeschossenen Löwen gewesen ist, weiß man, daß die Opfer dieses Raubthieres ihren Mörder betäubt anstarren, ohne Angstgefühl, ohne Schmerzen, wie wenn ihnen die gütige Vorsehung des Todes Bitterkeit vertreiben wollte.

K. Siegfried.

Ein Zug aus dem Leben der Schwalben.

Im Sommer des Jahres 1860 wurde mein Wohnhaus durchgebaut. Das einzige Schwalbenpaar, an welchem ich meine Freude hatte, büßte

darüber zu meinem größten Bedauern Nest und Brut ein. Ich hätte es gern verhindert, aber es ging beim besten Willen nicht. Der Durchbau war der Art, daß sogar auch ein zweites Nest, welches die Alten nach Verlauf von vier Wochen in Angriff genommen, zerstört werden mußte. Die klugen Thierchen mieden nach solchen bittern Erfahrungen nun ganz die Tenne und siedelten sich auf dem Bodenraume unterm Dachstuhle an. Hier blieben sie während der Brütezeit ungestört. Sobald jedoch die Zeit kam, daß die Jungen geätzt werden mußten, erregte deren Geschrei die Aufmerksamkeit der Katze und — verloren war auch die dritte Brut.

Auf der Tenne war inzwischen der Bau vollendet. Das Schwalbenpaar ließ sich wieder unten im Hause sehen, blieb aber längere Zeit hindurch noch unthätig und saß oft stundenlang, dem Anschein nach ganz betrübt und sorgenvoll auf den Pflöcken und Nägeln der Hausflur. Ueberlegten Mann und Frau vielleicht, was nun zu thun? — Eines Tages ist jedoch ein Entschluß gefaßt; mit großer Emsigkeit geht's an die Arbeit und nicht lange — so ist der Neubau vollendet. Ich freute mich sehr darüber, daß die traulichen Thiere nach langer Unglückszeit sich wieder sicher und heimisch fühlen konnten. Doch war über den mancherlei Mißgeschicken die Jahreszeit so weit vorgerückt, daß kaum zu hoffen stand, die jungen Schwälbchen würden noch zur großen Herbstreise geschickt werden; denn in der Nachbarschaft tummelte sich die letzte Brut bereits mit den Alten lustig im Freien herum und stärkte die Schwingen für den anstrengenden Zug. — Eines Tages kamen meine Buben in die Stube gestürmt: „Vater, komm mal geschwind heraus, wir haben das ganze Haus voller Schwalben!“ Buben übertreiben leicht; es waren jedoch drei fremde Schwalbenpaare augenblicklich da, die regelmäßig aus und einflogen. Es ist bekannt, daß die Schwalben bei ihrer sonst friedlichen Natur ohne harten, blutigen Kampf keine fremde Schwalben in dem Hause ihrer Niederlassung dulden. Hier aber zeigte sich zu meinem größten Erstaunen, daß die Eindringlinge nicht nur geduldet wurden, sondern daß es ihnen sogar gestattet war, mit füttern helfen zu dürfen, — „Nun, das kann helfen,“ sagten meine Buben, und es half. Die Jungen wurden früh genug fertig und konnten die große Reise mit machen.

Mische.

Am Morgen nach der Weihnachtsbescheerung.

Zu dem Bilde auf S. 205.

Es geht doch nichts über das deutsche Weihnachtsfest! Nicht als ob unser Volk in tieferer Weise die hohe Bedeutung desselben erkannt und den heiligen Gegenstand der Freude desselben ergriffen hätte, nicht als ob die uns eigenthümliche Weise, es zu feiern, die allein berechtigte wäre, das ist es nicht, aber ein Abglanz der kindlichen Freude über die Geburt des Heilandes, die einst die Hirten auf dem Felde von Bethlehem erfüllte, hat sich doch am reinsten und schönsten in der deutschen Sitte erhalten. Wie könnten sonst Jung und Alt mit so gleichem Gefühl dasselbe erwarten und feiern! Wie könnte es sonst vorkommen, daß auch alte Leute in ihrem einsamen Kämmerlein, vom Elternhaus entfernte junge Leute auf der Stube des einen oder andern Freundes, Eheleute, die keine Kinder haben, u. a., die frische, grüne Tanne mit dem Lichterglanz, der an das ewige Licht erinnert, herrichteten und sich daran erfreuten!

Vor allem aber ist es ein Fest für die Kinder. Mit welcher Ungeduld sie Wochenlang vorher die Tage bis Weihnachten zählen! Und ist es endlich da,

Ach! wie unendlich lang ist heut' der Tag!
Die Kinder zählen jeden Glockenschlag.

heißt es dann, bis der ersehnte Moment näher und näher rückt:

„Horch! hörst Du's knistern?“ und sie athmen kaum.
„Gewiß, das Christkind bringt den Tannenbaum!
Er brennt! Er brennt!“ — Es fällt ins Kämmerlein
Durchs kleine Schlüsselloch ein heller Schein.

Endlich ertönt das Glöckchen, und sie dürfen hinein in den so lange geheimnißvoll verschlossenen Raum. Wer wollte nun weiter schildern, was wir jedes Jahr aufs neue erlebten, erst an uns selbst, und jetzt in und mit unsern Kindern!

„Eines ist aber doch noch schöner!“ meint mein altkluges Töchterchen, wenn wir von dem kommenden Weihnachtsfeste sprechen. „Und das wäre?“ — „Nun der Morgen nach der Bescheerung.“ Ich hätte fast geglaubt zu hören: „Die Zeit vor Weihnachten?“ das wäre aber doch gar zu klug gewesen — die gegebene Antwort war auch nicht ganz kindlich mehr, wie denn Kinder oft über ihr Alter hinausdenken, und doch auch nicht eben unkindlich, jedenfalls nicht gerade unrichtig.

Sieh Dir einmal darauf unser Bild an, liebe Leserin, kann es ein reineres, völligeres Glück, eine stillere, innigere Freude geben, als sie da einen so vollendeten Ausdruck gefunden haben?

Welch ein freundliches, heiteres Stübchen! Würzig duftet es von dem halb geplünderten Tannenbaum mit den heruntergebrannten Lichtern, unter dem noch einige der Geschenke prangen und von dem das auf den Zehen stehende Mädchen einen süßen Rand loszulösen eifrig bemüht ist. Die Arbeit ruhet heute — Großmütterchen sitzt behaglich in ihrem altmodischen Lehnstuhle und liest im Gesangbuche, aber über ihre Brille hinweg schaut sie mit ihren klugen Augen doch auf alles, was um sie herum vorgeht. Ob sie auch wohl sehen kann, was der kleine Bursch am Fenster thut? Der hat wohl den Ruf der hungrigen Sperlinge vernommen:

An das Fenster klopft es: pick! pick!
Macht mir doch auf einen Augenblick!

und es darum so weit geöffnet und ihnen das offene Händchen mit den Brotkrümchen entgegengestreckt. Du feierst heute erst recht Weihnachten, mein trautes Bürschlein! Gestern Abend ist Dir bescheert worden, und jetzt lässest Du die so sehnlich gewünschte Trommel ruhig zu Großmütterchens Füßen stehen und eilest, selbst zu schenken und zu bescheeren von Deinem Ueberflusse.

Und das kleine Märchen? Sie schaut wohl auch halb seitwärts hinaus zu dem geöffneten Fenster — halb schielt sie vielleicht zur Großmama hinüber, ob die auch gewahr wird, was sie thut — aber sie tritt keinen Schritt näher zu dem Fenster, durch das die schöne, frische Winterluft erquickend in das warme Stübchen dringt.

„Nun, was hältst Du von dem jungen Fräulein da, meine geehrte, älteste Schwester?“ fragt schelmisch altklug mein Junge, während er mit meinem Töchterchen das Bild nachdenklich betrachtet.

„Ach! der dumme Junge!“ antwortet sie klug ausweichend, „der wird sich nur erkälten, und paß nur auf,“ fügt sie hinzu, von dem Bilde, als ob es lebe, ganz hingenommen, „die Vögel kommen doch nicht herab zu ihm.“

R. K.

Räthsel.

I.

Ich kann, was schön ist, häßlich machen,
Doch auch was häßlich, schön.
Mich mögen Kinder oft mit Lachen,
Oft nur mit Grausen sehn,
Auch muß ich fette Nahrung geben
Der lust'gen Vogelbrut.
Doch wird geschont mein junges Leben,
So wächst mir bald der Muth;
Ich lege selbst wohl Flügel an,
Und schwinge mich, so weit ich kann.

II.

Mein erstes hat einen Fuß und kein Bein;
Mein zweites zwei Beine nebst zwei Füßen,
Und kriecht das zweite ins erste hinein,
Kannst du's als Ganzes dreist begrüßen.

Auflösung des Räthsels in No. 12.

Erlkönig.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das laufende Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, ihr Abonnement baldigst erneuern zu wollen.

Das neue Quartal wird sich seinem Vorgänger in jeder Beziehung würdig anreihen. Wir beginnen dasselbe mit einer größeren Novelle unseres Mitarbeiters Georg Hiltl:

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Nr. 14 wird außerdem einen höchst interessanten Beitrag enthalten, auf den wir jetzt schon hinweisen wollen:

Ein Diner beim Fürsten Putbus.

Ueberhaupt liegt eine Fülle der interessantesten Beiträge und besonders schöner Illustrationen zum Abdrucke bereit.

Leipzig, Ende December 1866.

Redaction und Verlagshandlung des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Januar 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 14.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

Eine Schiffertochter und ein Scharfrichtersohn.

Während einer stürmischen Aprilnacht des Jahres 1688 gingen die Wogen des Rheinstromes hoch an gegen die Ufer, welche sich bei der kleinen Stadt Emmerich längs des mächtigen Gewässers hinziehen. Die Vorstadt von Emmerich war ziemlich weitläuftig gebaut, das heißt: die Häuser derselben standen weit von einander entfernt, und zwischen ihnen lagen Gärten, durch deren halbbelaubte Bäume der Aprilwind pfiff. Eines der letzten, gegen den Fluß zu erbauten Häuser war die Fährschenke. Dieses Bauwerk stammte aus dem fünfzehnten Jahrhundert, das sah man auf den ersten Blick an der Giebelfronte, den Gallerien, welche in dreifacher Reihe um das Gebäude liefen und an den seltsamen Verzierungen der Dachtraufen oder der Balkenköpfe. Außerdem war das Gebäude, seiner Bestimmung gemäß, doppelt; es war nämlich ein Land- und ein Wasserhaus, da es mit der einen Hälfte auf dem Lande, mit der andern, durch mächtige Balken getragen, im Wasser stand. Die im Wasser befindliche Hälfte lief in eine Art von Balkon aus, der die Aussicht auf den Rhein gestattete, es war dies an schönen Tagen ein reizender Sitz, den noch obenein die dichte Weinlaube beschattete, deren Ranken einen grünen Baldachin über dem Balkone wölbten. Von dem Altane oder Vorbau lief eine breite Treppe in den Fluß hinab, an deren Fuße die Rheinkähne anlegten, welche von Köln aus den Strom hinab, oder von Arnheim denselben hinauffuhren oder von dem gegenüberliegenden Ufer bei Emmerich landeten.

In der erwähnten Aprilnacht also schäumten die Wogen des Rheines heftig zwischen den Pfeilern des Altans, sie schaukelten die Kähne gegen einander, welche unten, an der Treppe und an den Pfeilern festgebunden, im Wasser lagen. Ueber Fluß und Gegend wob sich ein Halbdunkel, dessen Schleier nur zuweilen ein Wetterleuchten zerriß, bei dessen Zucken man auf Secundenlänge die Thürme von Rees erblicken konnte, über deren Spitzen das Wetter zu schweben schien.

Wer in jener Nacht hinter einem der Pfeiler des Vorbaues gesteckt hätte, der würde beim Scheine der Blitze eine weibliche Gestalt bemerkt haben, welche aus der Thür des Hauses getreten, sich über das Geländer des Altanes lehnte und in das Getreibe der schäumenden Wogen blickte. Zuweilen versuchte dieses weibliche Wesen mit seinem Blicke die Finsterniß zu durchdringen, indem es die Stirne in Falten zog. Die Bemühungen galten irgend einem Punkte an dem gegenüberliegenden Ufer, denn als sich endlich nach längerem Harren ein kleines Licht zeigte, rief das weibliche Wesen laut: „Da ist es ja“ und stieg die Treppe hinab, welche in den Fluß führte. Auf einer der letzten Stufen angekommen, begann die nächtliche Lauscherin einen Kahn von dem Pfeiler loszumachen, wobei sie große Ruhe und Gleichgültigkeit zeigte, denn die Wogen des Rheines gingen ihr über die kleinen Füße, ohne daß sie die geringste Notiz von der Heftigkeit des Wassers genommen hätte. Während sie mit diesen Vorbereitungen sich beschäftigte, ward es plötzlich auf dem Altane hell; ein Mann, dessen Haupt eine sogenannte Spille bedeckte, erschien mit einem Windlichte in der Hand oben an der Galerie. Er streckte das Licht weit hinaus und beleuchtete die auf der Wassertreppe Befindliche. „Gott behüte!“ rief er. „Ich dacht' es doch. Da ist sie wieder mitten in der Nacht am Wasser. Käthe! tolles Ding, was treibst Du? Willst Du auf der Stelle hinein ins Haus? hat man je so etwas gesehen?“ Die also Angeredete ließ sich nicht weiter irre machen, sondern zog die den Kahn fesselnden Seile durch den Ring des Pfeilers und stieg in das kleine Fahrzeug. „Laßt mich doch machen, was ich will, Vater!“ rief sie zu dem Manne hinauf. „Ihr wißt, ich liebe dergleichen seltsame Fahrten und komme immer gut davon. Ich habe noch im vorigen Jahre das Fährboot geleitet, also kann ich wohl durch das Wasser.“ — „Aber ich will's nicht leiden. Wohin soll die Fahrt gehen?“ Ein wenig auf dem Rheine umherschaukeln — weiter nichts. Ihr wißt, ich liebe den Sturm, die Nacht, die Blitze. Gefahren und Abenteuer liebe ich — fahrt wohl — nur schaukeln auf dem Flusse, weiter nichts.“

Die letzten Worte erstarben schon in dem Geheule der Wellen und des Windes, denn die kühne Schifferin hatte bereits den leichten Kahn durch einige kraftvolle Ruderschläge von dem Fährhause entfernt. „Zurück, zurück mit Dir!“ rief der Alte — umsonst. Er gewahrte nur

bei einem grellen Leuchten des Blitzes den Nachen mit der darin befindlichen Schifferin mitten zwischen den brausenden Wogen des Stromes. — „Es ist ein Heidenkind“, murmelte der Alte. „Woher sie nur das haben mag? ich liebe zwar das Wasser auch, hab' mancherlei Gefahren gern bestanden, aber bei einem sechszehnjährigen Mädel — Blitz, das ist mir noch nicht vorgekommen, und die Schwester ist so sanft.“ Er ging durch die lange, öde Schenkstube in sein Schlafgemach. „Ist die Käthe da?“ rief eine Frauenstimme hinter einem aus gestreiftem Segelzeuge gefertigten Vorhange, welcher die ehelichen Lagerstätten umgab, hervor. „Käthe da? Prosit die Mahlzeit“, antwortete der Mann, „sie ist wieder mitten auf dem Wasser.“ „Und Du hast sie nicht gleich beim Schopfe zurückgeholt?“ fuhr die Stimme leidenschaftlicher werdend fort, „Balthasar, Du bist eine Schlafmütze.“ „Eh — sie war schneller fort, als ich es Dir sagen kann.“ — „Nichts da“, eiferte die Frau, „eine Schlafmütze; ich sag' es noch ein Mal. Das kommt davon, weil Du Dir die Mädels und besonders die Kathrine hast über den Kopf wachsen lassen, nun, wenn Du den Strengen spielen willst, lachen sie Dich aus.“ — „Laß mich zufrieden!“ brummte Balthasar, Du hast gerad' so viel Schuld. Die Mädels sind bildhübsch — alle Welt ist vernarrt in die Larven, und das hat Dich ja mit besonderer Freude erfüllt — Du bist ja die Ursach', daß die Mädels nicht mehr die Fähre nach dem Spilleken Werder lenken, sondern ihre Händchen schonen und in der Wirthsstube helfen müssen, damit sie die Reisenden anlocken und alle Welt sich hier heimisch fühle bei dem Fährmann Ricker und dessen schönen Töchtern — na, das haben die Blitzdirnen gleich fort, und da ist es nicht zu verwundern, wenn sie nicht weiter pariren, sondern ihren Kopf aufsetzen. Hat nicht der alte Syndicus aus Neuß der Kathi schon zwei Mal seine Hand angetragen? und wenn solche Freier kommen, wird sie hochmüthig.“ „Schweig doch endlich“, sagte die Frau, „ich will nichts weiter hören. Die Kathi ist ein hochnasiges Ding, wahr ist es. Aber sie wird, davon bin ich fest überzeugt, auch noch eine große Stelle in der Welt einnehmen, und deßhalb leb' ich in steter Angst um zwei Dinge: Erstens, daß sie ein Mal Unglück bei ihren tollen Fahrten haben kann und alle Hoffnungen im Rheine begraben werden, wie der Nibelungen Schatz aus Xanten, und zweitens, daß sie sich in einen dummen Buben vergafft.“ — „Die Kathi!“ rief der Mann, „geh doch. Die denkt nicht daran, die nimmt nur einen hohen.“ — „Ja wohl — in der Liebelei hat sich's was, nach Hohem fragen — da darf nur einer kommen, der recht nett und schmuck ist — der gut reden kann — wupp! da ist's Herz fort, und nachher haben wir das Dreinsehen. Oh — ich fürchte, die Kathi hat vielerlei im Kopfe. Wer weiß es? sie redet nichts — aber laß ein Mal sehen. — Ach — wie freut' ich mich, wenn meine Tochter einen recht Hohen heranzöge, sich ihn fischte — wenn ich dann mit der goldbrokatnen Haube, einer gestickten Saloppe und drüber den Kragen von Utrechter Spitzen mit dem Sammetaufschlage angethan über die Gasse stolzirte, neben mir gingen Käthe und der vornehme Schwiegersohn — —“ Balthasar beantwortete die Aufzählung dieser Luftschlösser durch ein tiefes Schnarchen. Er schlief bereits. „Tölpel“, sagte die Frau und horchte auf den Schlag der Uhr. „Zwölf Uhr!“ sagte sie leise. „Wo mag das tolle Mädchen sein? was treibt sie?“ Der Wind fuhr heulend den Kamin herab und bewegte klappernd die Fenster.

Die Leute, welche sich hier so sonderbar unterhielten, waren der Schiffer und Wirth der Fährschenke Herr Balthasar Ricker und seine Gattin Frau Eva Ricker. Wie der Leser aus dem Zwiegespräch vernommen haben wird, besaßen beide Gatten zwei Töchter, von denen die eine, Katharina mit Namen, auf den Wogen des Rheinstromes, mitten in der Nacht sich erlustigte, während die andere, Martha, im friedlichen Bette schlummerte.

Balthasar Ricker war Schiffer in holländischen Diensten gewesen und hatte eine Zeit lang von Rotterdam nach London seine Fahrten gemacht. Als er sich zur Ruhe setzte, war er noch in seinem besten Mannesalter, ein Kerl in den dreißiger Jahren, eroberte das Herz einer hübschen Bürgerstochter aus Emmerich, deren Mutter bald nach der Hochzeit des jungen Paares starb, wodurch Balthasar und Frau in den Besitz eines kleinen Vermögens geriethen. Mit diesem Gelde erwarb der Schiffer Ricker sich das Fährrecht und die Schankgerechtigkeit des Wirthshauses. Der Krieg führte ihm viele Gäste zu, er ließ in seiner Schenke alles geschehen, Spiel, Zweikampf und Zechgelage, dafür sprach auch jeder gerne bei ihm ein, und sein Wohlstand hob sich. Als er in die Höhe gekommen war, warf er die ehemaligen tumultuirenden Gäste zum Hause hinaus und führte eine sogenannte anständige Wirthschaft. Unterdessen waren die Töchter herangewachsen und lockten durch ihre überraschende Schönheit zahlreiche Gäste an. Katharina die ältere war von stattlichem, imposanten Wuchse. Sie hatte, obwohl erst sechzehn Jahre alt, die herrlichsten Formen des jugendlichen Körpers. Ihre kühn leuchtenden Augen, die ein wenig aufgeworfenen Lippen, zwischen denen vollendet schöne Zähne blitzten, dunkele Haare, welche in dicken Flechten um Schläfe und Stirn sich legten, bildeten ein ebenso reizendes als imponirendes Ganze. Martha Ricker war das Gegentheil ihrer Schwester. Obwohl von gleichem Wuchse, zeugten ihre sanften Züge, das goldblonde Haar und die lichtblauen Augen von einem weit fügsameren Character als es der Katharinas war. Dennoch verstand das junge Mädchen schon ganz treffliche Antworten zu geben, sich die Zudringlichen fern zu halten, die Angenehmen herbeizulocken. Frau Eva Ricker gab in solchen Dingen guten Unterricht. Weit umher, war bereits der Ruf von der Schönheit und dem Verstande der Schifferstöchter gedrungen. Wer eine Reise nach dem Clevischen thun mußte, der kehrte bei Ricker ein. Kaufleute und Soldaten, Cavaliere und Studenten suchten für eine Zeche, die Ricker nicht billig anschrieb, die flüchtige Bekanntschaft der Schiffertöchter zu machen, und dabei füllte sich des Vaters Seckel immer mehr. — —

Nachdem Katharina Ricker die Mitte des Flusses gewonnen hatte, hielt sie trotz der Wogen den Kahn in der Strömung, welche das Fahrzeug pfeilschnell hinuntertrieb. Die gewandte Schifferin sah in der Dunkelheit zwei riesige Gegenstände aus den Wellen steigen. Sie glichen schwarzen Fäusten von ungeheurem Umfange und um das Gelenk dieser Fäuste kräuselten sich, weißen Schaum peitschend, die Fluten. Es waren die Eisbrecher bei Emmerich. Das Mädchen fuhr zwischen ihnen hindurch, obgleich der Kahn von der Gewalt des Wassers hoch erhoben ward und heftig hin und herschwankte. Sobald sie die Eisbrecher passirt hatte, lenkte sie den Kahn durch einen starken Zug des rechten Ruders herum, dann schien sie mit großer Kraft ihr Fahrzeug einige Secunden lang fest zu halten, bis wieder ein Blitz die Gegend erhellte und als dieser in Nacht versank, schoß die Barke quer durch den Strom nach dem jenseitigen Ufer. Katharina hatte den Landungsplatz beim Zucken des Wetters erspäht. Eine Viertelstunde später fuhr sie auf das flache Ufer, des bei Emmerich liegenden Spilleken Werders. Sie erhob sich aus dem Kahne und holte einige Minuten lang Athem, die gefahrvolle Reise hatte ihre Kräfte gewaltig in Anspruch genommen, dann stieg sie aus und ging über den einen Hügel hinankriechenden Weg, der aus gestampftem Lehm und Knüppeln gebildet zu einem großen, finster aussehenden Gebäude führte, welches inmitten eines Gartens lag, der durch die bedeutende Anzahl seiner Weymuthskiefern, Tannen und Föhren weit eher den Charakter eines Gehölzes hatte. Aus einem Fenster jenes Hauses blitzte das Licht, welches Katharina von dem Altane der Fährschenke beobachtet hatte.

Als das Mädchen sich dem finstern Hause bis auf einige Schritte genähert hatte, begannen zwei Hunde ein wüthendes Gebell. Sie sprangen gegen den Holzzaun, der das Grundstück in weitem Kreise umzog und rüttelten an der Thüre. „St! ruhig, Sultan! Packan! ruhig,“ rief das Mädchen und schlug mit der Faust gegen die Bretterwand, worauf die Bestien mit dumpfem Knurren sich nach und nach beruhigten. Katharina zog den rostigen Draht einer Glocke. Nach diesem Zeichen vernahm sie Tritte, ein Schlüssel ward in das Schloß der Zaunthüre gesteckt, und dann öffnete sich dieselbe, um einen Mann sichtbar werden zu lassen, dessen Hand eine schlechte Laterne hielt, deren halbblindes Licht er auf Katharina fallen ließ. „Alle Hagel, die Rickersche Kathrine,“ sagte der Mann mit einem breiten, holländischen Dialekte. „Jan, ist der junge Meister noch wach?“ fragte Katharina. „Ich denke wohl.“ — „So sagt ihm, ich sei hier, ich werde in das Haus treten, bis Ihr Bescheid bringt.“ — „Nicht nöthig,“ grinste der Holländer, „ich weiß alles. Der junge Herr David ist da und wartet, die Mutter ist da und wartet, und die dritte Person ist auch da und wartet sicherlich ebenfalls auf Euch. Wir glaubten nicht, daß Ihr kommen würdet in so stürmischer Nacht, und doch ist die Sache von Wichtigkeit für Euch.“ — „So laßt uns eilen.“ Der Mann mit der Laterne ging voraus, Katharina folgte; wedelnd umsprangen die Hunde das Mädchen, sie schien mit den furchtbaren Thieren gut bekannt, denn sie klopfte ohne Scheu die dicken Köpfe und zauste ihnen die Ohren. Der Laternenträger führte Katharina in den Hausflur und von da in ein großes, mit Eichenholz getäfeltes Zimmer. „Bleibt

einen Augenblick hier, Jungfer," sagte Jan, „ich hole gleich unsere Leute. David und die Mutter sind noch bei dem Alten, der nichts davon wissen soll, denn er kann die Hexen nicht leiden. Wartet."

Katharina setzte sich in einen der mit gepreßtem Leder überzogenen Sessel. Vor ihr auf dem mächtigen Tische brannten zwei Kerzen auf kupfernen Leuchtern. Das Mädchen schien hier sehr bekannt, denn sonst hätte wohl die Umgebung, in welcher sie sich befand, die Nacht mit ihren Schrecken und die Einsamkeit ihre Wirkung auf ein minder beherztes weibliches Wesen ausgeübt.

Geradeüber von dem Tische dehnte sich ein ungeheurer Schrank die Wand entlang, dessen Inhalt man durch die Glasscheiben der Thüren deutlich zu erkennen vermochte. An der Hinterwand dieses Behälters gewahrte man einige zehn bis zwölf breite, nicht allzu lange Schwerter. Die Klingen dieser Waffen waren äußerst sauber gehalten und funkelten im Glanze der Kerzen gleich Silber. Die Griffe mit rothem, schwarzem oder gelbem Sammt überzogen, liefen alle in dicke, vergoldete Knöpfe aus. Einige dieser Schwerter waren mittels eines in der Nähe ihrer Spitze angebrachten Loches aufgehängt, so daß die Griffe nach unten hingen. Bei jedem fand sich eine Tafel angebracht, auf welcher Jahreszahlen zu lesen waren. Sie gingen weit zurück; man las auf einer Tafel: „Hat gedient von Anno 1496 bis 1510," dann wieder, „Hat gedient von 1516 bis Anno 1530. Ist ehrlich gerichtet." Eines der Schwerter war in der Scheide, es hatte neben sich einen Zettel, worauf mit fester Hand die Worte geschrieben standen: „Mit diesem Schwerte hat man am 13. Januarii 1514 dem Herrn Johann vom Berchem uff den Domhoff zu Cöllen am Rhein abgethan. Fiel sein Haubt aber erst uff den dritten Streich. Von dieser Stund an soll man das Schwert nicht mehr nützen." — Die letzte Klinge hatte die Bemerkung: „Eingeweihet am 16. Februarii 1675 an Gottholdt Freiruffern auß Wesel" erhalten. Den unteren Theil der Hauptwand füllten allerlei seltsame und schreckhaft anzusehende Werkzeuge aus. Es lagen, hingen und standen hier wunderlich geformte Schrauben, einige Räder, Zangen von mehreren Fuß Höhe umher; dann lehnten an Haken eiserne Keulen, lange metallne Stäbe mit großen, in ein Quadrat geschobenen Buchstaben, auch Stricke, Messer, Beile und kleine Theerpfannen waren aufgeschichtet.

Die übrige Ausstattung des großen saalartigen Gemaches schien mit diesem Inventarium vollkommen zu harmoniren. Wenngleich auf den Simsen des Täfelwerkes zierliche Krüge und Gefäße aller Art paradirten, so blickten doch von den Wänden herab eine genügende Anzahl finsterer Portraits in Lebensgröße gemalt. Einige zeigten Männer in ganzer Figur, andere deren Brustbilder. Viele trugen Inschriften, aus denen ersichtlich war, daß die Originale entweder den Genossen eines schauerlichen Handwerkes, oder solchen Personen angehört hatten, welche mit jenem Handwerke in genaue Berührung gekommen waren, denn man las z. B. „Kunz Widman, ein Scharffrichter zu Onoltzbach. Aet. suae 44." oder „Dieses ist der berühmte Meister Rosenfeld so zu Hamburg den Störtebekker sammt dessen Kumpanen auf dem Graasbrook hingerichtet, ihrer 70 an der Zahl in einem Tage, wozu der Meister 4 Schwerter gebrauchet." Hin und wieder zeigte sich ein Bild, das einen Gefesselten darstellte, oder es war ein Mensch abgebildet, der ein Werkzeug in Händen hielt, welches er in die Mauer bohrte. Ein Portrait trug die Inschrift: „Adam von Forcheim, Straßenräuber", gleich daneben las man unter einer abscheulichen Fratze: „Velten Glaser, ein Ertzschelm und Mordbrenner, ward gerichtet 1540 zu Merßburg," zwischen beiden Bildern befand sich eine Tafel mit wunderlichen Figuren bemalt und der Erklärung: „Dieses sind der Mordbrenner Zeichen" versehen. Endlich folgten in langer Reihe Portraits aus einer und derselben Familie. Das erste Gemälde zeigte die Jahreszahl 1542, und dann folgten die anderen, wie die Zahlen angaben, in kurzen Zwischenräumen von zehn, oder längeren von fünfzehn bis zwanzig Jahren auseinander. Sämmtliche Portraits gehörten Mitgliedern der Familie Zwoller an, welche das Scharfrichterhandwerk demnach aus dem Grunde verstehen mußte, und der Leser wird wohl errathen haben, daß er sich im Hause dieser Familie, in dem Hause des Henkers befindet. In der That lieferte die Familie Zwoller bereits seit über hundert und vierzig Jahren dem Schöffenstuhle des Clevischen Gebietes gewandte Nachrichter. Die Zwoller besaßen ein großes Vermögen.

Katharina Ricker schien mit der grausigen Umgebung so vollständig vertraut, daß sie nicht die geringste Aufmerksamkeit oder Bewegung zeigte, bis die Saalthür geöffnet ward und drei Personen eintraten. Es waren ein junger Mann und zwei alte Frauen. Wenn man das Gesicht des Mannes betrachtete und dann einen Blick auf die an der Wand hängenden Portraits der Familie Zwoller warf, so mußte sogleich die Aehnlichkeit auffallen, denn der junge Mann schien ein aus dem Rahmen gestiegenes Bild, jener langen Reihe angehörend, zu sein. Er war schlank und kräftig gewachsen, hatte sehr edle Gesichtszüge und trug, nach Sitte der Cavaliere jener Zeit, einen spanischen Stutz- und Knebelbart. Die ihn begleitenden Frauen, von denen er die eine führte, mochten etwa 60—62 Jahre zählen. Die Frau, welche von dem Jungen geführt ward, zeigte ein elfenbeinblasses Gesicht, in dessen Runzeln und Falten viele Schicksals- und Leidensgeschichten zu lesen waren. Die Alte hatte kohlschwarze Augen, welche sich gleich Rädern fortwährend im Kopfe drehten, sie war einfach in schwarze Serge gekleidet und trug einen Stock in der Hand. Die dritte Person zeigte ein höchst gemeines, widerwärtiges Antlitz; sie hatte das fast ganz von Haaren entblößte Haupt mit einem gestreiften Tuche umwunden, über ihre Schultern fiel eine zerrissene Decke, welche, gleich der Toga eines Römers, in Falten gelegt war und die übrigen, nicht allzu sauberen Kleider bedeckte. Die Gesichtsfarbe des Weibes war ein schmutziges Gelb. Der junge Mann ging auf Katharina zu und reichte ihr die Hand, wobei seine ernsten Züge sich in ein freundliches Lächeln verwandelten, Katharina erwiderte den Gruß. Der junge Mann war David Zwoller, der Sohn des Scharfrichters, die Frau, welche er führte, seine Mutter, Frau Barbara Zwoller. „Ei — ei!" begann die Mutter. „So spät doch noch? ich meinte, Du würdest nicht kommen, Katharina. Der Rhein braust heute Nacht recht gefährlich." — „Bin ich nicht schon häufig genug in solchem Wetter herübergekommen, Frau Barbara?" sagte die Ricker. „Ich weiß ja, daß die Sache, um welche ich komme, bei ruhigem Wetter gemacht werden kann, aber ich liebe den Sturm, das Blitzen, die Nacht, deshalb suchte ich mir diese Zeit aus, als David mir gesagt hatte, ich möge kommen." „Du bist nicht ganz aufrichtig," sagte David Zwoller. „Du wählst Dir solche Nächte nicht aus, weil Du Lust am Toben der Elemente hast, sondern weil eine so stürmische Nacht sicher gegen die Nachspäher und Lauscher sein läßt. Ich weiß, Katharina, daß Du es vorziehest, bei Nacht zu uns zu kommen, denn wer zeigt es der Welt gern, daß er des Henkers Haus besucht? Du fährst über den Strom, weil Dir niemand zu folgen vermag, und birgst Deine Liebe zu mir, dem Sohne des unehrlichen Handwerkes, im Dunkel der Nacht." David seufzte schwer. Katharina reichte ihm die Hand. „Laß es meine Sorge sein, David," sagte sie. „Ich fürchte keines Menschen Reden oder Zorn. Wenn ich dem Henkerssohne meine Hand reichen will, reiche ich sie ihm, und mögen sie mich drum verfluchen oder bemitleiden." — „Recht so, Kind," sagte die Alte, „das ist brav. Man hat uns genug angethan um unseres Standes willen, und David, der nach altem Brauche seines Vaters Handwerk erben muß, ist gemieden von aller Welt, seit er in Wesel den schwarzen Dietrich abgethan und sein Meisterstück gemacht hat. Oh — was haben wir alles ertragen? und doch ruft man uns jeder Zeit, wenn Krankheiten zu heilen sind, die kein Doctor erforscht hat, oder wenn ein Zauber das Haus unsicher macht — und wenn ein Mordbrenner unter des Vaters Händen verendet, dann jubelt alles hoch auf." — „Laß gut sein, Mutter," rief David. „Sie machen es noch ärger mit den Juden, und was thun die ihnen? wenn die Cavaliere aber Geld brauchen, dann ist der Jude hochwillkommen. Wenn Katharina mir gut bleibt, was frage ich nach dem Geschwätz? also — ans Werk. Ich habe jenes Weib dort, die Hexe aus dem Siebengebirge, vom Feuertode gerettet und seit drei Tagen hier verborgen. Sie ist ein hocherfahrenes Weib und will eine Probe der schwarzen Kunst geben, will uns wahrsagen. Du hast den Wunsch, Katharina, die Weissagung zu hören, also soll es geschehen in dieser Nacht." Katharina blickte die Hexe mit durchdringender Schärfe an. „Ihr sollt mir weissagen, Alte," rief sie. „Ich will mein Schicksal hören ohne Rückhalt, und wenn ich erfahre, daß ich in wenig Wochen sterben müsse — laßt Euch nicht irre machen." — „Ich werde thun, wie Ihr wollt, schöne Dirne," meckerte die Alte, „heut' ist eine gute Nacht zu solchem Treiben, kommt herbei." Die Hexe nahm nun ein Bündel Reisig und warf es auf den Feuerblock des im Saale befindlichen Kamines, dann zündete sie das Holz mit einem Spane an. „Schließt die Thüren, Meister David," sagte sie. Nachdem David gehorcht hatte, näherte er sich der Gruppe wieder. Vor dem Feuer saßen Frau Barbara, Katharina und David. Die Hexe beschäftigte sich mit Vorbereitungen zu ihrem Werke. Sie streute eine Anzahl schwarzer

Samenkörner in die Flammen, welche hoch auf wirbelten, dazu murmelte sie Sprüche und Beschwörungen. Das Feuer des Kamines beleuchtete zuckend die Gesichter und Gestalten der Anwesenden. Das bleiche Antlitz der Alten strahlte in der röthlichen Glut, und Katharinas Augen blitzten gleich funkelnden Steinen. Die Hexe ergriff nun einen Haken, stieß die Holzscheite auseinander und breitete die glühende Lohe auf dem Steinherde aus, dann nahte sie sich der Schiffertochter und machte eine der langen Flechten von Katharinas schwarzem Haare los, zog eine Scheere hervor und schnitt eine Locke aus der Flechte, welche sie auf die Glut warf.

In dem von Asche fast überdeckten, glimmenden Feuer bildeten sich plötzlich seltsame, dunkelrothe Linien. Sie gingen unsymmetrisch durcheinander, liefen gleich beweglichen Netzfäden über die Asche dahin, knisterten laut und bildeten an gewissen Stellen kleine, sprühende Hügel, endlich beruhigte sich das Geräusch in dem Aschenhaufen, die Feuerlinien schienen erstarrt und hatten gewisse Formen angenommen, welche die Hexe aufmerksam betrachtete.

Nach einer Pause faßte sie die Hand Katharinas und zog das Mädchen zum Feuer. „Ich will Euch verkünden," flüsterte sie, „was in der Glut, in den Feuerstreifen zu lesen ist. Seht, wie dort gleich einer kleinen Schlange die Funken dahingleiten, das ist Eure Lebensbahn — hui — sie schlängelt sich wunderbar durch die Massen, bald zackig, bald rund, nun ist sie fort, nun wieder sichtbar, jetzt leuchtet sie hell — seht Ihr das Gebilde? es ist ein Diadem, und jetzt läuft es auseinander und nimmt Gestalt an — wie Demanten glühen die Punkte, immer weiter bildet es sich aus, nun ist eine Krone zu sehen, eine königliche Krone, ringsherum Strahlen wie eine Sonne auf dem matten Grunde." Katharina hatte sich über das Zauberwerk gebeugt und starrte die Zeichen an, welche sich vor ihrem Blicke hoben und senkten, sie richtete das Haupt empor und deutete mit dem Finger auf die Asche. „Ich sehe eine dunkle Masse sich heranwälzen, sie umzieht die Krone — sie verhüllt das königliche Zeichen," sagte sie. — „So ist es," entgegnete die Hexe. „Hütet Euch vor dem Hochmuthe, seid kindlich, und wenn Ihr selbst auf schwindelnde Höhe gehoben werdet, wahret Euch vor dem Hochmuthe! rufe ich noch einmal, und Ihr werdet im fürstlichen Schlosse Euer Haupt zur Ruhe legen." David Zwoller trat an den Kamin. „Katharina," sagte er, „hast Du die Prophezeiung vernommen? was denkst Du davon?" Katharina hatte in tiefes Sinnen verloren gestanden, sie fuhr empor und blickte dem jungen Mann ernst in das Antlitz. „Ich vernahm alles," sagte sie. „Schau hin, David — es ist erloschen, verwischt. Die glänzenden Funken haben ihre Macht verloren, zu glimmen — eitles Blendwerk ist alles gewesen. Ich möchte schon einen Platz haben in der Welt des Glanzes, aber mit Dir will ich ihn theilen." — „Mit dem Sohne des Scharfrichters? mit dem Henker von Wesel?" rief schmerzlich David. „Nein, Katharina. Ich weiß, daß Dein Loos einst glänzend sein wird, Du bist zu klug, zu muthig, zu schön, um hier in dem kleinen Städtchen zu verkümmern — ich habe Dich gerufen, gebeten, in unser Haus zu kommen, weil Du Deine Zukunft wissen wolltest, um Dir zu sagen: Laß ab von mir; Deine Liebe machte eine Zeit lang das Glück meines Lebens, niemand ahnt sie, sonst wärest Du verachtet wie ich, dessen Hand Dich berührte — ich kann nicht Dein werden, dort die Schwerter, die Folterzangen, die Brandmarken verbieten es — ich habe Dich heut Nacht sehen wollen, um Dir Lebewohl zu sagen." — „Hast Du nicht vorhin noch betheuert: wenn ich Dir treu bleibe, solle Dich der Menschen Geschwätz nicht kümmern?" — „Ich kenne mich, Katharina, aber ich kenne auch das Herz, den Sinn der Frauen. Du wirst nicht die Gewalt haben, dem Hohne, der Verachtung zu trotzen, die Dich ereilen muß, wenn Du des Henkers Weib geworden bist. Ich würde Deine schönen Wangen erbleichen, Deine üppigen Haare grau werden sehen — Dein stolzes, muthiges Herz würde still, ergeben vielleicht das Schrecklichste tragen — ich könnte es nicht dulden. Bedenke — wenn ich einst zurückkommen sollte, in den rothen Mantel gehüllt, von einem Gerichte, wenn ich Dir die Hand reichte nach der blutigen Arbeit, Du müßtest zittern vor mir — Du könntest mich nicht lieben. Ich habe das alles wohl überlegt — nimm Dein Wort zurück." Katharina kämpfte lebhaft, man sah auf ihrem schönen Gesichte diesen Kampf sich spiegeln, der in ihrem Herzen vorging. Sie legte die Hand an die Stirne und suchte ihre Gedanken zu sammeln. „Vielleicht hast Du recht, David, vielleicht würde ich nicht so stark sein, dem Hohne zu trotzen, der eine Waffe gegen mich haben würde," sagte sie. „Aber weshalb hast Du das nicht eher bedacht? Du hast mir die Liebe zu Dir nicht verboten; als wir uns bei dem Tanze im Dorfe dort unten sahen, wo Du einsam, entfernt von den Fröhlichen stehen mußtest, als Dein schmerzerfüllter Blick mich traf, regte sich hier etwas, dem ich nicht zu widerstehen vermochte, ich ging Dir nach, ich faßte Deine Hand und fragte Dich: Weshalb siehst Du so finster? Du hast mir die Schmerzen offenbaret, die Du empfunden, Du danktest für mein Mitgefühl, und von diesem Augenblicke an gehörte Dir mein Herz — weshalb willst Du nicht die Probe wagen, David Zwoller?" — „Weil ich ein Hemmniß sein würde für den kühnen Flug, den Du nehmen wirst. Sieh, ich bin keiner von den Rohen, ich habe gelernt in der Einsamkeit aus Büchern, ich habe die Heilkunst, die Bereitung köstlicher Tränke mir zu eigen gemacht, ich könnte stehen neben manchem, und doch bleibe ich der Sohn des Henkers. Ein altes, verdammtes Gesetz befiehlt, daß die Söhne dieses Handwerk von den Vätern erben — ich bin dem Gesetz verfallen — deshalb muß ich Dich lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Diner beim Fürsten Putbus auf Rügen.

Von Arnold Wellmer.

Ich war so glücklich, einige Sommer- und Herbstmonate des jüngstverflossenen Jahres auf der schönen Insel Rügen zu verleben. Mein guter Stern, in der Uniform eines königlich preußischen Gensdarmen, führte mich nach dem Fischerdörfchen Sellin, zwei Meilen von Putbus an einem großen Landsee reizend gelegen, von den herrlichen Waldbergen der Granitz umkränzt — ein fast traumhaft stilles, grünes Nestchen. Ein kühler halbstündiger Waldweg führt an den Ostseestrand hinab.

Wenn ich gegen Abend, Handtuch und Strohhut in der Hand, durchs Dorf dem grünen Strandwege zuschlenderte, riefen die Fischerkinder in ihrer wichtig geschäftigen Weise einander zu: „Dei Baarherr kümmt!"

Mit dem Kommen des Badeherrn war wirklich alles gesagt, — ja, ich war in Sellin der Badegast — der einzige Hochdeutsche, und das war ja gerade das Allerschönste an meinem wald- und meerumrauschten Neste.

Wenn ich dann wieder morgens an dem offenen Fenster meines niedriggegiebelten Erkerstübchens saß und meinen Blick über den sonnbeglänzten See mit dem weißen Fischerdörfchen am Ufer und über die fröhlich grünen Wälder schweifen ließ und zwischendurch niederschrieb, wovon Herz und Feder mir überflossen — — da hörte ich meine Dorfkinder, die in muntren Scharen der Schule im Nachbardorfe zuwanderten und mir zutraulich ihren Morgengruß hinaufriefen, in ihrer platten Frau' Muttersprache einander laut zuflüstern: „Dei schrifft Bäuker!"

Da weiß der Leser nun mit einem Mal alles, was er für heute von mir zu wissen braucht. Ich wiegte mich mit Entzücken in den kühlen Wellen der Ostsee, trank nebenbei in vollen Zügen den süßen Duft von Wald, Meer und goldner Freiheit — und schrieb Bücher!

Mitte October fror mein Baden ein. Ich konnte mich aber immer noch nicht von meinem Fischeridyll trennen, obgleich sich im Dorfe ein gewisser Zug zum warmen Ofen geltend machte. Auch ich spürte diesen Zug, aber meinem Stübchen fehlte der Ofen. Mein freundlicher Wirth borgte mir mächtige Pelzstiefeln, und darin saß ich während meiner Arbeitsstunden wohlaufgehoben. In der übrigen Zeit lief ich viel im Walde und an der See umher, der Herbst holte durch Klarheit und Beständigkeit nach, was der Sommer versäumt hatte, und so vermißte ich die Berliner Oefen kaum.

Ich sollte für diese Ausdauer überreich belohnt werden. Aus dem Eise des nordischen Octobers erwuchs mir auf Rügen ein schimmerndes Immergrün für das Herbarium meines Herzens, eine unvergeßliche Erinnerung an einige selten schöne Stunden meines Lebens.



Graf Bismarck in seinem Arbeitscabinet auf Rügen.

Nach dem Leben gezeichnet von Constantin von Grimm.

Hier ist ein Blättchen jenes Immergrüns!

Es ist ein schöner, mondheller Sonntagabend gegen Ende October. Ich schreite über Feld einem herrlichen Jagdschlosse zu, das mit seinen hellerleuchteten Fenstern und hohem Wartthurme freundlich vom baumgrünen Berge herübergrüßt. Die Fenster winken mir zu einer gastlichen Tafel. Ein hohes Gitter scheint mir den Weg zu versperren, — ich kenne aber die schmale Treppe, die hinüberführt. Ich bin in einem meilengroßen, sorgsam gehegten Wildparke. Unter urkräftigen alten Eichen und Buchen, die noch wenig von ihrem bräunlichen Laube verloren haben, schlängelt sich der Fahrweg den Berg hinan. Die Waldeule lacht hell durch den Abend, der Hirsch brüllt dumpf klagend nach der Hirschin. Zahlreiche Rudel von Roth- und Dammwild äsen auf den Grasplätzen und wenden kaum den schlanken Hals, da der Wanderer ganz nahe an ihnen vorüberschreitet. Sie wissen recht gut, daß ein Spazierstock ihnen nichts zu Leide thut. Plötzlich macht der Weg eine Biegung — und schon oft, ja schon vor Jahren als junger Stralsunder Gymnasiast, habe ich hier ein frohes Ah! der Bewunderung gedacht und gejubelt. Vor mir — auf einem weiten grünen Platze, umrahmt von uralten Buchen, ragt wohl das schönste Jagdschloß Deutschlands hoch in den Mondschein auf. Die Ecken des ebenso elegant als solide gebauten Schlosses runden sich in starken Thürmen ab, aus der Mitte strebt der gewaltige Wartthurm empor. Von seiner Zinne weht eine Fahne, — ein Zeichen, daß der Besitzer, Fürst Putbus, im Schlosse weilt.

Auf dem freien Platze vor dem Schlosse äset harmlos ein riesiger Hirsch — das ist der zahme, blinde Hans, ein unverletzliches Inventariumstück des Wildparks. O, wie so manches nicht ganz tactfeste Jägerherz hat der blinde Hans schon durch seine ungenirte Zudringlichkeit schneller schlagen lassen! Der großstädtische angehende Nimrod steht im Wildparke auf dem Anstande und schaut sich sehnsuchtsvoll um, ob ihm nicht ein Zweiundzwanzigender in den Schuß läuft. Da kömmt ein stattlicher Hirsch grade auf ihn los, langsam — Schritt für Schritt, als ginge er zu seinem Vergnügen spazieren. Ah! dieser Schuß kann unmöglich fehl gehen — das edle Wild ist nur noch zehn Schritt von der Büchse entfernt und rückt wahrhaftig noch näher heran — fast durchrieselt es den neuen Nimrod ein wenig eisig bei der gefährlichen Nähe des zackigen Geweihes — man hat schon Beispiele gehabt, daß .... aber nein, ein echter Jäger reißt vor seinem Wilde nicht aus — und es gilt ja den ersten leibhaftigen Hirsch zu erjagen .... krampfhaft reißt er die Sonntagsbüchse an die linke Backe — drückt beide Augen zu und .... da springt der Leibjäger herbei und flüstert erschrocken: „Gnädiger Herr, das ist

ja unser alter, blinder Hans, der hat das Privilegium, eines natürlichen Todes zu sterben!" — und es war wieder nichts mit dem ersten Hirsche.

Vor dem Portale des Schlosses halten zwei kunstvoll in Kupfer getriebene Wölfe Wache. Durch die reichgeschnitzte Thür trete ich in eine weite, alterthümlich geschmückte Halle. An den Seiten stehen Tische mit Rügenschen Alterthümern, meistens in Hünengräbern gefunden. Eine stattliche Sammlung von Hirschgeweihen ist an den Wänden befestigt. Unter jedem Geweih steht der Name des glücklichen Schützen — und die besten Namen des preußischen hohen Adels fehlen nicht. Zwei selten starke Achtzehnender erinnern wehmüthig an den jungen Grafen Hermann Deodot Häseler, der sie einst an frohen Tagen schoß — und dann selber bei Chlum von einer grausigen Schrapnelkugel zerrissen wurde. Zwei schöne Geweihe erzählen von der festen Hand und dem sicheren Auge der Fürstin Wanda Putbus. Ein Sechzehnender lehnt unbefestigt an der Wand; er ragte noch jüngst stolz unter den grünen Waldbäumen empor. Ein Zettel hängt daran: „Ministerpräsident Graf Bismark — October 1866."

Aus der Halle führt eine Thür in einen interessanten Waffensaal — zugleich das behaglichste Arbeits- und Rauchzimmer. An den Wänden reiht sich in künstlerischer Decoration eine kostbare Waffe an die andere — eine Geschichte der Schießwaffen in Beispielen, von der Arquebuse bis zum Zündnadelgewehr!

Eine breite, mit Teppichen belegte Marmortreppe führt mich in das zweite Geschoß und in den großen Empfangsalen. Er ist noch leer. Ich habe Muße, mich umzusehen. Drei riesige Oelgemälde aus Rügens Geschichte schmücken die Wände: Taufe des ersten Herrn zu Putbus — Gründung der ersten christlichen Kirche auf Rügen durch einen Putbus — Tod des letzten Herzogs von Pommern. Das Prachtstück des hohen weiten Saales ist jedoch der Marmorkamin. Er ist in Rom gearbeitet und stellt in vielen Figuren eine Eberjagd dar. Ein herrlicher Amor von Bissen, einem talentvollen Schüler Thorwaldsens, erzählt von einer schaurigen Decembernacht voll Sturm und Feuerswuth: Der Amor des Schülers kam mit einem Brandfleck am Fuße davon — Venus, Bacchus, Amor und Psyche des Meisters gingen für immer in den Flammen unter.

Ein Blick durch die hohen Bogenfenster — und ein wunderreiches Bild, reicher als alle Kunstwerke der Welt, ist wie mit einem Zauberschlage vor mir aufgerollt: eine Mondscheinlandschaft, wie ich sie noch nie gesehen! Ueber leise wogende Baumwipfel schau' ich in die Ebene hinab, wo die weißen Dörfer mit einzelnen blinkenden Lichtlein wie im Traume daliegen — dort blitzt mein lieber Selliner See hinter dem Baumgrün hervor — und drüber hinaus dehnt sich weit, weit das flimmernde Meer! Doch was leuchtet da aus dem Meere plötzlich so grell auf? — jetzt ist es ein großes, rothes Licht — jetzt ein gelbes . . . und nun verschwindet es auf Augenblicke ganz . . .

Das ist der Leuchthurm der kleinen Insel Oie!

Ich denke an die zwei Dutzend Menschlein, die auf jenem Fleckchen Erde im Meere still dahinleben und nicht von den Welten-, nur von den Meereswogen umrauscht werden . . . . und schaue und sinne und träume . . . .

Da öffnet sich hinter mir die Thür — ich wende mich um — einige Herren treten in den Salon. Das offene Gesicht meines gütigen und liebenswürdigen fürstlichen Wirthes zeigt, wie immer, Heiterkeit und Wohlwollen. Da fällt mein Auge auf den Herrn an seiner Seite — und bleibt wie gebannt haften. Ich erkenne ihn auf den ersten Blick, ich sah ihn aber noch nie so nah. Es ist ein hoher, stattlicher Mann, schlank und doch kraftvoll gebaut. Die Haltung ist militärisch straff, aber noch immer voll jugendlicher Eleganz, obgleich sich schon dreiundfünfzig Jahre auf sie niedersenkten. Die Bewegung ist vornehm, kühn, und doch leicht und ungezwungen. Und auf dieser ritterlichen Figur sitzt ein Kopf, nicht sehr groß, nicht eben schön, ein Kopf, der sich schwer beschreiben läßt, ein Kopf, den man aber nie müde wird, anzuschauen und den man sein Lebenlang nicht wieder vergißt! Die gedankenreich gewölbte Stirn wird von spärlichem, dunkelblondem Haar, schon grau gemischt, leicht umschattet. Ein starker Schnurrbart gibt dem sonst glatt rasirten Gesichte einen militärischen Beigeschmack. Das, wenn ich so sagen darf, etwas vorgebaute Auge ist klar und lebhaft, häufig von einem hellen Blitz durchzuckt, so daß es schwer fällt, seine Farbe zu erkennen. Die Gesichtsfarbe ist matt und von jener eigenthümlichen Bläſſe, die auf körperliche Leiden und arbeitsvoll durchwachte Nächte, Tage voll zehrender Gedanken und geistiger Anspannung schließen läßt. Die schmalen Lippen umspielt ein geistreiches Lächeln, in diesem Augenblick ein liebenswürdiges, harmlos heiteres Lächeln, — aber ein Lächeln, dem man es ansieht, daß es nur eines leichten Zuckens bedarf, um es zu einem ironisch vernichtenden zu machen.

Und dies Gesicht sieht älter aus — bedeutend älter, wie die Figur, zu der es gehört!

Die Kleidung ist überaus schmucklos: ein dunkler Buckskinrock, eine gleiche Weste, graue Beinkleider, — sie paßt aber zu der ganzen Erscheinung so gut, ja gibt der Figur etwas so jugendlich Frisches, fast burschikos Keckes, daß ich mir einbilde, der leichtfertige Frack an Stelle des derben Buckskinrocks würde meinem Auge wehe thun.

Und jetzt erschließt sich dies liebenswürdige Lächeln zu einem hellen, fröhlichen Lachen — nichts kann wohlthuender klingen . . . o, wie mich das freut, ihn — den Meister seiner Zeit, der aber an dieser Zeit schwer, wie der arme verzauberte Atlas am Himmelsgewölbe zu tragen hat, in diesem Augenblicke fröhlich zu sehen, — ihn, der über seiner Riesenarbeit alle Rücksicht auf sein körperliches Wohl vergaß, der durch seinen Feuergeist den um sein Recht betrogenen Leib aufrecht erhielt und ihm erst nach errungenem Ziele erlaubte, müde und krank zu sein und in Rügens gesegneter Waldluft Genesung zu suchen, — ihn, den Frankreich nicht ohne Neid den preußischen Richelieu nennt . . . Graf Otto von Bismarck!

Auf Einladung des Fürsten Putbus ist Graf Bismarck am ersten October nebst Familie nach Putbus übergesiedelt und bewohnt dort ein reizend am Park gelegenes, fürstliches Gartenhaus, von dessen Terrasse man eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer und den üppigen Urwald der Insel Vilm hat. Dies Panorama erinnert lebhaft an den Blick auf den Golf von Neapel.

In dieser frischen Natur und grünen Einsamkeit lebt der Graf mit Frau und Tochter still und zurückgezogen, einfach wie ein schlichter Privatmann. Seine beiden Söhne, frische Gymnasiasten, sind am Schlusse der Herbstferien nach Berlin zurückgekehrt, Cicero und Horaz winkten gebieterisch.

Der Graf ist Patient, er bedarf der Ruhe. Er empfängt weder Corporationen, noch Deputationen, noch Ergebenheitsbesuche; die Gräfin vertritt den Vielgesuchten in liebenswürdigster Weise. In freundschaftlich geselligem Verkehr steht der Graf nur mit dem Fürsten und der Fürstin Putbus, die das nahe Jagdschloß bewohnen und alles aufbieten, ihrem Gaste den Aufenthalt auf Rügen so angenehm und wohlthuend als möglich zu machen.

An schönen Tagen sieht man den Grafen im schmucklosesten Kostüme, den historischen, gelbbraunen, vielbeuligen Kalabreser tief in die Stirn gedrückt, allein oder mit Frau und Tochter weite Spaziergänge durch den Park und ans Meer hinab machen.

. . . Und jetzt werde ich dem Grafen Bismarck vorgestellt. Seine Verbeugung ist vornehm und höflich, sein Gesicht freundlich ernst. Ein schneller, scharfer Blick aus den blitzenden Augen überfliegt mich, mir ist zu Muth, als bliebe diesem Augenblitz keine Falte meines Inneren verschlossen.

Der Graf redet mich an, seine Stimme klingt tief und ruhig und . . .

„Spricht mit Ihnen vom norddeutschen Parlament — von seinen Plänen in Bezug auf die innige Verschmelzung der neuerworbenen Provinzen mit dem Stammlande, von Mexico und Italien, von Napoleon und dem Abgeordnetenhause, von einem russisch-preußischen Vertrage und Herrn von Beust . . . o, Sie glücklichster aller Federmenschen, und natürlich werden Sie uns all diese kostbaren Dinge nun doch brühwarm wiedererzählen? . . ."

Es thut mir unendlich leid, aber der Wahrheit die Ehre: Graf Bismarck sagt mir in der höflichsten Weise, daß er am Morgen auf dem Schloßteiche im Putbusser Parke schon fingerdickes Eis gesehen habe!

Und was antworte ich auf das fingerdicke Putbusser Eis?

Ich will ebenso offenherzig sein, wie Heinrich Heine, der über seinen Besuch bei Goethe erzählt, daß er, durch Goethes imponirende Persönlichkeit und klare Ruhe so erbärmlich klein zusammengeschrumpft, nur ein weniges über die vielen, reich mit Früchten beladenen Pflaumenbäume, die er auf dem Wege von Jena nach Weimar angetroffen, zu stottern vermochte — — und Blödigkeit und Bescheidenheit war doch eigentlich nicht Heines schwache Seite!

Ich brachte glücklich hervor, daß ich in Sellin schon am 17. October Eis gesehen habe!

Gutmüthig lächelnd sagt der Graf: „Ja, Rügen hat eigenthümliche Temperaturverhältnisse, durch die Kleinheit und Zerrissenheit der Insel in viele Halbinseln bedingt, indem das Meer, das ja stets von einer viel gleichmäßigeren Temperatur ist, wie die Luft, überall tief in die Landeinschnitte eindringt und der Luft seine Temperatur mittheilt. Der Fürst sagt mir, daß es im Winter auf Rügen viel wärmer ist, wie bei uns in Berlin. Sie sind Badegast?"

„Ein eingefrorner, Excellenz!"

„Ich dachte schon, ich sei der letzte Badegast auf Rügen, — jedenfalls werde ich aber wohl der letzte bleiben. Wenn ich hier auch jetzt keine Seebäder mehr nehmen kann, wie früher im October und November in Biarritz, so erweisen sich mir doch die köstlich frischen Seeluftbäder von Putbus fast eben so sehr als „Bäder der Verjüngung", wie die Herbstseebäder von Biarritz. Ich hoffe, auch jetzt nicht zum letzten Mal in dem schönen Putbus zu sein, ich habe es in diesen wenigen Wochen sehr lieb gewonnen. Wenn ich wieder nach Rügen komme, geht's auch in die See hinein. Und wie ruhig kann ich hier in Putbus leben, — wenn ich nach Biarritz gehe und dort zufällig mit IHM zu gleicher Zeit „Bäder der Verjüngung" nehme — wie entsetzlich schreit die liebe Welt immer gleich über hohe, geheimnißvolle Politik. — Meine Spaziergänge in dem selten schönen, naturfrischen Putbusser Parke, am Meeresstrande und in den nahen Wäldern thun mir sehr gut, vor allem aber die friedliche Stille des grünen Oertchens, das mit seinen sauberen, weißen Häusern lebhaft an eine Herrenhuter Colonie erinnert. Ich begreife nicht, daß das Badepublikum sich in letzter Zeit von seinem schönen früheren Lieblinge fern hält — doch mutabile semper femina — und bei Familienbadereisen hat die Frau doch stets die erste Stimme!"

„Excellenz haben bei Aufzählung der Schönheiten und Annehmlichkeiten von Putbus aber gerade eine Specialität unseres Badeortes vergessen!" sagt ein Herr der Gesellschaft.

„Und die wäre?"

„Ein Briefträger für Liebende!"

„Ein Briefsteller für Liebende soll unter Umständen ein sehr nützliches Stück Möbel sein — ich hab's nicht ausprobirt, — postillons d'amour gibt's auch aller Orten — mit und ohne Uniform — aber Ihre Specialität ist mir unbekannt!"

„Da war über Sommer eine Russin hier im Bade, natürlich eine Gräfin, denn geringer thun's die Russen nicht. Die russische Gräfin hatte natürlich eine schöne Tochter und die wieder natürlich einen armen russischen Gardeofficier von Herzen und mit Schmerzen liebt — und natürlich wollte es die Mutter nicht leiden. Die Tochter sagte zum Briefträger: „Für jeden Brief aus Petersburg, den Sie direct an mich abgeben, erhalten Sie einen Thaler." Die Mutter sagte zum Briefträger: „Für jeden Brief an meine Tochter, den Sie mir aushändigen, erhalten Sie zwei Thaler." Der Briefträger hat ein gutes Herz und erzählte der Tochter die Offerte der Mutter wieder — — und sie zahlte ihm pro Brief drei Thaler Bestellgeld!"

„Wie unpraktisch doch alle Liebenden sind — andere nüchterne Leute recommandiren wichtige Briefe ganz einfach. Für Ihren Briefträger für Liebende ist es aber ein großes Glück, daß er ein so gutes, speculatives Herz hat und sich bei den zwei Thalern der Mutter nicht beruhigte — sonst würde ihm doch College Itzenplitz ein wenig aufs Dach steigen!"

Inzwischen sind die Damen in den Salon getreten. Neben der schönen und geistreichen jungen Schloßherrin geht eine ältere Dame im einfachen, grauen Seidenkleide. Das schwarze, reiche Haar ist schlicht gescheitelt und ohne jeden Kopfputz. Das dunkle Auge blickt mit heiterem Lebensernste ruhig klar umher, auf dem bescheidenen Gesichte ruht ein gewinnender Zug von Wohlwollen und hausmütterlichem Wohlthun, verbunden mit Geist und Charakter. Eine thatkräftige Tüchtigkeit im Denken und Handeln spricht trotz aller Anspruchslosigkeit aus dem ganzen Auftreten der Dame.

Das ist die Gräfin Bismarck. Ihre Tochter, die Comtesse Anna Bismarck ist eine junge Dame von kaum achtzehn Jahren, — mit weichen Zügen und stillen, dunklen Augen.

Es ist servirt. Die kleine Gesellschaft tritt in den mit Porzellan getäfelten und mit alterthümlichem reichem Geschirr auf dem Büffet geschmückten Speisesaal. Schnell und zwanglos nimmt jeder Platz, wo er ihn findet.

Das Diner wird mit Austern eröffnet. Es ist ein Vergnügen, zu sehen, mit welcher Eleganz und Praxis Graf Bismarck seine Austern schlürft. Die Gräfin läßt ihren Teller unberührt stehen.

„So gut wurde es uns nicht in Böhmen, meine Herren!" — sagt der Graf heiter zu einigen Officieren der Gesellschaft — „Da fehlte uns oft das liebe Stückchen Brot oder Fleisch — oder gar alles beides!"

„Excellenz, dafür waren wir im Kriege und in Feindes Lande. Ein wunderliches Mittagsmahl werde ich übrigens nie vergessen. Es war nach der Schlacht von Münchengrätz und wir hatten uns redlich müde und hungrig geschlagen — und was gab's da zu essen? — trockne ungesalzene Kartoffeln und — Champagner!"

„Der König hat selber alles mit durchgemacht," — sagt der Graf ernst — „da wurden dem Soldaten Entbehrungen und Strapazen leicht! Ich war in der Schlacht von Königgrätz in der Suite des Königs, und gar oft waren wir mitten im Gewühl des Kampfes. Um Mittag trat eine momentane Windstille im Brausen der Schlacht ein — der Kronprinz wurde auf dem Schlachtfelde erwartet — mit Sehnsucht erwartet. In dieser bangen Pause fragte der König seine Umgebung, ob niemand etwas zu essen habe, ihn hungere. Der Reitknecht hatte etwas Wein, ein Officier zog verschämt ein winziges Stückchen Wurst aus seiner Ledertasche, und freudestrahlend trat ein Soldat heran, ein Stück Commisbrot in freier Faust. „Mein Sohn, hast Du denn selber schon zu Mittag gegessen?" fragte der König. „Nein, Majestät!" — „So wollen wir ehelich theilen!" — und der König brach das Stück Brot durch und reichte dem Soldaten die Hälfte — „Da nimm es nur, Dein König dankt Dir!" — Und dann rückte der Kronprinz mit seiner Armee heran — zur rechten Zeit! Unsere plattdeutschen Soldaten nannten ihn fortan auch nur „Prinz taur rechten Tiet!" Die Schlacht wüthete von neuem. Der König, mit seiner Suite auf einem Hügel haltend, hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gang des Kampfes gerichtet und achtete nicht im geringsten auf die ihn dicht umsausenden Granaten. Auf meine wiederholte Bitte: Majestät möge sich nicht so rücksichtslos dem mörderischen Feuer aussetzen, — erhielt ich die königliche Antwort: „Der oberste Kriegsherr steht dort, wohin er gehört!" Erst später, als der König beim Dorfe Lipa persönlich das Vorgehen der Cavallerie befohlen hatte und die Granaten wieder um ihn herum niederfielen, wagte ich, aufs neue zu bitten: „Majestät, da Sie keine Rücksicht auf Ihre Person nehmen, so haben Sie wenigstens Mitleid mit Ihrem Ministerpräsidenten, von dem Ihr getreues preußisches Volk seinen König fordern wird — im Namen dieses Volkes bitte ich: verlassen Sie diese gefährliche Stelle!" Da reichte mir der König die Hand: „Nun Bismarck, so lassen Sie uns weiter reiten!" Der König wandte auch wirklich seine Rappstute „Sadowa", der er nach der Schlacht von Sadowa selbst diesen Namen gegeben hatte und setzte sie in einen so langsamen Galopp — grade, als wär's ein Spazierritt die Linden hinunter in den Thiergarten. Da zuckte es mir doch in Händen und Füßen — Sie alle — und noch manche andere Leute — kennen ja den alten heißblütigen Bismarck, — ich ritt meinen Dunkelfuchs dicht an die Sadowa heran und versetzte ihr einen kräftigen Stoß mit meiner Stiefelspitze; sie machte einen Satz vorwärts, und der König blickte sich verwundert um. Ich glaube, er hat es gemerkt, aber er sagte nichts."

„Führten Excellenz während des Kriegs einen Revolver bei sich?"

„Nein, ich habe ihn auch nur ein Mal mit wirklichem Bedauern vermißt. Es war gleich nach der Schlacht von Königgrätz. Ich ritt einsam über das Leichenfeld — es war ein Anblick, um das Blut in den Adern erstarren zu lassen — grausig, blutig — unvergeßlich! Da sehe ich vor mir ein armes, schönes Pferd, beide Hinterfüße sind ihm durch eine Granate fortgerissen. So stemmt es sich zitternd und jämmerlich wiehernd auf die Vorderfüße und schaut mich mit den großen nassen Augen wie hilfeflehend an — da wünschte ich mir eine Kugel, sie der armen Creatur ins Herz zu jagen. Aber auch Bilder voll rührender Poesie und unwiderstehlicher Komik hatte das Schlachtfeld aufzuweisen. So sah ich noch während des Kampfes einen blutjungen Officier — bleich und schön wie ein Schlafender — an einem Gartenzaun lehnen. Er war todt. Drinnen im Garten standen die Rosen in voller Blüthe. Ein Soldat brach sich so eben hastig eine Hand voll — dann stieg er über den Zaun und legte die Rosen dem jungen Helden auf die Brust, wo die Uniform ein ganz

kleines, rundes Loch zeigte. „Kennen Sie den Offizier?" fragte ich. „Nein, Herr Major," — erwiderte er, „aber ich sah ihn kämpfen, wie ein Löwe — und fallen wie ein Lamm — da wollt' ich ihn doch wenigstens vor den Pferdehufen schützen und trug ihn an den Zaun — meiner lieben Mutter haben wir auch einst Rosen mit in die Erde gegeben! — schwang sich auf sein Pferd und stürmte wieder in den Kampf hinein."

„Lieber Graf, Sie sprachen auch von Komik auf dem Schlachtfelde?"

„Ja, Fürstin, — ich habe wirklich trotz der ernsten Situation nie etwas Komischeres gesehen, wie den von der Berliner Gardeartillerie aufgezogenen und mit ins Feld geführten riesigen Ziegenbock im wildesten Kugelregen an der Seite des Trompeters mit possirlichen Sätzen auf den Feind losstürmend! Die Oestreicher sollen auch wahrhaftig geglaubt haben, in jenem Ziegenbocke stecke Herr Satanas, mit dem der arme Bismarck einen kleinen Privatpact gegen die unüberwindliche eiserne Brigade gemacht habe!"

„Lieber Otto," sagt die Gräfin herzlich, „dies Gericht solltest Du lieber vorübergehen lassen, es thut Deinen kranken Magennerven augenblicklich nicht gut!"

„Meine Damen, ist Ihnen schon ein solches Prachtexemplar von gehorsamem Ehemanne vorgekommen?" — und Graf Bismarck schiebt die Schüssel zurück.

„Da sind Sie also, liebe Gräfin, außer dem Könige die einzige Glückliche, der unser eiserner Graf sich beugt!" sagt Fürst Putbus.

„O nein," lacht die Gräfin, „Otto beugt sich auch sonst noch jemandem — wenn's nicht gut anders geht!"

„Und wer ist dieser Mächtige?"

„Rathen Sie, — doch nein, Sie rathen es ja unmöglich — mein eiserner Mann gehorcht seinem — Koch!"

„Ja, was thut man nicht alles, um nur im eigenen Hause Ruhe und Frieden zu haben, nachdem man den Krieg draußen gründlich gekostet hat!" sagt der Graf mit tragischem Gesichte. „Also, wir hatten gestern in unserer Villa Putbus ziemlich spät und wirklich recht solide gefrühstückt — kalten Hammelbraten und Sauerkraut; — das Gericht hält bekanntlich eine Weile vor, und als unsere Dinerstunde da war, hatten wir alle keinen Appetit. Ueberdies wollte ich gern noch vor dem Mittagessen ein angefangenes Schriftstück beenden. Der Koch schickt hinein, es sei angerichtet. Ich schicke hinaus: „Eine halbe Stunde warten!" Nach dieser halben Stunde läßt der Koch wieder zum Essen mahnen — ich lasse hinaussagen: „Noch keinen Hunger — eine halbe Stunde warten!" Das ist dem Premier meiner Küche aber zu viel, er läßt seinem Collegen Premier brevi manu zurücksagen, er, der Premier Preußens, möge die Güte haben, jetzt mit oder ohne Hunger zu essen, er, der Premier der Küche, könne das Essen nicht länger genießbar erhalten — und der College gehorchte!"

„Excellenz, es ist aber auch ein eigen Ding," — sagt ein Offizier — „für die Schmackhaftigkeit eines Diners oder Soupers verantwortlich zu sein, wenn man sich in der Zeit des Servirens verrechnet. Nicht alle Leute verrechnen sich so angenehm, wie Excellenz, da der Krieg einige Monate früher zu Ende war, als nach Ihrer Berechnung — bekanntlich der einzige Rechenfehler, den Sie überhaupt gemacht haben. Ihr Koch erinnert mich lebhaft an den guten Lieutenant von Schwanefeld, den ich eines Abends auf einer Eisenbahnstation in Böhmen in tausend Aengsten seine Bratpfanne mit Setzeiern umkreisen sah. Er hatte auch wirklich einigen Grund, zu befürchten, sein kostbares Gericht werde verbrennen, ehe er es an den Mann bringen könne. Am Nachmittage war nämlich bei uns aus dem Hauptquartiere des Königs in Nikolsburg der Befehl eingelaufen, Abends um acht Uhr für den französischen Botschafter Benedetti und seine Attachés auf unserer Station ein gutes Souper bereit zu halten. Herr Benedetti war auf der Reise ins Hauptquartier, um auf Napoleons Veranlassung einen Waffenstillstand zu vermitteln. — Sogleich nach Ankunft der Souperdepesche wurde bei uns ein großer Kriegsrath zusammengetrommelt, um den französischen Feinschmeckern gegenüber unsere liebenswürdige Wirthsehre zu retten. In unseren Vorrathskammern war nur ein wenig Commisbrot und ein Tütchen mit stark verduftetem Thee vorhanden. Unsere beiden berühmtesten Großrequisiteuren, glückliche Besitzer der feinsten Spürnasen auf irgend etwas Eßbares, wurden also abgesandt, alles zu einem feinen Souper Nöthige aufzufinden und einzuholen. In der letzten Stunde kehrten sie zurück. Der eine wies triumphirend sieben Eier, der andere ein Stück Schinken von der Größe einer zarten Damenhand. Lieutenant von Schwanefeld, der bekannte Feldgastrosoph, machte sich mit Eifer, angebornem Genie und zwei als Küchenjungen fungirenden Herren Kameraden an das große Werk, das befohlene „feine" Souper herzurichten. Wenigstens der Schinken ließ an Feinheit nichts zu wünschen übrig, denn er wurde in kaum mögliche, feine Scheibchen geschnitten und auf ein mit Johannisbeerblättern garnirtes Brettchen erbärmlich in die Breite gezogen, damit er den Franzosen wenigstens recht in die Augen fallen sollte, da er nicht die Tugend besaß, gewichtig in den Magen fallen zu können. Freund Schwanefeld strahlte bald mit seinen Setzeiern in die Wette. Nur Herr Benedetti und seine Attachés wollten nicht heranstrahlen. Die Setzeier und der gute Schwanefeld liefen mit der Zeit ganz braun an, aus Angst um ihre sehr stark in Frage gestellte Reputation. Es wurde 9 Uhr — Lieutenant Schwanefeld und seine Setzeier waren in Verzweiflung. Natürlich nur in der löblichen Absicht, sich von der Genießbarkeit seines feinen Soupers zu überzeugen, stocherte der edle Koch mit seiner Gabel unaufhörlich in der Pfanne herum und kostete ein halb verbranntes Häppchen nach dem anderen. Es fanden sich auch noch einige Sachverständige ein, die kosten halfen und das feine Souper und die Kunst des Kameraden Schwanefeld nach Kräften zu würdigen wußten. Plötzlich war die Pfanne leer und wunderbarer Weise auch zugleich der feine Schinken alle geworden. Da — o furchtbarer Moment — braust der Zug mit dem französischen Botschafter heran. — Was nun? — satt gemacht mußten sie werden — darin war der schnell wieder zusammengetrommelte Küchenrath einig — und wunderbarer Weise auch in dem Wie. Wir hatten ja nicht die Qual der Wahl — und bald setzten wir unseren Gästen in den möglichsten und unmöglichsten Geschirren ganz — ganz dünnen Thee ohne Rum, Sahne oder Zucker vor, und wer Appetit und vorzügliche Zähne hatte, konnte auch ein Stückchen Commisbrot dazu essen. Es war ein Hauptspaß, mit anzusehen, wie hoch die feinen Franzmänner an dem Commisbrot herumkauten — aber der Hunger trieb's hinein!"

„Ihr Lieutenant Schwanefeld in seiner Sorge ums Anbrennen der Setzeier," sagt Graf Bismarck heiter und schüttet kleine Stückchen Eis in seinen Champagner, „erinnert mich lebhaft an eine gute, alte Person, die sich redlich um meine Knabenzeit verdient gemacht hat. Sie hieß Trine Neumann und stammte von meinem väterlichen Gute Schönhausen in der Altmark. Als mein Bruder und ich aufs Gymnasium kamen, wurde Trine Neumann uns als Haushof-, Küchen-, Keller- und Sittenmeisterin von Hause mitgegeben. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und that alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu Abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen! Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: „Bliewt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbacken!" und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon von weitem wie ein Rohrsperling schimpfen: „Dunnerwetter, Jungens, ut Juch wat in'n Leben nix Vernünftigs — dei Kauken sünd all wedder afbackt!" — Und dies Thema wurde in allen möglichen Variationen zu der Länge von Ciceros Philippika ausgesponnen, aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre „afbackten Kauken" uns Jungen schmeckten!"

„Und wo blieb Trine Neumann?"

„Als wir ihrer milden Zucht und ihren Eierkuchen entwuchsen, ging sie nach Schönhausen zurück — dort liegt sie nun schon längst unter dem grünen Rasen! Gute Trine Neumann, wie würdest Du Dich gefreuet haben, wenn Du noch erlebt hättest, daß aus Deinem tollen Otto mit der Zeit doch noch etwas leidlich „Vernünftig's" geworden ist!"

Glückliche Trine Neumann, denke ich, der Graf Bismarck noch nach 40 Jahren ein so herzliches Andenken bewahrt!

„Nach den Setzeiern Ihres Lieutenants von Schwanefeld zu schließen, haben die Herren im Felde sich wirklich bedenklich hohe Aufgaben in der edlen Kochkunst gestellt!" sagt die Gräfin Bismarck zu dem Officier, der vorhin die Geschichte von dem verfehlten Souper des Herrn Benedetti erzählte.

„Wenn Excellenz . . ."

„Bitte, nennen Sie mich nicht Excellenz, das ist ein Titel, den ich für mich durchaus nicht hübsch finde. Es gibt Leute, die mir, um ihre Sache recht gut zu machen, die Excellenz wohl zehn Mal in einem Athemzuge ins Gesicht werfen, und das hat mir die Excellenz

recht herzlich verleidet. Am liebsten höre ich mich Frau von Bismarck nennen, das erinnert mich so freundlich an eine stille, frohe Zeit, wo Otto und ich als bescheidene Landedelleute an der Elbe auf unserem alten Schönhausen Muße hatten, einander und unseren Dorfleuten zu leben, — jetzt gehört mein Mann der ganzen Welt an!"

„Liebes Kind, die Zeiten von Schönhausen kehren uns, so Gott will, noch einst wieder, wenn wir alt sind und die Welt uns nicht mehr gebrauchen kann!" und Graf Bismarck nickt seiner Frau mit einem herzlichen Lächeln zu.

„Wenn Du die Bedingung stellst, dann ist's mit Herrn und Frau von Bismarck auf Schönhausen für immer vorbei — Du wirst nie alt, so lange noch eine Faser an Dir lebt, und auch die wird die Welt noch gebrauchen! — — Doch Sie wollten von der Kochkunst im Felde erzählen!"

„Ich wollte nur bemerken, gnädige Gräfin, daß unser redliches, gastrosophisches Streben im allgemeinen weit höher ging, als Eier und Speck in die Pfanne zu schlagen. Es ist wirklich erstaunlich, welch ein enormes Kochgenie die Officiere zu Zeiten entwickelten und welche Ungeheuerlichkeiten von unmöglichen Beefsteaks, ragouts fins und halb oder ganz verbrannten Enten und Gänsen sie im Schweiße ihres Angesichts zu Stande brachten, als legten sie alle Abende Henriette Davidis oder den gastrosophischen Baron von Baerst andächtig unter ihre Kopfkissen — nein, unter ihre Tornister, denn Kopfkissen gab's hin und wieder nur mal für Sonntagskinder!"

„Auf Kopfkissen" fällt der Ministerpräsident ein — „hätte ich nun schon ganz gerne verzichtet, wenn's nur immer eine leidlich reine Streu gegeben hätte. Das Stroh war aber bei dem riesigen Häckselappetite unserer Pferde ein zu kostbarer und gesuchter Artikel, als daß er für unsere Bequemlichkeit verwendet werden konnte. Die verwetterten böhmischen Matratzen, in der Mitte hoch, an den Seiten abschüssig und oben und unten zu kurz, machen mir noch jetzt Kreuzschmerzen, so oft ich daran denke. Ein Mal habe ich sogar auf offenem Markte campirt. Ich komme nach der Schlacht von Königgrätz in finsterer Nacht mutterseelenallein in ein abscheuliches böhmisches Nest mit einem unaussprechlichen Namen. Den König hatte ich, auf ein hartes Sopha gebettet, verlassen. Alle Häuser sind dunkel und verschlossen. Ich klopfe an ein halbes Dutzend Thüren, zerklopfe ein Dutzend Fenster — keine Seele meldet sich. Da tappe ich durch einen Thorweg auf einen ungepflasterten Hof — plötzlich hört der Boden unter meinen Füßen auf, und ich ruhe ziemlich sanft auf einem Düngerhaufen. Mit der Weichheit meines Lagers hätte ich nun schon zufrieden sein können — aber an die Odeurs wollte sich meine Nase durchaus nicht so schnell gewöhnen. Ich rapple mich also wieder auf, komme auf die Straße und endlich auf den Marktplatz. Da steht so etwas von Säulenhalle — ob's ionische oder dorische oder böhmische Säulen waren, kann ich nicht verrathen, doch glaube ich das letztere. Ah! denke ich, Glückspilz, hier hast Du doch wenigstens ein Dach über dem Kopfe — und strecke mich auf die bloßen Steine nieder. Da fühle ich nur zu deutlich, daß hier den Tag über schleppfüßiges Hornvieh gestanden hat — aber ich rücke und rühre mich nicht, so sehr hatte ich die Lust zu einer neuen Odyssee verloren. Ich war todtmüde und schlief bald wie ein Murmelthier. Und doch war dies noch nicht das schlechteste Nachtlager, das ich in Böhmen fand, — mit Grausen und Hüftweh denke ich an eine Nacht in einer Kinderbettstelle zurück!"

„Kinderbettstelle? — Preußens Ministerpräsident in einer Kinderbettstelle — — wie stellten Sie das an, lieber Graf?"

„O, das war leider sehr einfach, meine Gnädige — ich klappte mich zusammen wie ein Taschenmesser!"

Solche Plaudereien, meistens an kleine Abenteuer und Anecdoten des jüngst beendeten Krieges anknüpfend, da fast sämmtliche Herren der Gesellschaft als Johanniterritter oder Officiere die Schlachtfelder gesehen hatten, flatterten heiter um die reiche Tafel.

Beim Dessert erschienen die Töchterchen des Hauses. Diese englische Sitte ist neben der englischen Umgangssprache in den Häusern der preußischen Aristokratie heimisch geworden, seit Prinzeß Royal Victoria von England Preußens Kronprinzessin ist.

Kaffee, Liqueur und Cigarren werden im Salon gereicht.

„Den Werth einer guten Cigarre lernt man wirklich erst schätzen, wenn sie die letzte ihres Stammes und wenig Aussicht auf Ersatz ist," — sagt Graf Bismarck und gibt sich mit Behagen dem Genuß seiner vorzüglichen Havanna hin. — „Bei Königgrätz hatte ich nur noch eine einzige Cigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht, wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich augenblicklich selber noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich schon wieder verrechnet — mit dem einen Rechenfehler ist es also doch ein mißlich Ding!"

„Und wer machte Ihnen einen Strich durch die Rechnung?"

„Ein armer Dragoner. Hilflos lag er da, beide Arme waren ihm zerschmettert, und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach — ich fand nur Geld — und das nutzte ihm nichts ... doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Cigarre! Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne ... das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätten Sie sehen sollen ... so köstlich hat mir noch keine Cigarre geschmeckt, als diese, die ich — nicht rauchte!"

Der Graf ist an das Fenster getreten und schaut in den mondhellen Abend hinaus — „Ah! dort liegt Mönchgut ja so klar vor uns, wie am hellen Tage! Diese vom Meer fast bis auf die Gräten zerfetzte Halbinsel ist doch ein wunderlich Stücklein Erde. Ich kann lebhaft nachfühlen, daß die lieben närrischen Mönchguter in ihrer schlichten Ursprünglichkeit und Abgeschlossenheit von aller Welt die glücklichsten Geschöpfe sind. Das, was wir Kinder der Welt Glück nennen, kennen sie kaum dem Namen nach — sie entbehren es also auch nicht. Ein Boot — eine Hütte — Weib und Kind .... und sie haben alles! Wenn der Neid nicht ein gar zu garstig Ding wäre, ich könnte diese Naturkinder um ihr Leben ohne Sturm und Kampf, ohne Ehrgeiz und ohne schlaflose Nächte beneiden .... Ich habe da von ureignen, patriarchalischen Sitten auf Mönchgut gehört — was hat das mit der „blauen Schürze" für eine Bewandniß?"

„Diese originelle Volkssitte ist nun auch fast verschollen," entgegnete ich, „sie, wie alles echt Volksthümliche, verkriecht sich vor dem Lächeln der spottsüchtigen Welt immer tiefer, bis man sie zuletzt gar nicht mehr wieder finden kann. Ich wanderte noch in diesen Tagen durch Mönchgut und fragte auch nach der blauen Schürze. Die Leute sahen mich groß an und dachten, ich wollte sie zum Besten haben. Endlich traf ich eine uralte Frau — die hatte einst selber ihre blaue Schürze vor die Hausthür gehängt. Sie erzählte mir auch davon. Die Mönchguter heirathen nur untereinander; man findet darum einzelne Namen auf der ganzen Halbinsel immer wiederkehrend. Wenn nun ein Mönchguter Mädchen der alten Zeit ein kleines Heirathsgut hatte, eine Hütte oder auch nur ein Heringsboot, so war sie dadurch berechtigt, sich selber einen Mann zu wählen. Wollte sie die „Frijagd" — ihre Jagd auf einen Freier beginnen, so hängte sie ihre blaue Schürze vor die Hausthür und stellte sich selber hinter die Thür. Die heirathslustigen Burschen gingen dann in ihrem besten Putze im langen Zuge — einer nach dem andern — an der blauen Schürze vorüber ... bis der Rechte kam, — da lief die Freijägerin geschwind hinaus, schlang ihre Arme um seinen Hals — und nach drei Wochen war Hochzeit!"

„Das ist wenigstens ein eben so einfacher, als ehrlicher Proceß, um das Mädchen glücklich an den Mann zu bringen!"

„Und doch nicht immer glücklich, Excellenz, — da habe ich von meinen Streifereien durch Mönchgut kürzlich ein kleines plattdeutsches Gedicht „Dei Frijagd" heimgebracht, das ...."

„Plattdeutsch? — o das liebe ich sehr. Das ist noch ein Nachklang aus meiner Jugend, in der ich häufig auf dem väterlichen Gute Kniephof bei Naugard in Pommern zum Besuche war. Auch meine Frau cultivirt das Plattdeutsche mit Vorliebe und liest es prächtig vor. So verdanken wir Reuters naturwüchsigen plattdeutschen Geschichten auch hier auf Rügen, da ich mich häufig schonen muß, manche frohe Stunde. Augenblicklich lesen wir „Ut mine Stromtid" mit vielem Vergnügen. Und nun Ihre Frijagd!"

„Hier ist sie:

Min blage Schört hängt vör dei Dör,
Dat hätt min Mutte dahn,
Mi is dat Haet so weich un schwer,
Un möt geputzt hier stahn.

Ick schul woll dörch dei Dörenritz,
Min Mutte steiht bi mi,
Vehl Burschen in ehrn Sündagsstitz
Gahn an dei Schört vörbi.

Arm Niklas deiht so trurig gahn —
O, dörft ick rut in Hast,
Dei Arm' öm minen Leiwsten schlahn —
Min Mutte hölt mi fast!

Dei rieke Michel stelzt heran —
Min Mutte stött mi rut —
Dat Hart so weih — in'n Oog dei Thran
— Un ick bün Michels Brut!"

„Die uralte Geschichte, die immer neu bleibt, also auch schon auf dieser von der Cultur so wenig beleckten Erdscholle — o weh! tout comme chez nous! Sie sprechen das Plattdeutsche aber sehr geläufig!"

„Es ist meine Muttersprache, Excellenz. Französisch und Englisch kann man wie ein Franzose und Engländer sprechen lernen — aber das Plattdeutsche muß man schon beim ersten Lallen üben!"

„Mir sind stets Vergleichungen des Plattdeutschen mit dem Hochdeutschen interessant gewesen," bemerkte der Graf, „und gern forsche ich den Wandlungen nach, die das Hochdeutsche zu bestehen hatte, ehe es sich aus dem Altdeutsch-Platten zu seiner jetzigen Form entfalten konnte. Originell ist, mit welcher ängstlichen Gewissenhaftigkeit das Hochdeutsche die Vocale des Plattde geradezu umkehrt: z. B. Brut in Braut — und dann wieder im Gegensatze dazu: Bauk in Buch!"

Also auch für Sprachforschungen findet der Ministerpräsident Zeit — und wie kauft er diese Zeit aus?

— — — — — — — — — — — —

Das Diner ist vorüber — Mitternacht nahe. Putbus schläft. Nur ein Licht schimmert noch durch die herbstlichen Bäume des Parkes. Es führt uns zu dem freundlichen Gartenhause am fürstlichen Küchengarten.

Graf Bismarck ist noch auf — aber es ist nicht mehr derselbe heitere Plauderer Bismarck — der liebenswürdige, witzige Gesellschafter, wie wir ihn noch kurz vorher bei dem Diner gesehen haben — — bei diesem Lichte wacht in stiller Nachtstunde der Ministerpräsident Bismarck.

Er, der nach Rügen gekommen ist, auszuruhen von der Arbeit, sitzt an einem mit Papieren bedeckten Tische in straffer Haltung — die rechte Hand ist geschlossen — das fast finstere Gesicht, die gedankenschwangere Stirn sind in Falten gezogen — der eiserne Graf arbeitet!

Er denkt nach — tief — ernst — erschöpfend . . . dann dictirt er eine Depesche.

Aber wo ist der Cabinetssecretär, die Depesche niederzuschreiben?

Der Ministerpräsident hat keinen Secretär, keinen Rath seines Ministeriums mit nach Rügen genommen. . . aber an einem Seitentische mit einer Lampe sitzt eine Frau — schmucklos — bescheiden — Ruhe auf der Stirn und Klarheit im Auge . . . mit festen, schnellen Zügen schreibt sie nieder, was der Minister dictirt.

Wir kennen diese Frau, wir lernten sie schon hochachten . . jetzt bewundern wir sie.

Die Gräfin Bismarck ist dem Grafen nicht nur die liebevolle Gattin, die tüchtige Hausfrau, die sorgsame Pflegerin in seinen körperlichen Leiden, die zärtliche Mutter seiner Kinder — sie ist dem eisernen Grafen auch die treue, unermüdliche Gehilfin in seiner Arbeit.

Stunde auf Stunde der stillen Nacht rollt dahin — Depesche auf Depesche häuft sich vor der Gräfin auf . . . Preußen schläft . . . es mag immerhin schlafen: der eiserne Graf wacht... wie eine Verkörperung der Devise seines fünfhundertjährigen Wappens sitzt er da: „Das Wegkraut Ihr mir sollt lassen stahn!"

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän Werner.

X. Der fliegende Holländer.

„Wie sind Sie eigentlich so früh zu Ihrem weißen Haar gekommen?" fragte ich meinen alten Freund, Capitän Stamann, der das Seeleben quittirt und sich als mein Nachbar ein hübsches Häuschen gebaut hatte, „ich kenne Sie nun schon seit zwanzig Jahren so; Sie sind wenig über die fünfzig, so früh erscheint weißes Haar doch sehr selten."

„Da haben Sie Recht," erwiderte mein Freund, dessen Züge auf einmal sehr ernst wurden; „ich bekam es auch in einer Nacht. Gott bewahre Sie vor einer ähnlichen," setzte er hinzu, und es war, als ob ein innerer Frost ihn schüttelte, „den weißen Kopf danke ich dem fliegenden Holländer."

Capitän Stamann war ein tüchtiger Seemann von practischem Verstande und einem gesunden Urtheile, mit dem ich allabendlich gern ein Stündchen verplauderte und der ganz vortrefflich zu erzählen verstand. Dabei war er jedoch etwas abergläubisch, wie fast alle Seeleute aus der alten Schule und nahm es sehr übel, wenn man in diesem Capitel ein Zweifler war. Ich hütete mich deshalb wohl, eine ungläubige Miene zu machen, und bat ihn dringend, mir die Sache zu erzählen.

„Es war im Jahre 1820", begann er, „als ich mich an Bord eines schönen Ostindienfahrers in Vlissingen einschiffte. Ich war damals ein junger, fixer Kerl, der sein Fach verstand, und da es mich drängte, etwas mehr von der Welt zu sehen, als meine bisherigen Fahrten in der Ostsee mir boten, hatte ich mich nach Holland begeben, wo ich auch bald diese Stelle fand.

„Es war ein schönes Fahrzeug, eben vom Stapel gelaufen und gehörte dem Capitän. Letzterem sah man auf den ersten Blick den tüchtigen Seemann an; gegen die Mannschaft war er gut, verstand aber auch, sie in Ordnung zu halten; dabei gab es vortreffliches Essen und hohe Gage — was konnte mir also weiter fehlen?

„Nur die Mannschaft selbst wollte mir nicht recht gefallen. Es war wildes, zusammengelaufenes Volk aus aller Herren Länder, das sich aus Gott und der Welt nichts machte und den ganzen Tag lästerte und fluchte. Anfänglich kehrte ich mich nicht daran und dachte: „mit den Wölfen muß man heulen;" ich wunderte mich jedoch, daß auf einem so schönen Schiffe sich kein ordentlicher Matrose verheuert hatte.

„Hätte ich freilich den Grund gewußt, so würde ich keinen Fuß auf das Fahrzeug gesetzt haben, aber als ich die näheren Umstände erfuhr, war es zu spät, ich konnte nicht mehr fort und mußte die Reise mitmachen.

„Der Capitän war nämlich bei allen seinen guten Eigenschaften ein sogenannter Freigeist, sprach verächtlich von dem seemännischen „Aberglauben" lachte über die Furcht vor dem Freitagsegeln, nannte den Klabautermann und den Kraken Ammenmährchen und den fliegenden Holländer unsinniges Geschwätz. Ja, denken Sie nur, um, wie er sagte, dem Aberglauben so recht auf den Kopf zu treten, hatte er sein Schiff nicht nur „Freitag" getauft, sondern auch an einem Freitage den Kiel strecken und wieder an einem Freitage es vom Stapel laufen lassen.

„Das Allerschlimmste kam aber noch. Wir segelten Mittwoch in der Osterwoche aus Vlissingen. Das Schiff war seeklar, der Wind gut, aber wir gingen nicht etwa in See — nein, der Capitän legte sich ruhig auf der Schelde vor Anker und wartete bis Charfreitag Morgen, dann erst lief er in die Nordsee aus.

„Ja, er rühmte sich auch noch damit und sagte, er wolle es dem fliegenden Holländer nachmachen, hoffe aber weiter als bis zum Cap der guten Hoffnung zu kommen.

„Ich stand grade am Steuerruder, als er dies den Steuerleuten auf dem Hinterdeck erzählte, und sie lachten darüber, mir aber lief es eiskalt über den Rücken. Von dem Augenblicke an wußte ich, daß ich mich auf einem Unglücksschiffe befand und konnte keine Stunde mehr froh werden. Von meinen gottlosen Kameraden zog ich mich ganz zurück, und meine einzige Freude war, den zehnjährigen Sohn des Capitäns in seemännischen Fertigkeiten zu unterrichten. Der hübsche,

muntere Knabe schloß sich eng an mich an, und da auch sein Vater mich wohl leiden mochte, war ich in meinen Freistunden fast immer um ihn. Ein großer Neufundländer Hund war der dritte in unserm Bunde. Er war mit dem Knaben aufgewachsen, sein treuer Spielkamerad und wich fast nie von seiner Seite.

„Anfangs hatten wir eine so gute Reise, wie ich sie nie wieder erlebt habe, stets das prachtvollste Wetter und günstigen Wind. Wir brauchten nie die Bramsegel zu bergen, geschweige denn ein Reff einzustecken. Nach sechs Wochen hatten wir bereits die Höhe des Caps erreicht, und fast schien es, als ob der Capitän Recht haben sollte.

„Eines Mittags jedoch, es war grade wieder Freitag, änderte sich plötzlich das Wetter. Der klare Himmel bezog sich mit einem gleichmäßigen Grau, durch welches die Sonnenscheibe bleich und strahlenlos blickte, und in Südwest kam eine drohende dunkle Bank mit messerscharfen Rändern langsam am Horizonte auf, von der sich einzelne schwarze Flocken ablösten und mit Blitzesschnelle über die graue Wolkendecke jagten.

„Die See wurde unruhig und brach hohl und dumpf rauschend zusammen; die Captauben flatterten ängstlich und in dichten Scharen über unseren Köpfen, und die Sturmvögel kreischten, daß es durch Mark und Bein ging.

„Jeder von uns sah, daß schlecht Wetter im Anzuge war, und der Capitän ließ auch, obwohl es noch gar nicht schwer wehte, alle Leinwand bis auf die Sturmsegel fortnehmen.

„Nun war ja ein Sturm nichts so Besonderes; unsereiner macht hunderte durch, ohne sich viel darum zu kümmern, und namentlich wir, mit einem neuen, festen Schiff unter den Füßen und freiem Wasser unter Lee, brauchten uns nicht daran zu kehren — aber an jenem Tage war es so anders, und jeder fühlte, daß etwas Schlimmes in der Luft lag. Die Bank zog sehr langsam herauf, aber während sie wie eine starre Mauer dazustehen schien, zuckte und bebte es in ihren weißgrauen Rändern, und ein Schein, wie schwaches Wetterleuchten, flammte hinter ihnen auf. Dabei hörten wir plötzlich ein seltsames Geräusch. Es war nicht das Rauschen der See und auch nicht der Wind im Takelwerk, nein, hoch oben in den Lüften tobte es so unheimlich, anfänglich in weiter Ferne, wie grollender Donner, und dann näher und näher, wie das Getöse einer Schlacht. O wie schaurig das war! Niemand von uns hatte je etwas Aehnliches erlebt. Und nun kam die Nacht dazu, so dunkel und so schwarz. Die See brach brüllend zusammen, und ihre Kämme schäumten in grünlichem Lichte. Allmählich wuchs auch der Wind, und das Schiff ächzte und stöhnte unter seinem Drucke, als ob es Leben hätte.

„Ich hatte Freiwache, aber an Schlaf war nicht zu denken. Es trieb mich mit Gewalt nach oben und dort fand ich auch schon die ganze Mannschaft. Aber heute hörte man kein Lästern und Fluchen. Schweigend hielten sie sich an der Verschanzung fest und blickten in die Nacht hinaus. Eine innere Angst sprach aus ihren Gesichtern, und sie waren todtenbleich. Ich glaube, es packte sie plötzlich, daß es wieder Freitag war, und das Tosen in der Luft rüttelte an ihren ungläubigen Herzen.

„Mir selbst lag es schwer auf der Seele wie die Ahnung eines entsetzlichen Unglücks. Der Capitän war einen Augenblick in die Cajüte gegangen, um nach der Karte zu sehen; ich folgte ihm, denn mich ergriff auf einmal eine schreckliche Angst wegen des Knaben, den ich nicht auf dem Deck sah. Doch dieser lag schlummernd auf seinem Bette, treu bewacht von dem Hunde, der aufmerksam die klugen Augen auf ihn gerichtet hielt. Die friedlichen Athemzüge des Kindes beschwichtigten meine Angst, schon wollte ich die Kammer wieder verlassen — da ertönte an Deck plötzlich ein gellender Schrei. Der Capitän stürzte an mir vorbei nach oben; der Knabe erwachte und verlangte nach seinem Vater. Ich brachte ihn hinauf, aber mein Blut erstarrte in den Adern, als ich das Deck betrat. Es war nicht mehr Nacht, sondern heller Tag. Der gelbe Schein über den Rändern der Bank flammte wie eine Feuersbrunst und erleuchtete Schiff und See. Das Getöse in den Lüften war furchtbar, als ob hundert Gewitter ihre Donner entlüden, und aus der schwarzen Bank zuckten und sprühten dunkelrothe Blitze. Dabei heulte der Sturm im Takelwerk und die See zischte brausend auf.

„Doch das war es nicht, was jenen gellenden Angstschrei der Mannschaft erpreßte und uns alle in jähem Schrecken gebannt hielt — nein, dort, dort in der Bank war es, das bleiche [illegible] das Blut aus den Herzen trieb. Dort kam es her über das Wasser, wie von Dämonen getrieben; in geisterhaftem Lichte glühten Segel und Rumpf, auf den Spitzen der Masten und Raaen hüpften die bläulichen Flammen der Elmsfeuer — nein, das war kein Schiff, das war der fliegende Holländer, der auf uns zustürmte, um Rache zu nehmen für das Segeln am Charfreitag, für das Fluchen und Lästern der gottlosen Mannschaft, für den Unglauben und Spott des Capitäns.

„Immer näher kam das Geisterschiff, immer höher und riesiger wuchsen seine Formen. Wie auch der Sturm brüllte und die See sich thürmte, sie vermochten ihm nichts anzuhaben; mit vollen Segeln zog es daher, ohne daß die Masten brachen, sein dunkler Rumpf glitt über die schäumenden Wogen, ohne daß es schwankte. Jetzt flog es an uns vorüber, ganz nahe — wir sahen alles genau. Das Deck war leer, kein Mensch auf ihm, aber oben auf dem Halbdeck, da stand eine Gestalt. Deutlich konnten wir die Züge unterscheiden, das Haar flatterte im Sturme, und drohend war der Arm gegen uns erhoben. Das war er, der fliegende Holländer, der alte van Straten, der am Charfreit[illegible]egelt war, der geschworen, das Cap zu umsegeln, sollten auch Himmel und Hölle gegen ihn sein, und der dafür in Ewigkeit kreuzen muß. Wehe dem Schiffe, dem er erscheint, es ist unrettbar dem Untergange geweiht! Ich konnte den furchtbaren Anblick nicht länger ertragen; ich fiel auf die Knie und betete. Ich wußte, daß wir verloren waren; ich betete auch nicht für mich, aber für den unschuldigen Knaben — da ertönte plötzlich ein Krachen, als ob der Erdball sich spaltete, Millionen Blitze flammten am Himmel auf — dann war es auf einmal Nacht. Das Geisterschiff war verschwunden, das Getöse in der Luft hatte aufgehört, der Sturm schwieg, und es herrschte einen Augenblick Todtenstille, aber jetzt brannten die Elmsfeuer auf unseren Raaen und Masten — das waren die Todtenfackeln. Und wie sie so schaurig tanzten und flackerten, da schlug der Donner einer brechenden Sturzsee an unser Ohr — das war das Grabgeläute! Langsam wälzte sie sich heran; ihr schäumender Kamm glühte wie ein Feuermeer — jetzt hatte er das Schiff erreicht, brüllend rollte er darüber hin und begrub es unter seinem kochenden Gischt.

„[illegible]s ich wieder zur Besinnung kam," fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, während der er sich die Schweißtropfen von der Stirn wischte, „glaubte ich einen schweren Traum geträumt zu haben. Es war lichter Tag, die Sonne schien hell und klar vom Himmel herab, und das Schiff wiegte sich leise auf den Wogen.

„Als ich jedoch den ersten Blick um mich warf, da wußte ich auch daß alles, alles furchtbare Wahrheit gewesen war. Ich befand mich noch auf dem „Freitag", aber wie sah er aus? Die Masten waren gebrochen, Boote und Verschanzung fortgeschlagen, das schöne Schiff ein totales Wrack. Mich hatte die Sturzsee durch die Thür des Halbdecks geschleudert, dadurch war ich gerettet. Ich hatte sechs bis acht Stunden ohne Besinnung gelegen, war jedoch sonst ohne ernstlichen Schaden davongekommen.

„Von der übrigen Besatzung war niemand da, die See hatte alle mitgenommen in ihre dunkle Tiefe. Ich war allein übrig geblieben, allein gerettet, aber freilich nur, um eines langsameren und qualvolleren Todes zu sterben. Das Schiff befand sich in sinkendem Zustande, im Raum hörte ich bereits das eindringende Wasser hin und herrauschen; nur noch wenige Stunden konnte es sich flott halten, dann wurde auch ich mit ihm im Meere begraben.

„Verzweiflung ergriff meine Seele; ich hatte keine Kraft mehr, zu beten, wie in voriger Nacht; schon wollte ich durch einen Sprung über Bord meinen Leiden ein Ende machen, da fühlte ich mich plötzlich von hinten berührt. Erschreckt sah ich mich um, — es war der Hund, der seine klugen Augen bittend auf mich gerichtet hielt. Eine freudige Ahnung durchzog mein Herz, und die Verzweiflung verschwand. Ein leises Wimmern an der andern Seite des Hal[illegible] ließ sich hören. Der Hund lief schleunigst dorthin, und a[illegible] nacheilte, fand ich meine Ahnung bestätigt. Dort la[illegible] Wilhelm, der Sohn des Capitäns, mit blutendem Ha[illegible] aus seiner Betäubung erwacht. Wie er dorthin g[illegible] er nicht; als er zu sich kam, saß sein treuer Hund leckte zärtlich sein Gesicht. Wahrscheinlich war diese[illegible]

gewesen, doch das Wie blieb ihm ein Räthsel. Als die Sturzsee heranrollte, hielt er seinen Vater umklammert, dann waren ihm die Sinne geschwunden.

„Mir gab jedoch diese wunderbare Rettung mein volles Gottvertrauen wieder. Als ich den Knaben verbunden auf sein Bett gelegt hatte und das Deck betrat, da überraschte es mich nicht, als ich ein Schiff mit vollen Segeln auf uns zukommen sah. Ich wußte, daß mein Gebet in der Nacht erhört, und daß uns Hilfe nahe war. Ein Boot holte uns ab, ein heimkehrender Ostindienfahrer nahm uns auf das menschenfreundlichste auf.

„Als wir an Bord des fremden Schiffes waren und noch einen Blick nach dem „Freitag“ warfen, da öffnete sich die Tiefe unter ihm, und die Fluten schlugen über den Stumpfen der gebrochenen Masten zusammen. Der fliegende Holländer hatte sein Opfer erhalten.

„Mir aber,“ schloß der alte Seemann seine Erzählung, „war in jener furchtbaren Nacht mein braunes Haar weiß gebleicht.“

„Und der kleine Wilhelm?“

„Ich brachte ihn nach Holland zu seinen Verwandten. Als ich Capitän wurde, da habe ich ihn zu einem tüchtigen Seemann herangebildet. Jetzt führt er sein eigenes Schiff, das er zum Andenken an seinen treuen Hund Pluto getauft hat. Er fährt sehr glücklich und hat wohl schon zwanzig Mal ohne Unfall das Cap passirt. Aber er ist auch kein Freigeist, wie sein unglücklicher Vater, und segelt nie an einem Freitage.“



Der fliegende Holländer.

Originalzeichnung nach dem Oelgemälde von M. Posch in Düsseldorf

Aus dem steierischen Wildschützenleben.

In einem jener langgestreckten Thäler, welche sich südöstlich von ...ee zwischen Enns und Muhr in die niedrigere Tauernkette hin... ...war Johann Wildengruber als der gefährlichste aller Wild... ...it. Man hieß ihn allgemein nur den Schützenhans. ...ursche von ungefähr vierundzwanzig Jahren, dessen ...mlich ansehnlichen Hof besaß. Zuerst hatte er dem ...verk aus bloßer Lust sich hingegeben; als er aber, ...r abgestellt, aus Heimweh nach dem liebgewordenen Herumschlendern auf den Bergen, desertirte und in Folge dessen von allen Seiten in seinen Schlupfwinkeln verfolgt wurde, gestaltete sich für ihn der Aufenthalt in den hohen Einöden zur Nothwendigkeit, weil ihn überall der Kerker erwartete und ihm, wenn er diesen nicht wollte, nichts anderes übrig blieb, als seinen Unterhalt mit der Büchse zu suchen. Freilich ging es ihm dabei herzlich schlecht; bei Nacht mußte er meist im Freien unter einem überhängenden Stein oder unter den Legföhren schlafen, und für das Wildpret gab man ihm

nur wenige Kreuzer, weil jeder wußte, daß er es unter allen Bedingungen zu verkaufen gezwungen war. Es war nichts Seltenes, daß er einen Rehbock oder eine Gais um drei Groschen Schein *) dahingab. Sein Jagdrevier waren die aneinandergrenzenden Besitzungen eines Hüttenwerkbesitzers und eines Fürsten, dessen Namen als einer der glänzendsten des österreichischen Adels erachtet wird. Der Wildstand beider wurde durch die Ausflüge des Schützenhans arg mitgenommen. Die fürstlichen Jäger, wie der Hüttenwerkbesitzer, gaben sich alle erdenkliche Mühe, den Hans zu erwischen, aber seine Schlauheit machte ihre Versuche zu Schanden, bis ein Zufall ihnen die Mittel an die Hand zu geben schien, nach welchen sie vergeblich so lange getrachtet hatten.

Der fürstliche Förster brachte eines Tages in Erfahrung, daß auf dem Gute des Hüttenwerkbesitzers ein neuer Knecht aufgenommen worden sei, von welchem er bestimmt wußte, daß derselbe bei nicht wenigen Jagdausflügen des Schützenhans dessen Spießgeselle gewesen war. Diesen Menschen, einen starken Burschen von ungefähr dreißig Jahren, kannte man in der Gegend unter dem Namen „der Büchler Sepp". Der Förster zweifelte nicht, daß dem Sepp die Verstecke und Schlupfwinkel seines früheren Genossen wohl bekannt seien. Wenn er ihn auch im Verdacht hatte, daß der jetzige Dienstknecht ein nicht minder verschmitzter Wilddieb sein werde, als der frühere Streuner — denn solche Leute suchen die Dienste bei Jagdbesitzern meist nur auf, um ihre Handtirung sicherer betreiben zu können — so däuchte es ihm doch äußerst wahrscheinlich, daß der Sepp der Verlockung einer ansehnlichen Geldbelohnung nicht widerstehen und den Jägern seinen Kameraden verrathen würde. Er theilte diese seine Absicht dem nunmehrigen Dienstherrn des Sepp, dem Hüttenwerkbesitzer, mit, welcher die Hoffnung auf den wahrscheinlichen Erfolg für gerechtfertigt hielt. Sepp wurde herbeigerufen. Man hielt ihm das Register seiner in Gemeinschaft mit dem Schützenhans vollbrachten Sünden vor, verhieß ihm Vergessen und Verzeihen und versprach ihm schließlich eine Belohnung von sechs und dreißig Gulden Silber, wenn er den Hans zur Stelle schaffe.

Sepp besann sich eine Weile.

„Todtschieß'n darf'st ihn auch, wenn D' willst," setzte der Förster ergänzend hinzu.

— „Den bring i no heut oder g'wiß morgen," sagte er endlich.

Die Sache war demnach beschlossen, und nun ging es an die Ausführung. Um drei Uhr Nachmittags wurde der Judas gedungen, um vier Uhr hatte er sich schon auf den Weg gemacht. Er nahm kein Gewehr mit, weil er unbewaffnet dem etwaigen Argwohn des Wildschützen zu entgehen gedachte. Unter einer Wand angekommen, von welcher aus man in einen „Graben" sehen kann, dessen Boden von ungeheuren Blöcken und Legföhrengebüschen bedeckt ist, legte er sich auf den Boden und jauchzte in einer Weise, welche sie verabredeter Maßen sonst gewohnt waren, wenn sie einander etwas zu sagen hatten. Er lauschte mit angehaltenem Athem, bis der letzte Widerhall verrennen war, und dann noch lange fort, aber er vernahm kein Gegenjauchzen, keine Antwort. Er wiederholte sein Jauchzen wohl ein Dutzend Mal, doch es blieb still dort unten — der Schützenhans war auf einem Streifzuge abwesend, oder es hatte ihn Mißtrauen beschlichen, und er wagte sich nicht aus seinem Verstecke hervor.

Allmählich wurde es dunkel und Sepp seiner vergeblichen Versuche überdrüssig. Er mußte an eine Unterkunft für die Nacht denken und wählte dazu die Seethaler-Hütte, wo Lois,**) seine Braut, [illegible]rin war. Dort schlief er auf dem Heu, bis der erste goldgraue Schimmer über den Jochhöhen dem heraufsteigenden Tag zuvorkam. Dann stieg er die Leiter herab, verließ die Hütte und ging nach dem Graben, um unverdrossen dieselben Lockungen wieder zu versuchen, die ihm gestern mißglückt waren. Sie blieben diesmal nicht vergeblich. Kaum war sein Jodler verklungen, als er in der Ferne das Gegenjauchzen derselben Weise vernahm, und bald unterschied sein scharfes Auge einen Kopf, der hinter einem Blocke hervorschaute. Es war der Schützenhans, der vorsichtig auslugte, ob es wirklich sein Freund Sepp sei, der ihn herbeirief.

Dieser stieg ihm nun seinerseits entgegen und winkte ihm, seine Annäherung zu beschleunigen. Aber der Wildschütze kam nur langsam und mit gespanntem Hahn heran, denn er empfand ein ziemliches

*) Zwei Silbergroschen.
**) Aloisia.

Mißtrauen gegen den abtrünnig gewordenen Genossen. Erst als er die Gewißheit besaß, daß dieser keine Waffe bei sich trug, kam er nahe heran und ließ sich mit dem Freunde in ein Gespräch ein.

Sepp war wohl stärker als der Wildschützenhans, aber das Bewußtsein der niederträchtigen Handlung, welche er an ihm zu verüben im Begriffe stand, lähmte einen guten Theil seiner Kraft. Er wollte, aber er wagte es nicht — zehnmal war er daran, ihn beim Hals zu fassen und den Gewürgten zu knebeln, aber jedesmal scheute er davor zurück. Er sprach mit dem Wildschützen und sagte ihm, es habe ihm keine Ruhe mehr gelassen, bis er seinen alten Hans wieder einmal sehen konnte — dabei sann er aber nach, wie er den scheuen Wilddieb in die Nähe von Menschen bringen möchte, welche mit helfen wollten, ihn zu bändigen und zu fesseln.

Da fiel es ihm bei, daß heute ein Tag war, an dem viele Menschen nach der Seethaler Alpe kommen würden, um den Rindern Salz zu bringen. Er lockte also den Hans dahin, indem er ihn bat, ihn zu seiner Braut zu begleiten. Nach einigem Zögern willigte dieser ein.

Doch das Schicksal machte es dem Sepp nicht so leicht, seinen Freund zu überlisten, als er wohl denken mochte. In der Alpe angekommen, fanden sie niemanden, nicht einmal die Sennerin, zu Hause. Sepp versuchte es nun, den Freund hinzuhalten, bis diejenigen kämen, auf welche er zählte. In seiner Spannung und Verlegenheit wußte er gar nicht, wie er das anpacken sollte. In der Hütte hing eine schöne silberne Uhr mit Kette, welche Sepp der Almerin für den Sommer geliehen hatte. Diese nahm er herab, zeigte sie dem Wildschützen und prahlte damit. Dann schenkte er ihm einige Gläser Branntwein, „Rosoglio", ein und schickte sich am Ende gar an, ihm „Alpenfänerling" *) zu kochen, weil er wußte, daß er stark Hunger litt. Nachdem sich der Wildschütze daran hinlänglich gesättigt hatte, fing er an, zum Aufbruch zu drängen, denn es kam ihm ein wenig unheimlich vor. Es mußten bald Halter (Senner) kommen, und vor d[illegible] wollte und konnte er sich nicht sehen lassen. Da blieb dem Sepp nichts übrig, als den Freund bei seiner schwächsten Seite anzufassen. Dieser besaß einen Stutzen, welcher sich nicht weniger durch die zierliche Arbeit, als sein sicheres Treffen auszeichnete.

„Geh, probiren wir Deinen Stutzen ein wenig!" sagte Sepp. Hans konnte dieser Lockung nicht widerstehen. Sie rissen einige Blätter der fetten rübenähnlichen Pflanze ab, welche in allen Mistjauchen vor den Alpenhütten wuchert und von den Sennern „Tretplotschen" genannt wird. Sie hefteten solche Blätter an die Pfosten der Hütte und „beschossen" — wie man dort von zwecklosem Schießen sagt. Bei dieser Gelegenheit bekam Sepp den Stutzen mehrmals in die Hände und konnte sich, wenn er den Muth hatte, seines Freundes bemächtigen. Aber eben dieser fehlte ihm.

Nach einiger Zeit wurde Hans des Schießens überdrüssig und machte sich daran, von dem Gefährten Abschied zu nehmen. Dieser stand auf Kohlen, die Leute, auf welche er wartete, kamen immer noch nicht, den Wildschützen aber gehen zu lassen und unverrichteter Sache heimzukehren, davor schämte er sich. Voll Ungewißheit und Bangen begann er verwirrtes Zeug in den Tag hineinzuschwätzen. Aber Hans ließ sich nicht mehr aufhalten, er wollte nach seinem Versteck zurückkehren. Dem anderen blieb nichts übrig, als ihn zu begleiten und unterwegs auszusinnen, durch welche Mittel er ihn in die Nähe von anderen Leuten locken und mit deren Hilfe überwältigen könne. So gingen sie schweigend neben einander her.

Es war Sonntag. An diesem Tage pflegte der Hüttenwerksbesitzer, Sepps Herr, auf einem benachbarten Bergrücken mit seinen Leuten zu jagen. Auch Sepp betheiligte sich mit dem übrigen Gesinde fast regelmäßig bei diesen Jagden und hatte sogar in der Ebener Hütte, einer dort befindlichen Alm, sein eigenes Gewehr hängen, eine Reliquie aus den Tagen seines Wildschützenlebens. Es kam öfter vor, daß der Herr mit den Knechten, wenn sie da jagten, in derselben Ebener Hütte zukehrte, um einen Imbiß zu sich zu nehmen. Die Möglichkeit, daß sich die Gesellschaft eben jetzt droben befinde, kam dem Sepp plötzlich in die Erinnerung, und so suchte er den Wildschützen zu bereden, ihn eine Strecke weit nach der Hütte hin zu begleiten.

*) Ein Gebäck in Form eines Schiffshutes, inwendig Topfen, außen Schmalz.

Hans gab noch einmal arglos nach. Er folgte dem hinterlistigen Freunde und wäre wahrscheinlich mit ihm ohne Anstoß und Zögern bis zum Ziele gegangen, wenn nicht plötzlich in dieser Richtung ein Schuß gefallen wäre. Er stutzte, wollte nicht weiter gehen und konnte nach langem Zureden des Sepp zuletzt nur durch dessen Verhalten beruhigt werden, daß ja er selbst hier jagen dürfe, wo er wolle, er solle ihm nur den Stutzen geben, ruhig neben ihm hergehen und sich um nichts kümmern — denn niemand würde ihm etwas anthun, wenn er, der Sepp, mit dem Gewehr daneben sei.

Hans war durch den nahen Schuß etwas verwirrt und ging, ohne viel zu überlegen, mit fort. Mit dem Schuß selbst aber hatte es folgende Bewandtniß.

Der Herr befand sich mit den Knechten in der That um jene Zeit auf der Ebener Hütte. Er sah dort Sepps Büchse an einem Nagel hängen und beschloß in einer Anwandlung von scherzhafter Laune, ihrem Besitzer einen Possen zu spielen.

„Brenn einer,“ sagte er, „den Schuß aus dem Sepp seiner Büchs!“

Es geschah. Diesen Schuß hörten unten die beiden. Sodann lud der Herr die Büchse aufs neue, setzte aber keine Kugel, sondern „Fäserln“ (Sägmehl) darauf, damit „es dem Sepp recht staubt, wenn er einmal schießt“. Dann hing er sie wieder an ihren Ort, und wenige Minuten nachher war die ganze Gesellschaft aufgebrochen, um jenseits der entgegengesetzten Jochhöhe zu jagen.

Als daher Sepp mit seinem Begleiter bei der Hütte ankam, fand er zu seinem großen Aerger niemanden vor. Er stand jetzt in seiner Angelegenheit gerade auf demselben Punkte, wie zwei Stunden zuvor.

In seiner Verlegenheit griff er wieder zu dem Mittel, allerlei untereinander zu schwätzen. Er schlug dem Hans einen Tausch ihrer Büchsen vor, indem er die seinige von der Wand herabnahm.

Dieser aber begnügte sich zu antworten:

„Schau, ich kenn' dei' Büchs'n, sie ist so viel schlecht und die mei' ist gut. Du weißt, ich muß davon leben, also schau, ich kann nit tauschen.“

Das weitere Zureden Sepps half nichts — es war ihm auch in Wirklichkeit gar nicht um das Austauschen der Büchsen, sondern nur darum zu thun, den Wildschützen hinzuhalten und sein Fortgehen zu verzögern, bis ihm jemand zu Hilfe käme. Aber darauf hätte er lange warten können — es verrann eine halbe Stunde um die andere, sie rasteten noch immer und sahen niemanden.

Endlich erwuchs dem Sepp ein Verbündeter im Durste seines Gefährten. Dieser fragte nach Branntwein und gab ihm Veranlassung, den Vorschlag zu einem Gange nach dem „Branntweinhäusl“, einer Wurzgräber-Hütte, zu machen, die etwa eine halbe Stunde entfernt lag. Allerdings war dort kein anderer Mann, als Sepps alter Vater, dem die Hütte gehörte, aber es kam vielleicht zufällig ein Gast hinein — jedenfalls war es eine neue erwünschte Verzögerung.

In kurzer Zeit traten sie über die Schwelle der Wurzhütte. Der Vater war nicht da — die beiden jüngeren Geschwister, ein Knabe von etwa fünfzehn und ein Mädchen von sechs Jahren hüteten das Haus.

„Moidei, Du bringst 'n Branntwein!“ befahl Sepp dem Mädchen. Während der Wildschütze verlangensvoll nach dem Glase sah, nahm sein Genosse den Knaben vor die Hütte und sagte zu ihm:

„Jetzt laufst in die Brenner-Alm und sagst den Haltern, sie sollen gach komma. Sie sollen mir helfen, den Hans fangen — ich hab' ihn schon in der Hütten. Lauf, was Du kannst!“

Der Knabe rannte davon; in demselben Augenblicke sah ihn aber Hans, zufällig durch eins der kleinen Fenster schauend. Blitzschnell war ihm seine ganze Lage klar — an diesem einen Anblicke begriff er alles. Rasch stand er auf, stürzte den Rest des Branntweins hinunter und ging auf Sepp zu, der neben der Thür stand.

„Also ein solcher Tropf bist Du?“ lachte er ihn an, — „aber wart nur, ihr kriegt mich nimmer.“

Mit diesen Worten überschritt er schleunig die Schwelle. Jetzt stand für Sepp alles auf dem Spiel. Dieser Gedanke gab ihm Muth. Mit einem Satze hatte er den Wildschützen gepackt und ihm mit seinen stärkeren Armen das Gewehr aus der Hand gewunden. Hans wehrte sich verzweifelt, aber er wäre sicherlich von der überlegenen Körperkraft seines Widersachers besiegt worden, wenn er nicht zufällig gerade heute ein Messer in der kleinen Hosentasche stecken gehabt hätte, was sonst nicht zu seiner Ausrüstung gehörte und auch von Sepp vorher nie gesehen worden war. Es gelang ihm, dieses im Griff feststehende, geschliffene Eisen zu fassen. Nun schrie er den Knecht an:

„Laß aus, oder ich schneid' Dir die Hand ab!“

Sepp trat eingeschüchtert zurück; der Wildschütze benutzte den Augenblick, zu entfliehen. Dieses that er in solcher Eile, daß er sich nicht einmal nach dem Hut bückte, der im Ringen auf die Erde fiel.

Der Verdruß des Knechtes, daß ihm Hans auf diese Weise entkommen war, wurde in etwas durch das Vergnügen an dessen zurückgebliebenem Stutzen gemildert. Er nahm ihn als Beute mit und berichtete am Abend dem Herren über seine Unternehmung, welche als theilweise geglückt betrachtet werden konnte, weil der Wildschütze ohne Gewehr fortan unschädlich und es ihm bei seiner Mittellosigkeit wahrscheinlich unmöglich war, sich sobald wieder ein neues zu verschaffen. Der Herr belohnte ihn mit einigen Gulden, und seine Freude war groß.

Das Glück Sepps sollte indessen durch Nachrichten, welche drei Tage nachher von den Alpen einliefen, nicht wenig getrübt werden. Folgendes hatte sich zugetragen.

Am Tage nach den erzählten Vorgängen erschien der Schützen-Hans wieder auf der Ebener-Hütte und gab Zeichen der höchsten Bestürzung von sich.

„Aus is, aus is!“ rief er ein über das andere Mal, „der Sepp hat sich g'schossen!“

Dann erzählte er der Sennerin, wie er mit Sepp „jagern“ gegangen sei, diesem sich durch einen Zufall das Gewehr entladen und ihn schwer verwundet habe.

„Nimm Weihbrunnen und Essig, daß mer ani kemma!“ drängte Hans. Während die Sennerin in das andere Stübchen der Hütte ging, nahm der Wildschütz das Gewehr Sepps, welches an der alten Stelle hing, herab und hängte es sich um die Schulter. Der Sennerin fiel das nicht auf; sie hatte gar nicht bemerkt, daß Hans ohne Gewehr angekommen war und jetzt hinderte sie der Schreck am Sehen und Hören. Endlich hatte sie das Weihwasser in einen kleinen Hafen, den Essig in eine Schüssel gefaßt und folgte Hans. Bald mußten sie über einen Zaun steigen, der die obere Ebener Alpe von dem Wald trennte. Am unteren Ende des Zauns angelangt, blieb Hans, wie überrascht, stehen und sagte zur Almerin:

„Du hast ja kein Hadern — lauf zurück!“

Er meinte irgend ein Stück Zeug oder Leinwand, womit sie dem Sepp die Essigumschläge machen sollte.

Die Dirne stellte Weihbrunn und Essig auf den Boden und eilte der Hütte zu, so schnell sie konnte. Als sie mit dem „Hadern“ zur Stelle zurückkam, waren der Wildschütz und die Geschirre verschwunden. Sie suchte und schrie, umsonst — sie mußte einsehen, daß sie von jenem zum Besten gehalten worden war. Als sie über die Gründe seines Benehmens nachdachte, fiel ihr Auge in der Hütte auf die Stelle, an welcher sonst Sepps Gewehr gehangen war — jetzt begriff sie, daß es sich um einen Diebstahl handelte, in welchem sie die Rolle der Ueberlisteten gespielt hatte. Am meisten ärgerte sie, daß er selbst das Geschirr mitgenommen hatte, er brauchte es eben zum Kochen.

War schon diese Post nicht geeignet, dem verrätherischen Freunde Vergnügen zu machen, so war es noch weniger eine Meldung, welche von seiner Braut auf der Seethaler-Alm kam.

Zu dieser war Hans am Abend nach dem erzählten gelungenen Streich, durch den er sich wieder in den Besitz einer Büchse gesetzt hatte, ins „Gasseln“ gekommen. Es war klarer Mondschein. Er klopfte an ihren Laden und sang:

Hans, meine Madeln, kennt's mi nit,
Oder is dös enka Fensta nit?

ein „Gasselspruch,“ durch welchen sich gewöhnlich Sepp Einlaß verschaffte.

Sie öffnete das Fenster und erkannte den Wildschützen.

„Du bist es, der lurlt (singt)?“ sagte die Dirne.

„I bin's. Aber jetzt sei so gut und sag mir, wie viel Uhr als es sein thut.“

In der Hütte war es finster — die Herdflamme längst erloschen. Die Sennerin nahm die ihr von Sepp geliehene Uhr, ging damit ans Fenster und hielt sie in den Mondenschein, um die Stunde abzulesen. Während sie ihre Augen in dem flimmernden Licht an-

strengte, die Ziffern zu unterscheiden, griff eine gewaltthätige Hand in die ihrige: es war Hans, welcher ihr die Uhr sammt Kette entriß und lachend sagte:

„So, jetzt sagst Dei'm Sepp, er kriegt sein Büchs'n und seine Uhr, wenn er mir mein Stutzen wieder gibt!"

Und damit schritt er, ohne sich weiter um das Geschrei der Dirne zu kümmern, weiter in die Nacht hinaus.

Hansens Stutzen war hübsch, aber so viel, als der Stutzen des Sepp und seine silberne Uhr und Kette zusammen, war er doch nicht werth, der Beschädigte also in Wirklichkeit der Knecht und nicht der Wildschütz.

Tag und Nacht sann nun Sepp nach, wie er sich für die erlittene Niederlage rächen und den Hans verderben könne. Da fiel ihm bei, daß sein vom Schützen entwendeter Stutzen am Kolben einen Fehler hatte, der mit dem Gebrauche sich wahrscheinlich so vergrößern würde, daß der Hans das Gewehr zum Büchsenmacher geben mußte. Darauf baute er seinen Plan, er reiste nach dem fünf Meilen entfernten Städtchen, ging dort zu allen Büchsenmachern, beschrieb ihnen sein Gewehr und forderte sie auf, den Ueberbringer desselben anzuhalten.

Hans war zwar aus dem Abenteuer ohne Schlappe hervorgegangen, aber die Geschichte hatte ihm doch allerlei zu denken gegeben. Er besann sich darüber, ob es am Ende nicht doch gescheiter wäre, in irgend einen ordentlichen Bauerndienst zu gehen, als sich wie ein wildes Thier in den Bergen herumhetzen zu lassen. Die Nächte fingen schon an, kalt zu werden, und bei der elenden Nahrung, mit welcher er sich behelfen mußte, wurde ihm der Aufenthalt unter freiem Himmel allmählich unleidlich. Er dachte an einen Vetter, welcher einige Stunden entfernt einen Hof besaß, der ihn gewiß aufnehmen und so gegen die Verfolgungen, denen er als Wildschütz und Deserteur ausgesetzt war, bergen konnte.

Gedacht, gethan. Mit dem Wildstehlen nahm es der Vetter so wenig genau, wie andere Bauern der Umgegend, und Hans hütete sich wohl, von seinem anderen Makel, der Fahnenflüchtigkeit, zu sprechen. So arbeitete er in dem versteckten Gebirgshofe, schnitt Grummet, drosch und half im Stall mit. Es wäre vielleicht alles auf diese Weise lange gut gegangen, wenn es ihn nicht an Sonn-, ja sogar an sogenannten abgeschafften Feiertagen wieder in die Berge hinausgezogen hätte. An solchen Tagen war er wieder der Alte, nur daß er das erbeutete Fleisch nicht mehr zu verkaufen brauchte, da er zu Hause seinen reichlichen Unterhalt hatte.

Mit der Zeit aber traten wirklich die von Sepp vorhergesehenen Schäden am Gewehr ein. Da Hans es selbst nicht wagte, sich im Städtchen sehen zu lassen, so gab er dasselbe seinem Mitknechte, der es zum Ausbessern bringen sollte. Aber der Büchsenmacher, dem der Knecht das Gewehr übergab, hatte die mitgetheilte Warnung noch wohl in der Erinnerung. Man holte den Gemeindediener, und der Knecht wurde in die Haft abgeführt.

Dieser aber war aus anderem Holze geschnitzt, als Sepp. Er verweigerte jede Auskunft über das Gewehr und behauptete nur, es sei nicht sein Eigenthum. Zufällig wurde er jedoch, als er eben wieder zum Actuar ins Verhör geführt werden sollte, von anderen Bauern aus der Gegend, welche bei Gericht zu thun hatten, erkannt. Sie nannten den Hof, auf welchem er bedienstet war.

Sogleich wurden zwei Finanzwachen hinausgeschickt, um bei dem Knechte, der vorläufig als des Wilddiebstahls verdächtig in Haft blieb, Haussuchung zu halten. Hans stand eben vor dem Hause und stellte die Wagen zur Feldarbeit zusammen, als er die Soldaten kommen sah. Wie damals im Branntweinhäusl, überschaute er auch hier mit dem scheuen Auge des Gehetzten die ganze Sachlage. Er ließ die Wagen stehen und lief querfeldein davon.

Das Mißverständniß klärte sich bald auf, als die Finanzwachen den Bauer befragten. Man fand in Hansens Nachlaß dreißig Kugeln, Sepps silberne Uhr, große Stücke geräuchertes Wildpretfleisch und ein Petschaft, mit welchem er in den Zeiten seines Zusammenlebens mit Sepp diesem und anderen Wildschützen manchmal mit Siegellack Zeichen an bestimmte Bäume gedruckt hatte — Zeichen, welche ihre Zusammenkünfte und verschiedenes sonstige Geschäftliche anzudeuten hatten.

Hans war auf und davon. Nach zwei Tagen stand er in Graz vor seinem Obersten und meldete sich als Deserteur.

„Es ist Zeit, Schlingel! — morgen hätte ich Dir nicht mehr helfen können!" sagte dieser. Hans machte erstaunte Augen. Allmählich erfuhr er, daß aus Veranlassung eines freudigen Familienereignisses im Kaiserhaus unter anderem allen Deserteuren des Heeres, die sich bis zu einem bestimmten Tage meldeten, die Strafe nachgesehen worden sei. Er war am Tage vor Ablauf des Termins gekommen.

Nachdem der ehemalige Wildschütze anderthalb Jahre lang zu Mantua in Garnison gestanden, wurde er für immer beurlaubt. Sepp, welcher mittlerweile der Gegenstand der Verachtung und des Hohns aller Burschen gewesen, war von seinem Herrn davongejagt worden, weil man nach und nach seine Schliche durchschaute.

Hans aber wurde auf Anrathen des fürstlichen Försters, da inzwischen über seine früheren Abenteuer Gras gewachsen war, Jagdaufseher in den Wäldern des Hüttenwerkbesitzers, wo er noch heute wacker dem Waidwerk obliegt.

Noé.

Am Familientische.

Eine Schlangenumarmung.

Erlebniß eines Ausgewanderten.

Seit mehreren Jahren lebte ich auf meiner Farm in Vermont nahe der Canadischen Grenze. Nicht weit davon entfernt lag ein See, in welchem ich mit einem Freunde und Nachbar häufig zu fischen, zu schwimmen und zu rudern pflegte. Auf unsern Fahrten hatten wir zuweilen Schlangen bemerkt, auch auf sie wohl geschossen, aber nie eine getroffen. Wir hielten sie übrigens für nicht gerade gefährlich.

Eines Tages sah ich einen Schwarm schwarzer Enten über das Haus in der Richtung des Sees fliegen. Sogleich ergriff ich meine Jagdflinte und brach auf, um mir ein gutes Mittagsmahl zu schaffen. Als ich an das Wasser gelangte, waren sie bereits dem gegenüberliegenden Ufer ganz nahe. Rasch schnitt ich einige dichtbelaubte Zweige von einem Baume, takelte die Backen eines kleinen, flachgebauten Kahnes, den ich zu solchen Zwecken immer bereit liegen hatte, auf, sprang hinein und fuhr ab. In dem Stern des Fahrzeuges war ein Loch, durch welches ich das Ruder legen und so mich fortbewegen konnte, ohne aufrecht zu sitzen; die Zweige verdeckten mich auf diese Weise den Enten, die glauben konnten, es schwämme nichts weiter als ein Haufe Laubwerks auf dem Wasser.

Bald war ich ihnen auf Schußweite nahe gekommen. Rasch mein Ruder eingezogen und auf sie gefeuert. Zwei von ihnen wurden getroffen, flatterten noch ein Weilchen umher und fielen dann nieder inmitten des hohen Grases, das auf einer kleinen Bucht des Sees wuchs. Das Wasser war niedrig, und der Platz, auf den sie gefallen, fast trocken. Bald war ich ihnen auf der Spur, aber als ich heraussprang, um sie zu holen, sah ich den Kopf einer schwarzen Schlange sich emporschwingen und eine von ihnen am Flügel packen. Ich sah nur den Kopf und Hals der Schlange und konnte mir nicht vorstellen, wie groß sie war, aber ich fürchtete mich auch nicht vor ihr, sondern schritt weiter ohne meine Flinte, die im Boote geblieben war, und als ich die Ente ergriff, ruhte mein Fuß arglos auf des Räubers Nacken.

Der Boden war feucht und schlammig, und die Schlange hatte ihren Leib unter den Wurzeln des starken Rohres stecken; so zog sie leicht und schnell ihren Kopf unter meinem Fuße hervor, und ehe ich umkehren und meine Flinte herbeiholen konnte, fühlte ich etwas mein Bein berühren, als ob jemand ein Tau herumgeschlagen hätte. Es war die Schlange, die sich mit ihrem Schwanze herumgewunden und die nun ihren Leib aus dem Grase hervorzog. Ich ließ die Ente fallen, schlug nach der Schlange, aber vergeblich — ich versuchte, meinen rechten Fuß auf sie zu setzen und mein Bein so loszumachen — ich hätte ihn eben so gut auf einen Blitzstrahl setzen können.

Nun ward ich auch den Umfang des Thieres gewahr — es mochte 8 — 9 Fuß lang sein. Doch hatte ich noch keine Furcht — ich bildete mir ein, mich noch durch meine sehr kräftigen Arme losmachen zu können. Eitle Hoffnung! ehe ich dazu kam, es zu versuchen, erschien der ganze Leib des unheimlichen Geschöpfes — ich schauderte. Unten gehalten durch die Umschlingung meines Beines, schoß es jäh empor und brachte seinen Kopf gerade dem meinen gegenüber. Ich greife nach ihm .. verfehle es .. es schießt seinen Kopf unter meinen Arm, gerade um meinen Leib herum und ... blickt mir aufs neue ins Gesicht; ich packe noch einmal, so schnell ich kann, nach ihm, aber es weicht gewandt aus.

Ich fühlte nun, wie der Leib der Schlange sich hinanfarbeitete. Die Krümmung des Schwanzes war um meinen Schenkel gewunden, und auf meinem Magen fühlte ich einen spannenden Druck. Neue Versuche, sie zu fassen, machten die Sache nur noch schlimmer. Sie hatte sich nun so hoch emporgezogen und so ausgestreckt, daß sie eine neue Umschlingung um meinen Kör-

per bewerkstelligen konnte. Ihr Schwanz war um meinen linken Schenkel, der übrige Theil ihres Leibes zweimal um meinen gewunden — ihr Kopf wieder gegenüber meinem Gesichte. Nun schlug sie nach meinem Munde, was mich heftig schmerzte. So oft ich nach ihr griff, schnürte sie sich enger um meinen Leib. Ich versuchte, ihren Kopf mit der linken Hand zurückzustoßen und zu versuchen, ob ich ihn von hinten mit der rechten erreichen und so herunterwinden könnte. Aber unmöglich — wohl konnte ich den Kopf unter meinen Arm drücken, aber weiter brachte ich ihn nicht. Noch immer hoffte ich — war ich mir doch der Stärke meiner Arme bewußt — sollte die Schlange wirklich stärker sein? Sie war es — ich kam keinen Schritt weiter, und mein Jagdmesser konnte ich auch nicht aus der Tasche ziehen — die Schlange preßte es fest mit einer ihrer Windungen.

Nun fing ich an, um Hilfe zu rufen — ich schrie, ich brüllte, aber wer sollte mich hören? Und immer noch rang ich mit dem Ungethüm — ich packte es bei dem Leibe und zog daran und suchte, es zu zerreißen, aber ebenso gut hätte ich ein Tau durch Hin- und Herbiegen zerreißen können.

Minute um Minute verstrich. Die Schlange schien immer schlanker, länger, kräftiger zu werden, ich fühlte, daß ich allmählich schwach und schwächer ward. Eine wahre Wuth kam über mich — ich sprang auf und ab, schrie wieder so laut ich konnte, packte noch einmal die Schlange mit aller Kraft — alles vergeblich! Sie entschlüpfte meiner matten Hand, schlug mir ins Gesicht und verletzte meine geschlossenen Lippen aufs schmerzlichste.

Und immer enger und enger wand es sich um meinen Leib, und immer schwächer und schwächer ward mein Athem. Die Schlange war so eng aufgewunden, daß der mittlere Theil nicht dicker als ihr Kopf war, die schwarze Haut schien aufs äußerste gespannt — und doch fühlte ich, wie sie sich noch enger zusammenzog.

„Herr im Himmel, hilf!“ stieß ich heraus, von Todesangst ergriffen; „erbarme Dich über mich! Zeige mir, was ich thun soll!“ Ja, was sollte, was konnte ich noch thun? der tückische Feind, den ich anfangs so gering geachtet, tödtete mich langsam, sicher, — ich ein starker, kräftiger Mann war unrettbar in der tödtlichen Gewalt des schwarzen Dämons. Kaum vermochte ich mehr zu athmen — ich fühlte, wie mein Gesicht purpurroth glühte — meine Hände und Arme waren geschwollen, meine Finger fast erstarrt. Zuletzt taumelte ich — die Schmerzen wurden zu einer wahren Marter. Die Haut der Schlange, wo sie sich um mich wand, war so gespannt, daß sie fast durchsichtig erschien. Sie hatte mich, oder ich sie, gefunden — hungrig, ihren Magen leer von Speise, und ihre Muskelkraft unangestrengt. Drei Fuß länger als vorhin schien sie emporgewachsen zu sein. Nun schoß sie ihren Kopf unter meinen rechten Arm und brachte ihn wieder empor oberhalb meiner Schulter, drückte ihre Unterkiefern fest darauf und machte eine plötzliche neue Wendung, die mich vor Schmerz stöhnen ließ.

Der Tod kam näher. Da — in der höchsten Angst dachte ich noch einmal an mein Messer. Ich muß es haben — ich muß es herausreißen. Meine Arme sind ja frei. Ich versuchte es und — Gott half mir. Meine starken, blaubaumwollenen Hosen konnte ich nicht zerreißen, aber ich dachte an die Naht. Die war nicht so stark. Ich schob meine Hand von oben hinunter und packte das Zeug mit dem letzten Atom meiner Kraft, preßte und preßte — endlich sprang die Naht. Das gab mir neue Hoffnung und neue Kraft. Noch ein Ruck, und die Tasche lag bloß da. Mit allem, was mir an Stärke übrig blieb, faßte ich nun die Tasche und drückte darauf. Die Fäden barsten, das Zeug riß, und — mein Messer war in meinen Händen.

Ich hatte noch so viel Besinnung, daß ich es öffnen konnte, und — mit einer schnellen Bewegung drückte ich die scharfe Schneide auf die gespannte Haut der Schlange und zog es herüber. Mit einem dumpfen, schnappenden Ton wich der Leib, und die Schlange fiel zu Boden in zwei Stücken. Ich schwankte zu dem Boote — erreichte es, aber fiel sogleich bewußtlos hin. So lag ich — ich weiß nicht, wie lange — bis ich eine Stimme vernahm, die meinen Namen rief. Ich öffnete meine Augen und blickte empor. Mein Freund stand über mir gebeugt, Schrecken und Angst in seinen Zügen. Ich erzählte ihm mein Abenteuer, so gut ich vermochte. Er holte die Ente, die ich der Schlange entrissen hatte und brachte auch die zwei Stücke herbei, in die ich meinen Feind gehauen hatte. Er hatte meinen Hilferuf vernommen, war in einem andern Boote mir nachgefolgt, hatte aber nicht so rasch mein Boot und mich auffinden können.

Als wir nach Hause kamen, maßen wir die Schlange — sie war 8 Fuß 4 Zoll lang. Es dauerte einen Monat, ehe ich ganz von den Wirkungen jener Schlangenumarmung genas, und bis auf diesen Tag läßt mich die bloße Erwähnung des Namens einer Schlange bis ins innerste Herz erbeben.

M. N.

Auflösung der Räthsel in Nro. 13.

I. Larve. — II. Bergmann.

Briefkasten.

Wwe. Karol. R . . te in St . . pe bei L. Das von Ihnen bestellte I. Quartal des II. Jahrg. ist leider gänzlich vergriffen und nicht mehr zu haben. — Den Bestellern der Herbstblumen von Henriette Weber zur Nachricht, daß so eben die zweite Auflage derselben erschienen ist und Ihnen in den nächsten Tagen zugehen wird.

Auf die öfter an uns ergehenden Anfragen aus dem Auslande, ob und in welcher Weise man dort das Daheim auf dem Wege der Post beziehen könne, erwidern wir Folgendes:

1) In der Schweiz, in Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland kann das Daheim in derselben Weise wie in Deutschland durch jedes Postamt bestellt und bezogen werden.

2) In England und Frankreich befaßt sich die Post mit Zeitschriften nicht. Hier muß also das Daheim entweder durch die bekannten Zeitungs-Commissionäre bezogen werden, oder man bestellt es direct bei dem Postamte Cöln, unter Beifügung des Quartalbetrags und der Portogebühr, welche letztere für England 6¼ Sgr., für Frankreich 9½ Sgr. quartaliter beträgt, so daß also das Quartal in England 21¼ Sgr., in Frankreich 27½ Sgr. kosten würde.

3) In Amerika wird man sich an die Zeitungs-Commissionäre wenden müssen, von denen wir für Newyork die Firmen: L. W. Schmidt, B. Westermann & Co. und E. Steiger, ferner Siemon Brothers in Fort Wayne (Staat Indiana), Schäfer & Koradi in Philadelphia, Franz Dressel in St. Louis, Eggers & Wild in Cincinnati, nennen.

Daß außerdem das Daheim in allen diesen Ländern auch durch die Buchhandlungen bestellt und bezogen werden kann, wollen wir noch ausdrücklich erwähnen.

Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Januar 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 15.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Barbara Zwoller erhob sich. „Genug," begann die Alte. „Soll der Aschenhaufen der Hexe dort Euch entzweien? Katharina Ricker, höre mich. Ich habe, gleich meinem Gatten, die Liebe zwischen Dir und meinem David nicht gestört, ich dachte wohl, daß es einst großen Lärmen geben würde, wenn die Heirath stattfinden sollte — ich sehe den Stand nicht schöner an, als er ist. David spricht aber vernünftig. Du willst nicht von ihm lassen, wohlan denn, so höre. Ihr sollt scheiden von einander auf die Dauer von zwei Jahren; David geht übers Meer, nach England, dort wird er unerkannt von Allen seine Zeit mit dem Studiren der Krankheiten und der Heilung der Thiere hinbringen. Sie haben in England ein verbrieftes Recht, wonach der Henker für besondere Dienste ehrlich gesprochen werden kann, David ist fleißig, sein Kopf ist offen und sein Auge klar. Er wird dieses Recht in Anspruch nehmen, wird sich ehrlich machen können; wenn Du ihm treu bleibst, und er dann zurückkehrt, Dich übers Meer zu holen als seine Gattin, willst Du ihm folgen?" — „Ich will es," sagte Katharina nach kurzem Sinnen. „So gebt Euch die Hände und scheidet," rief die Alte. David reichte seine Hand, welche Katharina ergriff. „Lebe wohl, Katharina, wir finden uns wieder." Ein Windstoß bewegte die Läden des Hauses, zog durch den Saal, ließ das Licht der Kerzen flackern und fuhr durch den Rauchfang. In dem Schranke bewegten sich die Schwerter der Nachrichter und klirrten leise. „Verlaß uns jetzt, Katharina Ricker," sagte die Alte, „und komm nicht wieder über diese Schwelle. David wird Dich holen als sein Eheweib, an dem Tage, wo er ohne den Makel seines Vaters aus dem fernen England wieder in die Heimat kehrt. Kenne mich nicht, wenn ich Dir begegne." Sie ergriff das Haupt Katharinas und drückte einen Kuß auf die Stirne der Schiffertochter. „Lebt wohl indes, Mutter," stammelte das Mädchen. „Ich muß hinüber — oh — weshalb wollte ich die Hexe dort hören? es wäre besser gewesen, Ihr hättet sie nicht den Zauberkram treiben lassen. Mein Herz ist beängstigt, mein Kopf ist schwer. Ich muß hinaus auf den Rhein." Sie winkte mit der Hand einen Gruß. David aber hatte seinen Hut in die dunklen Locken gedrückt und nahm ihren Arm. „Ich geleite Dich bis an den Hügel, der auf den Fluß hinaus siehet, dort sage ich Dir Lebewohl."

Sie verließen beide das Haus und wandelten, ohne zu sprechen, den Weg entlang. Das Wetter war ruhiger geworden, der Mond kämpfte mit den Wolken, die schnell an ihm vorüberzogen, und die Wellen des nahen Stromes rauschten sanfter. Oben auf dem Rücken des Hügels standen Katharina und David still. „Hier scheiden wir," flüsterte der junge Mann, „hier sehe ich Dich zum letzten Male, bevor ich der Heimat den Rücken kehre; Katharina, ich liebe Dich, ich hoffe, Dich zu verdienen — zwei Jahre! — dann um dieselbe Stunde soll hier ein Feuer flammen. Merke die Zeit, wenn Du es flackern siehst, dann ist es ein Zeichen, daß ich zurückgekehrt bin, Dich zu holen." „Du wirst mich finden, David, nach zwei Jahren. Ich werde Dir folgen. Lebe wohl!" Ein langer, inniger Kuß besiegelte das Versprechen, dann entwand sich Katharina der Umarmung und die Hände vor das Gesicht schlagend, eilte sie den Hügel hinab, an das Ufer, wo die Brandung gegen den Schilf rauschte; noch ein Mal blickte sie zurück. Hoch oben sah sie die Gestalt Davids vom schwachen Mondeslichte beschienen. Er hob die Hand, warf einen Gruß in die Luft und rief mit klagender Stimme: „Katharina! Katharina!" Dann verschwand er von der Spitze des Hügels.

Katharina ging mit starken Schritten nach dem Ufer, sie hatte nur noch einen kurzen Weg bis zu der Bucht, welche ihren Kahn barg. Hinter ihr stieg das Land empor und senkte sich dann wieder, um in die breite Landstraße auszulaufen, auf der man von Werder nach Cleve gelangte. Ein tiefer Einschnitt verbarg diese Straße den Blicken derjenigen, welche auf dem niedriger gelegenen Uferrande wandelten. Katharina näherte sich dem kleinen Thale, als sie einen Hilferuf zu vernehmen glaubte. Sie stand still und horchte. — Sie täuschte sich nicht, es tönte ein Rufen aus der Schlucht nach dem Ufer hinüber, zugleich schien es ihr, als vernehme sie Schnauben und ängstliches Wiehern von Pferden. Das Mädchen beschleunigte ihre Schritte, um in die Schlucht zu kommen, wo ein seltsames Schauspiel sich ihren

Blicken darbot. Unten am Boden des Einschnittes lag ein Reisewagen umgestürzt, die Laternen desselben brannten noch, die Pferde standen zitternd an der gebrochenen Deichsel, die Fenster waren zersplittert und das Glas rings umhergestreut. Der Kutscher mußte eine harte Verletzung erlitten haben, denn er war einige Schritte weit vom Bocke herab auf die Erde geschleudert worden und schien bewußtlos. An dem sandigen Abhange der Schlucht gewahrte Katharina zwei Männer. Einer derselben war der Hilferufende, in seinem Schoße lag, ebenfalls bewußtlos, ein zweiter, dessen Haupt jener zu stützen suchte. Der Wagen mußte in dem Zwielichte verunglückt und von dem Rande der Schlucht in die Tiefe gestürzt sein. Sobald der Mann Katharinas Gestalt erblickte, rief er: „Um Gottes willen helft, wir haben ein grand malheur gehabt. Ich schreie schon seit einer Viertelstunde um Beistand." Das Mädchen eilte herbei. „Ein Mädchen?" sagte der Mann. „Mein Kind, wir bedürfen starker Arme, dieser Sieur ist ohnmächtig vom Sturze." „Wir wollen ihm schon helfen," versetzte Katharina. „Ich werde eine Laterne des Wagens hieherbringen, damit wir sehen, wo er verletzt ist." Sie eilte zum Wagen und hob eine der Laternen heraus, beim Scheine derselben sah sie einen schönen Mann im Schoße seines Helfers liegen. Das Gesicht war mit Blut überströmt und die Kleidung in großer Unordnung. „Was beginnen wir?" sagte der Freund. „Ich weiß nur einen Rath," entgegnete das Mädchen. „Der Herr muß hinübergeschafft werden an das Ufer — hier ist kein Ort für ihn." Katharina überlegte schnell. Sie hätte noch ein Mal in das Haus Zwollers zurückkehren müssen, sie wollte es durchaus nicht. „Uebersetzen?" rief der Mann. „Wer setzt über? Es ist kein Fährmann da, ich rief schon drei oder vier Mal." — „Ich bin da," versetzte Katharina ruhig. „Ich fahre Sie mit dem Verwundeten über den Strom bis zu dem Hause meiner Eltern." — „Du wolltest?" — „Gewiß. Helfen Sie den Herrn in mein Boot tragen." In diesem Augenblicke stöhnte der Verwundete leise und schlug die Augen auf. „Wo sind wir, Gustav?" sagte er leise. „Gerettet, gnädiger Herr — gerettet. Der Sturz ging glücklich vorüber, wie ist Ihnen?" — „Ich fühle einen gewaltigen Druck im Kopfe." Katharina war an das Ufer geeilt. Sie hatte ihr weißes Tuch von den Schultern genommen, tauchte es in die Wellen und kehrte dann mit dem kühlenden Umschlage zurück, den sie auf des Verwundeten Haupt legte. „Ah — das ist erquickend," sagte der Blutende. „Wer ist der Helfer?" Der Begleiter hatte die brennende Laterne in die Hand genommen und ließ den Schein auf das Gesicht des Mädchens fallen. „Es ist eine junge Dirne von drüben her," sagte er. Der Verwundete erblickte Katharinas Antlitz dicht über dem seinigen. „Ein schönes Mädchen," murmelte er. „Ein Engel, der Hilfe bringt. Haben Sie tausend Dank, mein Kind." Allmählich kehrte die Besinnung des Gestürzten zurück, Katharina sah, daß die Verwundung nicht gefährlich war, der heftige Stoß und die Blutung hatten die Betäubung des Cavaliers herbeigeführt.

„Mein Herr!" sagte Katharina, „vermöchten Sie nicht, sich zu erheben? Wenn Sie sich auf mich und Ihren Freund stützen könnten, so würden wir bald das Ufer erreicht haben, dann nehme ich Sie in mein Boot auf." Der Verwundete erhob sich mit Anstrengung. „Ich bin wie gelähmt!" stöhnte er. „Aber versuchen wir, zu gehen." Er schlug seinen linken Arm um den Nacken des Freundes, den Rechten um die schlanke Hüfte Katharinas und so zwischen beiden, halb getragen, halb gezogen, wankte er dem Ufer entgegen. „Was wird mit dem Wagen, Gustav?" sagte er. „Was mit dem Kutscher?" — „Ma foi! gnädiger Herr. Lassen wir den Kutscher liegen, er mag sich erholen." „Es ist ein Mensch, wir müssen ihm helfen!" warf Katharina schnell ein. „Erst hier den gnädigen Herrn, mein Kind, dann den Diener. Ich habe die Geldtasche und das Portefeuille zu mir genommen, das ist das Nothwendigste; wenn man den Wagen plündern will — nun gut. Der Kutscher wird sich schon erholen." Die drei waren bei dem Boote angelangt. „Jetzt versuchen Sie, hineinzusteigen, gnädiger Herr!" sagte Katharina. „So — es ist gut. Sie, Herr Gustav, setzen sich neben den Herrn und er mag sein Haupt an Ihre Schulter lehnen. — Nun sitzen Sie fest, denn der Kahn schwankt, wenn wir in den Strom kommen." Sie stieß ab vom Lande, und das Boot schoß in die Wogen. Ihr gegenüber saßen die Männer, aneinandergelehnt, Katharina ruderte mit aller Kraft. Auf den Wellen tanzte das Fahrzeug, und der Mond trat in voller Klarheit aus den Wolken, mit seinen Silberstrahlen das bleiche, schöne Angesicht des Verwundeten beleuchtend.

Endlich war das Fährhaus erreicht, die Schifferin legte das Boot an und schlang die Kette durch den Ring des Pfahles, dann eilte sie die Treppe hinauf und pochte. Es währte eine geraume Zeit, bevor schlürfende Tritte sich vernehmen ließen und eine Stimme sagte: „Bist Du da, Katharina?" — „Ich bin es, öffnet schnell. Ich habe einen verwundeten Cavalier im Boote, kommt heraus — eilt Euch." Lichter glänzten im Hause, es ward lebendig, Stimmen erschallten, und bald stieg Ricker mit zwei Knechten die Stiege hinab, um den Verwundeten in das Haus zu schaffen. Katharina hatte unterdessen die Mägde geweckt, ein Zimmer ward in Bereitschaft gesetzt. Wenige Minuten später nahm ein weiches Bett den Verunglückten auf, der, von der Erregung überwältigt, in einen ohnmachtähnlichen Schlaf verfiel.

Noch standen Balthasar Ricker, Katharina und die Dienstleute vor dem Gemache. Sie erschöpften sich in Muthmaßungen, wer der Fremde sei. Die reiche Kleidung desselben, die blitzenden Steine an seinen feinen, in kostbaren Spitzenbesätzen halbverborgenen Händen, die edle Persönlichkeit — deuteten auf einen hohen Cavalier. Der Begleiter machte allen Fragen ein Ende. Er trat zu Ricker und sagte: „Eure Tochter hat sich ein großes Verdienst erworben. Sie leistete ihre wirksame Hilfe dem kurfürstlich brandenburgischen Kammerherrn und geheimen Rathe, Freiherrn von Kolbe-Wartenberg. Sein Dank wird nicht gering sein." Ricker verbeugte sich tief. Katharina blieb an dem Lager des Verwundeten sitzen, bis der Morgen graute. Sie dachte der letzten Stunden, der Prophezeiung, des liebenden David Zwoller, der, um sie zu erringen, die Heimat verließ, dann blickte sie auf den verwundeten Freiherrn, der, seine Augen öffnend, das schöne Mädchen anstarrte, als sei eine Erscheinung an sein Lager geschwebt. Matt hob er den Arm und faßte die Hand Katharinas. „Sie sind noch hier?" lispelte er. „Ich bin erfreut, Sie zu sehen — bleiben Sie bei mir." Nach einer Pause fuhr er fort, als ob ein Fieberwahn ihn umstricke, zu sprechen: „Sie müssen dieses Haus verlassen, Sie sind zu schön für den harten Beruf — Sie verdienen ein glänzendes Loos — eine Fürstenkrone!" — „Man hat sie mir schon ein Mal verheißen!" sagte Katharina. „Aber ich glaube nicht dran. Es ist ein Blendwerk."

— — — — — — — — — — — —

Freiherr von Wartenbergs Wunde erklärte der Arzt nicht für gefährlich. Der Kranke genas bald von den Folgen des Sturzes. Kaum hatte er seine Kräfte wieder erlangt, als er die Abreise von Emmerich beschleunigte. Ein Befehl des Churfürsten rief ihn nach Berlin. Das leutselige Wesen des Freiherrn, seine glänzende Erscheinung, die Freigebigkeit hatten auf alle in Rickers Hause den günstigsten Eindruck gemacht, und als der Tag der Abreise herbeikam, füllten sich die Augen der weiblichen Insassen mit Thränen.

Freiherr von Wartenberg aber zog Katharina auf den Altan des Hauses und steckte an ihren Finger einen prachtvollen Reif, den ein großer Diamant schmückte: „Gedenke mein, Katharina!" sagte er. „Ich sehe Dich wieder." Das Mädchen schaute auf den blitzenden Stein, dann in die Augen des Freiherrn. „Ich werde an Euch denken, Herr!" versetzte sie, „wenn ich vernehme, daß Ihr unter den glänzenden Damen im Schlosse zu Berlin die Schiffertochter Katharina Ricker nur als einer Person erwähnet, mit der Euch ein seltsames Reiseabenteuer zusammenführte!" — „Ich will aller Welt erzählen, wie lieb Du mir geworden!" rief Wartenberg feurig. „Ich will Dich nie vergessen — nie — Katharina — schöne, liebe Katharina." Er drückte seine Lippen auf die Wange des Mädchens. Sie schob ihn sanft zurück. „Sehet dorthin!" sagte sie, über den Fluß deutend. „Dort liegt die Stelle, wo ich Euch fand, dann blickt nach links. Aus den alten Bäumen ragt ein Hausdach empor, seht Ihr es? — dort ist mein Gelübde, dort werde ich einst erscheinen und Abschied von der Heimat nehmen. Leben Sie wohl — ich gehöre in jenes Haus." — „Was ist es? wer weilt dort?" rief Wartenberg. „Fragen Sie nicht, bewahren Sie das, was ich Ihnen sagte, es ist ein Geheimniß." — „Die Wagen sind bereit, gnädiger Herr!" meldete Gustav. „Wir müssen scheiden, Katharina!" — „Auf ewig." — „Nein, nein, Du darfst nicht zum letzten Male an meiner Seite gestanden, Deine Hand in die meinige gelegt haben." Katharina drückte die Hand des Freiherrn noch ein Mal, dann eilte sie von dem Altane, den Wartenberg, schmerzlich bewegt, verließ.

Kurze Zeit darauf befand der Freiherr sich in seinem Reisewagen. Als er an der Biegung der Landstraße noch einen Blick zu-

rückwarf nach Emmerich, trat das Dach des alten Hauses auf dem Werder wieder zwischen den Bäumen hervor. „Heda, mein Freund!“ sagte Wartenberg zu dem Postillon, „Ihr kennt doch die Gegend hier herum. Wißt Ihr, wessen Haus das dort unten zwischen den Tannen und Föhren gelegene ist?“ — „Ei wohl, Euer Gnaden!“ antwortete der Rosselenker lachend. „Mit dem Eigenthümer des alten Kastens kommt niemand gern in Berührung. Dort wohnt Meister Zwoller, der Scharfrichter, und sein Sohn, der Henker von Wesel.“ Der Freiherr that einen leisen Schrei, sein Antlitz wechselte die Farbe, und tief aufseufzend lehnte er sich in die Kissen des Wagens zurück.

In Köln an der Spree und vor dem alten Leipziger Thore zu Berlin.

Der Stadttheil von Berlin, welcher Neu-Köln genannt wird und in welchem sich heutzutage ein reges, gewerbliches Leben zeigt, war in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch eine sehr öde, fast unangebaute Gegend. Ursprünglich nur ein schmaler, zwischen zwei Ausflüssen der Spree gelegener Werder, hatte ihn der große Kurfürst bei der von Memhardt begonnenen Befestigung Berlins mit in den Rayon der neuen Werke ziehen lassen, und die Bebauung dieses wüsten Stadttheiles sollte nun beginnen. Doch nahte das Project nur langsam der Vollendung. Wenige Häuser und Gärten zeigten sich neben den vom Kurfürsten angelegten Salzmagazinen, die Fluten der Spree wälzten sich ziemlich trübe zwischen der neuen Böschung des Ufers und durch die Brücken, welche Neu-Köln mit Alt-Köln und dem Köpnicker Thore verbanden. Dieses Thor stand rechts von der Brücke, und heute ist noch an jener Stelle ein Haus zu sehen, über dessen Thüre ein Simson, welcher die Thorflügel trägt, in Stein gehauen, prangt.

Daß die Gegend also eine sehr einsame war, bedarf keiner Erwähnung weiter. Im Jahre 1688, wo unsere Erzählung begann, hatten sich jedoch schon verschiedene bessere Gebäude hier erhoben. Sie zeigten alle nach der Straße kleine Vorgärten, und man konnte an die Hintergebäude mittelst eines Kahnes gelangen, wenn man, von Berlin oder Alt-Köln kommend, nicht die Brücke passiren wollte. Eines dieser besseren Häuser war, gegen das Ende der Straße, auf der Spitze des Werders erbaut, und die gegen den Spreefluß hinausgehenden Fenster seiner Hinterfronte sahen über das Wasser hinweg auf die Häuser der Stralower Straße, auf die Brücke, welche den nördlichen Festungsgraben mit dem Stralowerthore verband und auf die vor demselben liegenden Gärten und Wiesen. Der Eingang zu diesem Hause war durch den ziemlich geschmackvoll angelegten Vorgarten fast verdeckt, man mußte wenigstens erst durch einen dichten Laubgang, von beschnittenen Hecken gebildet, wandern, um an das Thor zu gelangen, über dessen quadratförmiger Steinfassung sich ein Blechschild zeigte, auf welchem zwei Männer mit Perrücken, langen Talaren und großen Büchern in den Händen, abgebildet waren, unter diesen Figuren stand das Wort: „Druckerey“. — Hier war also eine Stätte, von welcher Licht ausging und den Bewohnern Berlins sowohl, wie den weiter Entfernten in dem Kurfürstenthum Brandenburg strahlte. Der Besitzer dieses Etablissements war Herr Joachim Ringwald, der mit seinem Sohne Henning das Geschäft mit großem Glücke betrieb, obwohl es ihm schon zu jener Zeit nicht an Concurrenten fehlte.

Die Uhren auf der Petri- und Klosterkirche hatten bereits die siebente Abendstunde geschlagen, die Gehilfen und Hausleute des Herrn Ringwald waren schon über die Brücke in die Stadt gegangen, und der alte Buchdruckereibesitzer schickte sich an, sein Haus zu verlassen, um ebenfalls im Rathskeller von Alt-Köln den Abendkrug voll guten Ducksteiner Bieres zu leeren. Als der Hausherr, seinen runden Hut auf die weißen Locken gedrückt, das mächtige spanische Rohr mit versilbertem Knopfe ergriffen hatte, wendete er sich nach der Thüre, die auf den Flur führte, öffnete dieselbe und rief zwei Mal mit sonorer Stimme: „Christine, Christine!“ — „Ich komme gleich, Oheim!“ so schallte es als Antwort von der Treppe herab, bald darauf erschien auch die Person, welcher jene Stimme angehörte, in der geöffneten Thüre.

Es war ein junges Mädchen von achtzehn Jahren mit sehr heiterem, fast verschmitztem Antlitze, zierlich gewachsen, mit allerliebsten Händen und Füßen — eine derjenigen Erscheinungen, von denen man zu sagen pflegt, sie seien die gute Stunde, oder der Frohsinn in Person.

„Ihr geht, Oheim?“ sagte das hübsche Mädchen. „So ist es, Tina. Ich erwarte heute Abend noch im Rathskeller den Altschöffen Kuhne, wegen des Druckes der Verordnungen.“ — „Dann bleibt Ihr lange aus, Oheim?“ lachte das Mädchen. „Es heißt immer so, wenn Ihr lange ausbleiben wollt. Verordnungen, oder Verkündigungen oder Reden, die gedruckt werden.“ — „Still, Naseweis! Es ist heute ernsthaft — sehr ernsthaft. Na — ja nur um der Verordnungen willen kommen wir allerdings nicht zusammen, aber es geht Großes vor sich, Du weißt es auch. Man wird heute viel Neuigkeiten hören, vielleicht schwere, schlimme. Der gnädige Herr Kurfürst Friederikus Wilhelmus, den wir mit Recht den Großen nennen, soll in Potsdam am Sterben sein — neues Regiment steht uns bevor — Gott lenke alles zum Besten.“ — „Ich hab' wahrlich um den gnädigsten Kurfürsten Trauer genug im Herzen!“ sagte Christine, ihren hübschen Mund ein wenig verziehend. „Aber, daß es nach seinem Hinscheiden gar so schlimm werden sollte, das vermag ich nicht zu glauben. Ich bin zwar in den hohen, gelahrten Dingen, darinnen von Völkerregiment die Rede ist, nicht im geringsten erfahren, und ich kenne die großen Herren außer der Mark ja nur von der Chronika unserer Zeit her, die zu Frankfurt am Main gedruckt und mit Kupfern verziert ist, aber ich denke mir, unser Karprinz wird ein trefflicher Herr werden. Hat er Euch, Oheim, nicht selbst gar leutselig angeredet, als Ihr ihn mit den Bürgern bei seiner Hochzeitsfahrt begrüßt habt? und ist nicht seine Gemahlin die hochberühmte Sophie Charlotte, ein Muster aller weiblichen Tugend und zugleich ein Wunder an Gelehrsamkeit? nein — gebet Acht: die Künste, die Gelehrtheit — alles das wird blühen und damit zugleich die ehrsamen Buchdrucker.“

„Na — will's wünschen!“ sagte der Alte. „Ich werd's nicht lange mehr durchmachen, das neue Regiment. Henning kann sehen, wie er mit all den Leuten auskommt. Hoffentlich gut. Ich denke, er wird mit seiner Base schon die Wirthschaft und die Buchdruckerei, das Haus und den Garten unter Obhut halten, wenn sie mich ein Mal zum Thore hinaustragen. Wie? — hm?“ Er kniff bei diesen Worten in die frische Wange der hübschen Christine. Christine senkte den Blick zu Boden, zupfte ihre Schürze zurecht und seufzte leise, dabei schüttelte sie das Haupt.

„Du bist immer schnippisch und übellaunig, wenn ich auf den Henning zu sprechen komme!“ sagte der Alte, ärgerlich mit dem Rohrstock den Boden stampfend. „Weshalb denn? ist es nicht ein guter Junge? wie? was hast Du an ihm auszusetzen? ich habe Dir schon oft gesagt, daß es mein größter Wunsch ist, Euch beide noch vor meinem Ende in die Marienkirche geleiten und Eure Ehe dort einsegnen lassen zu können. Als ich nach dem Tode Deiner Eltern Dich ins Haus nahm, Tina — damals lebte meine gute, treue Dore noch — dachte ich, wenn ich Dein nettes Gesicht, von der dicken Kindermütze eingefaßt, ansah: das wird ein Mal für Henning eine ganze, wackere Frau — aber es ist wahrlich, als sollte man nicht die Lieblingswünsche erfüllt sehen, denn Du, Tina, scheinst für Henning gar nichts — nichts, das Geringste hier — unter „Deines Mieders Harnisch“, wie die Dichter sagen, schlagen zu fühlen!“

„Halt, Oheim!“ rief schnell das Mädchen, „da irrt Ihr Euch. Das habe ich nie ausgesprochen. Ich bin eine sehr gute Freundin von Henning, aber — —“.

„Nun aber? heraus damit! Steckt Dir vielleicht ein anderer im Kopfe — da sollte ja — nein, nein. Wenn's wäre, es wäre mir nicht eben lieb, aber meines Bruders Kind sollte nicht zu dem heiligen Ehestande gezwungen werden, wenn Du den Henning nicht liebst — ich will Dich nicht mit Gewalt unter die Haube bringen, nur thut mir's leid. Ich dachte, es sollte Euch beiden einst wohl sein hier im Hause zu Neu-Köln an der Spree.“

Der Alte war an das Fenster getreten und trommelte mit den Fingern die Scheiben. Christine trat leise zu ihm, legte ihre runden Arme auf seine Schultern, wobei sie sich freilich auf die Spitzen heben mußte, Ringwald drehte das Haupt herum und sah ihr wehmüthig lächelnd in die klaren Augen.

„Ihr müßt nicht also reden, Oheim!“ begann Christine. „Wer hat Euch denn gesagt, daß ich den Henning durchaus nicht will? frage ich noch ein Mal; aber es muß auch klar werden zwischen uns beiden. Henning ist ein hübscher, ganz gescheidter Junge, aber Oheim — frei heraus, Ihr seid zu nachsichtig gegen ihn.“ „Tina — ich?

ich wäre? —" „Zu nachsichtig gegen ihn! wiederhole ich noch ein Mal. Ihr seht ihm gar nicht auf die Finger. Weil er Euch zur Hand in der Druckerei, das Verbessern — wie nennt man es doch gleich?" — „Corrigiren, liebes Kind!" — „Also das Corrigiren gut versteht und dabei ein ganz tüchtiger Setzer ist, weil er gute Titel erfinden kann für die Leichenreden und Hochzeitswünsche, die hier gedruckt werden, meint Ihr, liebster Ohm, Henning müsse man immer die fünf gerade sein lassen, und daher schlägt der Musje über den Strang. Ich sehe alles, ich — mir macht keiner X für U; ich bin ein so rechtes, echtes und wohlbelobtes Berliner Kind, als nur irgend eines hier in den Straßen kurfürstlicher Residenz umherwandelt. Mir ist nichts unbekannt, was sich vor mir aufthut und nicht ein Gespenst oder ein Schemen — sondern von Fleisch und Bein ist. Henning ist auf dem besten Wege, ein Bruder Liederlich zu werden. Weshalb hängt er sich an den schlimmen, großmäuligen und verrufenen Burschen, der überall für den unlautersten Gesellen gilt, an den bösen Schreiber, den Delven?"

„Aha! — will's dahinaus!" sagte Ringwald, sich schnell umwendend, „mag sein, Du kannst schon Recht haben, der Delven ist ein toller Bursche, aber es hat sein Gutes, wenn Henning mit ihm verkehrt. Kommt ein Hochzeitscarmen zu machen — Delven reimt es in wenig Zeit zusammen. Ist ein Mord geschehen, ein Unglück in der Stadt, auf dem Wasser passirt und wir wollen ein fliegendes Blatt drucken lassen — Delven weiß den ganzen Hergang so trefflich zu setzen, daß neben der Relatio auch noch den Lesern ein Schauer über den Rücken läuft. Wie Anno sechszehnhundert und sechs und achtzig die Henne in Frankfurt an der Oder das schreckliche Sternenei gelegt hat, worauf die ganze Himmelskugel mit feuerrothen Punkten dargestellt gewesen, hat Delven eine Erklärung für uns dazu geschrieben, wie sie nur gewünscht werden konnte, und so nützet er noch vielerlei — freilich wenn Henning ihm nicht ganz in die Hände fiele, wär's besser."

„Weil Henning sich zu wenig selbst vertraut und nebenbei gern den Beschützer spielt!" eiferte Christine. „Der Delven ist nur ein Schreiberssohn, weiter nichts. Henning kann so gut schreiben, Verse machen, wie er —." Hierbei erröthete sie bis an die Wurzeln ihrer blonden Haare. „Verse, wie sie nicht besser im Pastor Fido zu treffen sind, das muß ich doch wissen!" „Ha — Du Tausendsappermenter!" lachte Ringwald, „seine Verse nimmst Du an — so ist er Dir doch nicht gleichgültig?" — „Je nun!" versetzte Christine schalkhaft. „Man muß doch auch etwas für des Oheims Geschäft thun. Ich bin, wie er sagt, seine Muse, seine Göttin, die ihn begeistert, und so lasse ich mir denn die Versemacherei gefallen, er soll sich üben, das ist vortheilhaft für sein Geschäft — er soll nicht immer den Delven schreiben lassen — er kann es eben so gut und braucht nachher den Schlemmer nicht noch im Bierhaus freizuhalten!"

„Kann sein, daß es nicht gut ist. Ich werde mich auf die Lauer legen — indessen, wenn Henning auch eines oder das andere kann — alles kann er doch nicht. Bei einem Scribenten sind, wie überall auch, die Gaben verschieden ausgetheilt — das verstehen die Weiber nicht so, nun — leb wohl! Sei freundlich zum Henning und hör ihn an. Ich gehe!" Er küßte Christine auf die Wange und trat durch die offene Stubenthür in den Hausflur. Christine folgte ihm. Zum Erstaunen beider standen sie hier einem Manne gegenüber, der durch die Hausthür auf den Flur getreten war und ohne Zweifel ihre Unterredung vollständig mit angehört hatte.

Dieser Eindringling war ein junger Mann in der Mitte der zwanziger Jahre, von schlankem, aber kräftigem Körperbau. Er hatte hochblonde Haare, die ihm in natürlichen Locken um den Kopf hingen, einen röthlichen Kinn- und Knebelbart. Sein Gesicht zeigte eine Mischung von Geist und Frechheit. Er trug schwarze Kleidung, an seinem Gürtel einen Federbecher und ein Dintenfaß, sowie ein kurzes Rappier mit stählerner Glocke. Als Ringwald und Christine ihm gegenüberstanden, verbeugte er sich mit einem spöttischen Lächeln sehr tief nach Cavaliersmode und sagte dann: „Ich spreche meinen ergebensten Dank Euer Ehren aus, daß Sie meine geringen Meriten also anerkennen, desgleichen danke ich der Jungfer Christine für ihr offenes Bekenntniß über mich — ich bin durchaus nicht böse, sondern gedenke, mich zu bessern, weshalb ich auch heute am Tage in die Dienste des würdigen Geheimenrathes, Herrn von Dankelmann, getreten bin!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

XII. Die Holzknechte in den deutschen Alpen.

Mein Federl aufm Huat
Do's thut si schön neig'n
Und wer kean Holzknecht nit kennt,
Dem will i oan jetzt zeig'n.
Altes Lied.

In nachfolgenden Zeilen will ich den Leser mit einem Stück Leben bekannt machen, von welchem ich sagen darf, daß es den Kreisen, welche zu lesen pflegen, bis heute ein verschlossenes Land ist. Die besonderen Schwierigkeiten, welche es der Natur der Sache nach hat, sich in diese Verhältnisse und Menschen einzudrängen, das scheinbar Handwerksmäßige und Prosaische der Hantirung mögen das in der Hauptsache verschulden. Wenigstens habe ich bei der Umschau in den zahllosen Büchern über unsere Alpen immer bemerkt, daß die Reiseschriftsteller, bei diesem Punkt angelangt, nie über allgemeine Redensarten hinauskommen. Man muß nicht wähnen, daß man nur einen Spaziergang in die Literatur zu unternehmen brauche, um in einer Camera Obscura zu stehen, in welcher sich die gesammte wirkliche Welt malt. So weit sind wir noch nicht. Ich bemühe mich, eine genaue Darstellung der Einzelnheiten aus dem Treiben dieser Männer zu geben. Ich werde, unmittelbar nach der lebendigen Bewegung aufgenommen, zeigen, wie sie leben, arbeiten und sich erholen.

Die Holzstube, auf dem Gebirge gelegen, ist für den Holzknecht dasselbe, was für den Soldaten die Kaserne. Dort oben wohnt er Monate lang, um sich den weiten Weg nach dem Thale zu ersparen, welchen er täglich zurücklegen müßte, wenn er von seinem Nachtlager nach dem „Schlage" gehen wollte. Solches geschieht nur einmal wöchentlich: am Montag in aller Frühe, wo er von den Erholungen des Sonntags unten wieder in seine Berge zurückkehrt. An diesem Tage kann man dem Holzknecht begegnen, wie er in der Dämmerung den Bergpfad ansteigt, mit seinem ledernen „Rucksack" beladen, der ihm an einem Riemen über dem Rücken hängt. In vielen Gegenden nennt man denselben Sack auch „Wochensack", weil der Knecht in ihm das mitnimmt, was er die Woche über braucht, Mehl, Brot, Schmalz und wer von ihnen besonders üppig leben will, wohl auch manchmal ein Stückchen „Geselchtes" (geräuchertes Schweinefleisch). Endlich ist die Hütte erreicht, und jetzt entwickelt sich ein eigenthümliches Bild vor unseren Augen.

Mitten in der geräumigen „Stube", an deren Wänden Bretter hinlaufen, die Schlafstätten der Knechte, erhebt sich der lange Herd, auf welchem bereits gewaltige Feuer prasseln, über denen Häfen mit siedendem Wasser stehen. So viel Knechte in der Hütte wohnen (die Genossenschaft heißt ein „Paß"), so viel Häfen sieden da. Das alles hat der „Gäumel" gethan. Mit der Eigenschaft des Gäumel beginnt und endet in den meisten Fällen das Holzknechtleben. Es ist entweder ein ganz junger Bursche, oder ein alter, ausgedienter Knecht, welcher dem „Paß" sein Hauswesen führt — Holz spaltet, Feuer macht und ihnen das Wasser siedet. Wehe ihm, wenn er vergessen hat, einem die Geschirre herzurichten! Die fünf Finger des Vernachlässigten senken sich auf sein lockiges Haupt und wühlen im Scheitel, daß seltsame Rufe dem Zaun der Zähne entfliehen!

Wenn der Knecht in die Holzstube tritt, nimmt er seinen Spitzhut ab — er würde mit ihm überall an die Decke stoßen, und bedeckt sein Haupt mit der landesüblichen Zipfelhaube. Der Anführer des Paß, der Meisterknecht oder Rottmeister, betet vor — und nun geht es an den flammenden Herd zum Bereiten der „Nocken".

Der Teig liegt auf einem Haufen in der Schüssel von Zirbenholz. Jetzt erhebt der Knecht seinen „Muaßa" — einen langen Holzstiel, dessen eines Ende zu einem tief ausgehöhlten Kochlöffel verarbeitet ist, während das andere Ende flach und breit ausgeht —



Holzknechtleben in den deutschen Alpen.

Originalzeichnung von G. Sundblad.

ballt mit dem gehöhlten Ende aus dem Teig von Wasser, Salz und Mehl Kugeln und wirft sie in den Hafen mit heißem Wasser, daß sie bald darin zitternd in die Höhe tanzen. Es sind ihrer meist acht.

Mittlerweile siedet in einer eisernen Pfanne Schmalz. Der Knecht ergreift nun wieder den oben gehöhlten Holzstiel, holt die verhärteten Nocken aus dem siedenden Wasser und wirft sie in das flüssige Schmalz, daß sie sich braun rösten. Es gewährt einen seltsamen Anblick, die Männer in langer Reihe so vor den Feuern stehen zu sehen, deren Glut bald unausstehlich wird. Jeder hält den langen Pfannenstiel an seinem äußersten Ende. Weil er wegen der Hitze nicht näher hinzugehen kann, schlägt er das Stielende oft an seinen rechten Schenkel, damit sich durch die Erschütterung die Nocken in der Pfanne rühren und nicht an ihren Wänden anbrennen. Hat dann der lange Bereitungsproceß endlich durch Verspeisen seinen Abschluß gefunden, so wird noch das Wasser in dem Hafen benutzt, in welchem die Nocken hart gesotten wurden. Sie schneiden Brot in die Brühe, in welcher Teigüberreste schwimmen oder gießen vom übrigen Schmalz daran.

Dann wird zur Arbeit aufgebrochen.

Bei warmen Wetter gehen sie hemdärmelig hinaus — eine Weste ohne Aermel, Lederhosen, grobe wollene Strümpfe und dicke, schwerbenagelte Schuhe bilden dann ihre Bekleidung. Bei kühlem und stürmischem Wetter kommt eine kurze Wolljacke und ein Wettermantel dazu. Diesen, aus schwerem Wollenstoff gefertigt, werfen sie in die Lohe, damit er „ledern" wird, braun, lohfarbig, wasserdicht.

Zur gewöhnlichen Ausrüstung, welche sie immer in der Stube aufbewahrt liegen lassen, gehört das Griesbeil, ein schmales Beil mit rechtwinklig darauf stehender eiserner Spitze und eine Krummsäge, Walderfag'n, welche an einer über die Brust laufenden Schnur getragen wird. Eine krumme Holzleiste, in der Mitte so eingekerbt, daß die Zähne hineinpassen, dient ihr als Scheide.

Die Arbeit wird fast stets paarweise, von zweien in Angriff genommen. Der eine nennt den andern seinen Gespann.

Beginnen wir mit dem Fällen der Bäume im „Schlag". Zuerst hauen die beiden eine tiefe Kerbe (Spahn) in den Stamm. Dann setzen sie auf der anderen Seite ihre Säge an und sägen, bis der Baum abgeschnitten umstürzt. Auf ebenem oder wenig abschüssigem Boden ist das keine schwere Anstrengung, wohl aber auf Vorsprüngen von Felswänden, von wo oft eine einzelne schlanke Lärche oder Fichte geholt werden muß. Da müssen sie sich nicht selten schwere Steigeisen anlegen, damit sie am steilen Abhang während der Arbeit nicht stürzen und sich noch wohl vorsehen, daß der umfallende Baum auf dem winzigen Felsenantritt keinen von ihnen in die Tiefe hinabschlägt.

Liegt der Baum endlich auf dem Boden und sind die Aeste abgeschnitten, so handelt es sich um die Bestimmung des Stammes. Ist dieser zu Bauholz bestimmt, so bleibt er in seiner ganzen Länge liegen oder wird höchstens roh zugehackt, daß die viereckige Balkenform nothdürftig hervortritt. Zur Zeit des Bedarfes schleift man den Stamm durch die Kraft von Menschen oder Zugthieren, bindet ihn auf einen Karren, der nur vorne Räder hat oder zerrt ihn mit Seilen weiter oder läßt ihn auf einem Schlitten hinabgleiten — je nach Bodenbeschaffenheit und Jahreszeit. Am schwierigsten erscheint der Transport, wenn der Stamm am Rande oder auf dem Vorsprunge einer Wand liegt. Dann wird er an seinem dicken Ende mit einem Seil fest umwickelt, welches man auf der entgegengesetzten Seite drei Mal um einen anderen starken Baum oder einen Felsblock schlingt. So schwebt der Baum in der Luft über die Felsen hinab, bis er eine Stelle erreicht, von welcher man ihn auf eine der angegebenen Arten hinabbringen kann. Indessen sucht man diese Beförderungsweise über die Wände, das „Anseilen", möglichst zu vermeiden, weil sie durch die Abnutzung kostspieliger Stricke zu theuer kommt. Stämme, welche sich zum Bretterschneiden eignen, sind die gesuchtesten, weil aus ihnen am meisten Geld gelöst wird. Diese nun werden zunächst der Rinden entkleidet, damit sich während ihres Lagerns der Borkenkäfer nicht einniste und die Fäulniß keinen Halt gewinne. Dann bleiben sie liegen und warten auf den Winter, die glatte Schneebahn, auf welcher sie meist von Zugthieren ihrer Bestimmung entgegengeschleift werden.

Der Schnee des Winters ist überhaupt, wie wir auch bei der Hantirung der Holzknechte mit dem Brennholz sehen werden, für die Holzarbeiter so nothwendig, wie für den Egypter das Ueberschwellen seines Stromes. Er gleicht die Unebenheiten der Hänge aus und läßt den Schlitten zu, das bequemste aller Beförderungsmittel. Nichts fürchtet der Bergbewohner so, als einen schneelosen Winter. In einem solchen kann nicht der dritte Theil der gewöhnlichen Holzmenge herabgebracht werden. Die Leute können auf den Bergen nicht arbeiten, Sägmühlen und Flößer müssen nahezu feiern — Verdienstlosigkeit ist die Folge solch milder Launen des Wetters.

Für den Bedarf der Menschen, insbesondere der Salzsudwerke und anderer Werkstätten der Betriebsamkeit, hat das Brennholz die meiste Bedeutung. Es werden zunächst aus den Stämmen Abschnitte von sechs Fuß Länge gesägt und gespalten. Ist die Lage zum Hinabbringen günstig, so spaltet (kliebt) man es wohl noch kleiner an den „Klub"-Plätzen.

Zu solchen steigt dann der Holzknecht im Winter hinauf. Er hat seinen Schlitten, eine eiserne Kette und einen Strick auf dem Rücken. Dieser Schlitten muß so beschaffen sein, daß er bergaufwärts getragen werden kann. Auf dem Holzplatze angelangt, ladet er, wenn der zu durchfahrende Abhang steil, wenig, — wenn er sanfter ist, mehr Scheiter auf seinen Schlitten und befestigt sie mit Kette und Strick. Dann stellt er sich mit den Füßen auf je eines der beiden „Hörner", Schnäbel, des Schlittens und saust mit seiner Last den Berg hinab. Die Schnelligkeit kann er durch eine hinten angebrachte „Eisenkralle" hemmen, deren Zähne sich in den Boden schlagen, wenn er auf eine damit in Verbindung stehende Stange tritt. Doch besorgt das Hemmen auch oft sein Genosse, der hinten auf dem Schlitten aufsteht. Eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Beförderung der Brennholzscheiter sind die „Rißen".

Unter Rißen versteht man im Gebirge breite Prügelbahnen an einem Bergabhange, der mit großen Scheitern so gepflastert ist, daß das darauf geworfene Holz über sie hinabkollert. Verlohnt es der Mühe, das heißt, bieten die umgebenden Wälder so viele und so nachhaltige Ausbeute, daß eine kostspieligere Anlage gedeckt erscheint, dann baut man die Rißen so, daß Wasser darüber hinabgeleitet werden kann. In diesem Falle müssen die Unterlagsbalken fest aneinander schließen und die Zwischenräume mit Moos verstopft sein, damit das Wasser nicht durchsickert, sondern die hineingeworfene Scheiter rasch die jähe Bahn hinabschwemmt.

Auf Abhängen, welche nur wenig Ertrag geben können, begnügt man sich, große Scheiter einfach hart neben einander zu legen und die Steigerung der Abschüssigkeit dieser Bahn vom gefrorenen Regenwasser, Glatteis und Schneekrusten zu erwarten.

Ehe die Scheiter an den oberen Rand der Riß gelangen, müssen sie meistens von ihren Standplätzen aus die sogenannten „Erdgefährten" hinabrutschen. Der Holzknecht pickt oben die herumliegenden Scheiter mit seinem Griesbeil auf und wirft, „pirscht", sie den steilen Hang hinunter, von wo sie springend den ebenen Absatz hart oberhalb der Riß, die „Bühne", erreichen.

Hier stehen seine Kameraden und wiederholen dasselbe Gebahren. Das schwerste der Klafterscheiter, von ihren gewaltigen Luftsprüngen, Drehlinge (Drahlinge) genannt, wird zuerst in die Riß hinabgeworfen, um im Schnee den anderen Bahn zu machen. Bleibt dies, vom Schnee aufgehalten, träge auf halbem Wege liegen, so wird es bald von einem nachgesendeten zu weiterer Bewegung aufgemuntert. Dann folgt Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag, bis der ganze Scheiterberg hinabgestürzt ist. Unten werden die Hölzer von dem „Auswurf" empfangen, von mehreren dicken Baumstämmen, die im Boden stecken und nach aufwärts gebogen dastehen, damit keines der Scheiter weiter springt und sich die herabrollende Masse nicht auf einem zu großen Raume zerstreue. Unten picken wieder Holzknechte mit Griesbeilen den Scheiterberg auseinander. Sie werden entweder bis auf weiteres aufgeschichtet, oder in einen Triftbach geworfen, oder vom Zugvieh fortgeschleppt.

Jenes Getöse der über die Rißen hinabstürzenden Scheiter ist es, welches dem Reisenden in einsamer Bergschlucht oft vernehmlich wird, wie ferner Schlachtendonner.

Indessen ist es Zeit, unsere Knechte von der Arbeit weg in die Holzstube zurückzubegleiten, wo sie von ihrem sauren Tagewerk ausruhen. Schon lodert wieder die Flamme, vom Gäumel angezündet. Manchmal langt er auf die zwei schweren Stangen, die über dem Herd befestigt sind, die „Widozen". Dort liegt das Holz, damit es dürr wird. Von diesen zieht er es herab und schürt vorsorglich das Feuer, welches abermals „Nocken" gar machen soll.

Ist die Luft draußen mild, so wird vor der Hütte, unter dem „Schopfen", einem Vordach, zu Abend gespeist, dort rauscht der Brunnen und stehen behagliche Bänke. Das Getränke bei dieser Unterhaltung ist meist lauteres Quellwasser.

Indessen gibt auch der eine oder andere manchmal seinen Branntwein herum und dann wird „tabakelt" (in Gesellschaft geraucht), ein Genuß, neben welchem sich unsere Leute gerne der Gedanken an andere Freuden entschlagen. Das Gespräch erstreckt sich auf manche Vorfälle bei der Arbeit oder auf die Jagd, von welcher mancher der Gesellen ein heimlicher Liebhaber ist. Das Stroh seiner Schlafstelle in der Stube könnte davon zeugen — dort ruhen die Büchsen, bis sie hervorgeholt werden, wenn der laue Sommerabend zum „Anstand" lockt. Im angrenzenden Salzburg, wo ein großer Theil der Bevölkerung dem Interesse an Gegenständen von mehr allgemeiner Bedeutung zugänglicher ist, habe ich öfter gehört, wie Holzknechte sich über Politik und Gemeindeangelegenheiten unterhielten — in Baiern bleiben sie bei ihrem Leisten. Ist die Stimmung recht heiter geworden, so ertönt wohl auch die anspruchslose Musik der Mundharmonika und dazu Almenlieder und Jauchzer. Während aber die älteren bereits gähnen und sich rüsten, auf die „Grat" zur Ruhe zu gehen, während sie schon ihr Stroh aufbetten oder auch ihr „Rasch" (das lange Gras, wie es in den Schlagen wächst) und den Wettermantel herablangen, der ihnen als Zudecke dienen soll, sinnen die jüngeren Knechte auf Abenteuer. Der Künstler hat schalkhafter Weise die Darstellung dieser beliebtesten ihrer Erholungen zum hervorragendsten Tableau unserer Bilderreihe gewählt. Jeder weiß seine Almenhütte, deren Inwohnerin längst auf Besuch wartet. Da schnitzt er Spähne zum Feueranmachen, zackt sie am Rande schön aus und nimmt einen ganzen „Buschen" oder „Burden" davon mit, um ihn seinem Mädchen als Geschenk zu Füßen zu legen. Die Almerinnen schauen stolz auf ihren Spähnereichthum, weil, je größer der Spahnhaufen, desto größer die Anzahl ihrer Verehrer ist, welche ihnen die sauber zugeschnittenen Hölzer bringen. Aus Erkenntlichkeit wird für den Besuch ein Schmarren gekocht. Unter scherzhaften Reden und Singen vergeht die halbe Nacht, und oft steht die lichte Sonne schon wieder auf dem östlichen Gebirge, wenn sie sich trennen, um an ihre Arbeiten zu gehen.

So verrinnt die Woche, und es kommt der Samstag heran, an welchem jeder sich der Rückkehr ins Thal und zu den Seinen freut. Gleich nach dem Essen wird der Rücksack gepackt und dann geht's hinab, der Ruhe und dem — Wirthshaus zu. Was einer findet, Beeren, schöne Schwämme, seltene Alpenblumen, nimmt er aus der Höhe mit hinab, und fast alle tragen einen „Buschen" Holzspähne bei sich, die sie unten verschenken. An solchen Abenden wird die „Methbank" (wie einst die Germanen sagten) selten verlassen, ohne daß das Gegentheil jener Schäferscenen auf der Alm stattgefunden hätte — Büschel von Haaren bedecken nicht selten die Wahlstatt. Doch es ergeht diesen, wie den Helden Wallhalls — wenn die Zeit um ist, sitzen die Gefallenen wieder beim friedlichen Alkrug und trinken mit den Feinden, welche nie aufgehört haben, ihre Freunde zu sein.

Manche von ihnen begleiten die Stämme, an welche sie auf den wolkigen Gipfeln ihre Axt gelegt haben, als Flößer bis hinaus in das laute Treiben der Welt. Das ist wieder ein ganz eigenes Leben auf den Balken, die den grünen Strom hinabschwimmen, mit dessen Schilderung man wohl den Raum mehrerer Nummern dieser Zeitschrift füllen könnte. Diese letzte Episode des Lebens des Holzknechtes mit den Säulen seines Bergwaldes deutet der Künstler noch in der untersten Abtheilung seiner Zeichnung an. Schon schäumen die milchweißen Wehren des quellenreichen Thalkirchen und über die Kiesinseln des Stromes winkt den Reisenden der zweithürmige Dom Münchens. Bald sehen wir die Flößer wieder, ihr Beil auf dem Rücken, dieselbe Strecke langsam zu Fuß zurückwandern, die sie, von den hereinschlagenden Wellen angenäßt, mit ihrem Fahrzeug auf dem unbändigen Alpenwasser durchflogen haben.

Es ist einleuchtend, daß Menschen, welche fast das ganze Jahr über in solcher Luft, bei solcher Arbeit, unter solchen Gefahren leben, — Zeuge der Gefahren, die zahllosen „Marterln," welche die Geschichte von einem verunglückten Holzknecht darstellen, — gesund und muthig werden müssen.

Und es ist in der That ein derbes, wackres, treuherziges Geschlecht. Ich bin oft stundenlang mit einer der braunen Gestalten durch die Bergwälder gegangen und in die steilen Schläge hinaufgeklettert und habe stets gefunden, daß der Schweiß ihres mühseligen Daseins am ächten Menschen nichts verkümmert hat. Ihre Unerschrockenheit und Tapferkeit sind unbeschreiblich. Beim „Tabakeln" kommen Heldengedichte zum Vorschein, welchen nur der formende, gestaltende Dichter fehlte. Sie sind die wahren „travailleurs des Alpes" und aus ihrem Treiben möchte ein Roman zusammengeschmiedet werden, von dessen Wirksamkeit sich um so mehr erwarten ließe, je mehr der Poet den Gegenstand blos abschriebe, und je weniger er von den Gebilden seines eigenen Vorstellungsvermögens hineinmengte. Solche Naturscenen und Lebensbilder bedürfen keiner excentrischen Ausschmückung, um eine im einzelnen fast ungeahnte Welt voll Herrlichkeit und Kraft darzustellen.

Die Jäger nenne ich vor allem, welche voll des Lobes der harten Männer sind. Wenn es gilt, Gemsen auf unzugänglichen Steigen zu treiben, hinabgestürztes Wild aus Schluchten zu holen, da denken sie zuerst an ihre Verbündeten, die Holzknechte. Es war bei der prasselnden Flamme einer „Stube," als einer von ihnen, der Meisterknecht, einem aufmerksamen Zuhörerkreis eine kleine Geschichte von Adlern erzählte, in die einer seiner Arbeitsgenossen verflochten war, und die ich zum Schlusse auch dem Leser mittheilen will.

Ein Forstwart am See unten, berichtete er, nahm öfter zwei riesige Adler wahr, welche hoch über die Flut an den Wänden hinzogen. Manchmal flogen sie gegen den Schwarzkopf, manchmal gegen den Seekogel hinüber, und es verging längere Zeit, bis es augenscheinlich war, daß sie ihren Horst an den „Rauhen Wänden" beim Seekogel hatten. Der Forstwart nahm sich einen Gehilfen, der den Muth hatte, sich an einem Seil soweit herabzulassen, bis ein weiteres Vordringen gegen den Horst hinunter unmöglich schien. Dort legte er ein Tellereisen, in welchem sich ein weißer Hahn befand, der mit Wasser und Futter versehen wurde. Nach wenigen Tagen verstummte sein Krähen, der Jagdgehilfe ließ sich wieder hinab und sah den Adler im Eisen, dem der eine Fuß zerquetscht war — dem Hahn hatte er mit einem Griff seiner Krallen den halben Leib weggerissen. Mit gewaltiger Mühe ward der verwundete Vogel heraufgebracht. Es blieb nichts übrig, als ihn zu erstechen.

Nach wenigen Tagen legte der Gehilfe ein neues Eisen, um auch das Weibchen zu fangen. Das Thier stak ebenfalls mit dem Fuße im Eisen, doch war derselbe nicht gebrochen. Während der Mann mit ihm am Seile heraufgezogen wurde, zerriß es ihm seine dicke Joppe und seine Weste, daß ihm das Blut den Leib hinabtroff. Es maß sieben Schuh zwei Zoll mit ausgespannten Flügeln.

Das Junge aus dem Horst zu holen, dazu wollte sich niemand verstehen. Ein Felsblock sprang gerade über dem Loch, in welchem es sich befinden mußte, an die zwei Klafter weit in die über dem Abgrund fließende, durchdunkelte Luft hinaus. Wie sollte man unter diesem durch nach dem Neste kommen, und lief das Seil bei Versuchen, sich einwärts anzunähern, nicht Gefahr, an den schneidigen Kanten des vorstehenden Blockes durchsägt zu werden? Aber Klasei, ein Holzknecht, wagte es. Man schlang oben ein dickes Seil um die äußerste Fichte am Abgrund, und er schwebte mit seinem Griesbeil bewaffnet hinab. Immer schwächer drang sein Ruf: „Nachlassen!" aus dem Schlund herauf, so oft eine Legföhre ihm den Weg sperrte. Endlich hing er über dem Abgrund, gerade dem Loch gegenüber. Er ritt auf einem Kreuzholz, war mit Riemen ans Seil festgeschnallt und fürchtete nichts. Er hackte sich mit dem vorgestrecktem Griesbeil an der Wand fest, zog sich damit zum Horste hinüber und nahm den Adler. Ein Jubelgeschrei verkündete denen oben das Gelingen. In seiner Freude zerstörte er die ganze Barrikade des Horstes: die Legföhrenstämme und Prügel. Was an getödteten Thieren drinnen lag, warf er in den Abgrund. Glücklich gelangte er mit dem Jungen hinauf, bei dessen Anblick die eingesperrte Alte ein klägliches Kreischen ausstieß. Man brachte beide in einen Stall; einige Tage nachher wurde die Mutter von ihrem Sprößling aufgefressen.

Klasei aber erreichte auf einem andern Wege den Abgrund, in welchen er die aus dem Adlerhorst genommenen Thiere geworfen hatte. Er fand sie mit leichter Mühe wieder. Es waren die Ueberreste eines weißen Berghasen, ein Bromhendel (Auerhenne) und ein Schildhahnl (Birkhahn). Der Gestank der Adlerhöhle, der ihm noch in der Nase lag, hinderte ihn nicht, sie auf der „Stube" mit größtem Behagen zu verspeisen.

Noé.

Bürgers Lenore und der Göttinger Hainbund.

Ein Charakterbild aus der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur.

Ein ziemlich unerquicklicher Augustabend war im Jahre 1773 über die Universitätsstadt Göttingen hereingebrochen. Der Regen, und zwar nicht ein lauer Sommerschauer, sondern kalt und unfreundlich, hüllte die hohen Häusergiebel ein, die den Marktplatz umgeben; das alterthümliche Rathhaus und die dahinter hervorlugenden Thürme der Johanniskirche waren durch den Nebel kaum zu erkennen; dem Rathhaus gegenüber war das Haus, wo der Commandant der Stadt wohnte, in der ersten Etage hell erleuchtet; der gastfreie Bewohner hatte die Professorenfamilien seiner Gewohnheit gemäß zu einem musikalischen Abendkränzchen eingeladen, und die durch den scharfen Wind gebrochenen Töne einer Instrumentalmusik tönten in einzelnen Accorden über den leeren Platz hin. Trotz des Sommers hatte sich der einzige Fußgänger, der über das holprige Pflaster dahinschlich und vor dem erleuchteten Hause stillstand, in einen warmen Ueberwurf gehüllt, mit dem er sein Gesicht gegen den Sprühregen schützte. Es war ein kleiner, wohlproportionirter Mann, den man sogar beleibt nennen konnte, mit einem runden, von Freundlichkeit und Gutmüthigkeit strahlenden Gesicht, in dem man jedoch lesen konnte, daß seinem Träger Geist und Witz nicht abging. Unbemerkt von ihm hatte sich von hinten, als er eben nach den strahlenden Fenstern aufschaute, ein anderer eiliger Wanderer genähert, der ihn aufmerksam einige Minuten betrachtete, dann aber, als er seiner Sache gewiß geworden, mit einem kräftigen Schlag auf die Schulter aus seinen Träumereien riß. Der also Aufgeschreckte wandte sich rasch um und hatte schon eine verwunderte Frage nach dem Begehren des ungestümen Ankömmlings auf der Lippe, als ihn ein kräftiges: Guten Abend, Boie! entgegentönte, und zugleich ein Paar lange Arme sich um seinen Hals warfen.

„Gerechter Himmel, Gotter! Wie kommst Du so unvermuthet hergeschneit?"

„Die Post, alter Junge, hat mich in die alma mater hereingeschleppt, wenn anders Du der Schnecke, die mich bald zur Verzweiflung gebracht, diesen ehrenvollen Namen zugestehen willst. Eben hat mich ihr Riesenbauch ausgespieen, und ich war im Begriffe Dich aufzusuchen, als mich mein guter Stern Deine schwer zu verkennende Gestalt im Lichte der strahlenden Fenster erblicken ließ. Bist Du etwa gar zu der langweiligen Soirée eingeladen, die wir sonst so gründlich zu verspotten pflegten."

„Gott sei Dank, nein, alter Freund, wo die academischen Zöpfe gravitätisch wackeln, ist meine Stelle nicht, jetzt so wenig, wie früher. Ich bin auf dem Wege nach Hause, und wenn Du nicht mehr Lust hast, in diesem herrlichen Wetter eine Promenade um den Wall zu machen, so komm mit; ich wohne jetzt auf der oberen Masch, und ein Paar Schritte bringen uns heim."

Arm in Arm gingen die beiden Freunde um die alte Kirche herum, an der Bibliothek und dem Concilienhause hin, und bogen in die Allee und von da in die obere Masch ein, wo Boie sein Quartier hatte. Gleicher schriftstellerischer Zweck und Trieb hatte die beiden früher in Göttingen zusammengeführt, gemeinsam hatten sie den Göttinger Musenalmanach begründet, der sich bald Anerkennung und Theilnahme in weiten Kreisen verschafft hatte und der Sammelpunkt jüngerer talentvoller Dichter geworden war, welche mit regem Eifer und sprudelndem Geiste der alten, von Gottsched und der Leipziger Schule vertretenen, den Franzosen nachgeahmten Steifheit entgegentraten und, an die classische Literatur und die englische Poesie, besonders Shakespeare sich anlehnend, eine neue Zeit vaterländischer, freisinniger Literatur herbeizuführen sich bestrebten. Gotter hatte 1769 Göttingen verlassen und seinem Freunde Boie das begonnene Werk zu alleiniger Fortführung übergeben, ohne aber sich ganz von ihm loszusagen oder sein Interesse daran zu verlieren. Als sie in Boies Stube angelangt und die ersten Begrüßungen vorüber waren, hub Gotter an:

„Nun, lieber, alter Freund, erzähle, und zwar zuerst von Dir; was machst Du? was treibst Du? wie geht Dir's?"

„Was ich mache," erwiderte Boie, „was ich immer gethan; ich hofmeistere eine Anzahl reicher, junger Engländer, die mich honnett bezahlen, so daß ich mein gutes Auskommen habe, und nebenbei reite ich mein altes Steckenpferd, ich wittere Talente und Genies aus, ziehe sie womöglich in meine Nähe, unterstütze sie, soviel ich kann, beute sie für unsern Almanach aus und stehe mit der halben Welt, mit allen Schriftstellern und Dichtern in lebhafter Correspondenz, die mir so viel Zeit wegnimmt, daß ich gerade genug zu thun habe."

„Also der Alte geblieben," sprach Gotter, „und doch wohl nicht ganz der Alte. Ich habe ein Vöglein wunderbare Dinge singen hören; mein herziger, gutmüthiger, toleranter Boie, der sich mit aller Welt vertrug, hat sich ziemlich mit aller Welt entzweit, ist ein Franzosenfresser, ein rasender Barde, ein Republikaner geworden und erfüllt die Welt mit teutonischem Gebrüll, daß ihr die Ohren gellen!"

„Hast Du auch von den abgeschmackten Märchen gehört, die über uns herumgetragen werden? Nun ja, ich gestehe, eine Wandlung unseres Geschmacks ist eingetreten; von den französischen Windbeuteln, à la Wieland, und den steifen Nachtretern der Gallier, à la Gottsched und Gellert, sind wir gründlich los und haben uns sogar mit ihnen in offene Fehde gesetzt und an Deutschlands größten und vaterländischsten Dichter, an Klopstock, angeschlossen, aber sonst sind wir die alten redlichen Seelen, nur ein wenig deutscher geworden."

„Das ist's eben, was ich Dir sagen wollte! Du warst doch sonst mit allen denen, die Du jetzt verdammst, gut Freund, und hattest ein allseitiges Urtheil, nun aber bist Du ganz in die Einseitigkeit des modernen Bardenunfugs hineinverrannt, und unser letzter Almanach ist ja ein offener Fehdebrief, den Du der ganzen bisherigen Literatur ins Gesicht geschleudert. Du willst alle Welt reformiren, ich erkenne Dich nicht wieder, solch ein Sturmgeist ist über Dich gekommen."

„Wahr, und doch nicht ganz so, wie Du sagst, alter Freund! Ich selbst habe mich wenig verändert und stehe mit den alten Genossen noch in ganz leidlichem Vernehmen. Aber der Kreis jüngerer Dichter, die sich um mich geschart, die sind allerdings eine tobende Rotte, besonders seit Voß und die Stolberge hier sind. Ich bin das besänftigende Element und habe deshalb das Präsidium des neuen Bundes nicht niedergelegt, das man mir einstimmig zuerkannt, um ihrer Berserkerwuth einen Zügel anzulegen. Aber ich gestehe Dir's, die jugendlichen Titanen wachsen mir über den Kopf, und ich bin in einen Strom gerathen, der mich unwiderstehlich mit fortreißt. Aber ich schwimme nicht ungern mit; es bricht eine neue, schönere Zeit der deutschen Literatur herein; o, es sind da herrliche Kräfte, werth des großen Klopstock, werth seine Riesenideen fördern zu helfen; Du wirst sie kennen lernen, Du wirst sie lieben lernen, Gotter, meinen Voß, meinen Hahn, meinen Miller, meine Stolberge &c., und wirst uns die Hand reichen zum großen Werke der Regeneration unserer verkommenen Literatur!"

„Ja, das hoffe ich und wünsche ich, alter Freund; ich bin expreß deshalb hergekommen, um Euch in Eurem Treiben, über das die Welt schreit, zu belauschen und zu sehen, mit eigenen Augen zu sehen, was ich davon zu halten habe. Aber erst will ich prüfen, und behalte mir vor, ob ich Lust habe, mich in das tolle Gewirr Eures Bardenwesens mit hineinreißen zu lassen. Zunächst erzähle mir etwas von Eurem berüchtigten Hainbunde. Du weißt gar nicht, was für Fabeln über Euch die Welt durchlaufen!"

„Ich weiß es, alter Freund; sie sind zum größten Theile hier entstanden und verdanken ihr Dasein den gelehrten Zöpfen, die für ihre miserable Existenz bangen, wenn unsere junge Begeisterung durchdringt. In den hiesigen Professorenkreisen ist es ausgeheckt und in die Welt posaunt worden, wir seien eine Schar von nahezu 400 jungen Wütherichen, die sich, mit Eichenkränzen belaubt, nächtlicher Weile nach Art der Hexen auf dem Ochsenberge (Gott weiß, wo dieser neue Blocksberg liegt) versammeln, in Ziegenhäute gehüllt, mit riesenhaften, irdenen Krügen, woraus wir das Bier eimerweise saufen und unter Bardengebrüll nächtliche Kriegstänze ausführen. Solche Alfanzereien wirst Du gehört haben."

„Das und dem ähnliches; und in solcher Weise steht Euch die ganze ehrenwerthe Universität gegenüber?"

„Nicht die ganze, zu ihrer Ehre sei's gesagt; nur die alten zunftmäßigen Zöpfe; doch gibt's auch eine Anzahl freierer Seelen; da ist Kästner, der hält's ehrlich mit uns, und hat uns sogar die Mitgliedschaft in der von ihm geleiteten Deutschen Gesellschaft angetragen.

Da sind die Doctoren Miller, Feder und Gatterer, die stellen sich freundlich zu uns. Aber die anderen möchten uns lieber verbrennen, und spritzen ihr Gift auf alle Weise gegen uns aus. Aber es hilft ihnen nichts, die Welt fällt uns zu, wir werden sie siegreich unter die Füße treten."

„Na, laß das, und erzähle mir lieber ordentlich, wie sich alles gestaltet hat, und was Ihr gethan, solchen herrlichen Leumund zu verdienen?"

„Das sollst Du hören, Bruderherz, und wirst ersehen, daß die Sache bei weitem nicht so schlimm ist, als man sie verschreit und daß mir namentlich die geringste Schuld an dem, was sich ereignet, zuzuschreiben ist. Du weißt, daß es meine Leidenschaft ist, junge Talente an mich zu ziehen und sie mit Rath und That so kräftig als möglich zu unterstützen, daß sie freien Flug erhalten. Zuerst schloß sich Voß mir an, dem ich aus seinem mecklenburgischen Elende nach Göttingen verhalf, und der damals noch ganz ruhig und vernünftig war und mit mir harmonirte. Er schwärmte noch für Wieland. Später kam Cramer, der einen starken Klopstockscultus schon aus seinem väterlichen Hause mitbrachte und ihn als den größten vaterländischen Dichter, der Freiheit und Volksthümlichkeit vertrete und die Kunst des deutschen Liedes auf den Gipfel gehoben, verehrte. Er fand in Hahn bald Einen womöglich noch glühenderen Genossen, der Oel ins Feuer goß und den Haß gegen die Franzosen und die ihnen nachahmenden Dichterschulen schürte. Von diesen ward Voß ganz eingenommen und ging bald noch weiter, als sie. Die übrigen, die sich um uns sammelten, Miller, Hölty, Wehrs, Esmarch, lassen sich in ihrer weichen Weise ganz von diesen beherrschen und schwärmen mit. Dazu kamen jüngst die beiden Stolberge, deren jüngster die übrigen an Freiheitsglut, Vaterlandsliebe und Franzosenhaß noch weit hinter sich läßt und trotz seines hohen Adels für Gleichheit und Brüderlichkeit schwärmt und mit allen fraternisirt. So wuchs der Enthusiasmus von Tage zu Tage, und einer steckte den andern immer mehr an. Cramer war ihnen bald zu aristokratisch, und weil er geborner Däne ist, zweifelten sie an seiner Deutschheit; sie haben ihn hinausgerissen; selbst Du, Bruderherz, obgleich sie Dich lieben und ehren, bist ihnen in Deinen Liedern zu leicht und wielandisch. Ich habe immer gesucht, wider den Ueberschwang zu halten und vieles zu mäßigen, und es ist mir geglückt. Aber man muß den Geist gewähren lassen, ich sage Dir, er ist gewaltig und wird einen großen Rumor anrichten, der für die Literatur nur segensreich sein kann. So war die Stimmung, als eines Tages, es war am 13. September vor einem Jahre, die ganze Schar in mein Zimmer stürmt und mit jubelndem Enthusiasmus mir ankündigt, daß der große Dichterbund zu Deutschlands Erhebung geschlossen sei. Voß, Miller, sein Bruder, Wehrs, Hölty und Hahn hatten am vorhergehenden Tage einen Spaziergang in die Nachbarschaft gemacht und brachten den Abend in einem reizenden Thälchen zu. Hier im Eichenwalde bei Vollmondsschein ersahen sie sich eine Eiche zum Bundesbaume aus, schmückten ihre Hüte mit seinen Zweigen, legten sie um den Stamm und tanzten mit verschlungenen Händen einen Bundesreigen darum. Der Bund ward für geschlossen erklärt und Mond und Sterne zu Zeugen ewiger Treue und Freundschaft angerufen. Sie warfen das Loos um den Vorsitz, und es traf auf Voß, der aber die Ehre ablehnte und forderte, daß mir diese Würde zuertheilt werden müßte. Das fand allgemeinen Beifall, und was sollte ich thun? Ich mußte, der Bundessitte gemäß, einen altdeutschen Bardennamen annehmen und bin nun als Barde Werdomar Vorsitzender des Hainbundes. Hauptgesetz ist die unbedingte Aufrichtigkeit der Bundesglieder unter einander; jeden Sonnabend um 4 Uhr kommen wir wechselsweise bei einem der Mitglieder zusammen und recensiren uns gegenseitig unsere Gedichte mit größtem Ernste und unerbittlicher Strenge. Was die Feuerprobe bestanden, kommt in ein großes, schwarzes Buch, mit vergoldetem Ledereinband, welches das Bundesbuch heißt. Klopstocks Oden und Ramlers Gedichte liegen auf dem Tische, und aus ihnen wird zum Anfange als Vor- und Musterbild ein Gedicht vorgelesen. Dabei trinken wir gemüthlich eine Tasse Kaffee, und wer raucht, setzt seine Pfeife in Brand. Das Bundesbuch bildet nun die kostbare, unerschöpfliche Schatzkammer für unsern Almanach; Du wirst Dich freuen, welch eine Menge der trefflichsten Poesien darin noch der Veröffentlichung harren."

„Das habe ich alles ungefähr so gehört!" entgegnete rasch einfallend Gotter, der mit gespannter Aufmerksamkeit dem Bericht gefolgt war. „Aber Ihr müßt in diesem Jahre ein Paar tolle Hexenfeste losgelassen haben, die überall mit den gehässigsten Farben ausgemalt in der gebildeten Welt die Runde machen."

„Das waren ein Paar Festabende, wo der Becher ein wenig überschäumte. Ein uns befreundeter Schriftsteller, Ewald, gab seinen Abschiedsschmauß, wozu er uns und einige andere Freunde eingeladen hatte. Wir hatten tüchtig gezecht, und die Köpfe waren warm geworden; mich als Werdomar hatten sie obenan auf einen bekränzten Lehnstuhl gesetzt, und wir trugen sämmtlich als Barden Eichenkränze auf dem Haupte. Ich erhub mein Glas und brachte Klopstocks Gesundheit aus; jeder sprach feierlich, mit langsamer Betonung den großen Namen aus und trank sein Glas aus. Nun folgte eine ganze Reihe von Trinksprüchen auf unsere großen Geister, doch keiner wurde mit solcher Begeisterung getrunken, als der seine. Mein Nebenmann nannte Ramler, dann erschollen Gleims, Lessings, Uzens, Weißens, Gerstenbergs, Geßners und andere Namen, deren Wohl ohne Anstoß getrunken ward. Da hatte Bürger den unglücklichen Einfall, Wielands Namen zu nennen; Du hast keinen Begriff, welch eine tolle Scene nun folgte; da war kein Einhalt mehr, so sehr ich bat und mahnte: alles erhub sich, trank sein Glas aus und schmetterte es mit lautem Geschrei zu Boden: es sterbe Wieland, der Sittenverderber, der Franzößling, der Voltairianer, der Wollüstling u. s. w. Es waren ja nicht nur Glieder des Bundes da, und so verbreitete sich die Kunde bald ins Publicum weit und breit und machte natürlich viel böses Blut. Aber das stachelte meine Bundesgenossen nur auf, eine noch auffälligere Demonstration zu veranstalten. Die Stolberge, die bald nach der Ewaldschen Abschiedsfeier in den Bund sich aufnehmen ließen, kamen direct von Hamburg, wo sie mit Klopstock in der innigsten Verbindung gelebt hatten. Ihre Erzählungen fachten die Glut der Begeisterung aufs heftigste an, und die Schwärmerei für unseren großen Dichter erreichte ihren Gipfel. Er wurde, so zu sagen, zum Schutzgott und Preisrichter des Bundes ernannt, und die Stolberge übernahmen es, den Bund persönlich mit ihm in Verbindung zu bringen. Sie übersandten ihm das Bundesbuch und baten um sein unumwundenstes Urtheil über die darin enthaltenen Productionen. Die Aufnahme war eine höchst erfreuliche und ehrenvolle; und die Verbindung mit ihm wird unsern Bund zu einer unwiderstehlichen Macht machen. Er übersandte uns als Antwort die letzten Gesänge seines Messias und jedem Bundesbruder einen Kuß. Der Deutscheste sollte das Gedicht dem Bunde vorlesen; man konnte sich über den Würdigsten nicht einigen, und so ward mir als Vorsitzendem die Ehre zu Theil. Aber das Wichtigste ist, daß er uns zu großen Dingen ausersehen hat. Du weißt, er will unter seinem Vorsitze eine deutsche Gelehrtenrepublik gründen, das Programm hat er ausgearbeitet, und wir, wir Göttinger, sollen die erste Stelle darin nach ihm einnehmen. Das wird Effect in der Welt machen. Dieser erfreulichen Thatsache zu Ehren beschlossen wir, seinen Geburtstag aufs festlichste zu begehen; trotz meiner Mahnungen und Bitten ließen sich die enthusiastischen Bundesglieder nicht abhalten, damit zugleich eine in die Augen fallende Demonstration gegen seine Neider und literarischen Feinde, besonders gegen Wieland, zu verbinden. Den 2. Juli, als Klopstocks 49. Geburtstag, wählte man zu diesem Feste aus und bereitete sich auf diese außerordentliche Feier mit solchem Eifer vor, daß mehrere sich dazu neue Kleider machen ließen. Gern hätten wir das Fest im Bundeshaine gefeiert, allein leider regnete es den Tag über so in Strömen, daß wir den Gedanken aufgeben mußten. Auf Hahns Stube ging es nun in solennster Weise vor sich. Eine lange Festtafel war gedeckt und überreich mit Blumen geschmückt. Für den abwesenden Klopstock wurde am oberen Ende ein prachtvoll mit Rosen und Levkoien bekränzter Lehnstuhl leer gelassen, worauf, schön gebunden, seine sämmtlichen Werke lagen. Zwischen den Füßen desselben lag Wielands Idris zerrissen; auch einige andere Schriften desselben hatten dies Loos getheilt, und die Blätter als Fidibusse gebrochen, standen in Bechern auf der Tafel vertheilt, und man zündete daran die Pfeife an. Auch wer nicht rauchte, mußte doch einige verbrennen, und auf den Idris mit Füßen stampfen. Cramer und Hahn lasen darauf einige Oden und Gedichte Klopstocks vor, die sich auf das deutsche Vaterland beziehen. Während dessen wurde Kaffee getrunken; dann kam köstlicher Rheinwein, und es wurden die Gesundheiten ausgebracht auf Klopstock, Luther, Hermann den Cherusker, Ebert, Goethe, Herder u. s. w. und besonders auf den Bund und seine hohe Mission; wäh-

rend dessen wurde Klopstocks Ode auf den Rheinwein vorgelesen. Die Begeisterung wuchs, vaterländische Reden wurden gehalten, dabei saßen wir, sämmtlich rauchend, mit den Hüten auf dem Kopfe vor unseren Gläsern. Der gleiche Ton herrschte während des Bundesmahles und des darauffolgenden Punsches, nur daß die Köpfe immer wärmer und die Zungen immer ungestümer wurden. Zuletzt sollte es noch an ein großes Autodafé gehen; ich bat und beschwor die Gesellschaft, nicht zu weit zu gehen und sich zu begnügen, unserem größten Dichter solche Huldigung gebracht zu haben. Vergebens. Man schleppte Wielands Werke herbei und verbrannte etliche feierlich unter heftigen Verwünschungen. Einer riß Wielands Bild aus dem Leipziger Almanach von 1773: „Hier!" schrie er, „ist das Fratzengesicht aus dem Taschenbuch!" Ein lauter Jubel brach aus: „Ins Feuer mit dem Hallunken!" Das Bild wurde von der Flamme ein Paar Mal wieder herausgeworfen, aber immer aufs neue mußte es wieder hinein, bis es zu Asche verbrannt war. Ich gestehe Dir, mir selbst wurde bei dem kannibalischem Geschrei und Jubel unheimlich zu Muthe; aber halte einer solchen Strom zurück! Das ist der wahrheitsgetreue Hergang, und Du siehst, ist zu viel geschehen, so trage wenigstens ich die Schuld nicht!"

„Ganz so, nur noch etwas ausgeschmückt, habe ich's gehört, und muß sagen, es ist mir unlieb, daß solche Anhängsel an unserer sonst so guten Sache sich angesetzt haben," entgegnete Gotter; „was soll die Ketzerrichterei? was diese brutale Wuth?"

„Zugestanden, lieber Freund! aber bedenke auch, wie die Klotz und Consorten uns durch ihre boshaften Kritiken gereizt und unser ehrenhaftes Streben verlästert. Ich sehe es mehr als einen Spaß an; Jugendmuth muß schäumen, laß ihn doch einmal überschäumen. Besser der Geist dampft, als daß man ihn dämpft. Die zuweilen fratzenhafte Außenseite darf Dich der Sache nicht entfremden, die im Grunde das gute Recht unseres Landes und unserer Sprache gegen fremde Unsitte und Zügellosigkeit vertritt."

„Bruder Boie," sagte Gotter und legte dem Warmgewordenen lächelnd die Hand auf die Schulter, „halb und halb bist Du selbst vom Strome mit fortgerissen. Aber fürchte nicht, daß ich unserer Sache entfremdet bin; ich stehe mit Euch in Eurer Liebe, wenn Ihr mir auch im Hasse zu weit geht. Daß ich der alte, ehrliche Freund bin, siehst Du schon daraus, daß ich gekommen bin, einige Tage in Eurer Mitte zu verleben und mein Urtheil nicht durch Zwischenträgereien bestechen zu lassen. Nun führe mich bei den neuen Freunden ein, ich bin begierig, ihre Bekanntschaft zu machen."

„Und Du kommst zu guter Stunde, Bruder, Du kannst sie alle heute sehen. Es ist Versammlungstag, und zwar ein sehr wichtiger. Erstlich habe ich dem Bunde eine Mittheilung von Klopstock zu machen, die sehr wichtig ist, sodann über die eingegangenen Beiträge für den Almanach auf 1774 zu berichten; endlich will heute Bürger von Gellichausen kommen und in voller Versammlung seine neueste Ballade oder Romanze Lenore verlesen, von der er ein gewaltiges Geschrei macht und hofft, daß sich von ihr eine neue Periode der deutschen Literatur datiren werde, die volksthümliche Poesie. Ich werde dem Bunde eine Mittheilung über den mit ihm darüber gepflogenen Briefwechsel machen, an dem Du Dich erbauen sollst."

„Bürger," sprach Gotter, „das liederliche Genie! wie geht es ihm? ist er ein wenig von seiner Zerfahrenheit kurirt?"

„Mit nichten," entgegnete Boie, „er ist toller denn je; er ist jetzt Amtmann von Gellichausen, wo das Amt für das Gericht Altengleichen ist, und somit Beamter des Herrn von Uslar. Sein Amt führt er nur so nebenher und lebt der Poesie. Herder hat ihn auf das Volkslied gebracht, und seit er Percys Sammlung altenglischer Balladen gelesen, ist er Tag für Tag auf der Jagd nach Volkssagen und Traditionen, die er dann in volksthümliche Verse bringt. Er hat mir in der That ganz artige Sachen für den Bund eingeschickt, als dessen auswärtiges Mitglied er halb und halb betrachtet wird, und heute will er uns mit seiner unübertrefflichen Lenore beglücken, von der ich erst einige Strophen kenne, die allerdings ein Meisterwerk versprechen. Sehr günstig ist für ihn die Stimmung nicht; Voß und mit ihm die übrigen Tonangeber des Bundes erkennen nur eine würdige Sprache der Poesie an, das ist Klopstocks Odensprache mit ihrer Dunkelheit und ihrem hohem Pathos. Ja, sie fordern für ein ächtes Gedicht, daß man es studiren müsse, wie die Alten, und Bürger mit seiner Forderung der größten Allgemeinverständlichkeit, daß es die Saumagd auf dem Dorfe so gut wie die Königin auf dem Throne sogleich capiren müsse, trifft sie ins Herz und packt sie an ihrer schwächsten Seite. Es wird jedenfalls ein ergötzliches Aufeinanderplatzen der Geister, noch ergötzlicher, weil Bürger die Bundesglieder auf die unverschämteste Weise herausgefordert hat, wie Du heute Abend hören sollst."

„Von Bürger habe ich allerlei munkeln gehört," meinte Gotter, „er soll eine Liebschaft nach der andern anknüpfen und jetzt mit einer alten Betschwester sentimentale Studien treiben."

„Ja, ja," entgegnete Boie, „darin ist er unverbesserlich, wer könnte sich Bürger ohne Liebschaften denken, jetzt platonisirt er mit der religiösen Schwärmerin, der Hofräthin Liste und schreibt in ganz seraphischen Phrasen von seiner ewigen Liebe, die bis in die paradiesischen Lauben dauern soll. Sein Christenthum trägt eine bedenkliche anakreontische Färbung, und sein Paradies erinnert stark an das heidnische Elysium. Du mußt sie par renommée kennen, es ist dieselbe, die vor Zeiten Gemmingen als Elise und Zachariä als Lucinde gefeiert haben; und man muß sagen, jung ist sie nicht mehr, aber eine höchst geistreiche und gebildete Frau. Aber es wird Zeit, alter Freund, daß wir uns zur Versammlung des Bundes aufmachen."

Die beiden Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg waren seit kurzer Zeit in Göttingen eingetroffen, um ihren Studien, oder vielmehr ihren schönwissenschaftlichen Neigungen daselbst obzuliegen. Beide hatten durch ihren hohen Rang und durch ihre Verbindungen mit den bedeutendsten Geistern der Zeit, namentlich mit dem von ihnen bis zur Schwärmerei verehrten Klopstock, bereits einen Namen unter denen erlangt, die an der neuen Bewegung der Literatur als Führer oder als untergeordnete Mitstreiter betheiligt waren. Ohne ihren aristokratischen Ansprüchen der Welt gegenüber das Mindeste zu vergeben, stellten sie sich zu den mitverbundenen Dichtern und Schriftstellern, namentlich mit dem Göttinger Hainbunde, aufs brüderlichste und gefielen sich darin, den in der Sturm- und Drangperiode gang und gäbe gewordenen burschikosen Ton, und zwar nicht nur aus Accommodation, sondern mit voller Seele, zu dem ihrigen zu machen, ja in dem geistreichen Sichgehenlassen ihre Freunde womöglich zu überbieten. Der jüngere Graf, Friedrich Leopold, war geistig jedenfalls der bedeutendere, sonst lebten beide Brüder in schönster Harmonie. Für den Tag, an dem unsere Erzählung spielt, hatten sie es übernommen, den Hainbund in ihrem Quartiere zu bewirthen. Sie hatten sich in der Hauptstraße Göttingens, der Wehnder Gasse, ein ihrem Range und Vermögen entsprechendes Logis gemiethet, dasselbe aber mit einfacher Gemüthlichkeit so eingerichtet, daß ihre Freunde sich darin behaglich fühlen sollten, ohne durch größeren Prunk und Aufwand an den Abstand zwischen ihnen und den Gastgebern erinnert zu werden. Ganz wie bei den übrigen war ein geräumiges Zimmer mit einem langen Tische ausgestattet, an welchem die Bundesglieder Platz nahmen; Pfeifen und Tabak lagen bereit; einige Lichter erhellten nur mäßig das Gemach. Inmitten der Tafel prangten Weinflaschen, ein Luxus, den sich auch die weniger begüterten Glieder des Vereins nicht gern versagten, denn Wein und Dichter schienen ihnen eins für das andere bestimmt zu sein.

Die beiden Wirthe, stattliche, adlige Figuren mit geistvollen, scharfgeschnittenen Gesichtern, gingen in dem zur Abendversammlung hergerichteten Zimmer auf und ab, und legten die letzte ordnende Hand an die Vorbereitungen. Das Bundesbuch lag auf dem Tische, der Lehnstuhl für den Präsidenten Werdomar stand in der Mitte der Langseite bereit. Ein Gast, der feurige Hahn, lehnte bereits am Ofen und harrte mit ihnen der Geladenen. Der erste, der erschien, war Voß, eine stattliche, etwas zum Embonpoint neigende mecklenburgische Statur mit wohlwollendem, geistreichen Gesicht. Er begrüßte die Grafen mit Herzlichkeit; Umarmen und Küssen unter sentimentalen, überschwänglichen Freundschaftsversicherungen war die hergebrachte, der ganzen Zeit eigenthümliche Weise. Befriedigt sah er sich im gemüthlichen Zimmer um und sagte zu den Wirthen mit warmem Händedrücken: „Das ist wahr, Ihr Stolberge, bei Euch muß es einem wohl werden; Ihr seid ein Paar prächtige Kerls, und obwohl Euch Gott den hohen Adel auf die Stirn geschrieben, laßt Ihr uns andern Menschenkindern doch sonst nichts davon merken."

„Nun, nun, alter Freund, ich dächte, davon machtest Du kein Gerede!" entgegnete Friedrich Leopold; „wie könnten wir an solchen äußerlichen Nichtigkeiten hängen, wir sehen nur auf den Geistesadel,

und da finden wir unsere Freunde uns ebenbürtig, ja mehr, als ebenbürtig!"

„Ja!" sagte Voß, „vom Adel habt Ihr nur das wahrhaft Edle, den äußerlichen Schnickschnack verachtet Ihr als wackere, deutsche Männer."

„Als ob wir darin von Euch verschieden wären," sagte Graf Christian; „ist doch nicht einer unter uns, der an äußerlichem Schnickschnack sein Wohlgefallen hätte. Im Geiste sind wir eins!"

„Wollte Gott, es wäre so!" entgegnete Voß; „ja, bei Euch trifft's zu, aber da ist der Cramer, dem ist's bei uns zu bürgerlich; er hat sich fast ganz vom Verein zurückgezogen, er ist zu vornehm und was ist er denn? Nicht werth, Euch die Schuhriemen zu lösen, nun ja eines Kanzlers Sohn, ein feiner Herr, aber sonst, außer daß er mehr Geld hat, ein Adamskind, wie wir alle!"

„Ah, er ist nicht so schlimm, im Grunde meint er's ehrlich!" warf Graf Christian ein, „er liebt nur etwas den feinen Ton, und Ihr anderen habt ihn erst auf die Sprünge gebracht; was neckt Ihr ihn immer mit seinem vornehmen Stande und seinen feinen Manieren!"

(Fortsetzung folgt.)

Der tolle Jochim.

(Mit Abbildung.)

. . . . „Aber um Gotteswillen, Mensch! welch eine Katastrophe hat Dich zu solch einem verzweifelten Entschluß gebracht?" rief der Baron, indem er wie eine Granate in das Besuchzimmer seines Freundes, des Assessors, eindrang.

„Katastrophe? . . Entschluß? . . ich verstehe nicht," erwiderte jener verwundert.

„Nun dann Gott sei Dank, ist es nicht wahr! . . die Haare standen mir zu Berge, ich habe eine Furcht ohne Gleichen ausgestanden . . . . man hat in diesem Jahre so viele Beispiele von Geisteszerrüttung gehabt, daß . . ."

„Vielen Dank! . . . daß Du mich für wahnsinnig hieltst, — aber aus welchem Grunde? . . . dürfte ich mir doch wohl erlauben, Dich bescheiden zu fragen" —

Der Baron räusperte sich, sah seinen Freund mit jovialem Gesichte an und sagte dann: „Ja, verrückt — oder einer der wenigen vernünftigen, jungen Juristen, welche die preußische Monarchie aufzuweisen hat."

Der Assessor wandte sich um und demaskirte so dem Blick des Barons zwei junge Leute, welche dieser bei seinem Hereinstürzen gar nicht bemerkt hatte. — Er stellte vor: „Meine Freunde, die Herren Referendaren" . . . .

Doch der Baron unterbrach ihn durch ein schallendes Gelächter. „Famoses Schicksal?" rief er, „ein reizendes Epigramm der launischen Göttin! Ist mir aber schon oft so gegangen; wahrhaftig all mein Witz wird sich noch in meinem Hirne versteinern; denn jedesmal, wenn ich ihn gegen einen Stand loslassen will, tritt mir, wie hier der Stand in corpore entgegen! . . wenn ich Abgeordneter wäre, hahaha! . . . doch frugst Du nicht, warum ich Dich für verrückt oder für hypervernünftig hielt? — Ja, Du hast mir eine Heidenangst gemacht. Das Gerücht — fama — die tausendzüngige Göttin hat die Alarmfackel unter Deine Freunde geschleudert; — mit scheuen Mienen flüstert man sich ins Ohr, daß . . ."

„Nun was . . zum Kukuk — Du spannst mich auf die Folter."

„Daß Du heute . . . . Bemerken Sie, meine Herren, ich betone das Wort „heute," und wir schreiben den 20. December — daß Du also heute abreisen willst."

„Nun, ja; ich reise heute ab — was ist denn da Merkwürdiges?"

„Nach Pommern abreisen willst."

„Versteht sich — nun? und was?"

„Er gesteht! — der Unglückselige gesteht!" rief der Baron mit hochtragischem Pathos! — „er will abreisen — vier Tage vor Weihnachten abreisen — nach Pommern! Aber Mensch, weißt Du denn, wo Pommern liegt? — was Pommern ist? — wie Pommern aussieht? — Bietet Dir Dein zukünftiges Leben denn gar keine Aussicht auf Glück, daß Du Dich so muthwilliger Weise ins Verderben stürzen willst? — Was willst Du dort? — Was hast Du dort zu suchen? Bist Du ein Maikäfer, der seine Mutter im Pommerland hat? Nimm Dich in Acht! warte bis April, dann wirst Du's an allen Ecken von den Kindern singen hören, „daß Pommerland abgebrannt ist" — Nach Pommern . . Mensch . . nach Pommern!"

Die jungen Leute lachten aus ganzem Herzen über die Diatribe des Barons.

„Ich kenne Pommern nicht," sagte endlich der Assessor, „aber meine beiden Freunde hier sind Pommern und . . ."

„Da haben wir die Bescheerung!" unterbrach der Baron — „wäre es nun nicht besser gewesen, ich hätte geschwiegen . . Aber meine Herren, richten Sie selbst! — ich kann doch in kein Trappistenkloster gehen — ich muß doch trotz des Schicksals, das mich verfolgt, sprechen — etwas sagen! — nehmen Sie es mir nicht übel, meine Herren!"

Die beiden Referendaren versicherten immer noch lachend dem Baron, daß sie ihm nicht den geringsten Groll nachtrügen, weil er ihr Vaterland persifflirt habe.

„Aber dies wäre höchstens Deiner Ansicht nach der Grund meines Verrücktseins," meinte der Assessor — „und nun die Antithese? warum könnte ich auch eben so gut hypervernünftig sein, wie Du sagst?"

„Erstens, weil die Extreme sich berühren, und dann . . . ich bitte um einige Augenblicke Aufmerksamkeit, meine Herren — dann ist es meine unerschütterliche Meinung, daß unter unseren jetzigen politischen und socialen Verhältnissen der juristische Stand am besten eine frühzeitige Heirath verträgt!"

Der Baron hatte vielleicht auf eine Unterbrechung — oder auf ein fortgesetztes Lachen seiner Zuhörer gerechnet; denn er hielt einen Augenblick inne; doch er täuschte sich — ein gewisses Etwas war wie ein Schatten über die Gesichter der drei jungen Leute gefahren; das Lachen war mit einem Male verstummt, und an seine Stelle war jenes conventionelle Lächeln getreten, welches wohl Jedermann kennt, und das das deutlichste Zeichen ist, daß man nichts sehnlicher wünsche, als die Conversation auf einen andern Gegenstand geleitet zu sehen. Der Baron bemerkte dieses alles in einer halben Secunde, jedoch er dachte nicht im geringsten daran, dem stummen Begehren seines Freundes und dessen Gäste zu willfahren.

„Denn," fuhr er fort — „wenn jemand vier Tage vor Weihnachten eine Reise nach einem Lande unternimmt, wo ihm auf jeden zehn Schritten der Unfall passiren kann, vor Langerweile zu versteinern, so muß dies einen Grund haben — das sieht wohl jeder ein; sich in unbekannte Gegenden zur Zeit des Weihnachtsfestes zu begeben, ist aber nach allgemeiner Logik noch niemandem eingefallen, der nicht die kühne Idee hatte, sich zu dieser Zeit seinem künftigen Schwiegerpapa vorzustellen, und, wenn er gefällt, am heiligen Abende unter dem Tannenbaume sich ein hübsches Bräutchen „aufbauen" zu lassen; — dies ist meine Meinung, die beiden Herren schweigen, ergo ist es auch ihre Meinung! Nun sprich! Herr Assessor — warum willst Du nach Pommerland?"

Es wäre niemandem entgangen, der zufälliger Weise sich in diesem Zimmer befunden hätte, daß dem Assessor diese Frage höchst unwillkommen war, und daß besonders die Gegenwart der beiden Referendare dazu beitrug, seine Verlegenheit hervorzurufen. Endlich, nachdem er einen scheuen Blick auf einen der beiden jungen Leute geworfen hatte, sagte er: „Du scheinst Dich bei all Deinem Scharfsinn dennoch zu täuschen; — ich folge nur der gütigen Einladung des Vaters meines Freundes — (er wies auf den jungen Mann, den er vorhin angesehen), der nicht gern die Weihnachtsfeiertage auf seinem Gute allein verleben möchte, da sein Sohn und sein Neffe — hier mein anderer Freund — die Hauptstadt nicht verlassen können!"

„Ich muß gestehen," erwiderte der Baron nach einigen Augenblicken Nachdenkens — „daß Du mich beschämst — das ist hübsch von Dir, Assessor — ein schöner Zug, wahrhaftig — werth dem Herrn Justizminister zu Ohren zu kommen! Hm! . . ja, ja! so täuscht man sich! . . sehr schön von Dir, Assessor! unser undankbares Land hat nicht, wie Frankreich, Tugendpreise, sonst ohne Zweifel wäre Dir

einer zu Theil geworden ... Hm! .. Nun, dann leb wohl, alter Freund — reist Du wirklich heute ab?"

„Ja, heute Abend mit dem letzten Zuge — willst Du mich zum Bahnhofe begleiten?"

„Danke bestens, lieber Freund — gehe regelmäßig früh zu Bette, seitdem ich aus Böhmen zurückbin — habe einen andern Sommer, wie Ihr, durchgemacht — wahrhaftig! und muß mich jetzt ausruhen!"

„Apropos —" rief der Assessor, der seine ganze Geistesgegenwart wiedergefunden hatte, lachend — „der Herr Baron moquirt sich über die Pommern und hat eine Pommersche Landwehrschwadron im letzten Kriege geführt —"

„Bitte! bitte! ich habe kein Wort gegen die Pommern gesagt — kreuzbraves Volk — nur Pommerland ... „Pommerland ist abgebrannt —" summte er in der bekannten Weise; dann die Hand des Assessors herzlich drückend und sich gegen die beiden Referendaren verbeugend, verließ er das Zimmer.

Auf dem Flur sah er einen vierschrötigen Burschen, der auf und abging.

„Suchen Sie hier jemanden? fragte er. „Mein junger Herr ist dadrin," erwiderte jener. — „So so! der Herr Referendar." — „Zu dienen." — „Sind Sie schon lange bei ihm? —" „J — ich bin ja vom Gut! —" „So! — na, was macht denn das gnädige Fräulein? — ich vergaß, danach zu fragen. —" „Wer? Fräulein Hulda?" — „Ja ... die ... na ... die ... —" „Die Schwester des jungen Herrn? —" „Versteht sich! —" „Schön! — freut mich — Empfehlen Sie mich! ..."

Und noch einige Worte vor sich hinbrummend, stieg der Baron die Treppe hinunter. Unten hielt er einen Augenblick still... „Es stimmt," sagte er, „eine Brautreise, oder vielmehr eine Reise, um Bräutigam zu werden ... zu Weihnachten! ... Hm ... die Welt ist doch ein eigenthümliches Institut, oder doch nicht, die Welt ist ganz gut ... aber die Menschen, ja die Menschen, alle Wetter ... will der Mensch sich verloben! ... Hm ... die Menschen sind wahrhaftig nicht viel werth — das muß ihnen der Neid nachsagen. Der Baron durchschritt die Straße. Im Augenblick, wo er um die Ecke bog, hielt ein eleganter Wagen vor einem der größten Läden der Hauptstadt still, dessen Schaufenster, der Weihnachtszeit halber, prächtig ausgeschmückt waren und vor denen sich eine Menge Neugieriger versammelt hatte.

Eine alte Dame, fest in ihren Pelz gehüllt, stieg mit Hilfe der Bedienten aus dem Wagen; ihr folgte ein ziemlich einfach gekleidetes junges Mädchen, das ihr sogleich den Arm anbot, nachdem es den Wagen verlassen hatte, und sie in den Laden führte. Man begriff gleich, daß letztere die Gesellschafterin der alten Dame wäre.

Der Baron war wie angewurzelt stehen geblieben, als er die beiden Damen erblickt hatte, aber kaum waren sie im Laden verschwunden, als er heftig mit dem Fuße stampfte.

„Da!" brummte er, „nicht einmal denken darf ich's, und gleich ist die Bescheerung da! ... Sieht aus wie eine Todte, das arme Wesen, schnürt mir das Herz zusammen, so jung, so gut, so schön, muß ihre Jugend da mit der alten Excellenz verbringen. Auch kein Rosenbett! ... Wird einen schönen Weihnachten haben, das arme Ding, wenn sie von der Reise des Herrn Assessors hören wird! Hm! wird's erst zu Neujahr erfahren, es ist eine Schande, wahrhaftig!"

Er ging einige Schritte vorwärts, dann blieb er wieder stehen. „Das arme blasse Mädchen wird mir die ganzen Feiertage verderben! Es ist mir als ... als wenn ich das nicht leiden dürfte. Ja, einen schlechten Streich nicht verhindern, ist fast die Hälfte so viel werth, als ihn selbst begehen, ja sogar beinahe drei Viertel, ach was, das ist ganz dasselbe! ... Hm! Doch was geht das mich an, wenn der Assessor nach Pommerland reist und sich eine Braut bescheert? Nichts geht's mich an. Ja, aber ich kann doch nicht das arme Mädchen, das weder Vater noch Mutter hat, sich zu Tod grämen lassen! ... Hm ... Nein, das kann, das darf ich nicht! ... Aber was thun? Ja, wenn ich ein Diplomat wäre!"

Wiederum ging der Baron einige Schritte vorwärts, dann blieb er lächelnd stehen und murmelte: „Da war ein Major bei der Pommerschen Landwehrcavallerie, wenn der mir einen Rath geben könnte! Der versteht es, das Getrennte zu vereinigen, und das Vereinigte zu trennen! hm, hm! — und ich stehe da wie ein — na, ich will das Wort nicht sagen — und finde keinen Ausweg! Es ist wahrhaftig eine Schande für die ganze Landwehrcavallerie, hm! armes Mädel! ..."

Der Baron ging einige Minuten sinnend vorwärts, dann hob er plötzlich den Kopf in die Höhe und sagte:

„J was! nur frisch drauf! Was ein Major im großen ausführt, muß ein Rittmeister im kleinen können! Nur Muth! Vor allen Dingen das Terrain recognosciren! ... da ... halt ... da fällt mir ja ein, daß ich einen Onkel im Pommerlande habe ... Hurrah! ... Schwadron, Galopp! ... Warten Sie, Herr Assessor, wir Landwehrcavallerieofficiere sind eigenthümliche Kerls! ... wir bauen den Leuten in Deutschland gar merkwürdige Weihnachtsbäume auf! ... Warten Sie nur!"

Und hastigen Schrittes eilte er seiner Wohnung zu.

II.

„Wollen der Herr über Nacht hier bleiben? — „Wahrscheinlich!" — „Wollen der Herr zu Abend speisen?" — „Kann sein!" — „Haben der Herr irgend etwas zu befehlen?" — „Nichts! ... doch sagen Sie mir, wann kommt der Nachtzug an?" — „Um 4 Uhr 35; wollen der Herr denn weiterreisen?" — „Sagen Sie mal, Kellner, ... nein, scheeren Sie sich zum Kukuk, ich werde Sie rufen lassen, wenn ich Ihrer bedarf." — „Wie der Herr befehlen! der Herr sind vielleicht der Herr aus Berlin?" — „Kümmert Sie nicht. Erwarten Sie hier einen Herrn aus Berlin?" — Sicherlich, einen Herrn Assessor, der aufs Gut will. — „So! und wie weit ist es von hier bis zum Gute?" — „O beinahe 3 Meilen, und bei dem schlechten Wege, muß man wohl auf 4 Stunden Weges rechnen, obgleich der gnädige Herr zwei tüchtige Pferde mit der Kutsche geschickt hat!" — „So ... der gnädige Herr hat die Kutsche ... hm! ... vier Stunden ... also um 4 Uhr 35 Minuten kommt der Zug an ... hm!"

Und der Herr geht berechnend auf und ab und murmelt leise vor sich hin: „Mein Telegramm kann erst morgen früh im Schlosse sein, denn es muß von hier aus per Post weiter befördert werden; also um 8 Uhr werden sie mir den Wagen entgegenschicken, und wenn ... es stimmt! ... Kellner!" — „Zu befehlen?" — „Schicken Sie mir einmal den Kutscher vom Gute herauf!" — „Gleich, aber verstehen der Herr auch Pommersch Platt?" — „Das geht mich an!" — „Sonst könnt' ich dem Herrn als Dolmetscher dienen!" — „Um zu hören, was ich mit dem Kutscher zu verhandeln habe, nicht wahr? nun genug! abmarschirt!"

Der Kellner verläßt das Gemach, und der Fremde, in welchem der Leser wohl schon unseren Baron erkannt haben wird, der einen schnellen Entschluß gefaßt hatte und mit dem Nachmittagszuge abgereist war, der Baron fängt, seiner Gewohnheit gemäß, im Auf- und Abgehen einen Monolog an.

„Was ich eigentlich hier will, ist mir völlig unklar," sagt er, „hab' auf der ganzen langweiligen Fahrt einen Plan ausdenken wollen und hab' keinen gefunden! Bin doch ein gewaltig ungeschicktes Individuum, hab' nicht für sechs Pfennige erfinderischen Geist! Gott sei Dank, daß ich nicht für meinen Lebensunterhalt Sorge zu tragen brauche, wäre sonst verhungert! Ja, nun bin ich hier, bin in Pommerland und was nun? In sechs Stunden kömmt der Assessor, wird sich wundern, mich hier zu finden, aber was mit ihm anfangen? Nichts, nichts! leeren Kopf, es ist zum .... und dabei sehe ich immer noch das arme, blasse Kind von heute morgen vor den Augen, und wenn ich denke, daß ..."

Schwere Tritte lassen sich auf der Treppe hören und unterbrechen den Baron in seinem Monologe. Die Tritte nähern sich der Thür, plötzlich ertönt ein heftiger Fußstoß mit einem Holzschuh gegen die Thür, und eine Stimme ... nein ein Orkan erhebt sich, aus dem der erschreckte Baron nur die Worte: „De Döhr upmoken" heraushört.

Der Baron öffnet die Thür und ... sieht eine unvergleichbare Gestalt vor sich stehen. Ein Mensch, der ziemlich groß, aber dennoch fast ebenso breit als groß ist, steht da, er hat einen blauen Livreerock mit silbernen Knöpfen an, der ihm aber zu eng zu sein scheint, Holzpantinen an den Füßen, und in beiden Händen eine tiefe Schüssel voll Milchsuppe, die er an den Mund hält und begierig hinunterschlürft. Der Baron kann auf diese Weise nur die beiden Augen des komischen Menschen sehen und seinen dicken, ganz mit Milch bedeckten Schnurrbart. Endlich erhebt sich das Gesicht von der Schüssel



Die umgestürzte Postkutsche.

Originalzeichnung von A. Nikutowski.

und eine Stimme, die aus einem Violoncello zu kommen scheint, sagt: „Nanu, wat will Jie von mi?“

Aber kaum ist der letzte Ton den Lippen entfahren, als auch schon dieselben Lippen sich wieder an den Rand der dampfenden Schüssel gelegt haben und wiederum nur ein Paar graue Augen dem Barone sichtbar sind. Dieser hat begriffen, daß er den Kutscher vor sich habe und kann sich des Lachens beim Anblick der originellen Figur nicht enthalten.

„Ist er der Kutscher?“ fragt er. — „Dat bin ick!“ ertönt es aus der Schüssel.

„In welchem Aufzuge ist Er denn?“ fragt der Baron.

„Uptug? Nee, ik bin bi de Pär (Pferde) weest“, und bei diesen Worten nimmt er mit merkwürdiger Geschicklichkeit einen Löffel, den er fest unter den Arm gedrückt hatte, setzt die Schüssel auf seinen gekrümmten Arm, und mit der jetzt freien Hand holt er mit energischer Schnelligkeit die „Mehlklieben“ aus derselben hervor und läßt sie in seinem Munde verschwinden.

„Kann Er denn nicht das Essen unten lassen?“ ruft der Baron.

Ohne sich im geringsten stören zu lassen, sieht jener ihn an, lächelt auf eine grausenhafte Weise und sagt endlich mit immer gefülltem Munde: „Nee, dat wer' ik schonst bliewen laoten!“ Doch während er dies sagt, hat er endlich den Kopf erhoben und so dem Baron sein ganzes Gesicht gezeigt. Dieser fixirt ihn scharf, tritt plötzlich einen Schritt zurück, furcht die Stirn, und mit barscher Stimme ruft er: „Landwehrmann Joachim Hirsekorn, antreten!“

Was nun geschieht, ist unmöglich, zu beschreiben; — die Hand mit dem Löffel geht pfeilschnell vom Munde bis zum rechten Beine hinunter; mit kräftigem Griff erfaßt die linke die Schüssel und führt sie bis zum linken Bein, — eine Kliebe geht von selbst glücklicherweise durch den Hals, während eine andere, ungewiß, was aus ihr werden soll, zwischen Zähnen und Zunge liegen bleibt; das Gesicht hat einen unbeschreiblich erschreckten Ausdruck, und die weit aufgesperrten Augen glotzen den Baron an. Endlich scheint er ihn zu erkennen und mit jener ungewöhnlich tiefen Stimme, welche durch die Kliebe im Halse und den Klos im Munde gar eigenthümliche Modulationen erhält, stottert er:

„To Befehl, Herr Rittmeester!“

Dabei wird er aber fast blau im Gesicht, und der Baron, der eine Erstickung fürchtet, beißt sich in die Lippen und commandirt: „Runterschlucken!“

Joachim Hirsekorn führt dies Manöver mit bemerkenswerther Geschwindigkeit aus; immer kerzengerade in seinem engen Livreerocke dastehend, braust er jetzt mit vollem Organe:

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“

„Stell Er die Schüssel fort und komm Er hinein!“ sagt der Baron.

Joachim gehorcht, doch indem er die Schüssel auf die Erde stellt, wirft er einen sehnsüchtigen Blick auf die immer noch darin liegenden Klieben; dann tritt er ins Zimmer, und als der Baron ihm ein Zeichen macht, die Thüre zu schließen, gehorcht er diesem Befehl mit solcher Energie und Kraft, daß alle Fenster im Hause davon erzittern.

„Ist Er von seinem gnädigen Herrn hergeschickt worden, um den Herrn, der von Berlin kommt, abzuholen?“

„Zu Befehlen, nee!“ sagt Joachim, „ick bin nur man blot mitföhrt, wiel de Kutscher up den halben Wech int Dörb bi siene Mutter bliwen wull; ick schall dat nich nohsägen, süsten schimpt oos Oller; nu schall ick den Herrn von de Eisenbohn awholen, un in sien Dörb will de Kutscher widder upstiegen un to Hus föhren; ick schall dat äwersten nich nohsäggen, oos Oller is gaor to schlimm.“

Der Baron hat ihm lächelnd zugehört und kann seinen Blick nicht von dem Livreerock wenden, der sicherlich nicht für Joachim gemacht ist und aus allen Nähten zu gehen droht.

„Na, dann wird er mich auch wohl ein Stück Weges mitnehmen können!“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister, dat kann nich sin!“

„Warum denn nich, Kerl? Ich werde es schon bei seinem Herrn verantworten.“ Joachim nimmt sich die Freiheit, seinem Vorgesetzten gegenüber zu lächeln und mit stillvergnügtem Gesichte sagt er: „Nee, dat geiht nich, ick hebb ja de Kutsch entwee föhrt.“ — „Was, die Kutsche ist zerbrochen?“ — „Zu Befehl; gegen den Eckstein bi denn ollen dämlichen Gasthof.“ — „Na, was soll denn daraus werden?“ — „Zu Befehl, dat weet ick noch alleene nich.“ — „Hat Er denn zum Stellmacher geschickt.“ — „J nee, Herr Rittmeister, dat duh ick nich; der Olle is immer so falsch, wenn wat tebroken geiht.“ — „Aber wie soll denn der Herr nach dem Gute hinkommen?“ „Ja, Herr Rittmeister, det weet ik och nich.“ Der Baron stampft mit dem Fuß — — „So lauf Er hin, Kerl und bestell Er Extrapost zur Ankunft des Zuges, aber schnell; es ist 11 Uhr vorbei.“ — „Zu Befehl, Herr Rittmeister!“ und Joachim macht rechtsum Kehrt, stürmt zur Stube hinaus; aber der Baron bemerkt wohl, daß der Exlandwehrmann nicht vergißt, die Schüssel mitzunehmen und hört deutlich, wie auf der Treppe die übriggebliebenen Klieben das Schicksal ihrer Vorgänger theilen.

Das Erscheinen des komischen Kauzes, welcher schon beim Regimente während der ganzen Campagne Officiere und Soldaten belustigte, hat dem Baron einen Theil seines guten Humors wiedergegeben; er wirft sich aufs Sopha, zündet eine Cigarre an, und seine Gedanken werden klarer und heller. Er meint, daß oft im letzten Augenblicke Gottes Hilfe naht und alle menschliche Berechnungen dann über den Haufen fallen; er verspricht sich, seine Pflicht zu thun, bis zum alleräußersten es mit dem Assessor zu bringen, und dann, wenn es ihm nicht gelingen sollte, ihn zum Weg der Pflicht zurückzurufen — ja dann . . . wie Gott will!

Ein furchtbares Gepolter auf der Treppe erweckt ihn aus seinen Gedanken — Joachim steht in der Thür.

„Ick melde mie zurück von die Extrapost! — „So, alles gut bestellt?“ — „Zu Befehl, Herr Rittmeister!“ — „Um 4 Uhr an der Station?“ — „Zu Befehl; awerst . . . .“ — „Aber was?“ — „De Postmeester sägt, he har keene Pär t'Hus!“ — „Donnerwetter, Kerl! womit soll denn die Kutsche gezogen werden?“ — „Joh, dat weet ik och nich, Herr Rittmeister.“ — „Sind denn gar keine Pferde da?“ — „Pär nich, blos man de dolle Jochim.“ — „Was? wer?“ — „J Herr Rittmeister, weeten's denn nich, mienen witten Schimmel, denn ik in Böhmen har, den kennt jo de ganze Armee.“ — „Kerl! was schwatzt Er?“ — „Mienen witten Schimmel, Herr Rittmeister, die dull 'Jochim.“

Der Baron kann nicht ohne Lachen das erzkomische Gesicht des früheren Landwehrmanns ansehen. „Aber Er selbst heißt ja Jochim?“ sagte er. Das Gesicht des improvisirten Kutschers verzerrt sich zu einem haarsträubenden Lächeln.

„O,“ sagt er, „to me säden die Cameraden, de seuten (süßen) Jochim. Meen Pär was die dulle Jochim; dat het dee Postmeester bei die „Demobilisirmachung“ köst un . . . .“

„Gut, gut,“ unterbricht ihn der Baron, — „nun will ich Ihm sagen, was Er zu thun hat. Lauf Er zum Postmeister zurück, sag' Er ihm, er soll die Chaise bereit halten, und spann Er die beiden Pferde seines Herrn vor, und da der Weg schlecht und die Chaise schwer ist, kann Er auch noch seinen tollen Jochim vorspannen. Verstanden? Und nun lasse Er mich schlafen, und um ½4 komm Er her und wecke Er mich auf!“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

Jochim stolpert die Treppe hinunter, und der Baron wirft sich angekleidet aufs Bett, um wo möglich noch einige Stunden zu schlafen.

III.

Es ist ein eiskalter, nebeliger Morgen und noch nicht 5 Uhr, als die Postkutsche, von drei kräftigen Pferden gezogen, zum Städtchen hinausbraust. Auf dem Bocke sitzen der Postillon und Jochim, der wahrscheinlich keine Zeit gehabt hat, sein Frühstück in Ruhe zu verzehren, und mit vollem Munde in die Morgenluft hinausfährt. Im Innern sitzen zwei dicht in Pelze gehüllte Männer, die versuchen, während des Gerassels auf dem Straßendamm ihre begonnene Unterhaltung fortzusetzen, aber, da ihnen das nicht gelingt, warten, bis der Wagen anfängt, auf der Landstraße langsam und immer langsamer zu fahren.

„Ich kann mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen,“ — sagt der Assessor, — „Dich — Dich in einer Postkutsche am Bahnhofe mich erwartend zu finden; das wäre mir wahrhaftig nicht im Traume eingefallen.“

„Statt Dich zu verwundern, bedanke Dich,“ — erwiderte der

Baron. — „Ohne mich wärst Du in dem Neste liegen geblieben; sieh, welch stattliches Fuhrwerk ich Dir verschafft habe, — die schönste Extrapost in ganz Pommerland, ohne die beiden Jochims zu rechnen, die auch ihren Werth haben."

„Aber wo willst Du denn hin, Mensch?" fragt der Assessor.

„Zum dritten Male sage ich's Dir, — zu meinem Onkel! ich habe telegraphirt, man solle mir einen Wagen entgegenschicken; und statt den Wagen dort in dem Neste zu erwarten, fahre ich ihm entgegen und werde so das Glück haben, Deinem Gastgeber, der, wie ich weiß, ein Bekannter meines Onkels ist, die Versicherung geben zu können, daß sein künftiger Herr Schwiegersohn der liebenswürdigste Assessor des ganzen norddeutschen Bundes ist."

Der Assessor zuckt schweigend die Achseln. „Immer wieder das alte Thema," brummt er.

Der Baron antwortet nicht. —

Währenddessen erzählt draußen auf dem Bocke Joachim Hirsekorn dem Postillon den ganzen böhmischen Feldzug, in welchem natürlich er eine der bedeutendsten Rollen gespielt hat; und wenn der Postillon von Zeit zu Zeit ungläubig den Kopf schüttelt, dann antwortet jener:

„O, mien Jochim do vör, de weet dat so goot as ick!" Und merkwürdiger Weise, jedesmal, wenn er den Namen des Pferdes nennt, dreht dieses den Kopf herum und spitzt die Ohren. Der Postillon, welcher gleichfalls bei der Cavallerie gedient hat, hört mit großem Interesse den mannigfachen Erzählungen des andern zu und läßt die Pferde so langsam auf dem schlechten Wege gehen, wie es ihnen nur irgend beliebt.

Plötzlich wendet der Baron sein Gesicht dem Assessor zu und mit einer Stimme, aus der jeder scherzhafte Ton verschwunden ist, sagt er: „Du handelst nicht recht an mir, Fritz; wir kennen uns vom Gymnasium her, und trotzdem wir uns nie ewige Freundschaft geschworen haben und unsere Lebensbahnen sich streng von einander schieden, haben wir uns doch innig gefreut, jedesmal, wenn wir uns wiedersahen, und haben herzlichen Antheil, einer an des andern Schicksal genommen. Sage mir, Fritz, warum habe ich erst durch Zufall erfahren müssen, daß Du Dich mit Fräulein Hulda verloben wirst, und warum, als ich Dir das Geständniß gestern in den Mund legte, hast Du geleugnet?"

Der Assessor blickt zu Boden. „Du nimmst das zu tragisch," — sagt er, — „ich wollte Dich mit dem fait accompli überraschen, — weiter nichts."

„So ist es nicht," sagte der Baron, „Du hattest Furcht, — Furcht, Fritz, — Furcht vor mir, der Deine Vergangenheit kennt und die Bande, die Dich fesseln müßten. Nun siehst Du, Du täuschst Dich, Fritz; ich glaube, daß, wenn ein Mann, wie Du, solch einen unglücklichen Gedanken gefaßt hat, er ihn um jeden Preis durchführt und daß da weder Sermon, noch freundschaftliches Zureden etwas zu ändern im Stande ist. Ich denke mir, daß Du diesen unglückseligen Schritt reiflich überlegt hast, durch eine unerbittliche Nothwendigkeit dazu gezwungen worden bist. Was können dann all meine Rathschläge, all mein freundschaftliches Zureden bewirken? Also diese Furcht hättest Du bei Seite lassen und mir vertrauen können."

Immer noch schwieg der Assessor und starrte vor sich hin.

„Sieh, Fritz — fuhr der Baron fort — vor wenigen Monaten bin ich aus dem Kriege gekommen; wahrhaftig, da lernt man sich selbst mehr kennen, als in seinem ganzen Leben; da, wo jeden Augenblick der Tod uns in tausend Gestalten umschwebt; da, wo jede Secunde die letzte unsers Lebens sein kann; wo wir vielleicht im nächsten Augenblicke schon Rechenschaft über unser ganzes Leben ablegen müssen; da prüft man, wie nirgend, sich und sein ganzes Leben. Man sagt, ich habe mich, wie alle meine Kameraden, brav gehalten; — ich gebe Dir mein Wort, Fritz, wenn ich das auf dem Gewissen gehabt hätte, was Du zu thun im Begriff bist, dann wäre ich ein Feigling geworden; dann hätte ich Furcht gehabt, daß die Kugel meine Brust durchbohre, ehe ich auf Erden mein Verbrechen gesühnt."

„Verbrechen?" rief der Assessor, indem er aus seiner Apathie zu erwachen schien. „Höre, Baron, sprechen wir nicht weiter davon; Du bist glücklich genug, die eisernen Nothwendigkeiten des Lebens nie kennen gelernt zu haben; Du kannst darüber nicht urtheilen. Wir wollen davon abbrechen! Du kannst mir glauben, obgleich ich Fräulein Hulda nicht kenne, so kann ich Dir doch die Versicherung geben, daß ich sie nicht unglücklich machen werde in der Ehe, die für uns projectirt ist."

„Logik, Logik!" rief der Baron, bitter lächelnd, „ein Mädchen, das er kaum gesehen, nicht kennt, ja, das, das gibt er sich sein Wort, nicht unglücklich zu machen; er ist ein Ehrenmann, wird sein Wort halten! Aber jene andre, die er seit Jahren kennt, geliebt hat, deren jeder Herzenspulsschlag ihm gehört, — ja die kann getrost unglücklich und einsam verkümmern, daran liegt nichts! Ich sah sie gestern; o warum warst Du nicht bei mir! warum kannst Du nicht da sein, wenn ihr die Kunde zukommt, daß das süße Lustschloß, worauf sie Jahrelang gebaut, auf dessen Verwirklichung sie, wie auf Gottes Verheißung gerechnet, zusammengestürzt sei und daß . . ."

„Was hätte ich thun sollen?" rief der Assessor mit bebender Stimme. „Ein Feigling ist der, der ein Weib an sein Elend kettet! Wäre ich reich, hätte ich nur einen andern Stand gewählt, als diesen unglücklichen, wo ich nach zehn Jahren kaum so viel haben werde, als genügt, um mein eigenes Leben kümmerlich zu fristen, — o dann hätte mich keine Macht der Welt von Louise trennen können — von ihr, dem holden Traum meiner jungen Jahre! Aber so — antworte, rathe; würdest Du mir rathen, Louise zu heirathen und sie aus der Stellung zu reißen, wo wenigstens für ihren Lebensunterhalt reichlich gesorgt ist?"

„Nein!" antwortete der Baron entschieden, „das würde ich Dir jetzt nicht rathen. Du bist nicht aus dem Holze gemacht, wie jene anderen, die an der Seite des geliebten Weibes Kraft und Energie finden, alle Hindernisse zu besiegen, um zum Wohlergehen zu gelangen. Wärest Du reich, würdest Du spenden, aber Louisen arm zu nehmen und mit ihr durch Arbeit und Liebe zum Ziel zu gelangen, dazu bist Du nicht erschaffen. Aber wenn Du Deine Pflicht nicht erfüllen kannst, zu schwach dazu bist, das ist noch lange kein Grund, Fritz, das zu thun, was Du thun willst.... ich meine, eine schlechte Handlung zu begehen. Was Du thun sollst, weiß ich nicht, Fritz; aber um Gotteswillen nichts Schlechtes; nichts, was Du einst bereuen kannst; nichts, wovor Du Dich einst schämen mußt; nicht ein Mädchen ihres Geldes willen heirathen und trotz Deines Vorhabens, sie und Dich dennoch vielleicht unglücklich machen."

.......„Unn as de Genrol dat nu soh," erzählte man während dessen auf dem Bock; „sägt he to denn Owersten: Sagen Sie mich mal, Herr Owerscht, wer ist der Kerl auf den weißen Schimmel?" Do segt he: „Das ist der Joachim Hirsekorn und der weiße Schimmel das ist der dolle Jochim!" — „So," sägt de Genrol, „von den Minschen muß ich mit Majeschtäten reden." — „Jochim, Jochim!" sagt der Postillon; „hie to Lann sägen's, Jie wer goar nich int Füer west." — „Denn Düwel nich no mal!" schrie Joachim, „last denn Rittmeester fraogen, de do hinnen sitt'; de ka' je dat vertellen?" — „So, dat is den Rindmeester?" — „Na woll. Töw Jong', wenn D'en god Drinkjeld hebbn willst, wettst De, wo jeblaost wird? Schwadron Jalopp!" — „Woll, versteiht sich." — „Na wenn De an't Dörb kümmst, denn loop ick vörut, um denn Kutscher uptuwecken, un denn fengst Du to bloasen an; denn kast de kieken, wo sich de Rittmeester freuen wird; eenen Dahler extra hast De weg; awerscht, wenn ick widder in d' Stadt kumm, denn möten mir's beid versupen." — „Ja woll, mien Söhn." —

.... „Ich kann nicht mehr zurück," sagte der Assessor, „ich kann nicht anders handeln; reiflich und lange habe ich alles erwogen; jetzt muß es geschehen, selbst wenn ich es nicht mehr wollte."

„Das verstehe ich nun wieder nicht; doch — wie Du willst; nur will ich Dir die Wahrheit sagen; ich habe expreß deshalb diese Reise unternommen, um Dir nahe zu sein; das war sogar grausam von mir. Ich wollte Dir jeden Entschuldigungsgrund rauben, den gewöhnlich die anführen, welche in Deiner Lage sind. Du solltest vorher Wahrheit hören, und während der ganzen Katastrophe wird Dir jemand zur Seite stehen, Fritz, der immer bereit ist, mit fester und energischer Hand Dich zurückzuführen, wenn es Dein Wille ist, zurückzutreten und wieder zur Pflicht, zum wahren Glück Dich zu wenden."

„O lasse mich, foltere mich nicht!" sagte der Assessor, mit heftig bewegter Stimme; — „wenn Du nur wüßtest, nur ahnen könntest, welche Energie ich bedarf, um ihr geliebtes Bild aus meinem Herzen zu reißen. Aber ich glaube wahrhaftig, daß das Schicksal es so bestimmt hat, denn all die Hindernisse, die zwischen mir, dem verhungernden Assessor, und der reichen Gutsbesitzerstochter

lagen, sind wie durch Zauberschlag beseitigt, — ich werde reich und glücklich werden, und Louise wird sich trösten."

„Wie Gott will!" murmelte der Baron, indem er sich in seine Ecke zurückwarf, „ich weiß nicht mehr, was ich Dir sagen soll."

IV.

Langsam fährt der Wagen auf dem holprigen Landwege fort. Jochim ist abgestiegen und hat einen Fußsteig genommen, der den Weg zum Dorfe, wo der Kutscher seiner wartet, um eine gute Viertelstunde abkürzt; der Postillon schmaucht seine Pfeife, indem er sich dicht den Kopf in den hohen Kragen seines Mantels eingehüllt hat; die Pferde gehen langsam und die Mähnen voll Reif dahin — und im Wagen sitzen zwei Männer, die kein Wort mit einander sprechen, von denen der eine jedoch eine Welt von stürmischen Gedanken im Kopfe mit sich herumträgt.

Plötzlich taucht das Dorf aus der Nebelhülle von weitem in ungewissen Umrissen hervor. Der Postillon, eingedenk dessen, was er Jochim versprochen und was dieser ihm von seinem Extratrinkgeld prophezeit hat, zieht seine Fausthandschuhe aus, steckt die Pfeife in die Tasche, zieht sein Posthorn am Bande nach vorne und beginnt zu blasen.

„Was ist das?" ruft der Baron, der plötzlich auffährt — „der Kerl bläst zum Chargiren!"

Da hält der Wagen einen Augenblick still .... der tolle Jochim ist plötzlich wie angewurzelt stehen geblieben — die Ohren steif — die Nüstern krampfhaft geöffnet und mit glühenden Augen um sich her starrend.

Der Postillon hat nichts bemerkt — ganz in seine Kunstproduction vertieft, bläst er lustig von der Leber weg; .... plötzlich bekömmt die Chaise einen gewaltigen Ruck — fliegt vorwärts — dann zur Seite — vorwärts noch einmal dann .... krach! ... ein greller Ton des Hornes — Geschrei ... Hilferuf ... Fluch des Postillons — die Chaise neigt sich ... fällt — zerbricht krachend — und liegt umgeworfen neben dem Wege!

Der tolle Jochim hat die Unthat begangen; — ein altes Regimentspferd, hatte er die ihm wohlbekannten Töne vernommen, und mit Aufwand all seiner Kräfte hatte er dem Commando gehorchen wollen und war mit der Chaise, ohne sich um seine Kameraden an der Deichsel zu bekümmern, fort gestürmt — vom Wege ab — durch einen Graben — dann aufs Feld — und endlich war er stehen geblieben, als der Wagen da lag.

Nur mit unendlicher Mühe gelang es dem Baron das Seitenfenster zu öffnen und sich mit blutendem Gesichte herauszuarbeiten — der Assessor stöhnte neben ihm — doch sobald beide nur ein wenig Luft hatten, vereinten sie sich, um den Postillon mit allen möglichen „Namen" zu überladen! Dieser, der wieder von der Seite auf seinen Bock gestiegen war, entschuldigte sich, so gut er konnte, indem er auf den Delinquenten wies, welcher, immer noch vor Aufregung bebend, sich umgedreht hatte und mit seinem intelligenten Kopfe die umgeworfene Kutsche ansah.

Mit vieler Mühe gelang es endlich, die beiden Reisenden aus dem Kasten herauszuholen. Der Baron sprang schimpfend zur Erde — als der Assessor ein Gleiches thun wollte, brach er mit einem Schmerzensschrei zusammen.

„Was ist Dir, Fritz? — um Gotteswillen!" — rief der Baron, indem er hinzusprang.

„Ich weiß nicht ... meine Schulter ... ich glaube, ich habe den Arm gebrochen! ..." stammelte der Assessor und ward ohnmächtig!

In diesem Augenblicke hörte man in der entgegengesetzten Richtung des Weges Wagengerassel, welches sich von Augenblick zu Augenblick näherte. Der Baron, welcher den leblosen Assessor in seinen Armen hielt, hob den Kopf in die Höhe und stieß einen Ruf freudigen Erstaunens aus: „Das ist Hilfe in der Noth," sagte er, „zu glücklicherer Zeit hätte der Wagen meines Onkels nicht kommen können!"

Mit einem dankbaren Blicke gen Himmel lehnte er den Assessor gegen einen Baumstamm und hieß den eben ankommenden Wagen halten.

„Um wie viel Uhr geht der erste Zug nach Berlin?" fragte er den Postillon.

„Um 8 Uhr, gnädiger Herr." Der Baron zog die Uhr, — es war dreiviertel auf 7 Uhr. Rasch ließ er den Ohnmächtigen in den Wagen tragen und befahl dem Kutscher seines Onkels, so schnell wie möglich der Stadt zuzufahren. Doch ehe er selbst in den Wagen stieg, ging er zu dem Schimmel, der immer noch aufgeregt mit der Vorderhufe auf die Erde schlug.

„Jochim, mein braver Kriegskamerad," sagte er, — „wenn Du das Werkzeug gewesen zur Erfüllung meines Wunsches, so wahr mir Gott helfe! sollst Du nicht länger Postgaul bleiben, und wenn Du 100 Jahre alt wirst, sollst Du das Gnadenbrot bei mir essen."

Das intelligente Thier, als wenn es den Baron verstanden hätte, schlug ein Gewieher auf. Der Baron sprang in den Wagen und setzte sich neben den immer noch ohnmächtigen Assessor.

— — — — — — — — — — —

Es ist heiliger Abend! ein Abend, der keinem andern im Jahre gleicht; ein Abend, an dem so vieles in Erfüllung gegangen ist, daß die Menschen in ihrer beschränkten Macht noch einander Geschenke machen, um sich ins Gedächtniß zu rufen, wie reich sie Gott an diesem Tage beschenkt hat!

Der Assessor liegt in seinem Zimmer auf dem Canapee, den linken Arm in einer Binde, welche einen Gypsverband bedeckt. Er sieht sehr bleich aus, doch sein Gesicht trägt den Ausdruck einer unendlichen Rührung. Sein Diener hat ihm so eben ein Packetchen gebracht, welches er mit der Rechten geöffnet, und aus dem er eine Stickerei gezogen, die er mit trübem Blicke betrachtet. Mühsam öffnet er ein Briefchen, das der Handarbeit beigelegt ist, und liest es mit von Thränen verdunkelten Augen. „Treues, treues Herz," murmelt er, „o Gott! wenn ich ihr ihre Liebe und Ausdauer einst vergelten könnte, bei ihr ist das Glück, das fühl' ich, das weiß ich."

Da wird die Thür heftig aufgerissen, und der Baron stürzt athemlos herein.

„Hurrah!" — ruft er — „es lebe die Landwehrcavallerie! Wie geht's, Fritz, mit Deinem Arme? — So? schon ein Weihnachtsgeschenk! ... kann mir's denken, wo es herkommt; gewiß nicht aus Pommerland. Bringe Dir auch eins, mein Junge; aber kurire Dir den dummen Arm geschwind! Es gibt im Ministerium so viel, des Norddeutschen Bundes halber, zu thun, daß man Dich kaum noch 14 Tage dort entbehren kann."

„Was, was sagst Du?"

„Nun ja; da ist jemand, der war noch vor kurzem Major in meinem Regiment, dem habe ich die Geschichte vom „tollen Jochim" erzählt, und die Deine en parenthèse, der ist ordentlich stolz gewesen auf sein Regiment im Frieden, wie er es im Kriege war. Na kurz, ich werde Dir die Geschichte ein ander Mal erzählen; man hat sich 24 Stunden lang nach Dir erkundigt und heute Abend mir angezeigt, daß Du angestellt seist!"

Der Assessor ist noch bleicher geworden, er hält die rechte Hand vor die Augen, und als er sie nach einigen Augenblicken fallen läßt, sagt er:

„Reich mir ein Blatt Papier, Otto; ich will an Louise schreiben; — glaubst Du, daß sie mir verzeihen wird?"

„Hurrah!" ruft der Baron wieder, — „ich stehe für ihre Verzeihung ein, obgleich Du es sehr wenig verdienst. Schreib! auch ich will schreiben; ich will nach Pommerland schreiben, daß man mir meinen Jochim schicke — aber nicht den „süßen" — beileibe nicht ... den tollen — den tollen Jochim will ich haben."

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Januar 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 16.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Ringwald trat erstaunt einen Schritt zurück. „Ihr habt gehorcht, Herr Delven!“ sagte er, „und — Ihr kennt das Sprichwort.“ „Horcher an der Wand!“ fiel Christine ein; „hört oft genug sein Lob!“ ergänzte Delven, „ich habe heute das meinige vernommen, denn was heißt es in jetziger Zeit, wenn auch von diesem oder jenem gesagt wird, er ist lüderlich, gleich einem Bettelstudenten, oder man meidet ihn — pah! mich kümmert das nicht so viel. Die da nichts wissen und verstehen, ersticken heutzutage in lauter Tugend, und die man brauchen kann, schneidet man vom Galgen herunter, wenn sie dumm genug waren, sich hängen zu lassen.“

„Gottlose, infame Worte, Oheim, da hört Ihr es nun selbst,“ rief Christine „und mit solchem Menschen laßt Ihr den Henning umgehen?“

„Ja, Christoph, Ihr seid ein hartgesottner Sünder, die Paar Wochen, daß Ihr in Flandern waret als Schreiber mit dem Herrn von Schlözer, seid Ihr wie umgekehrt, was wird das mit Euch werden?“

„Laßt mich, wie ich bin — Aut Caesar, aut nihil! ich werde noch große Dinge vollenden. Ich habe etwas im Kopfe — etwas, was ich noch nicht sage, das Berlin auf den Kopf stellen soll.“ — „Ihr seid ein Narr,“ lachte Ringwald, „geht mit Euren Prahlereien — und söhnt Euch vor allen Dingen mit Tina aus, die nun doch ein Mal unser Hausmütterchen ist und hier das Commando führt. Gott befohlen! ich muß in den Rathskeller.“ — „Ich begleite Euch bis zur Brücke,“ sagte Delven. „Die Jungfer wird mich doch nicht gern zum Gesellschafter haben wollen, und Henning hat wohl noch zu thun, da mag ich nicht stören.“

Er grüßte wieder tief und spöttisch, Christine zuckte verächtlich die Achseln und geleitete beide zur Hausthür. Als Ringwald und Delven den Flur verlassen hatten, stieg Christine die Treppe hinauf in ihr kleines Zimmer, dessen Fenster auf die Spree hinaus gingen — hier ordnete sie den Schrank, legte einige gebrauchte Gegenstände bei Seite und fuhr mit dem Tuche über die auf einer Art von Console stehenden Raritäten aus Delfter Steingut, um sie vom Staube zu reinigen, dann plötzlich innehaltend mit der Arbeit, blieb sie sinnend an dem offnen Fenster stehen, ihr niedliches Köpfchen legte sich in die Hand, während der Ellenbogen ihres schönen Armes sich auf das Fensterbrett stützte. So schaute sie hinaus in den hereindunkelnden Abend. „Abscheulich,“ murmelte sie. „Wie frech und unverschämt der Bengel war. Er höhnte mich. — Na warte — laßt mich nur erst Frau Ringwaldin sein — hui — hui, Du sollst zum Hause hinausfliegen, das wird meine Freude sein, mein Gaudium, wie die Scribenten sagen — ich will Dich großmäuligen — —“ In diesem Augenblicke erschien das Bild einer Persönlichkeit, welche hinter Christina stehen mußte, an den Scheiben des Fensters, zugleich legten sich zwei Hände um die schlanke Taille der Kleinen, erschreckt fuhr diese in die Höhe, als eine Stimme fragte: „Was willst Du mit dem Großmäuligen thun?“ — „Ach! geh fort,“ rief Christine ärgerlich, was soll das Erschrecken heißen? Du bist immer so ungeschickt.“ Der also Begrüßte war niemand anders, als der junge Herr Henning Ringwald, der sich inzwischen herbeigeschlichen und die hübsche Base umarmt hatte. „Ich wette, Du meinst den armen Delven,“ sagte Henning, „ich hörte unten wieder einen kleinen Streit.“ — „Du eräthst es vollkommen, Henning. Der lüderliche Schreiber ist mir ein Gräuel.“ — „Lüderlich?“ fuhr Henning auf, „lustig — ja, aber nicht lüderlich. Ich muß bitten, daß die Jungfer mit mehr Respect von meinen Freunden rede.“ — „Lieber Himmel,“ entgegnete bereits roth werdend und ziemlich erregt Christine. „Ich will dem jungen Herrn nicht seine Freunde abspenstig machen — ich brauche ja Gottlob niemanden, als meinen alten Oheim — gehe der junge Herr doch um, mit wem er will, was kümmert's mich!“ — „Es scheint doch die Jungfer sehr viel zu kümmern, denn sie kann ja kaum eine halbe Stunde sein, ohne von Delven zu reden,“ versetzte Henning ebenso gereizt. „Man meint es vielleicht gut mit dem Mosjeh Ringwald, wenn man sich seinen Umgang ansieht.“ — „Oh — ich bin alt genug, um selber auswählen zu können, ich will nur nach meiner Wahl handeln, Umgang haben, kurz — leben, wie ich will.“ „Thu' der Herr das doch — thu' er's doch,“ sagte Christine immer

heftiger und schlug mit dem Wischlappen auf die Steinkrüge, daß diese laut klapperten, wobei die kleine Base so fuchtelte, als hätte sie den verhaßten Oelven unter ihren Streichen. „Ich werd' es auch thun," fuhr Henning fort. „Mir recht," eiferte Christine, „aber komme dann der Herr nicht wieder zu mir und versuche mir vorzuschwatzen, daß ich sein Alles, seine Chloe oder Daphnis sei — oder wie all das dumme Zeug heißen mag. Ich will nichts mehr davon hören — laß er mich ein für alle Mal in Ruhe, und morgen sag' ich es dem Oheim rund heraus, daß dem jungen Herrn sein Freund Oelven, der lüderliche Schreiber, ich wiederhole es, der liebste Umgang auf Erden ist." Christine hatte bei diesen Worten mit dem Stiele des Borstwisches so heftig auf den Tisch geschlagen, daß Henning erschreckt emporfuhr, dann wendete sie sich schnell, warf sich in einen Sessel, verschränkte die Arme in einander, kreuzte ihre allerliebsten Füße und senkte zornig das Haupt, während ihre Augen leicht in Thränen schwammen. Henning war allerdings schon an dergleichen Scenen gewöhnt, Oelven sein Freund, gab stets die Veranlassung zum Streite, aber heut Abend war die hübsche Base doch ganz besonders zornig — und in ihrem Zorn sah sie reizend aus. Henning näherte sich dem Sessel, auf welchem Tina saß. Der junge Mann hatte sich so sehr auf den Abend gefreut, er wollte mit der Base durch die Stadt schlendern, es war heute sehr bewegt in den Straßen und nun — mit einem Schlage sollte das anders werden. „Christine — Tina — Tinchen," sagte er, sich über die Lehne beugend und den Arm streichelnd, „sei wieder gut!" — „Laß mich," fuhr Christine auf, seine Hand mit dem Ellenbogen zurückstoßend, „geh zu Deinem Herrn Oelven — es liegt Dir nichts an mir — ich mag Dich auch nicht mehr — ich bin ein Mal so närrisch gewesen, Dich zu lieben — wenn Du Freunde findest — ich finde schon einen, der mich heirathet — ohne eine Hausplage mitzubringen." „Also, so leicht gibst Du mich auf?" rief Henning. „Ganz leicht — ganz und gar," sagte Christine mit zitternder Stimme, die Henning natürlich nicht auffiel. „Ich gehe, Tina," rief er, einige Schritte gegen die Thür machend. „Geh, geh! — Ich halte Dich nicht." „Du läßt mich fort? rufst mich nicht zurück?" — „Wie sollte ich denn?" — „Ah — das ist zu stark, das ist zu viel. Du bist sehr — sehr hübsch, Tina, bist ein treffliches Mädel, aber das lasse ich mir doch nicht bieten, das ist Tyrannei — ich will meinen Freund sehen, der uns nützlich ist im Geschäfte, nützlich durch seine vielen Bekanntschaften. Wenn Du gegen ihn etwas hast, sage es in Sanftmuth, aber so mich coramiren lassen, ärger als ein Schüler vom Joachimsthalschen oder Berliner Gymnasium im grauen Kloster, das will ich nicht länger dulden. Ich gehe meiner Wege und werde mich nicht wieder herbeilassen, Dir noch ein gutes Wort zu geben. Gehab Dich wohl."

Er eilte zum Zimmer hinaus, dessen Thüre er heftig hinter sich zuschlug. Christine erhob sich schnell. Mit Hennings Entgegnung war auch ihr Zorn geschwunden, denn sie hatte sich allzuheftig gezeigt, doch glaubte sie nicht an sein Fortbleiben. Wie oft war er schon so hinausgerannt und wie oft jedes Mal darauf wiedergekommen. Sie blieb im Zimmer stehen — horchte. Heute ging er wirklich die Treppe hinab. — „Er macht eine ganz neue Finte, mich zu ängstigen," sagte sie leise — aber die Tritte verhallten, der beleidigte Henning kehrte nicht zurück — sie wartete wieder einige Minuten, dann konnte sie nicht länger ihre Unruhe bemeistern, sie öffnete die Thüre und rief laut: „Henning! Henning!" aber niemand antwortete. „Der junge Herr hat das Haus verlassen, Jungfer," rief die Stimme der Magd, von unten herauf. Das war zu viel — Christine setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf in beide Hände und weinte.

— — — — — — — — — — —

Als Henning das Haus seines Vaters verlassen hatte, ging er heftig gesticulirend durch den kleinen Vorgarten in die spärlich erleuchtete Gasse, dann wendete er sich rechts und ging bis zur Brücke. Hier blieb er einen Augenblick, sich an das Holzgeländer lehnend, stehen, um Athem zu schöpfen. Die Unterredung mit Christine hatte ihn mächtig erregt, seine Schläfen pulsirten, seine Wangen waren röther als sonst. Henning Ringwalt war ein hübscher Mann. Seine dunklen Haare trug er schlicht herabhängend, ein dunkler Schnurrbart umschattete leicht seine Oberlippe, er hatte einen Wuchs, dessen Ebenmaß und Kraft zugleich dem besten Officiere der kurfürstlichen Leibwache willkommen gewesen wären. Er trug seine, braune Kleidung, einen runden, seidnen Hut und hatte prächtige Bandrosen auf seinen Schuhen, was immer das Zeichen eines Stutzers war. „Daß sie mich fortwährend quälen muß," seufzte er. „Und bin ich nicht ein Thor — bin ich's nicht? aber die kleine, liebe Christine — ach, wenn sie nicht gar so reizend wäre, vielleicht hat sie auch so Unrecht nicht, aber —" Sein Selbstgespräch ward durch das Herannahen eines Mannes unterbrochen, der von der Roßstraße her auf die Brücke kam und gegen Henning zuschritt. „Bist Du's? ja wahrhaftig," rief er. „Henning! und so träumerisch? ha! ha! ha! es hat gewiß wieder etwas mit der Kleinen gegeben — ich wette." „Nun, ja doch," sagte Henning verdrießlich, „es ist so." — „Und ich war wieder die Veranlassung," lachte Oelven, denn es war der Angekommene. „Alle Hagel, was ich den Weibern immer im Wege bin. Du bist ein Narr, Henning, daß Du Dir solche Bevormundung gefallen läßt — oder gib mich auf — wenn Dir die Kleine so sehr ans Herz gewachsen ist." — „Laß doch die Grillen, Christoph," begann Henning und ließ nun in einer langen Auseinandersetzung die Besorgnisse die Reihe passiren, welche Christine gegen das Freundschaftsbündniß zwischen Henning und Oelven hegte.

„Laß gut sein," sagte Oelven, „ich wette, sie bittet es mir noch ab. Ich kann mich nicht ändern, und wer weiß, wie lange ich noch hier sein werde." Henning sprach dagegen, Oelven erwiderte ihm allerlei, und unter solchen Gesprächen waren sie über den Markt beim Kölnischen Rathhause vorbeischreitend durch die Breitestraße bis auf den Domplatz vor dem Schlosse angekommen. Eine Menge Menschen gingen oder standen hier umher. In der Nähe des Doms hatte sich eine zahlreiche Gruppe versammelt, in welcher lebhaft discutirt ward, zuweilen bewegten sich kleine Abtheilungen die Gasse entlang, welche zwischen den Schloßmühlen (heutzutage die Schloßfreiheit) bis zum kurfürstlichen Lustgarten hinlief, dessen Eingang zwischen einem Orangerie- und einem Ballhause der Hundebrücke gegenüber lag.*) Man wollte hier irgend etwas auskundschaften, denn bald genug kamen die Kundschafter wieder zurück und theilten den Harrenden mit, daß sie nichts erfahren hatten. Andere, unternehmendere Persönlichkeiten waren auf die neue Auslage geeilt, um von dorther Nachrichten zu holen. — „Was ist das für ein Zusammenlaufen in den Gassen?" fragte Henning. „Ich glaube, es geht etwas Großes heut noch vor," antwortete Oelven, „wenn ich mich nicht ganz täusche, so werden die Kurhüte bald hervorgesucht werden, um auf dem Haupte des neuen Herrn Friedrich des Dritten zu prangen, und ich glaube, daß ich gerade zur rechten Zeit meinen Dienst bei Herrn von Danckelmann angetreten habe — der wird hoch steigen, denn er ist des neuen Kurfürsten Günstling." — „Ja, das ist wahr — er hat ihm das Leben gerettet," flüsterte Henning. „Gewiß! und zwar, als die Stiefmutter ihn vergiften wollte," schrie Oelven überlaut. „Um Gottes Willen," sagte Henning leise, „wie kannst Du nur solche Dinge so laut ausschreien. Sollen sie Dich beim Kragen nehmen?"

„Ich dächte gar," lachte der kecke Schreiber. „Mir soll einer kommen. Es weiß ja die ganze Welt, daß die alte Dorothea eine Giftmischerin war und vielleicht noch ist. Hat sie denn nicht den Kurprinzen Carl Emil zu Straßburg vergiftet? sie wollte durchaus ihre Kinder auf den Thron bringen — was ist da zu verschweigen?"

„Unbesonnener Mensch, ich begreife Dich nicht, Du wirst noch ein Mal schrecklich anlaufen." — „Pah — ich werde es abwarten. Wofür wäre ich Berliner, wenn ich nicht meinen Mund brauchen wollte? aber sieh, da scheint es was Neues zu geben, laßt uns eilen."

Beide drängten sich zwischen einen Menschenknäuel, der über die Schleusenbrücke bis zur Holzgartenstraße sich wälzte und, sich hier durch allerlei Zulauf vermehrend, fächerartig auseinanderbreitete, zuletzt aber die Leipzigerstraße hinunter sich als ein einziger Menschenstrom ergoß, um durch das Leipziger Thor zu kommen.**) Der junge Ringwald und Oelven drängten sich durch die Masse, um auf die nach Potsdam führende Landstraße zu gelangen. Die Gespräche schwirrten hin und her, zuweilen mußte die Menge den ankommenden Wagen weichen, dann stopfte sich die Strömung an einer engen Durch-

*) Also etwa da, wo jetzt das Trottoir des Lustgartens anfängt, lag das Ballhaus. Das Orangeriehaus da, wo die Terrasse des Schlosses gegen die Freiheit hinausläuft, zwischen diesen beiden Punkten war das Eingangsgitter. Die Hundebrücke war die heutige Schloßbrücke.

**) Die alte Leipzigerstraße. Das Thor lag an der heutigen Niederwallstraße.

fahrt — allgemein hieß es: Der Kurfürst Friedrich Wilhelm liege zu Potsdam im Sterben. Halb Berlin war auf den Beinen, denn das nahende Ende eines solchen Fürsten, der mit gewaltiger Hand die Geschicke seines Landes geregelt und sie den mächtigsten Feinden zum Trotze befestigt hatte, mußte die Gemüther besorgt machen. Deshalb wollte man durchaus Nachricht haben von den Vorgängen in Potsdam, aber damals kamen die Neuigkeiten von dorther erst in sechs bis acht Stunden nach Berlin, denn der Weg war ein beschwerlicher.

Henning Ringwald und sein Freund wurden gestoßen, geschoben, gedrängt. Sie retirirten endlich auf einen kleinen Hügel an der Straße, von wo aus sie das Getümmel übersehen konnten, welches sich gegen das Leipziger Thor und aus demselben wälzte. „Gehen wir nach dem einsamen Garten von Rackemann, wo sie Bier ausschenken, dort trinken wir eins, und dann in die Stadt zurück," sagte Delven. „Es wird heut noch genug zu sehen geben. Man muß die Soldaten zusammenholen, wenn der Alte stirbt, sie müssen schwören."

Die beiden schlugen den Weg nach dem Rackemannschen Garten ein. Die Straße war ein wenig ruhiger, und obgleich viele Reiter und Wagen hier passirten, blieb der Garten dennoch ziemlich leer. „Zwei Krüge Ducksteiner," commandirte Delven, mit seinem Rappiere auf den Tisch schlagend. Der erschreckte Junge des Wirthsgartens eilte in das Haus, um die verlangten Humpen zu bringen, während einige ältere Bürger, sehr verletzt über das prahlerische Benehmen, den Renommisten verdrießlich anschauten. Die warme Witterung und die Aufregung hatte die Gäste in den Garten gelockt, den ein Holzgitter von der Straße schied, man konnte hier alles sehen, was von Potsdam kam.

Gerade als Delven und Henning sich an den Tisch und die Krüge an ihre Lippen setzten, entstand ein furchtbarer Lärmen auf der Straße, gleich darauf traten drei Personen an das Gitter. Sie waren in Reisekleidern, hatten kleine Felleisen in den Händen und geberdeten sich sehr ungehalten. „Dieser Tölpel," sagte einer der Männer. „Ich sage ihm noch ausdrücklich, er möge sich in Acht nehmen, das Rad ist schon heut Vormittag nicht recht in Stande gewesen. Eine Viertelstunde später fliegt es ab." — „Glücklicherweise sind der Herr Rath nicht beschädigt," sagte der Begleiter, „aber es gibt doch einen Aufenthalt," erwiderte der erste, „und wir haben Eile! heda! — einen — zwei — drei Krüge." Die Reisenden nahmen an dem Tische neben Delven und Henning Platz, während draußen an der Straße, von Hunderten umringt, ein herbeigerufener Schmied das Rad an dem Reisewagen wieder in Stand setzte. Der erste der drei Männer war ein schon bejahrter Herr. Er trug dunkle Kleidung. Sein kühnes, scharfgeschnittenes Gesicht, konnte mit dem Haupte eines Adlers verglichen werden, doch zog zuweilen ein Schimmer von Sanftmuth über diese strengen und offenbar durch eine lange Reihe von Erfahrungen und Sorgen, Kämpfen und Entbehrungen gefurchten Züge. Die Augen blitzten unter den buschigen Brauen ganz seltsam und den Gegenstand, auf den sie sich hefteten, fast durchdringend, hervor. Eine magere, weiße Hand, wie sie den Gelehrten eigen ist, streckte sich zwischen dem Spitzenbesatz des Aermels hervor, und eigenthümlich geschlungene Ringe zierten die Finger. Der Fremde, dessen Begleiter ganz gewöhnliche Menschen zu sein schienen, warf den beiden Freunden einen forschenden Blick zu, dann setzte er sich, ohne sich weiter um den Lärmen zu kümmern, an den Tisch. Das Gespräch mit seinen Begleitern war sehr einfach, und die Freunde verstanden, daß die Reisenden von Breslau kamen, nach Magdeburg wollten und den Weg über Potsdam nahmen. Es währte nicht lange, so hatte Delven mit dem einen der Begleiter ein Gespräch angeknüpft. „Sie glauben, daß der gnädigste Herr Kurfürst nicht wieder sich erholen werde?" fragte plötzlich der Fremde, das Gespräch unterbrechend. „Dazu ist gar keine Hoffnung vorhanden," sagte Delven. „Sie sehen ja hier draußen das Gewimmel, ganz Berlin ist in Aufregung, man hat seit gestern die Gewißheit vom nahen Tode des Herrn." Die drei Männer warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu. „Wie weit ist das Rad?" rief der erste durch die Gitterstäbe dem arbeitenden Schmiede zu. „Gleich, gleich ist es in Ordnung." — „Sie scheinen große Eile zu haben," sagte Delven. „Gewiß," entgegnete der Mann. „Jeder Augenblick ist kostbar für den Kaufmann, den ein wichtiges Geldgeschäft nach dem Ort seiner Bestimmung führt." — „Also Geldgeschäfte," sagte Delven. „Ich hätte Sie nicht für Kaufleute gehalten — Sie sehen mehr wie Gelehrte aus." — „Wie weit ist das Rad?" rief der erste durch das Gitter. „Jetzt ist es gleich so weit," antwortete der Schmied. „Immer Geduld," schrien einige Stimmen aus dem Haufen. „Also Sie gehen nach Potsdam," begann der zudringliche Delven wieder. „Ich werde auch bald dorthin müssen." — „Sie haben Geschäfte dort?" „In Sachen der Regierung," sagte Delven stolz, „ich bin Secretär des Geheimen Rathes Herrn von Danckelmann." Der alte Herr stutzte, er sah seine Begleiter an, und ohne daß die Freunde es bemerkten, machten die drei Männer sich gegenseitig ein gewisses Zeichen, indem sie mit der flachen Hand eine Art Figur auf ihrer Brust beschrieben. Von diesem Augenblicke an vermochte Delvens Beredsamkeit ihnen nichts als einsilbige Wörter: Ja oder nein! zu entlocken, und als der Diener in das Gitter mit der Meldung trat, das Rad sei fertig, grüßten sie kurz und wendeten sich dem Ausgange zu. — Gerade jetzt erschallte ein wildes Hallohgeschrei, dann ohne auf die Menge zu achten, galoppirte ein Reiter von Potsdam her auf das Leipziger Thor zu. Er schrie aus voller Kehle „Platz! Platz!" und sein Pferd spornend, hieb er zugleich mit der schweren Peitsche rechts und links um sich. Schreiend und fluchend wich die Menge zurück, die Vordersten drängten die Hintenstehenden zurück, ein Theil ward gegen das Gitter des Rackemannschen Gartens gepreßt, während die andre Hälfte in den Graben drängte, der neben der Straße hinlief, so vermochte der Reiter endlich fortzukommen. „Der bringt was — der hat was," schrie die Menge, welche, kaum auseinandergetrieben, sich gleich wieder hinter dem Reiter schloß. An ein Weiterkommen der drei Reisenden war aber für den Augenblick nicht zu denken, denn der Menschenstrom umflutete den Wagen von allen Seiten, die Pferde bäumten sich ängstlich in die Höhe, kaum vermochte der Kutscher, sie zu halten, dazu sank die Dunkelheit immer dichter hernieder, Lampen und Laternen begannen sich an dem Stadtthore zu entzünden, endlich nahte eine Schwadron kurfürstlicher Dragoner, aus dem Thore kommend, langsam, aber dennoch die Verwirrung mehrend, zugleich erschien der Polizeimeister mit Stockknechten, welche die Menge mit Hurrahgeschrei empfing.

„Fatale Lage," murmelte der älteste der drei Männer, „wir können nicht vorwärts. Ich hätte viel darum gegeben, zwei Stunden früher in Potsdam zu sein." Das Toben der Menge wuchs — niemand wollte mehr Neuigkeiten erfahren, nur Unfug treiben, das war das Bestreben, dem sich alle mit Aufbietung ihrer Kräfte widmeten.

Aber was ist das? in einem und demselben Augenblicke beginnen sämmtliche Glocken Berlins zu läuten. Durch all das Getümmel, durch die Nacht hallen die dumpfen, feierlichen Töne von den Thürmen hernieder, scharf klingen die Glocken von St. Gertraud und Petri, aber in tiefem Summen gibt die Glockenstimme des Domes ihr Zeichen, wimmernd und klagend fallen sämmtliche anderen Glocken ein, dieses einförmige Getön hatte etwas Schauerliches, Ueberwältigendes. — Der Lärm der Menge ließ nach, die lauten Rufe verstummten, die Fuhrleute hielten ihre Wagen an, viele lüfteten die Mützen, ein leises Gebet sprechend, und wie ein Lauffeuer ging durch alle Gruppen die Kunde: „Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, ist zu Potsdam verschieden."

Eine Riesenseele hatte sich emporgeschwungen — ein flammendes Licht war verlöscht. Die Stille wich einem mächtigen Brausen; als hätte jeden die Trauerkunde mit Unruhe erfüllt vor der nächsten Zukunft, so lief, fuhr, ritt alles durcheinander. Eben wollte der Wagen mit den drei Männern sich in Bewegung setzen, als ein Trupp Leibgardisten zu Pferde von Potsdam her in scharfem Trabe anrückte, zugleich fuhr aus einem der Seitenwege ein sehr schöngebauter Reisewagen, neben dessen Kutschbock zwei mächtige Laternen brannten, und da der Wagen der drei Männer umlenken wollte, wieder nach Berlin zu fahren, geschah es, daß er mit jenem noblen Reisewagen zusammengerieth, was ohne die Geschicklichkeit der Kutschers desselben leicht zu großem Unheile hätte führen können, allein trotz der sorgfältigsten Lenkung hatten sich dennoch die Pferde so ineinandergefahren, daß ihre Stränge schwer zu entwirren sein mochten, und die Folge davon war, daß die ganze Straße verstopft wurde, so lange die fluchenden Kutscher mit der Entwirrung beschäftigt blieben. Die Eigenthümer oder Insassen der Wagen blieben auch nicht unthätig und regalirten sich gegenseitig mit Vorwürfen. Diese Scene währte bereits einige Minuten, als die Reiter der Leibgarde herankamen.

„Alle Wetter, was ist das?“ rief der Lieutenant. „Welch eine Hemmung? macht schnell, daß Ihr zu Stande kommt. Die Ordonnauzen des kurfürstlichen Hofes, Seiner Durchlauchtigkeit des gnädigen Kurfürsten Herrn Friedrichs des Dritten werden gleich hier sein, die Straße muß geöffnet werden.“

Als der Lieutenant diese Worte gesprochen hatte, beugte sich aus dem eleganten Reisewagen ein Kopf hervor, und eine sehr wohltönende Stimme rief: „Der kurfürstliche Lieutenant der Leibgarde, Herr von Tettau, wenn ich nicht irre?“ Der Angerufene lenkte sein Pferd zu dem Reisewagen. „Herr Freiherr von Kolb?“ rief er verwundert. „Sie hier in diesem verhängnißvollen Augenblicke?“ — „Ich komme justement von Cleve, mein Bester, wo ich einen Befehl des Herrn Kurfürsten erhielt, der mich nach Berlin rief, ein Unfall in der Nähe von Emmerich hielt mich auf, und so bin ich Tag und Nacht gereist, um kurfürstlichem Wunsche nachzukommen, der meinen Uebertritt in Brandenburgische Dienste sicher entschieden hat.“ — „Sie kommen zur Leichenfeier des gnädigsten Herrn,“ sagte Tettau, „und haben sich nun an unseren neuen Gebieter zu halten.“ — „Ich werde hoffentlich in seinem Dienste verbleiben dürfen.“ — „Ich zweifle nicht daran, Herr Freiherr. Der Höchstselige berief Sie noch kurz vor seinem Ende zu sich — der Sohn wird des Vaters Zusage halten.“ — „Ich kehre nach Berlin zurück,“ rief der Freiherr Kolb von Wartenberg dem Kutscher zu. Unterdessen hatten die Leute die verwirrten Stränge auseinandergezerrt, und die Wagen fuhren auf das Leipziger Thor zu. Voraus ritten schweigend die Leibgardisten, dann folgte der Reisewagen Kolbs. Als er das Thor passirte, schallten die Glocken laut und mächtig, unter der Wölbung ein gellendes Echo erzeugend. „Es ist ein remarquabler Einzug, den wir in Berlin halten,“ sagte der Freiherr zu seinem Begleiter. „Die Todtenglocken geben uns die Empfangsmusik.“ Der Wagen rollte in die Leipzigerstraße. Hinter ihm fuhr die Kutsche, welche jene drei Männer mit sonderbaren Gesichtern, räthselhaften Zeichen und Geschäften beherbergte. Dann strömte eine zahlreiche Volksmenge hinterdrein, unter derselben befanden sich Henning Ringwald und Delven. „Ich möchte wissen, wer die drei schwarzen Kerle waren,“ sagte der „Secretär Dandelmanns,“ wie sich Delven zu nennen beliebte. „Es waren weder Kaufleute — noch Gelehrte — noch Soldaten. Was mag es mit ihnen für Bewandtniß haben?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Officier.

Lebensskizze von einem Kameraden.

„Dulce et decorum est pro patria mori!“ — Es klang uns wie eine bittre Ironie des Schicksals, als, im Begriff, dem Leser das Leben eines der vielen Dahingerafften des letzten Krieges zu schildern, diese Worte sich unaufhörlich unserm Geiste aufdrängten. Ja, er ist süß, er ist groß, er ist berauschend der Gedanke, sein Leben für das Wohl seines Vaterlandes hinzugeben; es ist dies eine Belohnung, die auserwählte, dem Idealen huldigende Geister vielleicht jener anderen, — vernünftigeren aber auch nüchterneren: „Für sein Vaterland zu l e b e n“ bei weitem vorziehen; aber wir wiederholen es, in dem Lebensbilde, das wir hier zu entwerfen gedenken, klingen jene hochherzigen Worte beinahe wie eine Unwahrheit, — fast wie ein Spott!

Wenigen Lesern wird der Name einer der besten wissenschaftlichen Zeitschriften unserer Epoche, welche unter dem Titel der „Preußischen Jahrbücher“ erscheint, unbekannt sein, einer Zeitschrift, die besonders in der militärischen Literatur es zu einer Höhe gebracht hat, daß kein Land eine ihr ebenbürtige aufzuweisen im Stande ist. In diesem Blatte erschienen zu Ende der fünfziger Jahre einige Aufsätze, die selbst in diesem Mittelpunkt vortrefflicher Leistungen ein bedeutendes Aufsehen erregten. Sie waren unterzeichnet: „Ein Deutscher Officier.“ Man konnte in diesen Arbeiten nicht genug neben einem trefflichen Styl den frischen, kräftigen, durch und durch praktischen Sinn bewundern; und dennoch fand man so viele ideale Auffassung, welche sich zwischen den tiefsten Studien hindurchwand, daß dem Ganzen dadurch ein überaus fesselnder Reiz gegeben wurde. Beim Lesen dieser Artikel (von denen wir folgende hervorheben: „Briefe aus Süddeutschland“; „Zur Verständigung über die Frage der preußischen Heeresreorganisation“; „Ueber den Krieg in Nordamerika“; und „über den Krieg in Schleswig-Holstein“), wurde bei gar vielen schon der Wunsch rege, etwas von dem Verfasser selbst zu hören. Einige Schriftsteller haben das Glück, durch ihre Schriften die persönliche Sympathie des Lesers in so hohem Grade zu erwecken, daß dieser ihn auf seinem Lebenslaufe mit demselben besorgten Auge begleitet, als wenn er ein Freund langer Jahre wäre, daß er seinen Erfolgen mit freudiger Spannung folgt, — mit ihm hofft ..... und mit ihm enttäuscht wird.

Ebenso ging es unserm „Deutschen Officier;“ er hatte sich eine große Anzahl von Freunden erworben, die an seinen Schicksalen den wärmsten, den herzlichsten Antheil zu nehmen gedachten, — ihn jedoch nicht kannten und von ihm nicht gekannt waren. Das sind die Sonnenseiten des Schriftstellerthums, und glücklich der, welchem es beschieden ist, so vielen Antheil zu erregen! Die Anonymität des „Deutschen Officiers“ begann bald, die Leser unangenehm zu berühren; man versagte ihm das Recht, sich hinter ihr zu verbergen und sich so dem ungetheilten Beifall zu entziehen. Da erschien im Jahre 1864 im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ein Buch, welches den Titel: „Die Völkerschlacht bei Leipzig“ trug und unterzeichnet war: „Julius Koeniger, Hauptmann im großherzoglich hessischen dritten Infanterieregiment.“ — Wie gewisse Kunstliebhaber bei dem ersten flüchtigen Blick auf ein Bild, ohne sich zu täuschen, den Namen des Meisters, der es gemalt, nennen; ebenso geschah es mit diesem Buche. — Der Schleier der Anonymität, welcher über dem Deutschen Officier der Preußischen Jahrbücher schwebte, war durch das Erscheinen dieses Buches zerrissen. Er und kein anderer m u ß t e es geschrieben haben; denn in der ganzen deutschen Schriftstellerwelt besaß e r und kein anderer die obenerwähnten Eigenschaften, im militärischen Fache mit der nüchternen Praxis so viel ideales Geistesleben zu verbinden.

Nun war der Theilnahme des Publicums Recht widerfahren, und sie äußerte sich diesem trefflichen Verfasser gegenüber in so liebenswürdiger Weise, daß er sicherlich den Augenblick herzlich segnete, in dem ihm der Gedanke gekommen war, die langen Mußestunden des kleinstaatlichen Dienstes geschichtlichen Forschungen zu widmen. Das im nächstfolgenden Jahre (1865) von ihm erschienene Werk: „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris“ reihte sich dem ersten würdig an, ja übertraf es vielleicht noch in den Eigenschaften, die sich so wunderbar im Geiste ihres Verfassers paarten; — doch das Jahr 1865 hatte schon jene seltsamen Zuckungen, welche den großen Ereignissen vorangehen; und dieses Werk traf nur unruhige Geister, die mit solch fieberhafter Spannung in die Zukunft blickten, daß die Klänge aus der Vergangenheit fast tonlos an ihren Ohren vorüberrauschten.

Und der von so vielen gefürchtete, von andern so sehnlich erwünschte Sturm brach los und führte zu dem Ziele, das wir alle bis jetzt nur als ein provisorisches betrachten, und nach dessen Verwirklichung Koenigers sehnlichste Wünsche strebten. Vielleicht harrten eifrige Leser schon, in den „Jahrbüchern“ die Stimme des deutschen Officiers über den deutschen Krieg zu vernehmen; — vielleicht dachte der Verleger seiner anderen Werke schon daran, daß der Krieg von 1866 keinen bessern Historiographen finden könne, als den des Krieges von 1815 ... da traf die herbe Kunde ein, die — wie wir fast mit Bestimmtheit behaupten können, eben so vielen Schmerz in Nord-, wie in Süddeutschland hervorrief, daß die Feder geknickt, daß die Stimme auf ewig verstummt, daß der „Deutsche Officier“ den Tod eines deutschen Officiers gefunden hätte ... an der Spitze seiner Compagnie.

* * *

Julius Koeniger ward am 21. Mai 1820 in Gießen geboren. Er war der jüngste Sohn des 1855 in Worms verstorbenen Generalmajors Friedrich Engel Koeniger. Vier Brüder des letzteren



Julius Koeniger.

hatten außer ihm noch die militärische Carriere ergriffen und hatten mit verschiedenem Glücke gedient. Der eine hatte den Dienst als Hauptmann verlassen, ein anderer starb als Major, ein dritter als Oberstlieutenant, und der vierte war gleichfalls als Generalmajor à la suite pensionirt werden. Mit einer so ausgeprägt militärischen Verwandtschaft ist es nicht zu verwundern, daß man dem jungen Julius keine Schwierigkeiten in den Weg legte, als er aus eigenem Triebe erklärte, er wolle, wie sein Vater und seine Onkel, Soldat werden. Der alte General mußte wohl in seinem eigenen Leben bittere Erfahrungen über seine eigene mangelhafte wissenschaftliche Ausbildung gemacht haben, denn sonst ist es nicht anzunehmen, daß er mit der äußersten Strenge darauf hielt, daß sein Sohn Julius, statt im Cadettenhause erzogen zu werden, das ganze Gymnasium erst absolvire, bevor er in den Soldatenstand eintrete. Mit Worten des innigsten, wärmsten Dankes erwähnte Koeniger später der Strenge seines Vaters in diesem Punkte, und um der väterlichen Ansicht ein öffentliches Denkmal zu setzen, publicirte er später eine Arbeit über die Reformen im deutschen Militärstande, eine seiner gelungensten Schriften, in der er die vollständige Gymnasialbildung der Officiere in erste Linie stellte, sogar sie als Minimum forderte, denn wie er zu sagen pflegte: „Ein hoher Officier muß doch wenigstens eben so viel wissenschaftliche Kenntnisse besitzen, als der Freiwillige, der bei ihm Schreiber ist."

Im Jahre 1836, er war sechszehn Jahre alt, trat er als Gemeiner ins großherzoglich hessische dritte Infanterieregiment, ward bald Cadet, doch erst im Jahre 1842 nach sechsjähriger Dienstzeit Officier, blieb sieben Jahre Secondelieutenant, ward 1849 ins zweite Infanterieregiment als Oberlieutenant versetzt und kam 1859 als Hauptmann in sein altes Regiment, das dritte, zurück.

Es waren gar eigenthümliche Verhältnisse in den kleinen deutschen Staaten. Ein Mann wie Koeniger, der von der großherzoglichen Regierung selbst als einer der tüchtigsten des ganzen Heeres angesehen wurde, und der sich als solcher vielfach erwiesen hat, ein solcher Mann mußte dreiundzwanzig Jahre seines ununterbrochenen Wirkens daran setzen, um sich eine Stellung zu erringen, wo er wenigstens den bescheidensten Ansprüchen auf materielles Wohlergehen Genüge leisten konnte. Er brauchte dreiundzwanzig Jahre Dienstzeit mit all seinen anerkannten Fähigkeiten, um Hauptmann zu werden, und in Preußen gibt es nicht wenige Generalmajors, die nicht viel länger im Dienste stehen. Doch vielleicht ist es diesem langsamen Avancement zu danken, daß er daran dachte, sich ernsten Studien zu widmen, und dann hat er sich nicht zu beklagen; denn wäre er auch hessischer General gewesen, er hätte wahrscheinlich als solcher nicht mehr für die Erhebung seines Namens gethan, wie als militärischer Schriftsteller.

Auf jeden Fall gab es einen Zeitabschnitt in seinem Leben, wo dieses schneckenartige Beförderungssystem ihn mit der Idee vertraut

gemacht hatte, die militärische Carriere zu verlassen und sich einen andern Lebensberuf zu wählen. In aller Stille bereitete er sich auf das Examen im Finanzfache der ersten Kategorie vor und legte es mit Glanz ab; doch eben die Studien, die er hierzu machen mußte, führten ihn unbemerkt auf den Gedanken, daß das militärische Fach selbst einen so überaus reichen Studienkreis darböte, daß ein Menschenleben ihn nicht erschöpfen könne. Er berührte die Frucht des Wissens kaum mit den Lippen, als er schon die Kraft nicht mehr fühlte, sie von ihr zurückzuziehen; die Finanzen wurden aufgegeben und er ward Historiker.

Zu beachten ist, daß trotz seines wissenschaftlichen Strebens Koeniger nie aufgehört hat, ein äußerst tüchtiger und praktischer Officier zu sein. Man muß den Mann bewundern, der nicht allein Historiker war, sondern, seinen Geist nach allen Richtungen des menschlichen Denkens hin bewegend, den geisttödtenden Garnisonsdienst eines Kleinstaates mit der strictesten Pünktlichkeit zu versehen wußte. — Jetzt in den höchsten Regionen der Phantasie verweilen und . . . eine Viertelstunde später Rekruten einexerciren, — gibt es wohl grellere, peinlichere Contraste, und verdient der Mann, der auf beiden Seiten Bedeutendes, Außergewöhnliches leistet, nicht, daß ihm die Nachwelt die Gerechtigkeit erweise, zu welcher es der Gegenwart an Zeit fehlte?

Wir können nicht weiter gehen, ohne einer Seite in Koenigers Geiste zu erwähnen, die auf sein ganzes Denken, Wirken und Schaffen einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, daß man sie kennen muß, um ihn zu verstehen. Wir meinen die religiöse Seite seines Charakters.

Der Leser wird dem Laien verzeihen, wenn er hier andren das Wort gibt, aus deren Feder die folgenden Worte einen viel bedeutungsvollern Werth erhalten. Die Allgemeine Kirchenzeitung schreibt:

„Bei aller religiösen Lebendigkeit und bei aller eifrigen Be„theiligung an kirchlichen Dingen, war er doch eine von aller reli„giösen Manier völlig freie Natur. Nirgends war geflissent„liches Zurschautragen des Religiösen, nirgends tendenziöse Ab„sichtlichkeit bei ihm bemerkbar; und doch war das religiöse Ele„ment der durch alles bei ihm durchklingende Grundton und gab „seiner ganzen Erscheinung wie allen seinen Bestrebungen auf den „verschiedensten Gebieten den idealen Charakter und die Hoheit „der Gesinnungen, die ihn seinen Freunden so unendlich theuer „machten."

Es sei uns erlaubt, diesen Worten nicht das Geringste hinzuzufügen; sie sagen alles über Koenigers Innerstes, was zu sagen erlaubt ist. Das Heiligste in des Menschen Brust darf nicht öffentlich zergliedert werden; wie er in seinem Leben „frei von allem Zurschautragen des Religiösen" war, so müssen auch seine Biographen ihn behandeln; sie müssen diese hohe Seite seines Charakters constatiren, sie als Leitfaden in seinem Leben nehmen, doch dabei, wie er, frei von jeglicher „tendenziöser Absichtlichkeit" bleiben.

Und dennoch wird es uns schwer, nicht von dieser Glanzseite seiner innersten Ueberzeugung zu sprechen; wir möchten gar zu gern die Kämpfe schildern, die er als Officier — inmitten junger, lebenslustiger Kameraden auszufechten gehabt hat, um sein Allerheiligstes, den Glauben seines Herzens im Treiben des so bewegten Soldatenstandes aufrecht zu erhalten. Doch das zu loben, was er für seine unantastbare Pflicht hielt, hätte dem edlen Dahingeschiedenen selbst eine Entweihung seiner heiligsten Gefühle geschienen. Er verdankte es, wie man sagt, in späteren Jahren seiner ausgezeichneten militärischen Tüchtigkeit, so wie der Ehrenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit seines Charakters, daß selbst die Andersdenkenden seiner Kameraden ihm jene „Marotte", wie sie es nannten, nachsahen.

In den Jahren 1847—1852 bildete sich in Darmstadt eine Gesellschaft von Philologen und Theologen, zu der sich Koeniger hingezogen fühlte und deren hervorragendstes Mitglied wohl Wilhelm Bauer geworden ist. Diese Gesellschaft gründete eine eigene Wochenschrift: „Die Politisch-Kirchlichen Blätter," in welchen Koeniger seine ersten literarischen Versuche der Oeffentlichkeit übergab. Leider war die Zeit einem solchen Unternehmen ungünstig, und das Blatt ging nach einiger Zeit ein; — Koeniger hatte jedoch an der Thätigkeit als Publicist einen solchen Geschmack gewonnen, daß er Jahre lang ein äußerst geschätzter Mitarbeiter süddeutscher Zeitungen blieb. Eine längere Reise, die er im Auftrage seiner Regierung durch ganz Deutschland machte, um in Berlin, Dresden und Stuttgart das Turnwesen zu studiren und es im Großherzogthum einzuführen, benutzte er nebenbei dazu, sich mit vielen Zeitschriften in Verbindung zu setzen, von denen jedoch die „Preußischen Jahrbücher" seinen Geist am meisten anzogen und in denen er, wie weiter oben erzählt, so viele und wohlverdiente Triumphe feierte.*)

Als es vor einigen Monaten keinem Zweifel mehr unterlag, daß der gordische Knoten der deutschen Zerwürfnisse mit dem Schwerte durchhauen werden würde, da ging es Koeniger, wie so vielen ehrenwerthen Süddeutschen. Preußen war ihnen zu wenig bekannt, oder, um uns besser auszudrücken, war ihm nur von einer Seite bekannt, die in Wirklichkeit gar nicht existirte und nur durch einen vorübergehenden Conflict fictiv hervorgerufen worden war. Wie viele andere, neigte er zu dem Irrthum hin, daß Preußen, nur von einer kleinlichen Eroberungssucht geleitet, die Waffen ergriffen hätte; aber als die preußische Action in ihrer ganzen unerwarteten Großartigkeit an den Tag trat, da begriff er, als einer der ersten, daß aus diesem Titanenkampfe, wenn Preußen siegreich wäre, eine deutsche Macht hervorgehen würde, wie Deutschland eine ähnliche in seinen Grenzen noch nicht gesehen, und als er das begriffen, da machte er kein Hehl daraus, daß seine Ueberzeugung sich geändert und daß in Preußens Sieg Deutschlands Hoffnung läge!

Und er war hessischer Officier, er mußte, seiner Pflicht getreu, gegen die Macht fechten, welche seiner innersten Ueberzeugung nach, sein über alles geliebtes Deutschland allein neu gestalten konnte! Gab es wohl einen herberen Seelenconflict für einen Mann wie Koeniger? — Doch Leute von seinem Gusse heften in solchen Katastrophen unveränderlich fest den Blick auf den Leitstern, der sie durchs ganze Leben geführt hat — die Pflicht — und folgen ihm treu nach, wohin er auch immer führen mag, — zum Leben und zum Sterben!

Koeniger war während des kurzen Feldzuges der Stolz der großherzoglich hessischen Division: er zeigte allen, welche unerschütterlich energische Thatkraft unter der Hülle des Gefühlsmenschen verborgen war. — Er fiel mit der Tapferkeit des Soldaten, den jeden Augenblick die tödtliche Kugel erreichen kann, mit der freudigen Zuversicht des Christen, der jeden Augenblick vor den Richterstuhl seines Herrn zu treten bereit sein muß.

. . . . Koeniger fand den Heldentod im Dorfe Frohnhofen, eine von den Preußen genommene Position des Gefechtes bei Laufach. Der hessische Commandirende hatte eine Ablösung während des Gefechtes, die schon so oft Verderben gebracht hat, jedoch zuweilen unvermeidlich ist, anbefohlen, und Koeniger war mit seiner Compagnie gegen das Dorf vorgerückt, welches er noch nicht in preußischem Besitze glauben konnte. Doch wenige Augenblicke genügten, ihn seinen Irrthum erkennen zu lassen, er hätte ungehindert abmarschiren können, aber er faßte den Entschluß, das Dorf zu umgehen und die Preußen im Rücken anzugreifen. Einige Minuten gelang es ihm, sich unbemerkt mit den Seinen hinter den Bauerhöfen hinzuschleichen, da wurde er von preußischen Detachements entdeckt und mit einem lebhaften Gewehrfeuer empfangen. Er mußte jetzt eine feste Stellung zu erlangen suchen und warf sich mit seiner Compagnie in eine Kegelbahn. Hier hätte er sich eine Zeitlang halten können, zumal da er sah, daß hessische Truppen im Vorrücken begriffen waren. Kaum glaubte er eine günstige Position gefunden zu haben, als er vor die Front sprang und mit kräftiger Stimme rief:

„Nicht wahr, Soldaten, — ich darf mich auf meine brave Compagnie verlassen?"

Kaum war der letzte Laut von seinen Lippen, als er mit beiden Händen nach der Brust griff, — seinen Degen fallen ließ — taumelte . . . und dann lautlos zu Boden stürzte.

Er war todt — die Kugel hatte das Herz getroffen! — Man trug ihn unter dem fortwährenden Feuer der Preußen auf eine Bank in der Kegelbahn, mußte ihn aber gleich darauf wieder verlassen; denn die preußischen Fünfundfünfziger drangen mit donnerndem

*) Der Hauptmann Koeniger war ein warmer Freund des Daheim seit seinem Entstehen, und nur seine mannigfaltigen Beschäftigungen waren daran Schuld, daß er nicht unser Mitarbeiter geworden ist. Er hatte noch vor einiger Zeit literarische Pläne und Stoffe mit uns verabredet, die er für das Daheim zu bearbeiten gedachte; und die Rückerinnerung an die Stunden, die wir im Redactionsbureau mit ihm verplaudert haben, wird uns theuer bleiben. D. Red.

Hurrah gegen die Kegelbahn an und die anrückenden Hessen waren von der preußischen Artillerie zurückgeworfen worden. —

Es war 8 Uhr Abends und seine Leiche blieb in den Händen der Sieger, die, als sie den Namen des Gefallenen erfuhren, auf alle Art ihr Bedauern an den Tag legten. Auf speciellen Befehl des Generalmajors von Wrangel wurden noch am späten Abend seine Schärpe, Uhr, Brieftasche, Ringe ꝛc. verpackt und der trauernden Wittwe mit einem Beileidsbriefe übersandt. Am 15. wurde er mit noch zwei andern Officieren und 36 Soldaten ganz nahe dem Orte, wo er gefallen ist, begraben.

* * *

Und immer noch, — im Begriffe, die Feder niederzulegen, denken wir an den Ausspruch des alten Horaz: „Dulce et decorum est pro patria mori" — und er klingt uns jetzt nicht mehr so bitter wie am Anfange. — Ja! auch Koeniger wie so viele andere ist für das Heil seines Deutschen Vaterlandes gefallen! Es bedarf des tobenden, zermalmenden Gewitters, um die versengte Erde zu verjüngen; — es bedurfte, — jetzt haben es viele Tausende erst einsehen gelernt — dieses kurzen und so energischen Krieges, um das politische und sociale Gefühl in Deutschland zu läutern; es bedurfte dieser grausen Hekatombe von entschlafenen Brüdern und Freunden, damit Deutschlands Sonne siegreich strahlend die Nebelhülle seiner eigenen Apathie durchbräche!

Jetzt noch trauern unsre Seelen um die Dahingeschiedenen; — später — nach langen Jahren wird ein einziges Denkmal die Namen der Nord- und Süddeutschen, die in diesem Kampfe auf der blutigen Wahlstatt blieben, der Nachwelt überweisen — und mit sinnenden Blicken werden unsere glücklicheren Enkel auf diesem Denkmal den Namen Julius Koenigers lesen, — des

„Deutschen Officiers!"

Bürgers Lenore und der Göttinger Hainbund.

Ein Charakterbild aus der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur.

(Fortsetzung.)

„Nein, nein!" eiferte Voß, „er ist für uns verloren; er ist ein Pomadenhengst, er lebt und webt in seiner Vornehmthuerei. Denkt Euch, neulich war ich mit ihm in einer steifen Professorengesellschaft, und als die alten Knaben vom guten Wein warm wurden, brachte einer eine Gesundheit auf die Frauen, auch die zukünftigen, aus, die so lang und steif war, wie sein Zopf. Cramer war mein Nachbar und stieß mich lachend an. Na, Voß, da nimmst Du doch Antheil, sonst nimmt's Deine Selma übel! Nun, Du doch auch, entgegnete ich, sonst zankt Betty. Das brachte uns auf ein Gespräch über unsere Mädchen, und Cramer fragte mich: tanzt denn Deine Selma? Nein! Singt sie? Nein! Spricht sie französisch? Nein? — Nun, meine Betty kann das alles! Und meine Selma kann das alles nicht! Aber doch, meine ich, ist sie nicht weniger liebenswürdig, als die Deinige. — Hat sie Dir denn etwas gestickt? Nein! Na, da sieh, sagte er, und zeigte mir eine Schreibtafel mit einem kostbar gestickten Bande, das hat mir meine Betty geschenkt. Ich nahm sie in die Hand, und als ich sie Besehens halber etwas mehr an mein Gesicht brachte, duftete mir eine Wolke von Wohlgerüchen entgegen. Deine Schreibtafel, sagte ich, hat einen abscheulichen Geruch! — Um Gotteswillen, Voß, sie ist parfümirt! Also parfümirt sich Betty auch? Ja, das ist seine Welt! Nun, so lieben ich und Selma uns nicht nach dem Geschmack der feinen Welt, aber wir lieben uns doch und sind so vergnügt mit dem, was wir lieben, daß es uns vorkommt, dies wäre das Wesen, und jenes, was Du hergerechnet hast, nur erbärmliche Nebendinge! — Ganz unrecht hast Du nicht, aber ich halte dafür, daß solche Nebendinge auch schön sind und sein müssen, wenn das Leben angenehm sein soll. Ich habe mich nicht weiter mit ihm gestritten und ihm seinen Geschmack gelassen, aber ich fürchte, wenn er diesen Nichtsnutzigkeiten nicht den Rücken kehrt, geht er nach und nach ganz verloren für uns und unsere freie Zunft! Nichts ist so widerlich, als solche pomadisirte Vornehmthuerei."

„Das Poetenroß geht doch immer mit Dir durch!" entgegnete lachend Friedrich Leopold, „alles, was Dir nicht ganz behagt, wirfst Du unter seine Hufen. Ich wundere mich nur, daß Du es über Dich vermocht, mit der bezopften Professorenschar an einem Tisch zu sitzen und ein Glas Wein zu trinken, ohne daß es Dir zu Gift und Galle geworden ist. Du Erzfeind aller gelehrten Bildung!"

„Ja, alter Freund, in dieser Feindschaft mache ich Riesenfortschritte. Längst schon habe ich's erfahren, daß man in den Collegien nicht den Schatz selbst gräbt, sondern nur den Gebrauch der Schaufel und die Gebetsformeln hermurmeln lernt. Die ganze gelehrte Schatzgräberei ekelt mich an; mit einem Quentchen gesunden Menschenverstandes und lebendiger Phantasie gräbt man in einer Stunde mehr echtes Gold, als mit einem Centner gelehrten Bildungsapparates in einem Jahre. Vivat natura, pereat academia!"

„Na", sagte Graf Christian, „laß Deinen Ingrimm ruhen und erquicke Deine Augen an einem lieblichen Anblicke, da kommen unsere Minnesänger!"

Eben öffnete sich die Thür, und Arm in Arm traten Hölty und Miller ein, die mancher für alles andere, als Minnesänger, gehalten hätte, wenn man ihr Aeußeres allein betrachtete. Hölty war eine etwas plumpe, vierschrötige Gestalt mit eckigen Bewegungen, sein Gesicht fast stets träumerisch, als ob er nichts hörte und sähe, seine Augen niedergeschlagen und, wenn er sie erhob, mit einem fast leeren und blöden Blicke ins Weite stierend. Miller zeigte eine ebenfalls ziemlich unbehilfliche Figur, ein gutmüthiges, keineswegs geistreiches Gesicht thronte über einem stattlichen Prälatenbäuchlein. Die Eintretenden wurden nach gewohnter Weise mit Küssen und Freudenausrufen begrüßt.

Als Voß Hölty eben zärtlich umarmt hielt und küßte, fuhr er auf ein Mal, wie von einem Scorpion gestochen, zurück, rannte hustend und pustend in der Stube umher und schrie: „Pfui Teufel, Hölty, Du hast Dich parfümirt, à la Cramer."

„Du bist ein Narr," sagte Hölty, „ich wußte, daß es bei den trefflichen Stolbergs guten Wein geben würde, darum habe ich mir zum Trinken Bart und Haupthaar gesalbt."

„Nimm's nicht übel," sagte Voß, „aber es roch fast wie parfümirt. Nun merke ich erst den Unterschied."

„Abwechslung muß sein," sagte Hölty, „winden wir uns heute, wie die alten Barden, Eichenkränze ums Haupt, warum sollen wir nicht auch ein Mal, wie Horaz und Anakreon, den Bart salben und Rosen ins Haar flechten?"

Die gleiche Bewillkommnungsscene wiederholte sich, als kurz darauf Boie und Gotter und hinter ihnen der Kritiker Wehrs in die Stube traten. Namentlich Boie wurde mit Enthusiasmus begrüßt und auf den Präsidentenstuhl geleitet; die übrige Gesellschaft nahm nach Lust und Laune um die Tafel Platz, und zwar, der angenommenen Regel gemäß, zumeist bedeckten Hauptes. Jeder zündete sich eine Pfeife an, selbst wer nicht Raucher war, steckte der Form wegen eine in den Mund und schenkte sich ein Glas Wein ein. Die Versammlung wurde von Boie für eröffnet erklärt.

„Ich habe heute," begann er, „den Freunden mehrere wichtige Eröffnungen zu machen, was um so eher geschehen kann, als der eigentliche Zweck unserer Zusammenkunft auf spätere Stunden verschoben werden muß. Bürger, der uns seine Lenore vorlesen will, kann erst nach 9 Uhr eintreffen, bis dahin wollen wir die eingegangenen Briefe unseres Meisters Klopstock verlesen, über den neuen Jahrgang unseres Almanachs verhandeln, und ich werde den Brüdern die mit Bürger hinsichtlich seines Gedichts gepflogenen schriftlichen Unterhandlungen vorlegen. A Jove principium, Meister Klopstocks Briefe nehmen selbstverständlich die erste Rolle ein. Er übersendet dem Bunde seine eben erscheinende Gelehrtenrepublik, die ich hiermit feierlich zu den Werken des großen Mannes, die als Bundeseigenthum auf unserem Tische liegen, hinzufüge. In einem höchst liebevollen Briefe eröffnet er uns nun, welche Stelle in dem großen Werke er unserem Bunde zugedacht hat. Er selbst, der größte Dichter, der erste Deutsche von denen, die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Er will Gerstenberg,

Schönborn, Goethe und einige andere, die deutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sclaverei aufzuhalten suchen. Unser Bund soll das innerste Heiligthum der Gelehrtenrepublik bilden, zwölf Mitglieder desselben, gleichsam die 12 Apostel der neuen Aera, um Klopstock geschaart, die Leitung derselben übernehmen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt; ist ein solcher nicht vorhanden, so wählen die Elfe einen andern. Ohne Einwilligung des Bundes darf künftig niemand etwas drucken lassen. Klopstock selbst will sich diesem Gesetz unterwerfen. Das sind in kurzem seine Vorschläge. Was meint ihr dazu?"

„Was wir dazu meinen," schrie Voß, und schlug auf den Tisch, „was anders, als daß wir uns von Herzen solcher Ehre freuen. Ja, der Bund muß in Deutschland obenanstehen, und mit Klopstock können wir's. Sein Segen wird auf uns ruhen!"

„Ich meine aber doch," warf Gotter mit einem Achselzucken ein, „wir sehen uns die Sache erst etwas besonnener an. Ich zweifle an Klopstocks Größe nicht, aber woher hat er die Macht, solchen Plan auszuführen, welche Mittel stehen ihm zu Gebote? Seine Gelehrtenrepublik findet keineswegs die gehoffte Anerkennung; je mehr man auf dieses lange, schon lange, und es ist nicht zu leugnen, etwas pomphaft angekündigte Werk gespannt war, um so mehr fühlt man sich hie und da getäuscht, ja vieles erscheint als Phantasterei und Anmaßung."

„Wer verschreit es?" fuhr Voß ungestüm heraus. „Die alten Zöpfe und die Franzosenfreunde! Daß die toben und wüthen, das zeigt nur, daß der große Mann sie mit seiner gewaltigen Schrift ins Herz, wenn sie eins hätten, getroffen hat. Die Mittel? Die Macht? Ist einer der Mann, der ein solches Werk ausführen kann, so ist es der göttliche Klopstock. Schande über uns, denen er solche Ehre erweist, wenn wir seine Erwartung nicht erfüllen! Gott wird uns helfen, denn Freiheit und Tugend ist unsere Losung!"

„Ich denke doch," entgegnete mit Ruhe Gotter, „die Herren sollten mit ihrer Bewunderung ein wenig haushälterischer sein! Ich selbst achte Klopstock hoch, aber wer wird es denn bei jeder Gelegenheit so laut und geflissentlich in alle Welt ausschreien?"

„Und mich däucht," polterte Voß, „es ist eben so wohl falsche, französische Sitte, die Sprache der Bewunderung und des Entzückens zurückzuhalten, wenn das ganze Herz davon voll ist, als einen Tadel zu verschweigen."

„Zudem," fiel dem Eifernden Graf Heinrich Leopold ins Wort, „scheint Klopstock doch auch einige Alliirte ins Treffen zu führen, die nicht verächtlich sein dürften. Als wir ihn in Hamburg besuchten, ließ er einige geheimnißvolle Winke fallen, daß der große Kaiser Joseph selbst sich an dem Werke betheiligen werde, und daß ihm selbst vielleicht ehestens ein ehrenvoller Ruf nach Wien bevorstehe, wo er eine Stellung einnehmen werde, die ihn in Stand setze, seinen Plänen Nachdruck zu geben. Außerdem rieth er uns und allen denen, die sich an der Neugeburt des deutschen Volkes und der deutschen Literatur mit Ernst betheiligen wollten, dringend an, in den Freimaurerorden zu treten, der mit seinen großen Kräften und Capitalien bereit sei, sich als Herd der großen nationalen Sache zu constituiren. Viele seiner Freunde sind schon beigetreten, und wir selbst, ich und mein Bruder, haben vor, es nächstens zu thun. Ich möchte den lieben Brüdern rathen, so viel ihrer es möglich machen können, so bald als es geschehen kann, nach Hamburg zu gehen und sich durch seine Vermittlung in die dortige Hauptloge aufnehmen zu lassen!"

„Und das wollen wir, und es muß und wird gehen!" schrie der feurige Hahn vom Ofen her dazwischen, „wir müssen nach Hamburg, wir müssen das Antlitz des großen Mannes sehen!"

„Ja, das müssen wir," jubelte Voß, „da werden wir in einer Woche bei Klopstock mehr lernen, als man in hundert Collegiis lernt, wo zehnfaches Wiedergeläue wiedergeläut wird."

„Wir haben auch schon unsere Vorbereitungen getroffen," fuhr Hahn fort, „hört: wir haben zusammen zwei Bogen Neujahrswünsche gemacht und uns zwei Ducaten damit verdient. Nun wollen wir übersetzen und für das Geld zu Klopstock reisen. Ich und Miller werden ein englisches, Hölty ein italienisches, Voß ein spanisches und Millers Bruder ein französisches Buch übersetzen. Das soll gehen."

„Ja," lächelte Gotter, „übersetzt ist leicht, aber wo bleibt der Verleger?" — „Der Verleger?" entgegnete Voß, „nun den besorgt Boie, der hat die Buchhändler an der Leine."

„Ja, der Verleger," meinte Hahn und kratzte sich mit sehr bezeichnender Weise hinter den Ohren, „das ist eine verdammte Geschichte. Die Buchhändler sind eine böse Race Menschen. Geld wollen sie haben; denkt Euch, neulich kommt der Hofrath Pütter zu dem alten steinreichen Abraham van den Hoeck in den Laden und fordert ein Buch. Dieser erkennt ihn nicht gleich und fragt: Haben sie auch Geld, mein Herr? und läßt das Buch nicht eher suchen, als bis dieser den Betrag baar auf die Ladentafel gelegt. Pütter selbst erzählte mir's mit großer Entrüstung, und ich konnte ihm dagegen erzählen, daß derselbe Herr, für den ich etwas arbeitete, mich jüngst besuchte, sich breit vor mein etwas colossales Tintenfaß stellte und mit impertinenter Miene ausrief: mein Gott, wie viel Buchhändler werden Sie aus dem großen Tintenfasse noch bankerott schreiben!"

Ein allgemeines Gelächter brach bei diesen mit komischer Wehmuth gesprochenen Worten hervor; und damit endigte die Discussion über diesen ersten Punkt, die einige Mal so warm zu werden drohete, daß Boie sich schon bereit hielt, sein Präsidentenansehen zu Gunsten des Friedens geltend zu machen.

Boie brachte nun den zweiten Gegenstand, der auf der Tagesordnung stand, den Stolz und das Schoßkind des Vereins, in welchem derselbe eine mächtige Waffe zur Durchführung seiner literarischen Eroberungspläne sah, den **Almanach**, zur Sprache. Er berichtete, daß sich der Absatz in erfreulicher Weise gehoben habe, daß der Verleger sehr guten Muthes sei, und daß der neue Jahrgang 1774 in jeder Beziehung den vorhergehenden nicht nur zu erreichen, sondern auch auszustechen verspreche. Es handelte sich zunächst um bereits eingegangene und gebilligte Beiträge der Mitglieder, Klopstock hatte vier Beiträge eingesendet, welche von dem Bunde mit gewohntem Enthusiasmus aufgenommen worden waren; drei Bardengesänge aus seinem Singspiele: „Hermann und die Fürsten", welche ihn eröffnen, und eine Ode: „die Weissagung", die er seinen Freunden, den Grafen Stolberg gewidmet, die ihn beschließen sollte. In diesen kostbaren Rahmen sollten die übrigen Gedichte eingefügt werden. Von Stolberg war bereits dazu bestimmt eine schwunghafte, etwas herausfordernde Ode: „die Natur", von Voß ein Minnelied, darinnen er die alten Troubadours nachzuahmen gesucht: „Der Holdseligen ohne Wank"; von Brückner einige Idyllen ꝛc. Als neu eingegangene und zu prüfende Beiträge machte er namhaft drei Lieder von Bürger: „Die Nachtfeier der Venus, schön Suschens Traum und die Lenore"; mit besonderem Nachdruck erwähnte er ferner zwei Beiträge von Claudius, unter denen des Barden Neujahrsgruß zu großer Berühmtheit gelangt ist, und noch in unseren Commersbüchern im Munde der sangeslustigen academischen Jugend lebt; und endlich, dabei strahlte sein Gesicht von Freude und Stolz, berichtete er, auch der Dichter des Götz von Berlichingen, der damals alle Herzen und besonders die des Göttinger Hainbundes in Flammen setzte, habe vier Gedichte eingesandt, betitelt: „der Wanderer, der Gesang" (später: „der Gesang Mahomeds"), ein Epigramm: „die Sprache", und eine Fabel: „der Adler und die Taube". Die Nachricht wurde mit großem Jubel aufgenommen; Gotter, der Goethe in Wetzlar kennen gelernt, wo beide Collegen waren, und ihm persönlich sehr nahe getreten war, mußte von demselben ausführlich berichten, da ihn die Göttinger als einen ihrem Kreise Angehörenden ansahen, und war seines Lobes voll. In diesem Punkte herrschte in dem Freundeskreise die vollste Harmonie, zumal da auch der Altmeister Klopstock, der mit Goethe befreundet war, ihn als eine jedenfalls für seine Gelehrtenrepublik zu gewinnende Größe bezeichnet hatte. Es kam nun die Rede darauf, welche der bekannteren Dichter etwa noch zur Mitarbeit am Musenalmanache aufzufordern seien. Boie schlug den Leipziger Weiße vor, fand aber an Voß einen sehr energischen Gegner.

„Weiße," eiferte dieser und erhob sich dabei in tiefster Erregung, „Weiße darf um keinen Preis in unseren Kreis gezogen werden; hat dieser elende Witzling nicht die Frechheit gehabt, den schändlichen Klotz zu bitten, doch in seinem Journal Klopstock nicht zu frei zu beurtheilen, weil er übrigens sein Freund sei. Das ist mehr als unverschämt, der Maulwurf will den Adler schonen!"

„Ja, ja," lächelte Heinrich Stolberg, „dem hat Voß ein Liedlein gesungen! und mit erhobener Stimme declamirte er den Vers aus Voßens Ode: Mein Vaterland:

> Der mit des Seraphs Stimme, Messias, Dich
> Den Söhnen Teuts sang: siehe, den lohnt der Spott
> Des ungeschlachten Volks, den lohnt das
> Schimpfliche Schonen des Afterfreundes!

Lassen wir den."

„Nun gut," sprach Boie, „ich halte ihn nicht für so schwarz, wie Ihr, aber wenn Ihr nicht wollt, sei sein Name gestrichen!"

„Nun denn, was meint ihr zu Gleim?" fragte Boie weiter.

„Gegen Gleim," sagte Hölty, „hat gewiß keiner im Bunde etwas einzuwenden, er ist ja der allerfrüheste Gönner und Freund unserer Genossenschaft, und unter uns ist wohl keiner, der ihm nicht persönlich nahe stünde und zur Dankbarkeit verpflichtet wäre."

„Gegen Gleim ist nichts zu sagen," meinte Voß, „nur soll er uns keine Liebes- und Trinklieder schicken. Gleim-Anakreon wird nach wenigen Jahrhunderten vergessen sein, denn da ist er Nachahmer der Franzosen. Gleim-Tyrtäus steht auf eigenen deutschen Füßen und wird unsterblich sein."

„Sollte nicht Jacobi eine Einladung erhalten?" fragte Miller.

„Der Himmel behüte uns vor solchen dichterischen Stutzern," polterte Voß.

„Ich möchte Schönborn verschlagen," sagte Hahn, „er ist Klopstocks Freund und Empfehlener."

„In Schönborns Liedern, namentlich seinen Heldengesängen, vermisse ich den christlichen Geist," erwiderte Miller.

„Was verstehst Du darunter?" fuhr Voß heraus. „Unsere Religion verbietet uns doch nicht, dem Wütherich, der uns das Blut aussaugt, den Schädel zu spalten, wenn hierdurch ein Volk gerettet wird? Freiheit ist das erste Gut der Schöpfung, und sie zu vertreten in jeder Form christlich."

„Ich stimme Voß bei," sagte Friedrich Leopold.

„Mir ist der ganze Mann zu freigeisterisch!" warf Miller ein.

„Da schlägt Dich der Theolog und künftige wohlbestellte Pastor tüchtig in den Nacken," sagte Voß.

„Darin muß ich Miller Recht geben," sagte Friedrich Leopold.

„Meinetwegen," erwiderte Voß, „ein Freigeist ist gestraft genug, daß er die Süßigkeit, mit Gott vertraut zu werden, nie geschmeckt hat. Wir brauchen ihn nicht noch dadurch zu strafen, daß wir ihn vom Almanach excommunieiren. So arg kann's übrigens nicht sein, Klopstock wird einen Freigeist nicht empfehlen."

Das schlug durch, Schönborn wurde den Auserwählten zugezählt. Ebenso ging's, als Boie Leisewitz vorschlug; er war von Klopstock empfohlen. Auch über Gerstenberg, der mehreren persönlich bekannt und von Klopstock warm empfohlen war, einigten sich die Stimmen ohne Discussion.

„Somit wären wir zu Stande," schloß nun Boie, „wenn nur nicht Voß uns so viele hinausgebissen hätte! Er kann das Zanken nicht lassen, er zankt sich mit seinen besten Freunden und wird wohl zuletzt uns alle noch von sich wegbeißen und allein bleiben wollen."

„Ich habe wenige Freunde," entgegnete Voß, milder, als er gewohnt war, sprechend, „aber ich müßte mein Wesen verlieren, ehe ich mit einem Freunde brechen könnte. Freundschaft ist heilig! Gott gebot sie, als er zwei ähnliche Seelen erschuf. Wehe dem, der sie nicht zur Ewigkeit mitbringt. Aber die Freundschaft darf nicht zu allem ja sagen, wo es heilige Güter gilt; sie muß auch zürnen können. Die zürnende Freundschaft ist eine sehr heftige Liebe, und wer mir bei jeder Sache gleichgültig bleibt, der sei mein Freund nicht. Man hat mir gesagt, daß es in der Liebe fast eben so wäre: die sich am feurigsten liebten, zankten am ersten mit einander."

„Nun ja," sagte Boie, „laß es nur sein, es war so schlimm nicht gemeint; ein Polterer bist Du, und zuweilen ein unbequemer, aber immer ein gutmüthiger und liebenswürdiger."

„Ich möchte wissen, wen Voß eigentlich als vollkommnen Dichter gelten ließe," lachte Gotter, „er sollte uns einmal eine Definition von einem Dichter geben."

„Weißt Du, Boie," sagte Voß, „als ich neulich Abend bei Dir war, und Du die Stolberge erwartetest. Du batest mich, ich möchte diesen Abend in eurem Kreise zubringen. Aber ich fühlte Begeisterung und wollte ein Lied schreiben; da trat Hahn hinzu, und wir entschlossen uns, Hölty abzuholen, zu Dorf zu gehen und Verse zu machen. Ich sagte es Dir, Du nahmst uns lächelnd beim Arm, schobst uns zur Thür hinaus und gabst uns Deinen Segen. Und so wanderten wir drei bei Mondschein nach Wehnde, und da dichteten wir um die Wette. Gefällt euch die Methode? Begeisterung, Freunde zur Seite, Mondschein, freie Natur, da quellen die Lieder von selbst. Ich denke, sie soll in unseren Lebensbeschreibungen noch mal erzählt werden. Oder ein anderes Beispiel: Diesen Frühling hab' ich Kleist's Angedenken einen schönen Nachmittag gewidmet. Ich ging mit Hölty (denn die übrigen hatten noch Collegia) um 3 Uhr nach einem nahen Dorfe, Kleists Frühling in der Tasche. Wir aßen erst im Wirthshause eine Schaale dicke Milch und wollten uns nun im Garten unter einen blühenden Baum hinlegen. Aber der Garten war nur klein und mit weißer Leinwand bedeckt. Was machen wir, lieber Hölty? — Wir wollen oben in der Stube lesen. — Nein, das thue ich nicht. — Was denn? — Komm nur! — Er folgte mir, ich führte ihn nach dem Pfarrhause. Die Hunde begrüßten uns, und sogleich guckte etwas aus dem Fenster, das ein Kopfzeug aufhatte und einem Mädchen von etlichen zwanzig Jahren ähnlich sah. Ich ging darauf zu, Hölty blieb stehen. Sind der Herr Pastor zu Hause? fragte ich das Etwas und sah dabei so demüthig und zugleich so freundlich aus, als ob ich sie um einen Kuß bitten wollte. — Nein, versetzte das Etwas, mein Bruder ist ausgegangen. — Ich hätte nur eine kleine Bitte an ihn, sprach ich weiter, die Sie mir auch gewähren können. Wir wollten ein wenig lesen; wollten Sie uns nicht Ihren Garten dazu erlauben? — O ja, ganz gern, dort ist er. — Wir verneigten uns und gingen in den Garten, setzten uns da in eine Laube, die aus Apfelbaum und Hollunder geflochten war, und Hölty las den Frühling vor, indes ich in einer nachlässigen Stellung eine Pfeife Tabak rauchte. Rund um uns her war alles Frühling. Die Nachtigall sang, die Tauben girrten, die Hühner lockten; von ferne ließ sich eine Schar Knaben auf Weidenflöten hören, und die Apfelblüthen regneten so auf uns herab, daß Hölty sie von dem Buche wegblasen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Baume und beobachteten die kleinen Würmer, die im fetten Grase herumschwärmten. Hierauf bedankten wir uns gegen das Etwas mit dem Kopfzeuge, aßen ein Butterbrot in der Schenke und gingen nun im Wehen der Abendkühle wieder nach Göttingen. Nun Bruderherz, da hast Du die getreuliche Abconterfeyung einer solchen Sänglingsstunde, wie Du sie zu benennen beliebst. Meinst Du nicht, daß in solcher gesegneten Zeit tausend junge Liedeskeime neugeboren werden oder aus dem von Seligkeit befruchteten Herzensboden hervorbrechen."

„Na, Kinder," unterbrach jetzt Boie, indem er nach seiner Uhr sah, „ich denke, Voß hat nun genug definirt, wie er dichte, und Gotter muß zufrieden sein. Die Zeit mahnt, daß wir an unser letztes Stück Arbeit gehen, ehe Bürger kommt, was in einer halben Stunde sich zutragen kann. Ich muß Euch den Stand der Sache mittheilen, damit Ihr wißt, woran wir sind, ehe er sein großes Erzeugniß, die Lenore, dem Bunde zur Beurtheilung vorlegt."

„Ich sandte ihm vor einiger Zeit seine „Nachtfeier der Venus", mit der Bitte, sie zur Aufnahme in unsern Almanach ein wenig zu feilen. Darauf sandte er sie ungeändert zurück mit folgendem Briefe: Mit dem Umschmelzen, wenigstens wenn es von einigem Belange sein soll, will's so recht nicht mehr gehen. Der Ton dieses Stückes ist mir schon so fremd geworden, tönt mir schon so weit hinten in der Ferne und so dunkel, daß ich kaum noch darüber urtheilen und entscheiden kann. — Der, den Herder auferweckt hat, der schon so lange auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik eines Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einigermaßen entsprechen."

„Er ist durch Herder „Blätter von deutscher Art und Kunst", die ich ihm gesandt hatte, und durch die dort aufgestellten Ansichten über Volkspoesie und alte Volkslieder, ganz an seiner bisherigen Art irre geworden. Dazu ist nun Goethes Götz von Berlichingen und Percys Relics of ancient english poetry gekommen, die ich ihm auf sein heißes Verlangen von der hiesigen Bibliothek verschaffte, die bekanntlich mit neuerer Literatur einzig in ihrer Art ausgestattet ist. Seitdem hält er die Romanzen- und Balladenpoesie für die einzig probehaltige, und zwar dürfe man den Stoff dazu nicht aus dem Alterthum, wie er schon bisher gethan, noch aus fremden Literaturen entlehnen, sondern aus dem eigensten Volksleben müsse man schöpfen. Seitdem stöbert er allenthalben Volkslieder auf, von alten Weibern und Dienstmädchen läßt er sich versingen, und seine Lenore ist aus solcher höchst volksthümlichen Quelle geflossen, wie er schreibt, entweder, entsinne ich mich recht, aus einem plattdeutschen Gassenhauer oder aus einem Dienstmädchenliede, das er in einer Spinnstube auf-

geschnappt hat. Ich dächte, er schriebe mir sogar, das Dienstmädchen, die ihm als Muse gedient, habe Christine geheißen."

Die meisten Hainbündler lachten bei dieser von Boie schon im Tone etwas spöttisch gehaltenen Relation, nur Voß sprang auf und rief: „Bei Gott, der Kerl kommt auf meine Sprünge; habe ich mich nicht schon lange mit dem nämlichen Gedanken getragen? Deutsche Idylle, nur daß Bürger lieber Romanzen oder Balladen singt! Ein Bauer, der auf dem Winfelde pflügt und einem Reisenden von Varus und Hermann erzählt, sollte der nicht so reichen Stoff geben, als Tityrus recubans sub tegmine fagi?*) Bei Pyrmont wies mir neulich ein Bauerjunge den Arminsberg und erzählte mir vieles von dem alten Ritter: wie er oben ein festes Schloß gehabt hätte, wie sein Pferd verkehrt beschlagen gewesen wäre, damit seine Feinde, die Römer, nicht wissen könnten, ob er herauf- oder herabgeritten sei; dann wie ein Kloster da wäre erbaut worden, mit hübschen Nonnen. Aber der Küster im Dorfe hätte ein altes Buch, da stünde das alles ausführlich beschrieben; den sollten wir fragen, wenn wir Zeit hätten; er erzählt's den Sonntag unter der großen Eiche im Dorfe allen Junggesellen. Der Junge müßte doch sehr in einer deutschen Idylle gefallen. Und ein alter Soldat, der mit den Franzosen bei Roßbach gewesen wäre, und dergleichen mehr. Ja, an solchen vaterländischen Situationen kann's nicht fehlen!

*) Tityrus (ein Hirt bei Virgil) unter dem Laubdache der Buche ruhend.

(Fortsetzung folgt.)

Schneiderphilipp.

Ein Nachtstück aus dem ehemaligen Nassau.

Es kam mir neulich ein Bild im Daheim zu Gesicht, auf dem eine Anzahl der verschiedenartigsten Hunde an einem Wegweiser grimmig in die Höhe bellen, worauf sich ein armes, verfolgtes Kätzlein geflüchtet hat. Während ich nachsann, wie wohl der geängstete Mäusejäger da draußen im Kornfeld auf den Pfahl komme und wie es ihm ergehen werde, fiel mir ein armes gehetztes Menschenkind aus meinem Dorfe ein, dessen Geschichte ich erzählen will.

Mein Held ist ein armer Schneider, der aber mit diesem einen Gebrechen nicht genug hatte, sondern obendrein von ziemlich kleiner Gestalt war und dermaßen stammelte, daß er erst nach minutenlangem Haschen und Gesichtsverzerren das Wort hervorbrachte. Ein großer Redner wäre er nie geworden; auch wo es sich um rasches Fortkommen und hohes Steigen handelte, war er nicht dabei, aber man kann auch als lahmer Schneider glücklich werden. Unser Schneiderphilipp hätte sicherlich sein Glück gefunden, denn er war eine harmlose Natur, der still, bescheiden und anspruchslos seine Tage dahinlebte.

In seinem Handwerk konnte er gerade nicht als besonderer Künstler gelten, obwohl er als Herren- und Damenschneider thätig war. Er bewahrte der wechselnden Mode gegenüber eine hartnäckige Standhaftigkeit. Mochten sie in Paris sich die Köpfe zerbrechen, wie sie wollten, mochte der Bazar noch so viele Auflagen erleben, er blieb beim Alten. Schlecht und recht hatte er sein Geschäft bei einem tüchtigen Bauernschneider gelernt, ohne sich durch weiteres Reisen aufs Feine auszubilden. Zum Wandern war er zu langsam und zum Fechten war er nicht beredt genug. Wie aber jeder Mensch seinen besonderen Vorzug hat, auf den er sich, wenn auch oft nur im Geheimen, etwas zu Gute thut, so auch der Philipp. Er durfte ganz allein dem Bürgermeister die Hosen anfertigen, und der war gewiß apart, daß ihm so leicht niemand genügen konnte. Und in dem „Westenmachen" hatte er solchen Schwung, daß Pfarrer und Schullehrer sie hätten tragen können, Nota bene: wenn sie gewollt hätten. Seine eigentlich starke Seite, die in dem Flicken, Ausbessern und Umändern von alten Kleidern bestand, wußte er dagegen nicht gehörig zu schätzen und in's Licht zu stellen. Er hätte auch wenig Anklang damit gefunden. Die hohen und stattlichen Herren Collegen in Berlin und Leipzig würden gewiß nur mit unendlicher Erhabenheit solch' ein armes, verkrüppeltes Dorfflickschneiderlein angesehen haben, wenn es irgend wie eine Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft beansprucht hätte. Und dennoch ist solch' ein Dorfflickschneiderlein ein gar nützliches Geschöpf und stiftet in gewissen Kreisen der Menschheit durch sein Flicken und Stopfen, durch sein Längen und Kürzen mehr Segen, als diese hohen Herren. Wenn unser Schneiderphilipp eine Zeit lang in einer an Kindern sehr reichen, an sonstigen Gütern aber sehr armen Familie thätig gewesen war — welch' wohlthätiger Einfluß machte sich bald bemerkbar! Die neugierigen Kniee des wilden Peters waren durch neue Flicklappen verhüllt. Das Kathrinchen schien statt des Franzenrockes und des zerfetzten Jäckchens funkelneue Kleider bekommen zu haben. Der alte Sonntagsrock des Vaters hatte der Frau ein warmes Wintermützchen und dem Anton seine ersten Büchselchen gegeben. Die sämmtliche übrige Montur war aber so ausgebessert, daß sie wieder Jahr und Tag mitgehen konnte. Wer ihn dann aber so herum hantieren sah, wie er hier einen alten Lappen probirte, maß und zurechtschnitt, bis er endlich paßte, oder wie dort bei dem Anblick eines alten Kleidungsstückes geniale Einfälle sein Gehirn durchkreuzten, zu welchen Wandlungen dasselbe noch fähig sei, — der hätte an der stillen Größe Philipps nimmer gezweifelt. Den meisten Familien des Dorfes war er geradezu unentbehrlich geworden. Er verdankte aber nicht blos seiner Geschicklichkeit allein die große Gunst des Publicums, sondern auch noch anderen hervorragenden Eigenschaften. Vor allen war es seine Billigkeit, da er sich mit zwölf Kreuzern und der Kost begnügte; dann seine Anspruchslosigkeit, da er nicht gleich ein schiefes Gesicht schnitt, wenn die Suppe angebrannt oder das Gemüse schlecht geschmelzt war und statt Butter Schmierkäse auf dem Tisch stand. Ebenso wurde seine Verschwiegenheit anerkannt, da er nicht forttrug und kein Geschwätze machte. Eine seltene Fähigkeit machte ihn aber den Frauen besonders lieb. Er war, was ich so nennen möchte, „ein geduldiger Zuhörer". Da durfte der Redestrom sich stundenlang ergießen, er nickte ab und zu mit dem Kopfe und nähete rüstig weiter. Da durfte das gepreßte Herz am ersten Tage der Ehe anfangen und alle Wochenbetten durchsprechen: das ganze Ehe- und Kinderkreuz, die Conflicte mit der sämmtlichen Nachbarschaft und Verwandtschaft und was sie gesagt und was diese und jene gesagt und was sie dann selbst wieder gesagt — er hielt tapfer aus. „Man gewöhnt sich an Alles," stotterte er.

Doch nicht allein verheirathete Frauen, selbst junge Mädchen machten ihn zu ihrem Vertrauten. Es gibt ja eine Zeit, wo das Mädchenherz so voll ist, daß es sich ausschütten muß, wenn es nicht an lauter Freude und unnöthigen Befürchtungen ersticken soll. Und wer war da geeigneter als der Schneiderphilipp, der stumm war wie das Grab und doch ein fühlendes Herz in seinem Busen trug. Ueberhaupt hätten kaum die Frauen ein dankbareres Gemüth finden können, das besser ihr entgegenkommendes Vertrauen gewürdigt hätte.

Der lahme Schneiderphilipp wurde nach und nach ein erklärter Liebhaber der Frauen. Es ist nun nicht gerade gesagt, daß die auffallende Bevorzugung, die ihm das schöne Geschlecht zu Theil werden ließ, der alleinige Grund seiner Neigung war. Wer vermag denn die wunderbaren Tiefen und Irrgänge des menschlichen Herzens ganz und gar zu erforschen? Vielleicht war es das Mitwissen von so manch' zärtlichem Geheimniß, das ähnliche Gefühle in ihm wach rief. Vielleicht war es auch das Gefühl des Alleinseins, das ihn ergriff, wenn er aus so einem vielbewegten Familienkreise kommend noch halbe Nächte auf öder, einsamer Kammer arbeitete. Vielleicht war es auch das Bedürfniß der Anerkennung, der Pflege oder überhaupt der Liebe, welches solch' ein Unglücklicher in weit höherem Grade empfindet, als ein anderer. Vielleicht war es eben alles Dieses zusammen. Kurz und gut, er hatte große Lust zu heirathen. — Er brauchte übrigens trotz seiner Mißgestalt nicht lange diesen heißen Wunsch in der Seele herumzutragen, ohne daß ein Versuch gemacht worden wäre, ihn zu stillen. Es fand sich bald ein mitleidiges Herz, welches die Sache zu vermitteln bereit war. Die Frauen haben einmal alle miteinander eine besondere Vorliebe für das Heirathenstiften. Es ist das ein Zeichen, daß sie es doch nicht so furchtbar schlimm bei ihren Männern

haben können, als sie manchmal klagen. Die Frau Schmitt hatte aber noch ein besonderes Interesse an der Sache. Sie hatte eine Schwestertochter, ein armes Waisenkind, die es herzlich satt war, an fremder Leute Tisch zu essen und auch einen heißen Wunsch in der Seele trug. Sie hätte es nämlich gar zu gern einmal probirt, wie ihr zu Muthe wäre, wenn sie am eignen Herde die Suppe kochen und im eignen Hause schalten und walten dürfe. Merkwürdigerweise hatte aber der Schneiderphilipp von seinem Vater selig ein Haus und von seiner Mutter selig so viel Feld geerbt, daß man gut und gern zwei Kühe darauf halten konnte. Da paßte und klappte ja alles! Und so fanden sich die jungen Leute und hatten aneinander großes Wohlgefallen. Es war freilich ein sonderbares Pärchen. Sie eine schöne, kräftige Gestalt mit einem vollen blühenden Gesicht und er so ein kleines, blasses Männchen mit lahmen Fuß und stammelndem Mund. Aber die Maria Schippel war ihr Lebenlang so viel stumpirt und gestoßen und von allen Leuten verachtet worden, daß sie gar nicht wußte, wie schön und begehrenswerth sie sei. Und neben ihrer Bescheidenheit hatte sie ein solch weiches Herz, daß schon bei dem geringsten Anlaß das Wasser in ihren sanften, blauen Augen stand. Und wie sie dem armen Schneiderphilipp so gegenübersaß und ihm in die schwarzen Augen sah, die sie so treu und liebend anblickten, als wollten sie alles sagen, was die widerspenstige Zunge nicht herausbringen konnte und in das feine, bleiche Gesicht, das so schmerzlich unter den Anstrengungen zuckte und den sonst so schönen, jetzt aber so entstellten Mund, da er ihr sagen wollte, daß er sie so über alle Mäßen heiß liebe und ihr gleich Haus und Feld vermachen würde auf Leben und Sterben und daß er sich mühen und plagen wolle aufs Blut, um ihr nur gute Tage zu bereiten, da liefen ihr die hellen Thränen über die rothen Backen und sie sprang auf, faßte ihn am Kopfe und drückte einen heißen Kuß auf die noch bebenden Lippen. Sie meinte, sie müsse ihn extra gern haben, weil er so ein guter, treuer und doch so armer Mensch sei, und wenn er der schönste und größte wäre, dann würde sie ihn nicht halb so lieben. Er bedürfe der Liebe doch auch gar zu sehr und sie wolle ihn mit ihrem Leben schützen, hüten und vertheidigen und schaffen und arbeiten, wie sie es noch in keinem Dienste gethan hätte. Ach, das waren selige Augenblicke, als unser Philipp so plötzlich das höchste Ziel seines Lebens erreicht sah und als er um diesen Schatz seinen Arm schlingen und ihn sein eigen nennen durfte. Der Himmel schien ihm aufgethan, die Sonne wie lauter flüssiges Gold und die rauchige Stube der Frau Schmitt ein Feenpalast. Die Welt war noch nie so schön, so himmlisch schön gewesen. Damals hat er Tage lang nicht gearbeitet, sondern ist von Haus zu Haus gegangen und hat überall erzählt, wie sie ein wahrer Ausbund sei von Schönheit, Zierlichkeit und liebsamem Wesen. Jeder Arbeit würde sie Manns werden. In der Feldarbeit aber sei sie absonderlich gut und leiste das Menschenmögliche. Er könne jetzt getrost auf seiner Boutique sitzen bleiben; er brauche sich jetzt um das Feld und das Haus und um gar nichts mehr zu bekümmern, als um seine Schneiderei. — Wenn er aber in ein Haus ging oder heraus, dann stieß er einen lauten „Juchzer" aus. Sein Glück war zu groß für die enge Stube und sein Blut wallte zu lustig durch die Adern, als daß er Ruhe gehabt hätte zum Arbeiten und Stillsitzen.

„Wo still ein Herz in Liebe glüht,
O rühre, rühre nicht daran!" —

Wer möchte hier nicht diesem edlen Dichterwort gern nachgekommen sein? Wer hat wohl das Herz, dem Verschmachtenden das Glas Wasser von den Lippen zu reißen, dem Hungrigen sein letztes Stücklein Brod aus der Hand zu nehmen, dem Armen sein einziges Besitzthum zu rauben?

Und doch wurde das stille Glück des armen Schneiderphilipp vernichtet und ohne Reue zertreten und gemordet, etwa wie der Fuß ahnungslos die Blume niedertritt, die in dem Grase verborgen blühte, wie die Hand des Kindes die Fliege mordet, die so lustig in der Sonne spielte.

Ein unauslöschliches Gelächter ging durch das ganze Dorf über diese Geschichte. Es war, als wenn alle ein böser Zauber erfaßt hätte. Man brauchte nur eine Anspielung zu machen, so schallte einem auch schon brausendes Gelächter entgegen. An den Hausthüren, am Brunnen, in den Spinnstuben — überall mußte der arme Schneiderphilipp herhalten. Man konnte sich, scheint es, gar nicht hineindenken, daß solch ein unglücklicher Mensch auch Ansprüche habe auf Familienglück. Die Dorfwitzbolde hatten gute Zeit. Nie waren ihre schlechten Späße so wohlgefällig aufgenommen worden; aber durch diesen Erfolg angefeuert, wurden die Scherze so ausgedehnt, daß man ordentlich Comödie zu spielen anfing.

Im ersten Act wurde dargestellt, wie er seinen Heirathsantrag hervorstotterte und der Braut den Brautkuß beizubringen suchte. Der zweite Act war der Hochzeitszug in die Kirche, wie er mit seinem lahmen Beinchen neben der stattlichen Braut herhinkte, und im dritten Act wurde dann gefragt: Wollet Ihr, Johann Philipp Debus, die hier gegenwärtige Anna Maria Schippel zu Eurem Ehegemahl, worauf denn der jedesmalige Schauspieler unter furchtbaren Grimassen und entsetzlichem Gesichtsverzerren endlich sein „JJJJa" herausbrachte zur großen Ergötzlichkeit seiner Zuhörerschaft. Die Kinder auf der Gasse fingen an, „Schneiderphilippches" zu spielen. Wenn unserem verliebten Schneider auch manches von diesem Spuk zu Ohren kam, so war er viel zu glücklich, um viel davon berührt zu werden. In seinem damaligen Freudenrausch hätte er noch Härteres leicht überwunden. Als er freilich hernachmals unglücklich wurde, da wirkten solche Erfahrungen desto bitterer.

Einen wesentlichen Einfluß aber übte die Ortsstimmung auf den Beschluß des Gemeinderaths, in dessen Händen das Wohl und Wehe aller Heirathslustigen lag, da ihm nach dem Landesrechte die alleinige Entscheidung zustand. Gewiß durfte einer appelliren, dem die Heirathserlaubniß versagt wurde, an den Bezirksrath und die Regierung, aber wenn nun auch so ein armer Teufel wie der Schneiderphilipp appellirte und der Gemeinderath daraufhin zum Bericht aufgefordert wurde, — das war nur Wasser in den Rhein getragen.

Der Unglückliche ahnte nichts von der verderbenschwangeren Wolke, welche sich an dem Himmel seiner jungen Liebe zusammenzog. Er konnte ja keinem, auch dem geringsten Geschöpfe nichts zu Leide thun und ärgerte sich jedesmal über die bösen Buben, die in muthwilliger Bubenart mit ihrem Stecken die Blumen köpften oder die Maikäfer und sonstiges Ungeziefer quälten. Aber wie er selbst sich freute mit den Fröhlichen und weinte mit den Weinenden, so hatte er noch nie an dem guten Willen irgend eines Menschen gezweifelt und hielt sich sämmtlichen Gemeinderath besonders gewogen. So kam er deshalb am Freitag Abend in hellem Vergnügen in des Bürgermeisters Haus, wo er wohl bekannt war.

„Da sind die Taufscheine und die Stempel. Nun machet es bald fertig, daß ich schon den nächsten Sonntag von der Kanzel fallen kann." Sie machten es wohl bald fertig, aber es war ein entschiedenes „Nein," was sie aussprachen. Sie begründeten diese Entscheidung damit, daß sie erklärten, er vermöge Weib und Kind nicht auf die Dauer zu ernähren und würde zuletzt der Gemeinde zur Last fallen.

Nie hat wohl ein Gemeinderathsbeschluß erschütternder und verderblicher gewirkt. Als er dem Schneiderphilipp mitgetheilt wurde, ergrimmte er furchtbar in seinem stillen, ehrlichen Schneidergemüth und ein Augenblick genügte, um seinen harmlosen, fröhlichen Sinn für immer in verbitterten Menschenhaß umzuwandeln. Wie durch ein Wunder schien plötzlich seine Zunge gelöst und wie dumpfer Donner rollte es aus seinem Munde! „Mit meinem Herzblut hätte ich mein Kind ernährt, wenn ich eines hätte an meine Brust drücken dürfen! Ich hätte mir die Finger von den Händen genäht, daß nur mein Weib und Kind nicht bei Euch zu betteln brauchten, Euch Hungerlittern! Jetzt soll mich ein Wetter verschlagen, wenn ich nicht alles verlaufe und die Finger sollen mir abfaulen, wenn ich noch einmal die Nadel anrühre! Nun will ich gerade der Gemeinde zur Last fallen." Mit wahnsinnigen Geberden fuhr er von dannen und direct ins Wirthshaus hinein.

Das Wirthshaus ist in den Dörfern die Ablagerungsstätte für alle aus der gewöhnlichen Ordnung gebrachten Gemüthsverfassungen. Man trifft dort immer empfängliche Herzen für den größten Schmerz und die ausgelassenste Lustigkeit, für die tiefste Niedergeschlagenheit und den höchsten Zorn, und wenn es die Sternwirthin, die Frau Clara selber wäre. Mit einem wunderbaren Tacte weiß sie die jedesmalige Stimmung in Wort und Ton zu treffen, und das auf die einfachste Weise von der Welt, indem sie etwa nur in folgender Weise abwechselt: „Sie haben Recht!" — „Recht haben Sie!" — „Sie haben ganz Recht!" — „Da haben Sie Recht!" — und wenn sich eine entgegengesetzte Stimmung plötzlich geltend machte — „Jetzt

haben Sie Recht!" — Aber ohne daß ich der liebenswürdigen Frau Clara zu nahe trete — denn sie stimmt darin mit mir überein, muß ich in dieser Beziehung den allmächtigen Branntwein noch höher stellen. In der Gluthhitze des Sommers rühmt man von ihm: „Er kühlt mich." In der Eiskälte des Winters heißt es: „Er wärmt mich." Er stärkt den Schwachen, ermuthigt den Feigling, erhebt den Gedrückten, besänftigt den Gekränkten, löst dem Unmuthigen die Zunge und verhilft der furchtbarsten Leidenschaft zum Ausbruch. Die Wunder, welche der Branntwein bei dem gemeinen Mann nicht fertig bringt, sind überhaupt nicht möglich.

So gewann auch die Verzweiflung des Schneiderphilipp wieder ihren Halt an dem empfindsamen Busen der Frau Clara. Das Uebrige that der Branntwein. Er tobte und trank und trank und tobte und schwor und fluchte und fluchte und schwor zur lebhaftesten Unterhaltung und Erheiterung sämmtlicher Gäste, bis er alles vergaß, Bürgermeister und Gemeinderath, Frau Schmitt und Maria Schippel und Frau Clara und das Schnapsglas und schnarchend auf die Bank hinsank.

Als er des andern Morgens erwachte, wußte er nicht, wie er in sein Bett gekommen war, aber sein Kopf schmerzte ihn zum Zerspringen und war ihm so schwer, daß er ihn seufzend wieder auf das Kopfkissen sinken ließ. Allmählig tagte die Erinnerung. Damit brauste jedoch auch jäher Zorn in ihm auf. So schnell, als es ihm seine Beine erlaubten, sprang er aus dem Bett, und nur nothdürftig bekleidet, begann er ein furchtbares Zerstörungswerk. Mit der Axt in der Hand zerschmiß er alles, was ihm vor die Augen kam: Tische und Bänke, Stühle und Schränke, selbst das Bildniß seiner Geliebten ward nicht verschont. Erst vor seinem Bett machte er Halt. Er sah aus wie ein Kobold mit seiner kleinen Gestalt, seinem schneeweißen Gesicht, seinen schwarzfunkelnden Augen, seinem ungeordneten Haar und seinen verwachsenen Beinchen.

Mitten hinein in die wilde Wüstenei leuchtete so wonnig die Frühlingssonne, als müßten ihre milden Strahlen auch das verbittertste Gemüth erwärmen und aufthauen. Vor dem geöffneten Fenster duftete ein weißblühender Kirschbaum; der Morgenwind rauschte so erquickend durch die Zweige und Blätter; die Bienen summten so behaglich und ein Distelfink zwitscherte sein Morgenlied.

Aber konnte es denn für ihn noch einen Frühling geben? Sein Lebensfrühling war ja schon gewesen; da hatte sich auch alles geregt und bewegt wie ein plätschernder Quell im Wiesengrund; da hatte es auch gegrünt und geblüht, wie das junge Veilchen und das duftige Maiglöcklein im Walde; da hatte auch alles gejubelt und gesungen, wie die Lerche jubelt und die Finken singen. „Es kam ein Reif in der Frühlingsnacht und fiel auf die zarten Blaublümelein. Sie sind verwelkt, verdorret."

Was sollte ihm die Sonne? Er brauchte keine Sonne. Bei ihm war alles vorbei, Hochzeit und Feiertag. Seine Lebenssonne war untergegangen. Es war Nacht, finstere Nacht in seinem Herzen. Aehnliche Gedanken mögen durch sein Gemüth gegangen sein, als er mit erhobener Axt vor seinem Bette stand und in den Frühlingsmorgen hineinschaute, denn die Axt entsank seiner Hand, und indem er seinen Kopf in den Kissen barg, schluchzte er laut. Dann zog er rasch seine Sonntagskleider an, steckte den Beutel mit seinem sämmtlichen ersparten Gelde zu sich und wanderte der nahen Amtsstadt zu. Der Advocat sollte ihm ein Gesuch an die Regierung machen. Des Abends spät fuhr noch eine Chaise am „Wirthshaus zum Stern" vor.

„Herr Jesus! Wer kommt noch so spät?" hatte die Frau Clara geschrieen und schnell in die Hände gespuckt und die Haare damit glatt gestrichen, eine neue weiße Schürze vorgebunden und stand schon unten an der Treppe, um die Gäste zu empfangen, noch ehe die Herrschaften ausgestiegen waren. Ihr Mann, der Hanjost kam etwas später nach mit der großen Stalllaterne. Er war nicht so flugs, wie seine Gattin. Doch, wenn sie vornehmen Besuch erwarteten, sollten ihre Erwartungen sehr herabgestimmt werden. Denn es wälzte sich niemand anders aus der Tiefe des Wagens hervor, als der betrunkene Schneiderphilipp. Die gesparten Gulden und Thaler fingen schon an Beine zu bekommen.

Auch diesen Tag kam er in sein Bett und wußte nicht wie. Und so ging es noch manchen Tag und manche Woche, besonders als auch das Gesuch an die Regierung abschläglich kam. Schon mußte der erste Acker dran.

„Du hast Recht, ganz Recht, Schneiderphilipp," sagte die Frau Clara. „Was brauchst Du Aecker, wenn sie Dich doch nicht heirathen lassen!" Und es gab auch der Männer und Bursche genug, die sich nicht schämten und sich von ihm tractiren ließen und ihn dafür hänselten und in seiner traurigen Verstocktheit und Verblendung bestärkten. Wenn ihm nur damals ein Wort der Liebe und der Mahnung zugerufen worden wäre, — ein wohlgemeintes Wort aus treuem Herzen heraus: „Halt, Philipp, Du bist wie ein Rasender, der noch auf die Pferde dreinpeitscht, die schon in wilder Jagd Dich dem Abgrunde zuführen!" Aber er hatte keine Mutter, keinen Freund. Statt ihn zurückzuhalten, stieß ihn alle Welt immer tiefer und tiefer hinein. Auch mit der Kirche war er zerfallen. „Der Pfaff ist ebenso schuld, wie der Gemeinderath," sagte er, „sie stecken alle unter einem Hut. Da ist einer so schlecht wie der andere." Er hatte seitdem ein gründliches Mißtrauen gegen die ganze Geistlichkeit und ist nie wieder in einer Kirche gesehen worden, obwohl er früher ein fleißiger Kirchgänger war. Dagegen waren die gesunkensten Gesellen sein tagtäglicher Umgang geworden und das Kartenspiel ward in dem Maße ihm zur Leidenschaft, daß er meinte, der Tag sei verloren, wo er kein Spielchen zu Wege gebracht hatte.

Aus seinem einförmigen Säuferleben, das nun schon Jahre lang andauerte, wurde er plötzlich herausgerüttelt durch ein Ereigniß, das auch andere im höchsten Grade auffallend finden mochten. Sein jüngerer Stiefbruder, den er schon seit seiner Kindheit nicht viel leiden mochte und auf den er geringschätzend herabblickte, denn er war gut noch einen halben Schuh kleiner als er, und nur ein armer Pfuscher in dem Schusterhandwerk; auch besaß er so zu sagen gar kein Vermögen, hatte vom Gemeinderath die Heirathserlaubniß erlangt, und zwar hatte dieser Glücksvogel merkwürdigerweise die größte und man kann wohl sagen: auch die schönste Frau im ganzen Dorfe erobert. Natürlich war sie blutarm und darum von jedermann sonst verschmäht. Der Schneiderphilipp aber wurde grün und gelb vor Aerger und Neid, und die alte Heirathslust erwachte aufs neue bei ihm, und stärker als vorher.

„Jetzt müssen Sie es auch mir erlauben, nicht ob Sie wollen," sagte er.

Er ging wieder stark auf Freiersfüßen. Und wieder kam das Lachen im Dorfe stark in Schwang. Er war auch um Vieles lächerlicher. Denn in seinem Auftreten vergaß er ganz, daß er der alte Schneiderphilipp nicht mehr war, daß sein Gütchen arg zusammengeschmolzen, daß auf seinem Hause eine schwere Hypothek ruhte, und er eine böse, böse Gewohnheit an sich hatte. Auch war seine äußerliche Liebenswürdigkeit nicht gewachsen, daß sie hätte jemand bestechen mögen. Er bekam überall, wo er anfragte, Körbe; aber diese schnöden Abweisungen vermehrten nur seine Hartnäckigkeit. Er glaubte, es einmal zwingen zu müssen. Endlich hatte er wieder eine wirkliche Braut. Sie gehörte allerdings nicht zu den holdesten Erscheinungen ihres Geschlechts, denn sie hatte fuchsrothe Haare, einige wenige Sommersprossen, und wenn sie ging, schien immer die eine Fußspitze die andere treten zu wollen. Die einzige Mitgabe in die Ehe sollte ein echtes Ebenbild der Mutter sein, ein Sprößling eines früheren, nicht ganz gesetzmäßigen Verhältnisses. Aber auch diesen Schatz mißgönnte der Gemeinderath dem armen Schneiderphilipp. Aber dies Mal kam das Wüthen und Toben desselben nicht wieder so zum Ausbruch, wie das erste Mal, denn mitten hinein fiel ein Brief aus Amerika, worin ein älterer Bruder, der in früheren Jahren dorthin ausgewandert war, ihn einlud, zu ihm zu kommen. Er habe von seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen und seiner Verspottung gehört und böte ihm ein Asyl in seinem Hause in St. Louis, obwohl es ihm gerade nicht zum besten ginge, da er selbst ein Haus voll Kinder habe. Aber der Schneiderphilipp, bankerott an Vermögen, an Ehre und an Liebe, kennt kein Bedenken; er erfaßt diese Einladung als letzten Rettungsanker.

„Nach Amerika!" ruft er, „und dann wieder geheirathet, und wenn es eine Negerin wäre, so schwarz wie die Nacht!"

Und er ist wirklich nach Amerika ausgewandert. Der Rest seines Vermögens konnte ihn höchstens nach New-York bringen. Dort will er sich Geld verdienen, um nach St. Louis zu reisen. Wie wird Dir es ergehen, armer Schneiderphilipp, mit Deinen lahmen Beinen, Deinem stammelnden Mund, Deiner bösen Gewohnheit und Deinem leichtgläubigen Herzen in dem großen Amerika! Auch die Bruderliebe ist kein Fels, worauf man Häuser bauen könnte. Er muß selbst wohl



Der kranke Gutsherr. Nach seinem Oelgemälde für das Daheim auf Holz gezeichnet von Carl Hoff

so etwas gefühlt haben, denn in den letzten Tagen, wann er allenfalls ein Mal nüchtern war, hat er es öfters ausgesprochen: „Ich ginge nicht, wenn ich den Accord nicht schon geschlossen hätte!" Aber des Morgens, als er in die Eisenbahn stieg und zum letzten Mal sein heimathliches Dörfchen im Glanz der Morgensonne vor sich liegen sah, war ihm ein lichter Augenblick vergönnt. Er sah, wie von einem grellen Blitz beleuchtet, das Einst und Jetzt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schienen sich in einem Punkte zu berühren.

Unter schrecklichem Schluchzen stammelte er zur Heimath hinüber: „Ihr habt mich zu Grunde gerichtet!" Aber schon war der Zug im nahen Tunnel verschwunden. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Meine kleine Hausapotheke.

Von Dr. Dyhrenfurth.

III. Die Kamille.*)

Die Blüthe der über ganz Deutschland verbreiteten gemeinen Kamille mit ihrem kräftigen, aromatischen Geruch, ihrem bitterlich gewürzhaften, leichtes Aufstoßen und Uebelkeit erregenden Geschmack und ihrem ganzen anheimelnden Wesen ist eines der populärsten Hausmittel und hat sich schon von Alters her das Bürgerrecht in dem vaterländischen Hausarzneischatz errungen. Sie gleicht einer barmherzigen Schwester, die mit mildgeschäftiger Hand gar viele Nöthen und Schmerzen lindert und als vertraute Freundin besonders der Frauenwelt ans Herz gewachsen ist. Diese ihre große Beliebtheit verdankt sie ihren eigenthümlichen Beziehungen zu krampfhaften und schmerzhaften Zuständen der Unterleibsnerven, und zwar sowohl des Darmkanals, als auch solcher, welche auf einer krankhaften Verstimmung der weiblichen Sphäre beruhen. In allen aus gesteigerter Empfindlichkeit der Unterleibsnerven hervorgegangenen Beschwerden, bei Magenkrampf, Blähungskoliken, Nervenzufällen hysterischer und hypochondrischer Natur, Durchfall und Darmschmerz in Folge von Erkältungen, bei gewissen, häufig mit Schmerzen verbundenen Processen des weiblichen Organismus wirkt ein Kamillenaufguß — man bereitet ihn durch Aufbrühen von 2 bis 4 Quent der Blumen mit einigen Tassen heißen Wassers — krampfstillend, blähungstreibend, beruhigend.

Namentlich entwickelt der Kamillenthee eine ausgebreitete Thätigkeit in der Wochenstube. Dort hat dieser Lieblingsgast des schönen Geschlechts förmlich seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Nach altem, geheiligten Herkommen wird der guten Wöchnerin, wie vor, so nach der Entbindung die Kamille fast quartweise eingegossen und auch das junge Leben damit gepeinigt. Der Kamillenthee soll alles Weh und alle Wehen ertränken. Und wenn die Aermste vor Durst verschmachtete, Wasser bleibt ihr streng verpönt. Mit dem warmen Labetrank muß die Wöchnerin — so gebeut die Altweibermedicin — Durst und Hunger löschen, Kamillenthee muß gut sein gegen das Fieber, gut gegen Kälte und gut gegen Hitze.

Vor einer solchen mißbräuchlichen Verwendung des sonst mit Recht beliebten Hausmittels muß aber ernstlich gewarnt werden. Das Ueberfluten des Nahrungskanals mit warmem, blähendem, auftreibendem Thee bewirkt vermehrte Absonderung von Flüssigkeiten, steigert Entzündungen und kann Wallungen im Gefäßsystem, ja gefährliche Blutungen hervorbringen. Im Uebermaß genossen, erschlafft die Kamille ferner den Magen, verdirbt die Verdauung und erregt Ekel und Erbrechen. Besteht doch gerade eine der wohlthätigsten Gebrauchsweisen der Kamille in der Beförderung und Erleichterung des Erbrechens nach Verabreichung eines Brechmittels. In der That hilft über diesen recht fatalen, aber oft unumgänglich nothwendigen Act nichts so leicht hinweg, als ein oder zwei Täßchen lauwarmen Kamillenthees langsam bei beginnender Wirkung des Vomitivs ausgetrunken.

Eine andere sehr gewöhnliche Art der Einführung des Kamillenaufgusses in den Darmkanal geschieht in der Form des Klystiers. Da gelegentlich eines nächstens in diesen Blättern erscheinenden Artikels: Klystier — über diesen Gegenstand noch weiter gesprochen werden soll, so mag hier nur erwähnt werden, daß die Kamille auch in dieser Verwendung, vorzüglich bei krampfhaften Unterleibsbeschwerden, Blähungskoliken und Verstopfung Erwachsener und kleiner Kinder, höchst schätzenswerthe Dienste verrichtet.

Wenn die ärztliche und Volksmedicin sich der Kamille auch äußerlich zu manchen Heilzwecken, z. B. zu Kräuterkissen, Kräuterbädern, zu Umschlägen, Streupulvern, Trichterdämpfen rc. bedient, so halte ich es nicht für gerathen, den Leser mit diesen Specialitäten bekannt zu machen. Denn eine erschöpfende Aufzeichnung sämmtlicher Wirkungsweisen eines Mittels würde eine weitläufige, dem Publicum kaum oder nur halb verständliche Schilderung der einzelnen Krankheiten, worin jenes zur Anwendung kommt, erfordern. Ist das Halbwissen aber überall schädlich, so erscheint es doppelt nachtheilig in Sachen des menschlichen Körpers; es verleitet den Laien, Doctor zu spielen und verdreht ihm den Kopf mit allerlei falschen Krankheitstheorieen und eben so falschen Kurmethoden. Wenn ich in diesen Artikeln versuche, die Wirksamkeit verschiedener Hausmittel zu schildern, so geschieht dies nicht in der Absicht, dem Laien die Geheimnisse der Heilkunst zu enthüllen, oder den Arzt überflüssig zu machen, sondern als erste Hilfe wohlmeinenden, unschädlichen Rath zu ertheilen, und nur mit solchen Mitteln, welche nach einer bestimmten, leicht erkennbaren Richtung in Zufällen mit klar in die Augen springenden Symptomen ihren Nutzen entfalten.

Und so sei hier noch eines Krankheitszustandes gedacht, welcher besonders häufig in der Kinderwelt auftritt und dem äußeren Gebrauch der Kamille rasch zu weichen pflegt. Bei skrophulöser Anlage, nach Hautausschlägen oder nach Erkältungen werden die Kleinen nicht selten vom heftigsten Ohrenzwang befallen, und die armen Kinder schreien über Stiche und unerträgliche Schmerzen im Ohr. Dauert dieser Anfall länger, so bemerken die Eltern zu ihrem Schrecken eine beginnende Schwerhörigkeit ihrer Lieblinge. Die Kamille vermag dieses qualvolle Leiden öfters zu beseitigen. Man tauche ein Schwämmchen in den lauwarmen, mäßig starken Aufguß, presse dasselbe unter leichtem Abziehen des Ohrläppchens in den Gehörgang aus, lasse die Flüssigkeit nach einigen Minuten ausfließen, trockne das Ohr und schütze dasselbe durch Einbringen von etwas eingeölter Watte in den Gehörgang vor dem Luftreiz. Dies Verfahren, zwei bis drei Mal täglich einige Wochen hindurch wiederholt, wird in den meisten Fällen das Uebel sicher heben.

Auch die Kamille erfüllt ihren Platz in der Hausapotheke mit Ehren.

IV. Leinsamen und Leinöl.

In einer Darstellung der gebräuchlichsten und nützlichsten Hausmittel darf der Leinsamen nicht fehlen. Die kleinen, flachen, eiförmigen, braunschaligen Samenkörner sowohl, als das aus den Kernen gepreßte Oel erfreuen sich einer weitverbreiteten hausmedicinischen Anwendung.

Was zunächst die Samenkörner anbelangt, so kommen dieselben innerlich und äußerlich in Gebrauch, und gewähren einen nicht unerheblichen Nutzen.

Ein jeder kennt die Wohlthat, welche wir dem Trinken eines warmen Leinsamenthees bei katarrhalischen Leiden der Brustorgane, bei Heiserkeit und schmerzhaftem, kitzelndem Husten verdanken. Und auch hier ist es wieder nur der Schleimgehalt mit seinen reizlindernden einhüllenden, erschlaffenden Eigenschaften, welche dem Mittel in den angegebenen Krankheitszuständen seinen Erfolg und seinen Ruf begründet haben. Besitzt doch der Leinsamen einen so beträchtlichen Gehalt an Pflanzenschleim, daß ein Theil davon genügt, um 16 Theile heißes Wasser in eine quellende, gallertähnliche Flüssigkeit zu verwandeln. Anhaltendes Trinken von Leinsamenthee hat schon manchen alten, hartnäckigen, den Kranken matt und marode machenden Husten

*) Vergleiche Nr. 11.

gemildert und beseitigt, aber von da bis zum Heilen der wirklichen Schwindsucht ist noch ein gar großer Schritt. Wenn wir daher hören, daß mancher seine Schwindsucht mit Leinsamenthee curirt habe, so ist das ein ebensolcher Schwindel, wie wenn vom Hoff'schen Malzextract in langen Zeitungsmarktschreiereien seine großartige Wirkung gegen die unselige Krankheit angepriesen wird. Den Tuberkel kriegt leider weder der Leinsamen noch das Malzextract klein. Die Wirksamkeit des sanften, unschuldigen Hausmittels nimmt kein so großes Feld ein; es übt seinen Nutzen auf dem beschränkten Gebiet des katarrhalischen Hustens. Schade nur, daß seiner allgemeinen Anwendung sein widriger, vielen Personen wahrhaft odiöser Geschmack entgegensteht. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, nimmt der Leinsamen dann für gewöhnlich die Hilfe seines treuen unzertrennlichen Kumpans, des Zuckerkands in Anspruch. Auch der Lakritzensaft empfiehlt sich zur Verbesserung seines faden Geschmacks. Man bereitet sich den Leinsamenthee durch gelindes Abkochen von zwei bis drei Loth Samen mit einem halben Quart Wasser oder Milch, worauf man die Flüssigkeit durchseiht, das geschmackändernde Mittel zusetzt und den Thee tassenweise verbraucht.

Sehr häufig bedient man sich des Leinsamens entweder in unzerkleinertem Zustand oder zerstoßen und gröblich gepulvert (als Leinsamenmehl) äußerlich zu warmen Umschlägen, um in Eiterung übergehende Entzündungsgeschwülste zu reifen. Eine Eiterbeule erregt bekanntlich, wenn sich der Eiter zu bilden anfängt, heillose Schmerzen. Diese Schmerzen zu lindern und zugleich die Eiterung zu befördern, eignet sich am besten der warme Breiumschlag. Hafergrützumschläge werden nach einigemal wiederholtem Kochen durch ihren sauern Geruch bald widerlich; deshalb sind Leinsamenumschläge vorzuziehen. Man muß nur den Umschlag nicht unmittelbar auf den kranken Körpertheil auflegen, sondern, nachdem man den Brei fingerdick auf Leinwand gestrichen hat, dieselbe zusammenschlagen, so daß die feuchte Wärme, — und dieser bedarf es ja nur — erst durch die Leinwand auf die kranke Stelle einwirkt. Oft versieht man es mit dem Umschlag, indem man ihn entweder brühheiß aufträgt oder in das entgegengesetzte Extrem verfällt. Beides ist schädlich. Eine angenehme Wärme ist erforderlich, und von dieser überzeugt man sich, indem man den Umschlag mit Vorsicht an die Schläfe bringt, und denselben lieber ein Weilchen auskühlen läßt, bevor man den Kranken verbrüht. Wie lange ein solcher Umschlag zu liegen habe, bevor er gewechselt wird, hängt von dem Schmerz und Entzündungszustande ab; bei großem, klopfendem Schmerz wird eine Erneuerung je nach 5—10 Minuten, bei geringerem alle halbe Stunde erforderlich sein. Oft wird vom Publicum ein großes Gewicht darauf gelegt und der Arzt ängstlich befragt, womit der Leinsamen behufs äußeren Gebrauchs zu kochen sei, ob mit Wasser oder Milch! In Wahrheit ist dies sehr gleichgültig, da es beim erweichenden Umschlag nur auf die feuchte Wärme ankommt.

Auch das Leinöl wird sowohl innerlich, wie äußerlich zu Heilzwecken gebraucht. Ein bis zwei Eßlöffel voll eingenommen, verdient es als Stuhlgang beförderndes Mittel bei hartnäckigen Verstopfungen großes Lob. Noch gewöhnlicher wird es in Form des Klystiers, zwei bis drei Eßlöffel voll mit einem Eßlöffel voll Kochsalz und drei bis vier Tassen Kamillenthees vermischt, angewendet und zeigt sich in dieser Gestalt, wie wir später noch sehen werden, als eins der hilfreichsten Mittel.

Wir können diesen Artikel nicht schließen, bevor wir nicht die große Wirksamkeit des Leinöls bei Verbrennungen mit blasig erhobener oder schon abgelöster Haut hervorgehoben haben. Es ist aber darauf zu sehen, daß das Oel frisch sei, altes, ranziges ist eher nachtheilig, wie nützlich. Man empfiehlt und benutzt noch verschiedene Zusätze, z. B. 5—6 Eidottern auf ein Pfund Leinöl, oder 8 Theile Leinöl auf 6 Theile süßen Milchrahm. Sehr bekannt ist auch die Rust'sche Mischung von gleichen Theilen Leinöl und Kalkwasser. Alle diese Zusammenstellungen haben sich bewährt.

Am Familientische.

Der kranke Gutsherr.

Ein erquickliches Bild aus alter gemüthlicher Zeit bietet uns unser Künstler. Da athmet alles Ruhe und häusliche Gemüthlichkeit bis auf die beiden Jagdhunde und den Papagei im Käfig herab. Ungemüthlich befindet sich vielleicht nur der Schulmeister, der dem gnädigen Herrn gegenüber sitzen und mit ihm Schach spielen muß. Er hat die große Lehre von der Gleichheit aller Stände offenbar noch nicht in sich aufgenommen, die Pracht des Gemaches und die Würde seines Gebieters imponirt ihm so, daß er scheu und ehrfurchtsvoll in möglichst weiter Entfernung von ihm sich zurückgezogen hat. Weniger klar ist uns, was die am Fenster sitzende junge Dame, jedenfalls die Tochter des Hauses, denkt und treibt. Ob sie ein wenig verstimmt ist und im Stillen Betrachtungen anstellt über den Unterschied zwischen dem einförmigen, langweiligen Landleben und dem interessanten lustigen Treiben der Hauptstadt, aus der sie soeben nach froh verlebten Tagen zurückgekehrt? Leider hat uns der Maler hierüber keine Aufklärung gegeben — vielleicht weil er es selbst nicht genau wußte. Die Hauptfigur des Bildes ist unverkennbar charakteristisch; es ist der an Podagra und Gicht leidende Gutsbesitzer, offenbar ein reicher Mann, er hat die ritterlichen Passionen der Zeit geübt und das Leben durchkostet — jetzt ist er, vielleicht in Folge dieses Lebens, schwach und alt geworden, sein trübes, resignirtes Blick gilt der Erinnerung an die schöne Zeit, da er mit seinen durch den Müßiggang nun träg und schläfrig gewordenen Rüden dem ritterlichen Waidwerk obliegen konnte. — Wünschen wir dem armen Herrn doch baldige Erlösung von seinen schmerzhaften Leiden und dem armen Schulmeister nicht weniger Befreiung aus dieser ungemüthlichen Situation, in der er schwerlich jemals seinen Gebieter matt setzen wird; der geneigte Leser aber möge sich recht oft und lange an diesem meisterhaften Bilde erfreuen und ihm die Anerkennung nicht versagen, die es verdient.

Der Straßenjunge von Paris.

Unter dem Geschlecht der Straßenjungen hat von jeher der Pariser „Gamin" eine hervorragende Stelle eingenommen. Er ist eigentlich kein Junge mehr — denn zehn Jahre alt sieht er aus wie ein fünfzehnjähriger und spricht wie ein fünf und zwanzigjähriger, und kennt alles, was er eigentlich nicht kennen sollte, aufs allergenaueste. Es versteht sich von selbst, daß er raucht, trinkt und spielt — freilich ist es nicht zu leugnen, daß, wenn er sich den Neigungen eines Mannes hingiebt, er oft auch wie ein solcher arbeiten und wirken muß. So mancher Gamin ist die „Stütze des Hauses": ein kranker Vater, eine verwittwete Mutter und mehrere jüngere Geschwister leben von dem, was er verdient.

Wie er Brot für sich und die Seinigen schafft, wer kann es sagen? Meist doch auf rechtschaffene Art, nur in keine feste Ordnung und Stellung läßt er sich zwängen. Einem guten Pariser Bourgeois fiel es eines Tages ein, einen stattlichen Gamin von der Straße aufzulesen, in der edlen Absicht, ihn Carriere machen zu lassen. Es gelang ihm auch, seinen Schützling von der Straße zum valet de pied bei der Frau Marquise de Raisiné zu befördern. Bald stak der Gamin in einer eleganten Livree, in welcher er hinter seiner Herrin herzugehen hatte, wenn sie ihre Equipage verließ, um im Bois de Boulogne sich Bewegung zu machen. Doch — was vermag selbst die feinste Livree gegen die Macht der Natur! Am ersten Tage, als der neugebackene Valet diesen Theil seiner Pflicht zu erfüllen hatte, war die Frau Marquise sehr überrascht, als alle Blicke der Spaziergänger sich auf sie richteten, zum Theil ironisch, zum Theil voller Entrüstung — was konnte die Ursache sein? unmöglich doch Hyppolit, der so gründlich einexercirt war, ehe sie ausbrachen. Endlich konnte sie es nicht länger aushalten .. sie wandte ihren Kopf ... und, o Entsetzen! .. sie erblickt den schrecklichen Jungen, ihren Valet, wie er einen Purzelbaum macht, den letzten einer Reihe, die bei dem Eingange der Grande Allée begonnen hat!

Einen schneidenden Contrast mit dieser schwer auszurottenden Jungenhaftigkeit des Gamins bildet seine Frühreife. „Wie alt bist Du?" fragten wir eines Tages einen ganz kleinen Burschen, der an einer Boulevardecke Zeitungen verkaufte, seine Einnahme genau zählte und mit geübter Hand kleines Geld herausgab.

„Sechs," war die lakonische Antwort.

„Und wie lange treibst Du Dein Geschäft!"

Mit einem schelmischen Blicke und sich zu seiner Waare auf dem Straßenpflaster herabbeugend, als wolle er zeigen, wie er ganz gut zwei Sachen auf einmal besorgen könne, antwortete er:

„Wie lange? O, immer seitdem ich ein Kind war?"

Ob er wohl jemals eines gewesen war?

„Gib mir den Moniteur von morgen, Kleiner," sagten wir ein anderes Mal zu einem seiner Kameraden, der nicht viel älter war.

„Thut mir leid, Monsieur, kann Ihnen nicht dienen; verkaufte sie alle vergangene Woche," erwiderte der Bursche, der sich nicht so leicht fangen ließ.

Durchgehend findet sich diese Mischung von Jugendübermuth und frühreifer Ueberlegung. Bald unterhält sich der Gamin damit, einem Hausmann, der bequem in seinem Armstuhl sitzt, das Fenster mit einem Steine einzuwerfen und sich aus dem Staube zu machen, ehe der Geärgerte sich noch erhoben; bald neckt er mit immer bereiten Wortspielen Vorübergehende. Dann aber sammelt er sorgfältig seine Sous, und so sehr er auch Süßigkeiten liebt, kauft er sich doch nur ein Brötchen oder geröstete Kartoffeln u. dergl., die er dann behaglich auf den Treppenstufen einer Kirche verzehrt. Leidenschaftlich gerne raucht er und läßt kein Cigarrenende liegen, das er noch zu verwerthen weiß.

Eine Hauptrolle hat der Gamin von jeher in den Revolutionen gespielt, die in Frankreichs Geschichte so zahlreich sind. Während der Revolution von 1848 war er auf der Höhe seines Ruhmes; die allgemeine Verwirrung bot ihm die besten Gelegenheiten, die er niemals versäumte. Paris war der große Schauplatz seiner Thaten, und die Barrikaden die Scene seiner Triumphe. Folgender Fall ist dafür charakteristisch.

Ein Gamin klimmt einen Haufen von Pflastersteinen empor, der eine enge Straße versperrt — da bemerkt er einen Garde Mobile auf seinem Posten, hinter dem ein bewaffneter Insurgent sich leise heranschleicht. Schon hat der letztere auf sein nichtsahnendes Opfer angelegt — noch ein Augenblick und — er war ein Kind des Todes. Da flüstert dem Heranschleichenden der Gamin mit vertraulichem Tone zu: „Und Deine Flinte, Du Dummkopf, ist sie denn auch geladen?“ Erschrocken hält der Mörder inne — untersucht sein Gewehr — da trifft ihn eine Kugel aus der Pistole des Gamins, die derselbe gespannt bereit gehalten, und . . todt fällt er zu Boden.

Ein anderer „coup de gamin“ von größerem Umfange war die Erstürmung des Gefängnisses von St. Lazare und die Befreiung sämmtlicher darin eingeschlossener Verbrecher, die eine der merkwürdigsten Episoden jener Revolution bildet. Eine beträchtliche Zahl dieser jugendlichen und selbsterwählten Soldaten, mit Kieselsteinen und anderen improvisirten Wurfgeschossen bewaffnet, sammelten sich an den Thoren der Veste und begannen damit, die Schildwache anzugreifen — diese machte Alarm, alle innerhalb des Gefängnisses befindlichen Soldaten concentrirten sich auf diesem Punkte und bemühten sich, den Eingang zu vertheidigen. Inzwischen hatten die schlauen Burschen ihren Operationsplan mit großer Gewandtheit gemacht; eine gleich zahlreiche Schar von ihnen griff zu derselben Zeit einen andern Theil des Gefängnisses auf andere Weise an. Sie bilden eine Leiter und indem einer auf der Schulter des andern emporklimmt, gelangen sie schnell innerhalb der Mauern. Die Ausgänge sind alle von ihren Genossen bewacht — die Hineingelangten erzwingen die Uebergabe der Schlüssel — die Thüren öffnen sich, eine nach der andern — ein allgemeines sauve qui peut ertönt; mit dem Beistande der Gefangenen selbst geschieht die vollständige Ueberrumplung der Besatzung, und in unglaublich schneller Zeit sind sämmtliche Insassen auf freien Füßen.

Ganz kürzlich ist ein ähnlicher Fall vorgekommen, auf der Ile de Levant (Toulon), wo 300 Bursche, von 9 bis 14 Jahren, aus dem Gefängnisse brachen, nachdem sie 14 ihrer eigenen Kameraden, die sich geweigert, sich ihnen anzuschließen, schändlicherweise verbrannt hatten. — Einen erfreulichen Gegensatz hiezu bildet das Verhalten der jugendlichen Verbrecher in der Colonie de Val d'Yèvre, aus denen schon mancher tüchtige Mann hervorgegangen ist. Bei der letzten Firmelung, die der Bischof dort vornahm, sprach er sich auf das gerührteste über ihr Benehmen dabei aus. Nachdem die Feierlichkeit beendigt war, las er einen an die Knaben gerichteten Brief eines früheren Kameraden vor, der nach dem Ablaufe seiner Strafzeit ein höchst musterhaftes Leben geführt und Sous-Officier geworden war. Später hatte er eine gute Anstellung bei der Eisenbahn erlangt und drückte in dem Briefe seine Dankbarkeit für die Erziehung aus, die er in der Colonie erhalten hatte. Ueberdem fügte er eine kleine Summe Geldes bei, die der nächste seiner Kameraden als Belohnung erhalten sollte, der durch sein gutes Benehmen die Freiheit verdienen würde.

Es ist bekannt, daß die tapferen Zuavenregimenter meist aus den Reihen der Gamins sich füllen. Wer hätte nicht von Eugène Libaut, einem Officier dieses braven Corps, gehört, dem ersten, der die Höhen von Sewastopol erstieg und Frankreichs Flagge auf ihren bis dahin unüberwindlichen Gipfel pflanzte. Sein General hatte ihn wohl erkannt; er gab die französische Standarte in seine Hände, indem er einfach sagte: „C'est le drapeau — partez.“ (Hier ist die Fahne — gehet!) Das genügte: Libaut brach aus den Schanzen hervor, indem er die ganze Colonne mit sich fortriß. Auf dem Kopfe getroffen von einem schweren Steine, als er den Graben erreichte, schritt der unerschrockene junge Bursche doch unbeirrt vorwärts, setzte seinen Weg die Höhen empor fort, unbekümmert um den Schauer von Wurfgeschossen, die auf ihn gerichtet waren, und erreichte glücklich sein Ziel — bald wehten die Fahnen der ersten Division vom Malakoff.

Eugène Libaut, der jugendliche Held von Malakoff, hatte sein Leben als Pariser Gamin begonnen.

O. a. W.

Eine Taucherjagd auf Schwämme.

Die Ostküste der Insel Kreta ist wegen ihrer ausgezeichneten Schwämme berühmt. Dieselben werden auf eine äußerst beschwerliche Weise aus dem dunkeln Schooße der Tiefe an das Licht gefördert; denn gewöhnlich wächst der Schwamm 40 Klafter tief, wohin der Taucher nur gelangen kann, wenn er stark beladen ist und wo die ungeheure Wassermasse im Verhältniß von 75 Pfund per Quadratzoll seines Körpers auf ihm lastet und ihm den Athem fast benimmt.

Der Taucher verfährt dabei folgendermaßen. Auf dem Boote entkleidet er sich zuerst und bindet einen ungefähr 25 Pfund schweren Marmorblock an einer Leine um seinen Körper, dann athmet er lange und tief, um die Lungen möglichst stark mit Luft zu füllen. Niemand darf zu ihm sprechen und ihn stören. Dann macht er das Zeichen des Kreuzes, spricht ein Gebet, wirft seinen Marmorblock in die Fluten, springt ihm nach und legt, sobald er den Grund erreicht, den Stein unter seinen Arm, um sich unter dem Wasser erhalten zu können, dann geht er an sein Geschäft. Er löst die Schwämme von dem Felsen und packt sie eilig in ein Netz, das er um den Hals hängen hat. Mit seinem zurückgebliebenen Kameraden verkehrt er vermittelst eines um seinen Leib befestigten Taues; beim ersten Zeichen, das er mit demselben gibt, zieht man ihn so schnell als möglich mit seiner Ladung hinauf, denn sein Leben hängt meist von einigen Secunden ab. Endlich gelangt so der ganz erschöpfte Mann an die freie Luft und athmet neu auf. Der Ton der menschlichen Stimme soll ihn wunderbar beleben, wenn er so, fast aller thierischen Wärme beraubt, aus der Tiefe der Fluten zurückkehrt. — Oft kehrt er freilich gar nicht wieder; denn trotz aller angewandten Vorsicht wird er nicht selten von einem Hai gepackt und verschlungen.

Das östliche Kreta zählt 80—100 Böte zum Fischen der Schwämme, deren jedes gewöhnlich mit 7—8 Tauchern bemannt ist. Diese armen Leute führen das elendeste Leben, das man sich vorstellen kann, während ihre Herren durch sie zu großem Reichthum gelangen, der noch auf betrügerische Weise vermehrt wird, indem die Verkäufer Sand in die Poren der Schwämme schütten, wodurch das Gewicht derselben und folglich ihr Preis beträchtlich erhöht wird.

L. F.

Briefkasten.

An die vielen Freunde des Pfarrers von Tristan da Cunha. Das Stück „Aus vielen Meeren“ Nr. V: „Der deutsche Pfarrer auf Tristan da Cunha“ unseres Mitarbeiters, des deutschen Seeofficiers, in Nr. 3 und 4 dieses Jahrganges scheint weit und breit eine ungewöhnliche Theilnahme hervorgerufen zu haben. Die vielen Anfragen über die Wahrheit oder Unwahrheit der Thatsachen, über die näheren Umstände rc. bezeigen dies. Und in der That ist das Abenteuer so phantastisch und für die Gegenwart so märchenhaft, daß wir selbst geneigt waren, an ein Stück Wahrheit und Dichtung zu glauben, zumal wir uns bei unserem Mitarbeiter nicht nach dem Näheren erkundigen konnten, da wir nicht wissen, auf welchem der „vielen Meere“ unser Weltumsegler augenblicklich schwimmt. Da erhalten wir von der Hand des auf dem Gebiete der Geographie beinahe Alles wissenden Petermann, des Herausgebers der Perthes'schen „Geograph. Mittheilungen“ in Gotha, die Nachricht, daß ihm sowohl die Insel Tristan da Cunha, als die Existenz des deutschen Pfarrers bekannt gewesen sei. Unseres deutschen Seeofficiers interessante und rührende Schilderung wird also vollsten Maßes bestätigt. Petermann schreibt: „In der Wochenschrift „Daheim“ schildert ein deutscher Seeofficier seinen mehrtägigen Aufenthalt auf der im südatlantischen Ocean, 1320 Seemeilen südlich von St. Helena, gelegenen Insel Tristan da Cunha, die mit den beiden kleineren Inseln Inaccessible und Nightingale eine einsame vulkanische Gruppe bildet. Sie besteht fast ganz aus einem Vulkankegel, dessen Höhe auf englischen Karten zu ungefähr 8300 engl. Fuß angegeben wird; nur an der Nordwestküste findet man zwischen dem Meeressaum und dem schroffen Felsenabsturz des Berges eine beschränkte Ebene mit einer kleinen Ansiedelung. Der Flächeninhalt der ganzen Insel beträgt nach unserer planimetrischen Berechnung (siehe Behm's Geogr. Jahrbuch, 1866, S. 103) nicht mehr als 2,6 deutsche Qu. Meilen.

Die „Geogr. Mittheilungen“ enthalten im Jahrgang 1855 (Tafel 7) eine Specialkarte der Insel nach der Aufnahme des Capitän Denham vom Jahre 1852 und (auf S. 79 bis 81) die Denham'sche Beschreibung, die ausführlich über die interessante, damals aus 85 Köpfen bestehende Ansiedelung berichtet, auch brachten sie im Jahrgang 1862 (S. 430) einige weitere Notizen nach Capitän Pullen, welcher zu Weihnachten 1857 auf Tristan da Cunha war, die Ansiedelung durch den häufigeren Besuch amerikanischer Walfischfänger herabgekommen fand und den von Denham erwähnten Geistlichen Taylor nicht mehr antraf. Dieser Geistliche ein ehrlicher Kurhesse Namens Georg Schneider, der nach mannigfaltigen Schicksalen auf jenem einsamen Fels im Meer verschlagen war und unter der englischen Gemeinde einen englischen Namen angenommen hatte, bildet aber die Hauptfigur in der Schilderung des deutschen Offiziers, die Anwesenheit des letztern auf der Insel muß also zwischen die Jahre 1852 und 1857 fallen.“ Dies den vielen Freunden des Pfarrers von Tristan da Cunha zur Nachricht, ob der Greis noch lebt, wissen wir nicht.

Redaction der H. Zeitung zu H. Sie waren seiner Zeit eine der lautesten Stimmen unter der Meute, die da glaubte, das Daheim zu Tode hetzen zu können, und nicht gerade eine der loyalsten; — heute bitten Sie darum, aus dem Daheim verschiedene Artikel nachdrucken zu dürfen. Wir können uns die Genugthuung nicht versagen, Ihnen hiermit den Abdruck zu — gestatten.

An den „sächsischen Leser“ zu Leipzig. Wir wußten wohl, daß eine so künstliche Verstimmung nur kurze Zeit dauern könne.

A. L. Mitarbeiter in Lübeck. Bis dat, qui cito dat, Verehrtester!

G. R. F. in R. Am ersten werden Sie sich auf antiquarischem Wege das 1. Quartal des zweiten Jahrganges verschaffen können, wenn auch zu höherem Preise. Im Buchhandel ist es vergriffen. Den ersten Jahrgang werden Sie jedoch auch später noch haben können.

Heuerling H. W. in Neuschönefeld. Schönen Dank für die botanische Berichtigung zur Novelle. Wir wollen die Leser aber lieber nicht auf den kleinen Lapsus aufmerksam machen.

Rebus.



Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Januar 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 17.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Die Feinde und die Verbündeten.

Zwei Tage nach den so eben erzählten Ereignissen war eine große Bewegung um das Schloß zu Berlin. Die Carossen und Sänften, die langen Züge von Deputationen aus der Stadt, schwarzgekleidete Männer mit Stäben, auf welchen der Berlinische Bär sich spreizte, in den Händen und breite Halskrause über den langschößigen bis oben heran zugeknöpften Röcken, dazwischen truppweise Officiere in ihren besten Uniformen, — dies alles drängte durch die Portale in die Schloßhöfe. Man sah zierliche, vergoldete Wagen in Muschelform, auf deren Tritten phantastisch gekleidete Pagen standen, einige glänzend ausstaffirte Läufer eilten den Fuhrwerken voraus, während im Gegensatze zu dieser Pracht von der Georgenstraße her einige zehn oder zwölf Hoflakaien auf Stelzen einherschritten, weil der Sand an jener Seite des Schloßplatzes sie hinderte, ohne beschmutzt zu werden, mit ihren weißseidenen Strümpfen sich dem Palaste zu nahen.

Alle diese heranziehenden und fahrenden Gäste trugen um die Arme, an den Stäben oder Hüten Trauerflore, die Pferde waren mit ähnlichen Fähnchen versehen, und die Bandeliere der Officiere überzog ein schwarzes Taffetfutteral.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, war zu Potsdam nach längerem Leiden entschlafen. Heut hatte der neue Herrscher, Kurfürst Friedrich III., die erste große Audienz im Schlosse zu Berlin, wo ihm die Stadt, die Gewerke und die Personen seines Hofes die Beileidsbezeugungen darbrachten. Aengstlichen Schrittes eilte so mancher in das Schloß. Ein Blick, ein Wort des neuen Gebieters konnte heute entscheidend werden für die Zukunft. Scheu betrachtete dieser oder jener die ehemaligen Günstlinge, nicht wissend, ob er ihnen wie früher eine Huldigung darbringen, eine freundliche Miene machen sollte, denn nur wenig Stunden weiter — und die einst bevorzugten Personen waren vielleicht die ganz in den Hintergrund gerückten, und der gute Freund erschien den neuen Creaturen in unvortheilhaftem Lichte, weil er mit den Verdrängten geliebäugelt hatte.

Unter der Zahl dieser Leute, welche wegen ihres nächsten Schicksales in Ungewißheit schwebten, befand sich auch Freiherr Kolbe von Wartenberg. Er hatte gleich nach seiner Ankunft in Berlin die kurz vorher geschlossenen Verbindungen, welche durch seine Abreise unterbrochen worden waren, wieder angeknüpft, und auf seine schöne Persönlichkeit, auf die elegante Haltung, endlich auf das von dem seligen Herrn Kurfürsten ihm bezeigte Wohlwollen pochend, beschloß er, kühn zur Audienz des neuen Herrn zu gehen. Es mußte sich bald zeigen, ob ihm ein guter Empfang bereitet, ob ihm durch ein strenges Wort das Verbleiben am Hofe unmöglich gemacht werde.

In seinem Miethswagen, einem alten schwerfälligen Kasten mit lackirten Schlägen und verschossener Malerei geziert, rollte der Freiherr durch das Schloßportal. Noch ehe er dasselbe passirte, mußte er eine Zeit lang zwischen der gaffenden Menge halten bleiben, da der Wagenzug stockte. So verweilte das Fuhrwerk zwischen den Volksmassen, welche vom Dome bis zu dem Portale Spalier bildeten. Der Freiherr hörte von hier aus eine Menge verschiedener Bemerkungen, meistentheils sehr beißende Witze und sarkastische Redensarten, in denen die Berliner von jeher Meister gewesen sind. Wenn sich ein Hofherr, von zwei oder mehreren Dienern geleitet, mühsam den Weg durch die Gaffer bahnte, schallte von allen Seiten eine Kritik seines Anzuges, seiner Haltung.

Zuweilen wurden in diese Betrachtungen auch einzelne Züge aus dem Privatleben des Mannes verflochten und mit gehörigem Ueberguß von boshaftem Scherze benetzt. In den Wagen des Freiherrn blickten einige Unverschämte hinein, was sie durch Emporheben eines ihrer Freunde bewerkstelligten. Da Freiherr von Kolbe ein ganz unbekannter Mann außerhalb des Hofes war, schrie man ihm zu: er möge doch seinen Namen nennen! Man klopfte mit einem Stocke gegen die Scheiben des Wagenfensters, welche aus dickem, grünem Glase bestanden und die Person des im Wagen Sitzenden nicht deutlich genug erkennen ließen und bat höhnisch um Nennung seiner Würde, empfahl sich auch seinem Wohlwollen — und so gingen die schlechten Späße, jedes Mal von dem Beifallsjubel der Menge

begleitet, Schlag auf Schlag, bis endlich zur großen Befriedigung des Freiherrn der Wagen vorwärts rückte und sich unter dem Portale des Schlosses befand; von hier aus stieg man die Treppe empor zu dem Audienzsaale. Die Treppenstufen waren mit schwarzgekleideten Hatschieren besetzt, welche Flor um ihre Hellebarden trugen, außerdem wimmelten die Höfe, die Treppen, die Flure von Menschen aller Stände in Festtags- oder Gallakleidern, die Aufgänge zu den Sälen glichen den Wegen, welche von einem Ameisenhaufen in den Wald führen, so drängte sich alles durch einander. Der Freiherr ward bei seinem Aussteigen von Jedermann angestaunt. Trotz des durch die Landestrauer gebotenen schwarzen Anzuges machte Kolbe dennoch einen ganz besonders günstigen Eindruck auf jeden Beschauer. Seine hohe schlanke Gestalt war mit einem Kleidrocke nach neuestem, französischem Schnitte angethan. Dieser Rock war aus schwerem Utrechter Sammet gefertigt, zeigte ein geblümtes Muster, dessen tiefer liegende Stellen von Goldfäden durchzogen waren. Aehnliche Beinkleider weitgebauscht und mit seidenen Kniegürteln gebunden, seidene Strümpfe mit Zwickeln von erhabener Seidenarbeit umschlossen seine schöngeformten Beine. Seine Spitzenhalsbinde hielt eine kostbare Diamantagraffe und an den feinen Lederschuhen blitzten Schnallen, von eben solchen Steinen zusammengesetzt, wie auch der Griff seines Degens mit köstlichen Juwelen bedeckt war. Der Freiherr schien sich um das Aufsehen, welches er erregte, nicht zu kümmern, sondern schritt langsam die Stufen hinan.

Unterdessen hatte sich in den Vorzimmern alles zusammengefunden, was sich bereits als zum neuen Hofe gehörig betrachtete. Jüngere und ältere Cavaliere standen in Gruppen umher, alle dunkel und ernst in der äußeren Erscheinung, aber auf ihren Gesichtern jene Erregung zeigend, welche die Erwartung mit sich bringt und die durch eine befohlne Trauer nicht verdrängt werden kann. Den jüngeren Leuten war der große Entschlafene in der letzten Zeit weit eher ein Hemmniß gewesen. Es hatte während seines langen Leidens kein Fest stattgefunden, keine laute Fröhlichkeit durfte sich geltend machen, und aller großen Thaten des gewaltigen Mannes dachte in diesem Augenblicke die leichtfertige Jugend nicht mehr, sie sah in dem Verscheiden nur den Moment der Erlösung von dem Joche, welches auf ihr gelastet hatte, und den Beginn einer besseren Zeit.

Neben und zwischen diesen Gruppen wandelten die Damen des Hofes auf und nieder. Sie waren im Gegensatze zu den dunkel gekleideten Herren nach Sitte der damaligen Zeit in lange, weiße Gewänder gehüllt. Dies war die Farbe der Trauer bei Hofe, und nur einige schwarze Schleifen oder Rosetten machten sich an den steifen Miedern bemerkbar. Es war eine große Anzahl guter Namen von edlen, alten Geschlechtern hier beisammen. Da standen die Kamedes und die von Printzen, Hartefeld und Finkenstein, die Dönhoffs, Waldburgs und Grumbkows, Damnitz und Sonnsfeld, Bredow und Schwerin, Bülow, Brand und noch viele andere. Da hier die Unterhaltung ohne Störung der sich vorbereitenden Ceremonie geführt werden konnte, ließen die Herren ihre Bemerkungen und Ansichten, Hoffnungen und Vermuthungen ebenso frei umherschießen, als dies unten auf dem Schloßplatze von Seiten der versammelten Volksmenge geschah.

„Ich wette darauf, wir haben bald Gelegenheit uns zu zeigen," rief der junge Herr von Dequède, welcher in den letzten Jahren des großen Kurfürsten Kammerpage gewesen war und nun in die Leibgarde einrangirt wurde. „Der neue Seigneur wird die Armee ganz besonders protegiren." — „Gemach, Herr von Dequède," entgegnete ein älterer Herr, „gerade so denken die Künstler und Gelehrten." „Neues kommt gewiß," sagte Lucius von Rhaden, der Sohn des ehemaligen Vicekanzlers. „Wir haben schon tausendfache Wetten darauf gemacht." — „Sie sind zu hitzig, Messieurs," riefen zehn oder zwölf Stimmen. „St! St!" warnte der Freiherr von Wensen, „bedenken Sie doch, Messieurs, daß Sie hier im Vorzimmer des Audienzsaales sich befinden. Ich muß Sie um Ruhe bitten." — „Keine Tyrannei," riefen die jungen Herren. „Dieu," erwiderte Herr von Wensen, „das ist ja beinahe Revolution." — „Wir leiden weder die grands, noch die petits Despotes," schallte es als Antwort. „Nur der gnädigste Kurfürst soll fortan unser Gebieter sein," fuhr der kecke Herr von Dequède fort. „Wir haben keine Lust, die Helmbüsche auf unseren Wappen, die wir seit alten Zeiten präsentiren können, oder die Zierrathen vor dem Ersten — Besten zu beugen, der sich durch irgend eine Eigenschaft, ein sogenanntes Verdienst, hier Stellung — Position — Charge — machen will." — „Sie vergessen wohl, mein Herr, daß bereits eine solche Person an dem neuen Hofe existirt," sagte ein hochgewachsener Mann, plötzlich unter die Menge tretend. „Und wer wäre dies, Graf Wittgenstein?" fragte der Freiherr von Schlieben. „Sie können noch fragen?" entgegnete Wittgenstein näher tretend und die Herren an sich ziehend. „Meine Herren, glauben Sie etwa, daß der Herr von Danckelmann, der Mentor, der Freund des Kurprinzen nicht zu großer Würde und bedeutendem Ansehen gelangen werde? und wenn dies geschieht — haben Sie etwa Aussicht auf eine vergnügte Zeit?" — „Unmöglich," rief Herr von Münchhausen heftig, „das kann der gnädige Kurfürst nicht wollen. Danckelmann ist ein Mensch von neuem Adel — —" „Darüber läßt sich streiten," fiel Wensen ein. „Meinen Sie, weil er ein Familienwappen besitzt, an welchem die alte Geschichte haftet, wonach einer seiner Vorfahren dem Kaiser einst das Leben gerettet und von diesem zum Dank dafür den Ritterschlag mit den Worten: „Danke Mann," erhalten haben soll? Possen — sage ich. Es wird dem Neugebackenen nicht gelingen, uns, die Alten, bei Seite zu schieben." — „Ich will es Ihnen und uns allen wünschen, meine Herren," sagte Wittgenstein. „Aber wir werden zu schwach sein."

In diesem Augenblicke öffneten die Läufer die Thüren, welche zu den Gemächern des Kurfürsten führten und aus dem anstoßenden Zimmer traten sechs Männer unter die Gruppen der Hofleute. Der erste dieser sechs Eintretenden war ein großer breitschulteriger Mann, von nichts weniger als einnehmendem Aeußeren. Er hatte plumpe Manieren, ging mit festem, dröhnenden Tritte und zeigte ein finsteres, fast melancholisches Antlitz. Das Haupt dieses Mannes bedeckte eine jener Haarfrisuren, welche aus Frankreich nach Deutschland gekommen waren und die den Uebergang zu den ungeheuren Perrücken bildeten. Die Haare wurden über der Stirn in zwei Buckeln oder Toupets getragen und fielen an den Seiten theils glatt, theils gelockt hernieder.

Diese Haartracht gab dem finsteren Manne ein noch unheimlicheres Aussehen, es war, als trage er zwei große Spitzen oder Hörner auf seinem breiten Kopfe, um die Gegner sogleich damit in den Sand zu rennen. Als er eintrat, legte sich das Gespräch, die laute Unterhaltung verstummte, jedes Lachen erstarb, die Gesichter verfinsterten sich, die Augen blickten ernst und schauten auf den Boden nieder, und einige Fäuste ballten sich verstohlen, als der Mann, sich auf einen kostbar verzierten Stock stützend, mit düsterem Lächeln die Menge überblickte und dann kaum mit dem Haupte nickend vor der Thür des Zimmers stehen blieb.

„Danckelmann," flüsterten alle leise mit dem Ausdrucke des Zornes, dann erhoben die Männer von Geschlecht und Namen ihre Häupter fast drohend und blickten den Kammerrath trotzig an, als erwarteten sie den Beginn eines Streites mit Sehnsucht.

Danckelmann schloß halb seine Augenlider und beschaute die vor ihm Stehenden, deren Bewegungen vollständig aufgehört hatten. Er wußte, daß er ebenso viel Feinde vor sich hatte, als Leute hier im Gemache waren. Das Antlitz des Rathes drückte dieses Bewußtsein vollkommen aus, und wenn man die ehernen Züge genauer betrachtete, so mußte sich jeder sagen, daß der Gehaßte das Gepräge von Kraft und Intelligenz, von Härte und Ausdauer auf diesem Antlitze zur Schau trug.

„Sie haben die Liste der Angemeldeten, Herr von Besser," sagte Danckelmann, leicht das Haupt wendend und hinter sich sprechend, „die Liste der Herrschaften, welche der gnädigste Herr Kurfürst nach der großen Audienz in den Privatgemächern ganz en famille empfangen wollen. Sorgen Sie dafür, daß niemand, als nur die Bestimmten, den Eintritt zu den petits appartements erhalte." Herr von Besser verneigte sich und trat einen Schritt zurück.

„Monsieur Ilgen," fuhr Danckelmann fort, einem feingewachsenen Mann heranwinkend. „Sie werden mit dem Herrn von Damnitz zusammen die Protocolle der Vorstellung aufnehmen. Ich habe, im Auftrage Seiner durchlauchtigen, kurfürstlichen Hoheit, die Stelle, wo Sie ihr Placement im Pfeilersaale zu nehmen haben, durch einen Tisch mit grünseidener Decke bezeichnen lassen. Eine Wache von sechs Hatschieren wird in Ihrer Nähe bleiben, damit Sie nicht durch unzeitiges Geplauder gestört werden." Er warf bei diesen Worten einen stechenden Blick auf die Versammlung. Länger hielten jedoch die jungen Männer nicht an sich. Dem Mißmuthe der Versammelten Worte gebend, trat der Graf von Schlippenbach, ein junger, schöner Herr, vor den Kammerrath von Danckelmann und

sagte, die Hand an den Degen legend: „Monsieur von Danckelmann, wir wissen aus der Erziehung, die wir genossen, denn wir sind aufgewachsen unter der Obhut trefflicher Maitres, wie sie den Leuten vom rechten, echten Adel gehalten werden, wie man sich in den Räumen eines fürstlichen Schlosses zu gebehrden hat — wir verstehen das besser, als mancher, der sich eindrängte in diese Räume, ohne ein Recht zu besitzen — wir stören nicht durch Geplauder bei einem wichtigen Vorgange, aber vielleicht gibt es Leute hier im Schlosse, die durch ihre plumpe Gesten, durch ein Benehmen stören, das gut für die Schreibstube eines holländischen Mynheers oder Reisverkäufers, nicht aber für einen Mann sich eignet, der die Anmaßung besitzt, eine Figur im kurfürstlichen Schlosse spielen zu wollen." Danckelmann stieß ein heiseres Lachen aus, ohne seine Gesichtszüge nur einen Augenblick zu verändern.

„Verschonen Sie mich mit Ihren Exaltations, Herr Graf von Schlippenbach," sagte er. „Ich bin nur besorgt für die Aufrechthaltung der Ordnung während der Festlichkeit. Ihre Art und Weise geht mich übrigens gar nichts an. Sie sehen, ich bin sehr loyal gegen alle Leute. Kommen nicht die Herren und Damen schareuweis über die Treppe in den Audienzsaal?" Er wies auf die Eintretenden, welche von unten herauf stiegen. „Aber wo ist der Ceremonienmeister? der Marschall?" rief Wittgenstein vortretend. „Es ist unerhört, daß heute, an einem so wichtigen Tage, diese Herren nicht in Function sind. Es ist dem gesammten Hofe nicht angezeigt worden, daß Sie, Herr Kammerrath, ein Amt ausüben, welches — —" — „Kein Wort weiter, Herr Graf," rief Danckelmann, einen Schritt vortretend, mit rauher Stimme, „kein Wort, wenn Sie nicht als ein Tadler Seiner kurfürstlichen Durchlaucht erscheinen wollen. Ich rathe Ihnen nicht, die Mißbilligung auszusprechen." Er hob unwillkürlich, wie drohend, die Hand empor. „Sie drohen uns, Herr Kammerrath!" riefen mehrere Stimmen, und einige der Aufgeregten traten gegen Danckelmann vor, der, wohl fühlend, daß er zu weit gegangen, seinen Arm sinken ließ. „Bescheiden Sie sich, meine Herren," sagte er ruhig. „Es ist Befehl Seiner Kurfürstlichen Gnaden, welcher mir die Anordnungen überträgt. Ich vertrete heut die Marschälle und Ceremonienmeister. Aber ohne Sorgen, Messieurs! es wird nicht lange dauern." — „Habe ich Ihnen zu viel gesagt?" murmelte Wittgenstein. „Er nimmt bereits seine Stellung ein." Die Versammlung machte heftige Bewegungen des Unwillens. „Beruhigen sich die Herren vom alten Adel nur," fuhr Danckelmann mit einem Anfluge von Hohn fort. „Ich trete von diesen wichtigen Aemtern zurück, um mich mit andern Dingen zu beschäftigen, vielleicht gelingt es mir, darin glücklicher zu sein." — „Uebermüthiger Landrichters Sohn," sagte Schlippenbach leise, „Du sollst uns kennen lernen!" — „Ein hochmüthiger Emporkömmling," knirschte Wittgenstein. „Aber es steht keiner so fest, daß er nicht falle. Sehen Sie nur, mit welcher Nichtachtung für alles, was um ihn her vorgeht, der Mensch seine Befehle ertheilt. Wer wird ihn stürzen?"

Gerade als der erzürnte Hofherr diese Worte sprach, entstand ein lautes Geflüster im Saale, welches bald in offene Ausrufe des Erstaunens überging, zugleich bahnte sich ein Mann den Weg durch das Gedränge, die Erscheinung des wunderschönen Cavaliers erregte allgemeine Bewunderung, und da er den meisten der Anwesenden bekannt war, umdrängte ihn bald eine große Zahl der jüngeren Herren, ohne sich an des finstern Kammerraths Gegenwart zu kehren, der außerdem gerade mit Frau von Wintzigerrode in tiefem Gespräch begriffen war und sich um niemand kümmerte.

„Willkommen, Freiherr von Kolbe." „Endlich wieder in Berlin." „Sie werden dem Gnädigen ein sehr agreables Menschenkind sein," so tönten die Grüße und Anreden durcheinander, mit denen der Freiherr bedacht wurde. „Ich hoffe, Messieurs," sagte Kolbe, nach allen Seiten hin Händedrücke austheilend, „dem gnädigsten Herrn nicht unwillkommen zu sein, geschieht es doch auf Veranlassung des höchstseligen Kurfürsten, daß ich an den Berliner Hof komme." „Eilen Sie nur gleich mit uns in den Saal," sagte Dequède, den Arm des Freiherrn nehmend. „Wir müssen vorne an der kleinen Gallerie alle postirt sein, denn sonst nehmen die Deputationen uns den Platz fort." Alle umringten den Freiherrn, und so wendete sich die ganze Masse gegen den Audienzsaal, durch dessen geöffnete Thüre man bereits viele Trabanten, Diener und auch Mitglieder der Deputationen bemerkte, aber dicht vor dem Eingange stockte der Zug, denn Danckelmann hatte sich mitten in die Thüre gestellt. Erstaunt und betroffen über das neue, durch den Verhaßten bereitete Hinderniß, wich die Menge auseinander, so daß Danckelmann und der Freiherr von Kolbe-Wartenberg sich Aug' in Auge gegenüberstanden. Mit finstern Blicken maß der Kammerrath den Freiherrn, der diese Musterung vollkommen ruhig aushielt. „Mit wem habe ich die Ehre?" sagte Danckelmann endlich. „Sie scheinen," entgegnete Kolbe, „es leicht zu vergessen, wenn Sie mit bevorzugten Persönlichkeiten zusammengetroffen sind, Herr Kammerrath." — „Waren Sie mein Herr, ein Bevorzugter?" sagte Danckelmann, leicht seine Stirne berührend. „Ich erinnere mich Ihrer in der That nicht mehr." „Nun denn, mein Name ist Johann Casimir von Kolbe-Wartenberg. Sie werden sich wohl jenes Abends erinnern, an welchem mich der höchstselige Herr in Ihrer Gegenwart aufforderte, nach Berlin zu kommen. Diesem Befehle komme ich nach." — „Die Zeit ist schlecht gewählt, Herr von Kolbe." — „Das muß sich herausstellen, Herr Kammerrath, vorläufig zeigen sich Leute an dem neuen Hofe, welche Verdienste zu haben glauben." — „Ich zweifle nicht daran, daß solche Leute Aufnahme finden werden, aber man wird vorsichtig sein, denn oft genug hält man das für Verdienst, was doch nur geschickt ausgeführte Coups eines Glücksritters sind." — „Mein Herr," rief Kolbe, die Hand an den Degen legend. „Ruhig Herr Freiherr. Sie sind noch gar nicht einmal berechtigt, in den Audienzsaal zu treten und fangen schon einen Scandal an. Darf ich bitten, mir Ihre Bestallung zu zeigen? Wer nicht durch sein Geschlecht und seinen Namen berechtigt ist, in den Audienzsaal zu gelangen, hat ein kurfürstliches Einladungsschreiben erhalten. Wo haben Sie diese Schrift?"

Die Begleiter und Genossen des Freiherrn stießen ein Gemurmel des Unwillens aus, während Kolbe selbst mit einem Anfluge von Verlegenheit zurücktrat. Auf ein solches Begegnen war er nicht gefaßt gewesen, es verhieß ihm Unheil, denn gerade jetzt, wo er in eine neue, größere Lebensstellung treten wollte, stieß man ihn von der Thüre des Herrschers. Er faßte sich schnell und sagte: „Ich glaubte, daß die Berufung des höchstseligen Kurfürsten genügend sei und konnte nicht ahnen, daß schon zwei Tage nach seinem Verscheiden die Befehle jenes großen Fürsten null und nichtig für die Beamten des neuen Hofes sein würden. Ich bescheide mich und trete zurück." „Das ist zu viel," rief Herr von Marwitz, „das kann der Wille des Kurfürsten nicht sein." Danckelmann blieb regungslos in der Thüre stehen, die Damen drängten sich ängstlich zurück, alles gerieth in die höchste Aufregung, als plötzlich der Ruf erschallte: „Die kurfürstlichen Durchlauchten!" Zu gleicher Zeit sprangen die Flügelthüren des Nebensaales, aus welchem Danckelmann getreten war, auf, und ein Zug von Trabanten erschien; langsam und feierlich durchschritt er den Saal, und es bildeten die einzelnen Leute sofort Spalier, einen Weg für die hinter ihnen Kommenden freilassend. Nun folgten sechs Posaunisten, sie bliesen einen Marsch, der mehr einem Choral, als einem festlichen Musikstücke glich. Diesen Spielleuten folgten zwölf Pagen, dann kamen die sämmtlichen Geschwister des Kurfürsten, hinter ihnen die höchsten Hofchargen, als diese aus dem Saale getreten waren, kam Kurfürst Friedrich der Dritte, welcher seine Gattin, die hochberühmte, geistvolle Sophie Charlotte führte. Beide gingen unter einem Baldachin von schwarzem Sammet, den vier Kammerherren trugen. Hinter dem kurfürstlichen Paare kamen wieder zwölf Pagen, dann die Vertreter der fremden Mächte am Hofe von Berlin, endlich eine Menge Hofherren und Damen, paarweise nebeneinanderschreitend, zuletzt Trabanten.

Als die kurfürstlichen Herrschaften in die von den Trabanten gebildete Gasse zwischen die Versammelten traten, erschallte ein Geräusch, als werde eine Schleuse geöffnet und lasse das Wasser ausströmen, also rauschten die Kleider der Anwesenden bei der tiefen Verbeugung, welche alle machten. Die ganze zahlreiche Versammlung bot einen seltsamen Anblick dar, denn nur dunkle schwarze Kleidungen waren sichtbar, gegen welche die weiße Tracht der Damen sich grell absetzte. Nur die Uniformen der Soldaten und Officiere brachten einigen Wechsel in diese Einförmigkeit. Gleich hinter dem Baldachine, noch vor den Gesandten, schritten einige Männer, auf welche die Brandenburger mit großem Stolze blickten. Da schaute munter, mit der Frische der Jugend auf dem Greisenantlitze und trotz seiner Silberlocken den Nacken kraftvoll emportragend, ein Mann um sich, der in den Stunden der Gefahr den Kriegern wie eine Standarte vorausgegangen war: es war der alte Derfflinger. Neben ihm schritten die Kriegsmänner Schöning, Barfuß, Schomberg, der wackere

Hennigs von Treffenfeld, der kühne Prinz von Holstein Alexander von Sparn und andere, zur Zeit der Kriege, welche der große Kurfürst mit seiner kleinen Armee siegreich gegen den mächtigen Feind bestand, mit hohem Ruhme genannt — alles erprobte, treue und wohlgeschickte Männer.

Sobald der Kurfürst die Saalthüre hinter sich hatte, gab er ein Zeichen. Die Posaunisten schwiegen und die Herren und Damen drängten sich langsam von beiden Seiten heran, um die Hände des Herrschers und seiner Gattin zu küssen. Der Kurfürst richtete an jeden zwar ernste, aber freundliche Worte, und so durch die Condolenzversammlung bis zum Audienzsaale schreitend, blieb er plötzlich wenige Schritte vor dem Eingange stehen. Seine Augen hefteten sich auf einen Punkt in der Versammlung. Dorthin wendeten sich die Blicke aller ebenfalls, man war begierig, den Gegenstand kennen zu lernen, den der Kurfürst gespannt betrachtete, und bald genug hatte man erfahren, daß es der Freiherr von Kolbe-Wartenberg war, den die Augen des Kurfürsten suchten. Die Neugierde und Spannung erreichte jetzt den höchsten Grad. Von dem Freiherrn hinweg flogen die Blicke zu Danckelmann hinüber, der unbeweglich wie eine Statue in der Füllung der ungeheuren, gleich Thorflügeln gähnenden, offnen Saalpforte stand — von welcher Art wird die Begrüßung sein, welche der Herrscher dem neuen Zuwachs des Hofes angedeihen läßt? Die Worte, welche Kurfürst Friedrich spricht, müssen entscheidend sein für den Freiherrn, und man fürchtet, daß Danckelmann triumphiren werde, denn der stolze Rath verzieht keine Miene, er scheint seines Sieges gewiß.

Der Kurfürst erhob seine Hand und winkte dem Freiherrn leicht und herablassend zu. Kolbe trat mit graziöser, ehrfurchtsvoller Verbeugung näher. Aller Augen bohrten sich fest an beiden, die Hälse reckten sich, und einige der weiter Zurückstehenden machten sogar mit der hohlen Hand eine Muschel an ihren Ohren, um die Worte vernehmen zu können, welche der Kurfürst und der Freiherr mit einander wechselten. Friedrich reichte dem Freiherrn die Hand, welche dieser an seine Lippen führte.

„Schon längere Zeit in Berlin, Herr Freiherr?“ fragte der Kurfürst.

„Kurfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden. Ich kam gerade am Abend des Todestages unseres Höchstseligen Herrn in die kurfürstliche Residenz zurück.“

„Haben eine Ordre, die noch unser Herr Vater unterzeichnet, erhalten?“

„Zu Befehl.“ — „Der gnädigste Vater hat Ihre Meriten wohl anerkannt, und Sie wissen, daß die Opinion Seiner kurfürstlichen Gnaden über Sie auch die Unsrige gewesen. Wir heißen Sie willkommen in Berlin und wollen Sie fortan, wie es bestimmt, hier sehen.“ — „Durchlauchtigster, gnädigster Herr Kurfürst machen mich unendlich glücklich. Ich kam voll froher Hoffnung und sehe mich nicht verachtet, noch verstoßen. Wenn es nicht allzukühn ist, wage ich, um die Gnade zu bitten, der heutigen Audienz im Saale beiwohnen zu dürfen.“ — „Sie sollten schon darinnen sein.“ — „Man hat mir als einem nicht Geladenen den Entree verweigert.“ — „Das war nicht mein Wille,“ sagte der Kurfürst einen Blick voll Vorwurf auf Danckelmann richtend. „Sie gehören von jetzt an zu meinem Hofe — treten Sie in den Saal.“

Ein Gemurmel des Erstaunens, ein Zischeln von Hohn und boshafter Befriedigung ging durch den Saal, und die Versammlung erholte sich, wie nach einem Traume, der den Schlafenden ängstigte, man erhob die Köpfe freier, der Kurfürst hatte entschieden, Danckelmanns Härte und Hochmuth hatten einen Stoß erhalten, der elegante, schöne Kolbe blieb bei Hofe. Während der Kurfürst und der ihn geleitende Zug in den Saal schritten, bliesen die Posaunisten wieder, die Versammlung schloß sich an, und Kolbe in die erste Reihe nehmend, schritten alle bei Danckelmann vorüber, der mit einem verächtlichen Lächeln — was man selten genug an ihm bemerkte, denn er lachte selbst im Zorne fast nie — auf das Gewimmel herabschaute. Als Kolbe an ihm vorüberkam, trafen die Blicke der neuen Gegner auf einander. „Ich gehe heute in den Audienzsaal, Herr Kammerrath,“ sagte der Freiherr, „trotz Ihrer Gegenanstalten. Ich werde Ihnen aber den heutigen Auftritt nicht vergessen.“

„Merken Sie sich nur alles genau, Herr von Kolbe,“ sagte Danckelmann, „machen Sie sich Notizen, denn die Neulinge sind schwach von Gedächtniß.“ — „Das meine ist stark, Herr Kammerrath — Sie sollen darin haften bleiben.“

Die Antwort Danckelmanns ging in dem lauten Geräusche unter, welches nun entstand, als sämmtliche Thüren des Saales geöffnet wurden und die harrende Menge von allen Seiten herzuströmte, aber Wittgenstein näherte sein Haupt dem Ohre des Freiherrn und flüsterte: „Sie sind mit einem Fuße im Bügel. Glauben Sie mir. Ich kenne die Gesichter, die Blicke der hohen Herren. Schwingen Sie sich kühn in den Sattel, und wenn Sie darin festsitzen, spornen Sie das Glückspferd tüchtig an und rennen Sie den finstern Gesellen, der Ihnen heute die Thüre des Audienzsaales verschließen wollte, in den Sand des Kampfplatzes.“

„Sorgen Sie nicht, Herr Graf,“ flüsterte Kolbe. „Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein. Wenn das Glück mir günstig ist — dann soll der Adel dieses Hofes bald befreit werden von dem Sohne des Landrichters zu Lingen.“

Sie schritten an die kleine, etwa drei Fuß hohe, aus vergoldeten Säulen gebildete Gallerie, welche sich quer durch den Audienzsaal zog und den Raum, in welchem der Thronsessel des Kurfürsten auf Stufen, von einem Baldachine überwölbt, stand, von dem übrigen Theile des großen Saales trennte.

Nach dem Frieden von Saint Germain hatte der große Kurfürst diesen Saal erbauen lassen. Er war mit korinthischen Wandsäulen verziert, in den Nischen standen lebensgroße Statuen; die gewölbte Decke zeigte reiche Stuckaturarbeit, welche mit Vergoldung halb überdeckt und in deren Feldern vortreffliche Malerei sichtbar war. Große Fenster gingen bis auf den Boden hinab. An der Hauptwand befand sich eine Erhöhung von sechs breiten Stufen. Auf diesen stand der Thronsessel, hinter welchem eine sehr reiche Decoration von Waffen, Symbolen des Herrschers und des Friedens, sich erhob. Inmitten aller dieser Embleme prangte das brandenburgische Wappen.

Der Kurfürst schritt an der Seite seiner Gattin grüßend die Stufen hinan und nahm Platz auf dem Sessel. Ihm zur Rechten ließ sich Sophie Charlotte nieder. Die Minister von Fuchs und von Meinders, sowie Herr von Grumbkow, die Feldmarschälle und Generale standen zu beiden Seiten der hohen Herrschaften.

Unten am Fuße der Stufen hatte sich das diplomatische Corps versammelt, hinter diesem die Deputationen der Städte Berlin und Potsdam, Spandau und Brandenburg. Die ganze Ceremonie war sehr einfach. Nachdem der Herold vorgetreten war und die Nachricht verlesen hatte, daß der Durchlauchtigste Kurfürst von Brandenburg, Herr Friedrich der Dritte, nach erfolgtem Ableben Seines in Gott ruhenden Herrn Vaters, nunmehr die Beileitsbezeugungen der Versammelten entgegennehmen wolle, schritten die Sprecher der Deputationen die Stufen hinan bis etwa fünf Schritte von dem Thronsessel des kurfürstlichen Ehepaares und machten hier eine tiefe Verbeugung, worauf sie die Trauer- und Condolationsrede hielten. Nach den Deputationen traten die Gesandten heran. Zuerst sprach der französische Botschafter Marquis de Gravelle, dann der polnische, der Starost Bielinsky, hierauf kamen die übrigen. Als der Gesandte des Kaisers von Oesterreich sich dem Thronsessel näherte, konnte man eine besondere Bewegung des Kurfürsten bemerken. Er rückte ein wenig vorwärts, legte seinen Arm auf die Seitenlehnen des Sessels und richtete das Haupt empor, wobei er den Gesandten, den Baron Freitag von Gödens, scharf anblickte, ohne eine gewisse Unruhe vollkommen bemeistern zu können. „Haben Sie das Antlitz Seiner Durchlaucht betrachtet?“ fragte leise Danckelmann den Herrn von Besser. „Ich that es zufällig, Herr Kammerrath, und muß gestehen, daß mir die Gesichtszüge unseres Kurfürsten einige Unruhe auszudrücken schienen.“ — „Vergessen und verschweigen wir es!“ entgegnete Danckelmann. „Still! der Kurfürst erhebt sich.“

Kurfürst Friedrich begann nun mit lauter und vernehmlicher Stimme seinen Dank für die Theilnahme auszusprechen, welche ihm in Folge des Todes seines Vaters von allen Seiten gewidmet worden. Er wies auf die bald folgende feierliche Ceremonie der Huldigung und der Beerdigung des großen Kurfürsten hin, bat, bis nach derselben alle Feierlichkeiten und Solennitäten auszusetzen, und entließ die Versammlung mit einem gnädigen Abschiede, so wie mit dem Versprechen, daß er ein treues Gedächtniß allen denen bewahren wolle, die in solchen ernsten Tagen ihm theilnehmend zur Seite gestanden.

Hierauf winkte der Herold mit seinem Stabe. Die Posaunisten bliesen und der kurfürstliche Zug verließ den Audienzsaal in derselben



Bürger. Hahn. Christian Stolberg. Boie. Gotter. Friedrich Leopold Stolberg. Miller. Wehrs. Voß. Hölty.

Die erste Vorlesung von Bürgers Lenore.
Originalzeichnung von L. Pietsch.

Ordnung und Reihenfolge, wie er ihn betreten hatte. Die sehr zahlreiche Versammlung wogte hinterdrein, nur mühsam vermochten die Trabanten die Ordnung aufrecht zu erhalten, und erst durch das Oeffnen aller Thüren gelang es, den Menschenstrom abfluten zu lassen, der sich über die Corridore und Treppen bis in die Höfe des Schlosses ergoß. Hier wurden die Wagen, die Sänften gerufen, ein buntes Treiben begann, die Deputationen der Städte drängten sich hinaus unter das Volk, welches sie mit Hurrah! begrüßte und dafür von den Stockmeistern auseinander gejagt ward.

Von seinen beiden Heiducken in ungarischer Tracht geleitet, konnte der kaiserlich österreichische Gesandte, Baron Freitag, natürlicher Weise schneller durch das Gedränge kommen, als seine Collegen. Der Baron, einer derjenigen Diplomaten, welche schon seit geraumer Zeit am Hofe von Berlin accreditirt waren, kannte deshalb die Localitäten genau. Er hatte seinen Wagen nicht auf dem Domplatze halten lassen, sondern denselben dahin beordert, wo heutzutage eine kleine Allee von Bäumen vor dem Seitenflügel des Schlosses: die Schloßapotheke genannt, sich hinzieht. Von hier aus ging ein schmaler Fahrweg bis zu dem Lusthause, an der Stelle der alten berliner Börse, zwischen Mandelhecken entlang und über einen mit Taxushecken bepflanzten Damm zur kleinen Brücke bis an das Orangerie- oder Pommeranzenhaus *)! Man konnte dann rechts abbiegen und, zwischen den sogenannten Laboratorienhäusern hindurchfahrend, auf den Friedrichswerder gelangen. Der Weg war allerdings weit, denn der Gesandte wohnte in der Brüderstraße, aber es hätte bei der Volksmenge einer langen Zeit bedurft, um sich Bahn zu machen, und Baron Freitag setzte sich außerdem nur ungern den Bemerkungen der Berliner aus. Er ging also eilig auf seinen Wagen zu, der vor dem genannten Seitenflügel des Schlosses hielt, welcher im Jahre 1688 die Bibliothek enthielt. Die Heiducken wollten eben den Schlag niederlassen, um dem Gesandten in den Wagen zu helfen, als plötzlich aus den Gebüschen ein dunkelgekleideter Mann trat, der, ohne auf die Bedienten zu achten, die Schulter des Gesandten berührte.

Baron Freitag wendete sich betroffen um. Der Mann sagte kein Wort der Entschuldigung, sondern lüftete nur leicht die breite Krempe seines Hutes, welche sein Antlitz fast verdeckte. Kaum hatte Freitag die Züge des Fremden erblickt, als er schnell den schon auf dem Wagentritt stehenden Fuß zurückzog, sich hastig umwandte, mit einer gebieterischen Handbewegung die Heiducken entfernte und dann mit halblauter, fast zitternder Stimme sagte: „Ist es Täuschung oder Wirklichkeit? Sie sind es? Sie sind in Berlin, Herr Pater?“ Der Angeredete lächelte seltsam. „Ich bin überall, wo es meine Pflicht erheischt, Herr Baron,“ sagte er. „Ich kann an drei Orten zugleich sein. Ich komme im Auftrage meiner Oberen und aus eignem Antriebe. Hier gilt es zu handeln. Schon habe ich ein gutes Stück Arbeit gemacht — Sie wissen ohne Zweifel bereits davon.“ — „Ich ahne, daß Sie die Hand im Spiele haben,“ sagte der Baron. „Wie machten Sie es möglich?“ — „Unsere Wege sind dunkel, sie kreuzen sich vielfach, aber wir finden helfende Hände überall. Ich bin seit zwei Tagen in Berlin, allein das genügte mir, um meine Arbeit den rechten Weg gehen zu lassen. Ich kenne das Terrain genau, auf dem ich eine Schlacht liefern will, war ich doch lange genug vorher in Berlin, als ich die Ehre hatte, Ihr Gesandtschaftskaplan zu sein.“

Wenn Delven oder Henning Ringwald diese Unterredung belauscht hätten, so würden sie auf den ersten Blick in dem Fremden jenen Mann wiedererkannt haben, dem sie am Todesabende des großen Kurfürsten im Rackemannschen Garten begegneten, als er das zerbrochene Rad seines Wagens ausbessern ließ, den seine Begleiter „Herr Rath“ titulirten, und der, wie wir wissen, eigenthümliche Zeichen mit seinen Genossen wechselte. „Also,“ fuhr Freitag fort, „kam jener Zettel, den ich gestern früh auf geheimnißvolle Art erhielt, von Ihnen?“ „So ist es.“ „Wer wagte es, das dritte Dokument in die Hände des Kurfürsten zu spielen?“ „Wie? Sie, der Gesandte des Kaisers, fragen noch? Steht nicht Graf Ernst Metternich in brandenburgischen Diensten?“ Baron Freitag biß sich leicht die Lippe. „Wie konnte ich ihn vergessen,“ sagte er. „Sie werden mit mir zufrieden sein, mein Vater,“ fuhr er fort. „Auch ich habe genügend gearbeitet. Das Testament Kurfürst Friedrich Wilhelms ist nichtig. Der Kaiser erhält seine Länder zurück.“ — „Vielleicht hätten Sie noch besser experimentiren können,“ sagte der Fremde, „doch davon ein ander Mal. Wann spreche ich Sie.“ „Zu jeder Zeit ist der hochweise, ehrwürdige Pater Wolff willkommen.“ „Ich verweile eine Zeit lang in Berlin; aber ich sehe Sie nur zur Nachtzeit. Die Blicke der Späher sind wachsam. Bedenken Sie! Wir haben Herrn von Danckelmann zu besiegen.“ „Auf Wiedersehen denn,“ sagte Freitag sich ehrfurchtsvoll verbeugend. Der Pater Wolff verneigte sich ebenfalls und trat hinter die Büsche des Gartenweges. Der Baron winkte den Dienern, schwang sich in den Wagen und rollte auf die Brücke zu, welche den Spreearm überspannte und die kleine Insel, in deren Mitte das Orangeriehaus stand, mit dem Lustgarten verband.

(Fortsetzung folgt.)

*) Später die noch stehenden Gebäude der Gesundheitsgeschirr-Niederlage.

Bürgers Lenore und der Göttinger Hainbund.

Ein Charakterbild aus der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur.

(Hierzu das Bild auf Seite 261.)

(Schluß.)

„Richtig, lieber Junge,“ sagte Boie, „nur glaube ich, würde Bürger mit Dir nicht ganz harmoniren. Du denkst an Gedichte im Tone eines klopstockischen Bardiets, aber Bürger will Volkslieder, sein Ideal sind solche Romanzen, die bei Hofe und auf dem gräflichen Schlosse gefallen, und die die Dienstmagd in der Spinnstube und der Stallknecht beim Misten mit gleicher Begeisterung müßten singen können. Sein Ideal ist, daß dergleichen Poesie auf den Märkten und Kirmsen von den Leierkastenmännern und Bänkelsängern unter das Volk gebracht werde. Volksthümlich und planverständlich sind ihm gleichbedeutend.“

„Nein“, sagte Voß, „wenn er damit alle andere Poesie verwerfen will, so kann ich nicht mit ihm gehen. Liebeslieder und Volksballaden mögen meinethalben allgemeinverständlich sein. Aber die Odenpoesie lasse ich mir nicht anfechten. Es ist durchaus kein Fehler, wenn man eine Ode nicht gleich das erste Mal versteht. Die Art der Ode, das Große, Heftige, Unordentliche, Abgebrochene, das doch auch alles in der Natur begründet ist, widerstreitet schon. Wenn die Dunkelheit nur nicht in der Sache, sondern in dem Uebermaße der Begeisterung liegt, so kann sie bald aufgelöst werden, und desto größer ist dann das Vergnügen. Ueberhaupt, warum sollte die Poesie, diese Schatzkammer der Sprache und erhabener Gedanken, nicht auch ein Studium verdienen? Die griechische Poesie, ein Homer, ein Anakreon, ein Tyrtäus, war gewiß auch volksthümlich. Aber in den griechischen Schulen erklärte man die Dichter. Bei uns will man ihnen blos den Nachtisch einräumen!“

„Aber“, meinte Gotter, „in der Dichtkunst ist doch eigentlich der Nutzen die Hauptsache; nützlich zu sein, ist auch für den Dichter allein wahre Größe; daher Allgemeinverständlichkeit die erste so wohl Pflicht als Tugend.“

„Hebe Dich weg, Satan,“ schrie Voß, „was bringst Du mir da für prosaische Philistereien in den heiligen Hain der Musen! Nein, vor solcher Poesie, wenn sie ausschließlich sein will, behüte uns Gott. Nach Deinen Grundsätzen wäre Gellert, wäre Schmolcke mehr als Klopstock; denn beide werden mehr gelesen und verstanden.“

„Ja, Gellert“, meinte Gotter, „stelle ich sehr hoch, als Mensch wie als Dichter.“

„Ich lasse Gellert gern seine Ehre,“ erwiderte Voß, „er ist ein guter, ein unterhaltender, ein belehrender Schriftsteller. Aber den Ruhm, den er bei seinen Zeitgenossen verdiente, verdient er jetzt in dem Grade nicht mehr. Als Dichter betrachtet, ist er nicht viel mehr als Schmolcke. Was sind seine geistlichen Lieder, als compilirte Sprüche? Geht die Rührung weiter, als sie die gewöhnlichste Postille verschafft? Ich tadle Gellert nicht: er ist für seine Leser nützlich, vortrefflich. Aber ich tadle die, die ihm einen höhern Rang des

Genies anweisen, als er sich selbst, trotz aller seiner Eitelkeit, angemaßt hat. Seine Lehrgedichte — willst Du die Gedichte nennen? Selbst unter den Lehrgedichten stehen sie auf der niedrigsten Stufe. Seine Fabeln? — wer hat Aesop und Phädrus einem Homer, Pindar, Virgil nur von ferne an die Seite gesetzt? Lafontaine wird als ein Genie erster Größe gepriesen, aber unter den Franzosen, und von Franzosen! Seine Komödien, seine Briefe, seine Prosa! — Ach laß mich; ich will ja gerne dem Volke seinen Götzen lassen, nur verlange nicht, daß ich selbst niederfallen soll. Gellert war ein guter, frommer Mann, ein guter Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched alles war; aber durchaus kein Dichter. — Ich rede nicht in der Hitze. Ich versichere Dich, daß ich für Gellerts wahre Verdienste eben die Hochachtung habe, die Du nur immer haben kannst. Aber ihn mit Klopstock nur vergleichen! Nein! Der Dichter, der nur eine große Seele, die wieder wirken kann, stark rührt, thut mehr, als der, der den ganzen Mittelstand in eine dumme Andacht einschläfert. Und darin, glaube mir, stimmt Klopstock, stimmen alle übrigen Glieder des Bundes mit mir überein. Dasselbe wird es wohl mit Bürgers Balladenpoesie werden, nur daß Bürger wirklich ein Dichter ist; wir wollen sehen, ob es ihm in der Lenore gelungen ist, Verständlichkeit mit dichterischem Schwunge ebenso zu vereinigen, wie es ja wirklich einem Geßner, Kleist, Gerstenberg, Gleim gelungen ist."

„Und das wird um so gerechtfertigter sein," ergriff rasch Boie das Wort, „als er sein neues Geisteskind mit unerhörter Anmaßung und Selbstüberhebung vor unsern Richterstuhl stellt. Hört und urtheilt selbst. Schon früher schrieb er mir: „Sie können Ihre Begriffe gar nicht zu der Vortrefflichkeit dieses Stückes erheben. Ja! das ist eine Ballade, die sich gewaschen hat! Wenn es dabei nicht jedem kalt über die Haut laufen muß, so will ich mein Lebenlang Hans Caspar heißen." Allein das will noch nichts sagen gegen den Ton, den er in dem vorletzten Briefe anschlägt: „Gott Lob! nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf' ich im Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist Dir ein Stück, Brüderle! — Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen gibt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Wahrlich, das existirt noch nicht, weder in Prosa, noch in Reim! Ich muß mir selbst zurufen, was der Cardinal von Este Ariosten zurief: Um Gott, Herr Bürger, wo habt Ihr nur die gewaltigen Schnurren her? — Ei, Ihr Gesellen dort, wie tief werdet Ihr die Hüte davor abnehmen müssen! Ich schicke es aber hier noch nicht mit, sondern bring' es binnen acht Tagen selbst mit. Denn keiner von Euch allen, er declamire so gut, als er will, kann Lenoren aufs erste Mal in ihrem Geiste declamiren; und Declamation macht die Halbscheid von dem Stücke aus. Daher sollt Ihr es von mir selbst, das erste Mal in aller seiner Gräßlichkeit vernehmen. Dann sollt Ihr die Genossen des Hains in der Abenddämmerung auf ein einsames, etwas schauerliches Zimmer zusammen laden, wo ich, unbesorgt und ungestört, das Gräßliche der Stimme recht austönen lassen kann. Der jüngste Graf soll, wie vor Loths Weibe, davor beben."

„Das hätten wir aber wohl noch hingehen lassen; in seinem letzten Briefe überbot sich Bürger selbst und schrieb: Der Titel eines Adlers scheint uns jetzt zu klein zu sein; daher Wir uns denn den eines Condors des Hains beigeleget."

„Das ging denn doch zu weit. Ich machte den Genossen des Hains in unserer letzten Versammlung von dieser Anmaßung Anzeige, und nach einem gemeinsamen Beschlusse der anwesenden Mitglieder (viele waren damals am Beisammensein gehindert, daher ich zu deren Bestem die Sache noch einmal in extenso vortrage) erließen wir an den Frevler folgenden Bundesbrief, den uns unser Secretarius aus dem Concepte vorlesen mag."

Der Minnesänger Miller erhob sich auf diese Mahnung und las mit pathetischer Stimme den Brief vor:

„Unserem ehrsamen, lieben Sperber, Gottfried August Bürger, nesthaft und zu erfragen in den Felsritzen zu Gleichen.

Durch unseren Gerichtsboten.

Wir von Bragas Gnaden Adler des Hains wollen Dir, Ehrsamer, lieber Sperber, hiermit unangefügt nicht lassen, wasmaßen Wir mißfällig vernommen haben und Uns zu wissen worden ist, wie Du wider alle Göttlichen und Menschlichen Rechte Dir freventlich und ungescheut angemaßt und arrogirt hast:

1) Dich über Deine Sperberschaft zu erheben, und Dich nicht allein Uns, den Adlern des Hains, gleich zu stellen, sondern Dich sogar mit dem Namen eines Condors, des allergrößesten aller gefiederten Geschöpfe zu belegen: wie nicht weniger

2) Uns unter Dich herabzusetzen, den Uns schuldigen Respect zu versagen und im Gegentheil Uns mit einem niedrigeren Titul zu benennen. — Ferner und zum

3) Hast Du Deinen Gassenhauer „Eleonore" nicht allein unsterblich gepriesen, sondern denselben sogar über unsere göttlichen Gesänge zu erheben Dich thürstiglich vermessen. Endlich aber und

4) Ist Deine unglaubliche Frechheit so weit gegangen, daß Du Uns Deine Untergebenen genannt hast, da Uns doch die Natur zu Herren über Dich und Deinesgleichen gesetzt und geordnet. So ist Uns auch

5) Auf eine andere Weise hinterbracht und zu Ohren gekommen, wie Du in Deinem verkehrten Sinn Dir vorgesetzt, bei Vorlesung Deines Gassenhauers Uns allen (woran Wir jedoch noch billigen Zweifel tragen und Dich eines solchen Vermessens nicht fähig halten) auf die Hälse zu treten.

Wenn Du nun auf diese Weise Dich vielfältig und gröblich vergangen hast: Als setzen, befehlen, ordnen und wollen Wir, thun es auch hiermit Kraft dieses Briefs, daß Du

1) Am künftigen Sonnabend, wird sein der 21. August, bei rechter früher Tageszeit in Unserer Versammlung Dich einzufinden, gestalten Wir Dich denn hiermit heischen, laden und citiren. So nicht minder

2) Erwarten Wir, daß Du Uns von Deinem gottlosen Verhalten seit Verfertigung der berüchtigten „Eleonore" Red' und Antwort geben und Uns geziemende Abbitte zu leisten nicht verweigern wirst. Widrigenfalls aber

3) Sollst Du wissen, daß bei verharrlicher Verweigerung durch Unsern einstimmigen Rath Folgendes erkannt ist, daß Dir

Durch Unsern Büttel Deine Fittiche abgeschnitten, Dir vor die Augen gehalten, damit Du siehest, daß es nur Sperberfittiche sind; dieselben hierauf, Dir zur wohlverdienten Strafe, andern aber zum gerechten Abschen und Exempel an Dein eigenes Scheunenthor genagelt werden sollen. B. R. W.

Gegeben in Unserer Versammlung den 18. des August-Monats im Jahre nach Christi Geburt 1773.

K. F. Cramer. G. D. Miller, Secretär mppr.

Diese Citation, fuhr Boie fort, übernahm unser Bundesmitglied Cramer, an Bürger zu übermachen und hat es auch mit einem persönlichen, freundlich mahnenden Begleitschreiben, das er uns zu den Acten gegeben, gethan. Da aber besagtes Mitglied, seiner löblichen Gewohnheit gemäß, heute in unserer Versammlung nicht zugegen zu sein geruht, so fordere ich unseren Secretarius auf, besagtes Schreiben, wie es in den Acten ist, zu unserer Kenntniß zu bringen.

Miller nahm das Schreiben aus dem Actenfascikel auf und las es vor:

An den Herrn Amtmann Bürger in Gelnhausen.

Du übermüthiges Gefieder!

Sieh einmal, was Du durch Deine Tollkühnheit angerichtet hast! Der Hain hat Dich nicht allein für keinen Condor erkennen wollen, sondern hat den einmüthigen Ausspruch gethan: daß Du zur Zeit nur noch ein Sperber seist, wohl aber dereinst, wenn Du noch mehr specimina edirt haben wirst, zur Würde eines Adlers, dergleichen wir sind, erhoben werden könntest. (Dies ist ein Schimmer des Trostes, den ich Dir im Vertrauen geben kann.) Du hast den ewigen Liebe- und Lobebund, so wir mit einander errichtet, in Deinem übermüthigen Condorschreiben dergestalt hintangesetzt, daß ich es habe nicht ändern können, mein Votum mit zu dem Decrete zu geben, welches ich Dir hiermit im Namen des Hains zufertige. Auch kann ich hinfüro nicht mehr Dein Procurator sein, bei den Beschmutzungen Deiner seinsollenden Condorschaft. Deinen Ruhm kann ich auch fürder nicht bei den Steinadlern propagiren. Lobchens, die ich auf meiner Reise für Dich gesammelt, werde ich Dir nicht mittheilen, wohl aber Taxirungen, so ich gehört. Weißt Du auch schon, daß Dich der göttliche Wieland in seinem Götterboten angetastet hat? Du wirst Dich also Sonnabend einstellen. Ich bin indessen doch auf Deinen Gassenhauer neugierig und verharre noch immer mit einigem Estime

Dein günstiger Freund
K. F. Cramer, Adler.

„Meint Ihr nun," hub Boie wieder an, „daß nach solcher scharfer Zurechtweisung der freche Bänkelsänger zu Kreuze gekrochen sei? Mit nichten. Höret den neuesten Brief, den ich gestern morgen von ihm empfangen habe. Nachdem er sich zuvörderst entschuldigt, daß er statt Sonnabend erst Sonntag kommen könne und mich gebeten, ihm deshalb bei den Genossen des Hains einen Aufschub zu erwirken (was ihm aus Gnaden gewährt sein soll), erläßt er an uns folgendes Manifest:

An die Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfe und Rohrsperlinge in dem alten Gemäuer und Dorn- und Schilfgesträuche der Moräste zu Göttingen.

Wir, von und durch Uns selbst Condor und Selbstbeherrscher aller Haine und alles Gefieders auf Erden ꝛc., entbieten denen Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrsperlingen des alten Gemäuers und Dorn- und Schilfgesträuches zu Göttingen Unsere Condorliche Ungnade.

Es ist geliefert und verlesen worden, was Ihr unterm 18. m. c. an Uns gelangen zu lassen Euch freventlich vermessen habet. Wenn Wir nun mit nicht geringem Befremden daraus vernommen, wie Ihr der von Uns tragenden Pflicht so weit vergessen, daß Ihr nicht nur die Condor-Würde, welche Wir Uns selbst beizulegen für dienlich erachtet, auf eine gottlose und rebellische Weise nicht nur nicht anerkennen und Uns zum Sperber herabwürdigen wollen, sondern Euch selbst so weit zu erfrechen nicht gescheuet, Uns aus dem höchsten Sonnen-Aether, als wohin Eure stumpfen Blicke nicht reichen, herab in Euer morastiges Dorn- und Schilfgesträuch zu heischen und zu laden, und Euch eines Gerichts über Uns anzumaßen: als haben Wir Euch zur wohlverdienten Strafe, andern Gleichgesinnten aber zum öffentlichen Exempel und Abscheu, Kraft dieses verordnet, auch wirklich verfügen lassen: daß

1) Euer hochverrätherisches Schreiben durch des Büttels Hand an den Schandpfahl genagelt, selbigen hierauf mit selbigem verbrannt, die Stätte mit Salz bestreuet und mit einem eisernen Stacket vor Menschen und Vieh verwahret werde. Ihr selbst aber

2) der bis lang wiewohl unverdienter Weise von Uns abgehabten Adler-Würde nicht nur hiermit und Kraft dieses entsetzet und zu Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrsperlingen degradiret, sondern auch in Unser und des Reiches Acht und Aber-Acht also und dergestalt erklärt sein sollet, daß jeder Bube ungestraft Euch in Sprengeln und Schlingen einfangen und Eure Köpfe, statt der Raben- und Sperlingsköpfe, bei denen alljährlich abzuhaltenden Land-Wruge-Gerichten liefern könne.

Solltet Ihr aber etwa durch Meuterei und Rotten hiergegen obmoviren wollen, so haben Wir

3) beschlossen, tausend Strophen oder minaces Jambos*) von unserer Landes-Miliz gegen Euch zur Execution zu commandiren.

Wenn auch Unser Allerhöchster Rathschluß und Wille ist, daß diese Verfügung öffentlich kund und zu Jedermanns Wissenschaft gelange, so soll dieselbe von denen Raben, als Unseren Bütteln, nicht nur von allen Galgen herabpublicieret, sondern auch allen öffentlichen Orten affichiret und ausgehängt werden.

Geben auf Unserer Residenz, dem erhabenen Gleichen, den 19ten Tag des Monats August, nach der Geburt Christi im 1773sten, Unseres Condorthums im ersten Jahre.

Ad mandatum Condoricum summum proprium.**)

Pacht, Erz-Kanzler, mppr.

„Nun, was meint ihr dazu, lieben Freunde, darf solche Anmaßung ungeahndet hingehen?"

Schon während des Vorlesens hatte sich der Unwille der Versammlung hie und da durch allerlei Ausrufungen komischer Art kundgethan, als aber Boie den Brief zusammenfaltete, erhub sich ein furchtbarer Sturm von Gelächter und Verhöhnungen, der um so lauter toste, als der treffliche Wein der Stolberge bereits eine sichtbare Wirkung in den Köpfen der versammelten Adler auszuüben begonnen.

„Der Kerl muß gehängt werden!" schrie Voß.

„Seinem Gassenhauer geschehe wie Wielands Idris; zu Fidibussen mag er gut genug sein," tobte Hahn.

„Eine solche Impertinenz verdient, daß wir kein Erbarmen walten lassen; er muß feierlich ausgeschlossen werden," meinte Müller.

*) Drohende Spottgedichte.

**) Nach dem allerhöchsten eigenhändigen Condorlichen Mandat.

„Er darf's gar nicht vorlesen," sagte der ältere Stolberg, „er erkennt unsere Bundesgesetze nicht an."

„Doch," tobte Voß, „vorlesen soll er's, und wir wollen uns Gewalt anthun, es anzuhören; aber ihm soll die Lust vergehen, je wieder mit solcher Anmaßung seine Sudeleien in unseren Kreis zu bringen!"

„Eigentlich gehört er doch gar nicht zum Bunde," meinte Hölty, „er hat nur Gastrecht, und das hat er schnöde gemißbraucht."

„Still," sagte im lautesten Getümmel Boie, der ans Fenster getreten war, „er kommt, ich höre ein Pferd auf der Straße, er muß es sein."

Alle lauschten gespannt, ein Hufschlag tönte näher und näher, dann stürmte ein rascher Tritt die Treppe herauf, die Thür wurde aufgerissen, und herein trat Bürger, stolzen Blicks sie begrüßend: „Da bin ich, Ihr Jungens, nun kommt und fallt auf Eure Knie, ein Genuß soll Euch werden, daß Ihr noch jahrelang alle Finger darnach leckt."

Ein allgemeines Hohngeschrei erhob sich. „Oho, Herr Condor, nicht so stolz, wir wollen Euch die falschen Federn ausrupfen," schrie Voß, „Ihr sollt ganz nackt und kahl nach Hause reiten, daß Ihr einen unsterblichen Schnupfen davontragt."

„Na, wettert nur los, Ihr Gesindel," sagte Bürger, „ich gebe Euch volle Freiheit, mich zu massacriren, aber erst müßt Ihr meine Lenore hören. Ihr seht, ich bin gekommen, ich fürchte mich nicht vor Euch; ein Gott im Busen sagt mir, daß Ihr heute vor mir in die Knie sinken werdet. Aber macht nur rasch, mir juckt's in allen Gliedern; Ihr dauert mich um jede Minute, daß Ihr den Göttergenuß verzögert."

Damit warf sich Bürger in den der Thür zunächst stehenden Stuhl und zog sein Manuscript aus der Tasche. Boie gebot Ruhe, und die Gesellschaft ordnete sich nach einigem Hin- und Herreden auf ihre Plätze.

Bürger hub nun an, mit gehobener Stimme und großem Pathos sein allbekanntes Gedicht vorzulesen, und las sich in immer gesteigerten Affect hinein. Wunderbar war die Wirkung, welche sein begeisterter Vortrag auf die Gesellschaft ausübte; es war, als ob sie unter einem mächtigen Zauberbanne läge; die gewaltige Einfachheit und Kraft der Verse riß sie mitten in die geschilderte Katastrophe hinein; ein Gefühl der Beängstigung bemächtigte sich aller, und man sah es den Gesichtern an, in welche Spannung der Dichter sie zu versetzen vermochte. Mehrere, was im Hainbunde unerhört war, ließen die Pfeifen ausgehen, legten sie auf den Tisch und hingen mit ihren Blicken an dem immer begeisterter declamirenden Vorleser. Selbst die Weingläser blieben während der ganzen Zeit unberührt stehen, ein Fall, der in den Annalen des Bundes als einzigartig aufgezeichnet zu werden verdiente. Als Bürger an die Stelle kam:

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel,
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel,

schlug er, wie in unbewußtem Selbstvergessen, mit der Reitpeitsche, die er in der Hand behalten hatte, mit voller Kraft an die Thür. Die Wirkung war eine überraschende, in aller Glieder fuhr es wie ein elektrischer Blitz, ein dumpfer Ausruf entrang sich allen Kehlen, und der jüngere Stolberg sprang im vollsten Schrecken jäh von seinem Stuhle auf.*) Mit verhaltenem Athem hörte die Versammlung bis zum Schluß der Ballade zu, und als Bürger geendet und sich stolzen Blicks im Kreise umsah, saß dieselbe wie gelähmt noch einige Minuten in starrem Stillschweigen da.

Bürger selbst brach den Zauber und fragte, offenbar sehr befriedigt: „Nun, Brüder, hab' ich Euch zu viel verheißen?"

Jetzt brach ein Jubel des Entzückens und ein Strom rauschender Beifallsbezeugungen los, wie ihn kaum eine Ode des großen Klopstock bisher zu erregen im Stande gewesen war. Man umarmte und küßte sich im Taumel der Wonne, Bürger selbst wurde fast erdrückt von den Liebkosungen seiner Sangesbrüder.

*) Diesen Moment hat der Künstler für seine Darstellung gewählt. Die nach Portraits gezeichneten Personen gruppiren sich auf dem Bilde folgendermaßen: Bürger (links vom Beschauer, im Vorlesen begriffen, mit der Reitpeitsche in der Hand), der ältere Graf Christian Stolberg, der jüngere Graf Friedrich Leopold (vom Stuhle aufgesprungen), Voß, Hölty, Müller, Gotter (den Kopf auf den Arm stützend), Boie (der rundliche, freundliche Herr). Am Ofen lehnt der feurige Hahn, hinter der Gruppe steht Wehrs, der Kritiker.

„Bruderherz," schrie der sonst so besonnene und ruhige Boie, „Gott segne Dir dies Meisterlied; so wie es geht und steht, mußt Du mir's für den Almanach überlassen. Schade, daß Du Deinen Vortrag nicht mit kannst abdrucken lassen, aber auch ohne den muß es Furore machen.

„Ja, ja, das Gedicht muß im Almanach die Ehrenstelle bekommen," schrie's im Chor.

„Das ist ein Phänomen, von dem an wird eine neue Periode der vaterländischen Literatur beginnen," jubelte der jüngere Stolberg, „ich fühle schon die Wirkung wie einen Feuerstrom durch alle meine Glieder rinnen. Ich fühle schon, wie volksthümliche Balladenkeime mit Macht in mir schwellen."

„Brüder," triumphirte Bürger, „ich hab's gesagt, nichts weniger in ihrer Art ist meine Lenore, als Goethes Götz in der seinigen ist. Hu, wie wird mich der Unverstand darüber anblöken! Aber.... Frei, frei! Keinem unterthan, als der Natur!"

Selbst Voß, der sich am längsten, aber auf die Dauer vergeblich, gegen den gewaltigen Eindruck gewehrt hatte, ging auf Bürger zu und umarmte ihn mit einer Heftigkeit, daß dieser fast erdrückt wurde unter dem Gewicht der starken Arme des robusten Mecklenburgers.

„Bruderherz," schrie er ihm ins Ohr, „das Gedicht muß Dich und uns unsterblich machen. Den Hokuspokus mit der Reitpeitsche hättest Du weglassen können, der war überflüssig, das Lied dringt einem ohnedem durch Mark und Bein."

„Brüderchen," entgegnete Bürger, „das verstehst Du nicht; Klappern gehört zum Handwerke. Zu Hause habe ich die Lenore ein Paar Freunden vorgelesen in meinem Gartenhause, Fensterladen und Thür waren verschlossen, und bei der Stelle vom Gitterthor öffnete sich auf ein Zeichen von mir plötzlich die Flügelthür. Du hättest den Effect sehen sollen, die alte Hofräthin*) konnte mehrere Wochen nicht schlafen und fuhr im Bette in die Höh, so hatte sich's ihr eingeprägt, daß sie immer wieder davon träumte. Hättet Ihr gethan, wie ich Boie schrieb, er solle zur Vorlesung sich von einem Mediciner einen Todtenkopf borgen, ihn neben eine trübe brennende Lampe setzen und das Zimmer sonst dunkel halten, so hätten Euch allen, wie im Macbeth bei der Hexenscene, die Haare zu Berge gestanden, wenn nicht einen oder den andern vor Schreck der Schlag gerührt hätte. Aber, Brüderchen, ich freue mich, daß ich Deine Billigung errungen, Du bist nicht so leicht warm zu machen. Nun mußt Du mir auch dafür den Gefallen thun und Deiner Selma haarklein meinen Triumph berichten. Ich liebe es, wenn hübsche Mädchen für mich schwärmen."

„Auf Dichterwort, Bruderherz, brühwarm soll sie's erfahren, und Dir zum Danke, wenn ich sie heimgeführt, einen Kuß für Deine Lenore geben."

„Sag mal, Bürger," fragte jetzt Gotter und zog den Gefeierten etwas bei Seite, während die übrigen ihrem Enthusiasmus Luft zu machen fortfuhren, „was ist denn das für eine Geschichte mit Voß und Selma? Er ist heute schon ein paarmal damit aufgezogen worden; hat er wirklich eine Braut?"

„Und das weißt Du nicht," lachte Bürger, „da fehlt Dir freilich noch ein gewichtiges Ingredienz zur Kenntniß unseres Hainbundes. Du weißt, ich bin in Amors Reiche ein homo expertus et militari non sine gloria.**) Wenn ich nun ein Liebesgedicht machen will, so denke ich ein wirkliches Mädchen und bringe sie mit ihren eigensten Farben zu Papier. Aber die Göttinger, die können's viel besser und ätherischer als ich, die haben alle irgend ein eingebildetes Ideal, das vielleicht gar nicht einmal lebt, geben ihm einen Namen, tauchen ihre Pinsel in die glühendsten Farben der Morgenröthe und malen in ihren Minneliedern ihr Schattenbild mit derselben aufs allerlieblichste aus. Am höchsten steht darin Hölty; der hat sich ein so ätherisches Wesen geschaffen, daß er es auf Erden wohl gar nie finden kann. Stolberg modellirt sein Phantasieideal in altdeutschem Styl und schwärmt für eine Nachkommin Thusneldens, die er schwerlich im heutigen Deutschland in natura austreiben wird. Am tiefsten steht Voß, der wollte für seine poetischen Ergüsse etwas wirklich Existirendes haben. Hier fand er nichts, fing aber augenblicklich Feuer, als ihm Esmarch erzählte, Boie habe wunderhübsche Schwestern, und namentlich die jüngste, Ernestine, suche an Anmuth und Geistreichthum ihres Gleichen. Da hatte mein Voß nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich hinzusetzen und mir nichts dir nichts einen Briefwechsel mit ihr anzufangen. Das muntere Ding, das nicht auf den Kopf gefallen zu sein scheint, nahm die Correspondenz auf, und so schreiben sie sich schon seit einem Jahre, und, ohne einander je gesehen zu haben, sind sie schon so gut als Braut und Bräutigam und werden sich wohl noch in den heiligen Ehestand hineinbriefwechseln. En attendant besingt er sie unverdrossen, nennt sie aber in seinen Gedichten wohlweislich Selma, damit die gottlose Welt, für welche er doch nun einmal schreibt, nicht errathe, in welchem Winkel sein Schätzlein wohnt."

„Na," lachte Gotter, „die Hainbrüder scheinen nach allen Seiten für Luftgebilde zu schwärmen. Ich will nur wünschen, daß sich ihre idealen Huldgöttinnen einmal wirklich verkörpern. Für ihre geistige Braut, die Gelehrtenrepublik, kann ich gleiche Wünsche und Hoffnungen nicht hegen."

Nachdem der Jubel und Enthusiasmus über die Lenore sich etwas erschöpft und ausgetobt hatte, machte Hunger und Durst sein Recht siegreich geltend, und die Haingenossenschaft setzte sich zum dichterischen Symposion nieder. Ich will die Leser mit detaillirter Beschreibung nicht ermüden, um so mehr, als sie den Verlauf desselben wohl ahnen können. Ein solches Festmahl wurde im Dichterlatein der Göttinger gewöhnlich kürzlich also geschildert: „Wir aßen und tranken, wie Flaccus und Anakreon." Dank dem wohlversehenen Keller der Stolberge, stieg ihnen denn auch, wie Flaccus und Anakreon, der Wein in den Kopf, und Füße und Zunge, wurden etwas unsicher. Die ersteren blieben während der Mahlzeit wenigstens ruhig unter dem Tische; die letztere aber hatte die Marotte, je unsicherer sie ward, desto rascher gehen und lauter tönen zu wollen. Die Adler des Hains trennten sich erst, als schon der Morgen in den Straßen der alten Universitätsstadt aufdämmerte. Boie und Gotter führten den sehr aufgeregten Bürger, jeder unter einem Arme, und die ehrsamen Bürger der Stadt, die schon ihre Läden öffneten, sahen kopfschüttelnd dem Kleeblatt nach, dessen Mittelmann nicht müde wurde, mit lauter Stimme dem Morgenstern und dem Nebel seine Lenore vorzudeclamiren.

*) Liste.

**) Ein erfahrner Mann, der ruhmreiche Kriegsdienste aufzuweisen hat.

Aus meiner Nestersammlung.

Fortsetzung aus Nr. 19 des I. Jahrganges. Von Dr. E. Baldamus.

Gern erfülle ich den mehrfach ausgesprochenen Wunsch, den geneigten Leser einmal wieder in mein Cabinetchen vor den Nesterschrank zu führen. Bin ich doch selbst recht lange Zeit nicht dort gewesen, und so macht mir die Erfüllung des Wunsches doppelte Freude. Zudem habe ich ein neue Acquisition einzufügen, die wir indes gleich noch betrachten wollen.

Freilich das Aeußere verspricht wenig genug: ein mehr als fußlanges Conglomerat von alten, dürren Baumblättern, mit einer dünnen Schlammschicht überzogen und den im Dornicht der Auenwälder hangen gebliebenen Ueberschwemmungshinterlassenschaften so ähnlich, wie ein Ei dem andern; so ähnlich, daß auch ein für solche Dinge geübtes Auge in der rauhen Schaale des Hochwasserüberbleibsels keineswegs den Kern eines Kunstproductes suchen möchte. Erst nach genauerer Beobachtung und Untersuchung entdeckte ich den sehr versteckten Eingang und erkannte das Nest unseres kleinen, unermüdlichen, zu aller Zeit liederfrohen Sängers, des allbekannten Zaunkönigs.

Beiläufig: der Name ist doch eigentlich recht unpassend, und die bekannte fabulöse Erklärung desselben stammt auch schwerlich aus dem Volksmunde. Der kleine, lustige, mobile Patron ist so durch und durch Sänger, daß die lächerliche Rolle vom König-Spielen der Zwerge auch gar nicht für ihn paßt!

Doch zurück zu dem Neste. Ich hörte das helle, frohe Lied unseres Zaunschlüpfers in einem der frischen, üppigen Saal-

Auenwäldchen an einer Stelle, wo das Unterholz in einer Höhe von 2 bis 4 Fuß mit zahlreichen Resten der oben beschriebenen Ueberschwemmungsproducte verunziert ist. Da ich den feinen Schlaukopf schon ein wenig kenne, so vermuthete ich alsbald nach Ueberblick des Terrains, daß er einen dieser häufigen, schlammbedeckten, und deshalb wenig auffallenden Blätterballen als recht sicher ausgewählt und zur Kinderstube hergerichtet habe. Meine Vermuthung bestätigte sich bald. Nach einigen Minuten stillen Beobachtens bemerkte ich Frau Zaunschlüpfer, wie sie sich äußerst vorsichtig einem solchem Wustballen näherte und endlich darin verschwand.

Als ich nach einigen Wochen das Nest verlassen, aber wohlbehalten wiederfand, nahm ich es mit — und hier ist es.

In den von dem Weißdorngebüsch aufgefangenen Blätterballen hat die kleine Baumeisterin zunächst eine Höhlung gemacht und diese mit dem festverbundenen gleichen Material — dürren Baum- und Grasblättern — ausgefüllt, den so gewonnenen Raum mit elastischen, künstlich verwebten Grasblättern und Halmen allseitig ausgewölbt und den Boden mit zartem Moose und Federn weich und warm gepolstert. Am oberen Drittheil des Nestes befindet sich seitlich der enge, besonders fest und glatt gewölbte Eingang, unter überhangendem Wuste wohl versteckt. Er allein verräth äußerlich das Kunstproduct; ohne ihn würde man das Ganze für das halten, was die äußere Umhüllung ja wirklich ist: für einen Ballen vom Hochwasser zusammengeschwemmten, dürren, schmutzigen Landwerks.

Ein Paar Tage nach dieser Entdeckung fand ich auch das Nest des zweiten hier wohnenden Paares, mit dem eben beschriebenen vollkommen übereinstimmend. Ich wüßte nicht, wie diese Nester rings in der ganzen Umgebung besser hätten versteckt werden mögen.

Und nun legen wir das Nest zu den beiden andern in diesen Schrein.

Wie, das wären Nester desselben Vogels? Dieser fast kugelrunde Moosball? Und dieser weiße Holzwürfel mit der von grünem Moose so reizend, so zart eingefaßten Oeffnung?

O sicher! Unser Zaunschlüpfer — aber ich habe noch nicht einmal seinen Weltnamen genannt: Troglodytes parvulus oder europaeus heißt er zum Unterschiede von seiner namentlich in beiden Amerika zahlreich verzweigten Vetternschaft — unser Zaunschlüpfer findet an zu verschiedenen Orten seine Tafel gedeckt, als daß er sich nicht überall den Umständen entsprechend häuslich einrichten sollte. Wo nur immer noch Spinnen, kleine kriechende Insecten und deren Larven sich finden, nahezu von der verticalen und horizontalen Schneegrenze bis in die tiefsten Thalsohlen und Tiefebenen Europas hinab, in Nadelholzschlägen quelliger Verglehnen, wie in den feuchten Auenwäldern, Feldhölzern und Gärten von Dorf und Stadt: ubi bene, ibi patria, wo's ihm wohlgeht, da ist seine Heimat. Und seiner Heimat entsprechend ist denn auch Standort, Anlage und Material des Nestes.

Diese Moosballons, zuweilen mit einigen Grasblättern oder Flechten verfestigt, genügen ihm in den Nadelwäldern, wo der grüne Moosklumpen in dichten Tannen- und Fichtenbäumchen versteckt genug erscheint. In Laubwäldern und Gärten ist das aus dem Material der nächsten Umgebung erbaute Nest an gar verschiedenen, meist sehr schwer zu entdeckenden Orten angebracht. Ich selber habe es bis über Mannshöhe an einem kraus belaubten Baumstamme, in dessen Wurzeln, nahe am und über dem Wasser, unter Brücken, in Gemäuerspalten oder zwischen und auf den Balken, ja in und an Häusern aller Art, besonders häufig in Stroh-, Schilf- und Reisig-Dächern und Wänden aller möglichen Hütten, in Wald und Garten häufig genug gefunden, und man muß die kleinen Passionen und Launen des Ueberallundnirgends recht genau kennen, um an einem gegebenen Orte das Nest bald zu entdecken. Legte doch im vorigen Jahr ein Pärchen sein überaus großes Nest auf einem von der Straße aus sichtbaren Balken des alten Glockenhauses in Bad Liebenstein (Thüringen) an, dicht vor meinem Fenster, holte das ihm hingelegte Nistmaterial weg und verließ dennoch das fertige Nest, als ich es nur einmal in der Nähe betrachtete, ohne es zu berühren.

Das eigenthümlichste und schönste aller von mir gesehenen Nester unseres Vogels bleibt freilich dies in den schönen, weißen Holzwürfel eingebaute. Dieser gehörte ursprünglich einer „weißfaulen" Kopfweide an, aus der ich ihn mittelst eines scharfen Messers ohne Mühe ausgeschnitten habe. Ob diese $4^1/_2$ Zoll hohe und $3^1/_4$ Zoll weite Höhlung von dem Zaunschlüpfer selber oder etwa von einem Kleinspechte, einer Hauben- oder Sumpfmeise ausgemeißelt worden, wage ich nicht zu entscheiden. Doch war das ganze Holz der über 2 Fuß starken, weißfaulen Weide so weich, daß auch unser rühriger Freund diese Zimmerarbeit gefertigt haben könnte. Jedenfalls rührt die innere Einrichtung von ihm her: die Tapezierung, beziehentlich Auspolsterung der Wohnung sammt dem engen, seitlichen Eingange mit seinem grünen Moose. Die kreisrunde Oeffnung ist auch außen in einer Breite von drei bis vier Linien mit Moos belegt, das sich noch heute von dem schönweißen Weidenholze prächtig abhebt und mich zur Entdeckung des seltsam angelegten Nestes führte.

So viel Bewunderswürdiges die reiche Gottesnatur aber auch bietet, und so staunenswerth in ihrer großartigen Mannigfaltigkeit sich Körperkraft und Geschicklichkeit und Instinct und seelische Thätigkeit der Vogelwelt überhaupt, besonders aber im Nestbau offenbaren; eins ist mir unbegreiflich: wie ist es möglich, daß die Spechte diese Nisthöhlen fertig bringen?

Hier ist der Abschnitt eines wilden Apfelbaumes, der die Nisthöhle eines Grünspechtes enthält. Dies kreisrunde horizontal in den Stamm gemeißelte Loch geht durch das kerngesunde, zähe, über zwei Zoll starke Holz des Stammes; dann erstreckt es sich, etwas spitzbogenartig gewölbt, noch fünf Zoll wagerecht nach dem freilich etwas angefaulten Mittelpunkte des Stammes hin, und, im rechten Winkel abfallend, erweitert es sich zu der eigentlichen $2^1/_2$ Fuß tiefen und 4 bis 5 Zoll weiten Nisthöhle. Wie gesagt, es bleibt mir unbegreiflich, wie der Vogel eine solche Höhle fertigt bringt. Der Schnabel ist ja allerdings meißelförmig und von harter Hornmasse; aber doch eben von Hornmasse, und ich möchte wol wissen, ob es überhaupt der Menschenhand möglich wäre, mittelst eines etwa getrockneten Spechtschnabels auch nur den horizontalen Theil der Höhle durch zwei Zoll starkes gesundes Eichen-, Buchen-, Eschen- oder Birnbaumholz zu meißeln! Ferner haben ja die Spechte, besonders die größeren, ihrer ganzen Lebensweise gemäß, auffallend stark entwickelte Hals- und Kopfmuskeln und den entsprechenden Knochenbau, und einen beneidenswerth festen Schädel, erscheinen auch für Gehirnerschütterungen und Kopfnervenleiden äußerst wenig disponirt, und die kräftigen Hiebe fallen blitzschnell und hageldicht, so lange sie, außen am Stamme festgekrallt und auf die steifelastischen Schwanzfedern gestützt, an dem horizontalen Eingange arbeiten. Aber wie denn nun, wenn sie innerhalb der genau vom Körper ausgefüllten, zunächst noch horizontal verlaufenden, dann aber senkrecht abfallenden Höhle weiter arbeiten? Da ist kein Raum für das gewaltige Ausholen zum Hiebe, das diesen außen so nachdrücklich macht. Und in der unbegreiflich schwierigen Lage haben sie die noch schwierigere Aufgabe, die Späne senkrecht auszumeißeln. Wenn auch das Holz in der Mitte des Stammes angefault, so ist es doch immerhin und häufig fest genug, um mir eine und die andre Messerklinge zu kosten. Kurz, mir ist und bleibt die Möglichkeit dieser Arbeit unbegreiflich, die in ihrer Wirklichkeit vor meinen Augen steht. Das Allerunbegreiflichste aber ist, daß Freund „Picus der Specht" sich gar nichts aus meinen Unbegreiflichkeiten zu machen scheint, sondern ihnen zum Trotz von früh bis Abend hämmert und meißelt, daß es weithin durch den Wald schallt, und in jedem Frühjahr für sich und andere ungebetene Gäste oft zwei, sogar drei solcher festen Plätze in Holz minirt.

Beim „Miniren" fällt mir aber ein, daß es unter meinen gefiederten Lieblingen auch eigentliche, d. h. Erdminirer gibt, Stollen- und Gangtreiber, deren Picke und sonstiges Schanzzeug ebenso einfach als schwach erscheint, und ich muß den verehrten Lesern deshalb noch einige Nester zeigen, die ich nicht habe, was übrigens keineswegs verwunderlicher ist, als die Thatsache, daß jener alte, würdige Rector, „wieder einige sah, die nicht da waren."

Zwei von diesen Erdminirern haben in ihrem kräftigen spechtartigen Schnabel allerdings eine recht förderliche Picke und zeichnen sich außerdem durch die brillante, tropische Färbung ihres Gefieders aus, das sie selbst in den feuchten, oft schmutzigen Erdhöhlen rein und glänzend zu erhalten wissen. Ich meine die beiden europäischen Repräsentanten der prächtig gefärbten Familie der Eisvögel und Bienenfresser. Der grüne Goldglanz unseres heimischen Eisvogels läßt kaum erwarten, daß er — mittelst des Schnabels und der sehr schwachen Füßchen — 3 bis 4 Fuß lange Niströhren in den meist ziemlich festen und oft feuchten Lehmboden der Fluß- und

Teichufer gräbt. Dasselbe gilt von dem europäischen Bienenfresser, der im ganzen südlichen Europa, auch im südöstlichen Deutschland zuweilen in sehr zahlreichen Kolonien dicht nebeneinander seine oft noch längern Höhlen minirt. Aber auch ein Schwalbengeschlecht, zu dem unsere bekannten Ufer- oder Erdschwalbe gehört, weiß mit seinem sehr schwachen Schnäbelchen und eben so schwachen Füßchen bis über zwei Fuß lange horizontale Niströhren in die senkrechten Uferabfälle von Steinbrüchen, Hohlwegen, Flüssen und Seen zu graben, sucht sich aber dazu leichtere, sandige oder mindestens sandhaltige Schichten aus.

Da das Daheim „Fortsetzung und Schluß" des Nestartikels wünscht, so schließe ich ihn denn hiermit. Sollten sich aber die Leser etwa noch weiter für meine Nestersammlung interessiren, so werde ich es wohl erfahren, und ich habe dann auch noch manches kunstvolle Nestchen vorzuzeigen! Ich habe so eben wieder eine Sendung von einem deutschen Reisenden aus Brasilien erhalten.

Schweizerische Verkehrs- und Culturbilder.

II. Meine Freunde, die Führer.

(Mit zwei Illustrationen unseres Specialartisten.)

Ueberall auf den gewöhnlichen Wegen der tausend und abertausend Reisenden, welche alljährlich unser schönes, schweizerisches Vaterland durchwandern, machen sich eine Legion zudringlicher Burschen von allen Lebensaltern an die „Fremden", um sich als Bergführer, Träger, Pferdehalter anzuempfehlen. Diese Sorte Leute sind trotz aller Gesetze und Verordnungen zu einer Landplage der Touristenwelt geworden und können nur durch stillschweigende Mißachtung oder durch derbe Abweisung vom Halse geschafft werden. Dieselben sind meistens dressirte Tagelöhner, die ihre mühsam erlernten englischen und französischen Redensarten herleiern, aber selten einen bestimmten Bescheid auf eine an sie gerichtete Frage geben können, dagegen aber um so frecher drauf losschwadroniren. Die Alpenführer im ächten Sinne des Wortes sind größtentheils höchst achtungswürdige Männer, die in ihrem gefahrvollen Berufe täglich die Tugenden eines heldenmüthigen Feldherrn im kleinen entfalten, ausgeprägte Charaktere und eisengestählte Naturen. Sie drängen sich den fremden Reisenden nicht auf, sondern lassen sich von denselben aufsuchen. Schon als Knaben waren sie Wildheuer und Geisbuben; erwachsen sind sie Gemsjäger geworden. Oben in den schwindlichen Höhen der Hochalpen ist ihr Leben, unten im Thale ist ihnen zu bang und dumpf. Dort in den Einöden der Eiswüsten und in den Felsenlabyrinthen bedarf es Geistesgegenwart, Muth und ruhige Besonnenheit, um den mannigfach drohenden Gefahren Trotz zu bieten. Nicht der Broterwerb allein führt sie ihre gefahrvollen Bahnen, sondern der offene, warme Sinn für die stille Herrlichkeit der Hochalpenwelt, der Drang der Menschennatur, bisher Unmögliches dennoch zu erringen und mit freier, männlicher Lust Außerordentliches muthig zu vollbringen. Das Selbstbewußtsein, welches in diesem Vollbringen liegt, überwiegt den materiellen Werth des sauer verdienten Führerlohns, entschädigt für alle die Entbehrungen und Mühsale, denen der Alpenführer bei den Gletscherfahrten sich unterziehen muß. Steht er im Dienste der Wissenschaft, dient er als Führer muthvollen Naturforschern, welche der ernste Trieb nach der Erkenntniß des Baues und Lebens der Erde hinauf in die unwirthbaren Höhen der Gletscherwelt führt, dann regt sich auch in dem ungebildeten Alpenführer ein eigenthümliches Hochgefühl, dem unermüdlichen Ringen der Wissenschaft nach der Erkenntniß des inneren Zusammenhanges alles Erschaffenen als ein sehr bedeutungsvolles und unentbehrliches Werkzeug zu dienen.

Der ächte Alpenführer wird, wie der Dichter und Feldherr, geboren und bringt daher seinen Lebensberuf mit auf die Welt. Derselbe besteht neben großer Körpergewandtheit in dem oft so wunderbaren Ortssinn, der den Führer in Nebel und Unwetter, wie in bisher unbekannten Alpeneinöden auf gleichsam instinctartige Weise sich zurechtfinden läßt. Der gewaltige Aufschwung, den seit Gründung des schweizerischen Alpenklubs die Erforschung der Gletscherwelt unserer Hochalpen in der Neuzeit gewonnen hat, läßt auch den Werth tüchtiger Alpenführer in erhöhtem Maße erkennen. Der Wetteifer aber, mit dem die kühnen Söhne Albions und des stammverwandten Deutschlands mit unseren einheimischen Bergfahrern sich anstrengen, bisher noch nie erstiegene Alpenspitzen zu erklimmen und neue Pfade auf dieselben aufzufinden, bringt auch immer wieder neue Gefahren für die besten Alpenführer, und selten vergeht ein Jahr, daß nicht einer derselben das Opfer seiner Pflichttreue wird. Besonders traurig war in dieser Beziehung das Schicksal des mit Recht berühmten Führers Niklaus Infanger in Engelberg. Seit vielen Jahren war Herr H. von Dresden in dem hochgelegenen Bergthal ein wegen seines Wohlthätigkeitssinns und seiner Leutseligkeit sehr beliebter Stammgast. Wiederholt hatte er mit Infanger den Titlis, die Spannörter und die übrigen steilen Berge erstiegen, welche rings das Thal umrahmen. Da faßte der kühne Bergsteiger vor 2 Jahren den Entschluß, auf einem bisher noch nie betretenen Pfade zum Titlis hinanzuklimmen, und forderte seinen treuen Führer Infanger auf, ihn zu begleiten. In düsterer Ahnung versuchte dieser umsonst, von dem Wagniß abzumahnen. Hr. H. bestand auf der Ausführung des Unternehmens. Da empfing der treue Alpensohn die Sterbesacramente, nahm von seinem Weibe und seinen acht Kindern tiefbewegten Abschied und ging. Er kehrte nicht wieder. Den Tag über war zeitweise Regen eingetreten. Die zurückgebliebenen Frauen der kühnen Bergsteiger hatten eine schrecklich bange Nacht durchwacht. Als die Männer auch den nächsten Morgen nicht zurückkamen, da war im Thale die Ansicht allgemein, es müsse ihnen ein Unglück begegnet sein. Sogleich brach eine Schar junger Männer auf, die Vermißten zu suchen. Hoch oben auf einem unzugänglichen Gletscherfelde, am Fuße eines wandjähen Felsens, entdeckte man ihre grauenhaft verstümmelten Leichen. Mit Lebensgefahr ließ sich ein unerschrockener Gemsjäger an einem Seil über die thurmhohe Wand hinab und befestigte die Leichname nach einander in sogenannten Grasnetzen, wie solche die Wildheuer brauchen, an Stricken, worauf sie mit unsäglicher Mühe über den Felsen hinaufgezogen und dann ins Thal hinabgetragen wurden. Man fand sie mit einem Stricke zusammengebunden. Auf dem obersten Gletscher des Titlis konnte man über die durch den Regen spiegelglatt gewordene Fläche desselben genau die Tritte sehen, welche der voranschreitende Infanger mit der Axt in das Eis gehauen hatte. Nach wenigen Minuten würden die kühnen Bergsteiger den gewohnten, wohlbekannten Pfad erreicht haben, den sie so oft vorher hinangestiegen waren. Da muß höchst wahrscheinlich Hr. H. ausgeglitten sein und den treuen Führer mit sich in den Abgrund gerissen haben. Aber nicht ohne die verzweifeltste Gegenwehr. Nägel, Haut und Fleisch an den Fingern Infangers waren bis auf die Knochen weggerissen, als unzweideutiges Zeichen, mit welcher Anstrengung er sich und seinen Begleiter durch Anklammern am Gletscher vor dem Tode zu erretten suchte. Milde Gaben wurden für die Familie des Verunglückten gesammelt. Der schweizerische Alpenclub legte in seiner letzten Sitzung zu St. Gallen die hübsche Summe von 1350 Frcs. für dieselbe zusammen.

Glücklicher als Infanger war der Alpenführer Sournier in Chamouny, der letzter Tage im hohen Alter von 96 Jahren gestorben ist. Er war der letzte der sechszehn Führer, welche Saussure im Jahre 1787 bei der ersten Besteigung des Montblanc begleiteten.

Saussure pflegte jedem seiner Führer nach dessen Eigenschaften einen Zunamen zu geben. Den Sournier nannte er wegen seiner Behendigkeit den „Vogel." Der berühmteste Führer seiner Zeit war Jakob Leuthold aus Imboden im Haslithal, der während des Sommers bei seinem Schwager, Peter Zybach im Grimselspital, wohnte. Leuthold hatte als ebenso leidenschaftlicher wie glücklicher Gemsjäger bei 800 Grattbiere erlegt und auf seinen Streifereien die Gletscherwelt des Berner Oberlandes gründlich kennen gelernt. Als Professor Hugi von Solothurn in den zwanziger Jahren seine Gletscherfahrten in den Centralalpen unternahm, war Leuthold stets sein treuer Begleiter und entwickelte dabei seinen bewunderungswürdigen Ortssinn, seine rasche Entschlossenheit und ruhige Geistesgegenwart. Trotz der ewigen Erstarrung in der Gletscherwelt der Hochalpen, zeigt sich nirgends in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine solche gewaltige Wandlung der Ortsverhältnisse in

der Natur, wie droben in den höchsten Alpenregionen. Wo letztes Jahr tiefe Mulden oder Schneebecken sich zeigten, können sich heuer gewaltige Schneeweheten und kleine Schneeberge emporthürmen, und während man in dem einen Sommer ganz bequem über Firnhalden emporstieg, findet man im nächsten Jahrgang, wenn er schneearm und heiß ist, daselbst nackte, schroffe Felsenriffe, die selbst den tüchtigsten Führer in Verwirrung bringen können. In dem Zurechtfinden bei solchen Veränderungen bekundet sich das rechte Alpenführertalent und ein solches bewährte neben Jakob Leuthold auch ganz besonders der Führer Maduz von Matt im Kleinthal im Canton Glarus. Er war ursprünglich ein Schwabe, aber mit seinem warmen und offenen Sinn für die großartigen Naturschönheiten der Alpenwelt war diese seine Heimat geworden. Mit einem bewunderungswürdigen Ortssinn wußte er sich in den Eiswüsten und Felsenlabyrinthen überall zurechtzufinden und war stets mit gutem Rathe bereit. Er begleitete die Professoren Ruder von Bern und M. Ulrich von Zürich, als dieselben zum erstenmal den Monte Leone im Wallis bestiegen. Ebenso den Professor Oswald Heer von Zürich, als derselbe zum ersten Mal den Piz Sinard im Unterengadin bezwang.



Moritz Andenmatten.
Originalzeichnung von A. Mosengel.

Maduz war vorher nie weder in der einen, noch in der andern Gegend gewesen, aber er führte sie dennoch sicher und wohlbehalten hinauf. Ebenso außerordentlich besorgt und opferfähig für die ihm Anvertrauten, wie Maduz, war Jakob Leuthold, der vieljährige Begleiter Hugis und Agassizs auf ihren Wagfahrten aufs Finsteraarhorn, auf die Jungfrau, die Schreckhörner und alle andern Alpenspitzen ersten Ranges, welche er alle mit der größten Umsicht leitete.

Hiervon einige sprechende Beispiele. Nach dem ersten Versuche der Besteigung des Finsteraarhorns unter Hugi, schritt Leuthold über den jäh abfallenden Gletscher, forschend, der Gesellschaft voran, und stand eben am Rande des Abgrundes, als weiter zurück Professor Hugi ausglitt und pfeilgeschwind auf dem Rücken dem Abgrunde zuflog. Rasch schlägt Leuthold seinen eisenbeschlagenen Alpenstock tief ins Eis, stützt den Fuß daran und faßt mit eisernem Griffe den Verunglückten beim Kragen, als er schon mit dem halben Körper in der Luft über dem Abgrunde schwebte. Bei dem dritten Versuche der Ersteigung des 13,160 Fuß hohen Finsteraarhorns den 10. August 1829, war Hugi bis auf den hangenden Hochfirn gekommen, den man in der ganzen nördlichen Schweiz sehen kann. Um zum Mittelfelsen des obersten Horns zu gelangen, mußte eine vollständig hangende Eisfläche überklommen werden. Das konnte nur mittelst eingehauener Fußtritte geschehen. Da machte sich Leuthold mit seinem Kamerad Währen sogleich entschlossen ans Werk. Sie schlugen den Fuß fest in die eingehauene Stufe und meißelten dann weiter. Es war ein haarsträubender Anblick, die unerschrockenen Führer wie Fliegen hangend, an der Eiswand zu erblicken. Endlich war die gefährliche Arbeit gethan, und die Ueberschreitung sollte vor sich gehen. Leuthold erklärte jedoch, daß jeder Fehltritt den unvermeidlichen Tod zur Folge haben werde. Nach vielfachen Versuchen wagte keiner der geübten Bergsteiger die lebensgefährliche Ueberschreitung, außer den beiden Führern Leuthold und Währen, welche einzig die schwindelnde Höhe erstiegen.

Leutholds Scharfsinn bei jeder neuen, drohenden Gefahr bewährte sich denn auch in entsprechender Weise bei der Rückkehr Hugis vom Finsteraarhorn, den 4. August 1829. Der Schnee war von der warmen Temperatur ganz aufgeweicht und daher sanken die am Seil befestigten Reisenden jeden Augenblick in die nur lose zugedeckten Gletscherspalten bis an die Brust ein. Da ordnete Leuthold an, sich platt auf den Bauch zu legen und so kriechend und rutschend über die gräßlichen Abgründe zu setzen, indem so durch Vertheilung der Körperlast auf eine größere Fläche die Gefahr, mit einer trüglichen Firndecke einzubrechen, leichter vermieden werden konnte.

Gleiche Geistesgegenwart bewies auch im Jahr 1778 der Führer Balmat, als er mit Saussure vom Mittaghorn herabstieg. Plötzlich brach dieser mit beiden Füßen in einer Gletscherspalte im Schnee ein, doch so, daß er auf einem Eissattel sitzen blieb, während die Füße auf beiden Seiten frei in den Abgrund hinabhingen. Unmittelbar

hinter ihm hatte der Führer das gleiche Schicksal. Dieser, sogleich gefaßt, rief Saussure zu: „Halten Sie sich ruhig! Nicht die kleinste Bewegung, sonst sind Sie verloren." Ohne ein Glied zu rühren, rief er einem andern Führer, der nicht eingesunken war, zu, er möge rasch untersuchen, nach welcher Richtung die Spalte verlaufe und wie breit sie sei. Nachdem dieses geschehen war, legte der zweite Führer mit aller Vorsicht zwei lange Alpenstöcke kreuzweise vor Saussure hin, mit deren Hilfe sich dieser vorsichtig aus dem schwebenden Sitze emporhob und rettete. Das Gleiche that nach ihm **Peter Balmat**.

Das kühne Wagniß, das in der Ersteigung unserer höchsten Bergspitzen liegt, die zähe Ausdauer und die ruhige Entschlossenheit, mit welcher selbe ausgeführt wird, macht die Leistungen tüchtiger Bergführer in den Augen des Volkes achtungswerth, weil dieselben neben dem bescheidenen Erwerbe für die Familie zugleich der Wissenschaft dienen und gefaßten Mannesmuth bekunden, den das Schweizervolk immerfort an seinen Helden ehrt.

Die beigegebene Illustration zeigt einen Walliser Gletscherführer, *Moritz Andenmatten*, unter den jetzt lebenden eine Berühmtheit. In Visbach, wo das Rhonethal anfängt, sich in die Breite zu dehnen und eine mildere Luft schon das Maiskorn und die Kastanie reifen läßt, liegt seine Wohnung, von Reben umrankt. Man könnte glauben, ein Einsiedler lebe hier in stiller Abgeschiedenheit, doch dem ist nicht also. Aus weiter Ferne kommen alljährlich die Alpenfreunde zu ihm, um unter seiner Führung die entlegensten Seitenthäler zu besuchen, Firn und Eis zu betreten. Er war es, der von Zermatt nach Chamouny einen neuen Weg fand, jetzt bei den Führern unter der Bezeichnung „haute route" bekannt, der seitdem mehrfach gemacht wurde. Von Zermatt am ersten Tage über den Zmuttgletscher bis zu einer Sennhütte, wo übernachtet wird, am zweiten Tage kreuzt man die Straße des großen St. Bernhard bei St. Pierre, zwei und eine halbe Stunde unterhalb des Hospizes, und wieder das Val Ferret bei den Sennhütten von La Folly, um über den Col d'Argentière am Abend des zweiten Tages nach Chamouny zu gelangen. Wie kühn dieser Weg gedacht ist, zeigt schon ein Blick auf eine Specialkarte. In dreizehn glücklichen Montblancbesteigungen bewährte sich sein Ruf. Mehr als alle Anekdoten ihn verherrlichen könnten, redet die Thatsache, daß unter seiner Führung nie ein Unfall sich ereignete. Dieser Umstand fällt doppelt ins Gewicht, wenn man weiß, daß Andenmatten vorzüglich von Mitgliedern des englischen Alpenklubs aufgesucht wird, die sich und ihrem Führer eben nicht die leichtesten Aufgaben stellen. Auf dem zweiten Bilde sehen wir einen von diesen beherzten Söhnen Albions, denen kein Berg zu hoch und zu steil ist. Wer die Schweiz bereiste, wird dieser Erscheinung schon begegnet sein, sei es im Chamounythal, am Rhonegletscher oder wo immer. Einer Erklärung bedarf sie weiter nicht: „jeder Zoll ein Engländer" und mit Leib und Seele „ein Mitglied des englischen Alpenklubs."



Ein Mitglied des Londoner Alpenklubs.
Originalzeichnung von A. Mosengel.

August Feierabend.

Die Ursachen der Taubheit und ihre Verhütung.

Von Dr. Erhard.

Der natürliche Feind des Lebens ist das *Alter*; besiegt dieses die innern Organe, so erfolgt der Tod, beschleicht es die Sinnesorgane, so erfolgt deren Absterben.

Das Alter schleicht bei verschiedenen Menschen durch verschiedene Pforten sich ein. Bei dem einen ergrauen frühzeitig die *Haare*, bei dem andern bröckeln die *Zähne*, bei dem dritten stumpft sich das *Ohr*, bei dem vierten wanken die *Kniee*, bei dem fünften kürzt sich der Athem u. s. w.

Die Vorgänge, welche das Alter in den Geweben unseres Körpers hervorruft, sind nun *doppelter* Natur.

Entweder beginnen die Lebenseinheiten der Gewebe, — die Zellen, — zu verirden, zu verkalken — sie werden zu Asche; oder sie verfetten, sie verflüssigen sich — sie schmelzen und schwinden.

Verirdung und *Schwund* der Zellen ist also das Kennzeichen des beginnenden Alters in den Geweben.

Die Erfahrung lehrt nun, daß diese Vorgänge gar häufig die *Ohren* sonst rüstiger Leute befallen.

Natürlich kann es einem rationellen Gehörarzt nicht beifallen, solche Taubheit heilen zu wollen. Er muß sich damit begnügen, das drohende Vorschreiten des Alters zu verhüten.

Diese im Alter so natürlichen Gewebeveränderungen — Verirdung und Schwund,— können aber auch unnatürlich auftreten, als Folge von Entzündungen.

Die Außenfläche unseres Körpers, *die Haut*, ist bekanntlich mit einer feinen aber festen Oberhaut (Epidermis) bedeckt.

In gleicher Weise überzieht eine feinere, weniger feste Oberhaut (Epithelium) die Innenfläche des Körpers, die Körperhöhlen, sowie die Außen- und Innenflächen der in den Körperhöhlen befindlichen Organe (Eingeweide). Sobald sich irgend ein Theil des Körpers entzündet, so kommt es zu einer Ausschwitzung (Exudation) und Zellenvermehrung an der Oberfläche dieses Theiles.

Heilung tritt ein, wenn die Ausschwitzung mechanisch entfernt wird oder wenn sie wiederum fettig zerfällt, schmilzt und vom Körper eingesogen wird.

So entfernen wir mechanisch das Ausgeschwitzte, das sich bildet bei einer Entzündung der Schleimhaut der Nase (Schnupfen), so entfernt es der Körper mechanisch durch Husten, wenn es die Luftwege befallen hat u. s. w. — Doch gibt es Ausschwitzungen, die mechanisch sich nicht beseitigen lassen, wie z. B. die nach einer Brustfellentzündung.

Wenngleich die Trommelhöhle einen Ausgang hat, die Tuba, so ist derselbe doch so eng und gewunden, daß es sehr schwer hält, durch ihn aus der Trommelhöhle Ausschwitzungen zu entfernen.

Werden dieselben also nicht eingesogen, so verharren sie in ihrer Lage.

Die Erfahrung lehrt nun, daß solche an der Außen- und Innenfläche der Organtheile haftende Ausschwitzungen als ein ungehöriger Reiz die Ernährung der darunter liegenden specifischen Gewebeelemente beeinträchtigen und durch Druck sie schmelzen, d. h. sie zur Verirdung führen.

So bewirkt die Ausschwitzung eines einfachen Katarrhs der Trommelhöhle allmählich Atrophie (Schwund) des *elastischen* Gewebes im Trommelfell, sowie Verkalkung, Unbeweglichkeit der Gehörknöchelchen.

Die Gewebe unseres Körpers werden durch feine blutführende Kanälchen, genannt Capillare, getränkt.

Wenn nun das Blut diese zu stark anfüllt oder die Capillare mechanisch erschüttert werden, so entsteht aus ihnen ein **Blutaustritt**.

Derselbe hat die volle Bedeutung einer Ausschwitzung, d. h. wird er nicht mechanisch entfernt oder vom Körper eingesogen, so leitet er als Reiz, durch Druck die Atrophie (Schwund) der darunter liegenden Gewebe ein.

Die Gefahr, die in einem Blutaustritt liegt, ist um so größer, je feiner der Bau des gedrückten Gewebes ist.

Wenn nun auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß in den Fällen, wo Ausschwitzungen und Blutaustritte nicht eingesogen werden, wir durch eine Anzahl von Heilmethoden und Mitteln die schlummernde Einsaugung zu erwecken, die zu schwache zu stärken im Stande sind, so können wir doch immer von den gedrückten Geweben nur so viel retten, als noch nicht geschwunden ist. — Hin ist hin! —

Die Gefahren der Ausschwitzungen und Blutaustritte für die noch unverletzten Gewebe können wir daher nur vermeiden, einerseits, wenn der Arzt ihren Sitz frühzeitig erkennt, andererseits, wenn der Patient sich frühzeitig zur Untersuchung stellt.

Kranke, namentlich Schwerhörende sind aber bald zu mißtrauisch, bald zu hoffnungsreich. Weil dem einen, dem nicht zu helfen ist, nicht geholfen wurde, so glaubt der andere, dem noch zu helfen ist, ihm könne nicht geholfen werden.

Hierzu kommt noch, daß Eltern sich so oft über ihre Kinder täuschen und Schwerhörigkeit, die durch eine Untersuchung sofort nachweisbar wäre, für Zerstreutheit halten.

Doch nicht immer haftet die Ausschwitzung *fest* an der Oberfläche, sondern sie füllt oft *frei* die Höhlen des Körpers, die Lücken der Organtheile aus.

Diese Fälle sind günstig, die Ausschwitzung stört nicht die Ernährung der Gewebe, sondern höchstens die freie Beweglichkeit, deren Function und Zweck.

Hier ist der Geist der Medicin dann leicht zu fassen. — Was frei, beweglich, zweckwidrig wirkt, entfernt man. Und die glänzenden Erfolge, welche die ärztliche Kunst aufweisen kann, lassen sich einfach zurückführen auf Entzündungen, bei denen keine Veränderung *der Gewebe*, welche in den verschiedenen Organen specifisch verschieden geformt sind, eingetreten war.

Indem nun ein rationeller Gehörarzt sich ebenso der Tragweite seiner Kunst freut, als er die gebieterischen Schranken derselben achtet, so wird es ihm schließlich darum zu thun sein, die Einflüsse kennen zu lernen, welche als ungehörige Reize im Gehörorgane dergleichen Entzündungen, Ausschwitzung und Blutaustritt, Verirdungen und Schwund der Gewebe herbeiführen.

Er wird es für seine Lebensaufgabe halten, seine Mitmenschen auf die Gefahr dieser Einflüsse aufmerksam zu machen und ihnen Mittel und Wege an die Hand geben, wie sie die drohende Taubheit verhüten können.

Die schädlichen Reize, welche das Gehörorgan befallen, dringen theils von außen auf dasselbe ein, theils werden sie im Körper selbst erzeugt und kommen im Ohre zum Ausbruch.

Erstere nennen wir *äußere Reize*, und diese lassen sich leicht abwenden, letztere nennen wir *innere*, auch constitutionelle, und diese lassen sich nur im *Beginne* mit Glück bekämpfen. Bald bringt es unsere Beschäftigung mit sich, bald ist es unser Leichtsinn und unsere Unkenntniß, bald endlich sind es sogenannte atmosphärische Einflüsse, welche die äußeren Reize bedingen. *Staubige* Beschäftigungen, wie z. B. die des Bäckers und Müllers oder des Kohlenträgers und Hammerschmiedes, verstopfen allmählich den Gehörgang und bewirken Druck und Reiz der tieferen Theile. Man könnte das Uebel verhüten, wenn man einfach während der Beschäftigung den Gehörgang voran mit Fettwolle verlegte.

Wir müssen sehr wohl unterscheiden zwischen einer Beschäftigung, die *starken Schall* verursacht, und einer solchen, die *starke Erschütterung* der Luft hervorbringt.

Ersterer bleibt fürs Ohr unerheblich, letztere ist um so gefährlicher.

Ich war früher Arzt in einer Fabrikgegend des bergischen Landes, ich habe nie einen *Kesselschmied* gefunden, der taub war, trotzdem er fortwährend auf den Kessel lospaukt; umgekehrt habe ich nie einen *Hammerschmied* getroffen, der nicht taub war, obschon er nur in Zwischenräumen seinen Hammer fallen läßt.

Hier in Berlin hat mich niemals ein Musicus der rauschenden Militärcapellen consultirt, der taub geworden wäre in Folge der Musik, wohl aber gar viele, die taub geworden sind durch Feuerwaffen, d. h. durch Luftdruck.

Die Gefahr liegt darin, daß die plötzliche Erschütterung der Luft sich durch die Luft des Gehörganges fortpflanzt, Trommelfell und Gehörknöchelchen vor sich hertreibt, so daß der Steigbügel zu stark aufs Labyrinth drückt. In Folge dessen bersten daselbst die feinen Capillare (blutführende Canälchen) und bildet sich ein Blutaustritt auf der Hörnetzhaut.

Das Trommelfell kann diesen Druck bald aushalten, bald davon bersten; die darauf folgende, bleibende Taubheit aber rührt nicht vom Bersten des Trommelfelles her, sondern davon, daß der Blutaustritt durch Druck zu einem Schwunde der Hörnetzhaut führte. Ganz analog ist der Vorgang im Ohre, wenn jemand nach einer Ohrfeige oder nach einem Schlage, Stoß und Fall auf den Kopf taub wird.

Die gefährliche Wirkung der Lufterschütterung wird noch dadurch gesteigert, daß sich die Luft in einem geschlossenen Raume befindet, sich nicht ausbreiten kann, oder daß sie feste Wände trifft und als Echo zurückprallt.

Wir sehen daher den Soldaten nicht taub werden in offner Feldschlacht, auch nicht beim Sturme der Schanzen (wie Düppel lehrt), sondern nur, wenn er in den Casematten die Geschütze bedient, ja auch schon, wenn er als Inspector in Gewehrfabriken die Schußkraft neuer Feuerwaffen im verdecktem Raume zu prüfen hat, wie z. B. in Sömmerda.

Wir werden nicht taub, wenn das Dampfschiff seine Salutschüsse gibt bei flachen Ufern, doch wir werden es nur allzu leicht auf einem geschlossenem See.

So wurden z. B. in einem Sommer drei bekannte Persönlichkeiten aus Berlin taub durch das Fahren über den Königssee, der berühmt ist durch sein zu fürchtendes Echo.

Der Jäger wird nur dann taub, wenn der tückische Wind, der ihm das Wild zwar zuführt, beim Abfeuern seiner Büchse zu scharf ihm entgegenweht.

Der Hammerschmied sollte also nur bei geöffneter Thür in einem möglichst geräumigen Kotten arbeiten, und wir alle sollten im Moment selbst einer kleinen Pulverexplosion mehrfach schlucken.

Beim Schlucken öffnet sich die Eustachische Röhre,*) es kann gleichzeitig die verdichtete Luft von innen zum Trommelfell dringen und somit den Stoß von außen abhalten. Ist aber die Taubheit schmerzlos plötzlich, schlagartig aufgetreten, so säume man nicht, denn jede Stunde ist kostbar.

Man setze sofort einige Blutegel unterhalb des Ohres, man sorge für Ableitung, damit der Blutaustritt eingesogen werde.

Ist nämlich der Blutaustritt schon länger dort vorhanden, so schwindet, wie bemerkt, darunter durch Druck die Hörnetzhaut — unheilbar bleibt die Taubheit.

Es ist ein sonderbarer, weit verbreiteter Leichtsinn, sich einen Zahnschmerz dadurch vertreiben zu wollen, daß man ein so edles Organ, wie das Ohr, in Versuchung führt, d. h. reizt.

So wie im Leben überhaupt, so wird auch hier nicht jeder Leichtsinn bestraft, doch auch wie im Leben, so hier, muß gar mancher einen einfachen Fehltritt gar schwer büßen. Vorsicht bleibt daher „die Mutter der Weisheit."

Um sich den vergänglichen Zahnschmerz zu kürzen, legt sich der eine rohe Kartoffeln, der andere Taback und Knoblauch ins Ohr; die eine träufelt sich die Watte mit Eau de Cologne, die andere mit Aether und Chloroform; reineren Teint will man erzielen durch Tragen von Schwefel und Bernstein im Ohre: das Sausen soll eine unwirksame, galvanische Pille daselbst heilen und die Taubheit schwinden durch kostspielige Geheimmittel, Gehörliqueurs, Tropfen, Pillen rc.

Alles das hat nur den Beutel des einen zu füllen geholfen, der es schamlos zu rühmen wagte.

Mitunter juckt uns das Ohr.

Wem's juckt, der kratze sich hinter den Ohren, doch nimmer im Ohre.

Der eine nimmt einen Kamm, der andere eine Nadel (Steck-, Hut- oder Haarnadel), der dritte eine Stahlfeder; alle drei durchbohren ihr Trommelfell. Heutzutage muß alles sehr fein sein — ein Bleistift ohne Knopf ist nicht mehr modern; der Knopf haftet nur lose und so konnte es kommen, daß ich in einer Woche dreimal einen Bleistiftsknopf zu entfernen hatte, der im Ohre sitzen geblieben war, denn der Gehörgang ist gebogen und was die höhere Mitte desselben überstiegen hat, fällt, sich selbst überlassen, nach unten in die Tiefe.

Können wir nun einmal das Kratzen nicht lassen, so nehmen wir am besten einen kleinen, mit reinem Mandelöl getränkten Tuschpinsel, der reizt doch am wenigsten.

Es ist unglaublich, was für eine Hülle und Fülle von fremden Körpern Kinder sich spielend in den Gehörgang bringen und leider aus Furcht vor Strafe so lange als möglich verheimlichen. Da finden wir Getreidekörner und Hülsenfrüchte aller Art, Schrot, Brot, Steinchen, Kalk, mannigfaltige Perlen und aus der Schule herstammend: Papierrollen, gekaute Federn, abgebrochene Tafelsteine u. dgl. Verhältnißmäßig ungleich seltener will es der Zufall, daß fremde Körper, beispielsweise Insecten, hineingerathen.

Nur einmal traf ich einen Ohrwurm.

Erkältungen des Gehörgangs heilen sich auf naturgemäßem Wege durch Abschilfirung der Oberhaut und stärkere Absonderung aus den Drüsen, ähnlich, wie sich die Erkältung der Nasenschleimhaut durch einen Schnupfen heilt.

Der Unterschied ist einfach der, daß beim Schnupfen die mehr wässerige Absonderung abfließen kann, im Ohre aber dieselbe verhärtet und drinnen liegen bleiben muß.

Auch entstehen solche Verhärtungen mitunter allmählich, namentlich bei solchen Individuen, deren Hautdrüsen viel Talg absondern.

Alle diese, theils dort entstandenen, theils eingedrungenen fremden Körper stören das Gehör nur insoweit, als sie den Gehörgang luftdicht verschließen, finden sich also auch bei ausreichendem Gehör.

Ebenso verschieden ist der Reiz, den sie ausüben; meist sind sie reizlos, selten veranlassen sie Entzündungen und Verschwärungen.

Dennoch ist ihre sofortige Entfernung immer geboten und wird es der kundigen Hand eines erfahrenen Arztes stets gelingen, dieselben einzig und allein durch Ausspritzen mit lauem Wasser, ohne Schmerz zu verursachen, zu entfernen.

Nur mehr zufällig werden es einmal die mechanischen Verhältnisse der Eustachischen Röhre gestatten, daß bei einer kräftigen Einathmung fremde Körper von der Nase aus in die Trommelhöhle dringen.

Daß dem so sein kann, lehren zwei Fälle. Ein junger Mann wollte sich den Schnupfen vertreiben durch Aufschlürfen von kaltem Wasser und verspürte sofort eine heftige Kälte mit Schmerz in der einen Trommelhöhle. Ein anderer schlürfte zu behaglich eine Prise, und da die Trommelhöhle mitathmet, so gelangte der Tabak dahin.

In beiden Fällen folgte eine heftige Entzündung der Trommelhöhle, die nur dadurch so günstig verlief, daß sie noch im Entstehen behandelt werden konnte.

Ungleich häufiger entsteht Taubheit, indem ein Katarrh des Schlundes den Ausgang der Eustachischen Röhre durch Schleim verlegt. Diesen Katarrh treffen wir am meisten bei blondhaarigen, blauäugigen Kindern mit zartem Teint und reizbarer Haut, gleichzeitig mit Anschwellung der Mandeln. Die Schwerhörigkeit wechselt — das eigentliche Gehörorgan ist ja zum Glück unberührt — sobald der verstopfende, die Schwingbarkeit der Trommelhöhle verhindernde Schleim an der Tubaöffnung durch Schlucken, Husten, Schnauben rc. entfernt wird, kehrt wie mit einem Knalle das Gehör wieder, um wieder zu verschwinden, wenn das Gegentheil eintritt. Und so hören solche Kinder auch heller bei heller Witterung, als bei trüber. Kann das Kind den Schleim nicht entfernen, so kann es sicher der Arzt durch eine schmerzlose, einfache Operation.

Chronisch (langwierig) treffen wir diesen Zustand bei einer scrophulösen oder blutleeren oder sonst geschwächten Schleimhaut; letzteres häufig nach Masern.

Deshalb genügt es nicht, den Schleim mechanisch zu entfernen; man muß die Schleimhaut selbst stärken durch kräftige Gurgelungen, wie z. B. mit Alaunwasser und durch Behandlung des Grundleidens.

Bei scrophulöser Anlage benutzen wir Soolbäder, bei Blutleere und zurückgebliebener Schwäche geben wir innerlich Eisen.

Unter allen atmosphärischen Schädlichkeiten steht obenan die Kälte.

Kälte ist der Wolf des Gehöres und um so gefräßiger, je näher dem Ohre. Kälte entzieht Wärme, in der Kälte altert das Ohr — es verirden und schwinden die Gewebe.

Die Organe vertragen um so weniger die Kälte, je mehr sie des schützenden Fettes entbehren. Kein Organ ist fettloser und wäre deshalb der Kälte schutzloser Preis gegeben, als das Ohr, wenn nicht der sorgsame Schöpfer das Fett durch die Haare ersetzt hätte.

Wir treffen Taubheit ungleich häufiger im Norden, als im Süden, häufiger im rauhen Gebirge, als im geschützten Thale, häufiger am stürmischen Strande, als im ruhigeren Binnenland.

*) Vergl. I. Jahrgang S. 532 ff.

Wie viele lassen frühzeitig ihr Ohr altern, durch zu langes Verweilen im Flusse, oder durch Mißbrauch der Seebäder und Kaltwasserbehandlung, vor allem durch Begießen des Kopfes.

Freilich sündigt so mancher, ohne daß die Strafe folgt!

Es ist bekannt, daß der Mann sich fast regelmäßig den Schnupfen holt, wenn er sich die Haare schneiden läßt — so soll auch die Frau nicht der Mode zu Liebe unnütz die Haartracht wechseln.

Vorsichtiger ist die Maria mit sittsam gescheitelter Stirn, als eine Magdalena mit rückwärts wallendem Haar.

Man sollte beim Baden das Ohr stets mit Fettwolle verlegen, so manche übel verlaufene Entzündung folgte schon dem eindringenden Wasser in den Gehörgang.

Nach dem Bade, schon nach der täglichen Reinigung, muß man die Haare wohl abtrocknen, so wie die ganze Umgebung des Ohres, denn Verdunstung an der Oberfläche entzieht noch mehr Wärme als Kälte.

So wären wir jetzt zu den schädlichen inneren Reizen gelangt.

Es ist natürlich, daß jeder denkbare Reiz im Organismus unter Umständen eine Schädlichkeitsursache für das Gehörorgan abgeben kann. So hat man bereits Trichinen nachgewiesen in den winzigen Muskeln der Trommelhöhle, und leider nicht ganz selten bersten im Stickhusten durch die übermäßige Anstrengung beim Husten die zarten Capillare in der Trommelhöhle und im Labyrinthe.

Indem es der Zweck dieser Zeilen ist, auf die „Gefahr der Versäumniß“ aufmerksam zu machen, wollen wir nur die Krankheiten erwähnen, die leider eine specifische Schädlichkeitsursache für das Gehör bekunden. Dies trifft, im Grunde genommen, nur bei drei Krankheitsformen zu, die alle drei zu den epidemischen gehören, nämlich bei der Grippe, bei dem Scharlach und bei der Genickstarre.

Wie bereits mehrfach erwähnt, ist die Trommelhöhle ein Ausläufer der Athmungsorgane und behält dadurch Beziehungen zur Nase.

Das Wesen der Grippe besteht darin, daß der Katarrh der Nase (Schnupfen) sich auf die anliegenden Höhlen (Stirnhöhlen) ausdehnt, und Taubheit tritt ein, wenn in gleicher Weise die Eustachische Röhre und die Trommelhöhle angegriffen wird. Während aus der Nase und Stirnhöhlen das Ausgeschwitzte herabfließen kann, gestatteten solches die mechanischen Verhältnisse der Trommelhöhle leider nicht. Wird es also nicht eingesogen, so wächst die Taubheit, indem Verdickungen der Trommelhöhlenwände, Verwachsungen des Trommelfelles mit diesen und zuletzt allmählich Schwund der elastischen Fasern des Trommelfelles selbst eintritt.

Das Gefährliche dieses einfachen Processes liegt nun noch mit darin, daß er schmerzlos beginnt, also in der ersten Zeit, wo sich noch so vieles verhüten läßt, nicht gehörig beachtet wird.

Niemand, der nach der Grippe nur etwas an Hörkraft verloren hat, sollte das Zimmer verlassen, bevor er durch zweckdienliche Behandlung das volle Gehör wieder gewonnen hat.

Hierzu eignet sich am besten die Anregung der Hautthätigkeit durch Trinken von heißer Milch mit Selterswasser und Einreiben der Umgebung des Ohrs mit warmem Olivenöl &c.

Im Scharlachfieber ist es ein doppelter Proceß, welcher das Gehörorgan befällt, der eine, bei weitem häufigere, führt zu einer Schwerhörigkeit von verschiedenem Grade, der andere, zum Glück seltenere, bedingt absolute Taubheit und Taubstummheit.

Im ersteren Falle deutet der heftige Ohrenschmerz auf eine beginnende scharfe Entzündung der Trommelhöhle.

Anstatt nun eine solche, wie jede Entzündung edler Organe, durch Blutentziehungen und sogenannte antiphlogistische (entzündungstillende) Mittel zu bekämpfen, befördert man sie durch Wärme und veranlaßt den Ohrenfluß.

Anstatt diesen gefährlichen Feind mit Stumpf und Stiel auszurotten, so lange es noch geht, durch zusammenziehende Mittel — hätschelt man ihn, als liebes Kind, mit lauwarmem Thee — man wird thatsächlich zum Mörder des Gehörs!

Ein Drittel aller Ohrenflüsse sind unnütze, lästige Folgen des Scharlachfiebers. So lange als dieser nur von der Deckhaut der Trommelhöhle stammt, indem er die Zellen derselben theilt und in Eiterzellen verwandelt, stört er das Gehör wenig, er bleibt ungefährlich und ist leicht zu entfernen. Greift er aber in die Tiefe, zerstört er das Untergewebe, so vereitert das Trommelfell und die Knöchelchen, es kommt zu Polypen und Knochenfraß, und — zu einer unheilbaren Taubheit. In solchen Fällen läßt er sich kaum noch beseitigen.

Die absolute Taubheit nach Scharlachfieber hat mit der erschrecklich häufigen absoluten Taubheit nach der Genickstarre, jener neuen epidemischen Krankheit, welche seit Jahresfrist den Norden unseres Vaterlandes heimsucht, gleiche Ursache.

Die Taubheit tritt schmerzlos schlagartig auf, wie nach einer Erschütterung.

Das äußere und mittlere Gehörorgan bleibt unbetheiligt, und nach der Reconvalescenz erfreuen sich die davon Betroffenen einer beneidenswerthen Gesundheit.

Diese Taubheit befällt fast nur Kinder und ist Folge eines Blutaustrittes auf der Netzhaut. Bei der Hirnhautentzündung, sowohl des Scharlachfiebers, als auch der Genickstarre, strotzen die Gefäße der Hirnhäute von Blut, die Natur hat es so eingerichtet, daß die Gefäße der Hörnetzhaut Ausläufer sind der Gefäße der hinteren Hirnhaut, und so bersten dann leicht die Capillare der Hörnetzhaut, zumal bei unvorsichtiger Anwendung der Kälte.

Wir müßten den Blutaustritt gleich im Beginne bekämpfen, wie dieselben, wenn sie nach Lufterschütterung eintreten.

Indem aber die Kinder gleichzeitig bewußtlos sind, trösten wir uns mit der täuschenden Hoffnung, die Taubheit werde mit dem Wiedereintritt des Bewußtseins wieder verschwinden. Taubstummheit ist die gesetzliche Folge absoluter Taubheit bei Kindern.

Forschen wir in Taubstummenanstalten nach den Ursachen der Taubheit, so finden wir sie selten angeboren — fast immer ist sie nachweisbar erworben. Sie ist nicht erblich, aber sie wird als angeborene unbestreitbar häufiger beobachtet bei Kindern blutsverwandter Ehen, sie ist somit häufiger bei den Juden, weil da häufiger der Onkel die Nichte heirathet.

Fast immer lassen sich solche Ursachen nachweisen, die zu Blutaustritten der Hörnetzhaut und zum Schwund derselben führten (Scharlachfieber, Genickstarre, Sturzbäder, Fall auf den Hinterkopf &c.) Es achte deshalb jeder auf die ersten Anzeichen der nahenden Taubheit und zögere nicht, den Arzt zu Rathe zu ziehen; denn leicht kann es zu spät und keine Hilfe mehr möglich sein. Hin ist hin!

Auflösung des Rebus in Nr. 16.

Vier Elemente innig gesellt, bilden das Leben, bauen die Welt.

Inhalt:

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Februar 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 18.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Ein Theil des Geheimnisses.

In seinem Gemache, dessen Fenster auf die Spree hinausgingen, schritt Kurfürst Friedrich heftig auf und ab. Einige Schritte von ihm entfernt lehnte an der Umfassung des Kamins Eberhard von Danckelmann. Zwischen beiden Männern befand sich ein mächtiger Tisch mit gedrehten Füßen, den eine mit Blumen durchwirkte Decke fast ganz verhüllte. Auf dieser Decke lagen große Stöße beschriebener, halbvergilbter Papiere, von den meisten derselben hingen seidene Fäden herab, an denen sich Siegel in Kapseln schaukelten. Verschiedene Bücher, Briefe, Pergamente waren durcheinander geschoben, dazwischen glänzten Ringe, Ketten und silberne Röhren, welche Schriftstücke einschlossen.

„Ich stehe wie vor einem verzauberten Schlosse," fuhr Kurfürst Friedrich in seiner Rede zu Danckelmann fort. „Ich kenne die Testamente meines seligen Herrn Vaters oder ich glaubte, sie zu kennen. Gott wird mir das Unrecht vergeben, welches ich gethan, als ich hinter dem Rücken meines Vaters und Gebieters mit der kaiserlichen Majestät jenen Vertrag einging, aber es geschah zum Heile meines Landes. Dennoch habe ich mir genug Gewissensbisse darob gemacht, und so ist vielleicht dieses räthselhafte Embarras eine Strafe für meine heimliche Handlung."

„Wollen sich der gnädigste Herr Kurfürst doch nur erinnern, wie alles also gekommen," begann Danckelmann. „Die gnädigste Stiefmutter wollte — sagen wir es kurz — die Kinder ihrer Ehe zu Souveränen machen — das Reich zerstückeln, welches dereinst glorreich dastehen wird und soll. Durch eine Wendung haben Eure Durchlaucht erreicht, daß gegen Rückgabe gewisser Länder in Schlesien dieses verderbliche Testament umgestoßen wurde, die Theilnahme am Kriege gegen Frankreich haben Sie dem Kaiser zugesichert — weshalb wollen Sie, gnädigster Herr, sich ein Gewissen daraus machen? Vermochte die Frau Kurfürstin ihre Pläne durchzusetzen, so waren statt des guten brandenburgischen Landes eine Menge kleiner Herren geschaffen, die alle zusammen dem Kaiser die Schleppe nachtragen konnten. Ein großes Unheil ist verhütet worden."

„Du hast wahr gesprochen, Eberhard," sagte der Kurfürst. „Aber dennoch bin ich von beiden Seiten schändlich betrogen worden. Hätte ich geahnt, daß mir ein solcher Streich gespielt werden könnte? Sie nennen es Coup in Paris — oh! ich werde ihnen einstmals die Gegenrechnung machen. Und dennoch — war es nicht mein Vater, der das unheilvolle Testament aufsetzen ließ, bestätigte, der es in die Hände des Kaisers niederlegte? Mein großer — geliebter Vater war es, der mich fast gebunden den heimlichen Neidern überlieferte." Die Augen des Kurfürsten füllten sich mit Thränen. Er stand einen Augenblick vor dem Bilde des großen Vaters still und schüttelte leicht das Haupt.

„Fassen Sie sich, gnädigster Herr. Der große Fürst war doch nur ein Mensch, wie wir alle," sagte Danckelmann. „In seinen letzten Tagen übermannte ihn die Schwäche. Die List der Diplomaten hat diese Stunden, in denen der Große den Kleinen gleich wurde, genützt — sie haben das erreicht, was sie wollten. Es ist ein Glück, daß nicht noch Schlimmeres entstanden ist." Der Kurfürst ging auf Danckelmann zu, legte seine Hand auf dessen Schulter und sah ihm ins Gesicht. „Eberhard," begann er, „Du bist mein Freund, mein Lehrer gewesen. Ich weiß gewiß, daß ich Dir mein Leben verdanke; als ich Gift genossen hatte," sagte er mit gedämpfter Stimme, „hat Deine Entschlossenheit mich gerettet. Wie sollte ich vor Dir ein Geheimniß haben? Du siehst mich ängstlich, fast verzagt, wie einer von den Hohenzollern nicht sein sollte. Aber es ist mehr die Entrüstung, als die Furcht, welche mich zittern macht. Du weißt nicht, bis wohin sie den sterbenden Kurfürsten getrieben, wohin die düstere Frau, meine Stiefmutter, es gebracht — Du weißt nicht alles."

Danckelmann trat erschrocken einen Schritt rückwärts. „Gnädigster Herr," rief er, „Sie ängstigen mich. Was wäre denn geschehen? was kann der Hochselige Herr, ein Fürst, ein Christ, ein Mann und Vater, wie selten einer gelebt, gethan haben, um das Blut aus den Wangen seines geliebten Sohnes zu drängen?"

Der Kurfürst trat an den mit Papieren bedeckten Tisch. Ohne

zu sprechen, winkte er Danckelmann zu sich, dann stützte er seine Arme auf den Rand der Tafel und sagte: „Du weißt, daß zwei Testamente in dem Archive meines Vaters gefunden wurden von uns. Das erste datirt vom sechsten März des Jahres eintausend sechshundert und vierundsechzig — das zweite, verderbliche, vom sechzehnten Januar eintausend sechshundert und sechs und achtzig." — „Ich weiß es," sagte Danckelmann. „Nun, das ist glücklich beseitigt!" — „Wahr," rief schmerzlich der Kurfürst. „Aber in den geheimen Papieren Friedrich Wilhelms hat sich ein drittes Testament gefunden, schrecklichen Inhaltes, weil es die Religion, die wir angenommen haben, die wir vertheidigen sollen, die evangelische Lehre, dem Papstthum opfert." Danckelmann erbleichte. „Sie täuschen sich, gnädigster Herr." Der Kurfürst zog mit zitternder Hand ein Pergament hervor und hielt es dem Freunde hin.

Danckelmann ergriff mit der Miene gespanntester Erwartung das Pergament. Es waren Blätter von etwa zwei Fuß Länge in Felioformat und zusammengerollt. Die Rolle selbst war mit einer rothseidenen Schnur gebunden, von welcher ein bleiernes Siegel herabhing. Der Rath entfaltete die Blätter, und seine Augen irrten über die Schriftzüge. Aufmerksam beobachtete der Kurfürst die Züge seines Getreuen.

Das Gesicht Danckelmanns nahm den Ausdruck des Zweifelns, der Entrüstung und des Staunens wechselweise an; nachdem er die Schrift geprüft hatte, faßte er das Siegel, drehte es nach allen Richtungen hin und her und betrachtete dann wieder die Unterschrift des großen Herrschers, welche am Fuße des Schriftstückes prangte. Diese Untersuchungen währten wohl eine Viertelstunde, dann rollte Danckelmann die Pergamentblätter ruhig zusammen, reichte sie dem Kurfürsten hin und sagte mit fester Stimme: „Dieses Document ist gefälscht." — Der Kurfürst trat einen Schritt zurück. „Wer könnte das wagen? weshalb geschah es?" rief er. — Danckelmanns Stimme sank zu einem Geflüster herab, sein großer Kopf wendete sich auf dem Nacken, als wollten seine Augen irgend ein in dem Gemache verborgenes Wesen erspähen. „Gnädigster Herr," begann er, „lassen Sie uns alles in Ruhe erwägen. Dieses teuflische Schriftstück, welches Sie in Ihren Händen halten, fand sich unter den Papieren des hochseligen Herrn, dessen Hinterlassenschaft erst gestern eröffnet ward — das ist richtig. Aber der Inhalt ist ein so verderblicher für dieses von Friedrich Wilhelm g e s c h a f f e n e Land, daß unmöglich der große Fürst dem Schreiber die Worte in die Feder dictirt haben kann. In dem Schriftstücke redet der Herr Kurfürst selig von den Wohlthaten des Papstthums, er sagt, daß die päpstlichen Einrichtungen die besten auf Erden seien, er rühmt sich, ein besonderer Freund des großen römischen Herrn, des Papstes, zu sein, er gibt" — Danckelmann ergriff aufs neue das Pergament und deutete auf die fraglichen Stellen — „er gibt seinen Kindern Erlaubniß, ihren heiligen Glauben zu ändern, sagt, der Papst möge ihnen ein Vater sein und fleht sie an, nicht auf Calvins, Zwinglis und Luthers Stimme, sondern auf ihre eigene innere Mahnung zu hören, er nennt den Protestantismus, die Reformirten eine Secte und legt ihnen allen ans Herz, nach h ö h e r e m Lichte zu streben. Welches ist der Sinn dieser Worte, gnädiger Herr? Der Nachfolger des großen Kurfürsten soll dem Papstthum Eingang in die Marken verschaffen — das will es besagen, das ist der Zweck dieser Schrift, und ein solches Gebot hätte der Herrscher erlassen, an dessen Hofe sich die freiesten Denker bewegten? der ein Schirm der Protestanten auf dem Festlande Europas war, der es wagte, dem großen, mächtigen Könige Ludovico dem Vierzehnten zu trotzen und den vertriebenen Protestanten sein Reich als Heimat öffnete, nachdem jener Monarch das Edict von Nantes aufgehoben und die Glaubenstreuen in die Verbannung gestoßen hatte? — Nimmermehr, ich sage, das Codicillum ist eine Fälschung, ein untergeschobenes Schriftstück."

Der Kurfürst beruhigte sich allmählich. „Aber gib mir mit Deinem klaren Verstande, in Deiner ruhigen Weisheit einen Grund an, w e s h a l b man, vorausgesetzt, daß es eine Fälschung ist, dieses Schriftstück entstehen ließ?"

Danckelmann trat einen Schritt näher und faßte vertraulich die Hand des Fürsten. „Wollen Sie mir nicht zürnen, gnädigster Herr," sagte er, „wenn ich offen spreche, wenn ich einen Punkt berühre, der Ihnen schmerzlich ist, sobald man darauf drückt mit der Wucht der Gegenrede?"

„Sprich, Eberhard, ich gebe Dir Freiheit."

Wiederum ergriff Danckelmann die Schrift und deutete auf eine Stelle. „Haben Sie nicht dieses hier gelesen? Es heißt: Wenn mein Nachfolger also verfährt zum Heil der hohen, alleinseligmachenden Kirche, so wird er g e k r ö n t, er wird g e s a l b e t. Kurfürst Friedrich, Sie haben seit Jahren schon nach Einem getrachtet, dieses Eine ist: Die K ö n i g s k r o n e. Die Agenten der Bekehrerrotte, welche in den Wirren dieser Zeit ihr Wesen treibt, arbeiten eifrig. In England und Holland hat die alte Kirche täglich mehr den Boden, die Genossen verloren. Schweden und Dänemark sind längst von ihr abgefallen, der Norden Europas ist nicht mehr in ihrer Gewalt. Wenn ein Fürst erschiene, der im Interesse des Katholicismus wirken wollte — welch ein Gewinn für Rom, man würde jedes Opfer bringen, man würde die ausschweifendsten Pläne begünstigen, und ein solcher Plan, mein Fürst, ist der Ihrige. Die gewandten Späher der geheimen Arbeiter haben sicherlich längst Ihren Lieblingsplan erfahren, sie bauen große Hoffnungen darauf, und darum sage ich: dieses Document ist hervorgegangen aus den Werkstätten, welche die Väter der Gesellschaft Jesu in allen Ländern errichten, in denen sie ihre Waffen schmieden. Es ist eine Lockung, und wenn ich das, was in vielen räthselhaften Worten dieses Schriftstück enthält, in ein gutes, ehrliches, märkisches Deutsch übersetzen soll, so will man sagen: Wende Dich der heiligen Mutterkirche zu, tritt zu dem Papstthum, stehe gegen den Andrang der Lehre Luthers, Calvins oder Zwinglis, gib in Deinen Staaten Gesetze, welche der Lehre Roms den Sieg über die Herzen verschaffen, und Dein Lieblingswunsch soll erfüllt werden, Du wirst gekrönet, Du wirst gesalbet. Für die Opferung Ihres Glaubens bietet man Ihnen die Krone — dieses Document ist bestimmt, auf Ihr Gemüth, auf Ihr Gewissen zu wirken, wenn Sie das erfüllen, was in diesen Zeilen Ihnen anbefohlen wird, dann werden Sie König sein im Norden. Wollen Sie um diesen Preis eine Krone auf Ihre Stirne drücken?"

Der Kurfürst war während dieser Rede in einen Sessel gesunken, er schränkte seine Arme in einander und sah auf den Boden nieder. Danckelmann hatte in der That den wundesten und empfindlichsten Fleck berührt. Friedrich strebte von dem Augenblicke seiner Mündigkeitserklärung an nach dem hohen Ziele, die Königskrone zu erringen. Er hatte verschiedene Male in Wien sondirt, hatte während der Lebzeiten seines Vaters sich Unterhändler geworben, um die Stimmung zu erforschen, welche in der Kaiserburg bezüglich dieses seines glühenden Wunsches herrschte — die Nachrichten lauteten nicht erfreulich. Der Kaiser sah die Schöpfung einer neuen Königswürde nicht gern. Kurfürst Friedrich mußte sich gedulden. Seine Stiefmutter hatte besser operirt. Begierig, die Kinder ihrer Ehe mit dem verstorbenen großen Kurfürsten als Souveräne zu erblicken, hatte sie den Kaiser zum Testamentsvollstrecker ernennen lassen, die Schwäche des sterbenden Helden trefflich nutzend, war es ihr gelungen, diesen zur Verzichtung auf seine Ansprüche für die schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau zu bewegen. Um diesen Preis wollte der Kaiser die Kinder zu regierenden Herren machen, und für die Abtretung der genannten Länder sollte der Kurfürst den Kreis von Schwiebus erhalten — ein Almosen für einen Schatz.

Der kaiserliche Hof spielte aber zugleich eine Doppelrolle. Während er so durch die intrigante Stiefmutter mit dem dahinsterbenden Kurfürsten unterhandelte, ließ er den Kurprinzen wissen, daß er nicht gewillt sei, Schlesien zu zerstückeln. Man wußte, daß Friedrich um jeden Preis die Zertheilung seiner Länder verhindern werde, und so bot der Hof von Wien ihm die Annullirung des Testamentes, welches er zur selben Stunde im Interesse der Kurfürstin befürwortet hatte, wenn Friedrich sich verpflichten wolle, bei seinem Regierungsantritte den Kreis von Schwiebus zurückzugeben, allen Ansprüchen auf die schlesischen Herzogthümer entsagen und sich am Kriege gegen Frankreich betheiligen wolle.

Friedrich willigte mit Schmerzen in diese Vorschläge — aber vor seinen Augen stand ein hohes, glänzendes Ziel, in dem Nebel der Zukunft sah er eine Königskrone, sie funkelte fortwährend vor seinen Blicken, er sah sie im Traume, eine prophetische Stimme rief ihm zu: Einst wird die Krone dieses kleinen Reiches ihre Strahlen weit hinein in das deutsche Land werfen — aber haben muß ich sie, auf meinem Haupte muß sie ruhen.

Wie wäre es möglich gewesen, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, hätte die Zertheilung des Landes Brandenburg stattgefunden? Also

willigte der Kurprinz in den Vorschlag des Kaisers. Er trat die Länder ab, und dafür ward nach dem Tode Friedrich Wilhelms jenes unheilvolle Testament zerrissen. Die Geschwister des neuen Herrschers wurden nicht Souveräne, das brandenburgische Land blieb ein Ganzes, und Friedrich durfte seine Pläne aufs neue ausarbeiten, die Pläne zur Gewinnung des königlichen Diadems. Er stieß hierbei auf einen großen Widersacher. Es war Danckelmann. Der starre Rath und Freund wollte nichts von der Erhöhung wissen — darum ward der Kurfürst auch ernst und finster, als jetzt, in dem wichtigen Augenblicke, Danckelmann aufs neue gegen die Pläne Friedrichs sprach — als er die Gefahren enthüllte, welche unbekannte, thätige Feinde, listige Werkzeuge heraufbeschworen im Dunkel, wie der Versucher in der Wüste, die Herrlichkeiten dem Kurfürsten zeigend, die sein eigen werden sollten, wenn er vor dem glänzenden Bilde niederknieen wollte.

Danckelmann beobachtete den Kurfürsten scharf. Er kannte seinen ehemaligen Zögling zu genau, als daß er sich einen Augenblick hätte täuschen können. Im Innern Friedrichs ging ein Kampf vor, dessen Ringen sich auf dem zuckenden Antlitze abmalte.

Endlich erhob der Kurfürst sich von dem Sessel. „Ich bin einig mit Dir," sagte er. „Es ist wohl nicht möglich, daß mein Herr Vater dieses Schriftstückes Inhalt in die Feder dictirte. Aber dennoch frage ich mich: wie kam es in die Schränke des Archivs?" — „Darauf, gnädigster Herr," sagte Danckelmann, „muß ich vorläufig die bestimmte Antwort schuldig bleiben. Aber ich spreche meine Vermuthung aus." Er zog seine Stirne in Falten und erhob die Stimme: „Seit einiger Zeit, schon vor dem Ende des nun in Gott ruhenden Herrn, wird der Hof von Berlin eine Stätte, auf welche sich Abenteurer, Chevaliers, oder wie sie sich alle nennen, Ritter mit Degen und unbekannten Namen niederlassen, wie Raubvögel auf ihre Beute. Jeder ausländische Glückspilz will hier sein Sort machen, und so kommt es denn, daß wir einen Zusammenfluß von Menschen aller Art bei uns sehen, der gefährlich zu werden droht. Ihre Neigung zur Pracht, zu den Künsten, mein gnädigster Herr, der große Geistesreichthum Ihrer erlauchten Gemahlin blenden jene lackirten Herrchen, und sie eilen zu uns. Wer weiß denn, welche Agenten, welche thätigen und frechen Helfer die Leute unter der Maske von Cavalieren hersenden, deren Ziel es ist, den jungen Hof in Verwirrung oder Ungelegenheit zu bringen. Unter dem Gewande eines jener neu eingezogenen Chevaliers aus Frankreich oder vom Rheine her birgt sich sehr leicht ein gewandter Gauner. Hier sind ihm ohne Zweifel Genossen sicher — außerdem öffnet Gold alle Thüren, und zwischen ein Convolut von Papieren schiebt man leicht noch ein solches, wie dort auf dem Tische liegt."

Der Kurfürst biß sich in die Lippe. „Ich weiß, worauf Du anspielst," sagte er mit bitterm Lächeln, „Dir gefällt es nicht, daß ich den Freiherrn Kolb von Wartenberg zur Audienz gelassen habe." — „Sie haben es getroffen, gnädiger Herr," sagte Danckelmann kalt und ohne seine Miene zu ändern. — „Du bist zu schroff, Eberhard. Ich kann einem Manne nicht die Thüre weisen, den mein Vater an den Hof rief. Ich bin weit entfernt, dem Neuling einen großen Platz einzuräumen, aber ich mag ihn nicht vor den Kopf stoßen, außerdem ist mir der Freiherr nicht ganz ohne Nutzen. Du weißt, daß ich nach dem Leichenbegängnisse meines seligen Vaters und nach der Huldigung eine Reise in meine Provinzen antreten will und muß. Zunächst gehen wir nach dem Rheine, aus guten Gründen. Ich besuche Cleve, mein Herzogthum, und dabei ist Kolbe nicht ohne Nutzen. Er kennt die ganze Strecke von Emmerich bis Kempen hinauf, er weiß die Ruhepunkte für die Reise gut auszuwählen und soll viel Geschmack und Talent zur Ausführung der Feierlichkeiten haben."

„Immer die Neigung zum Prunke, ich habe vergeblich dagegen geeifert," schmollte Danckelmann.

„Die Pracht ist nothwendig, mein Freund," sagte der Kurfürst, „ich will hoch steigen, ich muß mein Land heben, und daß ich mich glänzend zeige neben den Gewaltigen ist eine wichtige, eine bedeutende Sache, ein mächtiger Hebel für die Last, welche ich aus dem Wege räumen will, um mich auf die Spitze des Berges zu begeben." — „Mit Hilfe des Freiherrn von Kolbe?" rief Danckelmann erbittert. — „Du schweifst aus," entgegnete der Kurfürst. — „Gut, gut, ich bescheide mich, meinetwegen denn." — „Kehren wir zu ernsteren Dingen zurück, Eberhard. Was geschieht mit diesem Schriftstück? wollen wir die ganze Sache ignoriren?" — „Sie sehen nur einen Theil der Gefahr, gnädiger Herr. Derjenige, welcher dieses Schriftstück abfaßte, aufsetzte und in die Archivschränke niederlegte, der hat auch die Absicht, daß es bekannt werde in den weitesten Kreisen, und dann? dann? wie, wenn der kaiserliche Hof, der Kaiser selbst, der Vollstrecker des Testamentes Ihres in Gott ruhenden Vaters ist, dieses Testament in einer Abschrift besäße, wenn er an die Erfüllung des darin Ausgesprochenen ernstlich mahnte und uns, die wir den Besitz längneten, einer Unterschlagung des wichtigen Documentes beschuldigte?" — Der Kurfürst ging erregt auf und nieder. „Du hast Recht, Du hast Recht," sagte er. „Die Verwicklungen wären ungeheuer. Aber wenn er auf Erfüllung besteht, so müßte er doch auch die Salbung, die Krönung bewilligen, und sollte er das thun?" Der Kurfürst sprach die letzten Worte zögernd; aber Danckelmann fuhr auf: „Gnädiger Herr," rief er mit starker Stimme, „weichen Sie der Versuchung aus! Ich erkenne mit Schrecken, daß diese schändliche Schrift auf Ihren Sinn gewirkt, daß Sie — ich will es nicht aussprechen — —" Der Kurfürst legte seine Hand sanft auf den Mund des Rathes. „Thu es auch ja nicht, Eberhard," sagte er mit Ruhe und setzte dann in edlem Tone hinzu: „Du würdest mir ein schmählich Unrecht thun. Nein — hier nimm meine fürstliche Hand, fasse sie, drücke sie — so. Ich strebe nach dem Hohen, nach dem Glanze, nach der Krone — ich werde sie erringen trotz aller Ränke und Hindernisse, sei es durch List, durch Gewalt, wenn es sein muß, ich werde Dich in diesem Stücke nicht anhören, denn hier scheiden sich unsre Wege, unsre Gedanken, aber so gewiß Du meine Hand fassest an der Stelle, wo Du in meiner schweren Krankheit sie nahmst, um noch einmal den schon endenden Pulsschlag zu fühlen, so gewiß, ich schwöre es Dir, werde ich nie um den Preis, der mir in jenem Documente gezeigt wird, nie durch die Verleugnung meines Glaubens, das Diadem, das Scepter — die Krone eines Königs erkaufen. Sie werden es mir schwer machen, aber ich dringe durch: Per aspera ad astra!"

„So bin ich zufrieden," rief Danckelmann, erfreut die Hand des Gebieters küssend. „Es komme, was da wolle. Sie werden ein Schirm sein für das freie Denken, ein Schutz der Verlassenen, ob der Kurhut oder die Königskrone Ihr Haupt bedeckt, und dieser Schild wird erben auf Ihre Nachkommen bis in die spätesten Geschlechter. Jetzt erst — jetzt will und kann ich Ihnen die ganze Gefahr mittheilen, welche uns, wenn wir dieses Schriftstück betrachten, die Veröffentlichung desselben für möglich halten, droht. Der Jesuitenpater Wolff ist in Berlin."

Friedrich fuhr so entsetzt zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten. „Der Gefährlichste von allen, der geistreiche, listige Priester? — oh, dann unterliegt es keinem Zweifel, er hat die Schrift abgefaßt, vielleicht an den Ort befördert, wo sie mir in die Hände fallen mußte. Eberhard, nun häuft sich das Gewölk, und ich höre schon den Donner grollen. Sicherlich entsteht dadurch ein dichtes Netz, dessen Maschen sich um uns weben. Aber ist es gewiß, daß Wolff hier ist?" — „Ich habe ihn selbst gesehen, als er mit Freytag vor der Bibliothek sprach. Ich stand am Fenster im Hause der Herzogin." — „Ah, deshalb auch die mir unerklärliche Bewegung, die ich beim Anblick des Gesandten empfand. Ich habe etwas Prophetisches in mir." — „Ich sah es Ihnen an, durchlauchtiger Herr. Aber jetzt ist kein Zaudern, kein Zagen am Platze. Wer kann außer Ihnen noch Kenntniß von dem Documente haben? — „Nur Friedrich von Seydel, der Kammergerichtsrath." — „Das ist ein sicherer Mann. Er wird schweigen. Ueber diesem Documente muß das tiefste, schwerste Geheimniß ruhen, bis wir fester stehen." — „Vernichten wir es lieber," sagte der Kurfürst. — „Dagegen bin ich," erwiederte Danckelmann, „wenn es in einer Abschrift vorhanden ist, wenn der Kaiser Kenntniß davon hat, so wird er sich darauf berufen. Ihre Weigerung würde nichts nützen, denn Leopold der Erste zöge den Fall zur Entscheidung vor das Reichskammergericht, und wenn wir dann nicht vermögen, das Document vorzulegen? wollten auch wir eine Schrift fälschen? nein, verwahren Sie es sicher, gnädigster Herr, und warten wir der Dinge, die da kommen — tiefes Schweigen vor allem, und beobachten wir das Treiben des Paters." — „Er ist noch hier?" — „Sicherlich, er weiß sich wohl zu verbergen. Dieser Mann kann alle Gestalten annehmen." — „Es ist ein außerordentlicher Mann." — „Ich stimme dem bei. Pater Wolff ist ein Licht seines Ordens, eine Größe. Er handelt in seinem Sinne, wie ein Mann handeln muß,

der sein Alles an die Erreichung hoher Zwecke setzt, und der große Jünger Loyolas bleibt sicherlich keine Stunde unthätig. Er ist überall zu finden — er ist auf den Postwagen, auf Schiffen, heut in Cavalierskleidung, morgen als Handwerker oder Bauer gekleidet — so eilte er schon oft durch die Länder. Er donnert eben so beredt von der Kanzel, als er scharf vom Katheder lehrt, und im Feuer der türkischen Batterie vor Wien focht der Pater trotz des besten Soldaten, über seiner Kutte trug er den Harnisch. Er wird nicht innehalten im größeren Kampfe. Für seine Thätigkeit eröffnet sich hier ein weites Feld."

„Es ist ein gefährlicher Mann," sagte der Kurfürst. „Wo mag er weilen? man muß seine Schritte bewachen. Ich kann aber doch nicht die Stockmeister und den Polizeihauptmann gegen ihn aussenden — er ist ein Freund des Kaisers, er war am Hofe meines Vaters gern gesehen."

„Man müßte einen sicheren Mann finden," sagte Danckelmann, „der dem Pater nachspürte, seine Schritte bewachte und besonders die Personen ausfindig machte, mit denen er verkehrt — wer kann dazu benutzt werden? — Halt, ich habe jemand," sagte er, „überlassen Sie mir die Sache, gnädigster Herr, wir müssen dem Treiben auf die Spur kommen, vielleicht führt uns dieselbe bis an die Schränke des Archives zurück, und wir stehen neben dem Geheimnißvollen, der jene Schrift in die Fächer zu schieben vermochte."

„Thu, was Du willst," sagte der Kurfürst, „ich gebe Dir Vollmacht."

Danckelmann verbeugte sich und schritt dem Ausgange zu, hier wendete er sich noch einmal zu dem Kurfürsten. „Sie haben Ihre Reisepläne schon entworfen, gnädigster Herr," sagte er. „Darf ich fragen, in welcher Eigenschaft der Freiherr von Kolbe Sie begleiten wird?"

Der Kurfürst lächelte. „Ich werde ihm eine Anstellung als Reisejunker oder Wagenmarschall geben — es ist durchaus keine politische oder serieuse Stellung, wie Du siehst."

„Aber es ist eine Stellung," sagte Danckelmann bestimmt und langsam. „Er wird höher steigen, er wird einen Sitz in diesem Schlosse einnehmen, er wird Verderben bringen."

„Du bist ein Grillenfänger," entgegnete lachend der Kurfürst, „Du mußt einmal Ader lassen — geh, Du alter, treuer Bär." Er schob sanft den Rath zum Zimmer hinaus und ließ den schweren Vorhang hinter ihm fallen, den er emporgehoben hatte, um dem Freunde und Lehrer zuvorkommend die Thür zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Hundecharaktere.

Von Oberförster Adolf Müller.

Wenn irgend ein Thier eine besonders geistige Ausprägung, einen Charakter, besitzt, so ist es der Hund, und zwar der gezähmte bei weitem vor dem wilden. Er entwickelt die höchsten intellectuellen Kräfte im Thierreiche. Verstand und Gemüth sind gleich stark, gleich bildungsfähig bei ihm. Anhänglichkeit und Aufopferung, Muth und Ausdauer, Aufmerksamkeit und Gelehrigkeit, Ueberlegung und List, wie Sanftmuth und Geduld kennzeichnen ihn ebenso sehr als einen vorzugsweis seelisch Begabten, wie ihm die mehrere oder mindere Vereinigung dieser Eigenschaften die besondere Charakterausprägung des vollkommenen Hundes verleihen. Ich sagte, daß dem zahmen Hunde vor dem wilden jene geistige Ausprägung zukomme. Dies führt uns zu der sprechenden Thatsache, daß die Thierseele, wenn auch in einem viel geringeren Grade als die menschliche, bildungsfähig ist. Durch den Umgang mit dem Menschengeschlecht und unter dessen Leitung von den urdenklichsten Zeiten an bis auf heute hat sich das in unserem Thiere völlig ausgebildet, was wir an ihm werth halten und bewundern müssen. Vom Nordpol bis über den Gleicher weit zur anderen Erdhälfte hinaus, vom tiefsten Flachlande bis zu den höchsten Regionen, in jedes neu entdeckte und betretene Land der Erde ist er dem Menschen als der treueste Begleiter gefolgt; überall hat er sich eingelebt, in alle Lagen sich gefunden, überall sich als das unverwüstlichste und zugleich unentbehrlichste Hausthier bewährt. Mit dem Leben des Gebieters der Erde ist sonach das seinige innig verwachsen: er ist sein bester, nächster Freund unter den Vertretern des großen Thierreichs geworden. Keinen schlagenderen Beweis für die Vervollkommnung des Thiergeistes und gegen die sinnlose Erklärung jener, die den „Instinct" allem dem entgegensetzen, was wir mit Seele bezeichnen, hätte der Schöpfer geben können, als durch die Heranbildung dieses höchsten Thiercharakters. Wer diesen nicht erkennt und würdigt, versteht überhaupt niemals ein Thierleben.

Das Nachfolgende sei ein kleiner Beitrag in das Gedenkbuch für einige Charaktere jener begabten Thiersippe. Und wenn bei diesen Skizzen vorzugsweise diejenigen Racen ins Auge gefaßt werden, welche dem Waidmanne unserer Zeit, sowie der modernen civilisirten Gesellschaft die unentbehrlichsten Dienste leisten, so wolle man den Grund darin suchen, daß mich mein Beruf ganz besonders zur Kenntniß gerade dieser Arten führte.

I. Der Hühnerhund.

Da steht ein mittelgroßes, nicht viel über 2 Fuß hohes Thier vor uns auf kerzengeraden Läufen, welche den wohlgebauten, mittelschlanken Leib tragen, aus dessen kurzer, glänzender Behaarung die kräftigen Muskeln an Schenkeln, Schultern und Hüften deutlich hervortreten. Diesen Anblick und die abschüssige Gruppe (Kreuz) mit der tief am Kreuzbein angesetzten dünnen geraden Ruthe (Schwanz) zeugen von Schnelligkeit und Ausdauer, bestätigt auch die breite Brust, mit den charakteristischen tiefen Einschnitten zu beiden Seiten des Brustbeines, welche den nöthigen Raum bei der Ausdehnung der Lungen im Laufe gewähren, nicht minder der frei herausgewachsene, hochangesetzte, schlanke aber musculöse Hals; beide bekundet das Feuer in seinen großen Augen und die weitgeöffneten Nüstern seiner etwas aufgeworfenen Schnauze. Die große Nase und die sehr breite, gewölbte Stirne mit dem eigenthümlichen tiefen Einschnitte zwischen ihr und dem Nasenbein deuten auf ausgezeichnete Geruchsorgane; denn in solchem Schädelraume finden die Geruchsnerven allseitige Verbreitung. Der starke Kopf ist bedeutsamen Ausdrucks und zeigt breiten dünnen Behang (Ohren), wie alle Gliedmaßen des Körpers schöne Ebenmäßigkeit.

Wir müssen gestehen, seinem Aeußeren nach hat das Thier — der glatthaarige englische Hühnerhund oder Pointer — sich bei uns schon vortheilhaft eingeführt. Prüfen wir seine inneren Eigenschaften. Wir führen ihn zu Feld. Da stürmt der ungestüme „Reno" hinaus; in beständigem Galopp mit der Ruthe arbeitend, die Nase hoch in der Luft, nimmt er, unbekümmert um seinen Herrn viel Feld in weiten Kreisen. Das ist ein rechter Hetzer, denkt unsere Bedächtigkeit. Doch halt! Da fährt mitten im gestreckten Galopp urplötzlich der Hund herum und steht fest wie eine Mauer. Welch ein prächtiger, sprechender Anblick! Mit hochaufgerichtetem Vordertheile und einer Seitenwendung des ausdrucksvollen Kopfes, den einen Vorderlauf gehoben, die Ruthe etwas aufgerichtet, jede Sehne und alle Nerven gespannt, steht der Hund in einem Kleeacker. Es steht eine „Kette" oder ein „Volk" Rebhühner auf, wovon zwei getroffen herunterstürzen. Der Hund bringt, dem Rufe „Apport!" folgend, auch bald eines der erlegten Hühner, jedoch mit keinem besonderen Geschick, er hat es schlecht gefaßt, läßt es mehrmals zur Erde fallen und bringt es endlich mit Widerstreben, wirft es auch in unserer Nähe sofort zu Boden. Das zweite müssen wir uns selbst holen. Das ist der erste Fehler an dem Hunde in des deutschen Jägers Augen, nicht aber in denjenigen des reichen und bequemen englischen Lords, der zum Bringen des erlegten Federwildes besondere Hunde dressiren und neben dem Hühnerhunde im Felde mitführen läßt.

Mit erneutem Eifer gehen wir an die Suche der nach allen Richtungen auseinandergestobenen Hühner. Reno galoppirt wieder wie zuvor, ja noch feuriger. Hin und wieder bekommt er ein Huhn in die Nase und steht es zuverlässig fest. Aber das Auffinden der meisten andern gelingt ihm nicht. Wir überzeugen uns nun davon, daß der Hund bei der besten Nase vermöge seiner ungestümen Suche

gar leicht das einzelne, stilliegende Wild überspringt. Endlich kommen wir wieder zum Schuß, es stürzt ein Huhn flügellahm zur Erde und läuft nach dem Fall über einen Stoppelacker in ein benachbartes Kartoffelfeld. Wir führen den Hund auf das warme „Geläufe" des Huhns, aber statt der Spur ruhig nachzuziehen, überspringt er sie jeden Augenblick und hat sie bald ganz verloren. Umsonst sind alle guten Worte: der „liebe Reno", der „beste Reno" nimmt die Spur nicht auf. Das ist arg. Wir müssen das Huhn aufgeben. — Dieser Fall läßt uns den zweiten Fehler an dem englischen Pointer entdecken. Indessen ist es sehr heiß geworden. Wir sind des Suchens müde und kehren mit diesen Erfahrungen nach Hause zurück.

Da liegt, in seinem Stalle versteckt, der alte „Caro", ein Original des deutschen Hühnerhundes. Anfangs vor dem Thore stehend, hatte er unsere Ankunft bemerkt; statt aber seinen heimkehrenden Herrn freundlich zu begrüßen, ist er stillverdrossen in sein Versteck geschlichen. Was mag er haben? — O nun lef' ich's in seinem treuernsten Gesichte, das er bei meiner Ansprache unter leichtem Wedeln mir zukehrt und langsam vor den Stall kommt. „Ja, ich weiß, mein alter, treuer Freund, dein tiefes Gemüth ist erregt, weil wir dich ob der Fremdlinge heute vernachlässigt haben. Aber warte, Braver, morgen sollst auch du deine Künste zeigen, und wir können dann nach beendigter Jagd einen Vergleich zwischen dir und deinen Nebenbuhlern in der Jagdwissenschaft ziehen. Dir soll Gerechtigkeit werden." — Ein freudiges, lautes Bellen Caros zeigt, daß er meine Worte verstanden. Der Engländer ist mittlerweile



Der Hühnerhund.
Originalzeichnung von C. F. Deiker.

näher gekommen, und wir haben Noth, die Eifersucht des ohnehin mit Hunden nicht sehr verträglichen Caro durch eine Verwarnung zu dämpfen; zugleich aber bietet sich die beste Gelegenheit, das Aeußere der beiden Racen zu vergleichen. Lieber Caro — denken wir — du stehst weit gegen deinen englischen Vetter zurück; sein Aeußeres zeigt eine wahre Eleganz gegen deine Unscheinbarkeit. Bald kommst du uns vor wie ein Philister, edlerem Burschen gegenüber. Deine ganze Gestaltung mit den kurzen, an den Ellenbogen etwas abstehenden Läufen, dein plumper Leib mit dem eingebogenen Rücken und der dicken, krummen Ruthe, dein dicker kurzer Hals und dein großer Kopf sammt der Rammsnase, dem fleischigen Behange und den kleinen Augen — ja, Bester, wir müssen gestehen, das alles sticht gewaltig zu deinem Nachtheile gegen den Ausländer ab. Wenn du nicht morgen ein Uebriges thust, dann fürcht' ich für deinen Ruhm. — Aber vielleicht bist du unter deinesgleichen, was die Nachtigall unter den Vögeln: dein unscheinbarer Körper umhüllt vielleicht eine um so trefflichere Seele. Deinen tiefen Baßlaut haben wir zwar vorhin schon gehört, und er zeugt ebenso von Ernst und Kraft, als dein ganzes Wesen von Charakterstärke — und daß du diese bei aller rührenden Anhänglichkeit an deinem Herrn in hohem Grade besitzest, das darf ich dir schon im voraus bezeugen.

Nach einer tüchtigen Nachtruhe sind wir gekräftigt und bald zu neuem Jagdgange vorbereitet. Der alte Hasenheger wartet schon mit stillvergnügtem Gesichte im Hofe. Er hat bereits vor Tag die Hühner „verhört," d. i. eine und die andere durch Ruf und Herumstreichen ihren Aufenthalt verrathende Kette ausgekundschaftet und sich mit Caro in folgende Unterhaltung eingelassen, bei welcher er eine Art Morgentoilette an seinem Pflegebefohlenen vornimmt, die zeigt, daß selbst in der Garderobe des reinlichsten Hundes sich zeitweis zudringliche Schmarotzer einfinden. „Alter" — so ist Caro gemeint — „du hast Häuschen" (Caro überbrummt diese delicate Erwähnung), „du mußt morgen in die Taufe von Wasser und Grünseife, und dann mach' ich dir ein Lager von Aescherig und Wallnußblättern zurecht. — Heut aber zeig den englischen Windbeuteln einmal, was unsereins kann. Im Ried liegt eine von zwanzig Stück." (Unter dieser heimlichen Mittheilung will Hasenheger eine Kette Hühner verstanden haben.)

„Auch werden wir heute an dem flügellahmen Gickel (damit meint er den Hahn), den der hochbeinige englische Hausnarr gestern nicht erwischen konnte, unser Meisterstück machen. — Aber guck mal an, da setzt sich uns ja grauer Mehlthau an den Schnauzbart, den uns die Langschwänze und Dächse garstig gekämmt haben — ei, und die Fänge werden uns lang und wackelig. Na, lass gut sein, tragen sie alle beid' nit umsonst."

So endete die vertrauliche Ansprache, die bekundete, wie Hasenheger und Hund so zu sagen in einer Person verwachsen sind. Einer ergänzt den andern und beide — das kann mir der geehrte Leser glauben — verstehen sich einander.

Diese Ehrenwerthen sind nun inzwischen mit uns auf das Feld spaziert, und Caro sucht bereits in bedächtigem Trabe einen Kartoffelacker nach dem andern auf der Windseite ab, wobei sein Herr ihm aber beständig mindestens halbwegs folgen muß. Welch ein Unterschied zwischen dieser Suche und der der englischen Hunde! Hier alles ernste Ruhe, Bedächtigkeit und Ueberlegung. Caro macht keinen Schritt zu viel. Und wie Recht hat der Erfahrene! Denn sein Lechzen mit langvorgestreckter Zunge zeigt uns bald, wie übergebührlich gut es die Septembersonne mit dem immer schwerfälliger Trabenden meint. Doch sein zweites Ich Hasenheger weiß die Suche bald nach der Gegend zu bringen, wo die Hühner nach seinem untrüglichen Verhören festliegen müssen. Und in der That! jetzt windet sich Caro, die Vorsicht selber, durch das Labyrinth der Geläufe hindurch, welches die Kette bei der Morgenäsung auf den Stoppeln gebildet. Sicher rückt er Schritt vor Schritt mit tief am Boden streifender Nase vor, und plötzlich hält er inne, wendet vorsichtig den Kopf halb zurück nach dem Herrn mit einem ernsten, sprechenden Blick, dessen Deutung Hasenheger in halblautem Tone verdollmetscht: „Wir haben sie!" — Dem Hunde behutsam nahe geschritten, bemerken wir nun an ihm eine Klugheit und Sicherheit, deren nur ein deutscher Hühnerhund fähig ist: der Geduldige hat vor der Hand nur das warme Geläufe angezeigt, sein untrüglicher Sinn weiß aber genau die Stelle, wo die Kette liegt, und das Thier führt die Jäger nun allmählich bis auf etwa zehn Schritte an dieselbe heran. Zwei erlegte Hühner bringt unser Meister erst auf das halblaute „Apport!" und nachdem er zuvor auf das „Einfallen" der einzelnen sich zerstreuenden Stücke wie der beste Jagdpage Acht hatte. Alles geht in der Stille wie am Schnürchen; die Ruhe und Sicherheit des Hundes pflanzt sich unwillkürlich auf den Jäger über, und unter dessen sicherer Führung gipfeln sich auch alle guten Eigenschaften des Hundes. In einer Kleeflur macht der allwissende Caro ein Huhn nach dem andern aus, und eines nach dem andern knüpft Hasenheger mit dem Halse an den „Hühnergalgen," bis ein Dutzend daran hängt. Auch den flügellahmen „Gickel" von gestern, um welchen die ganze Kette versammelt angetroffen wird, sowie ein zweites flügellahm geschossenes Huhn verfolgt die sichere Nase Caros durch mehrere Kartoffel- und Erbsenäcker hindurch, bis er die vor ihm herausflatternden fängt und bringt.

Bei einem Frühstück am Waldessaume hält Hasenheger dem Freund Caro eine Lobrede ob seines heutigen Siegs über seinen englischen Nebenbuhler. „Ja, und wenn's erst gilt" — fährt der Lobredner fort — „eine alte Waldhexe (Schnepfe) hübsch hoch übers Holz zum Schuß zu bringen; wenn's heißt, einem angebrannten Langschwanz „fährtengerecht" und „laut" nachgehen und den Gauner hinter einem alten Stumpf hervorlangen, den Balg ausklopfen und „auf den Anschuß" bringen, ohne sich ihn von Holzschleichern nehmen zu lassen; und wenn's drauf ankommt, Nachts den Dachs suchen und so fein unter die Haube kriegen" (damit meint Hasenheger den in der Röhre des Baues liegenden Dachssack, in welchem sich die Dächse bei der Flucht vor dem Hunde nach ihrer Burg fangen): — „dann sind wir da, und dreimal wir, dieweil so ein Irrwisch im Leeren herumtanzt."

Und Hasenheger hat im ganzen Recht. Doch vergißt er in seinem verzeihlichen warmen Gefühle die Mängel, welche auch unser Caro mit allen seinen deutschen Brüdern trägt. Einige der erlegten Hühner sind beim Apportiren „gedrückt" worden, eine Hauptuntugend unseres deutschen Hühnerhundes, die er aber nur hauptsächlich von den Hatzen auf Fuchs und Dachs annimmt. Ebenso gestehen wir uns, daß seine Suche auf weiten sandigen Feldern und bei heißem Wetter nicht sonderlich und mit der des englischen Hühnerhundes gar nicht vergleichbar ist; ja unser Vortrefflicher sucht nicht selten in der Mittagshitze einen Wassergraben u. dgl. auf und vergißt dann bei der Abkühlung eine gute Weile Herrn und Jagd; auch erzählen sich böse Zungen, daß er manchmal müde und zum Weitersuchen nicht mehr fähig geworden und einmal sogar — Hasenheger schilt es abscheuliche Verläumdung! — in diesem Zustande von seinem Alter Ego (Stellvertreter Hasenheger) halbwegs nach Hause getragen werden mußte.

Mitten in diesem dem Ohre Hasenhegers wohlverborgen gehaltenen, wenn auch noch so unparteiischen Urtheile hat aber Caro Gelegenheit, eine seiner glänzendsten Eigenthümlichkeiten zu entfalten. Die Jagdgesellschaft schlendert sorglos dem Heimwege zu. Das pfiffig-vergnügte Gesicht Hasenhegers, das sich verstohlen bisweilen dem Waldsaume zuwendet, verräth dem Aufmerksamen, daß dort Caro unbemerkt zurückgeblieben. Der wachsame Hund hat die von seinem nachlässigen Herrn liegengelassene Tabakspfeife, sowie die Jagdtasche, am Aste eines Waldbaumes hängend, bemerkt, und kann in seiner Gewissenhaftigkeit unmöglich diese Gegenstände so ohne weiteres verlassen. Die Tasche hauptsächlich macht dem Hunde Sorge. Er kann sie trotz wiederholten Versuchen nicht vom Aste losbringen. Da nimmt das kluge Thier das Sichere für das Unsichere, faßt den Meerschaum und bringt ihn seinem Herrn. Aber auf diese That der Ueberlegung folgt sogleich die zweite: Caro springt zurück — und nun erwacht in seinem Herrn das Gedächtniß, unter dessen Regung er unwillkürlich seine jagdtaschelose linke Seite betastet. Caros „Lautgeben" ruft die Gesellschaft sofort an Ort und Stelle, und die Jagdtasche wird unter allgemeinem Jubel und einem Bravo auf Caro vom Aste genommen.

Ich könnte bei Erwähnung dieser aus dem Leben gegriffenen Anekdote die Hand aufs Herz legen und meinen geehrten Lesern und Leserinnen noch manche ähnliche That aus meiner eignen Erfahrung heraus mittheilen; doch ich begnüge mich für diesmal mit der Schilderung nur zweier, aber um so sprechenderer Züge.

Mein Vater hatte eine Hühnerhündin ächt deutscher Race, welche wir Brüder manchmal heimlich mit ins Feld nahmen. So vortrefflich „Bella" unserm Vater auf jedes Federwild arbeitete, u d so

sicher und fest sie dasselbe ihrem Herrn stets stand, so ganz das Gegentheil ließ sie uns widerfahren. Zwar suchte sie eine Weile die Hühner auf, sprengte sie aber jedesmal heraus und lief bald nach Haus. Offenbar fühlte sie sich unter dem Knabencommando entehrt und machte ihrem Herzen durch solch jagdwidriges Benehmen Luft. — Ein Gegenstück widerfuhr mir einst mit dem Sohne Bellas, dem ausgezeichnetsten Hühnerhunde, den ich je besessen. Als ich eines Tages bei der unvergeßlichsten Bravour dieses Hundes (— er umkreiste nämlich die Hühner, wenn sie nicht „halten" wollten und durch Laufen von einem zum andern Acker Jäger und Hund ermüdeten, bis sie sich endlich „drückten" —) sechszehnmal hinter einander fehlte: da setzte sich der Hund vor mich und heulte mich jämmerlich an. So im Innersten meiner Ungeschicklichkeit getroffen, ließ ich die Jagd, um sie nach gehöriger Ruhe und Sammlung zu „Brunos" und meiner eigenen Befriedigung an demselben Tage noch fortzusetzen.

So ist der ächte deutsche Hühnerhund, der kurzbehaarte sowohl, wie der langhaarige. Seine vielen überwiegend guten Eigenschaften lassen sich noch erhöhen durch Verbindung mit seinen englischen Vettern, wodurch nicht selten sehr vielseitige Jagdthiere erzogen werden. Sie tragen dann die Kennzeichen beider Racen, wie der sprechende Kopf unseres Bildes zeigt.

Manch deutsches Jägergemüth trägt gewiß ähnliche Charakterzüge eines seiner Lieblinge im treuen Rahmen der Erinnerung an fröhlich verlebte Jagden.

Aus dem Leben deutscher Auswanderer in Brasilien.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

Ein wonniger Morgen! Die Thale dampfen, die Höhen glühen; höher hinein in den blauen Himmel als sonst ragen die Spitzen des Corcovado, der Gavia und der prachtvollen Serra da Estrella! Ein frischer Landwind weht über der mächtig weiten Bucht von Rio de Janeiro dahin und weckt die nautische Welt zum muthigen Treiben. Die Ankerspille klimpert ihre Abschiedsmelodie, Segel wölben sich auf Segel, eine stattliche Reihe wackerer Drachen schießt fertig zum Seetanze hinaus aus dem Felsenthor von Santa Cruz; voraus tändelt coquett eine französische Corvette, — bald sind alle die mächtigen Hydrarchusarten verschwunden im weiten Meer. Eine momentane Ruhe tritt ein auf der Bucht, über welcher stattliche Fregattvögel ihre luftigen Kreise dahingleiten. Dann aber beginnen die Kanonen der zahlreichen auf der Rhede ankernden Kriegsschiffe ihre sonoren Höflichkeitsgespräche. — Commodores besuchen sich; Admirale statten sich Etikettenvisitten ab, während kleine, schmucke Schiffsboote, versehen mit den flatternden Flaggen ihrer Nationen, geschäftig und wichtig wie Adjutanten umhertraben auf dem bewegten grünen Wasserplan und die kommenden Schouts-by-Nagt anmelden. Endlich erschallen denn königliche Kanonensalute, und von allen Schiffen blickt man nach einer großen, im vollsten Flaggenschmucke prangenden Fregatte hinüber, von deren Gaffel die mächtige französische Tricolore imposant herabwallt.

Das ist die Belle poule. Der Prinz von Joinville ist in Rio de Janeiro, der Sohn des greisen Louis Philippe, damals Königs von Frankreich; die Tuilerien werben beim Hof von St. Christovao; das Haus Orleans will sich mit dem Hause Braganza-Oesterreich verschwägern; der Prinz von Joinville verlobt sich mit der jugendlichen brasilianischen Prinzessin Donna Francisca. — Später kam dann das schöne Linienschiff la reine Blanche mit stattlicher Begleitung nach Rio de Janeiro; die Ehe ward geschlossen, und der Prinz von Joinville und Donna Francisca nach menschlichem Ermessen das glücklichste, beneidenswertheste Menschenpaar, das man sehen konnte, segelten nach Frankreich, wo die reizende Amerikanerin bald das Lieblingskind und die Freude des alten Königspaars an der Seine ward. — Brasilien aber steuerte seine Prinzessin mit einem prächtigen Urwaldsgebiet im Norden der eben so wilden, wie romantisch-schönen und eine große Zukunft versprechenden Provinz Santa Catharina aus, ohne daß jemand damals ahnte, wie jene tiefen Waldeinsamkeiten dermaleinst zahlreichen deutschen Einwanderern zum Asyl dienen würden, und sich ein kleines Neudeutschland unter dem Schutz eines französischen Prinzen und einer brasilianischen Prinzessin aus der Wildniß herausgestalten sollte. — — —

Auf dem Ocean segelte eine schwarze Fregatte. Der bon roi Henri in den Tuilerien hatte eine geheime Furcht vor den Manen des schrecklichen Gefangenen von St. Helena bekommen und wollte Napoleon und dessen ganze Fraction mit sich und dem ganzen Orleanismus aussöhnen. Die Belle poule mit ihrem Prinzen ward abgeschickt, um die Asche desselben Mannes feierlich nach Frankreich zurückzubringen, der von ganz Europa gerichtet worden war. Die Ceremonieen bei der Ausgrabung der Leiche und bei deren Einschiffung, welche sich wie Beschwörungsformeln und Zaubersprüche ausnahmen, um den zürnenden Schatten des furchtbaren Corsen zu versöhnen, wurden damals von allen Zeitungen gemeldet. In der bedeckten Batterie der Belle poule ward eine sogenannte chambre ardente hergestellt und der Verstorbene dort verehrt, als ob er im Leben ein Gott gewesen wäre. So schwankte die schwarze Fregatte mit ihrem Prinzen von Joinville, den sie auch als Bräutigam auf demselben Ocean wiegte, langsam und trauernd den Gestaden Frankreichs zu und ward dort mit der Kaiserleiche königlich empfangen.

Umsonst! Ein Corse ist unversöhnlich, und Napoleon war im Leben ein Corse; er blieb es auch im Tode. Ehern und zermalmend rollte das Schicksalsrad des Jahres 1848 durch die Welt und vernichtete Fürsten und Throne. Eine französische Wahlcomödie ward zum bittern Ernst, und der doux entêté von Arenenberg zeigte dem ganzen Weltkreis, daß es vom Lächerlichen bis zum Erhabenen wirklich nur ein Schritt ist. — — —

Wieder lag die Belle poule auf der Rhede von Rio de Janeiro vor Anker, gleich in den ersten Zeiten der neuen französischen Republik. Ein Freundschaftsbesuch führte mich an Bord des großen schwarzen Schiffes. Die ganze Fregatte, auf welcher zur Zeit der chambre ardente kaum ein Mensch zu niesen wagte, war ein Rauschen, Athmen, Summen und Rufen auf dem Verdeck, in der Batterie, in allen Räumen. Ueber zwölfhundert Menschen waren an Bord; das Schiff brachte Truppen nach dem indischen Ocean, und war dazu eines großen Theils seiner Kanonen beraubt, — armé en flute, wie die Franzosen das nennen. Das kleine Menschenmeer in der vollen Springflut des frischesten Lebens machte mich fast befangen, als ich die Belle poule betrat; jeder einzelne erschien mir wie eine bedeutungslose, flüchtig bewegte Welle, die auftaucht, sich erhebt, eine Secunde schwankend stehen bleibt und dann wieder zurücksinkt in das allgemeine Chaos. — Ein heitres Frühstück, zu dem ich eingeladen war, ging zu Ende. Mit einem Glas Champagner in der Hand wünschte ich den maritimen Republicanern eine glückliche Reise, — und da erst, im letzten Augenblick, fiel es mir ein, nach dem Raume der ehemaligen chambre ardente zu fragen, an welche wir noch gar nicht gedacht hatten. — „Oh, la chambre ardente" — rief ein Matrose — „la voilà!" Und nun zeigten sie mir einen Theil des Raumes, der die Leiche des kleinen Corporals beherbergt hatte, jetzt aber von den allertrivialsten Nothwendigkeiten der preßhaften Gelegenheit eines Truppentransportes eingenommen war.

Nach wenig Stunden rauschte das große schwarze Seephantom hinaus auf das Meer. Der Prinz von Joinville, die reizende Donna Francisca, der greise Louis Philipp und der Schatten Napoleons zogen an meiner Seele vorüber. — —

Und nun stehen wir unmittelbar vor den anmuthigen Colonien deutscher Auswanderer in den brasilianischen Urwäldern. Der mit seiner Gemahlin Donna Francisca vorläufig von der Bühne der souveränen Politik abgetretene Prinz von Joinville kam jetzt auf die Idee, die Urwaldungen seiner Gattin zu verwerthen. Unter dem besten Namen bildete sich in Hamburg eine Colonisationsgesellschaft, welcher prinzliches Land überlassen ward. Man fing an, zu colonisiren, so gut wie das in dem damals auf dem Felde der Auswanderung übelberüchtigten Brasilien gehen wollte, und als nun gar südlich von der beabsichtigten und ins Werk gesetzten Colonie Donna Francisca sich am stattlichen Itajahy noch eine Colonie aufthat, die den gesegneten Namen Blumenau führte und mit Recht führte, denn ihr Gründer hieß und heißt Blumenau, da schien eine neue, unendlich glückliche Aera sich dem deutschen Auswandererleben in Bra-

silien zu eröffnen. Und wirklich scheint Gottes Segen mit den beiden seltsamen Waldcreaturen zu sein, wenn er auch nicht in Strömen, sondern langsam und leise, wie ein erquickender und ernährender Thau auf sie hernieder träuft.

Donna Francisca und Blumenau! Wohl nenne ich sie beide vor allen anderen Colonien ein Paar seltsame Waldcreaturen Brasiliens; ja, jedesmal, wenn ich an germanische Ansiedelungen im Kaiserthum von Santa-Cruz denke, muß ich, obgleich ich in der Provinz Rio Grande do Sul das Colonistenleben der Deutschen schon viel entwickelter fand, so daß es nicht nur der von ihm eingenommenen Landschaft, sondern sogar manchen naheliegenden Ortschaften und Städten, wie z. B. Santa Maria, mitten in Rio Grande, und Porto Allegre, der Provinzialhauptstadt, einen entschiedenen Charakter aufdrückte, — dennoch muß ich jedesmal, wenn ich den nach Brasilien gewanderten Deutschen nachwandere, zuerst einkehren in Donna Francisca und Blumenau, in welchen beiden mir das Leben, mein Leben, wie ein Sommernachtstraum vorkam, freilich nach zwei sehr verschiedenen Richtungen und Arten; denn in Donna Francisca glaubte ich alle Augenblicke Mendelssohns reizendes Nocturno aus e dur zu hören, während Blumenau mir seine „Handwerker im Walde" aus a dur vorspielte, — beide Melodien aus dur, denn hart ist das Leben und die Arbeit in beiden mir so lieben Ortschaften und Waldstätten, und doch finden beide ihren Widerklang im „Sommernachtstraum" des deutschen Componisten, der, wie nie jemand vor ihm, das Waldleben fühlte, erkannte und in Tönen wiedergab.

Wer aber mit mir eine Wanderung antreten will zu den genannten Waldstätten, — und vielleicht folgt mir der eine oder andere Leser des Daheim gern zu diesen rührigen und angebauten Inseln mitten im tief schweigenden Waldocean Südamerikas — der erwarte, wenn ihn ein altes Dampfboot von Rio de Janeiro aus, oder ein direct von Hamburg kommendes Auswandererschiff nach einer Reise von 50—60 Tagen an das Ufer des kümmerlichen Hafenstädtchens S. Francisco (etwa 26 Gr. s. Br.) gesetzt hat, nur ja nicht, daß, weil die Reise nach Donna Francisca geht, ihn eine Belle poule oder ein flüchtiges Dampfpacket von dem brasilianischen Meereshafen nach der deutschen Colonie bringe. Keinerlei lebhafter Verkehr findet statt zwischen beiden, ja, es hält oft schwer, in S. Francisco ein erträgliches Canot zu finden für einen reellen Preis, um darin nach Joinville, dem Hauptort der Colonie zu fahren. Doch werden wir nicht leicht über einen Tag zu warten brauchen, ohne im fernen Westen der prachtvollen Lagune von S. Francisco ein kommendes Schiffsboot zu erblicken, welches man uns als das „Packet" der Waldstätte, als das Herrenschiff von Uri bezeichnet. Das bricht meistens Nachmittags wieder auf von S. Francisco und segelt mit dem frischen Seewind die Lagune wieder hinauf, die bei einer landseeartigen Breite auch tief genug ist, um selbst Fregatten von 22 Fuß Tiefgang aufzunehmen und deswegen, wenn erst ringsumher die Landschaft zu regem Leben erwacht ist, eine große Zukunft hat.

Vorläufig aber fesselt sie nur wegen ihrer Reize den daherkommenden Auswanderer. Die Nordseite ist von prächtig grünen, luftigen Höhen begränzt; in weiter Ferne westlich schließt ein blaues Gebirge, an welchem wie ein Silberfaden ein Wasserfall von etwa 800 Fuß Höhe herabstürzt, das wunderbare Chaos von Gebüschen und Waldlabyrinthen, während der Süden sich flach in saftig grünen Farben hinerstreckt, — alles goldig bestrahlt von der scheidenden Sonne, alles überhaucht und eingetaucht in süßen Frieden, der sogar den Seewind gegen Abend einlullt und kaum den einzelnen Canots oder den zahlreich aus der schweigenden Tiefe auftummelnden Delphinen erlaubt, die grüne Lagune neckend zu kräuseln. Dann aber verengt sich dieser seltsame Lago maggiore, und unter Gebüschen streift das Boot dahin, bis es noch einmal lautlos über einen Lago minore, die kleine Lagune von Saguassu, hingleitet. Nun scheint es sich fast zu verirren in kleinen Wasserlabyrinthen und dichten Rhizephorengebüschen, auf deren glatten, glänzend grünen Blättern das Licht des eben auftauchenden Mondes allüberall zitternd sich spiegelt, während unter ihnen auf schlammigem Grunde tausende von Taschenkrebsen umherrennen. Wehe dem Reisenden, kommt er dem Gebüsche zu nahe. Ein leichter Dunst scheint von den Blättern aufzusteigen, schlimmer noch, als der vom Manzanillobaum, denn dieser Dunst löst sich auf in ungeheure Moskitenschwärme, welche unerbittlich den forthuschenden Kahn verfolgen und die schändlichste Mückenmacht heraufbeschwören, bis ein dichter schneeweißer Nebel mit starker Feuchtigkeit den verfolgenden Thieren das Fliegen schwer, dem Reisenden die Flucht leicht macht. Der Kahn stößt ans Land, bei Nacht und Nebel springen wir auf leiblich festen Boden. Aber so wie wir nur einige Schritte vorwärts treten, liegen die scharf begränzten Nebel hinter uns; klar glänzt die Gegend wie am Tage, und der Mond bestrahlt ein reizendes Culturbild.

Ja, solche Mondnacht über Joinville! Aber ich habe den geduldigen Lesern des Daheim schon so mannigfaltige „Brasilianische Nächte" octroyirt, daß wir unmöglich mit der anmuthigen Jessica nach Belmonte laufen dürfen und der fernen Musik lauschen — denn wirklich in solcher Jessicanachtstimmung befand ich mich, als ich durch die Gärten des lieblichen Joinville schritt, und, da rings umher alles schon zu schlafen schien, den Klängen einer Musik nachging, die freilich nur deutsche Tanzmusik war, aber immer doch Musik in einer südamerikanischen Mondnacht, in welcher die Orangenhaine dufteten und im dunkeln Laube die Lampyriden blitzen, — in solcher Stimmung befand ich mich und werde ich mich immer befinden, wenn ich daran denke, wie mich der Subdelegat Niemeyer vor der Thür des Ballhauses gefangen nahm, mich, den Vagabunden, mit Poncho und Sombreiro in die beste Gesellschaft führte und damit meine ganze Seele der lieblichen Colonie Donna Francisca incorporirte.

So viel habe ich von meinem Leben in Donna Francisca bereits in meinem Reisebuche vom Jahr 1859 erzählt, und dennoch kommen mir noch so manche Erlebnisse, Erscheinungen, Gespräche vor, die ich damals nicht einflocht in meinen Bericht, so manche, die ich der Vergessenheit entreißen darf, weil sie Charakterzüge jener seltsamen Colonie sind.

I. Die Coloniemutter von Donna Francisca.

In meinem Album befindet sich die Photographie einer anmuthigen, jugendlichen Frauengestalt, einfach und doch geschmackvoll drapirt, ruhig und klar hervorschauend aus dem Rahmen, mehr einem älteren Mädchen als einer jungen Frau ähnlich, denn sie war in ihrer Ehe von 6—8 Jahren kinderlos geblieben. Ihre Stellung gab ihr einen gewissen Vorzug vor den anderen Frauen in Joinville, und so kam es, daß man sie, — jeder gewiß mit dem vollsten Ausdruck des Wohlwollens und der Hochachtung — die „Coloniemutter" nannte, das einzige Wort, worüber die liebe Frau, die sonst die Herzensgüte und wirklich mädchenhafte Unbefangenheit selbst war, ernstlich böse ward.

Sie wohnte in dem hübschesten Hause der Colonie. Eines Nachmittags saßen wir in ihrer Veranda und tranken duftenden Kaffee. Im Orte war ein fröhliches Schaffen und Treiben; Ackerwagen fuhren; allerlei Gewerk regte sich, ein Trupp Herren und Damen, fast wie im bois de Boulogne, galoppirte grüßend vorüber, — aber auf den fernen Waldungen lag eine wunderbare Stille, nur der Urupenga ließ seinen weithin schallenden Metallruf dröhnen, und an den Aesten der Bäume schrillten die gewitterverkündenden Cicaden. Erwartungsvoll und gespannt saß ich vor der Coloniemutter, die mir ihre Auswanderungsgeschichte erzählen wollte, eine feine Stickerei in die zierlichen weißen Hände nahm und folgendermaßen anhob:

„Ich lebte so glücklich, wie nur denkbar mit meinen beiden Schwestern im Hause unserer Eltern in unserem kleinen hannoverschen Städtchen, wo mein Vater eine der angesehensten Stellen einnahm. Durch einige Bekanntschaften in Hamburg kam denn auch die Kunde von den prachtvollen Waldungen der projectirten Colonie Donna Francisca zu uns! Alles klang so poetisch, so tief romantisch und idyllisch, daß unser ganzes Haus anfing zu träumen von den herrlichen Gebirgen, Strömen, Wäldern und Triften des fernen, so glücklichen und zukunftsreichen Landes, in welchem es nur an Menschen fehlte. Wir verschafften uns allerlei Bücher, lasen allerlei Mittheilungen und Berichte über Brasilien, bis das ferne Land fast unser alleiniges Gespräch, und jedes einzelnen von uns alleiniger Gedanke war. Keiner verführte uns, keiner beredete uns zum Auswandern in das neue, gelobte Land; ja wer von uns selbst eigentlich der erste war, der das Wort Auswandern aussprach, weiß ich noch heutigen Tages nicht; nur das weiß ich, daß ich, als ich mich eines schönen Morgens, nachdem wir eben einige Stunden in See gegangen waren, seekrank bis zum höchsten Grade befand, mit tiefer Wehmuth der verlassenen Heimat gedachte, mit banger, ernster Sorge

in die Zukunft hinausblickte und vor allem bittere Reue fühlte. Aber Wehmuth, Sorge und Reue — alles kam zu spät. Und nun auf einem Schiff mit Auswanderern, — sind Sie einmal an Bord eines Auswandererschiffes gewesen?"

Ich gestehe, daß ich eben nur ja sagen konnte! Jedermann, der einmal auf solchem Schiff gewesen ist, und all der kleinen und großen Leiden gedenkt, die dort vorkommen, mag auch des menschenfreundlichsten Capitäns Sorge und des größten Schiffes Räumlichkeit all solche Leiden zu mindern verstehen, Jedermann wird mit einer jungen Dame auf einem Auswanderungsschiffe das tiefste, innigste Mitleid fühlen. Solch Mitleid hatte ich noch in dem Augenblick mit der Coloniemutter, obgleich sie seit Jahren glücklich angekommen, glücklich verheirathet, glücklich situirt war, und bat sie demnach, mir schnell ihre Ankunft und ihr erstes Debüt in Donna Francisca zu erzählen.

„Land, Land!" rief sie mit sichtlicher Erregung, als ob sie noch auf dem Auswanderungsschiffe stände, — „Land, Land hieß es eines Morgens auf unserm Schiff. Alles Leiden, alle Qual, alle Angst war überstanden; die gute Laune aller war wieder hergestellt, alle kleinen und großen Zwiespalte, Parteiungen und Feindseligkeiten, die da und dort entstanden waren, schienen bei dem einen Worte „Land" wie weggehaucht zu sein. Alles freute sich, alles wünschte einander Glück und versprach sich in der neuen Welt unerschütterliche Freundschaft, Anhänglichkeit, Treue und Liebe. Und immer deutlicher trat ein Küstensaum aus dem Meer hervor, immer höher stiegen die kühnen Spitzen der Sierra von tres Barras zum Himmel auf, immer näher kam das Ufer, eine prachtvolle Bucht nahm uns auf, nieder donnerte der Anker in die Tiefe, fest stand das Schiff, fest war bald der Boden unter unsern Füßen, und wir waren der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben.

„Allerdings hatten wir alle eine unendliche Freude an der wundervollen Natur, die vor uns lag! Doch still davon, Sie haben ja eben erst dieselbe Scenerie vor sich gehabt, und ich würde Sie ermüden, wenn ich Ihnen von meiner Herzensfreude erzählen wollte. Mein Jubel ward bald gedämpft. Wir bestiegen ein Boot, durchsegelten die Bai von St. Francisco und die Lagune von Saguassu und kamen nach Donna Francisca.

„Das war aber schrecklich! Unser Boot blieb im Morast des Ufers stecken. In einiger Entfernung standen auf etwas festerem Grunde einige Herren, die uns zum Aussteigen aufforderten und uns riethen, Schuhe und Strümpfe auszuziehen, der Morast wäre nicht tief und nach einigen Schritten schon wäre der Boden fest. Der Untersteuermann unseres Schiffes wußte indes besseren Rath; er nahm die Bretter aus dem Boden des Bootes, welches er selbst gesteuert hatte und improvisirte damit eine Landungsbrücke; wir balancirten glücklich über den Morast hinweg; einer der Herren, die auf festerem Grunde standen, reichte mir die Hand, um mich zu der kleinen Ufererhöhung emporzuziehen, worauf er selbst sich befand; als er meine, mit dem Handschuh bedeckte Hand in der seinen liegen fühlte, sagte er freundlich, aber doch kopfschüttelnd und mit Nachdruck: Aber mein Fräulein, junge Damen mit Glacéhandschuhen können wir hier nicht gebrauchen! — Nie in meinem Leben hatte mich bis dahin ein Wort so tief verwundet! Mit dem Auswandern hatten wir alles in der Heimat verlassen, um uns ein Asyl selbst zu gründen und nun war der erste Gruß an mich der: Wir können Sie zu gar nichts gebrauchen! — Ich fing an bitterlich zu weinen."

Sie schwieg einige Augenblicke stille, mit einem Ausdruck im Gesicht, als ob sie noch einmal bitterlich weinen könnte. Dann aber fuhr sie heiter und fröhlich fort:

„Damals stand unser liebes Joinville noch nicht. Man hatte einige Empfangslocalitäten eingerichtet, hinreichend für die allerdürftigsten Dringlichkeiten des Auswanderungslebens; nur hie und dort erhob sich ein kleiner urzuständlicher Häusercomplex, den man damals Schrödersort zu nennen sich entschlossen hatte, denn ein Ort war es allerdings, keine Stadt, kein Flecken, kein Dorf. Ringsum war ein Gräuel der Verwüstung. Riesige Waldbäume vielfach umschlungen von Parasiten und mittelst derselben noch verwachsen mit ihren Nachbaren lagen chaotisch übereinandergeworfen am Boden; ferne hörte man da und dort eine von kräftiger Faust geschwungene Axt klirren, sah man einen mächtigen Stamm erst leise knisternd, dann lauter und lauter mit der ausgebreiteten Krone sausend umstürzen und die ihn umstehenden kleineren und nur leicht angehauenen Baumnachbarn im zerschmetternden Sturz mit umreißen. Nah und ferne loderten hohe Flammen, welche den ungeheuren Holzreichthum zwar gierig und doch nur mühsam aufzuzehren suchten; jeder leichte Wind trieb Aschenwirbel hoch in die Luft; die schweißtriefenden Gesichter einzelner Anbauer, denen wir nahe kamen, sahen aus wie Negergesichter. Frisch und fröhlich schien den Männern die Arbeit von Statten zu gehen, doch ließ sich bald mehr als ein Frauenantlitz gewahren, von dem alle Lebenslust für immer gewichen zu sein schien. Noch hatte ihnen die Auswanderung keine Gunst erwiesen, aber mehreren Müttern waren schon aus Mangel an aller Pflege kleine Kinder gestorben, und entschieden zeigte sich der nächste Flußrand ungesund. Das waren trübe, finstere, abschreckende Aussichten.

„Nach einigen Tagen, in welchen wir uns eingerichtet hatten, so gut oder schlecht das möglich war, mußte an das Arbeiten gedacht werden. Bäume fällen konnten wir nicht; so war das nächste, daß wir an Säuberung des zum Ackerbau bestimmten Bodens dachten. Herr Doctor, der schrecklichste Augenblick meines Lebens war der, als ich eines Morgens zuerst eine Hacke nehmen sollte, um eine Arbeit zu beginnen, in welcher mich jede Magd, jede Tagelöhnertochter übertraf. Feinere Frauenarbeit gab es dermalen noch nicht und ward auch für nichts geachtet! — Ja, jene Worte waren schrecklich wahr: Junge Damen mit Glacéhandschuhen können wir hier nicht gebrauchen."

„Nein, nein, nein," rief ich etwas heftig aus, „jener Mann, der Ihnen diese Worte unbarmherzig zurief, als Sie ankamen, hat sich vollkommen geirrt und schon lange seinen Irrthum erkannt und offen bekannt, denn Sie sind — seine Gemahlin geworden. Und nun will ich Ihnen auch meinerseits ein Bekenntniß ablegen, was sich ebenfalls etwas um Ihre Glacéhandschuhe dreht.

„Ich habe unsere colonisirenden Landsleute in ziemlich weiten Entfernungen aufgesucht. Ihre letzten versprengten Vorposten fand ich am Uruguay; einen stattlichen Kern lernte ich kennen in Santa Maria und seinem urwüchsigen „Fichtelgebirg"; kräftige Anfänge traf ich in S. Angelo am Jacuhy; mächtig heran wächst die Colonie von Santa Cruz am Rio Pardo und wirklich eine kleine deutsche Provinz in einer brasilianischen Provinz bildet S. Leopoldo; — ja die Stadt Porto Alegre hat eine Art von deutschem Typus gewonnen — — — alle diese Punkte sind, wie Sie wissen, in Rio grande. — Aber auch in Ihrer Provinz S. Catharina habe ich des deutschen Lebens und Colonisirens gar viel getroffen, wackere rüstig arbeitende Bauern ächt germanischer Art, manche von ihnen auch im Landbau weit gediehen, wohlhabend, selbst reich, — und doch habe ich bei ihnen allen etwas vermißt, mehr oder minder vermißt, oft höchst schmerzlich vermißt, — etwas, was im großartigen Getümmel des deutschen Auswanderungslebens und seinem Kolonisationstreiben recht überflüssig erscheint, und sogar bitter getadelt worden ist, wenn es auftauchen wollte. . . ."

„Und das wäre?" fragte mich die Coloniemutter.

„Nun Glacéhandschuhe!" erwiderte ich. „Aber bitte, nehmen Sie mein Wort für keinen schlechten Scherz, sondern für einen bittern Ernst. Sie sehen freilich an meinen vom Reisen zu Meer und Land auf dem Sattel und im Canoë etwas braun gerösteten Händen, daß sie seit längerer Zeit den Glacéhandschuh abgeworfen haben. Abgeworfen freilich, aber nicht verworfen; vielmehr sehnt sich auch meine Hand immer nach der Zeit zurück, nach den Orten, den Versammlungen zurück, in denen der weiße Handschuh die Etikette ist. — Vor einigen Jahren schon sagte mir Herr S., der von Ihrer Colonie kommend, Professor der griechischen Sprache am kaiserlichen Gymnasium Collegio de Pedro II. in Rio de Janeiro geworden ist, daß es wohl schwerlich irgendwo in der Welt eine so beschränkte Anzahl von Deutschen mit so viel guter Erziehung in einem Ort gäbe, wie in Donna Francisca. Und er fand den Grund dazu ganz besonders in einer Reihe von jungen Frauen, die, vielleicht von einiger Romantik getrieben, nach Donna Francisca gewandert waren, bald mit den Eltern, bald mit einem Bruder, bald eben kaum verheirathet mit einem jungen wackeren Manne ohne Stellung und Brot, — und die inmitten einiger Enttäuschung, inmitten des drastischen Colonisationstreibens auch nicht das leiseste Pünktchen ihrer guten Erziehung aufgegeben haben. — Unbedingt stehen Sie, gnädige Frau, mit Ihren Schwestern obenan in der Zahl dieser Frauen, die zu dem Guten das Beste, zum Cultiviren des Bodens von Seiten der Männer die Cultur der ganzen menschlichen Gesellschaft hinzubrachten und jegliche Gesittung festzuhalten verstanden."

„Freilich ist das Opfer, was Sie alle bringen, gegen das, was Sie dafür empfangen, ein unermeßlich großes," fuhr ich nach einer Pause fort. „Habe ich doch die meisten wohlerzogenen europäischen Damen, welche von ihrem Schicksale nach Rio de Janeiro geführt worden waren, fast immer bedauert, wie viel ihnen auch die Weltstadt Rio und die in ihr sich findenden befreundeten Kreise bieten mochten und zu ersetzen suchten. Je edler das Frauengemüth aber ist, desto mehr sehnt es sich zurück nach dem heimischen Norden, glaube ich, und mir kommt es immer wie eine ernste Pflicht vor, unsere deutschen Landsmänninnen von guter Erziehung und Sitte vor allen Dingen vor dem Auswandern zu warnen. — Vor einigen Jahren traf ich in Rio die Frau Hauptmännin von R., sie kam von Donna Francisca, eine edle schlanke Figur von ausgezeichneter Frauengesittung. Die arme Frau hatte die furchtbare Wahrheit des Ausgewandertseins nicht aushalten können; körperlich geschwächt und geistig förmlich gebrochen, hatte sie nur eben einen Schrei: Nach Europa wieder! Sie konnte in fieberhafter Angst den Tag ihrer Abfahrt nach dem Norden kaum abwarten und ward erst dann einigermaßen ruhiger, als sie sich an Bord des Schiffes befand. Aber sie ist, wenn ich nicht irre, in Europa nicht lange darauf an den Folgen des Schicksalsgewichtes, das auf ihr lastete, gestorben. — Und wenn nun manche Frauenseelen auch stärker sind und den Riß tragen können, der zwischen ihrer Heimat und dem brasilianischen Waldleben liegt, was gewinnen sie damit? Noch gestern war ich dort unten am Ende von Joinville bei Herrn von X., der uns mit seiner Frau besuchte, als er auf seinem Auswanderungszuge von Europa nach Donna Francisca durch Rio kam. Die gute junge Frau, eben erst verheirathet, besorgte sich in Rio noch eine Menge Hausstandsgegenstände und sprach vom Aufstecken von Gardinen, als ob in einer beginnenden Colonie immer gleich Glasfenster zu haben wären. Als ich gestern kam, war sie mit einer Kuh und deren Kalb beschäftigt und fütterte ihre Hühner; aber der Mann schien mir unter der Last seiner Arbeit fast zu erliegen, und Frau von X. sagte mir mit einem tiefen Seufzer: Ach, noch in Rio habe ich mir die Sachen doch ganz anders gedacht; nun sitzen wir hier!"

Da ward unser Gespräch von einigen Bekannten unterbrochen, die uns zu einem Spaziergang abholten. Wir gingen lachend und plaudernd vorwärts; unser Weg führte uns zu einer Anhöhe. Hier übersahen wir die ganze Gegend von Joinville. In der Ferne deutete man mir den Ort an, wo der erste Baum vor wenigen Jahren gefällt worden war; bisher hatten nur die allerbrutalsten Wilden sich in diesen Gegenden umhergetrieben. Ich staunte über die gewaltige Schlacht, die bereits von dem Anbau, der Gesittung gegen die Wildniß, die Barbarei geführt worden war, über den wundervollen Sieg, den die ersteren über die letzteren errungen hatten. — Aber eine weitere Beschreibung dieses Sieges, dieser Errungenschaft kann hier nicht gegeben werden; ich habe genug davon in meiner brasilianischen Reisebeschreibung erzählt. Nur eins habe ich dort vergessen, zu erwähnen. Als ich von Donna Francisca mit meinen muthigen Waldläufern ausbrach, um das noch von keinem Reisenden in dieser Gegend durchstreifte Paranagebirge mittelst Compaß und Picadenmesser zu durchdringen und nun von meinen lieben, mich bis an den äußersten Rand der Colonie begleitenden Freunden von Donna Francisca Abschied nahm, rief mich die junge Frau, die mit Glacéhandschuhen nach Donna Francisca gekommen war und im ersten Augenblick zu gar nichts brauchbar schien, aber dennoch eben wegen ihrer guten Erziehung und trotz ihrer weißen Handschuhe die Coloniemutter geworden war, bei Seite und sagte mir mit süßer Frauenanmuth: „In wenigen Secunden sind Sie mitten im Walde! Vergessen Sie uns nie wieder und hören Sie meine Bitte, erhören Sie sie ohne Widerspruch! Wenn Sie in Europa sind und dort junge Mädchen oder junge Frauen von guter Erziehung treffen, die nach einer brasilianischen Colonie auswandern wollen, sprechen Sie mit ganzem Ernst, mit ganzem Nachdruck dagegen. Sagen Sie ihnen, Donna Francisca wäre unbedingt die reizendste Colonie in Brasilien, und mir wäre es unbedingt von allen nach Donna Francisca gewanderten jungen Mädchen am besten ergangen, und dennoch möchte ich sie alle vor dem Auswandern dringend gewarnt haben. Es gehören eben andere Menschenkinder dazu, um glückliche Colonisten zu werden, als Mädchen mit Glacéhandschuhen und mit voller nordischer Gesittung und Erziehung."

Wir trennten uns. Am Eingang in den schwarzen Urwald sah ich mich noch einmal um nach den Freunden, die mich begleitet hatten, aber die anmuthige Frau war nicht mehr zu sehen. Mit einem doppelten Wunsche verließ ich Donna Francisca, und mein Doppelwunsch ist von der Vorsehung erfüllt worden. Die Colonie Donna Francisca gedeiht und blüht immer weiter und weiter; sie ist seitdem um das Doppelte, bis auf 4500 Einwohner, gewachsen, und zu dem Städtchen Joinville hat sich tiefer in den Wald hinein Annaburg hinzugesellt. So brauchte denn Donna Francisca auch ihre Coloniemutter nicht länger mehr. Letztere lebt jetzt — und das war mein zweiter Wunsch — in einer großen Stadt, wo ihr Gemahl eine angenehme Stellung hat. Von dort her erhielt ich vor zwei Jahren die obenerwähnte Photographie, und ein Jahr darauf von ihrem Gatten die freudige Nachricht, daß die Coloniemutter von Donna Francisca mit einem Kindlein gesegnet worden sei.

Reminiscenzen aus der Hochsommerzeit.

IV. Ein Berliner Straßenjunge. Von Ferdinand Pflug.

„Fest aufgeschlossen! Kein Mann austreten! Vorwärts!" Wenn trotz dieses Zurufs einzelne Leute, beladen mit den Kochgeschirren und Feldflaschen ihrer Kameraden, aus den Gliedern schlüpften, um für sich und diese aus den Ziehbrunnen des eben passirten Dörfchens einen frischen Trunk zu schöpfen, so schienen dies die Officiere jedoch nicht zu bemerken. Die Hitze war gar zu drückend, die Luft schwirrte ordentlich vor Glut, und der unter den Füßen der marschirenden Colonne aufwirbelnde Staub erschwerte den Leuten das Athmen und lastete in einer dicken Lage auf Zunge und Gaumen derselben.

Seit vier Uhr befand sich das Bataillon, das zweite des preußischen Garde-Grenadier-Regiments Kaiser Franz, im eiligen Anmarsche gegen den Feind begriffen, und die Mittagestunde konnte nicht mehr fern sein. Eine kurze Rast würde bei der Erschöpfung der Leute und der denselben zugemutheten ungeheuren Anstrengung willkommen, wo nicht unerläßlich erschienen sein; allein seit einer halben Stunde etwa dröhnte von links her Schlag auf Schlag der Donner des schweren Geschützes, und gestern am 27. Juni hatte bei Trautenau das I. preußische Armeecorps vor dem X. österreichischen Corps des Feldmarschall-Lieutenants Gablenz zurückweichen müssen. An den preußischen Garden war es deshalb heut, dem Feinde diesen von ihm errungenen Vortheil wieder zu entreißen, und der wiederholt dem Bataillon zugegangene Befehl, den Oesterreichern, wenn irgend möglich, noch in Besetzung des wichtigen Terrainabschnitts von Alt-Rognitz zuvorzukommen, beanspruchte eine so dringende Eile, daß dasselbe in dem etwa vor einer Stunde passirten Dorfe Eypel den Anschluß eines zweiten zu seiner Unterstützung bestimmten Bataillons desselben Regiments gar nicht erst hatte abwarten können, sondern gleich weiter marschirt war.

„Bringt Ihr Wasser? — Kamerad, gib mir! Nein mir!"

Die ersten vorhin aus den Gliedern geschlüpften Leute waren aus den Gehöften wieder in die Dorfgasse hinausgetreten, und alles drängte sich ihnen entgegen.

„Nicht einen Tropfen," lautete überall gleichmäßig die betrübte Antwort. „Alle Brunnen sind verschüttet, und keine Seele ist in dem ganzen Neste zurückgeblieben."

„Vorwärts! Wiedereintreten die Leute! Fest aufgeschlossen!" drängten die Officiere.

„Ha! da ist der Karl Lehmann," rief eine Stimme. „Der Junge hat Wasser gefunden."

Ein barhäuptiger und barfüßiger Bursche von vielleicht vierzehn Jahren flog, mit mehr als einem Dutzend Feldflaschen behängt und vier oder noch mehr gefüllten Kochgeschirren in den Händen, die Marschsäule entlang.

„Halt! Haltet ihn auf! Gib her, Du verdammter Bengel! Willst Du hergeben!"

So vielen der Junge mit seiner kostbaren Last auch glücklich entschlüpft sein mochte, schließlich war er von vier oder fünf aus den Gliedern gesprungenen Grenadieren doch erfaßt worden.

„Gib! Willst Du loslassen?"

„Nee! ich darf nich," sträubte sich der Bedrohte unter den ihn gepackt haltenden Fäusten. „Laßt mir! Ich bin von die siebente Compagnie, und die kommt zuerst, vor die habe ich das Wasser geholt."

„Du kannst mehr holen!" Die Kochgeschirre waren dem Burschen trotz seines beharrlichen Widerstandes aus den Händen gewunden, dabei aber freilich die Hälfte der ersehnten Erquickung verschüttet worden. „Ha! das schmeckt mir, mir auch! — Alle Hagel! kein Tropfen mehr darin. — Lauf, Karl, hole noch mehr. — Wo ist denn das Wasser?"

„Dort in dem einzelnen Gehöft, da oben an dem Abhang zieht der Brunnen noch," greinte der Bursch.

„Was habt Ihr mit dem Jungen? Warum habt Ihr ihn angehalten? Er gehört zu uns, wir haben ihn von Berlin mitgenommen." Die siebente Compagnie war heran und machte wider die unrechtmäßigen Aneigner ihr Eigenthumsrecht auf den Jungen und, was augenblicklich weit wesentlicher, noch auf das allerdings leider schon bis zum letzten Tropfen ausgetrunkene Wasser geltend.

„Wird denn die Unordnung da gleich ein Ende nehmen!" wetterte ein Hauptmann von seinem Gaule herab auf die Uebelthäter. ein. „Jeder in Reih und Glied! Scharf aufgetreten! Vorwärts!"

Der Commandeur des Bataillons, Obristlieutenant von Gaudy, sprengte die Marschsäule desselben hinunter. „Vorwärts, Grenadiere!" tönte sein Zuruf. „Hört Ihr denn nicht?" Die einzelnen fernen Kanonenschüsse waren in der That in den letzten Minuten zu einem fort und fort hallenden Donner angeschwollen. „Die erste Gardedivision befindet sich da drüben bereits im Gefecht begriffen, und es gilt, derselben Luft zu schaffen. Sollen unsere Kameraden etwa nicht mehr auf uns zählen dürfen?"

Durst, Hitze und Ermüdung schienen keinen Eindruck auf die Leute mehr auszuüben. „Vorwärts!" donnerte es aus den Gliedern, im Laufschritt fast ging es aus dem Dorfe die nächste Anhöhe empor.

Quer über Feld sah man Karl Lehmann über Brust und Rücken mit Kochgeschirren behängt und dazu noch ein halbes Dutzend derselben in den Händen wieder zu dem einzelnen Gehöft am Abhang hinauf und dann dem Bataillon nachtraben. „So recht! Brav, Junge!" wurde er bei dem Anlangen bei seiner Compagnie von den Mannschaften derselben begrüßt. Der Schweiß, welcher dem armen Burschen von der Stirn rieselte, hätte zur Noth ein Kochgeschirr ganz allein füllen mögen. Beim Ausmarsch des Bataillons aus Berlin hatte er sich als jugendlicher Freiwilliger bei demselben eingefunden und war seitdem im Anschluß an die siebente Compagnie, bei welcher ihm zuerst Aufnahme und Unterhalt gewährt worden, dieser gefolgt, indem er sich auf dem Marsche und im Quartier den Mannschaften wie den Officieren in jeder denkbaren Weise nützlich zu machen suchte.

„Weißt Du, Karl, es ist noch nicht genug. Schnell, laufe noch mal zurück und bringe noch mehr," lautete die Aufforderung.

„Nee, der Brunnen gibt oock keen Wasser mehr," erwiderte der Junge, indem er in dem Bemühen, mit dem eilig fortschreitenden Bataillon gleichen Schritt zu halten, munter nebenher trottete. „Da loofe ick lieber gleich voraus in det nächste Dorf und warte denn da. Nich, der Kirchthurm dort über den nächsten Berg is es schon?"

„Ja, ganz recht. Na, dann lauf, und hörst Du, laß Dich nicht wieder von denen von der fünften und sechsten Compagnie abfangen!" Der Junge befand sich schon zu weit entfernt, um diese Mahnung noch verstehen zu können.

Nach noch etwa zehn oder fünfzehn Minuten Berg auf, Berg ab sah man das Dorf Alt-Rognitz auf einer langhingestreckten Anhöhe vor sich liegen. Nach rechts stieg hart hinter demselben ein auf seinem Gipfel mit Wald gekrönter Berg empor, nach links zog sich von einer schluchtähnlichen Thalsenkung ebenfalls ein steiler und theilweise mit Wald bewachsener Abhang hinan.

Plötzlich fielen aus dem Dorfe Schüsse, und gleich darauf bemerkte man den Jungen die Schlucht links hinabgleiten und, weiter abwärts aus dem Grunde derselben wieder auftauchend, quer über Feld dem Bataillon zuflüchten. Drei oder vier österreichische Jäger waren auf einen Moment augenscheinlich in der Verfolgung desselben oben auf der Höhe hinter den Hecken und Zäunen der vordersten Gehöfte sichtbar geworden. Gleich darauf zeigte sich auch ein Trupp österreichischer Jäger und Infanteristen vor dem Ausgang der Dorfgasse, jedoch nur um bei dem anscheinend völlig unverhofften Anblick des preußischen Bataillons sich schleunigst wieder zurückzuziehen. Nach allem mochte die feindliche Spitze gleicherweise eben erst dort oben eingetroffen sein, und es galt, die Bestürzung und Ueberraschung des Gegners zu benützen, um sich, bevor derselbe von seiner ersten Verwirrung zurückzukommen vermochte, in den Besitz des Dorfes zu setzen.

Mit ausgeschwärmten Schützen ging es die Höhe hinan. Kaum zehn oder zwölf Schüsse empfingen dieselben, und mit deren Eintreffen vor den vordersten Hecken oben flüchteten die hinter denselben versteckten feindlichen Plänkler in die Schlucht hinunter oder rechts um das Dorf herum. „Vorwärts! Marsch, marsch!" Erst gegen den jenseitigen Ausgang des weithingestreckten und zwischen seinen einzelnen Gehöften von breiten Strecken Feld und kleinen Waldparcellen unterbrochenen Orts erneuerte sich der Widerstand. Schuß um Schuß blitzte hinter den Bäumen hervor und aus dem hohen Getreide.

Auch hinterwärts aus all den fest verschlossenen Gehöften und von links und rechts krachte es plötzlich. „Bataillon halt!" Der Soutien desselben mußte herangezogen werden. Irgend eine Uebersicht oder ein Erkennen der so blitzschnell veränderten Lage blieb völlig unmöglich.

Noch unter dem Eindringen der im Rückhalt verbliebenen Abtheilung des Bataillons in das Dorf war Karl Lehmann im athemlosen Lauf bei seiner Compagnie wieder eingetroffen. „Alle Höfe stecken voll Oesterreicher," berichtete er. „Sie haben mir vorhin schon zum Gefangenen gehabt; allein wie das Bataillon vorrückte, habe ick mir noch glücklich zu salviren gewußt." Die Mittheilung des Jungen besaß jetzt freilich keinen Werth mehr, ja bei der Verwirrung des Moments und dem Krachen und Knattern des beiderseitigen Gewehrfeuers blieb es zweifelhaft, ob dieselbe überhaupt nur von irgend wem gehört oder beachtet sein mochte.

„Der Oberstlieutenant ist gefallen!" hallte es von dem vordersten Gefechtsabschnitt. „Zurück! — Nein, vorwärts! Zur Attaque, Gewehr rechts! Fällt's Gewehr! Marsch, marsch!" Der Hauptmann der nächsten Compagnie hatte die Führung übernommen. Der dumpfe Schall der österreichischen Sturmtrommeln wirbelte entgegengesetzt aus allen Richtungen.

„Ihr werdet doch die Leichen eurer Officiere nicht dem Feinde überlassen wollen!"

„Hurrah!" Die stürmenden Oesterreicher waren durch einen Gegensturm zurückgewiesen worden. Das zur höchsten Potenz gesteigerte preußische Schnellfeuer beschleunigte die Eile ihres Rückzugs. Auch die feindlichen Flankenangriffe hatten kein günstigeres Ergebniß geliefert. In dem noch im preußischen Besitz gebliebenen Theil des Dorfes wurde von kleinen, rasch zusammengeschlossenen Trupps ein Gehöft nach dem andern erbrochen.

Die glücklich geborgenen Leichen des Oberstlieutenants von Gaudy und des unmittelbar nach ihm gefallenen Hauptmanns von Witzleben waren von einigen Soldaten zurückgetragen worden. So glücklich die Preußen jedoch auch den feindlichen Gewaltangriff zurückgewiesen hatten, so wenig vermochten sie des sichern Feuers der hinter den dichten Baumstämmen und in dem hohen Getreide, wie sonst hinter allen Deckungsgegenständen versteckten feindlichen Schützen Herr zu werden. Ihre Verluste steigerten sich in dem ungleichen Kampfe mit jedem Augenblick. Das eine preußische Bataillon befand sich einer ganzen österreichischen Brigade von sieben Bataillonen gegenüber und bereits mit vier derselben, dem 16. österreichischen Jägerbataillon und dem Regiment Parma-Infanterie, im Gefecht begriffen.

Die Uebermacht des Feindes wirkte immer entschiedener. Vor- und rückwärts wogte das erbitterte Gefecht. Bereits war die Mehrzahl der Officiere des preußischen Bataillons getödtet oder verwundet worden. Nach links behauptete der Hauptmann von der Golz mit einem um seine Compagnie zusammengeschlossenen Haufen noch glücklich den von ihm festgehaltenen Theil des Dorfes und drang von dort sogar noch wiederholt bis weit ins Freie vor. Augenblicklich drohte die Gefahr jedoch mehr nach rechts, von wo der Feind unter dem Schutz des hohen Getreides und der vorgelegenen Gebüschpartieen mit dichten Schützenschwärmen die schwachen ihnen dort nur entgegenstehenden preußischen Abtheilungen mehr und mehr zu umfassen suchte. Auch in der Dorfgasse drangen die Oesterreicher wieder vor-

wärts. Seit einigen Augenblicken war indeß die Spitze des von Eipel noch erwarteten zweiten Bataillons den hart bedrängten Vertheidigern sichtbar geworden, und durch die Kunde von der herannahenden Unterstützung neu entflammt, gelang es ihnen für einen Augenblick, in einem kräftigen Ansturm den schon verlornen Boden nochmals zurückzugewinnen.

„Ich bin getroffen! ich kann nicht mehr!" Der die Fahne des preußischen Bataillons tragende Fähnrich von Schenk war mit derselben, von einer Kugel durch beide Schenkel getroffen, zusammengebrochen. Ein Jubelgeschrei ertönte auf feindlicher Seite, und ein ganzer Trupp stürzte sich vorwärts nach der Richtung, wo das preußische Panier eben niedergesunken war.

„Halt! Steht bei eurer Fahne!" Einer der Fahnenunterofficiere hatte diese aus den Händen des Verwundeten aufgegriffen und hielt sie hoch empor. „Vorwärts!"

Die Angreifer hatten unter dem furchtbaren Gegenstoß den Versuch, sich des alten, schon in so vielen Schlachten ruhmvoll geführten preußischen Feldzeichens zu bemächtigen, meist mit dem Leben büßen müssen. Doch eine neue Woge drängte heran, und beinahe im gleichen Moment wurde die Stange der nur noch aus dieser und der mit dem eisernen Kreuz geschmückten Spitze nebst den Fahnenschnüren und dem Fahnenbande bestehenden Fahne von einer Kugel zerschmettert und deren Träger hielt nur noch den seines Ehrenschmucks beraubten Schaft derselben in Händen.

Ein Grenadier hatte die abgeschossene Spitze von der Erde aufgegriffen und ein Tambour sie ihm aus der Hand gerissen. Wieder mahnte, von diesem hoch emporgestreckt, das in dieselbe gefaßte ernste Zeichen des eisernen Kreuzes die Grenadiere an Sieg oder Tod. Indes schon nach wenigen Augenblicken brach auch dieser dritte oder eigentlich vierte Träger des alten Ruhmes und Siegeszeichens, von einer Kugel getroffen, zusammen.

Ein junger Lieutenant war noch gerade im letzten Moment bis zu dem Verwundeten durchgedrungen. Nach allen Richtungen bildete der Kampf nur noch ein verwirrtes Getümmel. „Seht hier Eure Fahne!" sammelte der Zuruf des tapferen Officiers die Seinen um sich. Er hatte die Spitze auf ein Bajonnet gesteckt und schwenkte sie, in der Rechten den Degen, mit der linken über den Kopf. „Wer zu dieser geschworen hat, der halte sich zu mir! Hurrah!"

„Hurrah! Hurrah!" Dem kühnen Führer nach stürmt preußischerseits alles wieder vorwärts, was noch Athem und Leben hat, und der Feind sieht sich, was er in der letzten Viertelstunde mühsam erstritten, in einem Augenblick wieder entrissen.

„Faß mit an, Junge!" Bald hier, bald dort von einem oder dem andern Grenadier angerufen, ihm zu helfen, einen verwundeten Kameraden mit zu dem unmittelbar vor dem Ausgang des Dorfes errichteten Verbandplatz zurückzuführen oder zu tragen, hatte Karl Lehmann wohl schon zehn Verwundeten den gleichen Liebesdienst geleistet. Das Stöhnen der blutigen Opfer des heißen Streites, wie deren Gejammer und der laute Ruf der Aerzte nach Wasser riefen ihm jedoch plötzlich die Erinnerung in das Gedächtniß zurück, daß ihm die Oesterreicher bei seiner vorigen Gefangennahme die von ihm getragenen Kochgeschirre und Flaschen entrissen hatten. Das Gehöft, wo ihm zuvor dieser Unfall begegnet war, lag keine zwei oder dreihundert Schritte von dieser Stelle entfernt, und richtig, die Flügel des in den Hofraum desselben führenden Thorwegs standen jetzt, halb aus den Angeln gesprengt, weit offen. Die Idee war ihm aufgestiegen, ob er sich unter diesen günstigen Umständen nicht vielleicht noch in den Besitz des ihm geraubten, anvertrauten Guts zurückzuversetzen vermöchte, und wie der Pfeil von der Sehne schoß er davon, den Versuch dazu auszuführen.

Wirklich lagen die Kochgeschirre noch über den ganzen Hofraum zerstreut. Auch ein Paar Feldflaschen waren achtlos zu denselben fortgeworfen worden, im übrigen aber befaßen die drei oder vier bei ihrer Flucht von den in das Haus eingedrungenen Preußen todt niedergestreckten Oesterreicher auch weit bessere und größere Feldflaschen, als er sie vorhin geführt hatte.

Er raffte die ihm entrissenen Stücke, und als einen Ersatz des Fehlenden, die österreichischen Flaschen an sich. Leider waren indes der Wagebalken und Schöpfeimer von dem Ziehbrunnen des Gehöfts entfernt worden, und derselbe gab deshalb kein Wasser mehr. Auch in dem nächsten und drittnächsten Gehöft, wohin er über die Gärten trennenden Hecken und Zäune übergestiegen war, fand es sich nicht anders. Erst beinahe am jenseitigen Ausgang des Dorfes bemerkte er einen Brunnen, aus welchem eben ein halbes Dutzend österreichischer Jäger und Infanteristen ihren Durst löschten.

Die Lage war nach der schlimmen Erfahrung, welche Karl Lehmann erst höchstens dreiviertel Stunden zuvor gemacht hatte, entschieden kritisch; allein zum Glück erwies sich entsprechend derselben sein Kopf heute ganz besonders fruchtbar an guten und zweckdienlichen Ideen.

„Ja, det kann jehen," murmelte er mit einem letzten Erkennungsblick hinüber zu dem Brunnen und rings um sich in die Runde. „Uebrigens aber liegt da noch gerade een Dodter, und wenn ick mir den seine Mütze uffsetze und mir seinen Rock anziehe, halten mir die da am Ende ooch vor eenen Oesterreicher."

Der ihm so glücklich aufgestiegene Gedanke war von dem schlauen Politiker im Handumdrehen ins Werk gesetzt worden und im nächsten Augenblick befand er sich mitten unter wohl zwanzig eben aus der Dorfgasse in das Gehöft geströmten Oesterreichern eifrig beschäftigt, seine Kochgeschirre und Flaschen mit dem ersehnten Naß zu füllen. Gerade die Menge und das bunte Durcheinander der Feinde mochten jedoch bewirken, daß von keinem derselben auf den kecken Burschen geachtet wurde. Der Weg durch die Dorfstraße erschien ihm übrigens näher, und unbekümmert um den Hagelschauer von Kugeln, welche sich in dieser kreuzten, wie um den heftigen Kampf nach allen Richtungen schlug er denselben ein, um so nur schneller die freiwillig übernommene Aufgabe auszuführen.

Auch der junge Officier war verwundet an der Spitze der Seinen niedergesunken, und die beiden Stücke des Feldzeichens wurden jetzt erneut wieder von dem Unterofficier, welcher die Fahne zuvor dem verwundeten Fähnrich abgenommen hatte, dem kleinen noch verwendungsfähigen Rest der hier kämpfenden Tapfern vorgetragen. Von Hand zu Hand war das alte ruhmgekrönte Panier so zu dem zweiten und nunmehr sechsten Träger zurückgewandert. In Trupps aufgelöst, hier unter der Führung eines der wenigen noch übrigen Officiere, dort unter der eines Sergeanten oder Unterofficiers behauptete das Bataillon noch immer die vordere Hälfte des Dorfes wider die nicht abreißenden Angriffe der Oesterreicher.

Bereits nahte indes die Hilfe. Von dem ersten Bataillon des Regiments Kaiser Franz war, um ihren bedrängten Kameraden beizuspringen, die letzte Viertelmeile seines Marsches in vollem Trabe zurückgelegt worden, und bald nach dessen Eingreifen in das Gefecht traf bei den tapferen Streitern die freudige Kunde ein, daß die gesammte zweite preußische Gardedivision die Marschrichtung auf Alt-Rognitz gewonnen habe, um die in und vor diesem Dorfe kämpfende feindliche Abtheilung von ihrem Corps abzuschneiden und wenn möglich völlig aufzureiben.

In der That hatte der Kampf genau die ihm vorgezeichnete Wendung genommen. Mit dem Eintreffen der ersten Unterstützungstruppen von der zweiten preußischen Garde-Division war die vor Alt-Rognitz verwendete österreichische Brigade gegen Trautenau zurückgeworfen und dort beinahe ganz vernichtet worden. Auch sonst hatte sich überall der Vortheil des Tages für die preußischen Waffen entschieden, und ein Haupttheil des Erfolges desselben mußte dem standhaften Ausharren der beiden preußischen Bataillone in dem vorgenannten Dorfe gegen eine beinahe vierfache Uebermacht und während eines mehr als dreistündigen Gefechtes zugeschrieben werden.

Nahe an Trautenau, bis wohin die Reste des zweiten Bataillons von Kaiser Franz den Siegern in der Verfolgung des flüchtigen Feindes gefolgt waren, hatten dieselben Halt gemacht, um die Leiche ihres bis dahin mitgeführten Commandeurs und der übrigen gefallenen Officiere zu bestatten. Die letzten Salven donnerten über deren Gruft. Da sprengte ein kleiner Reitertrupp die Landstraße entlang. Es war der Kronprinz von Preußen mit seinem Stabe, unter dessen Leitung die preußischen Garden diesen ersten schönen Siegestag erfochten hatten, und wieder unter dessen Führung sie wenige Tage später den noch weit folgenschwereren Sieg von Königgrätz entscheiden sollten.

Und abermals ging die zerschossene und so ruhmvoll behauptete Fahne von Hand zu Hand, doch diesmal nicht als der Leitstern der Ehre in dunkler Schlacht und als das Vereinigungszeichen zu Sieg oder Tod, sondern in bewundernder Anerkenntniß der bewiesenen Ausdauer und Standhaftigkeit. Reiches Lob ward von ihrem künftigen Kriegsherrn den Tapfern gespendet, deren keiner, die Todten



Brannenburg in Oberbaiern.

Originalzeichnung von Olof Winkler.

wie die Lebenden, von demselben vergessen ward. Doch ja, einer ging leer aus, wo sonst alle belohnt oder belobt wurden, und doch war dieser eine fürwahr nicht der wenigst Brave an dem heutigen blutigen und sieggekrönten Tage gewesen.

Wer hätte freilich bei der allgemeinen stürmischen Erregung auch an den Jungen, den Karl Lehmann, denken sollen! Ihm selber kam es zum wenigsten in den Sinn, sich ausgezeichnet zu haben und seinen Theil an dem gespendeten Lobe in Anspruch zu nehmen. Daß er zehnmal im Verlauf des Kampfes im heftigsten Kugelregen den gefährlichen Weg zum Brunnen zurückgelegt hatte, um den durstigen Kämpfern und den Verwundeten einen Labetrunk zuzutragen, entsprach im Grunde zu sehr der einmal freiwillig von ihm übernommenen täglichen und stündlichen Mühwaltung, als daß er darin etwas Besonderes hätte sehen sollen, und was die Kugeln anging, nun, so waren die heute eben einfach nur eine zufällige Beigabe gewesen und brauchten ihm um so weniger in Rechnung gestellt zu werden, als ihn ja ohnehin doch keine getroffen hatte.

Der Kronprinz war in der Richtung von Staudenz davongesprengt und ein donnerndes Hurrah jubelte hinter ihm her, so lange die unter den Rosseshufen seines Zuges aufwirbelnden Staubwolken in der hereinbrechenden Abenddämmerung den Nachschauenden noch sichtbar blieben. Dichte Gruppen traten dann zusammen, um sich über die gespendeten Auszeichnungen und den bestandenen Kampf zu unterhalten. Allmählich lösten sich auch diese, und jeder schickte sich an, so gut es gehen wollte, sich für die Nacht einzurichten.

„Nein, seht doch den Jungen an!" hatte ein Grenadier die Aufmerksamkeit auf Karl Lehmann gelenkt. „Junge, wie siehst Du aus!" stimmten zehn andre bei. In der That durfte der Griff, welchen derselbe mit seinem dem gefallenen Oesterreicher ausgezogenen Waffenrock gemacht hatte, gerade als kein besonders glücklicher bezeichnet werden. Der Todte mußte unbedingt der Flügelmann vom Regiment Parma-Infanterie gewesen sein. Die Aermel des Rocks reichten dem Jungen fast bis zu den Knien, und was die Breite der Schultern betraf, so hätten drei Burschen wie er bequem darin Platz finden mögen.

„Hahaha!“ Die verdutzten Blicke, mit welchen Karl sein äußeres Ich musterte, steigerten die allgemeine Heiterkeit noch. „Mindestens mußt Du Dir die Ärmel um einen guten Fuß abschneiden lassen,“ hatte ihm einer den freundlichen Rath ertheilt.

„I ja, daran habe ick doch schon gedacht,“ stimmte er bei. Indes kam ihm mit noch einem Blick auf sein unvortheilhaftes Exterieur ein anderer und zweckentsprechenderer Gedanke, „ick wer mir lieber det nächste Mal, wenn wieder ne Schlacht is, 'n kleenern aussuchen, der is so schon so dreckig.“

Es ist wahrscheinlich, daß Karl Lehmann fünf Tage später bei Königgrätz diesen ihm gekommenen gescheidten Einfall ins Werk gesetzt hat, die Gelegenheit dazu war auf dem dortigen Schlachtfelde wenigstens für ihn im reichsten Maße vorhanden. Gewiß aber ist, daß das Metall zu einem vortrefflichen Soldaten in dem kleinen Burschen steckt, vorausgesetzt, daß er sich daran gewöhnen will und kann, Stiefeln zu tragen, denn den ganzen Feldzug über hat er beharrlich darauf bestanden, kein solches Kleidungsstück anzulegen, und ist er auch noch bei dem Siegeseinzug in Berlin barfuß, wie ein ächter Berliner Straßenjunge, im Gefolge seines Bataillons in die preußische Hauptstadt eingezogen.

Aus allen deutschen Gauen.

XIII. Das oberbairische Malerparadies.

Da, wo das Innthal sich erweitert, um allmählich sich in der großen Ebene von Oberbaiern zu verlieren, zwischen dem Gebirgsstock des Wendelstein und den die Wassermassen des Innstroms vom lieblichen Chiemsee scheidenden Vorbergen liegen verschiedene Dörfer und Flecken, theils im sumpfigen, üppigen Moorgrund der Innauen, theils an die schroffen Felswände der ersten Vorberge kuhn angebaut, welche mit ihrer Umgebung mehr oder weniger alle malerische, wie poetische Reize in Hülle und Fülle bieten. Das unmittelbare Zusammenstoßen der Hochebene mit den kuhn ansteigenden nackten Felsgebirgen gibt der Landschaft ein eigenthümliches, ebenso großartiges wie liebliches Gepräge, und die Dörfer mit ihren friedlichen Kirchen, mit den flachen, von mächtigen Steinen beschwerten Holzdächern, verschnörkelten Gallerien und üppigen Hopfen- und Weingeländen haben etwas so freundlich Einladendes, winken und blinken dem vorüberreisenden Norddeutschen so anmuthig entgegen, daß er, wenn es Zeit und Umstände erlauben, ganz gewiß Rast macht, sich am Zauber der Natur und der ländlichen Stille zu erfrischen und die Welt mit ihren Sorgen für einige kurze Tage zu vergessen.

Auf ungefähr halbem Wege der Rosenheim-Kufsteiner Eisenbahn liegt die Station Brannenburg, lieb und werth jedem, der sie kennt. Denn es knüpfen sich tausenderlei große und kleine, meist angenehme Erinnerungen an diesen Namen. Er kann es nicht über sich gewinnen, vorbeizufahren. Er muß aussteigen, dem lieben Fleckchen Erde einen Besuch abzustatten, und wenn es nur bis zum nächsten Bahnzuge wäre. Er wird gern und freudig den schlechten, steinigen Weg dahinstolpern, bis er um die Kirchhofsmauer biegend das alte stattliche, ihm wohlbekannte Wirthshaus mit dem winkenden grünen Kranz und dem aus Holz geschnitzten, richtiger verschnitzten, bunt bemalten St. Florian über der gastlich offenstehenden Thür erblickt. Heitere Bilder glücklich hier verlebter Tage leuchten ihm durch den Sinn. Er eilt ins Haus. Mit herzlichem Willkomm tritt ihm der Wirthin Töchterlein, das goldblonde Walperl entgegen, kaum größer, aber desto hübscher geworden, der dicke gemüthliche Hausherr sitzt im Flur bei seiner Maß Bier, wie ehedem; eine Kellnerin kommt eben mit frisch gefüllten Krügen daher für die durstigen Bauern. Sie ist verjährtes Eigenthum des Hauses, seit Urzeiten schenkt sie Bier in diesen Räumen; sie ist immer geschäftig, immer munter und kann es nicht lassen, immer dicker und runder zu werden.

Wir kennen dieses lächelnde, rothglänzende Vollmondgesicht recht wohl, auch uns hat sie an heißen Sommertagen schon oft mit einem kuhlen frischen Trunk erquickt, hat uns durch ihren Gesang, der eine bessere Vergangenheit gehabt zu haben scheint, manche Stunde unendlicher Regentage verkürzt. — Und die Vergangenheit wird nun zur Gegenwart. Und wenn wir gegessen und getrunken haben, wenn wir am Abend die lustigen Weisen der Bauern und die hellen Jodler der Dirndln gehört und müde von der Reise und vom Herumsteigen unsere Lagerstatt aufgesucht haben, da ist uns so wohl, so heimisch zu Muth, denn es ist ja alles wie vor Jahren, die Küche gut, der Heuer frisch und wie ehedem wiegen uns die weichen melodischen Klänge der glücklichen Bergbewohner trotz der harten Matratze bald in süßen Schlaf! —

Es ist ein liebliches Stückchen Erde, das Brannenburg. Hart angebaut an die waldigen Vorberge des Wendelstein, bietet es nach allen Seiten hin die genußreichsten, mannigfaltigsten Naturschönheiten. Der Blick nach Norden ist weit, unbegränzt. Weite Flächen rothbraunen Moores wechseln auf das anmuthigste mit frischen grünen Auen und üppigen Laubwäldern. Hier und da glitzert dazwischen ein silberner Streif vom sonnenbeleuchteten Inn, lacht uns freundlich eine grün oder roth angestrichene Kirchthurmspitze entgegen. Unendlich weit hinaus verliert sich das Auge in der blauen luftigen Ferne.

Einen sonderbar überraschenden Contrast gibt der Blick nach Süden. Groß und einfach, fast drohend erhebt sich dort das nackte zackige Kaisergebirge, gleichsam Wache haltend am Eingang in das Reich seiner gigantischen Brüder. Friedlich fließt der Inn daher, von theils felsigen, theils bewachsenen Vorbergen begleitet, der Ebene zu. Lachende Wiesen und Aecker, rauschende Wälder und feuchter, schilfiger Moorboden durchziehen das weit sich öffnende Thal. Die Glocken der weidenden Kühe klingen von nah und fern in einem melodischen Gesumme zusammen, der jauchzende Juherruf schallt weit durch das Thal und hallt allmählich verwehend von den himmelansteigenden Felswänden wider. Die ganze Schöpfung athmet Freud und Friede!

Einer besondern Eigenschaft unseres Dörfchens sei noch Erwähnung gethan.

Es bietet während der Sommermonate ein reges, munteres Treiben in seinem Wirthshaus. Schon seit langer Zeit ist es (ähnlich wie die Ramsau und in früheren Tagen Frauen Chiemsee) der Sammelplatz eines lustigen Malervolkes, welches alljährlich da zusammenströmt aus allen Ecken und Enden Deutschlands, um sich theils mit den nothwendigen Studien für den kommenden Winter zu bereichern, theils den Staub des dumpfigen Stadtlebens einmal von sich zu schütteln, an der reinen, reichen Natur sich neu zu klären, an der herrlichen Gebirgsluft zu erfrischen. Jeder findet hier, was er sucht: die schönsten Studienplätze der verschiedensten Art in nächster Nähe, reinen Frieden der Natur überall — und das zusammen hat den Ort zu dem gemacht, was er ist, zur rechten, echten Malerherberge. Ueberall, wohin wir uns wenden, schimmern uns die weißen Schirme der Landschafter entgegen, in deren schattiger Schwüle die armseligen Copisten der unerreichbaren Natur im Schweiße ihres Angesichtes sich abmühen, wenn sie nicht den nahen kühleren Schatten des leise rauschenden Buchendaches vorgezogen haben, in träumerischem Selbstvergessen die geschäftig summenden Bienen, das Spiel der schillernden Schmetterlinge und die ewig wechselnden Gebilde des murmelnd plätschernden, krystallhellen Bergbaches mit halbem Sinn verfolgend, behaglich im duftigen Grase liegen, den blauen Dampf der Cigarre in die blauen Lüfte blasen und „mit den Augen“ zu studiren meinen.

Die Abende dagegen sind ausschließlich dem Vergnügen und den heiteren Musen geweiht, und die wenigen Münchner Familien, welche hier ihre Sommerfrische halten, ganz besonders aber deren muntere Töchter, nehmen gern an den Spielen und Erlustigungen der Künstler Theil.

Am Familientische.

Ein merkwürdiges Huhn.

Während meines Aufenthaltes in Canton hatte ich die Gewohnheit, täglich einige Stunden in den verschiedenen Straßen umherzuwandern, theils um Merkwürdigkeiten aufzustöbern, theils um meiner Vorliebe für das Studium von Volkscharakteren zu genügen. Eines Tages gelangte ich an eine Art Marktplatz, wo sich allerlei Schau- und Spielbuden befanden, von welchen letzteren die Chinesen ganz besondere Freunde sind. Unter den Schaubuden bemerkte ich auch eine, wo gegen Erlegung von einem Kasch, eine jener durchlöcherten Scheidemünzen von ⅓ Pfennig Werth, ein Huhn mit einem Hühner- und einem Entenfuße gezeigt wurde. Ich sah mir das merkwürdige Thier näher an und fand im ersten Augenblicke an dem Natur spiel namentlich das am auffallendsten, daß der Entenfuß sogar gelb war, während der Hühnerfuß seine natürliche graublaue Farbe trug. Ich hatte damals schon die Chinesen als die ärgsten Betrüger der Welt kennen gelernt und glaubte deshalb auch bald, daß ein Betrug vorliege, aber ich kam davon zurück, als man mich das übrigens ganz gezähmte Huhn ruhig in die Hand nehmen und untersuchen ließ. Ich fand durchaus nichts Verdächtiges, das Gelbe des Entenfußes ging auf der halben Höhe des Beines allmählich in die blaue Farbe über und dieser Uebergang erschien ganz natürlich. Ich wunderte mich über diese Merkwürdigkeit, indessen wuchs mein Staunen noch bedeutend, als der Budeneigenthümer mir in dem an der chinesischen Küste gangbaren Pitschen- (chinesische Verstümmelung von business) oder Geschäftsenglisch auseinandersetzte, daß der Entenfuß nicht etwa angeboren, sondern künstlich und auf chirurgischem Wege angesetzt sei. Ich konnte mir zwar die Möglichkeit einer solchen Operation nicht gut vorstellen, entdeckte jedoch bei einer nochmaligen Untersuchung, daß es wirklich so aussah. Der Chinese schien noch Zweifel in meinem Gesichte zu lesen, und um sie gänzlich zu verscheuchen, holte er jetzt unter dem Tisch noch einen Hahn hervor, der ebenfalls einen Enten- und einen natürlichen Fuß hatte. Ersterer war in der Mitte des Beines mit einer Bandage umwickelt, weil, wie der Chinese sagte, er noch nicht ganz angeheilt sei.

Eine solche Merkwürdigkeit, mit der ich die ganze medicinische Welt Europas überraschen konnte, durfte ich mir unter keiner Bedingung entgehen lassen, und da in China alles käuflich ist, fragte ich nach dem Preise.

„Zwei Dollars," lautete die Antwort. Ich hatte wenigstens auf 20 gerechnet und freute mich innerlich über die bescheidene Forderung des Verkaufes.

Aber ich bedurfte auch des Hahnes, ohne den Hahn hätten mir alle Aerzte gesagt, das Huhn sei mit dem Entenfuß geboren, ohne daß ich das Gegentheil beweisen konnte.

„Gut, ich nehme das Huhn, aber was kostet der Hahn?" — „Der Hahn ist nicht verkäuflich."

„Weshalb nicht?"

„Der angesetzte Fuß ist noch nicht geheilt."

Kein Zaudern, nicht einmal die Verdoppelung des Angebots half. Das machte mir die Sache wieder verdächtig. Das Huhn bekam ich für zwei, den Hahn sollte ich nicht einmal für vier Dollars haben, nur weil der Fuß noch nicht ganz geheilt sei. Die Sache mußte einen Haken haben.

Unser Schiffsarzt war mit mir in Canton, und um mich nicht möglicherweise zu blamiren, beschloß ich, ihn zu Rathe zu ziehen. Ich sagte dem Chinesen, ich würde das Huhn bei meiner Rückkunft mitnehmen und eilte spornstreichs nach Hause.

„Herr Doctor, ich habe eine wunderbare Entdeckung gemacht, hier werden Hühnern Entenbeine anoperirt. Wenn Sie dahinterkommen, wie es geschieht, sind Sie in Europa ein gemachter Mann."

Der Doctor lächelte ungläubig, wollte sich jedoch durch Augenschein überzeugen und begleitete mich.

Das Huhn spazierte mit seinem Entenfuße noch immer auf dem Tische umher, aber der Hahn war bei Seite gebracht. Die Untersuchung begann aufs neue.

„Es ist mir zwar unbegreiflich," sprach der Doctor nach einer Weile, „aber man kann deutlich sehen, wo die Haut des Entenfußes am Hühnerbein angewachsen ist." Ich überzeugte mich auch davon, aber noch immer regten sich Zweifel; weshalb wollte der Chinese den Hahn nicht verkaufen? Ich beschloß noch einen Versuch und bot sechs Dollars.

Der Chinese schien zu schwanken. Schon holte ich mein Portemonnaie hervor, um durch den Klang des Silbers die letzten Skrupel des Chinesen zu beseitigen, als der Doctor, der inzwischen nochmals das Huhn aufgenommen hatte, mir zurief: „Halt, kaufen Sie nicht, es ist Betrug, hier ist die Naht, die Haut eines Entenfußes ist nur wie ein Handschuh über das Hühnerbein gezogen." Also doch! Es war wirklich so, aber in einer so außerordentlich geschickten Weise gemacht, wie selten etwas. Ein ganz feiner Streifen, so fein, daß er uns beiden lange Zeit entgehen konnte, zeigte, wo die zum Ueberziehen aufgeschnittene Haut des Handschuh zusammenstieß, der mit irgend einem Stoff um das Bein geleimt sein mußte. Die obere Kante war dünn ausgeschabt und durch eine Art Harz und die künstliche Nachahmung der blanken Schuppen an Hühnerbeinen so glatt und eng anschließend umgelegt, daß jeder sie für angewachsen halten mußte.

Die Chinese sah sich nun entlarvt. Unsere Anwesenheit hatte eine Menge Volks herangelockt, und wenn ihm schon deswegen die Aufdeckung des Betrugs unangenehm sein mochte, so war es ihm gewiß noch empfindlicher, von „Barbaren" durchschaut zu sein. Er packte mit ingrimmiger Miene sein Huhn fort und begleitete unser Fortgehen mit einer Flut chinesischer Schimpfreden, aus denen wir zu verschiedenen Malen den beliebten Schmeichelnamen der Europäer in China, Fan Kwei, fremder Teufel, heraushörten.

Ich war froh, meine acht Dollars gerettet zu haben, und nahm mir vor, bei chinesischen Naturmerkwürdigkeiten künftig sehr auf der Hut zu sein.

R. Werner.

Aus dem weiten Rußland.

I. Eine Tschuwaschenhochzeit.*)

Weit hinten im östlichen Rußland, im Gouvernement Kasan, rauscht schäumend und tosend die Wolga. Ihre Fluten wirbeln alljährlich mächtige Sandbänke auf, es entstehen haushohe und werstelange Inseln, um im nächsten Jahre wieder zu verschwinden und meilenweit dann sich aufs neue aufzubauen. Einzelne dieser Inseln haben auch Dauer; sie grünen und bedecken sich mit Bäumen, die nach 20—30 Jahren vier Fuß im Durchmesser halten und aus denen das Landvolk sich allerlei Hausgeräthe verfertigt. Diese Bäume, die sogenannten Rheinweiden, mit ihrem langen verworrenen Wurzelwerk und ihren mannsdicken Aesten, werden oft durch die Frühjahrsfluten fortgerissen und weiter geschwemmt, um sich an einer andern Uferstelle wieder abzulagern. Oft bilden sie dann einen Damm, auf dem sich die riesigen Eisschollen thürmen, krachend und tobend einander überstürzen und endlich, zusammenbrechend, von der schmutziggelben Flut weiter und weiter getragen werden, bis die wärmere Sonne des Südens sie schmilzt oder das caspische Meer sie verschlingt.

Die Ufer des Stromes sind hier hoch, bisweilen mehrere hundert Fuß. In romantischer Wildheit stürzen sie bald in jähen Abhängen hernieder, bald mildert die Cultur ihren rauhen Charakter. Man erblickt terrassirte Anlagen mit Landhäusern und Gärten. Eine liebliche Landschaft öffnet sich dem Blicke, und ein reizendes Dörfchen schaut hier und dort aus dem erfrischenden Grün, wie ein Myrthenblümchen aus einem Brautkranze.

In dieser Gegend, am rechten Ufer der Wolga, wohnt ein Volk, das erst vor 60—70 Jahren auf Befehl der russischen Regierung den christlichen Glauben hat annehmen müssen, aber noch den ganzen Typus des alten Heidenthums in sich trägt und die früheren Sitten und Gebräuche treu bewahrt hat.

Es sind dies die Tschuwaschen, ein gutmüthiges, liebenswürdiges Völkchen, ohne Falsch und fast in kindlicher Unschuld dahinlebend. Die Männer sind von mittelgroßer, schlanker, aber kräftiger Statur. Die Frauen eher untersetzt, von angenehmem Aeußern, ja nicht selten schön.

Unter diesem Volke brachte ich einen Sommer zu, als mich ein hartnäckiges kaltes Fieber zwang, meinen damaligen Wohnort Kasan zu verlassen und die trockene Luft einer höher gelegenen Gegend aufzusuchen. Während meines dortigen Aufenthaltes erlebte ich ein Fest, eine Tschuwaschenhochzeit, dessen originelle Einzelnheiten mein lebhaftestes Interesse in Anspruch nahmen und die ich den Lesern hier wiedergebe.

Der Bräutigam hat sich seine Zukünftige erwählt und macht ihr seinen Antrag. Nach langen, schüchternen und verschämten Weigerungen erklärt sie sich mit dem Antrage einverstanden; es wird alles zu ihrer Vereinigung Nothwendige vorbereitet und besprochen, und es bleibt nur noch übrig, die Einwilligung der Brauteltern einzuholen; doch das ist ein sehr schwieriger Punkt.

Der Bräutigam wirft sich in seine Staatskleider. Der beste Armäck, ein langschößiger Rock von selbstgewebtem, naturellfarbigen Beiderwand wird angezogen, das bis in den Nacken hängende lange Haar rund herum glatt geschnitten, auf das sorgfältigste gekämmt und auch wohl verstohlen mit einem Stückchen Butter pomadisirt. Selbstgeflochtene Sandalen von Lindenbast werden mit langen Lederriemen über grauwollene Tuche, welche die Stelle der Strümpfe ersetzen, bis an das Knie hinauf kreuzweise festgeschlungen. Nachdem dann noch der Hut bedächtig aufgesetzt ist, tritt der junge Mann vor die Schwiegereltern und wirbt in aller Form um die Braut.

Alsdann beginnt ein scharfes Examen über seine Existenzmittel und den Grad seiner Wohlhabenheit, ob er Pferde besitzt und wie viel, ob er ein Haus

---

*) Einer unserer geschätztesten Mitarbeiter schickt uns obigen Beitrag, der den Anfang einer Reihe von Schilderungen aus dem Innern Rußlands bildet, mit folgenden Zeilen: „Vor etwa einem Vierteljahre erhielt ich einen Brief aus dem Innern von Rußland. Er kam von einem Manne, der in meinem Heimatsdorfe mein unzertrennlicher Jugendgespiele gewesen war. Er war der Sohn einer total verarmten Handwerkerfamilie, dessen Schwester bei meinen Eltern diente und der sich in unserm Hause satt aß. Als ich von Hause fort ging, kam er auf einem benachbarten Dorfe bei einem Stellmacher in die Lehre. Seitdem — 26 Jahre lang — hatte ich nichts von ihm gehört. Jetzt schrieb er mir ganz in derselben Weise, wie er früher in unserer Jugend zu mir gesprochen — seine Briefe thaten mir wohl, und wir stehen seitdem in Correspondenz. Er ist Mühlenbesitzer in Rußland und wohlhabend, und hat alles, was er besitzt, sich selbst zu danken. Er zeichnet, bildet seinen Geist, und seine Briefe machen mir eine wahre Freude. Er hatte im Innern von Rußland durch das Daheim von mir erfahren und darauf hin an mich geschrieben. Ich fragte ihn, ob er mir nicht etwas schicken wolle über Sitten, Gebräuche rc. Rußlands, weil ich fand, daß er lebhafte Beobachtungsgabe, frische, lebendige Darstellung und Gemüth habe. Ich machte ihm den Vorschlag, seine Arbeiten druckfähig zu machen und das Honorar für Arme unseres gemeinsamen Geburtsortes zu verwenden, den wir beide noch mit größter Liebe im Herzen tragen. Nachstehenden Artikel hat er mir gesandt. Sollte er Ihnen gefallen, so können Sie derartiges mehr bekommen. Er ist seit 20 Jahren in Rußland und kennt die Zustände genau." Wir öffnen gern unserem fernen Landsmann die Spalten des Daheim. D. R.

für sich bewohnt oder mit Eltern, Verwandten oder sonst jemandem; ob und wie viel Kühe, Schafe, Schweine, Federvieh er sein Eigenthum nennt ꝛc.

Der geplagte Bräutigam erträgt diese Tortur mit stoischem Gleichmuthe. Er stellt seinen Reichthum im glänzendsten Lichte dar, bejaht oder verneint nach Umständen und erhält zuletzt von dem Schwiegervater mit dem grimmigsten Gesichte eine directe abschlägige Antwort, einen Korb in allerbester Form. Der Herr Bräutigam scheint sich dies jedoch nicht sehr zu Herzen zu nehmen. Er kehrt eben so heiter nach Hause zurück, wie er gekommen. Er verliert weder den Muth, noch zerzaust er sein Haar — was kümmern ihn die Schwiegereltern, er weiß sich mit seiner Braut einverstanden, und das genügt ihm.

Unverdrossen geht er des andern Tages an seine Arbeit, verrichtet die Woche hindurch sein gewohntes Tagewerk, und niemand ahnt, daß in ihm ein heroischer Plan zur Reise gedeiht.

Eines schönen Abends spannt er plötzlich seine drei besten Pferde vor den Wagen, bindet die Glocke im Krummholz mit Riemen fest, damit sie stumm bleibt, leiht, wenn er selbst nicht drei Pferde besitzt, die fehlenden vom Nachbar und ladet ihn auch zur Begleitung ein, die nie verweigert wird.

Leise und in tiefem Dunkel verläßt das Gefährt das Dorf und schlägt den Weg zur Wohnung der Braut ein. In der Nähe derselben angekommen überläßt der Bräutigam Pferde und Wagen seinem Begleiter und schleicht in aller Stille zu der auf ihn harrenden Geliebten. Diese sitzt bereits in einem vom Hause abgelegenen hölzernen Speicher, umgeben von ihren sämmtlichen in Ballen und Kisten verpackten Habseligkeiten.

Die impertinenten Wächter des Hauses, die Hunde, sind längst durch Einsperren stumm gemacht, und unter dem Schutze der Dunkelheit beginnt jetzt der junge Mann mit seinen Begleitern mit größter Diebesfrechheit alles, was er im Speicher vorfindet, auf den Wagen zu packen. Zuletzt nimmt er auch die Braut mit, und geräuschlos, wie er gekommen, fährt er zum Dorfe hinaus. Sobald aber die erste tiefe Schlucht hinter ihm liegt, wird angehalten, die Glocke losgebunden und dann geht es dahin im wilden Galopp über Stock und Stein, daß das Glöckchen laut durch die stille Nacht tönt, dem heimischen Dorfe zu.

Hier empfängt die Mutter des Bräutigams die künftige Schwiegertochter mit liebender Zärtlichkeit und führt sie wiederum in eine abgelegene Scheune, wo sie so gut wie möglich mit Speise und Trank versehen, gebettet und — eingeschlossen wird.

Ihre fernere Wohlfahrt ist nur der Schwiegermutter oder in Ermangelung derselben einer weiblichen Verwandten des Bräutigams anvertraut, und dieser bekommt sie nicht wieder zu sehen, bis der Priester zum christlichen Ehebunde ihre Hände segnend in einander legt.

Wieder vergeht für den jungen Mann eine Woche, wie so viele seines Lebens, bei gewohnter Arbeit.

Dann legt er abermals seinen Sonntagsstaat an, vertauscht auch wohl, um einen tieferen Eindruck zu machen, die Sandalen mit derben dickbesohlten Lederstiefeln und fährt langsam zu dem Dorfe der Braut, diesmal allein, aber auf dem Wagen liegt ein Schaf oder eine Kuh oder ein Füllen folgt angebunden.

So erscheint er zum zweiten Male vor dem auf das tiefste betrübten und gebeugten Schwiegervater, der ihm das große, ihm widerfahrene Unglück, die Entführung seiner Tochter klagt.

Der junge Mann nimmt den innigsten Antheil an dem Kummer, tröstet und räth hin und her, wer wol der Entführer sein könne, bis er schließlich unter wunderlichen Gesticulationen sich selbst zu der That bekennt.

Der Alte wird zornig und überhäuft den Räuber seines Kindes mit den bittersten Vorwürfen und Drohungen, die letzteren jedoch wenig zu berühren scheinen. Er bietet ganz kaltblütig ein Schaf zur Versöhnung an. Der Alte schlägt es aus. Es folgt eine Kuh. Die Vorwürfe des Schwiegervaters nehmen eine mildere Form an. Schließlich wird ein schönes Füllen offerirt, und der Zorn des Alten ist vollständig besänftigt. Der junge Mann ertheilt jetzt den Rath, das Füllen, welches noch keine Arbeit gethan, dem heidnischen Gotte Kirenict zu opfern. Ganz zufriedengestellt, willigt der Alte ein und — wird zur Hochzeit eingeladen.

Diese selbst wird hierauf publicirt und in den Dörfern der Umgegend bereitet sich alles zu dem Feste vor.

Am bestimmten Tage strömen die Gäste lärmend und jauchzend zum Dorfe des Bräutigams; Wagen, auf denen jede Familie ein Fäßchen selbstgebrautes Märzbier mit sich führt, rollen rasselnd und mit hellem Glockengeklingel durch die Straßen, und Cavalcaden junger Leute, geschmückt mit bunten und am Hute flatternden baumwollenen Tüchern erscheinen im vollen Galopp von allen Seiten.

Dann geht es zur Kirche und nach vollzogener Trauung zurück ins Dorf, wo ein endloser Schmaus beginnt, bei dem Bier und immer wieder Bier so lange in hölzernen Trinkschalen die Runde macht, bis die Gäste taumelnd nach einander ein stilles Plätzchen suchen, um im Traume weiter zu trinken.

Am andern Tage geht die Festlichkeit wieder an. — Doch es fehlt die junge Frau. Man sucht und findet sie nicht; Thüren werden geöffnet und wieder zugeschlagen, es wird gelärmt, getobt, man macht Witze, vollführt die lächerlichsten Gesticulationen, bis endlich jemand so glücklich ist, die Verlorne zu entdecken. Die Aermste sitzt verschleiert und mit einem großen Bettlaken bedeckt in irgend einem Schuppen. Sie wird unter Jubel hervorgeholt und die Zielscheibe aller möglichen Possen und Witze, und dies Fegfeuer dauert so lange, bis der Genuß des starken Bieres die Neckenden zur Ruhe bringt.

Am dritten Tage erscheinen wieder die jungen Leute zu Pferde und die ganze Gesellschaft stürmt zum Dorfe hinaus auf das Feld. Hier wird ein Pfeil in die Höhe geschossen. Alles stürzt nach dem Punkte, wo er sich senkt, und der Glückliche, der ihn auffängt, erhält vom Bräutigam eine Kupfermünze als Geschenk.

So dauern diese Hochzeiten oft drei Wochen lang, bis alles ausgetobt hat und ermüdet ist, um nach Weihnachten oder nächstes Jahr im Juni — jedesmal zwischen den größeren Fastenzeiten — das Vergnügen bei der Hochzeit eines andern Paares, wo der Bräutigam seine Zukünftige noch mit größerer Mühe zu entführen hatte, zu erneuern.

A. F. Sommermeyer.

Wie man in Paris für ein neues Journal Reclame macht.

Das Petit Journal, das täglich in 280,000 Exemplaren verkauft wird, kündigt das Erscheinen einer neuen Collegin (wie es scheint, ziemlich nahe verwandt) folgendermaßen an:

„Heute morgen herrschte in unseren Bureaux eine außerordentliche Aufregung, obgleich die Neujahrsfestlichkeiten doch schon längst vorüber waren. Die Commis erschienen ungewöhnlich früh — die Redacteure standen zusammen und schienen sich über ein ernstes, gewichtiges Ereigniß zu besprechen. Der Cassier, dieser charmante Functionär, der so hinreißend aussieht, wenn er seine Hände segnend über uns ausstreckt ... hatte die Miene eines Menschen, der eine Extrabeschäftigung übernehmen soll. — „Ist es geschehen?" sagten die einen. — „Ist sie lebensfähig geboren worden?" riefen die anderen. — „Wird sie groß sein?" fragten einige besonders Neugierige. — „Wird sie geistreich, nützlich sein? wird sie gefallen?" murmelten die, welche am besten unterrichtet erschienen. ... „Zeigt sie uns, zeigt sie uns!" rief die Menge aus. Auf alle diese Fragen erfolgte die Antwort: „Meine Herren, Ihre Theilnahme rührt uns, Ihr Eifer ist uns höchst erfreulich! ... Wir wollen Ihnen denn die Neugeborne zeigen ... die erst in einigen Tagen ... den Augen des Publikums vorgestellt werden kann." — —

„Ich glaubte wahrhaftig, es wäre ein vorige Nacht in die Welt gebornes Mädchen. Ich träumte mich hinein in das geheimnißvoll halbdunkle Gemach, wo sie lag. Ich sah die normannische Amme sie wiegen, ich träumte von Taufrede und Tauffest, von hübschen Gevatterinnen .... da brachte man mir das Neugeborne ... ich wich vor Erstaunen zurück ... es war kein kleines Mädchen, es war eine große Publication, ein Kraftstück von Billigkeit, das außerordentlichste, das je versucht worden ....

„Es war die Revue pour Tous, zu 3 Franken (24 Sgr.) jährlich." —

In ähnlichem Styl wird nun weiter ausgeführt, daß das neue Wunderblatt für diesen Wunderpreis 52 Lieferungen jährlich bringen werde, deren jede 24 Spalten Text (Kleine Neuigkeiten. Anekdoten. Hausmedicin. Neuigkeiten von der Flotte und Armee. Religiöse Neuigkeiten und Predigten aus dem katholischen, protestantischen und jüdischen Gottesdienste. Criminalfälle ꝛc.) und 24 Spalten Feuilleton (Erzählungen, Abenteuer, Romane, Theater, Moden, Recepte ꝛc. ꝛc.) bringen solle, und gezeigt, daß die Abonnenten eigentlich — das Porto abgerechnet — gar nichts für all diesen Reichthum von geistigen Gaben zu bezahlen haben.

„Die Gründung der Revue pour Tous zu diesem fantastisch billigen Preise," heißt es zum Schluß, ... „kann keine Speculation sein. — Es ist eine Art Dankerstattung, welche die Begründer des Petit Journal dem Publicum haben darbringen wollen, als Zeichen der Erkenntlichkeit für den wohlwollenden Empfang und den Schutz, dessen sie sich von ihm zu erfreuen gehabt ...."

So leitartikelt Herr Timothée Trimm in seinem Petit Journal und so wirbt er Leser für sein neues Blatt la Revue pour Tous. Von beiden erzählen wir nächstens ein mehreres.

Briefkasten.

„Wer viel fragt, bekommt viel Antwort" scheinen manche unserer Correspondenten zu meinen; unser Schweigen hat allerdings wohl viele bereits vom Gegentheil belehrt. Wer wollte auch alle die Fragen beantworten, die man an uns richtet, und alle die Wünsche berücksichtigen, die man gegen uns ausspricht! Solche Fragen und Wünsche enthält auch der 8 Seiten lange Brief der Leserin M. L. in N., der uns übrigens sehr ergötzt hat. Fassen Sie sich in Geduld, mein Fräulein! Es ist wirklich nicht heilsam, alles zu wissen, ja, es ist sogar ganz angenehm, einige ungelöste Räthsel und Fragen und einige unerfüllte Wünsche immer in Kopf und Herz zu bewegen, auf welche die Zeit denn doch einmal noch Antwort und Erfüllung bringt. Daß die scherzhaften Angriffe auf Ihr engeres Vaterland nicht ernstlich gemeint waren, versteht sich von selbst; Sie wissen ja: „Was sich neckt, das liebt sich." — Herrn O. P. in D. Die in dem „Straßenjungen von Paris" (Nro. 16) erwähnte „Ile du Levant" gehört zu der Inselgruppe von Hyères, die, nahe der Stadt Hyères, im mittelländischen Meere liegt. Sie war vor zwei Jahrzehnten fast ganz unbewohnt, da hatte der Graf v. Pourtalès den Gedanken, dort für junge Sträflinge eine Besserungsanstalt einzurichten. Die Regierung autorisirte ihn dazu im J. 1850, und seitdem entstand und entwickelte sich dieselbe u. d. N. Pénitencier Sainte-Anne, und enthielt im vor. September etwa 220 Insassen. Da wurde durch eine Verwaltungsmaßregel eine ähnliche Anstalt in St. Antoine (Corsica) aufgehoben, und ihre Bewohner (etwa 60) nach der Ile du Levant gebracht; bald darnach — sei es, daß die Neuangekommenen die Rädelsführer waren, sei es, daß in der alten Schar schon dergleichen gährte — entstand ein vollständiges Complott, und in der Nacht vom 2. zum 3. October brach die Rebellion aus, von der in unserm Artikel die Rede gewesen. Im Monate Januar haben die Verhandlungen über die 16 am schwersten Beschuldigten vor den Assisen du Var begonnen. — Herrn M. O. N. in Br. Müssen dankend ablehnen, da wir noch reichlich mit ähnlichen Beiträgen versehen sind.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Februar 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 19.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Pater Wolff, der Jesuit.

Der Abend dunkelte herein. Ein großes viereckiges Gemach in einem Hause der Brüderstraße zu Berlin war durch die Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet, welche von der Fläche des Spreeflusses zurückprallten und mit doppelter Schärfe durch die geöffneten Fenster fielen. Das Zimmer befand sich im Hinterhause des großen Gebäudes, dessen Vorderfronte in der Brüderstraße lag, dessen Hintergebäude aber nur durch einen schmalen Gang von dem Spreeflusse getrennt waren, der hier in der Nähe durch eine Schleuse gestellt werden konnte.

Das Innere des Zimmers entsprach allen Anforderungen, welche große Herren zu jener Zeit an eine bequeme und prächtige Einrichtung machen konnten. Große seidene Vorhänge hingen vor den Fenstern und Thüren, dunkeleichene Schränke, mit Büchern und Seltenheiten gefüllt, standen an den Wänden umher. Breite Goldleisten, mit schönem Schnitzwerk umrankt, theilten diese Wände in verschiedene Fächer, und aus den Ecken sprangen reich vergoldete Consolen hervor, welche werthvolle antike Büsten trugen.

Sessel mit geschwungenen Lehnen und breit auseinanderstehenden Armruhen luden zum Sitzen ein. Ueber dem Kamine prangte ein Spiegel aus venetianischem Glase in schwerem Metallrahmen und unter demselben war in Marmor auf silbernem Fußgestelle die Büste Kaiser Leopolds des Ersten zu sehen. In der Ecke neben dem Kamin tickte eine mächtige Uhr in dem reich ausgelegten Gehäuse, dessen Füße geschwänzte Tritonen bildeten. Kostbare Oelgemälde italienischer Meister zierten die Wände an verschiedenen Stellen.

Zu jener Abendstunde befand sich in dem beschriebenen Zimmer ein feiner, einfach, aber reich gekleideter Mann, in welchem jeder, der mit den Persönlichkeiten des Hofes bekannt war, den Baron Freytag von Gödens erkannt haben würde, den der Leser bereits in dem Audienzsaale und vor der Bibliothek im kurfürstlichen Lustgarten angetroffen hat.

Baron Freytag schien alle anderen Geschäfte beseitigt zu haben und sich nur mit einem, nämlich mit Warten, zu befassen. Er betrachtete seine Gemälde, holte ein Buch aus den Spinden, betastete einige antike Figuren und blickte dann wieder auf die Uhr, zuweilen steckte er seinen Kopf zum Fenster hinaus, und dann zog er ihn bald wieder hinein und murmelte: „Immer noch nicht!"

Unterdessen wurden die Strahlen, welche sich auf dem Wasser brachen, schwächer und blasser, die Schatten der Spinden und Möbel in dem Zimmer länger, der Himmel draußen dunkler. Der Baron klingelte seinem Diener und befahl, das Licht in Bereitschaft zu halten, denn die Tage hatten noch nicht ihre größte Länge erreicht. Als der Diener mit der Kerze erschien, ließ der Baron die Fenster schließen und befahl dem Lakaien, sich zu entfernen. Es wurde stille in dem Gemach.

Nach einiger Zeit aber vernahm der Wartende deutlich Ruderschläge, dann war es, als stoße ein Boot gegen Holz; der Baron eilte schnell zum Fenster, öffnete es und blickte hinaus. Er gewahrte in der That einen kleinen Kahn, der, von der Gertraudenbrücke herkommend, an die Holzschälung gefahren und dort befestigt ward. Ein Mann stieg aus. Er trug einen dunklen Mantel, welcher ihn bis zum Knöchel verhüllte, einen runden Hut und schien mit der Localität wohl bekannt, denn sobald er auf der Holzgallerie angekommen war, ging er festen Schrittes bis zur Hinterthüre des Gebäudes, klopfte hier an und verschwand in der geöffneten Thüre.

Einige Minuten später pochte es an die Thür, welche von dem Zimmer des Barons in die Nebengemächer führte. „Herein," rief der Baron. Der erste Kammerdiener trat in das Zimmer. „Mathias, bringst Du ihn?" — „Der Hochwürdige ist dicht hinter mir." Ohne die Einladung des Barons abzuwarten, trat der aus dem Kahn gestiegene Mann in das Gemach, warf den Mantel ab, den Hut in seinen Nacken und sagte: „So, da bin ich, habt guten Abend!" Die Kerze beschien das intelligente Gesicht des Pater Wolff. „Seid willkommen in diesen Räumen, ehrwürdiger Herr," sagte Freytag, „macht es Euch bequem."

Pater Wolff, der übrigens ganz weltliche Kleidung trug, warf sich mit Grazie und Ungezwungenheit in den nächsten Sessel. Ihr

habt mich schon erwartet," lachte er. „Aber ich mußte vorsichtig sein, in der Nähe der Gertraudenbrücke war ein großer Zusammenlauf. Ein Spreeschiffer ist dort gesunken mit seiner Ladung, und ich gerieth in das Gewimmel von Kähnen, die alle von dem großen Manufactur-Spinnhause in Köln abgefahren sind. Ich habe hier vielleicht doch noch Bekanntschaften, die ich nicht erneuern möchte."

„Wie steht Euer Handel, mein Vater?" fragte der Baron, „ich bin mit dem meinigen zufrieden." — „Ich habe davon gehört," sagte der Pater. „Nun, ich kann bis jetzt nur von dem Eindruck sprechen, den das Erscheinen des Schriftstückes auf den Kurfürsten machte, und das war ein für meine Plane günstiger. Die Durchlaucht waren sehr ergriffen und sind gleich darauf in ihr Cabinet geeilt. Heute ist eine Conferenz mit Herrn von Danckelmann gewesen." — „Danckelmann?" erwiderte Freytag, „das dürfte Ihnen nicht günstig sein." — „Mein Freund," begann der Pater, „rechnen Sie nicht zu schnell. Was ich bezwecke, bedarf der Ruhe, des allmählichen Vorschreitens. Glauben Sie nicht, daß ich auf plötzliche, gewaltige Effecte rechne. Festina lente! Ich will den Boden ackern, bevor ich ihn bebaue und mit der Saat fülle, die ich mir in Bereitschaft halte. Mir ist des Kurfürsten hohes Streben bekannt. Wird er nicht einwilligen, zu Gunsten unserer Kirche etwas zu gewähren, zu vollbringen, wenn wir ihm die glänzende Aussicht zeigen?" — „Wie, Sie rechnen auf eine Convertirung des Kurfürsten?" — „Weshalb nicht, die Fürsten hier im Norden müssen ja die Augen nach Rom richten, denn der gewaltige König von Frankreich drängt sie zusammen mit seiner Heeresmacht, wenn sie nicht Schutz suchen beim Kaiser Leopold, der doch nur ein williger Diener der Kirche ist. Wir sind jetzt eben so thätig in Dresden, als hier, mit einem der Herren wird es uns gelingen. Die Auffindung des Codicills hat mächtig gewirkt — ich weiß es."

„Man wird seine Unächtheit erkennen." — „Glauben Sie nicht. Es ist trefflich nachgemacht, und vor allen Dingen ist es jedem ohne Zweifel unbegreiflich, wie das Schriftstück in die Archive gekommen sein sollte, ohne auf Befehl des Kurfürsten selig da hineingelegt worden zu sein. Ernst Metternich hat die delicate Sache ausgeführt und hat dreitausend Ducaten geopfert." — „Aber erklären Sie mir nur, wie ist es bewerkstelligt worden?" — Der Pater lächelte pfiffig und rieb mit dem Zeigefinger die Seitenfläche der Nase. „Hm," sagte er, „ich bringe mich da um ein Verdienst. Aber es mag sein. Am Tage nach dem Ableben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm hat der Kammerdiener des jetzigen Herrn, der Biedekap, das Document erhalten. Vor dem Archive war eine Schildwache aufgestellt, aber der Kammerdiener hat den Weg über den kleinen Eishof genommen, ist von da durch die Kaminheizung geklettert und in das Gemach gekommen. Die Schränke hat er mit dem Schlüssel des Kurfürsten geöffnet — man hat einen Fehler begangen, die Thüren waren nicht versiegelt." — „Dieu de Dieu!" sagte Freytag, „der Mann spielt um seinen Kopf."

„Er erhält dreitausend Ducaten," sagte Wolff, gleichgültig seine Beine übereinander schlagend, „und ich habe meine Pflicht gethan, — ebenso Metternich."

Der Baron stand auf. Er war verdrießlich. „Sie spielen ein gewagtes Spiel, mein Vater," sagte er. „Und wenn Sie es verlieren, dann kann es sich leicht ereignen, daß nicht Sie allein, sondern auch ich und noch einige andere schlecht wegkommen."

„Ich stehe für alles!" rief der Pater, sich ebenfalls erhebend. „Es ist gefährlich, in diesem Lande also zu handeln, wie wir es thun — aber die Gefahr reizt gerade, der Triumph, den ich hier feiern könnte, der würde mich für alles entschädigen, was ich zu dulden haben könnte. Ha! welch eine Lust, wenn hier in der Mark Brandenburg vielleicht an der Stelle, wo dereinst Joachim der Zweite das Abendmahl nach der Lehre Luthers nahm, in jener Kirche zu Spandau an der Havel die Weihrauchwolken wieder strömten, oder wenn in dem Schlosse zu Berlin die Hostie erhoben würde und die ganze Familie des Fürsten kniete nieder vor dem Priester, der die heilige Messe liest — die katholische Christenheit hätte einen Tempel inmitten der Stadt, welche die Verbannten aus Frankreich aufnahm — es wären die Wallfahrten gestattet mit Kreuz und Fahnen — welch ein Triumph! ja — das ist mein Bestreben, meine Arbeit, deshalb habe ich Breslau verlassen, bin nach Wien und von Wien hierher geeilt. Ich mußte eintreffen vor dem Tode des großen Kurfürsten, damit der erste Stein gelegt werde. Einen Wink hat Kurfürst Friedrich erhalten, er soll ihm eine Leuchte sein — möge er den rechten Weg finden. Ich aber lasse mich nicht irren — ich stürme weiter mit den Waffen in der Hand, die ich mir schmieden werde — oh, wenn ich diesen Tag erlebte, dann wollte ich gerne verscheiden." Der Pater hatte sich hoch aufgerichtet, sein Antlitz strahlte, die Schärfe der Züge voll Klugheit und Willenskraft war dem Hauche der Begeisterung gewichen und hatte einer Art von Glorie Platz gemacht, die sein Haupt zu umgeben schien. — „Sie schwärmen, mein Vater," rief der Baron. „Sie halten Dinge für möglich in Ihrem Feuereifer, die nicht ausführbar sind — wir leben hier in der bösen, philosophirenden Stadt Berlin, wo ein Leibnitz, ein Beausobre und dergleichen Leute Zutritt haben."

Der Pater fuhr mit einem seidenen Taschentuch über sein erhitztes Gesicht. „Es ist wahr," sagte er ruhiger, „ich war wieder der eifernde Apostel für meinen Orden — ich muß bedächtiger zu Werke gehen — richtig," fuhr er wieder heftiger werdend fort, „die Leute, welche Sie nannten, müssen wir entfernen, der Kurfürst muß mit Männern umringt werden, die zu unsern Diensten sind. Dieser Danckelmann muß stürzen, an seiner Stelle ein ergebener, treuer Freund treten; die philosophische Kurfürstin Sophie Charlotte muß ein wenig bei Seite gedrängt werden, — oh, welche Frauen gibt es in Paris, wie großartig greifen sie ein in das Räderwerk der Geschichte; dafür ist Frau von Maintenon auch die Unumschränkte, er hatte es leicht, der gute Pater La Chaise, er konnte wirken, — oh, mir klebt die Zunge am Gaumen. Baron, laßt Wein kommen, Mathias kennt mich, — ich muß mich ein wenig erquicken." Freytag klingelte, und nach wenig Augenblicken stand ein Krug, mit altem Weine gefüllt, vor dem Pater.

Wolff leerte hastig ein Glas. „Ich werde die Gemüther erschüttern, sie vorbereiten auf kommende Dinge," fuhr er fort. „Das erste Mittel war jenes Document. Sie dürfen im Schlosse zu Berlin nicht zu Athem kommen, eine seltsame Erscheinung muß die andere drängen, sie müssen getrieben werden zum Nachdenken, zum Grübeln, dann kann man auf sie eindringen. Vor allen Dingen ist es nothwendig, daß jenes Document nicht in dem Besitze des Kurfürsten allein bleibe, dieses Geheimniß muß an das Tageslicht steigen — es muß bekannt werden, daß der große Fürst, der entschlief, ein Freund unserer Kirche war. Der Kaiser wird sich auf die Schrift berufen, und wenn wir den Kurfürsten in das Gedränge brächten, wenn wir ihm zeigen, aus der Ferne zeigen, hier ist der Preis: die Krone eines Königs — wer weiß, ob er dann nicht die Hand reicht?" — „Sie wollen das Testament veröffentlichen?" rief erschrocken der Gesandte." — „Ja, es muß verbreitet werden, dieses Codicill — die Leute müssen es erst heimlich, dann öffentlich lesen. Ich war zwei Jahre als Ihr Kaplan in Berlin, ich kenne den Boden. Hier gibt es seltsame Leute, geheimnißvolle, wunderliche Menschen, denen das gemeine Volk, wie die Großen, Glauben schenken, Propheten, wie sie nur gewünscht werden können, die von den Wundern der Zukunft reden, die Gemüther erhitzen und fesseln. Ich habe einen Plan, den ich reifen lassen muß. Ich gehe zu einem seltsamen Menschen."

Der Gesandte starrte den Pater betroffen an.

„Das Wunderbare zieht die Gemüther mächtig an. Die Menschen glauben alles, wenn der Rechte es ihnen sagt, und vermögen wir nur die Gegner aus des Kurfürsten Nähe zu entfernen, dann ist ein großer Schritt geschehen. Schleudern wir Prophezeiungen in die Welt, welche den baldigen Triumph unserer Kirche verkünden, gewöhnen wir die Leute an den Gedanken, daß die Kirche einst Siegerin sein könne, das ist die Brücke, über welche wir schreiten mit den flatternden Bannern und der schmetternden Musik des Triumphes."

Er blickte auf die Uhr. „Zehn Uhr," sagte er, „lebt wohl für heute. Ich thue einen Gang in meinem Dienste. Habt keine Sorge um mich. Mein Leben gehört meinem Orden, meiner Pflicht." Er schlug den Mantel um und drückte den Hut wieder in sein Gesicht. Dann schüttelte er dem Baron die Hand. Freytag geleitete ihn durch den Vorsaal, wo Mathias ihn erwartete. Der Pater ging durch das Hintergebäude und dann den Gang am Spreeflusse entlang, bog in die kleine oder Spreegasse und eilte von hier in die Brüderstraße, welche, hell vom Mondlichte beschienen, vor ihm lag.

Der Pater schritt langsam die mondhelle Straße hinab bis zum Domplatze. Hier wendete er sich links und ging über die Schleusenbrücke, welche den Stadttheil Köln mit dem Friedrichswerder verband. Nur wenige Leute begegneten ihm in diesem Straßenviertel,

die meisten tummelten sich um diese Zeit in der Gegend des Schlosses und in der Georgenstraße umher. Er wendete sich, über die Brücke gekommen, nach rechts. Er stand einen Augenblick still und schien die Gegend zu betrachten, als versuche er, sich zu orientiren, dann verdoppelte er seine Schritte und ging auf die einzeln stehenden Gebäude zu, welche der Stelle, auf der er sich befand, gegenüber lagen. Es waren dies die große Niederlage, welche sich da erhob, wo heute die Bauacademie ihren Platz hat, der Stall der Kurfürstin und noch verschiedene kleinere Gebäude, die sich alle da befanden, wo jetzt die Werdersche Kirche ihre Mauern erhebt. Hier schien der Pater in vollkommen bekannter Gegend zu sein, denn er ging mit festem Schritte auf eines der Gebäude zu und regte den Thürklopfer. Die Schläge ertönten in gewissen Pausen. Es währte eine Zeit lang, bevor man im Innern des Hauses Schritte hörte, dann ward ein Riegel fortgezogen, und ein Mann, der eine Leuchte in der Hand trug, erschien auf der Schwelle. „Seid gegrüßt," sagte der Pater. — „Tretet schnell ein," entgegnete der Mann, den Ankommenden in den Flur ziehend. Beide stiegen die Treppe hinauf und gelangten in ein Zimmer, welches mit großer Sorgfalt, wenn auch einfach, ausgestattet war. „Ich komme, um Eure Dienste aufs neue in Anspruch zu nehmen," sagte der Pater. — „Wollte der Himmel, ich wäre Euch nicht weiter in den Sinn gekommen," sagte der Mann ängstlich, „was soll daraus werden?" — „Ihr habt es nun ein Mal begonnen, führt es weiter, mein Freund, bedenkt, daß Ihr gefährdet seid. Wer einen Schritt in dem Dienste der Gewaltigen thut, der kann nicht zurücktreten." — „Bedenkt Ihr aber, daß ich der Leibdiener des gnädigen Herrn Kurfürsten bin, daß ich schon ein Mal mich verleiten ließ, das bewußte Document in den Schrank des kurfürstlichen Archives zu practiciren. Ich habe heut noch gehört, welch ein seltsames, befremdliches Ding dieses Papier gewesen ist, und daß die Verwirrung, die es dort oben im Schlosse erzeugen wird, eine große sein muß. Es handelt sich um Glauben — um Recht und Kirche bei uns, und ich habe meine Hand in solch Treiben gesteckt." — „Ihr seid uns verpflichtet, Biedekap," entgegnete der Pater ruhig, „Ihr habt eine treffliche, hohe Stelle erhalten durch den Herrn Grafen Metternich, meint Ihr, er hätte Euch diesen Dienst, um den tausende Euch beneiden, verschafft, damit Ihr den Undankbaren spielen sollt? Nimmermehr. Ihr müßt uns Dienste erweisen und — was schadet's Euch? ein Papier in den Schrank stecken — nichts weiter — jetzt" — „Nun? was soll's jetzt?" fragte Biedekap unwillig. „Ich bedarf Eurer Führung. Ich muß den seltsamen Mann sprechen, der für einen Erleuchteten beim Volke gilt, den alten Küster. Ihr sagtet, daß er Euch wohl bekannt sei. Führt mich zu ihm, wir wollen — wir müssen ihn haben. Ich werde auf jeden Fall seine Dienste in Anspruch nehmen." — „Was wollt Ihr von Haino Flöricke? ich nannte ihn nur so im Vorbeigehen — ich kenne ihn nur oberflächlich, laßt den Alten ungeschoren, Herr. Er kann Euch nichts nützen." — „Das ist meine Sache, liebster Meister Biedekap. Bringt mich zu ihm, ich will mit ihm bekannt werden."

Biedekap seufzte und erhob sich; während er seinen Mantel umschlug, nahm der Pater aus seiner Tasche eine schwere Börse und ließ sie auf den Tisch fallen; durch die weiten Maschen blitzten Goldstücke hervor. Biedekap wendete sich beim Klange des Metalls hastig um, seine Augen funkelten, wie die Goldgulden in dem Beutel, er zitterte leicht, mit den Händen machte er eine krampfhafte Bewegung, dann trat er einen Schritt zurück und schaute fragend den Pater an. „Er ist habsüchtig," murmelte leise Pater Wolff, „wir werden alles mit ihm machen können." Nach einer kleinen Pause ergriff er die Börse und sagte zu Biedekap: „Es ist Euer. Der erste Lohn für einen kleinen Dienst, für eine geöffnete Schrankthür — nun denkt: welch eine Auszeichnung Eurer für große Thaten wartet." — „Mein?" rief Biedekap leidenschaftlich und seine Hände auf die Börse legend. „Mein? oh — das ist fürstlich bezahlt, wenn ich flüchten muß, dann bleibt mir in der Fremde mein Schatz." — „Flüchten?" lachte der Pater, „weshalb? wer sollte Euch ein Haar krümmen?" — „Wer? ich fürchte niemand als einen: Danckelmann. Wehe, wehe — wenn der finstre Herr das Treiben ausspürt, welches jetzt hier um ihn her beginnen soll — Wehe uns allen!" — „Vielleicht schreit Danckelmann am ehesten Wehe," sagte Wolff scharf, „ich habe ihn auf meine Liste gesetzt — er muß fallen. Vielleicht seid Ihr der Bestimmte, der ihn stürzen, vernichten kann." — „Ich? ein armer Diener? den mächtigen Minister?" sagte Biedekap, das Geld mit seinen zitternden Händen in einer Truhe ordnend. — „Kleine Leute sind oft die wichtigsten, und die Ameise trägt Berge zusammen," sagte Wolff. „Wir werden Euch hoch steigen lassen. Aber eilt — eilt — wir müssen zu dem Küster — ich muß jede Stunde nützen, meine Tage in Berlin sind genau zugemessen." Biedekap zog seinen Mantel über, löschte das Licht und reichte dem Pater die Hand, dann stiegen beide die Treppe hinunter und traten wieder auf die Gasse.

Zu Sanct Nicolai.

Während sie so dahinschreiten, eilen wir ihnen eine kurze Strecke voraus und befinden uns bald auf dem Kirchhofe der Nicolaikirche zu Berlin. Hier dicht an dem Eingange, den ein Thor der Mauer bildete, stand ein kleines, einstöckiges Haus mit niedrigen Fenstern und einem Vorbau, unter dessen Wölbung einige Stufen zur Thüre führten.

Ein Flur theilte das kleine Häuschen in zwei Hälften. Jede dieser Hälften bestand aus einer großen Stube und einem kleinen Gemache oder Alkoven, an welches sich die Hinterzimmer anschlossen, die nur eine Aussicht auf die Mauer des Kirchhofes gestatteten.

An jenem Abende saßen in dem rechter Hand vom Flure gelegenen Zimmer, an einem Tische, zwei sehr hübsche junge Mädchen. Die eine von ihnen ist uns bereits bekannt, es ist die Nichte des alten Buchdruckers Ringwald, die andere wollen wir sogleich dem Leser als die Tochter Haino Flörickes vorstellen. Haino Flöricke war der Küster der Nicolaikirche. Er hatte seit langer, langer Zeit diesem Posten vorgestanden. Leute von gesetztem Alter erinnerten sich, wie Flöricke bei ihrer Communion, bei ihrer Trauung, bei den Taufen ihrer Kinder und dann wieder bei Begräbnissen die Dienste verrichtet und dabei nicht um ein Haar breit anders ausgesehen habe, als heute.

Flöricke war nicht allein eine Respectsperson seines Alters wegen, er stand auch in dem Rufe, mehr als Brot essen zu können, wie man zu sagen pflegt, allein diese Kunst war nicht eine sogenannte schwarze. Es sollte ihm, so hieß es, die Gabe verliehen worden sein, in die Zukunft blicken zu können, die verborgensten Dinge zu enthüllen, Zeichen aus alten Büchern zu deuten und die Worte der Offenbarung des heiligen Johannes auslegen zu können. Den Tod des großen Kurfürsten hatte er vorausgesagt, die Schlachten mit den Schweden verkündete er dem erstaunten Volke, noch ehe ein Mensch daran gedacht hatte, und er weissagte das Wachsthum der Stadt Berlin stets auf das genaueste. Seine Hand sollte heilen können, sein Blick vermochte oft genug den Lauf einer Krankheit zu erspähen. So kam es denn, daß der Kirchhof der Nicolaikirche zu gewissen Zeiten so gefüllt war, als es ehedem eine Kapelle mit wunderthätigem Heiligenbilde gewesen sein mochte, zu welcher die Gläubigen in Scharen zogen. Da Flöricke sogar einst zum Kurfürsten gerufen worden war, außerdem im Rufe eines gottesfürchtigen Mannes stand, vermochte ihm niemand etwas anzuhaben, und der Neid konnte seinen Ruf nicht erschüttern. Zu jeder Zeit — Tag und Nacht — erschienen Fragende bei ihm, die man dann in das Zimmer führte, welches Flöricke meist bewohnte und das er nur verließ, um seinen Kirchengeschäften nachzukommen, wenn er sich zum Schlafe auf sein Lager streckte oder wenn er seine Mahlzeit einnahm. Das junge Mädchen, seine Tochter, hieß Maria. Sie war ein Kind aus zweiter Ehe des Küsters. Die Mutter war bald nach ihrer Geburt gestorben, und so führte sie des Alten kleine Wirthschaft. Beide Mädchen waren an dem bezeichneten Abende in sehr heftigem Wortwechsel begriffen. „Ich kann und werde nicht zugeben, daß Du ihn fortwährend schmähst," sagte Maria weinend. „Er ist nicht so schlimm, als Du ihn darstellst." — „Oh," entgegnete Christine spitz. „Ich habe ja gar nicht gewußt, daß der liederliche Oelven sich in meiner Freundin Maria Herz so fest eingenistet hatte — wenn ich das hätte ahnen können, ich würde mir nie erlaubt haben, über ihn so bittere Dinge zu sagen." — „Schweig, Christine, ich bitte Dich. Ins Herz einnisten, sagst Du? ich habe ihn ja nur gesprochen — gesehen." — „Oh, das ist genug gewesen, um Dich ganz unsinnig in diesen Menschen verliebt zu machen — er kann solche zierliche Worte sagen, wie die verwünschten Franzosen, er ist ja ein Gereister, ein feiner, trefflicher Kopf, der meinem Henning den ganzen Kram verpfuschen wird, denn er weiß alles besser — bis er gar nichts weiß." — „Aber, liebste Christine," sagte Maria kleinlaut, da sie nicht vermochte, gegen den Strom von

Worten zu schwimmen, der ihr zufloß, „höre ihn doch nur ein Mal an, Du läßt ihn ja nie zu Worte kommen." — „Nie — nein, nie! er darf nichts sagen, der böse Bursche. Ich habe ihn vollends kennen gelernt — erst verleitet er mir den Henning, nun auch noch Dich, meine beste Freundin — —" — „Tina, wahre Deine Zunge," rief Maria. „Ich bin Dir sehr gut, aber sprich nicht — ich lasse mich verleiten." — „Nun, habe ich nicht recht? woher hast Du denn die Bekanntschaft mit Herrn Delven? he? er führt Dich sicherlich spazieren vors Leipziger Thor, oder nach der neuen Auslage." — „Kein Wort ist davon wahr. Ich sehe und spreche ihn — hier." — „Hier? ach, du lieber Gott, hier? im Hause Deines Vaters?" — „Nein doch, nein," wimmerte Maria, „hier hinter der Mauer — an der Seite dort hinüber, in der Kannengießerstraße wohnt er — und da steht er gerade über die Mauer hieher, und da haben wir uns oft genug gesprochen." — „Also, das ist es," sagte Christine. „Nun, es ist noch nicht ganz so schlimm, als ich vermuthete, aber hüte Dich. Es ist schnell um ein junges Mädchen gethan, wenn solch ein Mensch wie Delven sich ihres Herzens bemächtigt." — „Ich kann mir das gar nicht denken. Er spricht so hübsch, so freundlich und ist so lustig." — „Ja, das ist's eben," belehrte Christine. „Ich sage Dir — ich kenne das; aus den Büchern, die ich bei uns lese, kann man allerlei lernen. Ich habe erst neulich so sonderbare Dinge gelesen, da war ein Buch: Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier." — „Oh — welch ein schöner Titul!" — „Ja, das hatte mein Oheim aus Frankfurt kommen lassen, um es mit Geld zu bedrucken für das Fräulein von Wensen, die schöne Hofdame der Kurfürstin." — „Kommt die zu Euch?" — „Oft genug. Du weißt, die Frau Kurfürstin ist gelehrt, und da muß es ihre ganze Umgebung mit ihr sein, darum kommen die Damen oft genug zu uns in die Druckerei und holen sich Bücher: Geistesnahrung, wie sie sagen." — „Ja — ja, Du mußt gescheidt werden, Tina, Du magst wollen oder nicht — habe mit mir Nachsicht, ich bin nur eine Küsterstochter, und wenn der Vater auch für was Außerordentliches gilt, so kann die Tochter deswegen doch ein einfältig Ding sein — vergib mir wegen des Christoph." Christine faßte gutmüthig die Hand Marias, „alles vergessen und — vergeben. Magst Du sehen, wie Du mit Delven auskommst. Ich hab's gut gemeint. Aber nun, Schatz, muß ich heim. Der Oheim und Henning sind heut zum Rathsschmause — gib mir meine Laterne, und dann gehab Dich wohl." — „Soll Dich die Magd nicht geleiten?" — „Pah, mir sollte einer kommen." Sie erhob sich und warf ihren kleinen mantelartigen Kragen um, nahm die Laterne und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. In diesem Augenblicke ward die Glocke des kleinen Hauses scharf und kurz angezogen. „Noch Fremde?" fragte Christine. — „Es scheint so. Vielleicht eine Todesanzeige — ein Leidender, der den Vater sprechen will." Sie ging hinaus, von Christine gefolgt und öffnete die Hausthür. Zwei Männer standen unter dem Vorbau. „Herr Biedekap!" rief Maria. „Zu so später Stunde?" — „Ich muß den Vater sprechen, Jungfer," sagte Biedekap. „Hier ist einer meiner Freunde, der von ihm einen Rath haben will. Wo ist der Alte? Mein Freund muß ihn heut noch sprechen, denn morgen verläßt er Berlin." — „Der Vater ist oben in seinem Zimmer," sagte Maria in die Höhe zeigend. — „Führt uns zu ihm." — „Gleich. Ich will nur meine Freundin hinauslassen." — „Ich gehe schon," sagte Christine bei dem Kammerdiener vorüberschreitend. Sie hüpfte die Stufen hinab und grüßte Maria noch ein Mal recht vertraulich. Gerade jetzt erhob sie die Laterne, um den Weg zu beleuchten, der sich um das Haus zur Mauer wand. Bei dieser Bewegung fiel der Schein des Lichtes auf die Gesichtszüge des Begleiters von Biedekap und erleuchtete dieselben vollständig. Das Mädchen zuckte unwillkürlich zusammen, als sie dieses stechende Auge, die so scharfgezeichnete Nase, die gewölbten Brauen im röthlichen Scheine des Lichtes erglühen und sich abzeichnen sah. Der Fremde regte keine Muskel seines Antlitzes, die Augen nur hatten einen drohenden Ausdruck. Christine vermochte trotz des Schreckens, der sich ihrer unwillkürlich bemeisterte, den Blick nicht von der Gestalt des Fremden zu wenden. Es war, als sei sie festgebannt in den Kreis dieses Mannes, und eine unbestimmte Ahnung schien mit leiser Stimme flüsternd ihr zu sagen, daß von dieser Gestalt Unheil auf ihren Lebensweg oder den ihr nahestehender Lieben kommen werde. Erst als der Fremde eine Handbewegung machte, um seinen Hut über das Gesicht zu ziehen, schien der Zauber gelöst, der Christine gefesselt hatte, und sie vermochte, ihre Füße weiter zu setzen.

Maria klirrte schon mit dem Schlüsselbunde, die Mädchen riefen sich noch eine „Gute Nacht" zu, dann eilte Christine aus dem Thore. Maria winkte Biedekap und sagte: „Wenn's den Herren gefällig wäre, so gehen wir." — „Ihr Vater wohnt nicht im Hause?" fragte der Fremde. — „Nein, mein Herr. Und hat Ihnen Herr Biedekap das nicht vorausgesagt? wir gehen in ein ganz sonderbar gelegenes Zimmer. Folgen Sie nur mir!" Das Mädchen schritt munter über den Kirchhof und blieb endlich vor der Thüre des Nikolaithurmes stehen. „Dort ist meines Vaters Zimmer," sagte sie an dem Thurm emporbeutend. Pater Wolff blickte in die Höhe. Von oben herab aus einem kleinen Fenster blitzte, gleich einem großen Sterne, ein gelbliches Licht, dessen Strahlen, durch die Scheiben sich brechend, einem Büschel feuriger Nadeln glichen.

„Dort oben wohnt Euer Vater?" — „Gewiß," sagte lachend die Kleine. „Folgen Sie mir nur unverzagt." Sie begann, die gewundene Thurmtreppe hinaufzusteigen, Wolff und Biedekap folgten. Im Dunkel des Thurmes, welches nur spärlich von dem Laternenschimmer durchzittert ward, glich das Mädchen in ihrem hellen Kleide einer vor den nächtlichen Besuchern hüpfenden Geistererscheinung. Sie war bald rechts, bald links, wie die Treppe des Thurmes sich ausbog oder wendete. Zuweilen war sie ganz im Dunkel verschwunden, da der Weg durch einen Pfeiler führte, dann trat sie auf den im Finstern kaum bemerkbaren Steg und schien in der Luft zu schweben. Wenn sie an einem der kleinen Fensterlöcher vorüberstreifte, durch welche Licht in den Thurm fiel, dann zuckte das Mondlicht über ihre leichte Gestalt und beleuchtete sie eine Secunde lang, um dann wieder zu verschwinden und dem Lichte der Laterne freies Spiel zu lassen, welches die Umrisse der Führerin mit rothem, glühenden Striche einfaßte.

Nach einigem Klettern über Leiterwerk und verschiedenem Anstoßen gegen die Wände des Thurmes gelangte man an eine Art von Brücke. Gerade als die Besucher hier ankamen, entstand ein dumpfes Gerassel, es schnarrte und schnaubte wild, ein Geklirre wie von Ketten ließ sich hören, und schwere Gewichte schienen auf- und niederzu sinken. Biedekap blieb erschreckt stehen. „Fürchten Sie nichts," sagte Maria. „Wir sind dicht vor dem Uhrwerk. Eben hebt der Hammer aus."

Zwei dumpfe, langsam aufeinander folgende Schläge dröhnten durch die Stille der Nacht und ließen das Holzwerk der Treppe leicht erbeben. Die Thurmuhr schlug halb zwölf.

„Noch einige Stufen," sagte Maria, „und wir sind zur Stelle." Sie stieg eine schmale Treppe hinauf. Am Ende derselben war eine Thüre mit eisernem Drückerschloß. Das Mädchen klopfte an. „Wer ist da?" fragte eine Stimme. „Ich bin es, Vater. Oeffne! Fremde wollen Dich sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Reformator der deutschen Stenographie.

Es ist ein Großes um einen Mann, der seine ganze Individualität an Eine Idee hingibt, sein ganzes Leben Einem Streben opfert. Ein solcher Mann wird im großen und ganzen nicht irren, denn in seinem Innern brennt ein heiliges Feuer, das ihn zugleich begeistert und erleuchtet; aber es verzehrt ihn auch, indem es ihn rast- und ruhelos durch Traum und Wachen, von Versuch zu Versuch treibt, ohne daß er sich je behaglich und zufrieden fühlt, ohne daß er je sich selber genügt. Für ihn sind die tausend kleinen und großen Freuden und Genüsse dieser Welt nicht vorhanden, inmitten ihres Gewühls und Geräusches ist er einsam und allein; seine einzigen Gefährten sind Ernst und Sorge, meistens auch äußerer Mangel und des Tages Noth, denn über seinem Ziel vergißt er sich selbst, und daß er, wie andere Menschenkinder, um zu existiren, erwerben müsse. Und hat er endlich gefunden, was er so lange gesucht, erschaffen, was ihm so lange vorgeschwebt, tritt er mit seinem Werke hinaus: dann empfängt ihn Hohn und Spott, Neid und Mißgunst. Es beginnt für ihn



Wilhelm Stolze.

eine neue Reihe noch härterer Kämpfe, um sich Glauben und Anerkennung zu verschaffen; sein Werk soll die Menschheit bereichern und fördern, aber sie achtet nicht darauf, sie stößt es gleichgültig zurück; oder hundert einzelne, die sich in ihren Interessen bedroht und verletzt sehen, erheben sich gegen ihn. Mit jedem Schritte, den er tapfer vorwärts macht, je mehr er allmählich an Terrain gewinnt, desto mehr Gegner und Feinde erwachsen ihm, die ihn hinterrücks verleumden und offen angreifen. Erst spät, sehr spät treffen sein inzwischen ergrautes Haupt, die unter der Last der Jahre und Mühen gebeugte Gestalt einige matte Strahlen von Ehre und Gunst; zuweilen ist es ihm noch vergönnt, die ausgestreute Saat aufgehen und emporschießen zu sehen: aber bevor sie reif ist, bevor er die Frucht einbringen und davon zehren kann — sinkt er ins Grab. Sein einziger Lohn ist der Nachruhm und die Segnungen seines Werks.

Das ist das gewöhnliche Schicksal aller idealen Menschen, die im Dienste der Religion, Wissenschaft oder Freiheit gestritten und gelitten haben. Das ist auch der Lebenslauf eines Mannes, der kürzlich von uns geschieden. Wilhelm Stolze, der Reformator der deutschen Stenographie, starb in seiner Vaterstadt Berlin am 8. Januar 1867 im 69. Lebensjahre; und was den Menschen an Sorge und Noth, Schmerz und Leiden nur treffen kann, hat ihn voll und reichlich getroffen, von Kindesbeinen an bis zum letzten seiner Tage.

Geboren am 20. Mai 1798, verlor er schon als 14jähriger Schüler des Joachimsthaler Gymnasiums seinen Vater, der ihn nebst Bruder und Mutter mittellos zurückließ, und war nun gezwungen, für seinen Lebensunterhalt und seine weitere Ausbildung selber Sorge zu tragen. Ja, er unterstützte noch die Mutter, indem er in seinen Freistunden Privatunterricht ertheilte, den ihm wohlwollende Leute zuwiesen. Es war seine Absicht, Theologie zu studiren, aber Armuth zwang ihn, die Schule als 21jähriger Primaner zu verlassen und eine Beamtenstellung bei der städtischen Feuerversicherungs-Gesellschaft anzunehmen, die ihm auf Empfehlung des Predigers Reclam zu Theil wurde, und welche er 19 Jahre lang, bis 1838 bekleidete. Wie er zur Stenographie kam, und in welcher Weise er sie trieb, darüber spricht er sich im Vorwort zu seinem Lehrbuch der Stenographie selber und folgendermaßen aus: „— — Schon als Schüler mußte ich mich durch Unterrichtgeben ernähren, was meine Zeit so beschränkte, daß ich die schriftlichen Arbeiten nicht, wie die Lehrer es verlangten, liefern konnte. Ein Mitschüler machte mich daher auf die Stenographie aufmerksam, und ich bemühte mich um eine Anweisung dazu, konnte aber zu keiner gelangen. Es war dies im Jahre 1815. Als später, im Jahre 1820, überhäufte Berufsarbeiten in mir ein ähnliches Verlangen nach Hilfe hervorriefen, versuchte ich es, nach Mosengeils Lesebuche vom Jahre 1819, mich mit der Stenographie bekannt zu machen. Dies gelang mir in so weit, daß ich die ersten Entwürfe meiner Arbeiten kürzer und rascher niederschreiben konnte, wenn ich sie gleich darauf in gewöhnliche Schrift übertragen

mußte. Dabei genügte mir eine ungefähre Bezeichnung zum Anhalt für das Gedächtniß. Zugleich aber fand ich die Stenographie für eine allgemeinere Anwendung durchaus nicht geeignet, weil das Lesen des Geschriebenen nach Verlauf einiger Zeit zu schwierig war. Indessen war ich von dem großen Nutzen, den eine für jeden Gebildeten brauchbare deutsche Stenographie haben würde, so fest überzeugt worden, daß ich nicht nur die neuen Entscheidungen in diesem Gebiet aufmerksam verfolgte, sondern auch in meinen Mußestunden selbst etwas Brauchbares aufzufinden versuchte. Es erschienen von Zeit zu Zeit neue Anleitungen zur Stenographie: einige derselben brachten Neues, wenige Besseres, keine allgemein Brauchbares. In meinen eigenen Versuchen war ich auch nicht sehr glücklich. Sie dienten lange nur dazu, mich erkennen zu lassen, auf welchen Wegen das Ziel nicht zu erreichen sei. Nach 18jährigen vergeblichen Bemühungen fand ich endlich im Jahre 1838 einen Weg, der mich, ausdauernd verfolgt, zum erwünschten Ziele führen mußte. Dies bestimmte mich, jede andere Beschäftigung aufzugeben und mich auf eigene Gefahr ganz der Stenographie zu widmen. Nach zweijähriger angestrengter Arbeit kann ich nun das Ergebniß derselben, ein vollständig durchgeführtes System der deutschen Stenographie, zur geneigten Beurtheilung öffentlich mittheilen. — —"

Stolze fand bereits ein abgeschlossenes, im südlichen Deutschland verbreitetes und noch heute dort herrschendes System der deutschen Stenographie vor, das von Franz Gabelsberger. Dieser, geboren 1789 zu München, ist der eigentliche Erfinder und Begründer der deutschen Stenographie oder, wie er sie nannte, „Redezeichenkunst". Schon seit 1819 stenographirten er und seine Schüler nach dem von ihm aufgestellten fast ganz originellen System die Verhandlungen der baierischen Kammern; 1829 wurde es von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München geprüft und anerkannt; 1831 ihm von der Staatsregierung eine Pension von 500 Gulden jährlich und ebensoviel zur Ausbildung von Kammerstenographen bewilligt; worauf er 1834 seine „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst" herausgab. Gleichzeitig wurde auch das Gabelsbergersche System in Sachsen, später auch in Oesterreich und über andere Theile von Süd- und Mitteldeutschland eingeführt und verbreitet, 1839 sogar das stenographische Institut zu Dresden von der sächsischen Regierung zur Staatsanstalt erhoben. In Norddeutschland dagegen war die Stenographie bis zum Auftreten Stolzes so gut wie unbekannt.

Dieser hatte das System seines Vorgängers wohl studirt, fand es aber, um die Stenographie nicht nur im parlamentarischen Dienste zu verwenden, sondern, wie er es wollte, sie auch ins allgemeinere Leben als Geschäfts- und Correspondenzschrift einzuführen — nicht einfach und zuverlässig, organisch und wissenschaftlich genug. Darum stellte er, gestützt auf ein gründliches Studium der Physiologie der Laute, auf seine umfassende Kenntniß alter und neuer Sprachen und ein sorgfältiges Durchforschen der bedeutendsten sprachwissenschaftlichen Werke, namentlich der von W. von Humboldt, C. F. Becker und Jacob Grimm, mit Benützung der vorhandenen ein neues System auf, welches er in dem 1841 veröffentlichten „Lesebuch der deutschen Stenographie" als ein solches nachzuweisen suchte, das durch Kürze, Geläufigkeit, Zuverlässigkeit und Lesbarkeit alle bisherigen stenographischen Systeme übertreffe. Bei der Herausgabe dieses Buches unterstützte ihn das preußische Cultusministerium, dem er das Manuscript zur Prüfung eingereicht hatte; nach dem Erscheinen sprach sich indes der betreffende Decernent dahin aus, man müsse die Stenographie als eine nutzlose Liebhaberei von den Schulen ganz fern halten.

Schon vorher hatte sich Stolze als Lehrer der Stenographie angekündigt, fand aber wenig Schüler. Die beiden ersten waren: der Registrator Jaquet und der Techniker Kreßler. Auch vereinigten sich in Folge einer Empfehlung sieben Officiere vom großen Generalstabe, darunter drei inzwischen berühmt gewordene Männer: der gegenwärtige Kriegsminister von Roon und die Generale Vogel von Falkenstein und von Voigts-Rheetz, zu einem gemeinschaftlichen Cursus der Stenographie unter Stolzes Leitung. Dieser hatte seine kleinen Ersparnisse theils an die Tilgung der Schulden seines Bruders gewendet, wie er denn stets seiner Familie gegenüber eine wahrhafte Aufopferung bewiesen; theils bei der Herausgabe des Lehrbuchs zugesetzt, und da letzteres ziemlich unbeachtet blieb und, wie schon erwähnt, auch die Schüler ausblieben, versank er in bittere Noth. Da wurde er und sein Werk ganz unerwartet vor dem Untergange gerettet.

Es war in der Berliner polytechnischen Gesellschaft, wo eines Abends der Vorfall zur Sprache kam, daß ein Oesterreicher Schillers Gedichte nach Gabelsberger stenographisch übersetzt und dem Kaiser von Rußland übersandt hatte. Man rühmte die Kunst der Stenographie und das Gabelsbergersche System insbesondere. Da erhob sich der Schriftführer der Gesellschaft, welcher eben der vorhin genannte Kreßler war, und sprach: „Meine Herren, Gabelsberger in Ehren, aber wir haben hier in Berlin einen Mann, der ein weit besseres System erfunden: es ist ein gewißer Stolze, und ich bin sein Schüler." — „„Ich ebenfalls!"" rief ein anderes Mitglied, der Registrator Jaquet; und so lernten sich beide Männer als Stenographen und aus Einer Schule kennen. Sie beschlossen, ihren Lehrer, von dem sie lange nichts gehört, aufzusuchen und fanden ihn nicht ohne Mühe in einer entlegenen Gegend, wo die Frau Stolze einen kleinen Posamentierladen hielt, während der Mann in dem daran stoßenden Hinterstübchen saß, den Kopf in beide Hände begraben, und ob seiner üblen Lage verzweifelt brütend. Sie verschafften ihm sofort einige Schüler und führten ihn in die polytechnische Gesellschaft, die fortan die sorgsame Pflegerin und Verbreiterin des Stolzeschen Systems wurde. Aus ihrer Mitte bildete sich der erste stenographische Verein Deutschlands, im Juni 1844, dem sich im nächsten Jahre ein zu Magdeburg gegründeter als Zweigverein anschloß und allmählich einige andere nachfolgten. Jaquet brachte einen Cursus der Stenographie für Ministerialbeamte zu Stande, während Stolze selber einen solchen an Mitglieder der polytechnischen Gesellschaft durch sieben Winter ertheilte. 1842 war ihm ein königliches Gnadengeschenk von 100 Thlr. geworden, im December 1844 erhielt er ein zweites von 200 Thlr. „in Anerkennung seiner Verdienste um die Stenographie." 1845 gab er seine „Anleitung zur deutschen Stenographie" heraus, von der inzwischen 17 Auflagen erschienen sind.

Gleich nach dem Auftreten Stolzes erwirkte Gabelsberger eine Ministerialentschließung, durch welche sein System für Baiern monopolisirt und jeder Unterricht in einem andern verboten ward. Nach seinem 1849 erfolgten Tode wurde es dort in die höhern Lehranstalten als facultativer Unterrichtsgegenstand eingeführt. Stolze dagegen erhielt auf seine Gesuche wegen Errichtung einer stenographischen Anstalt zum Unterricht für Gymnasiasten und Lehrer und zur praktischen Ausbildung von Stenographen für die damals noch allein bestehenden Provinziallandtage vom preußischen Cultusministerium wiederholt abschlägigen Bescheid.

Mit dem Eintreten Preußens in die Reihe der constitutionellen Staaten beginnt auch für die Stolzesche Stenographie eine neue Aera, nämlich ihre Heranziehung zur Wiedergabe der parlamentarischen Verhandlungen. Schon 1845 hatte Jaquet in Gemeinschaft mit einem anderen Stolzianer die Sitzungen des 8. Rheinischen Provinziallandtages zur vollen Zufriedenheit desselben aufgenommen. Als im April 1847 der Vereinigte Landtag zusammentrat, wurde Jaquet wieder mit der Bildung des stenographischen Bureaus beauftragt, als dessen Vorstand er auch 1848 während der Diät des zweiten Vereinigten Landtages und der darauf folgenden Nationalversammlung, sowie 1849 bei der damaligen zweiten Kammer fungirte. In diesen von Jaquet geleiteten Bureaux arbeiteten, zeitweise neben Gabelsbergianern, meistens ausschließlich Stolzianer, und ihre präcisen und correcten Leistungen, selbst bei stürmischen Debatten und den schnellsten Rednern gegenüber fanden allseitigen Beifall. Namentlich wurden sie von Georg v. Vincke, Dr. Simson, General von Radowitz und dem jetzigen Ministerpräsidenten von Bismarck, also von den ersten Autoritäten, wiederholt belobt und beglückwünscht, auch ihre (der Stolzianer) Leistungen gegen die der Gabelsbergianer beim Frankfurter Parlament von denselben Männern ausdrücklich hervorgehoben. Gleich nachdem im November 1850 der Landtag wieder zusammengekommen war, legte Jaquet seine Stelle als Vorstand des stenographischen Bureaus bei der zweiten Kammer nieder und überließ diesen Posten seinem Lehrer Stolze, der anfangs, wie sein Vorgänger, Diäten bezog. Vom 1. Januar 1852 ab wurde er endlich mit einem jährlichen Gehalt von 1000 Thlr. angestellt, mit der Verpflichtung, in der Zeit, wo die Kammer nicht versammelt ist, neue Kräfte für den parlamentarischen Dienst auszubilden und seine Kunst überhaupt bestens zu fördern; eine Verpflichtung, der er mit der ihn

auszeichnenden Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue im vollsten Maße nachgekommen ist.

Seine Organisation des stenographischen Bureaux der zweiten Kammer und des später an ihre Stelle tretenden Abgeordnetenhauses, wie sie noch heute besteht, ist eine musterhafte und von allgemeinem Interesse, weshalb sie hier kurz skizzirt werden mag.

Unter des Vorstehers Leitung, der während der ganzen Sitzung ununterbrochen anwesend ist, arbeiten 12 Stenographen, ausschließlich Stolzianer, die je zwei und zwei einen Turnus bilden. Stets stenographiren zwei gleichzeitig, damit ihre Aufzeichnungen sich gegenseitig controliren und ergänzen, was wegen des häufig im Saale entstehenden Geräusches und wegen der verschiedenartigen Aussprache und Dialekte der Redner nothwendig ist. Jeder Turnus schreibt 10 Minuten lang nach, und wird dann von den folgenden schon bereit stehenden abgelöst. Während der Ablösung pflegte Stolze, obgleich die beiden Turnus noch etliche Secunden gemeinschaftlich arbeiten, dennoch der größeren Sicherheit halber selber nachzuschreiben; ebenso schrieb er alle Citate, namentlich solche aus fremden Sprachen, seltene Fremdwörter, Wortbildungen und Redefiguren mit und hatte sich über die Tagesordnung durch vorherige Einsicht der Vorlagen, Anträge und Petitionen stets eingehend informirt. In den 50 Minuten, die der abtretende Turnus nun außerhalb des Sitzungssaales zubringt, theilen sich die beiden Collegen in ihre Niederschriften, derart, daß der eine die Aufzeichnungen der ersten 5 Minuten, der andere die der letzten 5 Minuten, jeder seinem Schreiber in die Feder dictirt, worauf sie hinterher eine gemeinsame Vergleichung des Ganzen vornehmen. Hiemit sind sie gewöhnlich schon vor Ablauf der 50 Minuten fertig und benutzen die ihnen noch übrige Zeit, um sich im Sitzungssaale über die gerade verhandelte Materie zu orientiren. — Ehe das Manuscript in die Druckerei geht, wird es den Abgeordneten zur Durchsicht vorgelegt. Bei längeren Sitzungen ist am Schlusse schon der größte Theil der Reden durchgesehen in der Druckerei. Die übrigen liegen bis Mittag des folgenden Tages zur Einsicht für die Abgeordneten aus; unterlassen diese die Revision, so hat der Bureauvorsteher sie vorzunehmen, jedenfalls aber dafür zu sorgen, daß das ganze Manuscript sich um ein Uhr in der Druckerei befindet, so daß am Abend unter seiner Aufsicht die Correctur gelesen werden kann, eine Arbeit, die oft tief bis in die Nacht dauert. Ueber die von den Rednern vorgenommenen Correcturen haben die Schriftführer des Abgeordnetenhauses zu wachen, aber dies kann nur geschehen, indem ihnen der Bureauvorsteher jeden Fall, wo ihm eine Aenderung des Inhalts, nicht blos der Redeform, vorzuliegen scheint, zur Entscheidung unterbreitet. Zu diesem Zwecke und für die Durchsicht einzelner Reden ist es unumgänglich, daß der Bureauvorsteher der ganzen Sitzung beiwohne und sein Gedächtniß durch ausführliche Notizen unterstütze; was Stolze nie unterließ. Die Arbeit der Stenographen im preußischen Abgeordnetenhause ist im allgemeinen eine sehr schwierige und war es früher noch in höherem Grade. Ein Sitzungssaal mit anerkannt schlechter Akustik und völlig ungenügender Ventilation muß nicht nur das Hören erschweren, sondern auch das Allgemeinbefinden niederdrücken. Obenein befand sich früher der Stenographentisch, an welchem sitzend gearbeitet wurde, so tief, daß die umstehenden, mit einander oft in Privatgesprächen begriffenen Abgeordneten den Stenographen geradezu den Schall abschnitten; neuerdings wird stehend an Pulten auf einem erhöhten, mit einem Gitter umgebenen Platz unmittelbar vor der Rednertribüne gearbeitet. Weil aber das Abgeordnetenhaus eine sehr zahlreiche Versammlung bildet, unter seinen Mitgliedern viele bedeutende und schwierige Redner aufzuweisen hat, der Charakter seiner Debatten oft ein sehr erregter und stürmischer ist; weil endlich nach der neuen Geschäftsordnung auch längere Reden vom Platze gehalten werden — haben die Stenographen noch immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Trotzdem ist über die Schnelligkeit und Zuverlässigkeit ihrer Arbeiten nur eine Stimme der Anerkennung und des Vertrauens. Beispielsweise hat das Präsidium des Abgeordnetenhauses bei formell wichtigen Anlässen schon mehrfach die Revision von Seiten der Abgeordneten ganz aufgehoben; und die letzteren selber berufen sich in streitigen Fällen auf die uncorrigirten stenographischen Berichte. So ging in der Sitzung vom 2. December 1863 der Abgeordnete Reichensperger, der mit zu den schnellsten Rednern gehört, dem Dr. Virchow gegenüber auf den uncorrigirten stenographischen Bericht seiner eigenen Rede zurück, den er in Händen hatte.

Auch das stenographische Bureau des Herrenhauses leitet seit 1855 ein Stolzianer, Dr. G. Michaelis, und unter ihm arbeiten fünf Stolzianer und 5 Gabelsbergianer: etwa eintretende Vacanzen sollen mit Stolzianern besetzt werden.

In Betreff der sonstigen Pflege und Verbreitung der Stolzeschen Stenographie, so erscheinen gegenwärtig 17 Zeitschriften seiner Schule, die erste seit 1849. An der Universität zu Berlin ist seit 1851 Dr. G. Michaelis als Lector der Stenographie thätig, und an der Züricher Universität unterrichtet Däniker in der Stolzeschen Stenographie.

Die Zahl der Vereine und Kränzchen beträgt etwa 120, und es wirken fast 400 Lehrer für die Verbreitung des Systems. An ausgebildeten Stenographen sind mindestens 6000 vorhanden, wovon etwa 5000 auf Preußen und Norddeutschland und ca. 900 auf die Schweiz kommen. Auch der eigentliche Zweck Stolzes, seine Stenographie im Privat- und Geschäftsleben anzuwenden, beginnt sich mehr und mehr zu erfüllen. Schon stenographirt eine große Zahl von Studenten und Gymnasiasten die Vorträge ihrer Lehrer, ihre Excerpte und die Entwürfe ihrer wissenschaftlichen Arbeiten; schon fungiren Stolzianer als Secretäre bei hohen Beamten, Gelehrten und in den Bureaux von Versicherungsgesellschaften und Zeitungsredactionen. Der Chef der Kölnischen Zeitung hat nicht blos Stolzesche Stenographen als Berichterstatter engagirt, sondern läßt auch eine Anzahl von Setzern seiner Druckerei in der Stenographie unterrichten. Der Erfolg ist ein sehr günstiger gewesen, es werden dort in schleunigen Fällen die Artikel den Stenographen in die Feder dictirt und Berichte über wichtige Verhandlungen unmittelbar nach den Stenogrammen der Berichterstatter gesetzt. Endlich ist Stolzes System auch bereits auf sechs fremde Sprachen übertragen.

Bald nach dem Auftreten des Meisters begann eine heftige Fehde zwischen seinen Jüngern und den Gabelsbergianern, die eine Menge von Journalartikeln und Broschüren hervorrief, häufig in gehässige Anklagen, Verdächtigungen und Intriguen ausartete und leider noch ungeschwächt fortdauert. Es ergingen auch gegenseitige Herausforderungen zu Wettturnieren und Preiskämpfen, die jedoch nie zu Stande kamen. Stolze selber betheiligte sich an keiner Polemik, sondern überließ diese seinen Schülern, deren Eifer er noch zu zügeln suchte und oft sogar tadelte. Während für die Verbreitung seines Systems von der preußischen Regierung nichts geschah und dasselbe in Baiern, Sachsen und Oesterreich vom Unterricht an öffentlichen Lehranstalten ausdrücklich ausgeschlossen wurde, fanden alle beliebigen Systeme in Preußen einen freien Tummelplatz. Die Gabelsbergianer stifteten hier eine Anzahl von Vereinen und erlangten sogar Zutritt bei der Hochschule zu Königsberg i. Pr. und mehreren Gymnasien. In Berlin trat Arendts mit einem andern System hervor, das gleichfalls viele Schüler gewann und namentlich im dortigen großen Handwerkerverein gelehrt wird.

Im Jahre 1862 ergingen gleichzeitig und wiederholt von Stolzianern und Gabelsbergianern zahlreiche Petitionen an das Abgeordnetenhaus, die Stenographie überhaupt und ihr System insbesondere in die Schulen einzuführen. Stolze, von einigen Mitgliedern der Unterrichtscommission befragt, welches System er für das bessere erklären müsse, erwiderte mit edler Zurückhaltung, daß er in dieser Frage nicht competent, weil Partei sei, daß seiner Meinung nach die Commission aber ihre Befugnisse überschreiten würde, wenn sie sich für ein bestimmtes System erklären wollte, das sei Sache der Unterrichtsbehörde. Das Abgeordnetenhaus überwies die Petitionen der Staatsregierung zur Berücksichtigung, aber diese ist bisher unterblieben.

Dennoch ist die Einführung der Stenographie als facultativer Unterrichtsgegenstand in die höhern Lehranstalten nur noch eine Frage der Zeit. Es ist ein charakteristisches Moment der Gegenwart, daß sie mit all ihren Unternehmungen und Projecten die größtmögliche Ersparniß an Zeit und die höchstmögliche Verwerthung der Zeit anstrebt: es steht aber fest, daß die Stenographie nur den fünften Theil der Zeit erfordert, welche unsere gewöhnliche Schrift nöthig hat, und andererseits hat sich der Professor der Medicin, Phöbus in Gießen, öffentlich dafür ausgesprochen, daß auch die Rücksicht auf das körperliche Gedeihen der Jugend sowohl, wie des reiferen Alters, die Einführung einer kürzeren Schrift wünschenswerth mache. Das preußische Ministerium würde sich auch wahrscheinlich für ein oder das andere System be-

reits entschieden haben, wenn es einen zuverlässigen Obmann gefunden. Stolze und viele seiner Jünger haben sich mit dem Gabelsbergerschen System bekannt gemacht, behaupten aber nach wie vor, daß es dem ihrigen bedeutend nachstehe, indem es einerseits der Laut- und Wortbildung widerspreche, auch Schrift, Stil und Orthographie der Schüler verderbe; andererseits weit schwieriger zu erlernen sei und in der Praxis der nöthigen Schnelligkeit und Treue entbehre. Zum Beweise dessen haben sie die Prüfung und Entscheidung eines von der Staatsregierung zu ernennenden Tribunals von Männern der Wissenschaft, wie etwa der Universitätsprofessoren Trendelenburg, Haupt, Lepsius, Müllenhoff, Steinthal angerufen, deren Ausspruch sie sich unbedingt unterwerfen wollen. Um beide Systeme zu erläutern und gegenüberzustellen, fehlt hier der Raum; ein solcher Versuch würde auch dem Laien mehr oder weniger unverständlich bleiben. Nur ein Punkt soll hervorgehoben werden. Beide Systeme sind gleichfalls eine Buchstaben-, nicht etwa Silbenschrift, und beide haben als Basis nicht mehr Normalschriftzüge, als die gewöhnliche Currentschrift, nur sind selbstverständlich jene weit einfacher und geläufiger. Weil aber die Erfahrung lehrt, daß der Stenograph, um dem Redner zu folgen, nicht mehr Schriftzüge aufzeichnen kann, als dieser Silben spricht, reichen die Alphabete beider Systeme nicht aus, jedes bedarf noch einer Menge von Wortkürzungen, sogenannter Sigel und Monogramme, deren jeder dem andern mehrere tausend nachrechnet und vorwirft. Gerade die Erlernung und die geläufige Aneignung dieser Sigel macht aber die meisten Schwierigkeiten; deswegen scheinen beide Systeme noch an einem Mangel zu leiden und beide einer Vervollkommnung fähig zu sein. Sie pflegen jedoch diesen Uebelstand auf die eigenthümliche Beschaffenheit der deutschen Sprache zu schieben, und wirklich hat Stolzes Sohn, Dr. Franz Stolze, seines Vaters Stenographie auf die italienische Sprache ohne alle Anwendung solcher Wortkürzungen übertragen.

Stolze hatte endlich eine gesicherte Existenz, er bezog, wie gesagt, einen festen Gehalt von 1000 Thalern, und da außerdem seine Bücher ihm eine Rente von 4—500 Thalern abwarfen, hätte er behaglich leben können, aber auf ihm lastete schweres häusliches Unglück. Seine Gattin war zwanzig Jahre hindurch zugleich taub und blind, und seine einzige Tochter litt an epileptischen Krämpfen und Wahnsinn. Mit Geduld und Ergebung trug er dieses zweifache Kreuz, pflegte und wartete in Gemeinschaft mit seinem Sohne liebreich die Unglücklichen und verwaltete daneben seine umfangreichen Berufsgeschäfte mit Eifer und Sorgfalt. Nachdem vor zwei Jahren die Tochter gestorben, begann auch er in Folge von Gram und Anstrengungen zu kränkeln, und als das Abgeordnetenhaus im vergangenen Frühjahre aufgelöst wurde, sank er erschöpft aufs Lager, von dem er sich nur dann und wann auf ein Paar Stunden erhob. Auf dem Krankenlager traf ihn sein letzter Geburtstag, wo seine Jünger das 25jährige Jubiläum der Stolzeschen Stenographie begingen, und dem kranken Meister eine Glückwunschadresse nebst einem silbernen Pokal überreichten, der leider bald darauf gestohlen wurde. Am 28. December v. J. starb auch die Gattin, und zehn Tage später folgte ihr Stolze nach. Er starb an der Bronchitis und hatte besonders in den letzten Tagen von Brustschmerzen, Beklemmungen, Delirien und Schlaflosigkeit sehr zu leiden. Noch am letzten Abend sprach er in völliger Klarheit mit seinem Stellvertreter im stenographischen Bureau und schien sein nahes Ende zu erwarten. „Laßt mich nur nicht allein," sagte er zu dem Sohne und einer Dienerin, „Ihr habt es nicht mit einem Kranken, sondern mit einem Sterbenden zu thun!" Dann versank er in Schlaf. Der Sohn hielt dieses für ein gutes Anzeichen, und da er mehrere Nächte bei dem Vater durchwacht hatte, legte auch er sich zu Bette, welches dicht neben dem väterlichen Lager aufgeschlagen war, und bald umfing ihn ein tiefer Schlummer. Als am Morgen die Dienerin wieder in das Zimmer trat, fand sie den alten Herrn bereits todt und daneben den Sohn noch fest schlafend.

Was den Charakter des Verstorbenen betrifft, so war er im Widerspruch mit seinem Namen „Stolze" äußerst bescheiden, sanft und geduldig, im Umgange freundlich und herzlich, wenn schon seine Miene Fremden kalt und abweisend erschien. Deshalb und in Rücksicht seiner übrigen Vorzüge und Verdienste hielt der Generalsuperintendent Dr. Hoffmann ihm die Leichenrede mit Recht über den Text: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen." Otto Glagau.

Die Börse der Unsterblichkeit.

Skizze von **Bruno Krüger**.

Ein jeder von uns, alt oder jung, groß oder klein, ist wohl schon während seines Lebens von dem Gedanken verfolgt worden, welchen Klang sein Name zu jener Zeit haben würde, wo er selbst diesen Klang nicht mehr hören wird; — auf welcher Wage man einst sein Verdienst wägen wird, wenn für ihn die Stunde der weltlichen Gerechtigkeit schlägt — in einem Worte, ob er vergessen und verschollen sein wird, wie so viele Millionen vor ihm, oder ob sein Andenken im Gedächtniß späterer Generationen mit dankbarer Anerkennung fortleben wird.... oder vielleicht mit Schrecken, oder gar mit Abscheu!

Diesem Gedanken an und für sich liegt ein edler, hochherziger Ehrgeiz zu Grunde, der es verdiente, in allen Schichten der Gesellschaft gepflegt zu werden. Die einfache Frage: „Werden sich Deine Kinder nicht einst Deiner schämen?" — hat schon gar manchen auf dem schwindelnden Pfad, der zum Abgrund der Verderbniß führt, zurückgehalten — selbst im Augenblicke, wo alle anderen Stimmen seines Gewissens schwiegen.

Es ist wahr, daß dieser Ehrgeiz auch einen Herostratus und einen Empedokles hervorgebracht hat, und daß spätere Generationen vielleicht auch andere Namen diesen beiden beifügen werden; — aber das sind Anomalien, und man behauptet ja, daß die unschuldigsten, ja sogar die heilbringendsten Pflanzen, auf gewissen Boden, in gewisse Himmelsstriche verpflanzt, ganz andere Eigenschaften annehmen — auch Giftpflanzen mit der Zeit werden können!

Daß aber dieser Ehrgeiz, der in uns allen, vielleicht im Verborgenen glimmt, die Basis eines Geschäftes — einer Speculation seit einigen Jahrzehnten geworden ist, wird dem Leser vielleicht unbekannt sein, — daß unser Verdienst nach unserem Tode nach Thalern, Groschen und Pfennigen berechnet wird, — daß es eine Börse gibt, wo wir en hausse und en baisse verhandelt werden — wird dem Leser unglaublich erscheinen, und er wird vielleicht einiges Interesse darin finden, zu erfahren, auf welcher Basis mit dem Ruhme gehandelt — die Unsterblichkeit discontirt wird.

Der Zufall führte uns ein Buch unter die Finger, welches den bescheidenen Titel: „Handbuch für Autographensammler" trägt und als dessen Verfasser sich Dr. Johann Günther und Otto August Schulz nennen. Dieses Buch erschien in Leipzig im Verlage des letztgenannten Verfassers, und obgleich wir es anfänglich mit großer Zerstreutheit durchblätterten, wurde das Interesse dennoch nach einer halbstündigen Lectüre dermaßen in uns erweckt.... daß wir am nächsten Tage uns nach der Wohnung des Herrn Otto August Schulz erkundigten und ihm einen Besuch abstatteten.

Für Leute, welche dem Zeitgeiste seine volle Anerkennung geben, dennoch aber eine unwiderstehliche Sympathie für das „Verflossene" haben, wird solch ein Besuch bei einem Autographensammler, der zu gleicher Zeit Autographenhändler ist, im höchsten Grade interessant sein, denn in wenigen Augenblicken geht die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit wie die Bilder der Laterna magica in Autographen an uns vorüber und erweckt in unserem Geiste das merkwürdige Phänomen einer ganzen E p o c h e, die sich oft nur in einer U n t e r s c h r i f t verkörpert! Die öffentlichen Autographensammlungen der Museen und Bibliotheken, die gewiß viele unserer Leser schon besichtigt haben, können nicht so interessant sein, obgleich viel werthvollere Actenstücke darin aufbewahrt werden, als in einer Privatsammlung, aus dem Grunde, weil damit kein Handel getrieben wird, und gerade dieser H a n d e l die eigenthümlichste Seite und auch die unbekannteste der „L e i p z i g e r B ö r s e d e r U n s t e r b l i c h k e i t" ist.

Wir wollen den Leser in die Geheimnisse dieses Geschäfts einweihen, so weit Herr Schulz sie uns anvertraut hat.

* * *

Sobald man einen Autographen bekommt, muß man sich vor allen Dingen von der *Aechtheit* desselben überzeugen. Hierzu gehört aber nicht allein ein außergewöhnlicher Scharfsinn, sondern auch so umfassende geschichtliche Kenntnisse, daß man dazu eines ganz außerordentlichen Studiums bedarf. — Vor allen Dingen muß man sich eine Vergleichungshandschrift verschaffen, was man früher nur in den öffentlichen Museen konnte, was jetzt jedoch, durch das Erscheinen eines umfassenden Werkes, in dem nach den verschiedenen Standeskategorien die Handschriften fast sämmtlicher Weltberühmtheiten lithographirt sind, leicht geworden ist. Sobald dies geschehen, muß man nach dem gegebenen Modelle die Aehnlichkeit oder den Unterschied des Styls untersuchen, sowie die Orthographie und die Interpunction. Das Datum und der Inhalt der Handschrift führt dann zu einer höchst schwierigen und gar oft täuschenden Untersuchung; denn man muß sich überzeugen, ob der Verfasser der Handschrift auch zu *jener Zeit einen solchen Brief schreiben oder einen derartigen Stoff behandeln konnte*; und wenn es sich um mehrere Jahrhunderte handelt, wird der Leser begreifen, welche geschichtliche Detailskenntniß dazu gehört, um solch ein Urtheil zu zu fällen. Der Federzug beim Unterschreiben des Namens, — das Siegel — die Art der Versieglung — ja sogar die Art und Weise, einen Brief zu falten, sind von Bedeutung und haben schon oft das feinste und bestdurchdachte Falsum enthüllt. Die Form und Qualität des Papiers und die Farbe der Tinte spielen eine große Rolle in dieser Untersuchung — und endlich eine Unzahl von Kleinigkeiten, von denen der Leser gar keinen Begriff hat, und die man erst durch jahrelange Praxis erlernen kann.

Handschriften- und Urkundenverfälschung mag es wohl zu allen Zeiten gegeben haben, jedoch die Verfälschung von Autographen kann nur von der Zeit her datiren, wo man anfing, den Autographen einen Geldwerth beizulegen. Eine der interessantesten Fälschungen dieser Art ist die im Jahre 1856 entdeckte sogenannte Schillerfälschung, deren Urheber, der Architekt Georg Victor von Gerstenbergk in Weimar seinen Betrug mit zwei Jahr Arbeitshaus büßen mußte. Dieser Mensch hatte mit einer seltenen Begabtheit die Schillersche Handschrift nachgeahmt, hatte gewußt, sich eine große Quantität von altem, vergilbten Papier zu verschaffen und eine eigenthümliche Tinte componirt, welche ganz den Anschein einer längstvergangenen Epoche trug. Dem Untersuchungsrichter lagen 416 Piècen vor, die sämmtlich gefälscht waren, wovon 179 Seiten der Königlichen Bibliothek in Berlin angehörten, die sie für den Preis von 160 Friedrichsd'or von Gerstenbergk erstanden hatte. Am meisten jedoch hatte Frau von Gleichen, Schillers Tochter, von diesem Betruge zu leiden gehabt. Sie hatte dem Fälscher für 1419 Thaler angebliche Manuscripte ihres Vaters abgekauft, und obgleich sie im Besitze vieler ächten Handschriften des großen Dichters war, ließ sie sich doch am allerersten täuschen. Aber noch weiter trieb es dieser Mensch; — nicht allein, daß er die Handschrift Schillers trefflich nachahmte, sondern er versuchte auch sein Dichtertalent zu fälschen und verkaufte ganze Bruchstücke von unbekannten Schillerschen Arbeiten. Ein Idyll: „die Gräfinnen" in schwäbischem Dialekte und in Hexametern, machte besonders Aufsehen, da es wirklich mit vielem Geschick angelegt, der Dialekt richtig und das Ganze mit Talent bearbeitet war. Desto schwächer jedoch waren der Schwank: „Herr und Diener", die Prologe in Tiefurt und in Ettersburg — und man kann kaum begreifen, daß die Frechheit, solche Sudeleien einem Schiller zuzuschieben, in *Deutschland* mit Erfolg gekrönt werden konnte.

Der Leser würde erstaunen, wenn wir ihm die ganzen Acten dieses Monstreprocesses vorlegen könnten, über den Aufwand von Wissenschaft und Kenntniß, über den die Sachverständigen disponirten, um diese Falsa zu entdecken ..... und dennoch war der schlagendste aller Beweise der, welcher am handgreiflichsten da lag. Gerstenbergk hatte, wie gesagt, sich eine große Quantität von altem Papier zu verschaffen gewußt und darauf seine Fälschungen fabricirt. Nun war doch wohl nicht anzunehmen, daß Schiller beim Beginn seiner dichterischen Laufbahn sich mit einer solchen Menge Papier versehen hatte, daß er „die Räuber" sowohl als seine geschichtlichen Vorträge auf derselben Qualität schreiben konnte, oder daß er gar bei seinen vielfachen Wohnungsveränderungen sich stets aus Mannheim von seinem alten Papiere 17 Jahre lang nachschicken ließ!

Auch in der allerneusten Zeit schwebt die Frage einer Autographenfälschung in der wissenschaftlichen und literarischen Welt. Der Graf von Hunolstein gab vor einigen Jahren einen Band gesammelter Briefe der Königin Marie Antoinette, der unglücklichen Gemahlin des Königs Ludwig XVI. heraus, und wenige Zeit später publicirte Herr Feuillet de Conches, Ceremonienmeister des Kaisers Napoleon III., ein leidenschaftlicher Autographensammler, ein zweites Buch voller unbekannter Briefe dieser Königin. Diese beiden Werke machten sehr viel Aufsehen, da die darin enthaltenen Schriftstücke die hohe Frau nicht allein von vielen Verläumdungen freisprachen, sondern sie auch als ein Modell der Mütter, Gattinnen und Königinnen darstellten. Unser so hochberühmte Historiker, der Professor von Sybel, gleichfalls eine bedeutende Autorität in der Autographenkunde, trat zuerst gegen die Aechtheit dieser Briefe auf, und nach vielfachen Repliken und Forschungen ist man bis jetzt so ziemlich im Klaren, daß Graf Hunolstein betrogen worden ist, für 83,000 Franken verfälschte Briefe gekauft, und bona fide die Leserwelt getäuscht hat. Die Aechtheit der Documente des zweiten Buches wird von Herrn Feuillet de Conches immer noch vertheidigt, obgleich der Bonner Professor, von den bedeutendsten deutschen Autoritäten unterstützt, wenigstens drei Viertel des Werkes gänzlich ins Reich der Phantasie versetzt!

Sobald dem Autographensammler nun kein Zweifel mehr übrig bleibt, daß er eine ächte Handschrift vor sich hat, sieht er, zu welcher Kategorie das ihm vorgelegte Schriftstück gehört. Diese von den Autographensammlern entworfenen Kategorien umfassen jegliches Schriftstück, von dem Manuscripte eines Werkes an bis zu der einfachen Unterschrift eines Briefes. Nach dem — und jetzt fängt die wirklich *geschäftliche* Seite an — schlägt der Sammler in einem Cataloge nach, ob die betreffende Celebrität viel oder wenig in ihrem Leben geschrieben hat, und wie hoch der Werth der Handschrift bei einer stattgefundenen Autographenauction in Paris oder London bezahlt worden ist. Danach — und nach den Zeitumständen, nach den zufällig in der Tagesliteratur begünstigten Epochen wird der Preis bestimmt! — Hätte Gerstenbergk mit seinen Fälschungen die Zeit des Schillerfestes erwartet, so wäre er ein reicher Mann geworden, anstatt nur einige tausend Thaler zu verdienen.

Nachdem der Sammler einen Autographen gekauft, ordnet er ihn in seine Cartons, die gewöhnlich nach Zeitabschnitten oder nach den Ständen classificirt sind, gibt ihnen einen Preis, welcher das Doppelte, Dreifache, ja Zehnfache des Einkaufspreises oft bedeutend übersteigt, zeigt in den periodisch erscheinenden Katalogen an, daß er im Besitz eines Autographen von der und der Persönlichkeit, aus der und der Epoche sei, bemerkt so lakonisch wie möglich den Inhalt . . . und erwartet Offerten zum Verkaufen oder zum Austauschen, sei es von Privaten, die an solchen Sammlungen Geschmack und Lust finden, oder von öffentlichen Bibliotheken, welchen gerade eine solche Pièce fehlt.

Dieses ist die ganze Technik des Handels, und um dem Leser einen Begriff zu geben, welche Preise Autographen erlangen können, wollen wir einige der Reichthümer citiren, welche wir in der Sammlung des Herrn Schulz durchblätterten.

Vor allen Dingen fesselte uns ein ganzer Band von der Hand des Meistersängers Hans Sachs — das sechste Buch seiner Sprüche und Comödien enthaltend, und während der Jahre 1547—1550 von ihm geschrieben. — Auf der ersten Seite des Werkes schrieb der geniale Schuhmacher folgende Worte:

> „Das Sechst puech mit Spruechen vnd Comedien hab ich mit hilff gottes volendet im 1550 jar, vnd meines Alters im 55 jar vnd in dem 9 monat, got sey die Ere."

Es ist ein gar merkwürdiges Buch! Die Buchstaben scheinen dem Nürnberger Dichter nicht leicht aus den Fingern geflossen zu sein, denn sie sehen alle aus, als wenn sie mit dem Pinsel hingeworfen oder mit vieler Mühe hervorgebracht wären, und doch haben sie den Charakter seltener Festigkeit, besonders bei der Unterschrift des Dichters, die sich fast unter jedem Gedichte befindet. — Auf unsere Anfrage, wie viel ein solcher Band wohl werth sein möge, erhielten wir vom Besitzer die Antwort, daß er es selbst noch nicht recht beurtheilen könne, auf jeden Fall aber nur Offerten *über* 600 Thlr. annehmen würde.

Die dritte Gefängnißbibel Trencks wurde wie ein Heiligthum aus einem Maroquinkasten geholt, und — man fühlt eine unwiderstehliche Herzensbeklommenheit, wenn man das Buch in den Händen hält, in welchem der Gefangene mit gefesselten Händen — mit seinem Blute die Geschichte seiner unsäglichen Leiden in Bild und Wort

niederlegte. Wenn die Authenticität dieser Bibeln durch vielfache Beweise, Nachforschungen, ja sogar chemische Analysen nicht vollständig dargelegt wäre, würde man es nicht glauben wollen, daß ein solches Geduldwerk im Bereiche der Möglichkeit läge. — Der Leser weiß vielleicht, daß während seiner neunjährigen Gefangenschaft in den Casematten der Festung Magdeburg ein menschenfreundlicher Gefängnißwärter dem unglücklichen Opfer der Ungnade Friedrichs des Großen mehrere Bibeln brachte, in denen einige Dutzend weiße Blätter wie durch Zufall eingeheftet waren, und mit einem an seiner Kette spitz geriebenen Stücke Holz und mit einer Tinte, die er aus Blut und einer salzigen Flüssigkeit bereitete, fing nun der Unglückliche an, nicht allein besagte weiße Blätter, sondern auch die nicht bedruckten Ränder und Zwischenräume der Bibel mit seiner Schrift auszufüllen. Man weiß, daß, als das Gerücht der Existenz der ersten dieser Bibeln durch die Zeitungen bekannt wurde, König Johann von Sachsen sie für den Preis von 400 Thlr. erstand und Herrn Schulz beauftragte, die beiden andern ausfindig zu machen. Ein Handwerker in den Rheinprovinzen besaß diejenige, welche uns gezeigt wurde, die andere ist noch nicht aufgefunden worden. Der Freiherr von der Trenck muß nach dem, was wir in dieser Bibel sahen und mit unwillkürlicher Rührung lasen, ein höchst begabter Mann gewesen sein. Nicht allein — was zu seiner Zeit noch nicht das Privilegium vieler war — daß er die deutsche Sprache mit seltener Reinheit schrieb und daß seine Verse, wenn auch oft zu leichten Inhalts, durch Anmuth der Form und Tiefe des Gedankens ansprechen, sondern er übersetzte sogar diese selben Verse ins Französische, ja sogar ins Lateinische und vice versa; und seine französischen Poesien können sich sicherlich mit denen seines königlichen Feindes messen. — Wo mag die letzte der Bibeln verborgen sein? von den Autographenhändlern und Antiquaren wird eine ordentliche Jagd darauf gemacht, — wer weiß, vielleicht liegt in einer armen Bauernhütte dieses seltene Werk, welches jetzt einen so hohen Preis hat, unbeachtet und könnte dennoch ein verhältnißmäßiges Wohlergehen in die arme Familie bringen.

Das Manuscript des so berühmten Präludiums von Bach wurde uns danach gezeigt und sein Preis auf 250 Thlr. gestellt. Es wird den vielfachen Bewunderern des großen Componisten interessant sein, zu erfahren, daß in diesem wunderbaren Werke die Noten am Anfange außerordentlich schön geschrieben, am Ende jedoch so hastig hingeworfen sind, daß sie kaum leserlich erscheinen. In demselben Carton lagen einige Correcturen Beethovens, die den Preis von 10 Frsdr. haben sollten.

Die Cartons des dreißigjährigen Krieges wurden uns in alphabetischer Ordnung geöffnet, und hier fanden wir schon Preise, welche aus den hohen Regionen der hunderte bis in die einfachen Thaler und Groschen herabstiegen. Christine von Schweden schreibt einen deutschen Brief, der mit 4 Thlr. verkauft wird. Der Herzog von Sachsen-Lauenburg, den die Geschichtsschreiber noch nicht von dem Verdacht des Mordes Gustav Adolphs gereinigt haben, wird mit 3 Thlr. 25 Sgr. bezahlt. Der unglückliche, unter dem Namen des Winterkönigs bekannte Kurfürst von der Pfalz wird nur 3 Thlr. geschätzt für eine ganze Seite, während Hugo Grotius für einen ausgebesserten Brief 12 Thlr. 20 Sgr. notirt ist. Ein Brief Gustav Adolphs kostet 10 Thlr. 15 Sgr. und ein Brief des berühmten Croatengenerals Isolano an Octavio Piccolomini 6 Thlr. Pappenheim wird 9 Thlr. 15 Sgr. bezahlt, während Wallenstein nur 6 Thlr. 20 Sgr. werth ist. Der schwedische General Wrangel, „so man den Tollen nennt“, der Verheerer Westfalens, der Ahnherr des preußischen Feldmarschalls und des Generalmajors, der eine Brigade der Division Goeben im letzten Feldzuge commandirte, kann für 2 Thlr. gekauft werden. — Und so über 300 Pièces, welche eine gar merkwürdige Geschichte des dreißigjährigen Krieges bilden würden ..... und zuletzt ein siebenseitiger Brief Schillers an Körner über das Drama Wallenstein und die vierseitige Antwort Körners für .... 20 Thlr.

Gegen 400 Autographen bietet der Befreiungskrieg, die alle, da sie von Personen der neuesten Geschichte herrühren, ziemlich niedrige Preise haben. Man kann einen Brief Blüchers für 1 Thlr. 25 Sgr. haben, während ein Brief Fouchés 2 Thlr. 20 Sgr. kostet. Ein Brief Friedrich Wilhelms III., welcher den Tod der Königin Luise meldet, kostet 1 Thlr.; während einige fast unverständliche Zeilen Andreas Hofers 3 Thlr. kosten; ein Brief Theodor Körners an seine Eltern 4 Thlr. 15 Sgr. und ein Brief der Königin Luise 3 Thlr. 15 Sgr. Ein Brief Lützows an Körners Vater, in welchem er seine Befriedigung ausdrückt, den heldenmüthigen Jüngling in seinen Scharen zu haben, kostet 5 Thlr. Autographen Napoleons I. variiren ihres Inhalts halber von 1 zu 10 Thlrn. Ein interessanter Brief, welchen der jüngstverstorbene preußische General von Pfuel vom Schlachtfelde von Waterloo aus an Körners Vater schrieb, 2 Thlr. Ein seltener Brief Poniatowskis 11 Thlr.; Scharnhorsts 5 Thlr. und Schills Unterschrift auf einer Quittung 3 Thlr. Wellington ist von 20 Thlrn., die er früher werth war, bis zu 2 Thlr. 25 Sgr. gesunken, während York noch immer zu 9 Thlrn. gesucht wird.

Mehrere hunderte von Autographen der Fürstenhäuser sämmtlicher europäischer Länder gingen jetzt vor unsern Augen vorüber — Fürsten aller Epochen, in denen die Berühmtheit und Mittelmäßigkeit und sogar die Berüchtigtheit in gleichem Maße vertreten waren. Wie weit die „Methode“ es in der Classification bringen kann, sahen wir hier recht deutlich. Bei einer in Wien auf einer Auction erstandenen Autographensammlung vieler deutschen Celebritäten war die Ordnung so weit getrieben, daß jede Pièce einen eigenen Umschlag von Pappe hatte, auf welchen die Classificationen der Persönlichkeit, die das inliegende Schriftstück verfertigt hatte, gedruckt und dann mit der Feder ausgefüllt waren. Und nun lasen wir folgende merkwürdige Ausfüllung:

Nr.: X
Vorname: Friedrich
Zuname: Oestreich
Charakter: Erzherzog
Gewerbe }
Geschäft } deutscher Kaiser.
Beschäftigung }
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nachdem wir nun die großen Kriegsherren und Politiker in Betracht gezogen, wollten wir auch die Preise kennen lernen, in denen Gelehrte, Schriftsteller und andere berühmte Persönlichkeiten bei Herrn Schulz notirt sind, und da fanden wir zuerst des alten Arndt Gedicht: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ im Manuscript für 3 Thlr. feil. Berthold Auerbach wird mit 15 Sgr. bezahlt, Bodenstedt mit 10 Sgr.; Bürger jedoch mit 4 Thlr. Cooper kann man mit 1 Thlr. 10 Sgr. haben, während man für Diderot in einem ziemlich schlechten Exemplare 7 Thlr. bezahlen muß. Sechsundsiebenzig Seiten eines Manuscriptes des Philosophen Fichte werden mit 15 Thlr. bezahlt und vier Seiten August Hermann Frankes, des Stifters des Waisenhauses in Halle, mit 3 Thlr. Ein Brief Freiligraths an Frau Grabbe kostet 1 Thlr. Drei Seiten Gellerts über einen religiösen Gegenstand 4 Thlr., ein Empfehlungsschreiben Goethes 7 Thlr. 15 Sgr. und ein Brief seiner Mutter an ihren Gevatter Unzelmann 8 Thlr. Börne kostet 2 Thlr. und Heine 3 Thlr., während Herwegh nur 15 Sgr. für vier Seiten. Briefe Hegels kosten 4 Thlr. Alexander von Humboldts dagegen nur 1 Thlr. Eine Seite von der Hand des Königs Johann von Sachsen kostet 1 Thlr. 15 Sgr. und eine Seite Kants 8 Thlr. Die Unterschrift einer Quittung von Charlotte Kästner (Goethes Lotte) ist 4 Thlr. werth; denselben Preis hat ein Sonett der Handschrift Theodor Körners. Klopstock kann man nur für 10 Thlr. haben und Heinrich von Kleist nur für 13 Thlr., während Kotzebue in Masse für 1 Thlr. und Heinrich Laube für 10 Sgr. da ist. Der unglückliche Dichter Lenau schreibt einen herzlichen Brief an Justinus Kerner, welcher für 5 Thlr. erstanden werden kann, und Lessing einen gleichen an einen Unbekannten, der schon 20 Thlr. werth ist. Jetzt kommt nach der alphabetischen Ordnung, in die die Cartons getheilt sind, die gewaltige Handschrift Luthers, dessen Brief an den Kurfürsten Johann über Glaubenssachen und Toleranz vier große Folioseiten füllt und 175 Thlr. werth sein soll; ein anderer Brief des Reformators kostet 30 Thlr.; ein gleicher Melanchthons nur 18 Thlr. und eine Seite der Handschrift Moses Mendelsohns 12 Thlr. 15 Sgr. Acht Zeilen Silvio Pellicos, des Märtyrers vom Spielberg kosten 5 Thlr., während zwei Seiten des Herrn Oscar von Redwitz nur 12 Sgr. kosten. Ein Brief Friedrich Rückerts kostete im vorigen Jahre 20 Sgr., jetzt 2 Thlr. Ein Brief Schillers, einige Monate vor seinem Tode geschrieben, kostet 10 Thlr., während ein gleicher seines durch nichts berühmten Vaters 12 Thlr. 15 Sgr. kostet. Die höchst seltene Unterschrift „Hofrath Fr. von Schiller“ wird mit 9 Thlr. bezahlt, während

2 Seiten Schleiermachers nur 20 Sgr. werth sind und 3 Seiten Tholucks, 1821 geschrieben, eben so viel. Eine Seite Uhlands kostet 2 Thlr. und 3 Seiten Tiecks 10 Sgr. Wieland wird mit 5 Thlr. bezahlt und sein Nachbar Wilberforce mit 2 Thlrn. und man erhält noch eine gedruckte biographische Notiz dabei!

* * *

Der Leser wird uns verzeihen, wenn wir von den tausenden von Autographen, die uns durch die Hände gingen, hier so wenige citiren und uns jeder Reflexion enthalten. — Die Börse der Unsterblichkeit ist wie die öffentliche Börse — nichts als ein Geldmarkt, dessen Zahlen den Unkundigen täuschen und ihm ein Urtheil einflößen, das meistentheils falsch ist. Wer nach den Coursen der Geldbörsen auf den Wohlstand eines Landes schließen will, täuscht sich eben so sehr, als der, welcher den Werth der Todten, ihr Anrecht an Unvergeßlichkeit nach den Preisen beurtheilen will, die Herr Schulz seinen Autographen gibt. — Der Autographenhandel ist eben nur ein — Handel, der seine guten, wie seine schlechten Seiten hat. Gute... denn alte Handschriften, die oft spurlos verschwinden würden, kommen so ans Tageslicht und haben schon manchen Geschichtspunkt fixirt, schlechte ... weil, das Heiligste im Leben, — das Familienleben, — der Austausch der innigsten Gedanken nicht mehr heilig ist und der Theil des Lebens, den jeder Mensch das Recht hat — und wäre er der berühmteste seiner Zeit — sowohl seinen Zeitgenossen als auch der Nachwelt verborgen zu halten, mitleidslos in die Oeffentlichkeit gezogen wird, schonungslos commentirt ... und endlich verhandelt wird. — Wir haben Schriftstücke gesehen, die vielleicht nach langen Jahren von einem Fremden aufgefunden und verkauft wurden — die manchen hohen und erhabenen Namen dermaßen blosstellen, daß — wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir behaupten, daß es Leute gibt, die es für eine gute That, für eine Gewissenspflicht halten würden, im Interesse der Menschheit solche Schriftstücke an sich zu bringen und ... zu vernichten.

Wir wissen, daß wir so eben ein Wort niedergeschrieben, eine That anempfohlen haben, die den Fanatikern der geschichtlichen Wahrheit wie eine Entheiligung ihres Idols vorkommen wird! — Es geht uns jedoch wie vielen, — wir sehen mit mehr als Unbehagen, daß die Generation, zu der wir gehören, das Gefühl der Hochachtung von Tag zu Tag mehr verliert, und wir halten es für nicht gut, dieser Generation unter dem Vorwande geschichtlicher Wahrheit noch mehr Waffen in die Hand zu geben .. zum Zweifeln und zum Ableugnen. Ist es nicht besser, den Gelehrten nur nach seinen Schriften, den Staatsmann nach seinen Maßregeln zum Wohle des Staates, den Feldherrn nach seinen Kriegsthaten zu richten, als es zur Aufgabe seines Forschens zu machen, den Menschen aus der Hülle der Celebrität herauszuschälen, um einen Widerspruch mit seinem Thun und Wirken aufzufinden? Und wird zuletzt die so sehr präconisirte „historische Wahrheit" nicht eine Anecdotensammlung, der geniale phantasiereiche Geister nach Belieben hinzufügen oder wegnehmen können?

Ein zufällig daliegendes Bild führte uns mit einem Sprunge, im Begriff, Herrn Schulz zu verlassen, von diesen Gedanken auf die neueste Neuzeit! Es war ein Bild, die preußischen Celebritäten des letzten Krieges darstellend.

„Wie viel würden Sie für einen Autographen des Grafen Bismarck bezahlen?" fragten wir.

Herr Schulz sann nach.

„Sie meinen einen Privatbrief ohne politischen Inhalt?" sagte er endlich. „Vor dem Kriege, während des Verfassungsconflictes würde er wohl 10 Sgr. werth sein — aus Böhmen datirt 2½ Thlr. und jetzt 1 Thlr. 20 Sgr."

„Also der Graf ist um mehr als einen ganzen Thaler durch die Ereignisse von 1866 gestiegen?"

„Gewiß, es kommen viele Nachfragen aus England; — in Frankreich jedoch geht „der Bismark" gar nicht; da würde man indes den Moltke sicherlich mit 10 Franken bezahlen!"

„So! — und General Steinmetz?"

„Hm! — der schreibt wenig — ich glaube, der wird wohl bald bis auf 1½ Thlr. steigen! — Benedeck können Sie zu 10 Sgr. haben. Denken Sie sich, ich hatte einen Brief des Generals Vogel von Falkenstein, aus Jütland datirt, den ich mit einer ganzen Sammlung vor dem Kriege verkauft habe, jetzt wäre der Brief allein 1½ Thlr. werth! — Ich sammle jetzt überhaupt... für die Zukunft preußische Generale; erst vor einigen Tagen habe ich einen Herwarth von Bittenfeld für 25 Sgr., einen Goeben, Mutius und Fransecky für 15 und einen Manteuffel für 5 Sgr. gekauft; jetzt bietet man mir Clam-Gallas, Lamarmora, von der Tann und noch andere der besiegten Generale an — es wäre vielleicht ein Geschäft zu machen, aber sehr billig muß ich die Sachen haben, sonst bleiben sie liegen, und das ist oft sehr gewagt!..."

.... Das ist die Börse der Unsterblichkeit! — Nicht wahr, Leser, du ahntest nicht, daß der speculative Geist unserer Zeit auf solcher Basis ein Geschäft gründen könne, welches auf so hoher Stufe des Gedeihens steht?

Hundecharaktere.

Von Oberförster Adolf Müller.

II. Der Pinscher.

Vielfach das Gegenstück von unsrem leicht abzurichtenden, folgsamen deutschen Hühnerhunde ist der Pinscher. Alle seine Sonderausprägungen oder Racen sind ursprünglich Ausländer, und man unterscheidet hauptsächlich deren drei: den glatten (englischen) und den rauhen Pinscher, sowie den langhaarigen (schottischen).

Noch steht mir lebhaft ein Musterbild des glatthaarigen englischen Pinschers vor Augen; ihn besaß ein Bäcker in meiner Vaterstadt Friedberg in der Wetterau. Ich will von seinem äußeren Wesen ein getreues Bild entwerfen: dann hat der freundliche Leser eine Kennzeichnung der ganzen Race.

Der Bäcker hatte einen kleinen Hinterhof voll winkeliger Ställe, gesegnet mit den Rattencolonien aller Bäcker, Müller und Fleischer. Doch deren übermäßige Vermehrung wußte „Moreau" — so hieß der Tapfere — stets im Schach zu halten. Wie fing der beinahe anderthalb Fuß hohe Hund es nun an, der Hausplage beizukommen? Daß er in die engen, meist in Mauern führenden Rattenlöcher nicht hineinkommen konnte, davon mochte sich der aufgeweckte Pinscher wohl eher, als viele seiner Brüder durch vergebliches Scharren und Bellen, überzeugt haben. Er verfiel also auf die ebenso practische, als für die heftige Natur seiner Race schwer auszuübende Manier, den Ratten vor den Hauptausgängen ihrer Röhren aufzupassen. Ob er es „Miez", der Hauskatze abgelernt? — es kann sein; aber ich bezweifle es aus drei Gründen: erstlich, weil er selbst ein zu gescheidter, origineller Pinscher war und zweitens, weil er mit seinen Rivalen in der nützlichen Rattenfängerkunst in gespannten Verhältnissen lebte, so daß er als ächter Pinschercharakter, der selbst vom Herrn und Freund äußerst wenig annimmt, viel weniger vom Feinde, schwerlich hier den Nachahmer gespielt haben wird, und endlich drittens, weil ich an mehreren Begabten dieser Race einen ähnlichen Hang, der Ratten mittelst Auflauerns habhaft zu werden, beobachtet habe. Die Zweifler an dieser Eigenschaft des glatten, sowie des rauhen Pinschers haben also hier kraft meiner wiederholten Erfahrungen Unrecht, und das folgende Lebensbild unseres Moreau wird zeigen, daß die Verdienste eines Pinschers denen der Hauskatze mit vollem Rechte an die Seite gestellt zu werden verdienen.

Wie dem nun auch sei, ob diese Eigenschaft eine den Pinschern ursprüngliche oder vielmehr eine den Katzen abgelernte Fangmanier ist — das bleibt fest: Moreau lag oft Stunden, ja halbe Tage lang vor den Rattenlöchern auf der Lauer. Merkwürdig war nun seine Geduld und seine Klugheit.

Bald hatte er es weg, daß an den Schweinetrögen für die Ratten zeitweis die besten Geschäfte, nicht minder für ihn aber auch die schönsten Rattenjagden zu machen seien. Den Eingang in die Schweineställe wußte seine Pinschernatur sich bald zu verschaffen, denn er hatte ganz das Zeug dazu, um ohne sonderliche Kraftäußerung die mannshohen Holzwände der Ställe halb springend, halb kletternd zu übersteigen und so zu den Schweinen zu gelangen, mit denen er ebenso, wie mit den Kühen des Bäckers und besonders mit

zweien Pferden des Nachbars, auf vertraulichem Fuße lebte. Hier war sein Anstand, und er betrieb ihn wie der beste Jäger. Da lag das glänzend schwarze Thier mit den rostgelben Backen und den gleichen Punkten über den großen vorstehenden Augen, diese aufmerksam auf die Pforten der Rattenbehausung gerichtet, die rostgelben geraden Läufe unter dem schlanken Leibe in der Lage, jeden Augenblick sprungfertig zu sein. So lauerte Herr Moreau in stetem Eifer, unbekümmert um sein inzwischen kaltgewordenes Mittagsbrot, aber für seine Ausdauer und Laagmuth auch nicht selten gekrönt mit einer Rattenbeute, welche einer ganzen Katzenfamilie Arbeit gemacht hätte. Regten sich endlich Ratten im Gange, dann entglomm das niedergehaltene Feuer Moreaus in der ganzen Spannung des Pinschergesichtes mit den großen leuchtenden Augen vor der gewölbten Stirne, unter dem Zucken der spitzigen Schnauze und dem Emporrecken der halb hängenden Ohren; nicht minder sprach aber sein Eifer mit in der gekrümmten, leis wedelnden Ruthe, diesem stark physiognomischen Gliede aller Hunde, das man in verkehrter, verkennender Mode den Trefflichen sammt den Ohren oft abstutzt.

Moreaus Verstand hatte bald inne, daß einer alten Ratte beim Ausgange sofort ihr gesegnetes Familienchor auf dem Fuße folgt, und niemals that er einen Satz, ehe nicht eine gehörige Anzahl seines Wildes die Schlupfwinkel verlassen hatte. Gewöhnlich, wenn die ganze Sippschaft im Troge sich's gut sein ließ, that er wie ein schwarzer Satan den Sprung nach den Versammelten und räumte mit einer solchen Schnelligkeit und so entschiedenem Erfolg unter den zudringlichen Gästen auf, daß selten eine davon wieder mit heiler Haut nach Hause kam. Dabei war der tapfere Fänger ebenso klug als rasch: denn jedesmal wußte er den Bestürzten den Rückzug durch eine geschickte Wendung nach dem Loche abzusperren. Ein einziger starkdrückender Biß oder ein entschiedenes Schleudern der Beute an die Wände endigte meist ein Diebsleben nach dem andern.

Gar oft mußte sich der Unermüdliche auch aufs Ausspüren legen, da die Ratten sich nach solchen Zehntungen eine Zeit lang von einem Orte wegzuziehen und andere Schlupfwinkel aufzusuchen pflegten. Sein ausgezeichneter Witterungssinn kam aber schnell hinter die neuen Verstecke, und bald sah man ihn entweder in benachbarten Gehöften, oder nach seinen Morgenrundgängen im eigenen „Hinterbaue“ wieder auf der Lauer im Stall, in der Mehlkammer oder auf den Heuböden, welche er auf der anlehnenden Leiter meisterhaft erkletterte. Wie oft war ich Zeuge, daß Moreau an einem Morgen ein halb Dutzend und mehr Ratten erwürgte. Nach solcher Jagd brachte der Jäger aber die Beute merkwürdigerweise immer auf einen Haufen zusammen an eine bestimmte Stelle im Hofe; ein Zeichen, daß unser Held nicht ohne Ehrgeiz war: denn er wollte offenbar durch diese Trophäen der Verkündiger seiner eigenen Großthaten sein; er mochte in dem Bewußtsein seiner Nützlichkeit den Hauskatzen nicht nachstehen, die um jeden Kleinfang von einer Maus ein großes Geschrei im Hause anstimmten, und ersand jene verzeihliche Beuteschaustellung im Hofe, wodurch er mit den Rivalen erfolgreich concurrirte.

Ja, großer Moreau, du kämpftest Schlachten, nützlichere, wie dein französischer Namensvetter, der General, du bist es werth, daß deine Rattensiege zum Heil der Friedberger Bäckerbehausung und ihrer Nachbarschaft aus der Vergessenheit ans Licht gebracht und gepriesen werden!

Damals noch ein Schulknabe, habe ich manche Stunden dein Treiben belauscht und deine Thaten bewundert. Wer hätte es gedacht, daß ich nun nach mehr als dreißig Jahren durch die Geneigtheit des Daheim der Bevorzugte sein kann, deine Tugenden, du wackerer Kämpe in dem gewerblichen Haushalte, nach Gebühr zu beschreiben und zu würdigen! Ja, deine Verdienste sind werth, neben denen des berühmten Pinschers Billy genannt zu werden, von dem erzählt wird, daß man auf ihn wettete, er tödte 100 große Ratten in 8½ Minuten, und der dies das erstemal in 6 Minuten 35 Secunden und das zweitemal in 6 Minuten 13 Secunden gethan und somit die Wetten glänzend gewann; der selbst nicht zurückstand in dem Wettkampfe, „als er schon alt war und nur noch zwei Zähne und ein Auge hatte, und der Besitzer einer Yorkshirer Hündin 30 Sovereigns wettete, sie tödte in kürzerer Zeit als Billy 50 Ratten. Der alte Hund war in 5 Minuten 6 Secunden damit fertig. Man brachte sodann die Hündin zu den Ratten, allein nachdem sie 30 umgebracht hatte, war sie völlig erschöpft, sie fiel bewußtlos nieder und war außer Stand, ihre Arbeit zu vollenden.“

Es darf deine Manen nicht verdrießen, daß der treffliche Pinscherkopf, welcher unsere Beschreibung schmückt, gerade nicht der deine ist. Der meisterliche Künstler hat das Bild deines ebenbürtigen rauhen Stiefbruders zu seinem Vorwurfe gewählt; und da du schon ein gut Theil des Ruhmes der ganzen Pinscherrace in Worten voraushast, so ist es wohl billig, wenn deinem Bruder dafür nunmehr ein Stück Unsterblichkeit im Bilde wird. Und wenn du bei deinem kriegerischen Charakter Billigkeit und Selbstverleugnung hegst, so wirst du ohne Neid auch die Vorzüge eines Bruders neben den deinen verherrlicht sehen können. Auch um das Stück Zucker, was dem Stachelbarte zum Wurf und Fang in der Luft nach dem Commando seines Herrn auf der Nase liegt, brauchst du deinen Bruder nicht zu beneiden: ist es doch eine Belohnung, die ihm für eines seiner Kunststücke wird, welche man eben dir und deiner ganzen dressurfeindlichen glatten Race nicht beibringen kann. Du weißt ferner, daß dein rauher Verwandter ein derberes Knochengerüste besitzt, als du mit dem feinen Skelet, und daß damit im Leben auch gleiche Muskeln, gleiches Naturell und ein borstenartig gelbliches Fell verbunden ist, die sämmtlich äußeren ungünstigen Einflüssen mehr zu widerstehen vermögen, als dein zärteres Kleid, deine feineren, wenngleich kräftigen Gliedmaßen und dein zwar feuriges, aber empfindliches Temperament. Auch mit dem Ins-Wassergehen deines schottischen Vetters mit den langzottigen rehfarbenen oder schwärzlichen Haaren und dem gedrungenen, kurzbeinigeren Körperbau wirst du dich ebenfalls nicht befassen und um so viel gewandter du die Ratten unter Dach und Fach fängst, als der Schotte, um ebenso viel besser versteht es dieser, trotz seiner schlechteren Nase, eine Wasserratte auszumachen und zu erbeuten, auch selbst, wenn nöthig, uns Jägern gute Dienste beim Apportiren von Wasservögeln zu leisten. Ebenso wirst du zugeben, daß dein Bruder Stachelbart, ungeachtet seines rauhen Aeußern, eine viel größere Anhänglichkeit an seinen Herrn zeigt, wie du, der du diesen oft nur zu sehr vergißest einer schönen Jagd oder dem „Johann“ zu lieb, um mit diesen vor deinen besonderen Freunden, den Pferden, her auf den Acker zu springen und da die abscheulichsten Jagdfrevel von der Welt an Hasen zu begehen. Knurre nicht ob meiner Worte. Sie sind wahr und thun Dir auch gewiß nicht so wehe, wie das Holzkreuz, das dir gar oft zur Verhinderung deiner heimlichen Aasjägereien empfindlich vor deinen Vorderläufen vom Halsbande herunterpampelt. Und bist du auch so erfinderisch-klug, dieses Kreuz beim Jagen zuweilen ins Maul zu nehmen, so hindert seine Schwere doch gewaltig deine Flüchtigkeit, mit der du sonst dem Fuchshunde selbst das Gleichgewicht hältst. Dressur nimmst du — wie schon gesagt — noch weniger an, als dein Bruder. Hierin übertrifft auch der schottische Vetter in demselben Maße, wie dessen plumpere Haltung vor der eigenthümlich hohen Action in eurem leichten Gange in den Hintergrund tritt. Hiermit wäre aber des Tadels genug, und gerne spreche ich nun noch ein weiteres zu eurem Lobe. Dies verdient ihr Bruder nun wie im Hause, so auch im Freien auf der Jagd nach allerlei Raubthieren. Zwar ersetzt euch der kleinere Dachshund vollkommen bei der Hatze in den Fuchs- und Dachsbauen, doch ist eure Leistungsfähigkeit, große Ausdauer und euer Muth auf diesen Jagden hinlänglich erprobt und festgestellt. Besonders lebhaft gedenke ich deiner Gewandtheit, geschmeidiger Moreau, die du beim Einkriechen in die Erde bewährtest, ingleichen deiner einstmaligen That beim Dachsgraben, wonach du vierundzwanzig Stunden ohne Unterlaß vor Meister „Grimmbart“ lagest. Trotz dieser Brauchbarkeit auf solchen Jagden benutzt man euch doch mit lohnenderem Erfolge zur Erbeutung kleineren Raubzeugs. Das Wiesel und der Iltis sind vor euch nicht sicher, namentlich vor dem Rauhbarte, der mittelst seiner unempfindlicheren Natur bei ebenfalls feiner Nase vielen der Leistungen Moreaus gewachsen ist, und dessen zuverlässige Nachtjagden auf den Ratz mir unvergeßlich geblieben sind. Aber bei weitem größeren Nutzen als durch die Jagd auf die immerhin noch sehr schätzbaren Kerbthier- und Mausjäger, Wiesel und Iltis stiftet ihr beiden beim Fange von Mäusen und Hamstern. Eure ungemein fördernde und erfolgreiche Hilfe bei Vertilgung dieser Feldplagen ist neben der Rattenjagd euer schönstes Verdienst. Wie lebhaft steigt die Erinnerung an solche Thaten auf den Feldern der Wetterau und des Maingaues aus meiner Knabenzeit beim Niederschreiben dieser Lebensgeschichte vor meinem Geiste auf, wo wir Jungen dich, Moreau, und dich, ebenbürtiger Rauhbart „Hirschmann“, an unserer Seite, mit Harken und Spaten auszogen, um die von den Regierungen bestimmten Liefe-



Tantalus.
Originalzeichnung von C. F. Deiker.

rungen an Mäusen und Hamstern durch eure männigliche Hilfe herbeizuschaffen. Wie klug und wachsam überschautet ihr die Röhren der Baue, und wie rasch fingt ihr die herausfahrenden Mäuse zu vielen Dutzenden; wie ausdauernd und sicher halft ihr uns bei dem Grabgeschäft auf den Geizhals Hamster, dessen Kornschätze wir mit Jubel in den verborgenen Vorrathskammern der Baue hoben, und dessen buntes Röckchen wir zuletzt auch noch auszogen, wenn ihr den Bissigen in einer Ecke seines Kessels am Kragen packtet. Für solche Großthaten im Dienste der Menschheit sei euch und eurer ganzen Race Lob und Preis!

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän Werner.

XI. Im Passat.

Licht und Schatten sind im Leben des Seemanns sehr ungleich vertheilt. Der Schatten sind sehr viele, und nur dann und wann erhellt ein Silberblick das Dunkel. Entbehrungen, Sorgen und Kämpfe sind fast die steten Begleiter des Seemanns, und der melancholische Ernst, der Grundzug seines Charakters, ist ihr Reflex auf Seele und Gemüth.

Mag Gewohnheit manches Schwere weniger fühlbar machen, mag der ununterbrochene Kampf mit den Elementen eine gewisse Befriedigung und dem männlichen Selbstgefühle Reiz gewähren — es schlummern tief im Herzen auch noch zartere Saiten. Zu ihnen stimmen die Disharmonien der Natur und des Lebens nicht; sie erklingen nicht in Sturm und Nacht, sondern nur im goldigen Sonnenlichte, wenn Friede und Stille auf dem Meere und im Herzen wohnen und Gottes Antlitz freundlich auf die Menschheit herabschaut.

Dann aber ertönen sie um so lieblicher, und der strenge, ernste Mann, der trotzig und kalt dem brüllenden Orkane entgegentritt, der vor dem Brausen der Wasser nicht erbebt — er lauscht willig ihren harmonischen Klängen und sie legen sich weich und warm um sein Herz. Es schwinden Trotz und Ernst, Heiterkeit und Milde ziehen ein an ihrer Statt und mit kindlich empfänglichem Gemüth nimmt er in sich auf, was sein schweres Leben an schönen Augenblicken ihm darreicht.

Solche Lichtblicke bieten sich ihm nicht häufig; aber es gibt deren von wunderbarer Pracht, und sie erwärmen das Herz auf lange Zeit. Das Trübe, was uns bedrückte, und das wir nicht tragen zu können vermeinten, es versinkt im Strome der Vergessenheit; aber das Schöne und Erhabene haftet in der Seele. Die Zeit verwischt es nicht, sondern hält die Farben frisch und jung in unserm Erinnern.

So ist es mit dem Passat. Wer einmal ihn zu Schiffe durchzog, vergißt ihn nicht; er bewahrt für immer die Eindrücke, die er dort erhalten und zehrt von ihnen sein Leben lang.

Das Meer im Sturm ist groß; die grollende Natur spricht mit Donnerworten zum Menschen und läßt ihn erzittern vor der Allgewalt des Schöpfers. Das Chaos der brandenden Wogen, wie sie am steilen Fels den dampfenden Gischt himmelan tragen und alles Menschenwerk vernichtend zermalmen, es ist erhaben, überwältigend; aber dem Herzen thut es nicht wohl, es erfüllt nur mir Bangen und Grauen.

Wie anders ist es im Passat! Wie schön und lieblich schaukelt es sich auf den krystallenen Fluten, in denen das Blau des Himmels sich wiederspiegelt. Kein Sturm thürmt je die Wogen, keine Wetterwolke zieht drohend am Horizonte herauf. Ruhe, himmlischer Friede, Sonnenlicht überall, wohin das Auge schaut. Gleichmäßiger, sanfter Wind schwellt die Segel; im neckischen Spiel tändeln die leichten Wellen, das durchsichtige Haupt mit duftigem Perlenschaum gekrönt, und leise rauschend zieht das Schiff durch sie seine Bahn.

Der Passat ist das Eldorado des Seemanns. In ihm findet er Entschädigung für die schweren Tage der nordischen Gewässer und sammelt neue Kraft zu den ihn im Süden wieder erwartenden Kämpfen. Hier umnachtet ihn kein Nebel, es drohen keine Klippen, und das spähende Auge starrt nicht vergeblich in das Dunkel, um den warnenden Leuchtthurm oder entgegenkommende Schiffe zu entdecken.

Sanft wiegt er sich mit seinem Schiffe auf den friedlichen Gewässern, über denen ein stets heiterer Himmel seine lichte Kuppel wölbt. Unverhüllt entsteigt die Sonne dem Meere und beschreibt ihren strahlenden Kreislauf am Firmament, um eben so klar und goldig wieder hinabzutauchen in die blaue Flut. Ihr erwärmender Hauch zaubert überall Leben aus der Tiefe, und eine Welt von Wundern eröffnet sich dem staunenden Blicke.

Hier im Passat hat das Meer seine Schrecken verloren. Wohl gibt es auch hier tausendfältig Zeugniß von der Allmacht Gottes, aber sie offenbart sich nicht in Zornworten, sondern in liebevoller, freundlicher Weise.

Der Körper fühlt sich leicht und frei unter dem belebenden Einflusse des Lichtes und der Wärme, und mit ihm der Geist; die Brust athmet mit vollen Zügen die schöne freie Gottesnatur, und das Auge strahlt in Frohsinn und Heiterkeit.

So ist es auch heute auf dem „Seestern.“

Seit acht Tagen ist die schöne Insel verlassen. Als man den Anker lichtete, ward es zwar manchem eigen ums Herz! Dort unten an der Landungsbrücke flatterten so viele weiße Tücher lustig im Winde; aber die Hand, die sie trug, zitterte. Der Gruß, den sie brachten, war kein fröhliches Willkommen, wie sonst, sondern ein bitterer Scheidegruß; ihn begleitete kein lächelndes hasta mannana, sondern ein thränenumflortes Adios.

Und als Abends sich ein grauer Nebelschleier auf das liebliche Teneriffa herabsenkte, als die letzten Strahlen der scheidenden Sonne das schneebekränzte Haupt des mächtigen Piks küßten und dann die Nacht auch über ihn ihren dunkeln Mantel breitete, da klang das Adios noch einmal so schmerzlich in der Seele nach. Galt es nicht für immer?

Doch acht Tage und der Passat haben lindernden Balsam auf die Wunden gelegt. Die Sorgen sind über Bord geworfen, und aus den Gesichtern lacht innerliche Zufriedenheit. Der Seemann mag nicht gern rückwärts schauen; vor ihm liegt das Leben, von dem er Gutes hofft, und wenn er sich der Vergangenheit erinnert, hat er nur ihre Lichtseiten festgehalten. — Wie das wogt und summt auf den Verdecken der Fregatte. Hier erschallt lustiges Gelächter, dort tönt Gesang, überall herrscht munteres Leben. Ist heute etwa ein Fest? wo ist der feierliche Ernst des „Seestern“ geblieben? Nun es ist Sonntag Nachmittag, und der ist für die Mannschaft eines Kriegsschiffes immer ein Fest, denn er gehört ihr. An ihm erscheint der Matrose in seiner eigenthümlichen Individualität und überläßt sich für einen halben Tag dem behaglichen Gefühle, sein eigner Herr zu sein. O wie das wohlthut, nach dem langen Zwange! Freilich der Seemann macht wenig Ansprüche an das Leben, denn mit dem „eigenen Herrn“ hat es nicht viel auf sich; er besteht hauptsächlich in negativen Vorzügen. Es wird nicht exercirt, der gemuthmaßte Staub nicht sechs, sondern nur drei Mal gefegt, die schwarze Liste schabt nicht den Rost von den Ankerketten, aber es wird auch nicht so strenge auf Ruhe gehalten, wie sonst, und grade dies letztere betrachtet der mittheilsame Seemann als eine große Wohlthat. Ein wenig schwatzen, ein kleines „Garnspinnen“ — das ist doch ein wahres Labsal. Und nun erst das Singen! ein gutes fröhliches Lied, namentlich wenn es so recht nach Salzwasser schmeckt, das geht noch weit über das Schwatzen, dafür läßt er selbst ein Glas Grog im Stich.

Im Zwischendeck ist es ziemlich leer. Das schöne Wetter hat die meisten in die Batterie und an Deck gelockt, nur einige Dutzend Seesoldaten sind unten geblieben. Natürlich schlafen sie; Seesoldaten schlafen immer, wenn sie nicht auf Wache sind; es liegt einmal in ihrer Natur. Was könnten sie auch Besseres thun? Sie sind keine Seeleute, fühlen sich nicht an Bord heimisch, wissen sich nicht in die Verhältnisse des Schiffes zu schicken und sind unter den Matrosen überall die Gefoppten. Da suchen sie dann Trost im Schlaf, aber auch dieser wird ihnen oft vergällt, und schon haben einige lose Blaujacken die träumenden „Tümmler“, wie die Soldaten von den Matrosen genannt werden, mit so kunstgerechten Schlingen aneinander festgebunden, daß sie wenigstens eine halbe Stunde brauchen, um sich wieder loszumachen.

Im hintern Theile des Zwischendecks, in der Kammer des Bottеliers, sitzt aber auch noch eine wachende Gesellschaft. Der Bottelier ist der mit Verausgabung des Proviants betraute Unterofficier und eine Persönlichkeit, deren Freundschaft an Bord sehr gesucht ist, weil er die Stoffe zu einem guten Glase Grog — nicht zu stark von Wasser und steif wie eine Bramsegelskuhlte — unter seiner Obhut hält. Gewöhnlichen Matrosen gelingt es sehr selten, in intime Beziehungen zu ihm zu treten, und selbst junge Unterofficiere werden kalt von ihm behandelt. Dagegen steht er mit den älteren Kameraden auf gutem Fuß. Heute ist Clubtag bei ihm; die alten Knaben haben es sich in dem engen Raum so bequem wie möglich gemacht, schlürfen mit Behagen den aus den Ersparnissen der vorigen Woche bereiteten und nach der Ergiebigkeit der schwarzen Liste diesmal sehr kräftig ausgefallenen Nektar und rauchen ihren „Stummel“ dazu. Doch beides ist Contrebande, und der Club hat deshalb die Stunde gewählt, während der der erste Officier seine Mittagsruhe hält. Auch ist die Thür sorgfältig verschlossen, damit der verrätherische Duft nicht in das Zwischendeck dringt und indiscrete Zuschauer herbeilockt. Neben der Bottelierskammer liegt die Cadettenmesse, jener 21 Fuß lange und 8 Fuß breite Raum auf Fregatten, in den nie Tageslicht dringt, dessen Inneres zu fünf Sechstel durch einen schweren Tisch und zwei hölzerne Bänke ausgefüllt wird und in dem zwölf junge hoffnungsvolle Bursche lernen, drei Jahre lang sich mit 2 Quadratfuß Platz zu behelfen und dabei allerlei lustige Streiche zu machen. Eine stets in Unordnung befindliche Lampe verbreitet ein zweifelhaftes Licht, und auf den längs den Wänden laufenden Regalen liegen die heterogensten Gegenstände in genialster Unordnung durcheinander. Man hält es kaum für möglich, daß zwölf Menschen

in diesem „Salon" existiren können, und doch herrscht in ihm eine immerwährende Lust und Heiterkeit, die tollsten Streiche werden ausgeheckt, und gar oft muß eine Botschaft aus der Kammer des ersten Officiers das ausgelassene Völkchen zur Ruhe ermahnen. Jugend, frischer Geist in frischem Körper und übersprudelnder Lebensmuth machen die Cadettenmessen wirklich zum schönsten Salon, und noch im reiferen Alter bleibt die Erinnerung an sie, an die in ihr verlebte Zeit, an alle die ersonnenen Ränke und Kniffe ein Lichtpunkt.

Auf Verweichlichung des Körpers ist sie allerdings nicht berechnet, und auch die Menage trifft dieser Vorwurf nicht. Zu Anfang der Reise wird zwar ein wenig flott gewirthschaftet, aber die Herrlichkeit dauert nicht lange, und die Seekost macht nicht übermüthig. Dann ist es keine Kleinigkeit für den Messevorstand, Abwechslung hineinzubringen, doch Vogel ist Meister in dieser Kunst. Als ältester und kräftigster Cadet hat er sich als Messevorstand wählen lassen, — wehe auch dem, der gegen ihn gestimmt hätte, — und er führt unter Assistenz des Koches das Scepter mit geschickter Hand.

Die Dehors werden stets auf das sorgfältigste von ihm gewahrt, und beim Sonntagsdiner, zu dem dieser oder jener Deckofficier eingeladen wird, liegt neben jedem Couvert, zwar keine Serviette, denn diese sind vom Kellner längst als Aufwaschtücher verbraucht, aber ein sehr schön geschriebenes Menu.

Es ist keine Schwierigkeit, alle möglichen schönen Gerichte zu bereiten, wenn man die erwünschten Zuthaten hat, aber aus einem Stück Rindfleisch, das bereits zwei Jahre auf dem Marinedepot in der Pökel gelegen, eine gefüllte Kalbsbrust herzustellen oder eine thranige Möve in eine Straßburger Gänseleberpastete zu verwandeln, das ist wahre Kunst, und darin excellirt Vogels Adjunct, der Koch.

Heute zum Diner hat er sich wieder selbst übertroffen. Fünf Gänge außer dem Dessert, das will etwas bedeuten für eine Cadettenmesse, die beim Verwalter mit 100 Thalern im Vorschuß sitzt.

Soupe au sable mouvant — Chocoladensuppe aus gebranntem Mehl. Fricassée aux impédiments — die Classification des darin befindlichen Fleisches würde sogar Cuvier in Verlegenheit gesetzt haben. Zander au long cours — ein gefangener trockener Bonnit mit einer Sauce, deren Hauptbestandtheile Cayenne-Pfeffer und Rosinen bilden. Pudding aux brisans — solide Mehlspeise ohne Eier mit vereinsamten Pflaumen; Rôti au bossoir — Pökelrindfleisch gebraten. Dessert: Schiffszwieback, sehr weiche Butter und Kräuterkäse. Letzterer ist eine treffliche Erfindung für sparsame Messevorstände; er hält sich lange und wird wenig gegessen.

Das sind die Leckerbissen, mit denen Vogel heute den „Salon" regalirt hat und die, wenn sie nicht schön schmeckten, wenigstens einen schönen Namen hatten. Die beste Würze des Mahles war jedoch immer die heitere Unterhaltung, und Reminiscenzen von Teneriffa trugen nicht wenig dazu bei. Jetzt thront die ganze muntere Gesellschaft in der Batterie bei der Cigarre und amüsirt sich auf Kosten — Vogels. Der Arme sitzt einsam unten bei dem trüben Lichte der blakenden Lampe. Er zeichnet gut und entwirft vortreffliche Carricaturen seiner Vorgesetzten. Unglücklicher Weise hat er eine derselben — Kurzspleiß als Liebesgott — in seinem Rollenbuche liegen lassen, und sie ist bei der heutigen Revision dem gestrengen ersten Officier in die Hände gefallen.

„Sie zeichnen ja vortrefflich, da können Sie mir eine dringende Arbeit abnehmen, die nothwendig bis heute Abend sechs Uhr fertig sein muß."

Dabei holt er ein Buch aus seiner Kammer und übergibt es dem Delinquenten zum — Liniiren. Armer Vogel! Folio-Format, 40 Blätter, und jede Seite 60 Linien, macht 4800. Der schöne Sonntag Nachmittag, und dazu noch der Hohn der Kameraden. So kann einer selbst durch seine Talente ins Unglück gerathen.

Oben in der Batterie geht es lebendig zu. Ueberall sieht man Gruppen auf das verschiedenste beschäftigt. Hier wird gelesen, dort geschrieben, weiterhin Schach oder Dame gespielt. Die einen flechten Strohhüte, die andern sticken Teppiche, dieser schnitzt ein Schiff, jener zeichnet — aber keiner hält den Mund, alle schwatzen, und ein Gesumme, wie das eines Bienenschwarmes, erfüllt die ganze Batterie. Das Hauptvergnügen bildet jedoch die Revision des Kleidersacks. Ich habe oft darüber nachgedacht, worauf dies Vergnügen begründet ist, bin aber nie recht dahinter gekommen, weshalb eigentlich die Matrosen mit ihrem Kommißzeuge, das überdem nicht einmal ihr, sondern Staatseigenthum ist, so schön thun. Genug, sie sparen sich diese Erquickung stets zum Sonntag Nachmittag auf; dann wird mit jedem Stück geliebäugelt, dasselbe nach allen Seiten besehen, auseinandergenommen, wieder zusammengelegt und fortgepackt, als ob jedes ein kostbarer Schatz wäre.

Weit eher kann ich das Gefühl verstehen, wenn das kleine Kistchen an die Reihe kommt, das seinen Platz mitten im Sack zwischen den besten Sachen hat und in dem sich nicht nur Schätze, sondern Heiligthümer befinden. Briefe von lieber Hand, ein verwelkter Strauß, eine Stickerei — an jedes knüpft sich eine Erinnerung, die auf dem weiten Ocean und so fern von der Heimat jetzt doppelt theuer wird. Da wird manches Auge naß, und die Hand zittert, wenn sie die Sachen wieder fortlegt. Das Herz bleibt doch überall dasselbe!

Am Steuerbord bei der Großluke hält das Musikcorps Probe. Der neue Teneriffamarsch will gar nicht gehen. Dem Kapellmeister — diesmal meine ich aber den wirklichen — reißt die Geduld. „Herrrrr Klapphorn! (Herr Fritze bezeichnet seine Musiker immer nach dem Instrument, das sie spielen) sind Sie des Henkers? Glauben Sie, daß ich den Marsch deshalb in A dur gesetzt habe, damit Sie immer h blasen!" — und der Tact wird von neuem probirt.

Auf dem Oberdeck vertreibt sich die Wache ähnlich die Zeit, wie die Freiwache in der Batterie, denn manövrirt wird selten im Passat. Wie die Segel einmal stehen, so bleiben sie bei dem stetigen Nordost wochenlang. Diese Gleichmäßigkeit des Windes verhindert auch jede unregelmäßige oder hohe See. Der „Seestern" schwankt auf der endlosen Meeresfläche fast unmerklich, der stolze Pyramidenbau seiner Segel ragt hoch in die Lüfte, und der sanfte Passat schwellt sie in leiser Rundung. Sein erfrischender Hauch mildert die Glut der Tropensonne zu einer angenehmen Wärme, in der sich alles wohl und behaglich fühlt und die das submarine Leben an die Oberfläche lockt. Herden von Tümmlern spielen umher und halten Wettrennen mit dem Schiff, dessen rauschender Bug Millionen von fliegenden Fischen aufscheucht, unter denen Delphin und Bonnit reiche Beute finden. Doch auch sie werden wieder die Beute der eigenen Gier und fangen sich an den Widerhaken des fliegenden Fisches von blankem Zinn, den die Matrosen vom Klüverbaum auf der Oberfläche des Wassers hüpfen lassen, um sich ein Extrafrühstück zu verschaffen.

„Ein Hai! ein Hai!" ertönt es plötzlich aus hundert Kehlen, und wie ein elektrischer Schlag wirkt der Ruf auf die Mannschaft. Alles wird bei Seite geworfen, das geliebkoste Zeug mit rauher Hand in die Kleidersäcke gestopft, und das Klapphorn bläst einen ganzen Tanz falsch, ohne daß der Kapellmeister es merkt. Alles stürmt nach oben auf das Hinterdeck, in die Kanonenpforten und auf die Hängemattskasten — sämmtlich schwere Verbrechen gegen die Schiffsetikette, selbst am Sonntag Nachmittag, aber der Hai, der Todfeind, sühnt die Sünden.

Da schwimmt er! O was für ein Kerl, mindestens seine zwölf Fuß! Sieh, die Lootsmännchen! Wo ist der Haken? Botteliер ein Stück Speck! — so schreit es durcheinander, und auf allen Gesichtern liest man freudige Erregung und die Lust am bevorstehenden Fange.

Der Haihaken kommt und wird, mit einigen Pfund Speck beschwert, an einem Tau befestigt, das zuvor durch einen Block geschoren ist. Der Officier der Wache läßt das Schiff in den Wind laufen, um die Fahrt zu schwächen, und der Haken plätschert im Wasser. Enger und enger zieht der Hai seine Kreise, jetzt wittert er den Köder und schießt darauf los. Er wirft sich auf den Rücken, um danach zu schnappen, der weiße Schein seines Bauches ist das Signal, daß er gebissen. „Er ist fest, hol durch!" lautet das Commando, hundert kräftige Arme spannen sich an das Tau, und mit einem Hurrah fliegt das Ungeheuer unter den Besansbaum.

Da hängt er; doch bevor man ihn an Bord holen kann, muß er unschädlich gemacht werden; seine furchtbaren Schwanzschläge würden alles zerschmettern, was in seinen Bereich kommt. Drei Wagehälse klettern auf den Besansbaum und stoßen ihm mit vereinten Kräften eine achtfüßige Gangspillspeiche durch den Rachen in den Leib. Das setzt seinen Schwanzschlägen ein Ziel, er wird mit Schlingen an Bord geholt und jubelnd über Deck nach vorn geschleift, wo er einem allgemeinen Massacre verfällt. Dieser nimmt den Kopf, um die Kiefern mit dem furchtbaren Gebiß zu skelettiren, jener schneidet sich das Rückgrat aus, um es zu einem Spazierstock zu verarbeiten; die Leber muß Thran für die Seestiefeln liefern, der Zimmermann löst die scharfe Haut ab, um sie zum Glätten des Holzes zu verwenden,

Dr. Salomo wühlt in den Eingeweiden nach Entozoen, und der alte Schramm schneidet sich die dreieckige Rückenflosse ab, um sie auf den Klüverbaum zu nageln. Das bringt Glück und gibt eine schnelle Reise.

Als alle ihren Theil vom Fange erhalten, naht sich noch Vogels Adjunct. Mit Kennermiene prüft er den Rest der zuckenden Fleischmasse. Ein Blick überzeugt ihn, daß er unbeobachtet ist und sich namentlich kein Cadett in der Nähe befindet. Dann blitzt unter der weißen Schürze ein Messer hervor, ein kühner Schnitt — und fünfzehn Pfund Hai sind vor dem Ueberbordwerfen gerettet, um einem edleren Zwecke zu dienen.

Drei Tage darauf, als von dem Haifang nicht mehr die Rede ist, erscheint im „Salon" zum Frühstück ein neues Gericht, filet d'agneau aux truffes. Zwar haben die Trüffeln eine verdächtige Aehnlichkeit mit grauen Erbsen, und für einen Lammbraten ist das Fleisch etwas zähe, doch Vogel meint, das dürfe man nicht so genau nehmen, der Braten habe sich seit Teneriffa nur in Essig conserviren lassen und sei davon etwas hart geworden; jedenfalls sei er aber vortrefflich zubereitet, und wenn er auch wegen seines schwachen Magens darauf verzichten müsse, so verdiene der Koch doch ein Glas Cognac.

Der Abend ist gekommen. Die Hauptronde des ersten Officiers hat dem schönen Tage und der bescheidenen „Selbstherrschaft" ein Ende gemacht, das Commando „Ruhe im Schiff" den letzten Schwätzern den Mund geschlossen. Auf dem Oberdeck hört man nur noch hier und dort ein leises Flüstern, und unten wiegt sich die Freiwache träumend in ihren Hängematten.

Ruhe und Friede herrschen auch in der Natur. Die Sterne senden ihr mildes Licht hernieder, und auf das Wasser zeichnet die Sichel des Mondes den goldenen Weg, auf dem die Engel vom Himmel herniedersteigen, wenn sie ein Menschenkind beglücken wollen.

Auf der Commandobank steht ein Officier. Sein Auge ruht träumerisch auf der Meeresfläche und seine Gedanken schweifen in weite Ferne. Sie wandern über den Erdkreis und dann auf dem goldenen Wege des Mondes um viele, viele Jahre zurück in die Vergangenheit, in die glückliche Zeit seiner Kindheit, als noch das liebende Mutterauge über ihm wachte und ihr Mund ihm lächelte.

Sie ist lange zur Ruhe gegangen, die zärtliche Mutter, seine einzige Freundin, und schlummert in kühler Erde. Verlassen ist ihr Kind in die kalte Welt hinausgestoßen, und schwere Jahre sind über seinem Haupte dahingezogen. Der Knabe ist zum Manne gereift, er hat durch eigne Kraft sich emporgeschwungen, aber auch durch vieles Leid, und keine weiche Hand hat die Falten von seiner Stirn geglättet, keine tröstende Stimme zu seinem Herzen gesprochen, wenn Kummer daran zehrte.

Einsam und liebeleer ist er durch das Leben gegangen; für das ungestillte Sehnen in seiner Brust hat er Ersatz in seinem ernsten Berufe gesucht. Das Schiff ist sein Haus, das Meer seine Heimat, in ihnen glaubte er glücklich zu werden.

Ob er es geworden? Weshalb läßt er die Bilder seiner Jugend vor seiner Seele vorüberschweben, weshalb glaubt er im leisen Rauschen der Wellen die Stimme der Mutter zu vernehmen und ihren Kuß zu fühlen, wenn der laue Wind sanft seine Wangen fächelt?

Und am fernen Horizonte, am Ende des goldigen Weges steigt jetzt noch ein anderes Bild vor seiner Seele auf. Wie strahlt es in hellem Glanze, wie ergreift es ihn so wunderbar und läßt ihn in Wonneschauern erbeben. Hasta mannana! rauschen die Wellen und flüstert der Wind.

Wie das so lieblich klingt, wie sie so bezaubernd lächelt und die schwarzen Augen sich so tief in sein Herz senken!

Eine Wolke zieht über den Mond, der goldene Weg und das Bild sind verschwunden. Der erste Officier verläßt das Deck und sucht die Ruhe. Aber mit sich nimmt er einen himmlischen Trost — die seligen Tage seiner Jugend kehren wieder, ein liebendes Herz denkt sein.

Und als sanfter Schlummer ihm die müden Lider schließt, da rauschen wieder die Wellen und es flüstert der Wind — hasta mannana!

Am Familientische.

Eine unverwüstliche Pflanze.

Vor einigen Tagen sah ich bei einem mir befreundeten Botaniker einen Portulak, die lewisia rediviva, jenes tropische Gewächs mit zweispaltigem Kelch, mehrspaltigem Griffel und einer rings umschnittenen Kapsel, das ihm kürzlich von Californien zwischen mehreren Blättern Löschpapier, von dicken Brettern gepreßt und mit starkem Bindfaden zusammengebunden, zum Geschenk gesendet worden war. Diese Pflanze, bereits vor ein Paar Jahren gepflückt, hatte die lange Ueberfahrt, in der angegebenen Umhüllung, begraben unter einer Menge Sachen, im tiefsten Schiffsraume gemacht, so daß man sie für vollkommen getrocknet halten durfte, statt dessen hatte sie, in ihrer langen Gefangenschaft, so kräftige Knospen getrieben, daß dieselben durch das sie umhüllende Papier hindurchgebrochen waren und daß sie, aufs neue in die Erde gepflanzt, sogleich kräftig weitersproßte und rasch Blätter und Blüten hervortrieb. — Eine ähnliche Erfahrung hat der Doctor Legall in London gemacht. Entschlossen, sein Herbarium mit einem Exemplar der Lewisia zu bereichern, hatte er sie in siedendes Wasser getaucht, indem er hoffte, sie durch diese gewaltsame Behandlung zu tödten. Aber die Lewisia, nachdem sie die harte Probe überstanden, protestirte trotz alledem gegen ihre Vernichtung durch neue Knospen, welche bald zu Blättern wurden. Der englische Gelehrte mußte schließlich, wie mein deutscher Freund, einem so energischen Widerstande und einer so starken Liebe zum Leben nachgeben, und heute gedeiht seine Pflanze, kräftig und glänzend, in den königlichen Kewgärten nahe bei London.

L. F.

Eine Landesherrliche Verordnung aus dem vorigen Jahrhundert.

Wenn die freundliche Leserin Morgens oder Nachmittags dem um sie versammelten Familienkreise den erfrischenden Labetrunk des jetzt unentbehrlichen Kaffees einschenkt, fällt es ihr gewiß nicht ein, daß vor kaum 90 Jahren dieser harmlose Genuß von liebevoll um das Wohl ihrer Unterthanen besorgten Regierungen auf das heftigste verfolgt wurde. Und doch war dem so, wie folgende „Hildesheimische Landesherrliche Verordnung" vom März 1781 bezeugt. Sie lautet:

„Eure Väter, deutsche Männer, tranken Brandtwein, und wurden bei Bier, wie Friedrich der Große, auferzogen, waren fröhlich und guten Muthes. Dies wollen wir auch, ihr sollet den reichen Halbbrüdern deutscher Nation Holz und Wein, aber kein Geld mehr für Coffe schicken; alle Töpfe, vornehme Tassen und gemeine Schälgen, Mühlen, Brenn-Maschinen, kurz alles, zu welchem das Beywort Coffe zugesetzt werden kann, soll zerstört und zertrümmert werden, damit dessen Andenken unter unsern Mitgenossen zernichtet werde. Wer sich unterstehet, Bohnen zu verkaufen, dem wird der ganze Vorrath confiscirt, und wer sich wieder Sauf-Geschirr dazu anschafft, kommt in Karren."

Das „historische, topographische, biographische monathliche Tage-Buch der neuesten in- und ausländischen Begebenheiten und Anmerkungen" (Zittau 1781), dem wir diese Verordnung entnehmen, bemerkt dazu, gleichsam rechtfertigend, in einer Fußnote: „Ein Müller gestund, wenn er seine Mahl-Mühle ohne seiner Frau Coffe-Mühle allein gehabt hätte, so wäre er ein reicher Mann. So geht's noch vielen, das kleine Bohnen-Mühlgen geht doch, wo oft kein Bißgen Brot zu finden ist."

Uebrigens hatte bereits im vorhergehenden Jahre Friedrich der Große die Ritterschaft des Fürstenthums Halberstadt, die wegen der von ihm angeordneten Kaffeeversteuerung auf dem Lande sich mit Vorstellungen an ihn gewandt hatte, durch ein Rescript abschläglich beschieden, worin ihnen die zur Wohlfahrt des Landes dienende Absicht jener Verordnung, nämlich „die Minderung der Greuel der immer allgemeiner werdenden Coffee-Consumtion und die durch solche verursachte ungeheure Verschleisung des Geldes außer Landes ernstlich zu Gemüthe geführt und dabei erinnert wird, daß durch diese Erschwerung das Landvolk wieder ans Bier zum eigenen Vortheil der Ritterschaftlichen Brauereien gewöhnt werden sollte," und worin es zum Schlusse heißt:

„Auch Se. Königl. Majestät sind Höchst selbst in Dero Jugend mit Bier-Suppen erzogen, mithin können die Leute dort ebenso gut mit Bier-Suppen erzogen werden, das ist weit gesünder wie der Coffee".

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Februar 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 20.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten erschallte in dem Gemache des Thurmes ein Gepolter, dann ward der Drücker zurückgeschoben und die Thüre geöffnet, vor den beiden Suchenden stand in der Füllung der Thüre ein baumlanger dürrer Mann; sein im hohen Greisenalter weißgewordenes Haar hing in langen Locken um die Schläfen, eine schwarze Kappe bedeckte sein Haupt, ein breites graues Gewand hüllte die Gestalt ein. „Wer sind die Leute," fragte er, „die mich sprechen wollen?" „Euer Bekannter, Biedekap," entgegnete der Kammerdiener vortretend, „wünscht Euch einen Freund zuzuführen, der Eures Rathes bedarf." „Tretet ein," sagte der Alte, „und Du Maria, geh hinab zum Hause. Ich komme bald nach." Die beiden Herren traten in das Zimmer. Es war mit ungebeiztem Kienholzgetäfel bekleidet. Einige Schränke standen umher; sie enthielten Bücher und verschiedene mathematische Instrumente. Durch eine scheibenförmige Oeffnung hatte der Alte ein Fernrohr gesteckt, mit welchem er den Mond betrachtete, die Lampe stand auf einer kleinen Erhöhung, so daß sie dem Fenster gegenüber befindlich war und zugleich das kleine Gemach vollkommen erhellte. Der Alte hatte sich ein seltsames Wohnzimmer erwählt, denn abgesehen von der Unbequemlichkeit, störte der fortwährend brausende Wind jeden nicht an solche Musik Gewöhnten ganz ungeheuer. Zwei Holzschemel waren für die Gäste bereit. „Was ist Eures Freundes Begehr?" fragte Flöricke, denn die Fremden befanden sich bei dem berühmten prophetischen Küster. „Er wird es Euch selbst sagen", entgegnete Biedekap. „Herr Haino," begann der Pater Wolff, „Ihr seid ein Mann voll Begeisterung für die hohen, geheimnißvollen Dinge. Eine seltene Gabe hat Euch der Himmel verliehen, indem er Euch in die Zukunft blicken ließ und die Gewalt der Verkündigung in Eure Zunge legte."

Der alte Küster blickte den Pater von der Seite an. „Ihr wollt keinen Rath von mir, Herr", sagte er, „Ihr wollt einen Dienst verlangen." Wolff rückte ein wenig mit dem Schemel. „Ihr habt es errathen," sagte er, „ich wünsche einen Dienst von Euch." — „Ich diene gern, wenn ich darf, wenn der Dienst ein erlaubter ist." — „Gewiß. Ich würde Euch keine unerlaubte Zumuthung stellen. Hört mich an. In den Gewölben dieser Kirche befindet sich ein Grabmal tief unten, gerade da, wo ehemals der Hochaltar stand, als noch katholischer Gottesdienst gefeiert ward in der Kirche." — „Ich weiß es", sagte der Alte. „Es ist ein uralter Grabstein, darauf ein betender Ritter, dessen Füße sich auf Hunde stützen. Nach der Tracht des Harnisches ist der Stein aus dem dreizehnten Säculo, einer der ältesten, die wir besitzen und die aus dem Brande unversehrt hervorgingen. Man vermag aber nicht mehr die Inschrift zu lesen." — „Gut denn. Ich weiß, wer unter diesem Steine schlummert. Ihr glaubt an die Wiederkehr der Geister aus jener Welt?" — „Gott kann alles zulassen." — „Gewiß — gewiß. Also hier ist ein solches Zulassen. Die Seele des Staubes hat keine Ruhe, bevor nicht ein Gegenstand, ein Gut, an welchem Unrecht haftet, wieder zurückgegeben sein wird dem, der es einst besessen hatte. Wollt Ihr dazu helfen?" Flöricke erhob sich. „Ich bin bereit", sagte er, „das ist Pflicht. Wie wollt Ihr die Rückgabe bewerkstelligen?" — „Wir gehen in das Gewölbe der Kirche und lüften den Stein ein wenig, schieben dieses Käßtchen in die Gruft und vermauern die Stelle wieder. Nur tiefes Geheimniß muß alles bedecken." — „Ich gelobe es Euch und will die Stelle hüten; wann wollen wir die Arbeit beginnen?" — „Heut noch, wenn es Euch genehm ist, die Seele des Armen wandelt im Hause seiner Väter rastlos umher." — „Ich bin bereit", sagte Flöricke, „kommt mit mir." Pater Wolff hatte während dieser Zeit ein Käßtchen unter dem Mantel hervorgezogen, welches von uralter Metallarbeit zu sein schien. Die Form desselben war viereckig, es war ganz flach, hatte kaum die Dicke eines mäßig starken Buches und konnte durch drei Klammern geschlossen werden. Auf dem Deckel erblickte man kirchliche Verzierungen. Flöricke ging, nachdem er seine Lampe ergriffen hatte, den beiden voraus. Man stieg genau denselben Weg wieder hinab, den Marie hinaufgeführt hatte. Der alte Küster glühte, seine Augen strahlten. Er hatte sich von jeher gern mit solchen Dingen befaßt. Eine Seele sollte beruhigt werden, und dieser feierliche Vorgang fand in seiner Kirche Statt. Ohne Zaudern hatte er eingewilligt, als Wolff ihm das Käßtchen gezeigt und den Grund seines Erscheinens gesagt hatte. Daß

kein Unfug, keine Zauberei im Spiele war, dafür bürgten ihm die heiligen Zeichen auf dem Kästchen, auch schien der Fremde ein ehrsamer Mann, da er mit Biedekap, dem kurfürstlichen Kammerdiener verkehrte. Am Fuße des Thurmes angekommen, sagte Flöricke zu den beiden: „Wartet einen Augenblick, bis ich die Werkzeuge geholt habe." Er ging in einen nahegelegenen Schuppen und kam bald mit einem Grabscheit, einer Hacke und einem Hebel zurück. „Jetzt laßt uns gehen," sagte er, „die Zeit verstreicht sonst unnütz." Er schloß die Kirchthüre auf und verschwand, mit den beiden Männern durch den Eingang in das Schiff tretend. Die Tritte der drei hallten dumpf durch den großen gewölbten Raum. Lange Schatten warfen die Pfeiler, die Umrisse der Chorstühle, der Kanzel und des Altares, die vom Monde erleuchteten Scheiben tanzten und flimmerten, als wären sie lebendig und bewegten sich auf und nieder.

Der Küster wendete sich in ein Seitenschiff, wo der Eingang zu dem Gewölbe befindlich war. Hier schloß er unter großem Geräusch, welches gleich Schüssen in der Kirche wiederhallte, eine mächtige, eiserne Pforte auf. Ein pechschwarzer Abgrund starrte den dreien entgegen, eine Grabesluft wehte von unten herauf, dicke Motten wirbelten sich vor dem Lichte der Laterne umher, welche der Küster trug, und eine silbern strahlende Feuchtigkeit glitzerte von den Wänden herab.

„Bleibet beide dicht hinter mir", sagte Flöricke, „damit Ihr auf dem feuchten Gestein nicht ausgleitet." Man trat in das düstere Gewölbe, dessen niedrige Bogen, mit dicken Gewölbrippen versehen, sich kaum mannshoch spannten, so daß die nächtlichen Wanderer sich bücken mußten. In der schwarzen Tiefe, welche unter den Bogengängen wie ein aus dunkler Luft gewobener Mantel zu schweben schien, erblickte man beim Schimmer der Laterne zuweilen den röthlich blitzenden Beschlag eines Sarges, dessen Politur die Feuchtigkeit übernommen hatte, dann kam ein Epitaphium an der Wand zum Vorschein, eine Tafel mit alten Schriftzügen, darunter der Knochenmann mit Hippe und Sanduhr, dann stolperten die Besucher der Gruft wieder über einige Sargtrümmer, oder ihr Fuß zertrat knirschend einen morschen Knochen, der aus der zerfallenen Behausung in den Weg gerollt war. Je weiter man kam, desto höher wurde das Gewölbe, endlich nahm es die Gestalt eines Ovals an, und man konnte sich nicht nur vollkommen aufrichten, sondern gewahrte noch über dem Haupte eine ziemliche Höhe bis zur Wölbung. „Wir sind an der Stelle", sagte Flöricke. In diesem Augenblicke ließ sich über den Häuptern der dreie ein dumpfer Ton hören. Sie horchten auf. „Was war das?" fragte der über die Nachtfahrt nicht besonders erbaute Biedekap. „Ich weiß es nicht", entgegnete der Küster. „Zuweilen stören die Gespenster solche Besuche, wie der unserige ist. Es kann aber auch etwas Körperliches gewesen sein. Habe ich etwa vergessen, die Kirchthüre zu schließen? der Zugwind kann sie bewegt und ins Schloß geworfen haben. Es thut nichts. Wir sind ganz ungestört; beginnen wir die Arbeit. Noch ein Mal vorher! — Herr, Ihr habt doch kein geheimes Zauberwerk im Sinne?" — „Ihr könnt beten bei der Arbeit", sagte Wolff. Der alte Küster sprach ein Vaterunser, dann leuchtete er mit der Laterne an den Grabsteinen umher. „Dieser ist es", sagte er. Es war ein in den dicken Pfeiler gemauertes Steinbild; — die Gestalt in Relief auf der Platte gehauen, zeigte einen Ritter, dessen gefaltete Hände eine Blume hielten. Die ausgespreizten Füße ruhten auf zwei sich krümmenden Hunden, unter dem mit einer Sturmhaube bedeckten Kopfe war ein Kissen aus Stein gemeißelt sichtbar. Schriftzüge und Jahreszahlen waren vollkommen verwischt; nur unten las man noch die Worte: Oremus pro — —. Der Pfeiler befand sich genau unter dem Hochaltare und war eine der Hauptstützen des Gewölbes. „Wir müssen jetzt hinter den Stein zu kommen suchen", sagte Wolff, die Hacke ergreifend. „Versuchen wir einige Steine des Gemäuers loszubrechen." Er führte einen Schlag gegen den Pfeiler, das Gewölbe dröhnte dumpf, die alten Steine hielten fest zusammen und einzelne Splitter sprangen umher, als habe der Schlag einen Felsen getroffen. Nachdem Wolff einige Schläge gethan, löste der Alte ihn ab, auch er führte das Eisen gegen den Pfeiler, nachdem es ihm gelungen war, einige Stücke abzusprengen, hielt er erschöpft inne. Gerade jetzt erschallte wieder der dumpfe Ton, aber dieses Mal in dem Gewölbe selbst. Es war, als poltere es zwischen den Särgen und rücke sie von einander. „Das ist seltsam," flüsterte der Küster. „Es geht um in diesem Gewölbe, verlaßt Euch darauf." Wolff horchte noch ein Mal scharf auf — alles blieb still. „Es ist nichts — arbeitet weiter", sagte er. Aufs neue dröhnten die Schläge des Eisens durch den Keller, allmählich erweiterte sich die Lücke neben den Grabsteinen, Wolff löste nun den Alten ab und brach ein Stück Gestein heraus, so groß, daß man von der Oeffnung aus unter den Stein zu fassen vermochte. „Genug", sagte er, „das wird groß genug für den Kasten sein." Er setzte das Kästchen in die Oeffnung, welche in der That groß genug war, um den Schatz, oder was es sein mochte, aufnehmen zu können. Sobald der Kasten in der Höhlung verschwunden war, fügte Wolff die ausgebrochenen Steine zusammen und paßte sie in die Lücke. Flöricke war hinter den Pfeiler gegangen, um aus dem für die Reparatur der Kirche dort immer bereit stehenden Kalkfasse Mörtel für die Verkittung des Ausbruches zu holen. Beim Scheine der Laterne überstrich man sorgfältig die Stelle. Nachdem dies geschehen war, machte der Pater Wolff das Zeichen des Kreuzes und ergriff die Hände seiner beiden Gefährten. „Schwört mir, nicht von dem, was hier vergegangen, zu sprechen oder zu schreiben, bis zu dem Tage, wo ich Euch die Erlaubniß geben werde", sagte er, „und es soll Euch gelohnt werden. Es ist ein dunkles Geschick, das hier seinen Ausgang und Endpunkt gefunden hat — ich nehme Euch in Eid." Die beiden Männer leisteten den Schwur auf den Grabstein. „Gehen wir jetzt", sagte der Küster, „ehe man uns überrascht, die Nacht ist im Scheiden." Als sie durch den Gang des Gewölbes schritten, ertönte wieder das Gepolter, ein Schatten huschte durch die Finsterniß, er war oft vor, dann hinter ihnen. „Dort ist es", rief Wolff, sein Jagdmesser ziehend, „da — seht, dort huscht es. Es eilt uns voraus. Wir müssen sehen, was es ist." Er entriß dem Küster die Laterne und lief, sich bückend, den Gang entlang. Wirklich eilte ein Gegenstand zwischen den Särgen und Holztrümmern umher, er suchte vor dem Verfolger zu fliehen und augenscheinlich die Treppe zu gewinnen; so schnell auch Wolff und seine Begleiter auf dem kürzeren Wege ihm zuvorkommen wollten, das Wesen schien dennoch mit Schwingen versehen. Es verschwand hinter den Pfeilern und tauchte in einiger Entfernung vor den dreien auf — nur spärlich erleuchtete die Laterne die Umrisse einer Gestalt, welche dann blitzschnell die Treppe des Gewölbes hinaufeilte und in der Nacht verschwand. „War es ein Gespenst? war es ein Wesen von Fleisch und Bein?" fragte Wolff. „Es war wohl das letztere", setzte er hinzu, „und das ist schlimmer, als wären wir durch Geisterbesuch erschreckt worden. Man hat unser Treiben beobachtet." — „Ich werde genau Wache halten", beruhigte der Küster. „Niemand soll in diese Gewölbe zu der Stelle gelangen." Sie stiegen hinauf und traten in die Kirche.

Um zu erfahren, was die drei geheimnißvollen Arbeiter so erschreckte, müssen wir einige Zeit zurückgehen und zwar bis zu dem Zeitpunkte, wo Maria, die Tochter des Küsters, den Thurm verließ. Man wird sich erinnern, daß nach Marias Angabe der vielgenannte Delven seine Wohnung in der Kannengießerstraße hatte. Diese Straße oder Gasse, welche in der Richtung der heutigen Propstgasse hinlief, war von der Kirche und dem Kirchhof durch eine Mauer getrennt. Allein da die Fenster des Herrn Delven hochgelegen waren, so vermochte derselbe über die Mauer hinweg und auf den Kirchhof zu schauen, weshalb er denn auch zu jeder Zeit seine Unterhaltung mit Marie führen konnte. Herr Delven war äußerst galant, und da er eine Bekanntschaft angeknüpft hatte, versäumte er keine Minute die Annehmlichkeiten derselben zu genießen; war er daher zu Hause, so erschien sein Kopf sogleich am Fenster, wenn irgend eine besondere Bewegung im Hause des Küsters oder auf dem Kirchhofe sich bemerkbar machte. Als daher Wolff und Biedekap am Hause des Küsters schellten, hatte Herr Delven nichts Eiligeres zu thun, als seinen Kopf zum Fenster hinaus und nach den vor dem Hause befindlichen Personen zu strecken. Er sah Maria von Christine Abschied nehmen, sah, wie sie die beiden Männer zum Thurme führte und begnügte sich in halblauten Tone zu murmeln: „Wieder zwei Dummköpfe, die zu dem alten Narren auf den Thurm klettern, um sich Albernheiten weissagen zu lassen. Oh — wenn der alte Blödsinnige nicht die hübsche Tochter hätte — ich wollte diesen Wunderhof da drüben bald zu nichte machen — aber die hübsche Maria." Delven glaubte nun ein Mal nicht an die Sehergabe des alten Küsters und war wie die meisten jungen Leute in Berlin ein Freigeist, weshalb auch die jüngere Einwohnerschaft der Residenz bei den ernsten Männern jener Zeit in keiner besonderen Gunst stand. Da der Abend schön war, hielt Delven es für angemessen, am Fenster zu verweilen. Vielleicht bot sich Gelegenheit, mit der hübschen Küsters-

tochter eine Unterhaltung anzuknüpfen. Maria erschien auch bald wieder am Fuße des Thurmes. Sie schien bereits daran gewöhnt, Delven nicht weit von sich zu sehen, denn unwillkürlich blickte sie zum Hause hinauf, welches über die Mauer hinwegragte, und sogleich erschallte der Ruf: „Herzlichsten guten Abend, schöne Maria." Das Mädchen erwiderte den Gruß nur halblaut. „Aber weshalb heute so ernst und förmlich?" sagte Delven, sich weit aus dem Fenster legend. „Ich sollte gar nicht mit Euch reden," sagte Maria. „Man hat mich vor Euch gewarnt, Ihr sollt ein Ausbund sein — ich werde ins Gerede kommen." — „Das ist stark," sagte der Fensterinhaber, „und ich muß Euch doch um eine Erklärung bitten, Jungfer Maria — ich kann das nicht so hinnehmen — da aber die Auseinandersetzung lange anhalten wird, so bitte ich, mir zu gestatten, die hindernde Mauer überschreiten und in den Hof kommen zu dürfen." — „Wo denkt Ihr hin?" rief Marie, „nimmermehr." — „Es hilft Euch nichts. Wenn mir diese Unterredung nicht gewährt werden sollte — so bin ich genöthigt, laut zu schreien. Ich heule meine Klagen in die Nacht hinaus — das werdet Ihr nicht wollen — das — —" die letzten Worte erstarrten in der Tiefe des Zimmers, Delven hatte sich vom Fenster hinwegbegeben, und wenige Augenblicke später sah die erschreckte Maria ihn an den Gitterstäben rütteln, welche das Eingangsthor zum Hofe bildeten. Besorgt, daß der kecke Bursch Lärmen verursachen werde, blieb dem armen Kinde nichts übrig, als das Gitter zu öffnen, Delven spazierte wohlgemuth hinein. Er befand sich in der feindlichen Festung. „Da wäre ich, allerschönste und belobteste Jungfrau," begann er. „Nun lasset uns plaudern und klagt mir Eure Noth." Maria entzog ihm schüchtern ihre Hand, welche er ergriffen hatte. „Laßt mich, Herr Delven," flüsterte sie. „Wenn man uns sähe — ich wäre des Todes." Unwillkürlich barg sie das Licht der Laterne hinter dem Vorsprung der Mauer. „Schönste Maria", sagte Delven. „Ich bitte jetzt mir eine Strafpredigt zu halten — beim Mondenscheine. Was hat, was kann man von mir Böses reden? ich ahne, wer mir wieder einen Liebesdienst erwiesen hat." Maria begann nun mit Zagen die Warnungen zu wiederholen, welche die Freundin ihr zugeflüstert hatte. Sie erzählte getreulich den Zwist, den beide gehabt und war grade mit der Schilderung desselben zu Ende, als knarrend die Thurmthüre aufging und der alte Küster mit den beiden Fremden erschien. „Mein Vater", flüsterte erschrocken das Mädchen. „Wenn er uns sähe!" — „Zieht Euch zurück", sagte Delven leise, „hier — in den Schatten des Vorsprunges — so." Beide standen im Dunkel und vermochten von dort aus, ohne gesehen zu werden, die Vorgänge zu beobachten.

Die beiden Männer blieben an der Thüre stehen, während der Küster in den Schuppen ging, seine Werkzeuge zu holen. Als er um die Ecke des Thurmes bog, fiel der Schein der Laterne auf das Gesicht des einen. „Biedekap?" sagte Delven leise. „Was will der hier?" sein Hals verlängerte sich, er zog seine Stirne kraus, um schärfer sehen zu können. Flöricke kam zurück. Da er die Schlüssel hervorzog, die Kirchthüre zu öffnen, reichte er Biedekap die Laterne, wodurch das Antlitz des zweiten Mannes beleuchtet ward. Als sei ein Blitz vor ihm niedergefahren, so schnell beugte sich Delven in den Schatten der Mauer zurück, aus dem er, sich mit den Händen an dem Gestein haltend, weit hervorgeschaut hatte. „Er ist es", murmelte er. „Es ist der Fremde. Ich bin wohl zu rechter Zeit hierhergekommen." Die Männer gingen in die Kirche. Delven that einen Schritt vorwärts. „Was wollt Ihr?" sagte die ängstliche Marie, ihn aufhaltend. „Laßt mich — ich muß wissen, um was es sich handelt." — „Um Gottes willen bleibt zurück — Ihr stört vielleicht ein frommes Werk." „Liebste Jungfer, laßt mich — ich muß den dreien nach. Kennt Ihr den hageren finsteren Mann?" — „Nein, nein." — „Also, wer weiß, ob ich Euch und dem Vater nicht nutzen kann." Er machte sich schnell von der Kleinen los, und bevor diese ihn noch halten konnte, befand er sich schon an der Kirchthüre. Da er die Männer gehen und sprechen hörte, blieb er draußen stehen, der zitternden Maria Schweigen zuwinkend.

Endlich, als es stille geworden, öffnete er die erste Thür, dann leise die zweite — sie war nicht verschlossen — Flöricke hatte vergessen, die Pforte zu sperren. Delven gelangte in die Kirche. Um nicht unnützen Lärm zu machen, hatte er die Thüre nicht ins Schloß geworfen. Er stand im Dunkel des Seitenschiffes und sah gerade noch, wie die dreie in dem gegenüberliegenden Gange, in der Tiefe des Gewölbes verschwanden. „Sie steigen in die Gruft," sagte er. „Was mag das bedeuten?" Wieder wartete er eine geraume Zeit, dann ging er auf den Zehen vorwärts, so leise wie möglich, obschon der Sand unter seinen Füßen knirschte und ein Echo erweckte. Ohne besondere Unterbrechung kam er, vom Mondlichte geleitet, bis an den Eingang des Gewölbes, als plötzlich mit lautem Geprassel der Wind die Thüre zuwarf. Ein Donner rollte durch die Kirche. Delven glaubte einen der dreie hervorkommen zu sehen, aber es geschah nicht, dagegen tönten Schläge von unten herauf. „Schatzgräber?" sagte der junge Mann. „Wir wollen sehen."

Sich gegen die feuchte Wand drückend, gelangte er glücklich unten beim Fuße der Treppe an. Ganz hinten, in dem Dunstkreise der Feuchtigkeit und des Moders fast erstickend, sah er einen Lichtschimmer. Da eine unmittelbare Annäherung ihm gewagt schien, beschloß er, zwischen den Todtenschreinen weiter gehend, bis in die Nähe der nächtlichen Arbeiter zu gelangen. Er verursachte das Gepolter, welches die dreie erschreckte; dann drückte er sich hinter einen großen Metallsarg und war von hier aus Zeuge der oben beschriebenen Scene. Was barg jenes Kästchen? wer ist der Mann, der in so geheimnißvoller Weise hier auftritt? wie kommt er in die Gesellschaft des kurfürstlichen Kammer- und Leibdieners? — das waren die Fragen, welche Delven sich selbst vorlegte und deren Beantwortung ihn so sehr beschäftigte, daß er vergaß, sich vor den Arbeitenden aus dem Gewölbe zu entfernen, daher geschah es denn, daß er mit ihnen zugleich ausbrach und in größter Hast zwischen alles Gerümpel hindurch an den Ausgang zu kommen suchte, was ihm beinahe mißglückt wäre. In drei Sprüngen war er durch die Kirche bis zur Thüre gekommen — dann öffnete er diese schnell und stürmte ins Freie. Maria war verschwunden, das Gitterthor geschlossen, Delven überkletterte es mit der Geschicklichkeit einer Katze und mußte sogar hören, wie der Nachtwächter von der Heiligen Geiststraße, um die Ecke biegend, ihm ein Werda zurief. Ohne sich aufzuhalten, rannte er in sein Haus und dann an das Fenster. Er sah von hier aus die dreie aus der Kirche kommen, dann öffnete Flöricke das Gitter und entließ die Fremden. Sie verschwanden in der Richtung nach dem Molkenmarkte zu. Delvens Kopf glühte. Er hatte anfangs Lust, die beiden zu verfolgen, allein er sagte sich, daß sie, durch sein Lauschen schon aufmerksam gemacht, jetzt noch vorsichtiger sein und ihren Lauf verändern würden. Er warf sich auf sein Lager, aber er vermochte nicht zu schlafen — was war der Grund, die Ursache dieser Einmauerung des Kästchens? Eine Geisterbeschwörung? dazu erschien der geheimnißvolle Mann Delven nicht einfach genug. Das intelligente Gesicht schien nicht dem Glauben an Spuk in seinen Gedanken Raum geben zu können; daß er den alten, für einen höher Begabten geltenden Küster aufgesucht, mußte eine besondere Bewandtniß haben. Delven wälzte sich noch unruhig auf dem Lager umher, als die Morgensonne schon in seine Fenster schien.

Als der Pater Wolff am folgenden Abende dem Baron Freytag einen Besuch machte, sagte er: „Ich habe eine neue Mine gelegt. Sie wird ganz erschütternd wirken und das, was ich einst zu Tage bringen werde, wird die Geister noch Jahrhunderte nach uns beschäftigen." Er rieb leise seine Hände und lächelte.

Herr von Danckelmann und sein Secretarius.

Die kurfürstliche Kanzlei lag im Erdgeschosse des Quergebäudes, welches die beiden Höfe des Schlosses zu Berlin von einander scheidet. Hier waren im Jahre 1688 noch nicht so viele große Pulte und Repositorien, die Schreiber saßen auf Lederstühlen vor kleinen Tischen, und die Wände bedeckten die Actenschränke oder man sah hin und wieder einen Kupferstich in holländischer Manier, oder eine Landkarte von Merian. Das Beamtenpersonal bestand aus drei Räthen, zwei Oberschreibern und vier Schreibgehilfen. Zu den letzteren gehörte Delven, der sich sehr großartig „Secretär des Herrn von Danckelmann" tituliren ließ. Am Morgen nach der so eben geschilderten unruhigen Nacht saß der Schreiber an seinem Platze und kaute an seiner Feder. Vor ihm lagen einige Haufen von Rechnungen, welche copirt werden sollten, aber Delven vermochte nicht, seine Gedanken von den Erlebnissen der Nacht zu wenden. Er sah immer wieder die Scene im Grabgewölbe vor sich und malte mechanisch einen Ritter an den Rand des Papieres, das ihm zur Unterlage diente. Es war ihm zu Muthe, als müsse heut etwas Besonderes mit ihm vorgehen und er schien geneigt Schlimmes zu fürchten, denn die Ereignisse hüllten sich in einen

düsteren Schleier, in Grabesnacht und in Dunkel der Kirchengewölbe; er hatte keine Gelegenheit gehabt, mit Henning Ringwald darüber zu sprechen, auch fürchtete er sich, die Ereignisse jemandem anzuvertrauen. Wenn eine Thüre ging, fuhr er zusammen, obwohl er sonst immer sehr keck und zuversichtlich dreinschauete, und heute war nun erst recht eine sonderbare Bewegung in der Kanzlei bemerkbar. Die Räthe waren auf den Beinen, fortwährend tönte die Klingel in dem Zimmer des Kammerrathes von Danckelmann, dann flüsterten die Räthe mit einander, dann die Oberschreiber, dann die Unterschreiber, und es war Delven stets, als sei er der Gegenstand dieser halblauten Mittheilungen; nun ward seine Unruhe noch gesteigert, als gegen zehn Uhr der gefürchtete und gefeierte Rath in eigener Person in die Kanzlei trat, einige Acten nachsah, dann hinausging, sich in den Wagen warf, aus dem Schloßhofe fuhr, dann wieder anlangte, aufs neue in die Kanzlei kam und längere Zeit daselbst verweilte. Delven beschloß, so emsig als möglich zu arbeiten und vertiefte sich in seine Rechnungen; doch konnte er es nicht unterlassen, seitwärts über das Papier hinweg nach Danckelmann zu schielen, der mit den Räthen sprach. Bei diesen Seitenblicken glaubte er denn wirklich zu bemerken, daß der Rath ihn ebenfalls verstohlen fixirte. Der Schreiber wurde unruhiger. Es war keine Einbildung — Danckelmann richtete die Augen auf ihn, und es schien sogar, als erkundige er sich bei den Räthen nach dem Schreiber. Delven ließ seine Feder über das Papier gleiten, ohne die Schriftzüge zu erkennen. Er dachte sich, daß der Rath etwas von ihm haben wolle, oder daß eine Sache vorgebracht werden müsse, die mit den nächtlichen Ereignissen im Zusammenhang stehe — aber konnte dies nicht auch etwas Gutes sein? konnte man ihn nicht zu irgend einer besonderen Mission gebrauchen? — Delven war durchaus nicht feig. Er beschloß also abzuwarten, aber die Stunden krochen langsam dahin, und als es zwölf Uhr schlug, schien es dem jungen Schreiber, als habe er eine Woche hinter sich. — Mit dem letzten Schlage trat Danckelmann wieder in das Zimmer. Jetzt mußte es sich entscheiden. Delven wischte seine Feder aus, legte die Papiere zusammen, pfropfte sein Tintenfaß zu, nahm dann vom Nagel neben seinem Platze den Hut, wobei er stets bemüht war, dem Rathe den Rücken zuzukehren. Danckelmann stand unbeweglich auf der Schwelle. Die Räthe empfahlen sich, dann empfahlen sich die Oberschreiber, dann kam der älteste Unterschreiber — noch immer war der Rath da, er hatte noch nie dem Aufbruche der Beamten zugesehen — er mußte etwas beabsichtigen. Delven war der letzte, seine Beine waren ein wenig schwer, aber er nahm sich zusammen, drückte seinen Hut mit der Rechten gegen die Hüfte und wollte, mit tiefer Verbeugung bei dem Rathe vorüber, als Danckelmann plötzlich mit sonorer Stimme sagte: „Schreiber Delven! Ihr sollt noch einen Augenblick hier bleiben." Trotz seines Muthes und der Keckheit des Berliners fuhr Delven dennoch zusammen, aber seine gute Dreistigkeit gewann bald die Oberhand. Er dachte sich, daß das Schlimmste etwa in einem Verweise bestehen könne, den er sich vielleicht durch seine Prahlerei mit dem Titel „Secretär" zugezogen hätte. Er sagte ganz fest im Tone „Zu Befehl" und blieb.

Danckelmann riegelte die Thüre zu und ließ sich auf einen der Lederstühle nieder, dann sagte er zu Delven: „Geborner Berliner?" — „Zu Befehl, gnädiger Herr." — „Kurfürst ist gnädiger Herr," sagte Danckelmann mit kurzem Tone. „Mich titulirt Kammerrath. Also weiter. Euch sind wohl alle Straßen, alle Winkel in der Stadt bekannt?" „Zu Befehl. Ich kenne mich in finstrer Nacht überall in Berlin aus," sagte Delven und dachte dabei: Er spielt auf den Spaziergang im Grabgewölbe der Nicolaikirche an. — „Ihr seid von Herrn von Schlözer an die Canzlei empfohlen," sagte Danckelmann. „Ihr waret mit ihm im Haag bei der Ambassade?" — „Ich hatte die Ehre, dazu befohlen zu werden, da mein nun seliger Vater Secretarius bei Herrn von Schlözer gewesen." — „Ihr sollt ein guter Kopf sein," fuhr Danckelmann fort. „Oh — ich — Herr Rath," sagte schmunzelnd der Schreiber. „Ich höre das so. Was könnt Ihr denn, außer Eurem Schreiben?" — Ich dichte und treibe Schriftstellerei?" — „Das sind Dummheiten," sagte Danckelmann, „für einen Canzelisten." Delven zuckte die Achseln. „Habt Ihr Kenntnisse in der Historia?" — „Allerdings, Herr Kammerrath." — „Gut, so werdet Ihr wohl Beispiele kennen von Leuten, die hoch gestiegen sind, weil sie schweigen konnten." — „Wo will das hinaus?" sagte sich Delven. „Es ist die Kirchenscene." Er neigte sich stumm. „Könnt Ihr schweigen?" — „Gewiß, wenn es sein muß." Danckelmann trat zu den Karten und Plänen, welche an den Wänden hingen, dann winkte er Delven zu sich heran. „Kennt Ihr dieses hier?" sagte er, auf einen festungsartigen Plan deutend, dessen Linien sternenförmig auseinander liefen. „Es ist der Plan der Festung Spandau." — „Richtig," sagte der Kammerrath, „sehr richtig. In die Citadelle dieser Festung setzt man Leute, die sich Staatsverbrechen zu Schulden kommen lassen, und zwar setzt man sie so lange, als man es für gut findet." Delven erbebte. „Ich weiß nicht, Herr Kammerrath" — — begann er. „Ohne Furcht," sagte Danckelmann. „Es ist nur ein Hinweis. Zu solchen Leuten gehören Angestellte, Beamte, die nicht im Stande sind, wichtige Geheimnisse zu bewahren. Wer im Besitze eines solchen ist, der gehört dem Kurfürsten, und wenn er schwatzt, schließt man ihm den Mund durch einen Riegel der Citadellengefängnisse; ist er verschwiegen, handelt er klug und gewandt, so kann er es zu etwas bringen. Also könnt Ihr schweigen, getraut Ihr Euch zu handeln? überlegt wohl. Seid Ihr einmal im geheimen Dienste, dann könnt Ihr nicht zurück, Ihr seid dann mit kostbarem Gute belastet, und das muß man sicher versperren." Delven dachte einige Minuten nach, dann sagte er: „Ich bitte den Herrn Kammerrath, über mich zu verfügen." Danckelmann begann. „Also von jetzt an sollt Ihr eine Mission haben." — „Ich ahnte es," sagte Delven, dessen Eitelkeit rege wurde. „Ihr sollt wissen," fuhr der Rath fort, „daß wir seit kurzer Zeit von einem Netze umsponnen werden, dessen Fäden wir fühlen, ohne sie zu sehen. Wir haben eine Rotte geheimer Arbeiter und diplomatischer Intriganten um uns, welche jedes Mittel ergreifen, die Gemüther zu ängstigen, die Leute hier am Hofe — bis zu unserm gnädigen Herrn hinauf, in Verwirrung zu bringen und dabei im Trüben zu fischen. Welches die Resultate dieser Arbeiten sind, worin sie bestehen, bleibt Geheimniß. Für Euch aber möge der Hinweis genügen, daß Jesuiten in Berlin thätig sind." Delven ward aufmerksam. „Wie viele verkappt umherschleichen," fuhr der Rath fort, „wissen wir noch nicht, allein es ist gewiß, daß einer ihrer Hauptführer, der Pater Ludwig Wolff sich in Berlin befindet." Delvens Augen erweiterten sich, es war ihm, als werde von seinem Geiste ein dichter Schleier weggezogen. Er begriff sogleich, daß der räthselhafte Fremde niemand anderes als der gefürchtete Jesuitenpater sei. „Es gilt für uns zu wissen," sagte Danckelmann, „mit welchen Personen der Mann verkehrt, seine Verbindungen in Berlin zu ermitteln, ihm einen unsichtbaren Lauscher nachzusenden. Ich habe hin und hergesonnen, wem ich diesen Auftrag ertheilen sollte — Ihr seid mir endlich eingefallen. Ihr kennt Berlin genau, das ist nothwendig; Ihr seid muthig, Ihr seid, wie ich erfahre, klug — also wollt Ihr die Mission übernehmen? Ihr seid einfach — Spion für uns. Der Titel ist nicht gerade schön, aber später wird ein besserer daraus. Wollt Ihr?" — „Gewiß, Herr Kammerrath." — „Legt Euch denn also auf die Lauer. Vor allen Dingen sucht den Pater Wolff ausfindig zu machen. Dazu sollt Ihr dem Polizeimeister empfohlen werden. Der Pater ist hier in Berlin — aber ihn kennen zu lernen, ist eine große Schwierigkeit; denn er verbirgt sich sorgfältig. Es wird schwer sein, und das ist der mühsame Anfang Eures neuen, geheimen Dienstes." Auf Delvens Antlitze ging eine Veränderung vor, welche Danckelmann natürlich nicht beachtete, die aber einem seiner Freunde nicht entgangen wäre, denn die Züge des Schreibers wandelten sich von der bisher beobachteten Zurückhaltung, welche sie ausgedrückt hatten, in eine wahrhaft leuchtende Dreistigkeit um. Seine Nüstern blähten sich auf, ein Lächeln der Eitelkeit und des Triumphes umspielte seine Lippen und der bisher straff angezogene Körper nahm eine nachlässige Haltung an, die Hand drehte den ehrfurchtsvoll zerknitterten Hut, und der Schreiber wagte sogar leicht das Haupt zu schütteln. Delven fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, wo er dem großen Rathe, dem berühmten Danckelmann einigermaßen imponiren könne. Er hatte während der Auseinandersetzung des Kammerrathes schon seine Gedanken umherschweifen lassen und nun, als Danckelmann die Mission, zunächst die Auffindung des Paters als eine schwierige Sache bezeichnete, richtete er sich kerzengerade empor. „Der Herr Kammerrath werden es nicht ungnädig aufnehmen," begann er, „wenn ich mich erkühne, die Schwierigkeiten der Auffindung genannter gefährlicher Person als beseitigt anzusehen." Danckelmann stutzte. „Ihr habt mich wahrscheinlich nicht recht verstanden, mein Freund," erwiderte er, den Agenten mißtrauisch anblickend. „Ich bitte den Herrn Kammerrath, mich nicht der Eitelkeit oder der Großsprecherei zeihen zu wollen, wenn ich sage: Ich kenne den Pater Wolff bereits." — „Ihr kennt ihn?" rief Danckel-



Der deutsche Winterwald.
Originalzeichnung von H. L. Brinckmann.

mann. „Diesen bedeutenden, gefahrbringenden Mann? Ihr wißt, wo er sich aufhält?“ — „Letzteres habe ich nicht behauptet, obwohl ich einige Orte angeben könnte, an welchen er verkehrt. Ich erlaube mir nur die Frage: Kennen der Herr Rath den Pater?“ — „Gewiß. Ganz genau. Ich habe noch unter dem seligen Kurfürsten mit ihm verkehrt.“ — „Also hören Sie, Herr Rath, ob die Beschreibung seiner Person eine richtige ist. Der Pater ist ein Mann vielleicht in den fünfziger Jahren, doch sieht er älter aus, sein Gesicht ist hager wie seine Gestalt, die Nase scharf gebogen, die Augen sind dunkel und von sehr kühnem Ausdrucke, buschige Augenbrauen ziehen darüber hin. Der Pater hat besonders feine, weiße Hände, seine Stimme ist wohllautend.“ — „Alles ist recht — alles paßt — wartet,“ rief Danckelmann aus dem Zimmer eilend. Er kehrte schnell wieder, mit einem Kupferstiche in der Hand. „Seht dieses Bildniß an,“ rief er, Delven den Stich vorhaltend, „und dann sagt mir gewissenhaft, ob der, welcher hier abconterfeiet ist, von Euch gekannt ist.“ Delven warf einen prüfenden Blick auf das ihm vorgehaltene Blatt. Er hatte sofort den nächtlichen Arbeiter in den Gewölben der Nicolaikirche und den Reisenden aus dem Rademannschen Garten wiedererkannt. „Es ist derselbe Mann, den ich als den Pater Wolff kenne — zu kennen glaube,“ sagte er. Danckelmann sah ihn prüfend an. „Es scheint eine besondere Veranlassung vorzuliegen, durch welche Ihr den Jesuiten kennen gelernt habt. Wollt Ihr nicht mit der Sprache heraus?“ fragte er. Delven überlegte schnell; daß nothwendigerweise Föricke und seine hübsche Tochter compromittirt werden müßten, wenn er die seltsame Scene der vergangenen Nacht dem Rathe mittheilte. Außerdem war es ganz in seinem Plane, für eine wichtige, vielvermögende Person gelten zu wollen, daß er sich mit dem Schleier des Geheimnisses umgab, er beugte daher sein Haupt respectvoll und sagte: „Geruhen der Herr Kammerrath mir zu erlauben, daß ich darüber schweige, es ist mein Geheimniß und,“ setzte er hinzu, sich aufrichtend, indem seine Lippen ein Zug von Wichtigthuerei umspielte, „zugleich mögen der Herr Rath daraus entnehmen, wie gewissenhaft ich wichtige Dinge zu bewahren weiß.“ Danckelmann winkte mit der Hand und trat dann dicht zu Delven. „Wenn Ihr dem Pater auf der Fährte seid, sehet wohl zu, ob Ihr nicht eine Gemeinschaft zwischen ihm und dem Freiherrn Kolbe von Wartenberg herausbringen könnt. Nur ein einziges Beisammensein — nur eine Verbindung der beiden, die Minuten lang währte — und ich wollte Euch, wenn Ihr darüber Gewißheit hättet, reichlich lohnen.“ Delven verbeugte sich stumm. „Jetzt gehet,“ sagte Danckelmann, „und arbeitet gut — Beförderung oder der Juliusthurm zu Spandau — das sind die beiden Gegensätze. Gehabt Euch wohl.“

Er entließ den Schreiber, der mit großen Schritten über den Schloßhof ging und seinen Nacken so stolz warf, als hätte er Kronen von seinem Haupte abgeschüttelt. Er schritt durch das Portal nach dem Domplatze und beachtete selbst den alten General Derfflinger nicht, der von dem Volke begrüßt, dicht an ihm vorüber zur Reitschnecken- oder Wendeltreppe ging.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Wald in seinen Jahreszeiten.

II. Das Leben des Winterwaldes.

Von Hermann Wagner.

Mag der Bewohner der Tropen der Herrlichkeiten viele besitzen, — ein Gang in einem Winterwald, wie wir ihn ausführen können, ist ihm ein unerreichbarer Genuß!

Vielleicht meint mancher: das sei gerade kein sonderlicher Verlust, eine einzige Hand voll grüner Blätter und bunter Blumen, wie sie den Bewohnern der heißen Zone das ganze Jahr hindurch zu Gebote stehen, seien doch mehr werth als die ganze Herrlichkeit, welche unser Wald im Winter darbietet! — Gemach, guter Freund! Du wirst anders urtheilen, wenn du wirklich tüchtige Wanderungen im Walde während des Winters ausgeführt hast, obschon ich dir zugeben will, daß dies nicht Jedermanns Ding ist! Deuten wir in Kürze einiges davon an!

Der Morgen dämmert nur langsam. Dicker Nebel liegt über dem Waldgebirge. Die Luft ist still, aber kalt. Eine schwache Schneedecke, ein „Neuer“, wie es der Jäger kurz nennt, hat sich während der Nacht über alles gelegt, — nur wenige steile Felswände, einige große Steinblöcke und die Umgebung des noch offenen Wasserfalles heben sich dunkel von dem hellen Untergrunde ab. Alle Zweige der Bäume und Gesträuche sind mit den wunderbarsten Reifbildungen behangen; — sie erscheinen wie aus Zuckerstaub, aus Silberkörnchen und Glassplittern zusammengesetzt. Es ist ein Anblick wie aus der Feenwelt, ein Bild, das sich weder malen, noch weniger erschöpfend beschreiben läßt. Schade nur, daß es so vergänglich ist wie der Nebel, der es erzeugte. Gerade dann, wenn es seine größte Herrlichkeit entfaltet, dann nämlich, wenn die Sonne durch die Dunstmassen bricht und ihre hellen Strahlen in den Millionen Krystallen ein Glitzern und Flimmern erzeugen, daß der Wanderer unwillkürlich still steht und in einen Ausruf des Staunens ausbricht, — gerade dann zerstäubt das phantastische Gebäude. Ein Luftzug, der die schwankenden Zweige bewegt, ja ein Rabe, der sich darauf niederläßt, erschüttert die Wunderwelt, daß sie zusammenfällt wie ein Kartenhaus.

Bei einem Winterspaziergange wird der Blick unwillkürlich angezogen durch die Fußspuren im Schnee. Während des Sommers kann man stundenlang im Forst wandeln, er wird uns vielleicht einsam und leer erscheinen, einen Vogel etwa abgerechnet. Die lockere Schneedecke dagegen verräth das ganze Leben der größeren Thiere, das der schweigsame Wald birgt. Bist du ein wenig der Fährten kundig, so plaudert dir der weiße Grund alle Geheimnisse des verzauberten Waldschlosses aus. Du kannst nach den Fährten zählen, wie viele Hasen im Busch ihren Versteck haben, wie viel Mal sie heraus nach den Feldern spazierten, wie viel Mal zurück und ob sie jetzt etwa draußen oder drinnen sich aufhalten. Willst du einer solchen Spur folgen, so kannst du bei hinreichender Aufmerksamkeit die Stelle auffinden, an welcher Freund Lampe seine Kreuz- und Quersprünge machte, seinen Haken schlug, um mit einem letzten großen Satze in das Lager einzufallen. Wenn du dem Winde entgegenwanderst, triffst du ihn vielleicht daheim unter überhängendem Strauchwerk und dürrem Gras oder zwischen Haidekraut und bemoostem Gestein halb eingeschneit. Hast du einen Januartag zu deinem Ausgange gewählt, so kannst du möglicherweise eine Treibjagd auf Hasen mit ansehen. In besonders günstigem Falle bemerkst du auch an versteckter Stelle im Gebüsch eine Drahtschleife über einem Hasenpfade hängen, die ein leidenschaftlicher „Thierfreund ohne Jagdschein“ heimlich dort anbrachte. Die Jagd auf Rehe wird schon Ende December geschlossen, jene auf Hirsche gar schon Anfang October.

Außer den Fährten des Rothwildes, deren scharfes Erkennen einen Ehrenpunkt des waidgerechten Jägers ausmacht, treffen wir den geraden Fußsteig Freund Reineckes. Hier scheint er ein Mäuschen abgefaßt zu haben, das sich aus dem Schnee hervorwagte. Die Fußspuren und Abdrücke im Schnee erzählen alle Einzelheiten, welche der Fuchs bei seinem Ausgange erlebt hat. Hier hatte er stillgestanden und sich gewendet, dort auf der Lauer gelegen, da das Moos aufgescharrt, wahrscheinlich um Puppen von Blattwespen und Schmetterlingen — dürftige Winterkost — hervorzukratzen, dort wieder einen Sprung nach einem Eichhörnchen gethan und zuletzt eine Hetze auf ein Kaninchen versucht. Weiterhin bezeichnen uns je 2 und 2 Fußspuren den nächtlichen Spaziergang eines Hermelins. Würden wir dem flinken Mäusejäger persönlich begegnen, so würden wir ihn jetzt im weißen Gewande mit schwarzer Schwanzspitze treffen, während er im Sommer braun aussieht. Die Pelzthiere reizen gerade jetzt den Jäger am meisten, da ihr Rauchwerk im Winter am schönsten ist und am höchsten bezahlt wird. Ihr Fang ist freilich mühsam, aber eben deshalb interessant. Nach dem Neuschnee erkennt der Waidmann, wo er am besten ein Schwanenhalseisen für den Fuchs, eine Mordfalle für den Marder aufstellen kann. Er gewöhnt das vorsichtige, scheue Wild durch hingeworfene Leckerbissen mehrere Tage lang an

die erwählte Stelle. Sind diese angenommen worden, so gräbt er eine flache Grube für das Eisen, belegt den Boden mit Häckfel, um das Rosten zu verhüten, verdeckt es mit Häckfel, breitet Pferdemist darüber, als hätte ein Rabe denselben auseinander gekratzt und bringt dann einen möglichst duftenden Köder für die leckere Nase Reineckes an: einen in Butter gebratenen Hering, stark mit Bittersüß gewürzte Fuchswitterung u. dgl. Ein Hasengescheide wird von mehreren Seiten her durch den Wald nach der Falle hingezogen, um den etwa anderswo herumschweifenden Fuchs auf den richtigen Weg zu bringen. Trotzdem geht der schlaue Bursche mitunter doch nicht in die Falle, sondern begnügt sich damit, die ringsum liegenden Köder wegzuschnappen und jene in der Falle nur anzusehen. Als ehedem Wölfe und Bären noch in unseren Waldungen hausten, war der Winter auch zur Jagd auf dieses gefährliche Raubzeug die geeignetste Zeit.

Sollen wir einen botanischen Winterausflug friedlicherer Natur in den Wald mit einander machen, so wählen wir einen sonnenhellen milden Nachmittag dazu. Das Astwerk der Laubbäume ist diesmal schneefrei. Die Verästelung der verschiedenen Baumarten, die Richtung und Vertheilung der Zweige lassen sich jetzt genau studiren. Der Wald liegt wie eine einfarbige graue Wand vor uns; nur die weißen Stämme der Birken oder die immergrünen Nadelhölzer bringen einige Abwechselung hinein. Die Winterblätter der Holzgewächse, die Knospenschuppen werden selten von jemand beachtet, obschon sie in ihrer Form und Stellung je nach der Gewächsart viel Interessantes darbieten. Sie beschützen die nächsten Sommertriebe, wie sie selbst Erzeugnisse des vorigen Sommers sind. An Haselbüschen, Birken und Erlen bemerken wir auch bereits die jungen Blüthenkätzchen. Sie warten nur auf einige warme Tage, um sich zu öffnen.

Der Epheu glänzt an der Seite des Baumstammes so frischgrün, als sei für ihn kein Winter vorhanden. Die Mistel — „nicht Baum und nicht Strauch, weder auf der Erde wachsend noch im Wasser" — sie nickt eben so unverändert vom Aste droben herab. Immergrün spinnt seine langen Ranken über den Waldboden hin, und das Brombeerengebüsch besitzt gewöhnlich auch noch seine Blätter, wenn sie auch ihre Färbung ins Braungrüne verändert haben.

Wirklich überraschend aber zeigt sich gerade im Winter die Welt der kleinen Moose und ihrer Verwandten. An den südlichen Berglehnen schmilzt in der Mittagsonne allmählich die Schneedecke. Jeder freiliegende Stein wird zum Wärmevermehrer. Die herabrieselnden Wasserperlen wecken die saftigen schwellenden Moosrasen zum frischen Leben. Sie breiten freudig ihre dichtbeblätterten Stengel, heben ihre Fruchtkapseln empor und streuen ihre Samen aus. Fällt nach wenig Stunden die Temperatur wieder auf den Gefrierpunkt, erstarren die Wassertropfen zu kleinen Eiszapfen, so versinkt auch alles niedliche Gewächs sofort wieder in den Schlaf, ganz so wie das Dornröschen des Märchens. Dabei aber ist es bereit, am nächsten milden Tage das angefangene Stück Arbeit genau da fortzusetzen, wo es unterbrochen ward. — Aehnlich wie die Moose benehmen sich auch die Flechten, die an den Gesteinen und an den Baumstämmen herabhängen. Sie erscheinen gerade jetzt, vom Schneewasser aufgequellt, üppig und farbenreich. Ihr bleiches Grau steigert sich zum Grün, andere leuchten goldgelb, noch andere schattiren sich in Roth und Braun.

Höchst interessant ist ferner das Leben jener kleinen Pilze, die während des Spätsommers auf den Baum- und Krautblättern oder an den abgestorbenen Zweigstücken und den Baumrinden sich angesiedelt hatten. Viele von ihnen benutzen die hellen, milden Wintertage, um sich weiter zu entwickeln; sie sind dann beim Anbruch des Frühlings so weit fortgeschritten, daß sie ihre Fortpflanzungszellen, ihre Sporen ausstreuen können. Für viele Pilze hat der Herbst dieselbe Bedeutung wie für die Blüthenpflanzen der Frühling, während umgekehrt der letztere für sie die Zeit der Fruchtreife ist. Der Winter wird für sie dadurch zum Sommer. Während sie selbst sich entwickeln, arbeiten sie zugleich an der Zersetzung der organischen Stoffe, auf deren Kosten sie leben, sowie ja der Winter mit seinem Frost überhaupt ein trefflicher Bearbeiter des Bodens ist.

Indem wir an den Baumstämmen Flechten- und Moosstudien anstellen, treffen wir wieder mit Forstleuten zusammen. Sie wenden denselben Gegenständen ihre Aufmerksamkeit zu, wenn auch aus anderen Gesichtspunkten. Einzelne von ihnen sammeln langzottliche Flechten, um dieselben zu Bärten für Holzmännchen und ähnliche Spielereien zu verwerthen. Andere wollen jene Flechten in Ermangelung von etwas Besserem zum Futter für die Ziegen benutzen. Noch andere durchsuchen im Auftrage des Forstwarts die Baumrinden nach schädlichen, waldverderbenden Insecten, um selbige zu vernichten. Da finden sich zahlreich die Eier des Schwammspinners; sie sind mit einem dichten Ueberzug von Wollhaaren bedeckt und lassen sich mit dem Messer leicht abschaben. Ebenso kann man die von einem grauen Haarüberzug geschützten Eier des Processionsspinners von der Eichenrinde entfernen. Schwieriger dagegen ist es, die Eier der ebenso schädlichen Nonne wegzuschaffen, da dieselben meist hinter den Rindenschuppen versteckt liegen. Um schädliche Forstinsecten während des Winters zu vertilgen, läßt der Forstmann, wenn es nöthig scheint, auch das Moos am Grunde der Bäume abkratzen. Hier finden sich versteckt die Raupen des Kiefernspinners, die Puppen der Forleule, des Föhrenspanners und Kiefernschwärmers. Damit aber selbst ausgebildete Schmetterlinge im Winterwalde nicht fehlen, hält der kleine graue Frostspanner seine Tänze um das flügellose Weibchen, das einem gewöhnlichen Schmetterlinge ganz unähnlich sieht und mühsam an dem Stamm hinaufkriecht, um droben im Geäst die Eier abzusetzen.

Auf das Vorhandensein der erwähnten und ähnlicher Insecten gründet sich der Unterhalt einer Anzahl kleiner Vögel: der muntern Meisen, Finken, Baumläufer, Zaunschlüpfer u. a. Sie treiben mitten im Schnee und Frost ihr flinkes Wesen, klettern an den Stämmen hinauf und hinab, turnen mit mancherlei Schwenkungen in dem dünnen Geäst, untersuchen jedes Moosbüschelchen und jeden Rindenspalt und rufen sich dabei mit hellem Pfeifen frischen Muth zu. Andere Wintervögel nähren sich von dem Samen der Nadelhölzer, die jetzt reifen, und es ist bekannt, daß der Kreuzschnabel nicht selten gerade mitten im Winter zu Neste trägt und seine Jungen auffüttert.

Das gesammte pflanzliche und thierische Leben im Winterwalde ist zwar nicht so mannichfach und artenreich, wie im Sommer, allein es gewinnt ein besonderes Interesse durch den Gegensatz, welchen die Schneedecke als Untergrund dazu bildet. Letztere, das herkömmliche Wahrzeichen des Todes und der Erstarrung, bildet an solchen hellen, milden Tagen Rahmen um die niedlichen, frischgrünen Gewächsgruppen mit ihrem kleinen Thierleben: spielenden Mücken, Spinnen und Rüsselkäfern, wie sich ähnliche scharf abgegrenzte Bilder während des Sommers in der Nähe der Gletscher und ferner im Hochgebirge vorfinden.

Wünschest du aber neben solchen lieblichen Scenen aus dem kleinen Leben im Winterwalde kräftige Schattenstriche in großen, markigen Zügen, — wohl, auch sie fehlen nicht! der nächste tüchtige Schneesturm kann sie liefern. Der wilde „Schimmelreiter" — der altnordische Dämon des Winters, — braust mit Schneegestöber heulend und pfeifend durch Forst und Gebirg. Der wilde Jäger hetzt die Waldweibel und peitscht die tolle Jagd vor sich her. Der Schnee thürmt sich massenhaft an, der Wald selbst scheint unter der hohen Decke verschwinden zu sollen.

Und doch liegt selbst in dem verschneieten Winterwald, dieser Stätte des Hungers, der Gefahr und des starren Grausens ein tröstreicher, kräftiger Zug von lebendiger Hoffnung. Aus dem wilden Tannenwald entnimmt das natursinnige Volksgemüth den Weihnachtsbaum, das ewige Grün, und setzt das strahlende Licht darauf als Sinnbild des unvergänglichen Lichtes und Heiles, des neuen Lebens. — Der Mondschein ist — Sonnenlicht, vom bleichschimmernden Gestirn der Nacht zurückgesendet, der Winterwald ist ein Kind des Sommers, — jeder Holzring seiner Stämme, jede Knospe im Gezweig ist ein Stück Arbeit der vorhergegangenen schöneren Jahreszeit, enthält einen Theil gebundene Wärme, Licht und Leben. Unter der Schneedecke, und gerade durch sie vor der scharfen Kälte beschirmt, schlummern Millionen Knospen und Keime. Die Erstarrung ist nur vorübergehend, sie ist kein Tod, sondern ein Schlaf; ihr folgt ganz sicher bald neues Erwachen, ein neuer Frühling!

Fürst Kanonendonner.

Originalzeichnung nach einem Original von Arnold Wellmer.

Was für Paris das Quartier latin, das ist für Berlin die Friedrich-Wilhelmstadt — jenes Häuserquadrat der werdenden Weltstadt, das sich von den Linden nach dem Oranienburger Thore erstreckt.

In diesem Berliner Quartier latin chambregarniren vornehmlich Academiker, Thierarzneischüler, kleine Literaten, kleine Doctores Med., kleine Schauspieler, kleine Privatdocenten, kleine Lieutenants, Einjährige Freiwillige, Augenkliniker, kleine Schrift-, Stock- und andere Privatgelehrte und — im Superlativ Studenten! Letztere zieht die Nähe ihrer Alma Mater hierher, — andere die Charité, Pepinière, Thierarzneischule, Academie, Gräfes Augenklinik, vier Casernen, das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, die Bibliothek!

Die meisten Häuser des Berliner Quartier latin sind besonders um Ostern und Michaelis über der Hausthür und an den Fenstern überreich mit weißen Papptafeln decorirt, die in großen Druckbuchstaben melden: „Hier ist eine möblirte Stube zu vermiethen — eine — zwei — drei — vier Treppen!"

... Mich zog es im October 1858 auf der „Suche" nach einem möglichst wohlfeilen Studentenstübchen im Berliner Quartier latin immer weiter und weiter von den theuren Linden fort — immer mehr und mehr Treppen hinan. Die Zettel mit einer oder zwei Treppen würdigte ich kaum eines Blicks — nur III und IV vermochten mich zu locken.

So kam ich endlich auch nach der Schumannstraße. Ueber der Hausthür von Nro. 19, einem schmalen, ungeputzten Hause, hingen mehrere möblirte Zettel. Haus und Flur sahen nicht sehr nach hohen Miethen aus, hoffnungsvoll erklomm ich die enge, stark abgetretene Treppe. An allen Thüren Visitenkarten mit „stud. theol. — phil. — oder med." — für jur. oder gar cam. ist der Boden der Schumannstraße zu mager ... doch nein, hier in der dritten Etage wohnt ein Jurist — sogar ein adeliger. An der Stubenthür ist ein halbes Quartblatt mit Mundlack festgeklebt, und darauf steht mit großen geschnörkelten Buchstaben in rother und schwarzer Tinte: Constantin Baron von Ragotzki — Rechtsconsulent.

O weh! dachte ich — diese vornehme Nachbarschaft muß sicherlich das ganze Haus mitbezahlen, Du kannst Dir die dritte Treppe sparen — — doch, auf ein Dutzend Treppenstufen mehr oder weniger kommt's ja auch nicht an! — Und diese Resignation meines schon stark gemißbrauchten Pedals sollte belohnt werden — nach fünf Minuten war ich, ohne mir den Vorwurf leichtsinniger Verschwendung machen zu dürfen, Bewohner eines sauberen Stübchens — sogar über einem richtigen juristischen Baron auf ki. Ich war wirklich ein wenig stolz auf dies „über!"

Die Wirthin, in Berlin kurzweg „Madam" genannt, brachte mir frisches Wasser. „Ah, Madam," sagte ich, „wir haben dort unter uns ja vornehme Nachbarschaft — ein Baron — und noch dazu auf ki!"

„Der ist sogar noch mehr," lachte Madam, — „er ist Fürst!"

„Also incognito?" — fragte ich überrascht.

„Incognito nun gerade nicht" — lachte Madam weiter — „alle Welt, sogar die Kinder auf der Straße rufen lustig hinter ihm her: Fürst Kanonendonner!"

„O weh — ein Spitzname?"

„Ja, und ein sehr treffender. Den hatte er schon, als er vor 3 Jahren bei der Madam dort unten einzog. Im übrigen brachte er spottwenig mit: einen leidlich ganzen Anzug auf dem Leibe, einen halben Schlafrock — der linke Aermel und der rechte Schoß fehlten und fehlen noch heute — drei zerfetzte Hemden und fünf Vatermörder, ein Bündelchen Papiere und eine Kruke mit ungarischer Bartwichse, alles in ein baumwollenes Taschentuch geknüpft, in der Hand, ein Paar klirrende echtsilberne Sporen an den Stiefeln, — das war das ganze Vermögen des armen Fürsten. Seine Madam hat ihm die Stube auch nur unter der Bedingung vermiethet, daß er täglich fünf Silbergroschen Miethe pränumerando abzahlt — und dabei sagt sie doch wohl zehn Mal in einem Athem: „mein Baron", wenn sie von dem armen Schlucker spricht, — so stolz ist sie darauf, daß sie einen wirklichen Baron zum Miether hat!"

„An seiner Thür steht ja aber auch Rechtsconsulent..."

„Ja, bei dem Fürsten Kanonendonner hat alles einen hohen Namen — andere schimpfen ihn „Winkeladvocat". Er spricht auch immer nur von seinen „Clienten!" Und wer sind diese Clienten? Dienstmädchen, Ammen, Waschfrauen, Droschkenkutscher, Kellner und Consorten, die sich vom Fürsten Kanonendonner Liebesbriefe, Geburtstags- und Polterabendgedichte, anonyme Injurienbriefe, Klagen wegen Thätlichkeiten und Wörtlichkeiten fabriciren lassen. Bettler von Profession, sogenannte verschämte Arme, an denen Berlin so reich ist, bestellen ganze Dutzende von Bettelbriefen, die Adressen haben sie in dem Adreßkalender angekreuzt. Aber auch sehr geputzte Damen kommen heimlich zum Fürsten Kanonendonner und fragen ihn in delicaten Angelegenheiten um Rath!"

„Und das wird so schlecht bezahlt, daß es dem armen Baron so kümmerlich geht?"

„Die Schreibereien kosten Seite für Seite, gleichviel was darauf steht, zwei gute Groschen — nur die Verse mit „halber Reimerei" kosten zweidoppelt. Im übrigen versteht keiner von den anderen Winkeladvocaten es so gut, die lumpigste Bagatelle, die er ganz gut mit vier Zeilen abmachen könnte, vier volle Seiten lang hinzuziehen — macht gerade ein Beefsteak mit Ei, das er so gern ißt!"

„Wirklich ein Kunststück, das mit einem Beefsteak nicht zu hoch honorirt wird ... armer Kerl!"

„O, es gibt keinen lustigeren alten Burschen in ganz Berlin, — mit aller Welt trinkt er Brüderschaft, und keiner kann so viel trinken wie er. Immer hat er einen Spaß, eine Aufschneiderei oder ein Studentenlied bei der Hand — hören Sie nur, da singt er!"

Ich hatte vorhin schon ein eigenthümlich dumpfes Getön unter mir gehört — ja, es war der Gesang einer Männerstimme, polternd und dröhnend, ich lauschte — durch den ziemlich dünnen Fußboden klang es jetzt ganz deutlich:

„Eine Pfeife, wie ein Fäßchen,
Wenig Münze, Rock und Hut
Und ein kleines Stiefelgläschen
Ist mein fürstlich Hab' und Gut.
Lustig hier und lustig da —
Ubi bene, ibi patria!"

„Er muß Besuch haben; wenn er allein ist, singt er nie!" — sagte die Wirthin und wollte gehen.

„Woher mag sein Spitzname rühren?"

„O das wird Ihnen gleich klar, wenn Sie ihn ein Mal gesehen und gehört haben Sie finden ihn von 7 Uhr an alle Abende im Café Heyne in der Louisenstraße!" — sagte Madam lachend und ließ mich allein.

Die Andeutungen meiner Madam stellten mir ein echtes Original in Aussicht, die edle Wildgattung, die bei der Dampfjagd unserer Jetztzeit immer rarer wird ... Bald sind die Originale, wie in den civilisirten Ländern die Bären und Auerochsen, nur noch in Menagerien für Geld zu sehen, wenn sie nicht ganz aussterben ... da heißt es also, sich tapfer heranhalten!

Gegen 7 Uhr ging ich ins Café Heyne. Ich wollte mich auf einen leeren Stuhl im Fensterwinkel setzen — da sagte mir das Schenkmädchen: „Das ist Fürst Kanonendonners Stammplatz!"

Das Original war also noch nicht da. Ich setzte mich so, daß ich die Thür im Auge behielt. Das Local war stark besucht. An einem Tische saßen Studenten, an einem anderen Freiwillige. Die übrige Gesellschaft war sehr bunt. Außer einem regen Biereifer machte sich ein starker Appetit auf Kartoffeleierkuchen — auch Puffer genannt — bemerkbar. Diese fetten Kuchen, von den Eßkünstlern stets mit Messer und Gabel in passende Häppchen zerrissen, weil sie durch das Zerschneiden an „esprit" verlieren sollen, sind eine Specialität jenes Locals.

Noch immer blieb der Stuhl in der Fensterecke leer. Er war durch eine Matte gegen den Luftzug des Fensters und durch eine Strohdecke gegen die Kälte des Fußbodens vor allen andern Stühlen ausgezeichnet. Sollte mein Original ...

Da geht die Thür auf — in der Thüröffnung steht ein großer wohlbeleibter Mann in auffallend verwogener Haltung. Er muß die Mitte der Fünfzig schon überschritten haben. Sein Kopf ist groß, das Gesicht rund und flammend roth, feurige Fettwulsten ringeln sich

um den Hals, ein breites Doppelkinn ruht auf der steifen Halsbinde und den mächtigen Vatermördern. Die tiefdunklen Augen sind ungewöhnlich groß und blitzen mit unsteter Lustigkeit umher. Darüber wölben sich die wunderbarsten Augenbrauen — rabenschwarz und fingerdick — in unmöglichen Bogen. Sie sind nicht ohne Sorgfalt mit — Tusche gemalt. Unter der Nase Karfunkelschein starrt ein buschiger Schnurrbart, schwarz gewichst und martialisch in die Höhe gedreht. Der schäbige Cylinderhut sinkt, darunter wird eine spitze, etwas fuchsig schwarze Perrücke sichtbar; sie ist so klein, daß sie auf dem Scheitel nur gipfelt. Die fette, glänzend und unecht beringte Hand führt ein starkes Bambusrohr mit dickem Messingknopfe. Die dunkelgrüne Pikesche ist mit ungarischen Schnüren und Quästen überladen. Schwarze, faltige Beinkleider, unten spitz zulaufend, und klirrende Sporen vervollständigen das gerade nicht sehr neue und saubere Costüm.

Niemand braucht mir zu sagen: das ist Fürst Kanonendonner!

Er tritt affectirt verwogen einen Schritt vor und singt mit bierrauher Stimme:

„Donner und Kanonen!
Was ist das für ein durstig Jahr,
Die Kehle lechzt uns immerdar!“

und mit einer herablassenden Handbewegung fügt er hinzu, indem er jedes Wort einzeln polternd hervorstößt: „Wir grüßen Euch, Ihr Herren, und sind Euer wohlaffectionirter Fürst Kanonendonner!“

„Guten Abend, Durchlaucht, — warum aber heute so spät? Es ist schon eine halbe Stunde über die gewöhnliche Audienzzeit in Vater Heynes Thronsaal — Deine vielgetreuen Unterthanen sehen sich genöthigt, Dir, Fürst aller Bierfürsten, wegen Lauheit im Biereifer pro poena ein Stehseidel in einem Zuge zuzudictiren!“ schallt es dem Fetten von allen Seiten entgegen. Ein Freiwilliger bringt ihm sein volles Seidel.

„Bravo, Ihr Herren, wir sehen mit besonderer Genugthuung, daß unsere Unterweisungen im Biercomment und unser vorleuchtendes fürstliches Beispiel nicht ohne Erfolge für Eure Civilisation geblieben sind — dies Seidel trinken wir auf das fernere Gedeihen unseres Bierstaates — vivat, crescat, floreat! — Tusch! — Schnedderengdeng!“ und Fürst Kanonendonner leert sein Seidel mit Würde in einem Zuge. Dann setzt er sich an den Tisch in der Fensterecke zu fünf älteren Herren.

„Aber wir wissen immer noch nicht, warum Du die Audienzstunde versäumt hast, Kanonendonner!“

„Die leidigen Staatsgeschäfte hielten uns zurück, vielgetreue Unterthanen . . . und man muß sich heranhalten, um vom Regieren heutzutage noch leidlich existiren zu können. Darum erst das Geschäft und dann das Vergnügen! Wir geruhten einer kleinen Gräfin Audienz zu ertheilen . . . schön wie Helena, reich wie die Königin von Saba und unglücklich — unglücklich, wie ein Weib nur sein kann, das einen Blaubart zum Mann hat. . . .“

„Ist die schöne Gräfin nebenbei noch Wasch- oder Scheuerfrau und der Graf Blaubart Droschkenkutscher oder Fabrikarbeiter, Fürst?“ lacht ein Student.

„Für dies freche Wort
Müssen wir Dich strafen,
Knabe sollst berappen,
Uns ein Seidel sofort!“

„Donna Hebe, wir gestatten diesem liebenswürdigen Jünglinge uns ein Seidel zu poniren!“ sagt Fürst Kanonendonner zu dem Schenkmädchen.

„Zu Befehl, Durchlaucht, — aber die gestrige Zeche . . .“

„Holdes Kind, die bezahlen wir principiell erst den Tag nach dem Vergnügen!“ — und Durchlaucht fischen mit Daumen und Zeigefinger in der rechten Westentasche umher — „Donner und Kanonen! wir sind grade bei schlechter Casse — das lumpige Kleingeld ist uns ausgegangen . . .

Lieber Herr Finanz, vallerallа
Liquidir mit Glanz, vallerallа

— wir geruhen, vielgetreuer Omnipotens, bei Dir einen kleinen Pump von acht Groschen anzulegen . . .

Ist das Moos entschwunden
Wird ein Bär gebunden,
Immer geht's in dulci jubilo!“

„Fürst, wenn Du nur auch einmal geruhen wolltest, Deine angebundenen Bären wieder loszubinden!“ lacht Omnipotens, Finanzminister von Kanonendonner-Gnaden, bezahlt aber freundlich die gestrige fürstliche Zeche von acht Groschen.

„Wie? — eine Moralische, Omnipotens? Auf Cerevis! das betrübt uns sehr, aus Deinem Munde dergleichen zu hören.

Freund Finanzminister,
Werd kein Erzphilister,
Warst ja sonst ein flotter studio!

Ich grüße Dich, Herr Kriegsminister, und komme Dir die Blume — ja, und dann gleich den Rest, alldieweil Du unsere vielgeliebten Sporen heute Vormittag siegreich aus der Gefangenschaft der grausen Lombarden errettet hast!“

„Trink, Brüderlein, trink — trink!“ singt ein Student — „Fürst, ich kredenze Dir dies Seidel!“

„Heu! heu! unglücklicher Knabe, Du wagst es, uns ein Seidel mit einer Sieben auf dem Deckel zu poniren? Weißt Du nicht, daß wir nie eine 7 oder gar eine 13 an unsere Lippen bringen? Das sind Unglückszahlen . . . fleuch aus unseren Augen, leichtsinniger junger Greis, und wage erst mit einer glücklichen Zahl in der Hand wieder vor uns zu erscheinen.“

„Altweiberglaube, Durchlaucht!“

„Thatsachen beweisen! — sagt Johann Hoff — hier nur unum exemplum pro multis: als wir noch in Halle studirten — Anno 22 —

Halle liegt im Thale,
Wo's so viel Bierverächter gibt
Wie Wallfisch in der Saale . . .

— kneipten wir „Pommern“ in der „goldenen Zwiebel“, damals berühmt durch ihre Bier-Originale: echt hallischer Puff und Muff — Einbecker Luther — Leipziger Gose und Rastrum — Eisleber Krabbel an der Wand — Magdeburger Filz — Wittenberger Kukuk — Kyritzer Mord und Todtschlag! Eines Abends hielten wir eine gemüthliche Kneiptafel. Ich, der ich schon damals den gloriosen Titel „Bierfürst“ führte, las eine soleune Saufmesse: „Ei, ei, guten Abend, guten Abend, meine Herren confratres“ — als ich das Trinkhorn, es hielt wenigstens 40 solche Seidelchen Leipziger Gose, in den bekannten sieben Zügen geleert hatte und zum Schluß sang: „Ist auch nicht die Nagelprobe drin geblieben!“ schrie ein riesiger Meklenburger, Graf Krippensetzer, — er hatte den Spitznamen „Koloß von Rhodus“, — über die Tafel: „Es ist wohl die Nagelprobe drin geblieben, seht hier!“ — dabei hatte er das Cornu auf den Kopf gestellt — Donner und Kanonen! auf seinem Daumennagel perlte eine winzige Thräne Bier.“

„Verrath! Lug! Trug!“ donnerte ich dagegen — „die Nagelprobe hat der hinterlistige Koloß von Rhodus, eifersüchtig auf meinen fürstlichen Bierruhm, selber geweint!“

Der Koloß stürzte mir natürlich einen „dummen Jungen“ — ich warf ihm ebenso natürlich mein Glas an den Kopf — es trug die Unglücks-Nummer 7.

„Ein Tusch! ein Tusch!“ jubelten die Herren confratres — „der zieht einen riesigen Scandal!“

„Am andern Morgen zogen wir hinaus

Wohl in die Löbauer Haide,
Die ist des Burschen Freude,
Halli! hallo! halli! hallo!
Bei uns geht's immer so!“

Wir gingen mit geschliffnen Schlägern los — der Koloß war ein ganz anständiger Paukant und hieb wüthend auf mich ein — ich nahm die Sache zu Anfang noch con amore . . . da saust mir sein Schläger dicht unter der Nase vorbei — ich fasse mit der linken Hand kaltblütig dahin, während ich mit der rechten parire . . . Donner und Kanonen! ich behalte drei abgesäbelte Haare meines fürstlichen Schnauzers in der Hand . . .

So was war mir nicht passirt,
Seit ich mich zuletzt barbirt —

aber ich hatte, als der Tusch zog, aus Nr. 7 getrunken, und meine alte Amme hatte mich doch vor dieser Unglückszahl gewarnt!“

„Und Graf Krippensetzer, Fürst?“

Ein zerschmetternder Blick trifft den Frager: „Das Uebrige versteht sich natürlich von selbst — Fürst Kanonendonner hat in Halle und Leipzig 193 Duelle gehabt und den Paukplatz stets als Sieger verlassen. Der Verlust meiner drei Schnauzhaare erfüllte mich mit dem Löwengeiste meines glorreichen Ahnen, des Fürsten Franz II. Racoczy von Siebenbürgen — ich benutzte die einladende

Koloß-Stellung meines Gegners und spaltete ihn mit einem Hiebe von unten bis oben!"

„Das ist stark, Kanonendonner, — und auch gegen allen Paukcomment!" — sagt ein Studio.

„Ja, Füchslein, das glaub' ich Dir, daß dies gegen Euren heutigen Paukcomment verstößt — o tempora, o mores! Wird heutzutage wirklich noch mal ein „dummer Junge" losgelassen ... o, dies süße, sentimentale Getüftel vor der Centrahage ... stehen die Paukanten sich endlich dennoch auf Mensur gegenüber, in der zitternden Faust die Rappiere, so stumpf, daß man drauf nach dem Blocksberge reiten könnte ... Donner und Kanonen! sind das forsche Jungens? ... Lederne Vogelscheuchen sind's, gewickelte Mumien — nichts als Bandage und Emballage, Korb, Brille und Helm, nicht mal 'ne simple Achillesferse bleibt übrig, dafür hat Meister Stiefelmacher gesorgt! Zu meiner Zeit in Halle und Leipzig blühte die forsche Paukerei noch riesig, die unmäßigsten Scandäler standen an der Tagesordnung jedes Tages! ich könnte Euch vom Fürsten Kanonendonner — diesen Titel nahm ich in Leipzig Anno 24 an — Paukgeschichten erzählen, daß Euch die Haare oder Perrücken zu Berge stehen sollten!"

„Durchlaucht, Du vergißt Deinen Hauptspaß; wenn er gut gelegen ist, bezahl' „ich noch ein Seidel für Dich!"

In dem Auge des alten Mannes blitzt es bei diesen Worten eines blutjungen Studenten so eigen auf ... aber er drückt die Augenlider eine Secunde fest zu — und der Blitz ist verschwunden. Die Kehle schluckt nur noch hastig einige Mal, als müßte sie etwas hinabwürgen ... so, jetzt erzählt die alte lustige renommirende Kanonenstimme flott weiter: „In der blauen Mütze in Leipzig tanzten die Studenten und Handwerksburschen mit dem Küchenflor. Die Hitze im Tanzsaal hatte mich kannibalisch durstig gemacht — grande Keilerei war noch nicht losgelassen — ich konnte also mit gutem Gewissen in die Bierstube hinabsteigen. Im Winkel saß ein Student mit lederner Mütze und im mageren Leibrock! Ah! ein Wilder — so nannten wir die Nichtverbindungsstudenten damals — und, wie es scheint, ein sehr zahmer Wilder, gut genug, mir die Zeit zu vertreiben. — „Warum nicht auf dem Tanzboden?" — donnere ich den mageren Leibrock an. Er fährt zusammen und stottert etwas von entzündeten Augen. „Zu viel studirt — bleierne Ohrringe tragen — zieht die Flüsse fort!" — sage ich. — Ja, das habe man ihm schon vielfach gerathen, aber dazu müßten Ohrlöcher gebohrt werden, und davor fürchte er sich entsetzlich! — Ha! so werde ich Dir die Ohrlöcher stechen, ohne daß Du es merkst, alte Weiberseele — denke ich bei mir und setze mich zu dem Ledernen. Ich hänsele ihn nach Noten. Bald bildet sich ein Kreis von lachenden Zuhörern um uns. Der Magere schwitzt Blut und lächelt dabei doch devot, wie ein gespießter Maikäfer. Er muß von meinem Schläger allerlei Rühmliches gehört haben — auch der riesigste Tusch zieht nicht. Endlich will er sich heimlich drücken ... entgehen darf mir der Ulk nicht, ich halte ihm meinen Fuß vor, und richtig, er stolpert darüber. „Donner und Kanonen! Du willst rempeln, dummer Junge?" donnere ich ihn an. Er bittet wegen seiner Unvorsichtigkeit den Herrn Baron de- und wehmüthig um Verzeihung. Alles umsonst — den „dummen Jungen" leckt ihm kein Kater mehr ab. Wir schleppen den vor Angst Halbtodten vors Grimmasche Thor in die drei Mohren. Ein spürnasiger Pudel, alias Pedell, hat beim Herumschnüffeln vor der blauen Mütze jedoch den Scandal gewittert — er ruft sich zwei der von den Studenten mehr als die häßlichste Sünde gehaßten Polizeisoldaten, wegen ihrer buntscheckigen Montur damals in Leipzig kurzweg „Meisen" geschimpft, zu Hilfe und verfolgt uns. Jetzt gilt es, Pudel und Meisen auf die amüsanteste Art unschädlich zu machen! Ich und ein lustiger Cumpan arrangiren im Saal des zweiten Stocks ein Scheinduell. Die Degen klirren mächtig zusammen ... da stürzen Pudel und Meisen in den Saal. „Nomine Magnifici!" ruft der Pudel, — „im Namen des Königs" brüllen die Meisen ... aber da fliegen ihnen die Talglichter ins Gesicht, und wir zur zweiten Thür hinaus. Beide Thüren werden verschlossen, die gefangenen Feinde brüllen im Käfig wie wüthende Stiere. Wir arrangiren im Gartensaal unsere gemüthliche Paukerei. Der magere Frack schlottert freilich und betheuert, daß er im Leben noch keinen Schläger in der Hand gehabt habe. Die Burschen kennen kein Erbarmen, sie wissen, daß es heut nur auf einen famosen Ulk abgesehn ist. Ich habe Parisiens, die gefährlichsten Stoßdegen, gewählt. Sie haben Spitzen, so scharf wie Nadeln und darum paßten sie herrlich zu meinem Zweck. Wir fuchteln also mit unseren Parisiens los — der Lederne hat beide Augen zugedrückt — meine „Pommern" wälzen sich vor Lachen an der Erde. Plötzlich schreit der magere Frack hell auf, läßt seinen Parisien fallen und sinkt auf die Kniee, indem er an seine beiden Ohrzipfel greift, er fühlte dort fast zu gleicher Zeit ein kurzes Stechen ... „So, mein zahmer Wilder, nun kannst Du Dir die wohlthätigen bleiernen Ohrringe einhängen, die Ohrlöcher dazu hat Dir Fürst Kanonendonner gestochen!" — Und richtig, schon am andern Tage stolzirt der magere Frack mit zwei mächtigen bleiernen Ohrringen umher!

Ça ça getrunken,
Laßt uns nicht rappelköpfisch sein,
Hebe gewunken,
Sie schenkt wieder ein.
Bibite, bibite, collegiales
Post multa saecula pocula nulla!

Auf deutsch, Ihr Philister: Kneipt, kneipt, Kameraden, bis Ihr einst selber gekneipet werdet von den kleinen lustigen, ewig hungrigen und durstigen Kneipbrüdern dort unten drei Fuß unter der Oberflächlichkeit dieser fidelen Welt!"

„Ich glaube gar, Du willst den Sentimentalen herausbeißen, armer Fürst! Geh in Dich und verdiene Dir auf redlichere Weise Dein Seidel ... Spätfrühling — Alterjungfernsommer — Dein Witz ist zu feist geworden durch Biertrinken, sagt Prinz Heinz zu Falstaff! — Und nun nimm Dich zusammen, altes Haus, und gib uns schnell etwas recht Lustiges zum Besten, vielleicht fällt dann noch ein neues Seidel für Dich ab!"

Wieder jenes eigenthümliche Blicken und Zucken unter den gemalten Augenbrauen — jenes kurze Schlucken und Würgen in der Kehle — — niemand außer mir scheint es zu bemerken — und jetzt steht der arme alte Fürst auch schon wieder mit dem lustigsten Gesichte da, schwenkt sein Seidel und sagt: „Apropos, — ad vocem Falstaff fällt mir ein, daß ein hungriger Hofpoet uns heute wieder seine Huldigung in Versen darbrachte — wir geruhten sie anzunehmen, denn es liegt den Fürsten vor allem ob, brotlose Künste zu ermuntern — hier ist das Poem:

Berlin hat seinen Falstaff — feist
Lügt, trinkt wie eine Tonn' er,
Der neue Sir John Falstaff heißt
„Auch — Fürst Kanonendonner!"

„Ha! ha! Bravo! — das Seidel hast Du redlich verdient, — der neue Falstaff hoch!" — jubelt es im Kreise.

„Diese Spottverse auf sich hat der arme Kerl im Handumdrehen selber gemacht — o, was hätte bei seinen Anlagen aus ihm werden können!" — höre ich neben mir sagen.

Mir that das Herz weh ... ich ging fort. Ich mochte nicht mehr sehn und hören, wie die bierlustige Jugend den armen, alten Fürsten Kanonendonner verhöhnte.

Ich konnte nicht einschlafen ... immer stand mir der alte Baron mit den gemalten lächerlichen Augenbrauen und dem Kanonendonner-Schnurrbarte, mit dem glühenden breiten Gesichte und der biergedunsenen Figur vor Augen — immer hörte ich sein „Donner und Kanonen!" sein bramarbasirendes Singen und polterndes Gelächter — über sich selber ... und dann sah ich es plötzlich wieder in seinem Auge so seltsam fremd aufblitzen und zucken und seine Kehle arbeiten und schlucken, als müßte sie etwas hinabwürgen, das zu dem lustigen Fürsten Kanonendonner, der sich für einige Seidel Bier jedem schlechten Witze preisgab, durchaus nicht passen wollte ... sollte unter dieser lächerlichen Hülle noch ein Funke jenes göttlichen Geistes, den der Schöpfer seinem ersten Meisterwerke einhauchte, als er sprach: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei!" — heimlich fortglimmen?

Lange nach Mitternacht hörte ich es die Treppe heraufkeuchen ... dann noch lange, lange unter mir stöhnen und ächzen ... mußte das viele Bier sich Luft machen — oder war jener glimmende göttliche Funke zur sengenden Flamme erwacht, und die brannte in der stillen Nachtstunde jetzt so qualvoll heiß, wie höllisches Feuer?

... O, ich hatte wirklich ein Original gefunden — aber es war ein trauriges ... eine Carricatur jenes Meisterstückes der Schöpfung!

(Schluß folgt.)

Die Schreckensnacht von Podol.

Wir freuen uns, unsern Lesern mittheilen zu können, daß das längsterwartete Werk unsers wohlbekannten Berichterstatters und Mitarbeiters Georg Hiltl über den böhmischen Krieg*) in dieser Woche endlich erschienen ist. Für unsre Leser entnehmen wir demselben die Schilderung des Nachtgefechts von Podol mit einigen Illustrationen und glauben, daß nach dieser Probe das im übrigen splendid ausgestattete und reich illustrirte Buch am besten für sich selbst sprechen wird.

Die Umgebung von Schloß Sichrow bot am Abend des 26. Juni 1866 eines der seltensten und großartigsten Bilder für den Beschauer, der von der Höhe jener Bergwände, also aus einer Art von Vogelperspective, die wie eine Reliefkarte ausgebreitete Landschaft betrachten konnte. Jeder Thaleinschnitt wimmelte von herbeiziehenden Truppen, die Menschen, die Pferdetrupps und die Wagen glichen den kleinen Figuren, welche, durch die Hand eines verborgenen Künstlers bewegt, fast lautlos über die Scene geführt werden. Zuweilen drangen helljauchzende Töne empor, dann schien das Gehölz sich zu beleben, und Cavalleriemassen, anfangs vereinzelte Trupps ausmachend, dann sich auf ein lautschmetterndes Signal mit einander vereinigend, brachen aus dem Dickicht hervor. In gewundenen Linien zogen sich Reiter und Fußvolk über die Krümmungen der Straßen langsam von den Höhen ins Thal, dessen Einschnitte prächtig von der untergehenden Sonne beleuchtet wurden und in denen man nun das Gewimmel der endlosen Militärcolonnen sich ordnen und entfalten sah.

Die Bajonette schienen in dieser Beleuchtung zu erglühen, als wären sie aus dem Ofen gezogen, und von den metallenen Bekleidungen der Trommeln blitzten die zurückgeworfenen Strahlen, als hätte die Sonne den Mittelpunkt eines ungeheuren Diamanten getroffen. Ueberall Leben, Bewegung und Schall, je näher diese Linien, Trupps und Massen rückten. Dazwischen galoppirten Reiter, und an jeder Biegung des Weges gestalteten sich Gruppen, werth, in das Skizzenbuch eines Malers übertragen zu werden. Die preußische Armee zog im Gros heran gegen Schloß Sichrow, wo nun das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl aufgeschlagen wurde. Nur einige Zeit verging, und bald wimmelte es von Soldaten in den Gängen des Parkes, auf den dicht an die Umgebung des Schlosses grenzenden Feldern, in den Gassen der Dörfer und Flecken. Die Küchen werden im Freien etablirt, man schleppt den Proviant herbei, Schlachtvieh naht in langsamen Schritten, von den dazu beorderten Leuten herbeigetrieben. Schon sind die Gewehre pyramidenförmig zusammengestellt, ihre todbringenden Bajonette kreuzen sich durch einander und bilden jetzt die Riegel für Helme und die abgenommenen Tornister. Daneben kauern die Soldaten in zahlreichen Gruppen am Boden und wickeln aus durchfetteten Papieren ihre Vorräthe, die sie von der letzten Ruhestation mitgebracht haben. Die Feldflaschen kreisen, Scherze werden laut, man ruft die vorüberziehenden Colonnen an, man neckt die Marketenderinnen und wirft ihnen Kußfinger zu. Aus den kurzen Pfeifen wirbelt der bläuliche Qualm des Tabaks in die Luft, die Feldkessel lassen ihren wässerigen Dampf ebenfalls aufsteigen, und erwartungsvoll umlagert ein Kreis Hungriger das verehrte Geschirr, in dessen Bauch die kärgliche Labung verborgen ist, während ein sachverständiger Kamerad die Bereitung des Nachtmahls überwacht. Nach einiger Zeit sieht man verschiedene Leute herbeikommen; sie tragen große Holzbündel auf dem Rücken, es ist Nahrung für die Wachtfeuer, denn heute bivouakirt die Armee um, neben, vor und hinter Schloß Sichrow. Die Holzsucher werden mit Hurrah empfangen, dann treibt man die „Einholer" an, das sind die Kameraden, welche zu den Proviantcolonnen eilen müssen, um das etatsmäßige Quantum an Salz, Reis und Brot, an Fleisch und Tabak einzuholen. Mit einem gewissen, halb neidischen, halb geringschätzenden Blick sehen die vorübermarschirenden Leute auf die bereits Gelagerten. Sie können noch nicht ruhen, sie müssen noch weiter hinab und vorwärts, vielleicht ist ihnen heute keine Ruhe gegönnt, ihre Befehle erwarten sie erst unten in Liebenau. Die Officiere drehen ihre Cigarren in den Mundwinkeln und schreiten in den hohen Marschstiefeln, die eigentlich noch gar nicht trocken geworden sind seit dem Einmarsche in Böhmen, gemächlich neben den Truppen einher. Zuweilen stockt die Colonne, dann gibt es allerlei Reden und Bemerkungen zu hören, bis das „Marsch!" erschallt und die Gewehre wieder aufgenommen werden. — Auf dem Felde, welches sich in langen, kornbewachsenen Streifen hinzieht, wird ein großer Theil die Nacht zubringen müssen. Zwischen den wogenden und nickenden Halmen macht der Soldat sich seine Lagerstätte zurecht. Es ist ein ganz prächtig decorirtes Gemach, nur wenige Fuß Länge und Breite hat es zwar, aber dafür stehen Mohnblumen und Winden dicht um die in den Boden gestoßenen Stangen, zwischen denen ein Feldkessel hängt, und die an solcher Stelle befindlichen Leute machen ihre Nachttoilette, sie haben den Tornister von den Gewehren abgenommen, er vertritt die Stelle des Kopfkissens, und die knisternden Halme wogen um den Ruhenden, der nach langem, mühevollem Marsche eine kurze Rast finden soll; freilich weiß er nicht, ob diese Ruhe von beträchtlicher Dauer sein wird, denn in der Ferne knattern noch Gewehrsalven, und zuweilen schallt ein tiefer, dumpfer Ton aus den Bergen herüber, der Donner eines Geschützes, ein Beweis, daß die Avantgarde bei ihrem Vorgehen noch immer mit dem Feinde zu thun hat; es kann also jeden Augenblick das Signal zum Nachrücken gegeben werden, und dann gute Nacht, Ruhe! Bis dieser Moment aber eintritt, überläßt sich alles dem behaglichen Gefühl, welches das Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung und die nach anstrengendem Tagewerke ersehnte, gefundene Rast mit sich bringt.

Allmählich wird es Nacht, die Berge hüllen sich in Nebel und durch die zunehmende Dunkelheit schallen die sonderbaren und fremdartigen Töne, welche die Anwesenheit einer lagernden Armee verrathen: dumpfe Rufe, Signale und Gerassel aller Art. Gegen neun Uhr erfolgt der Zapfenstreich, den viele der Leute schon nicht mehr hören, denn sie haben sich bereits, auf die Wiesen und ins Korn gelagert, dem Schlafe überlassen, nur die Posten sind in fortwährender Bewegung, durch die Holzung, über das Feld reitend, aufmerksam nach allen Richtungen spähend, die Cavallerie-Patrouillen, und am dunklen Saume des Waldes steht, wie ein Reiterbild aus Erz, die Vedette, den schußbereiten Karabiner auf das rechte Knie gestemmt. Ihr gegenüber leuchtet aus der Ferne durch den Nebel der Nacht eine rothe, flammende Linie, die bald schärfer, bald matter zu erkennen ist, es sind die Wachtfeuer der Oesterreicher.

Einige Zeit lang herrscht tiefe Stille, welche nur jene kriegerischen Einzeltöne unterbrechen. Da plötzlich trägt der Abendwind ein neues Geräusch an das Ohr der Posten. Es ist anfangs nur in kurzen Tönen vernehmbar, jetzt wird es anhaltender — wieder folgen mehrere Rucke auf einander, dann knattert es lang hinrollend, und jetzt folgt Salve auf Salve. Es ist nicht mehr zu verkennen, ein Irrthum ist unmöglich, es ist Gewehrfeuer, das aus der Ferne herüberschallt.

Alarmsignal, Trompetengeschmetter! — im Nu ist die Ruhe verscheucht, die ganze Gegend wird lebendig, aus allen Gassen, Feldern und Häusern eilen sie herbei mit den Waffen in der Hand. Das Kornfeld mit seinen Schläfern gleicht einem wogenden See, so bewegt sich Gestalt an Gestalt, emsig und eilig wird der Tornister aufgehängt, die Pickelhaube übergestülpt, das Gewehr ergriffen. „Vorwärts Marsch! Angetreten!" schallt es, und die Soldaten treten hastig zusammen. Schon blitzen die Fenster des Schlosses Sichrow, Lichter werden hin- und hergetragen, Adjutanten sprengen nach allen Richtungen hierhin — dorthin. Immer stärker rollen in der Ferne die Chargen des Kleingewehrfeuers, immer deutlicher hört man die Einzelschüsse, Bewegung überall, schon haben sich die Bataillone formirt und rücken vorwärts in die Nacht hinein, und dazwischen heulen die Rufe der Hornisten. Ein Zusammenstoß der Division Horn mit der Brigade Poschacher — der eisernen — hat bereits stattgefunden.

*) Der böhmische Krieg. Nach den besten Quellen, persönlichen Mittheilungen und eignen Erlebnissen geschildert von Georg Hiltl. 1. Abtheilung, elegant broschirt, Preis 1 Thlr. (Vollständig in 3 Abtheilungen à 1 Thlr.) Mit Karten, Porträts und vielen Illustrationen. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing.

Das Nachtgefecht von Podol beginnt.

— — — — — — — — — — — —

Allmählich seine Posten von Swierzin aus gegen Podol vorschiebend, hatte General Horn sehr bald in Erfahrung gebracht, daß von Brezczina aus die österreichischen Truppen zur Deckung und Besetzung Podols ihm entgegengeworfen wurden. General Clam-Gallas wollte hier die eiserne Brigade, die während des Gefechtes von Liebenau nur theilweise mit eingegriffen hatte, in ihrer ganzen Gewalt wirken lassen, wenngleich sein Plan nur darin bestand, der ersten und Elbarmee der Preußen einen Aufenthalt zu bereiten. Schwerlich beabsichtigte der General hier noch einen Offensivstoß, obwohl der Brigade noch das Regiment Ramming (Nr. 72) beigegeben war; er konnte sich keinen großen Erfolg mehr für die Offensive versprechen.

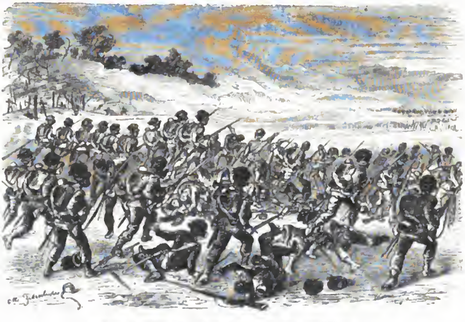
Als Avantgarde der vorrückenden Division stießen die Leute des Magdeburgischen Jägerbataillons Nr. 4, zwei Compagnien stark, auf den Feind, etwa tausend Schritt von der Podoler Eisenbahnbrücke. Das Feuer begann sofort. Man hatte trotz der Finsterniß vollkommene Fühlung des Feindes und zugleich die Gewißheit erlangt, daß Podol stark verbarrikadirt war.



General Horn.

Hinter den preußischen Jägern befanden sich Truppen des 72. Infanterie-Regiments (Füsiliere) in der Stärke eines Bataillons. Die Jäger warfen sich unter dem Feuer des immer zahlreicher herandrängenden Feindes in die zunächst liegenden Gebüsche, welche dem Kampfplatze gegenüber sich befanden, und setzten sich bald in der Lisière fest. Die Füsiliere des 72. Regiments detachirten zwei Compagnien nach links, um die Flanke zu decken, zwei andere Compagnien drangen gegen die Brücke vor. Während dessen war das Feuer von beiden Seiten sehr lebhaft geworden, die Kugeln pfiffen durch die halbhelle Nacht, ohne noch des Treffens gewiß zu sein, da die Schützen nur unsicher zu zielen vermochten. Um die in der Lisière festgesetzten Jäger zu vertreiben, unternahmen die österreichischen Regimenter Martini und ein Theil des Regimentes Ramming einen sehr heftigen Angriff, sie wurden aber mit bedeutendem Verluste zurückgewiesen, und die erste schreckliche Wirkung des Zündnadelgewehrs äußerte sich hier in grauenerregender Weise. Gleichwohl vermochten die Preußen nicht, weiter vorwärts zu dringen. Die Besetzung Podols war durch mindestens 8 Bataillone bewerkstelligt. Gleich beim Anrücken der Preußen hatten die zurückgehenden Vorposten der Oesterreicher sich in das rechts von der Straße gelegene Niederlagsgebäude von Podol geworfen. Dieses Haus deckte die dahinterliegende Brücke. Vereint mit den bereits hier aufgestellten Truppen eröffneten sie nun ein verheerendes Feuer auf die Preußen, und zwar namentlich in dem Augenblicke, als von Podol her die Regimenter Ramming und Martini sich gegen die Lisière warfen. Das Haus ist ein großes einförmiges Gebäude, dessen offene Fenster durch starke Eisentraillen verwahrt sind. Neben und hinter demselben befindet sich eine grabenähnliche Vertiefung, die nach Podol zu von einer kleinen Brücke überspannt wird. Hier entbrannte sogleich ein wüthender Kampf. Klatschend schlugen die Kugeln gegen das Mauerwerk, in den Sand stürzten die preußischen Männer, von den österreichischen Jägern, welche im Hause eine sichere Stellung hatten, genau auf das Korn genommen, aber auch mancher Bursche im grauen Rocke, mit dem Federhut auf dem Haupte, hing in den Eisengittern. Einige Male versuchten die Truppen des 72. Füsilier-Bataillons, gegen dieses Verderben speiende Gebäude anzudringen, dann war es, als tauchten aus dem Graben hunderte von Feinden auf, und wenn diese Gestalten kaum erblickt worden waren, knatterte schon die tödtliche Salve durch das Halbdunkel. Getrennt von zweien seiner Compagnien hatte der übrige Theil des Füsilier-Bataillons in diesem mörderischen Feuer eine äußerst gefahrvolle Stellung. Namentlich war die von der 10. und 11. Compagnie zur Besetzung des Eisenbahndammes detachirte Hälfte in großer Bedrängniß. Aber diese tapferen Männer harrten mit eiserner Ruhe in der von den Kugeln umsausten Position aus, fortwährend ihr Feuer gegen den Feind sendend. Der schmale Damm führte sie den Feinden gerade entgegen, die hier nur auf 80 Schritt Entfernung aus sicherer, gedeckter Stellung ihr Feuer abgeben konnten. Das Krachen der von allen Seiten aufblitzenden Schüsse war fürchterlich. Ohne zu wissen, wo der Feind lag, drängten die Preußen vorwärts, um wieder die Chaussee zu erreichen, welche sich mit der Brücke verbindet. Die Lagen des Zündnadelgewehrs folgten immer schneller auf einander, das Schreien und Toben ward immer lauter.

Unter fortwährendem Feuern gelang es den Füsilieren des 72. Regimentes, auf der Chaussee zu avanciren, welche von den feindlichen Kugeln bestrichen wurde. Merkwürdiger und fast unerklärlicher Weise hatten die 72er bis zu diesem Augenblicke erst den Verlust von sieben Todten zu beklagen, obwohl allerdings manche Verwundung vorgekommen war. Vollständig ohne jene Deckung, gewahrte man plötzlich beim Blitzen des Gewehrfeuers, daß die Chaussee etwa fünfzig Schritte vor den Füsiliren eine tiefe Senkung machte. Unmittelbar nach dieser Entdeckung zeigte es sich sogleich, daß die Oesterreicher sich dieses Terrainvortheils bedient hatten, denn bei dem Vorgehen der Preußen erhoben sich plötzlich aus der Senkung die feindlichen Infanteristen und rückten mit lautem Rufe gegen die Füsiliere. Der Angriff der Oesterreicher erfolgt bei solchen Gelegenheiten auf ein besonderes Zeichen. Der schrille Ton einer Pfeife gibt das Signal. Hierauf stürzt alles vorwärts. Ihre weißen Uniformen leuchteten geisterhaft durch das Dunkel und, auf 50 Schritte Entfernung Feuer abgebend, avanciren sie gegen die Preußen.



Gefecht bei Hünerwasser. Angriff des 32. österreichischen Jägerbataillons.

— — — — — — — — — — — —

Die Salve der 72er knattert, die vordersten der Feinde sinken, die nachrückenden stutzen, dann ziehen sie sich feuernd zurück, aber

schon stürmen, beim Blitzen der Schüsse weithin sichtbar, in dichtgedrängter Schar neue Feinde heran; sie feuern, so schnell sie können, drei Mal müssen sie dem Feuer der Zündnadelgewehre weichen, aber beim vierten Andringen können die braven Preußen nicht länger widerstehen. Drei ganze Bataillone schleudert der Feind gegen eines, zwar hüllt sich die preußische Schar in eine Wolke von Dampf, in einen Gürtel von Feuer, aber es sind zu viele drüben, sie können nicht schnell genug in den Sand gestreckt werden, obwohl Schuß auf Schuß in kaum bemerkenswerther Pause aus den Reihen der Preußen kracht und die Füsiliere die glühend gewordenen Läufe kaum noch mit den Händen umklammern können.

Die Preußen beginnen langsam bis zur Brücke zurückzugehen. Das Kriegsgeschrei des Feindes gewinnt an Kraft, mit diesem Rufe wächst auch sein Feuer an Schnelligkeit und Stärke. — Es ist halb



Generalmajor von Bose in Podol.

eilf Uhr. — Da ertönt ein neuer Hurrahruf, er schallt durch die Lüfte wie ein Jubel, eine Nachricht, daß Hilfe nahe ist. Sie kommt, sie naht, sie ist da. — Vorwärts dringen die schon ermatteten Scharen, welche, bis auf die Landstraße zurückgegangen, sich hier mit den Jägern vereinigt hatten, die ebenfalls dem furchtbaren Andrängen des überaus zahlreichen Feindes nicht zu widerstehen vermocht hatten. Diese preußischen Männer hatten von acht bis halb eilf Uhr, nicht stärker als ein Bataillon und 2 Compagnien, die wüthenden Angriffe von 7000 Mann österreichischer Truppen, von Truppen der eisernen Brigade ausgehalten und zurückgeworfen. Das war schon außerordentlich. — Aber sie waren auch nicht gewichen vor dem verheerenden Feuer, das aus den Häusern und hinter den Barrikaden des Dorfes hervor auf sie gerichtet ward. Das hieß sich opfern. Und gewiß hätten alle diese Leute ihr Leben zum Opfer gebracht in diesem ersten, schweren Gefechte des Krieges von 1866, aber das Opfer wäre nutzlos gewesen. Ein Bataillon und zwei Compagnien gegen 7000 Mann im verbarrikadirten Dorfe! wie soll da ein Erfolg errungen werden? die Preußen gingen fechtend zurück.

Es war aber nur ein Aufschub. Nur wenige Zeit noch — und die blutige Nacht wird gewonnen sein.

Jenes Hurrahgeschrei tönte aus den Kehlen der Soldaten vom 31. und 71. Thüringischen Infanterie-Regimente, welche um halb eilf Uhr bei Podol anlangten, um den ermatteten Kameraden Hilfe zu bringen. Sie kamen zur rechten Zeit, gerade in dem Augenblicke, als die weichenden Jäger und die Infanterie auf der Landstraße sich sammelten, um nach kurzer Rast einen neuen Versuch gegen den verschanzten Feind zu wagen.

Wir müssen einige Stunden zurückgehen. Während die Jäger (Magdeburger) und die Füsiliere des 72. Regiments gegen Podol als Avantgarde drangen, hatte der Commandeur der 15. Infanteriebrigade, von Bose, ein Bivouac bei Preper bezogen.

Wie die bei Sichrow rastende Armee, so hatten sich auch die im Bivouac bei Preper befindlichen Truppen auf den Boden geworfen, um eine kurze Nachtruhe zu genießen, als man in der Richtung gegen Podol zu Gewehrfeuer vernahm. Anfangs glaubte man, nur einen Zusammenstoß der Vorposten annehmen zu dürfen, aber immer stärker tönten die Salven, und das Rollfeuer schallte zuletzt fast ohne die geringste Unterbrechung.

Da wird plötzlich der Ruf gehört: „Aufbrechen! Marsch! schnell!“ Sofort erhebt sich alles. Die Reihen sind im Nu gebildet, das Gepäck wird im Bivouac gelassen, die Pickelhaube bleibt ebenfalls zurück, mit der Feldmütze stirbt es sich gerade so gut. — „Vorwärts! Marsch!“ hinaus geht es in die von dumpfem Lärmen erfüllte Nacht.

Generalmajor von Bose eilt den bei Podol Kämpfenden zu Hilfe. Er führt mit sich das 2. Bataillon des Thüringischen 1. Infanterie-Regiments Nr. 31 und das 2. Bataillon des 3. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 71. — Es ist eine seltsame Hast, mit welcher die Männer in den Kampf eilen; als ob sie nicht schnell genug zum Tode kommen können, so wird ohne Aufenthalt marschirt. Um 9 1/4 Uhr haben die Truppen das Bivouac bei Preper verlassen,

immer näher kommen sie an Podol heran, immer deutlicher hörbar wird das Feuer des Gefechts; als sie fast angelangt sind, ist das Schießen matter geworden — wer stellt den Kampf ein? Die Freunde oder der Feind? — Halt! da stößt man auf Truppen. Die Spitzen des Bose'schen Corps haben die zurückgehenden Jäger und 72er erreicht. „Es ist unmöglich, das Dorf zu halten." „Wir haben schon in der Lisière gesteckt." „Die Uebermacht ist zu groß," so tönt es von allen Seiten. „Wir müssen Podol haben — ohne alle Widerrede," sagt Generalmajor von Bose. „Ich bringe Hilfe." Es braucht nicht langer Auseinandersetzung, die Hilfe ist da — also man wendet sich, und wenige Minuten später krachen die Salven wieder durch die Nacht, der Feind fühlt, daß Verstärkung gekommen ist, er muß sich rüsten, den Kampf wieder zu beginnen, neues Hurrah donnert ihm entgegen, frische Truppen dringen mit den alten Gegnern vereint auf seine Scharen, und zahlreicher werden die Leichen.

Während dessen hatte der Commandeur des 3. Thüringischen Infanterie-Regiments, Oberst von Avemann, die beiden Füsilier-Bataillone der Brigade zur Unterstützung mit in das Gefecht gezogen, dessen Hitze nun immer stärker angefacht wurde. Die Preußen, durch das Hinzukommen der Hilfe jede Ermattung vergessend, drangen gegen die Dorfstraße vor.

Als die Jäger und die Füsiliere des 72. Regimentes mit den herbeieilenden Truppen des Generalmajors von Bose vor dem Dorfe zusammentrafen, riefen sie den Einunddreißigern den Willkommen zu und zugleich die Ermahnung: „Zielt tief, haltet nicht zu hoch! Die Oesterreicher schießen alle zu hoch!" Dieser Hinweis der Truppen auf die unrichtige Handhabung der Feuerwaffe erklärt die bis gegen 11 Uhr Nachts noch ziemlich geringen Verluste der Preußen. Nunmehr aber nahm das Gefecht durch seine außerordentliche Hartnäckigkeit den Charakter einer Schlacht an.

Zuerst dringen zwei Compagnien des 31. Regimentes vor, während das zweite Bataillon unter Major von Hagen sich mit den Jägern vereinigt. Unterstützt durch dieses Bataillon gelingt es den vereinten Kräften, die Oesterreicher hinter das berüchtigte Gebäude zu drängen. Man ist bis an die Häuser des Dorfes gekommen, woselbst der Feind einen starken Verhau von Weidenbäumen errichtet hat. Unterdessen hatte man die 6. Compagnie des 31. Regimentes in die rechte Flanke detachirt, von wo aus die Salven jener Compagnie höchst vortheilhaft gegen den Feind wirkten.

Unter einem furchtbaren Toben, vom Knattern des Gewehrfeuers und dem schrecklichen Lärmen, der einen der verzweifeltsten Kämpfe begleitet, forcirten die Preußen endlich den Eingang des Dorfes. Hier wurde häufig in einer Entfernung von fünf Schritten Feuer aufeinander gegeben. Eine vollkommene Dunkelheit lagerte über dieser großen Scene des Grauens, der Vernichtung, nur die unaufhörlich blitzenden Schüsse zerrissen augenblicklich den schwarzen Mantel, welchen die Nacht um die Kämpfenden breitete. — In langen Schwingungen rollt das Feuer der Preußen dahin — diesem Krachen folgt Todtenstille. — Es ist eine stumme, grausige Anerkennung, mit welch schrecklicher Genauigkeit die Schüsse der Preußen gewirkt haben. Es ist, als müsse der Feind erst eine Pause machen, um Athem zu schöpfen, um die Gefallenen flüchtig abschätzen zu können, welche die Kugeln der gefürchteten Zündnadelgewehre niedergestreckt haben. Noch schwebt der Dampf zwischen den Gegnern. Jetzt hört man die Signale der Oesterreicher. Sie sammeln aufs neue ihre Leute, und bald antwortet eine Salve des Feindes den Preußen.

Von allen Seiten wälzt sich der Kampf gegen die Dorfstraße. Immer dichter dringen die Preußen in der engen Gasse auf die Oesterreicher, immer zahlreicher werfen diese sich den Anstürmenden entgegen. Die Bekleidung der Mauern, die Glassplitter der zerschmetterten Fenster, Steine und Bretter fallen auf und neben die Kämpfenden. Geschrei und Stöhnen überschallen häufig das Knattern der Einzelschüsse. Aber nun sind die Preußen inmitten der Straße, und der blutige Knäuel schiebt sich vorwärts gegen die Brücke. Hauptmann von Prittwitz hat die 5. Compagnie zur Attaque geführt, kaum hat er das Commandowort ausgestoßen, als er schwer, tödtlich verwundet niedersinkt. „Kinder," ruft er den Lazarethgehilfen zu, „laßt mich nicht in Gefangenschaft gerathen!" Man schleppt ihn aus dem wüthenden Gefechte. Ueberall blitzen jetzt die Schüsse auf. Aus den Fenstern feuern die Oesterreicher, von den Dächern, hinter den Hofthüren hervor pfeifen die Kugeln. Die Hauptmacht des Feindes vertheidigt die Dorfstraße Schritt für Schritt, jeden Fuß breit müssen die Preußen den tapfer kämpfenden Gegnern abringen. In dieser Verwirrung bewahren die vordringenden Bataillone einen unerschütterlichen Muth. Die Zündnadelgewehre zeigen auch hier die Ueberlegenheit; die Oesterreicher, dicht auf einen Punkt zusammengedrängt durch die vorn anstürmenden Preußen, sind im Rücken durch ihre eigenen Leute, welche zum Kampfe gegen die Feinde geführt werden, an der freien Bewegung dergestalt gehindert, daß die feuernden Glieder in dem engen Raume kaum noch den Ladestock zu gebrauchen vermögen, das Zündnadelgewehr aber gestattet den Preußen, diese Waffe in jeder Lage zu handhaben, und so prasselt das Feuer unaufhörlich.

Die Todten und Sterbenden häufen sich an den Seiten und in der Mitte der Straße, neben und vor den Oesterreichern, aber auch in die preußischen Reihen saust das Geschoß des Feindes; nicht nur fechten die Gegner mit großer Todesverachtung und Hartnäckigkeit in der offenen Straße, sie wissen auch jeden Hinterhalt, jedes Haus, den kleinsten Pfahl, ein Heiligenbildstöckchen oder dergleichen zu nützen, um von dorther ihre wohlgezielten Schüsse in die Glieder der preußischen Soldaten zu senden. Vorzüglich gefährlich war das aus den Häusern abgegebene Feuer, dessen Wirkung häufig genug verderblich wurde. Auch vermochte man den Schützen nichts anzuhaben, da die Finsterniß das Erkennen der Versteckstehenden hinderte.

Indessen waren die Preußen unermüdlich in der Straße vorgedrungen, die Oesterreicher wichen langsam zurück. Hierbei war es natürlich, daß die in den Häusern am linken Iserufer befindlichen Schützen in die Gewalt der Preußen gerathen mußten. Dennoch feuerten diese Leute ohne Zaudern auf die Gegner, deren Vorrücken ihnen doch nicht zweifelhaft sein konnte, denn schon hörte man das Hurrah der Preußen fast am Ende der Dorfstraße, und die Pausen zwischen den österreichischen Salven wurden immer länger. Die preußischen Verluste waren auch bis jetzt, trotz des wüthenden Feuers der Oesterreicher, verhältnißmäßig gering, obwohl mehrere Officiere bluteten und von den Soldaten so mancher auf der blutgetränkten Erde von Podol, stumm gemacht für ewig, ruhte.

Halb zwölf Uhr! Da bricht zwischen den Wolken der Mond hervor, jetzt erst kann man die ganze Scene des Grauens, der Verwüstung überschauen, jetzt erst vermag man, sich genau zu erkennen, das milde Licht des Himmels zeigt, wohin die Gegner zu feuern oder zu stoßen haben, es zeigt die Sterbenden, die Todten, und als ob der Schein des Mondes nur erwartet worden sei, um ein neues Gemetzel zu beginnen, stoßen die Kämpfenden mit doppelter Gewalt aufeinander. Um jeden Preis wollen die Oesterreicher die Brücken behaupten, welche die Preußen ihnen abringen müssen, koste es, was es wolle. Die Mannschaften wetteifern an Muth und Ausdauer, über Leichen und Verwundete hinwegstolpernd und stürzend, dringen sie vor; aber das Beispiel ihrer Officiere feuert sie auch doppelt an — sich nicht um ein Kleines mehr werth schätzend als ihre Leute, stürzen die Officiere in den Feind, jeder will es den Kameraden an Muth und Entsagung zuvorthun, es ist eine Freude, ein Glück, heut mit dem Gewehre, mit dem Bajonett, mit dem Säbel Mann gegen Mann an dem Gefechte theilnehmen zu können, heut sind die Führer nicht nur zum Commandiren da, sie wollen thätlich, blutig eingreifen in den Gang der Entscheidung, und so erfaßt Generalmajor von Bose das Gewehr eines Gefallenen und stürmt — der Commandeur einer Brigade — neben seinen Leuten auf die Feinde. Lange Schatten werfen die Häuser im Mondlicht auf die Kämpfenden, aber diese dunkeln Stellen erhellt das Feuer der Schützen, röchelnd verscheiden die zum Tode Getroffenen, ihre brechenden Augen auf den Mond gerichtet, dessen Schein vielleicht dazu diente, dem Feinde ihre Brust als Ziel zu bieten. Die Wellen des Flusses zittern im Mondlichte, als bebten sie angstvoll in ihrem Bette vor dem Tosen des Kampfes, der ihnen jetzt ganz nahe gerückt ist, denn die ausgeschwärmten Schützenlinien senden sich von den gegenüberliegenden Ufern her die Kugeln zu. Jetzt steht das Gefecht einige Zeit lang, selbst auf der Landstraße wüthet der Kampf, und die preußischen Reserven haben sich seitwärts an der Dorfstraße ausgebreitet, immer drückender, heißer wird die blutige Umarmung, in welche die Oesterreicher geschlossen werden sollen. Während des Vordringens haben sich die oft gelockerten Glieder wieder fest geschlossen. Nach dem Falle des wackeren Prittwitz hat Lieutenant von Egloffstein die 5. Compagnie des 31. Regimentes übernommen, ruhig rangirt der Feldwebel seine Leute. Mit der 5. Compagnie vereinigt sich die siebente, Hauptmann von Wurmb führt diese, und man dringt nun gegen die Häuser vor, aus denen noch immer gefeuert

wird. Trotz des Mondlichtes kann man hier nur schwach um sich sehen. Der dicke Pulverdampf steht auf dem Erdboden.

Der Befehl wird nun gegeben, die nächstgelegenen Häuser zu nehmen, und die hierzu beorderten Officiere und Mannschaften gehen mit eben so viel Schnelligkeit als Todesverachtung an dieses gefährliche Geschäft. Hauptmann Bötticher von der 8. Compagnie säubert mit großer Umsicht und Bravour die oberen Stockwerke. In eines der besetzten Häuser dringen die Mannschaften, durch das Feuer der Feinde schreitend. Die Kellerräume sind häufig der Ort, wohin sich die Gegner flüchten. Der Seconde-Lieutenant von Lavallade steigt mit seinen Leuten in eines dieser Gewölbe. Undurchdringliche Finsterniß — dennoch vernimmt das Ohr deutlich die Anwesenheit von Menschen, die sich verbergen wollen. „Wer da?" schallt der Ruf, keine Antwort erfolgt. Aus vorgefundenem Stroh wird eine Fackel gefertigt, welche mit düsterrother Flamme den dumpfigen Raum erleuchtet, Haufen von Werg findet man ebenfalls, und auch diese Stoffe werden entzündet, nunmehr entdeckt man die in der Ecke des Gewölbes zusammengekauerten Feinde, deren starre, trotzige Gesichter der schwelende Brand beleuchtet. Nur wenige Schritte sind die ersten der eingedrungenen Preußen vom Tode entfernt gewesen, den der verborgene Feind aus dem Winkel des Kellers ihnen ins Herz senden kann. „Gewehr weg!" tönt das Commando. In der Wuth der Verzweiflung feuert einer der Gefundenen auf die Preußen, ein zweiter Schuß und der Verwegene wälzt sich in seinem Blute. Da rasseln die Waffen der Uebrigen nieder auf den Erdboden, und bald führen die preußischen Männer die Gefangenen aus dem Gewölbe.

Die ersten Worte, welche der aus dem Keller hervorkommende Lieutenant und seine Mannschaft vernahmen, war der Befehl zum Zurückgehen nach dem Bivouac. Er wurde ertheilt von dem Oberstlieutenant von Drigalsky. Es sind dies leider die letzten Worte, der letzte Befehl gewesen, den die Mannschaft aus seinem Munde hörte. Oberstlieutenant von Drigalsky führte, nachdem das 2. Bataillon zurückbeordert war, das Füsilier-Bataillon des 31. Infanterie-Regiments gegen den noch immer um die Brücke kämpfenden Feind. Der Oberstlieutenant hatte seit zwei Tagen erst das Commando des Regiments nach dem Tode des früheren Commandeurs, Oberst von Freiheld, übernommen. Einst hatte er die Füsiliere befehligt, heute sollte er, als Führer des Regiments, seinen ehemaligen Untergebenen wieder persönlich vorangehen in den Kampf und — in den Tod. Es ist ein seltsames, unerklärliches Gefühl, welches sich eines Menschen so oft bemeistert, der nicht allzu fern von der Schwelle des Grabes steht, es ist jenes Drängen, der Wunsch, die Stelle einnehmen zu dürfen, deren Behauptung ihm schnell den Tod bringen wird. So auch Drigalsky. Sein innigster Wunsch war, einst an der Spitze des 31. Regimentes stehen, diese Männer führen zu können, welche heute seinem Rufe folgten, für seinen König fechtend fallen zu dürfen. Diese drei Wünsche wurden ihm erfüllt. Wenige Stunden vor dem Treffen von Podol brachte ihn Freiholds Tod an die Spitze des Regiments, im Prasseln der Gewehrsalven, unter dem Kriegsgeschrei von Freund und Feind, über Leichen, durch Dampf und pfeifende Kugeln führte er die Seinen gegen Oesterreichs Scharen, und da saust das tödtliche Blei herüber aus den Reihen der Gegner, ein — zwei kleine bleierne Ballen fahren durch den Kopf, schleudern den Führer in den Sand, den alle liebten, der allen ein Freund, ein Vorbild gewesen — noch einige kurze Bewegungen, ein Ausstrecken der Hand — dann verscheidet Oberstlieutenant von Drigalsky auf dem Felde der Ehre, wie er's gewünscht.

Zu gleicher Zeit fast stürzt Hauptmann Pierer verwundet nieder, ein Schuß hat ihn außer Gefecht gesetzt, und während Drigalsky seine Seele verhaucht, während Pierer ächzend in den Sand sinkt, stöhnt Prittwitz unter den Messern und Sägen der Aerzte, welche ihm die zerschmetterten Glieder amputiren.

Da keiner der Gegner vor der Brücke weichen will und das Zündnadelgewehr der Preußen furchtbar in den feindlichen Reihen wüthet, wagt eine Schar todesmuthiger Männer einen Angriff mit der blanken Waffe. Diese kühnen, tapferen Leute sind vom 18. österreichischen Jägerbataillon. Generalmajor Poschacher, der während des Kampfes an jeder bedrohten Stelle war, dem eine Kugel die Schulter gestreift, eine zweite die Feldmütze vom Kopfe gerissen hatte, führte das Bataillon selbst den vordringenden Preußen, dem Füsilierbataillon des 71. Regimentes entgegen. Hier trat einer jener Momente des Gefechtes an die Kämpfer heran, in welchem beide Theile, von der Furchtbarkeit des Geschehenen überwältigt, einander unschlüssig gegenüberstehen. Die Sieger, weil sie eine Wirkung erschauen, die ihnen selbst nicht möglich schien, die Besiegten, weil das Entsetzen und die Gewißheit, solcher Verheerung keinen Halt gebieten zu können, die Kraft des Tapfersten lähmen muß.

Die vom 18. Jägerbataillon wollten, als die Feinde tobend, feuernd und das Bajonett gebrauchend, von allen Seiten herandrängten, einen jener Angriffe ausführen, die es in Italien von den Franzosen gelernt hatte, deren erfolgreiche Wirkung die Oesterreicher zu ihrem Schaden an sich selbst wahrgenommen hatten, und die einen großen Theil der Angreifenden dem sichern Tode entgegenführen. Der Entschluß des 18. Jägerbataillons war also gewiß ein heroischer, ein ächt soldatischer. Man wollte, sich in den Feind stürzend, diesen sprengen und dadurch den Nachdringenden Bahn brechen, zugleich auch den Beweis liefern, daß ein entschlossenes Drauflosgehen die Wirkung des Zündnadelgewehrs paralysiren müsse. Durch den Dampf und das Blitzen der Gewehrsalven stürmten daher diese wackeren Männer auf die in der Mitte des Kampffeldes avancirenden 71. Füsiliere. Dreihundert Schritte vor dem Feinde machten sie Halt. Eine Salve donnern sie aus ihren Läufen, dann schallt das Hurrah durch die Luft, und ohne sich um die rings tobende Schlacht zu kümmern, stürzen sie mit Kolben und Bajonett gegen die Füsiliere.

Ruhig, fest, die Waffe zum Feuern bereit, erwarten die Preußen den Angriff. Distanz abschätzen — das ist die große Sache, ohne welche auch das Zündnadelgewehr keinen Erfolg haben wird — und das haben die Preußen nun eben so gründlich studirt und geübt. Ruhe und Besonnenheit, geistige Fassung, dabei das Zündnadelgewehr in der Hand — das zeichnet die preußischen Soldaten eben so vortheilhaft aus. — Man ließ die Jäger auf fünfzig Schritt herankommen, noch hatte sich kein Mann geregt im Gliede der Füsiliere von Nr. 71. Plötzlich tönt es „Feuer", und da schmettert die Salve zwischen die Anstürmenden, kaum eine halbe Minute können sie stutzen, „Feuer" zum zweiten Male, und ehe sie noch zum neuen Anlauf sich ermannt haben, schwirren die Kugeln schon wieder in die gelichteten Reihen. Welch ein Moment!! Zitternd vor der fast übernatürlichen Macht der Feuerröhre stehen die Uebriggebliebenen der Jäger da. Ist das Bataillon in die Erde gesunken? Haben die Kugeln des Feindes die Körper in die Luft gerissen? Nein — als der Dampf sich verzieht, sehen die vor Schrecken starr Gewordenen das grauenhafte Bild der Vernichtung, welches sich zu ihren Füßen entfaltet. Die todten Kameraden liegen übereinander, zwischen ihnen wälzen und dehnen sich ächzend die Verwundeten, sie klammern sich an die Ueberbleibenden, sie umfassen im rasenden Schmerze deren Knie und winden sich im Blute — die ganze Schar ist vernichtet durch zwei Lagen des schrecklichen Gewehres; nur 60 Mann noch — sechzig, die nicht aus Furcht vor dem Tode, die aus Verzweiflung die Waffen strecken, weil sie sich sagen bei diesem entsetzlichen Anblick: der Kampf gegen diese Gewalten ist nutzlos — solchen Waffen in solchen Händen widerstehen auch diejenigen nicht, deren Namen mit Ruhm genannt werden auf den blutigen Schlachtfeldern Italiens. — Und dieser Angriff der 18er Jäger ist der letzte im Nachtgefechte von Podol. Die Preußen, gleichsam, um zu zeigen, daß sie auch mit der blanken Waffe keinen Vergleich mit dem kühnen und kraftvollen Gegner zu scheuen hatten, gingen zum Bajonettangriff über, während von der Eisenbahnbrücke her die Oesterreicher zurückgeworfen wurden, drängten die von der Dorfstraße anstürmenden Preußen ihre Gegner über die Iserbrücke, welche die Soldaten der Brigade Poschacher vergeblich in Brand zu stecken suchten.

Allgemein war die Verwirrung, der Kampf ward Mann gegen Mann geführt, und die persönliche Tapferkeit, nicht der Vortheil der schnellfeuernden Hinterladungswaffe, entschied hier. So tapfer und unverzagt die Oesterreicher kämpften, siegte dennoch die hartnäckige Bravour der preußischen Krieger, die mit furchtbarer Gewalt und donnerndem Hurrah den Feind über die Brücke drängten.

— — — — — — — —

Wir brechen hier ab. Was uns am meisten an Hiltls Werke gefällt, ist die Achtung und Gerechtigkeit, die er auch dem Gegner zollt, und wofür die Schilderung der todesmuthigen Aufopferung des 18. Oesterreichischen Jägerbataillons ein so schönes Beispiel ist.

Die Redaction.

Am Familientische.

Beweis, daß die Buchhändler auch Menschen sind.

Ein deutsch-amerikanischer Buchhändler von seltener Intelligenz und Energie, Herr E. Steiger in New-York, der auch für das Daheim unter unsern Landsleuten jenseits des „großen Baches“ schöne Erfolge erzielte, hat an seine Geschäftsfreunde in Deutschland ein als Manuscript gedrucktes Büchelchen versandt, in welchem er sich über den deutschen Nachdruck in Nordamerika und über sein Wirken als Buchhändler ausspricht. Seine Darlegungen über die allmähliche Ausbreitung des deutschen Buchhandels in Amerika, seine gepfefferten und gesalzenen Philippiken gegen die philiströsen Verleger in Deutschland, die sich drüben nicht nachdrucken lassen wollen, sind höchst interessant und werden uns vielleicht ein andermal beschäftigen; — heute wollen wir unseren Lesern einen nicht buchhändlerischen, sondern menschlichen Zug mittheilen, der den Beweis unserer Ueberschrift führen soll.

Herr Steiger erzählt also: — — „Seitdem ich selbständig bin, habe ich gesehen, wie viele Freunde — und Freundinnen — ich mir, der ich „mutterseelenallein“ hier stehe, durch allerhand kleine Aufmerksamkeiten erworben, habe aber besonders zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie es dabei gar nicht auf die Größe der Gabe ankommt. So habe ich jetzt beinahe 80 Kinder, Freunde und Freundinnen auf meiner Liste; sie alle haben sich meine Aufmerksamkeiten gern gefallen lassen, und wehren mir auch in Zukunft nicht — und das ist alles, was ich wünsche, damit bin ich zufrieden. Dank erwarte ich nicht; wenn er ausbleibt, so ist's mir auch recht. Ich erinnere mich aber nicht, daß ich je Undank dafür geerntet habe.

Kinder haben von jeher meine besondere Zuneigung gehabt; aber jetzt finde ich gar keine Zeit mehr, befreundete Familien zu besuchen, wo deren sind. Darum lade ich sie zu mir ein. Es war ein guter Gedanke, der mir vor 4 oder 5 Wochen kam, eines Sonnabends zwischen 11 und 12 Uhr die Kinder von Freunden sammt Begleitung zu mir in den Laden kommen zu lassen.

Hier war eine Ausstellung von Bilderbüchern gemacht worden; den Kleinen sagte ich, daß sie alle durchsehen dürften, und daß eine jede, resp. ein jeder überdies das schönste für sich behalten könne. Die freundlichen Gesichter der glücklichen Kinder werde ich nicht vergessen. Dieses Vergnügen, für mich das einzige in der ganzen Woche, war mir sehr viel werth, ich hatte es in dem Maße nicht erwartet. Daß ich, um mit meinen Arbeiten fertig zu werden, an diesem Sonnabende bis nach Mitternacht an meinem Pulte blieb, war nichts Ungewöhnliches. Aber noch nie zuvor war ich zu später Stunde so munter nach Hause gegangen, wie in der Nacht. Wie froh war ich darüber, daß ich Gelegenheit gehabt, zum ersten Male in meinem Leben „bei mir“ andere vergnügt zu machen.

Der Gedanke, daß ich, nachdem ich gespart und gearbeitet, im Stande gewesen war, etwas zu verschenken, entschädigte mich wieder für Genüsse und Vergnügen, welche ich mir selbst versagt hatte, und befestigte den Vorsatz, auch in Zukunft nach Kräften thätig zu sein, damit ich noch mehr Geld für den einen Nebenzweck: andere zu erfreuen, bestimmen könne. Von der Zeit an hat mein Eigenthum noch einen anderen Werth in meinen Augen, einen Werth, der nicht nach Dollars und Cents zu berechnen ist. So habe ich mir das Fest wiederholt bereitet, und werde auch bis zum Schlusse des Jahres damit fortfahren. Denn die Sache nimmt ganz wider mein Erwarten einen anderen, einen geschäftlichen Character an. Die Kleinen plaudern aus, wie sie beim „Onkel Steiger“ das schönste Bilderbuch erhalten haben und dann noch mit Kuchen und Wein tractirt worden sind — und die Väter und Mütter und Schwestern, welche mitkommen, sprechen auch davon, aber ohne mich einen Verschwender zu nennen, oder mir eigennützige Absichten zuzuschreiben. So kommt es, daß ich gebeten werde, auch da und dorthin Einladungen zu schicken, in Familien, an die ich sonst sicher nicht zu denken gewagt hätte. Wohl, ich thue es, und der bescheidene Buchladen in 17 North William Str. wird aufgesucht von Leuten, denen es sonst nie eingefallen wäre, dahin zu gehen, bei der Gelegenheit Steigers Bücherlager anzusehen, und in Zukunft bei ihm zu kaufen, was sie brauchen. Theure Inserate hätten sicher nicht bewirkt, was ich schon wieder einmal erreicht habe, indem ich mir ein einfaches Vergnügen zu machen gedachte.

Es kommen zu der bekannten Stunde aber auch Freunde ohne Kinder, die ebenfalls an dem kleinen Feste Gefallen finden, dabei Bekannte treffen, oder mit Fremden bekannt werden, und bei einem Glase Wein gern ein Paar Minuten dableiben.

Das lasse ich mir vor der Hand Ersatz sein für den Empfangsabend in meinem Hause, welchen meine „bessere Hälfte“ einst halten soll, d. h. sobald ich eine Personification meines Ideals gefunden habe“.

Der Leser wird zugeben, daß die Sache anmuthig und originell ist. Wohl dem, der so das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden kann.

D. K.

Eine Wettfahrt von Amerika nach England.

Ein Hauptsport unserer überseeischen Vettern ist das „Yachting“, d. h. das Spazieren- und Wettfahren in Yachten oder Jachten, einmastigen, kutterartig zugetakelten Fahrzeugen, die durch ihre starke Besegelung eine sehr große Geschwindigkeit erreichen und deshalb auch meist als Postschiffe verwandt werden. Es ist dieser Sport nicht nur ein Nationalvergnügen, das von Clubs getrieben wird, man kann ihm vielmehr die Bedeutung einer nationalen Institution zuschreiben, denn er ist in der That eine treffliche Schule für Englands Matrosen und befördert den Sinn und Muth zu maritimen Unternehmungen in ersprießlicher Weise.

Von kleineren Yachtwettfahrten auf der Themse ist man nun im vorigen Jahre zu großartigeren vorgeschritten. Zuerst unternahmen eine solche die im chinesischen Theehandel engagirten britischen Segelschiffe, von denen dasjenige, welches zuerst eine Ladung neuen Thees herüberbrächte, eine Prämie von 500 Pfund erhalten sollte. Drei Fahrzeuge segelten fast gleichzeitig von China ab, und alle drei fuhren in die Themse an dem Abende desselben Tages ein, nur eines erreichte das Dock etwa eine Viertelstunde vor den beiden anderen und hatte so den Preis davongetragen.

Auf diese That waren die Amerikaner eifersüchtig und beschlossen alsbald sie nachzuahmen, ja womöglich sie zu übertreffen. Drei Mitglieder des New-Yorker Yachtclubs beschlossen, daß ihre Schiffe, die „Henrietta“, der „Fleetwing“, und die „Vesta“ eine Wettfahrt über das atlantische Meer im December unternehmen sollten; jedes sollte 30,000 Dollars (ca. 40,000 Thlr.) einsetzen, und das erste, welches den Hafen von Cowes auf der Insel Wight erreichte, sollte diese ungeheure Summe erhalten.

Alle drei Yachten waren dem Publicum als Fahrzeuge ersten Ranges durch frühere Fahrten bekannt, und hatten ziemlich gleichen Umfang, (von 201—203 Tonnen = 100—102 Last.)

Dienstag am 11. December v. J. um 1 Uhr Nachmittags fand die Abfahrt Statt. Ungeheure Menschenmassen hatten sich versammelt, um die kleinen Fahrzeuge absegeln zu sehen hinaus auf das gewaltige Meer, das so oft die stattlichsten und größten Schiffe schon verschlungen hatte. Aber an die mögliche Gefahr gedachten die Besitzer der Schiffe und ihre Capitäne nicht; überdem waren die erfahrensten Seeleute, die man finden konnte, zu dieser Fahrt ausgewählt. Der Commodore des New-Yorker Yachtclubs, Mr. Mc. Vickar fuhr auf einem Dampfboote voraus nach England, um vor den Yachten dort anzulangen und den Ausgang der Wette zu entscheiden.

Mit Ausnahme eines Unfalles auf dem Fleetwing, der sechs Matrosen durch eine Sturzsee verlor, vollendeten alle drei Fahrzeuge glücklich ihre Fahrt. „Henrietta“ war die Siegerin, sie vollendete die ganze Reise von New-York bis Cowes in 14 Tagen 4 Stunden und 40 Minuten und langte an ihrem Zielpunkte um 5 Uhr 40 Minuten Nachmittags des Weihnachtstages an. Die anderen folgten innerhalb weniger Stunden später, zuerst der „Fleetwing“, zuletzt die „Vesta“.

Unbegreiflich war die Aufregung auf beiden Seiten des Oceans im ganzen Publicum. Sogar der atlantische Telegraph, der gewöhnlich nur lakonische Notizen über die Börsencourse befördert, brach eines Morgens in eine längere Rede über den Ausbruch der Fahrzeuge aus. In Newyork sprach man während der Fahrt von nichts anderem, und die Wetten auf das siegende Schiff nahmen kein Ende.

Seitdem hat der Besitzer der siegreichen „Henrietta“ die Yachtleute von England herausgefordert, einen neuen Wettstreit mit ihm einzugehen, und die Herausforderung wird wahrscheinlich angenommen werden. Schon vor einigen Jahren hatten die Vereinigten Staaten eine prächtige Clipperyacht, die „America“ herübergesandt, um in dem alljährlichen Wettkampfe in Cowes mitzustreiten, und sie hatte ihre Ueberlegenheit glänzend durch Ueberholung jeder Rivalin bewiesen. Um so begieriger sind nun die englischen Sportfreunde, sich aufs neue mit Amerika zu messen.

C. F. P.

Räthsel.

I.

Die ersten beiden Sylben zeigen an,
Ein Doppelgliedmaß deiner Brust;
Die beiden letzten sind gesucht als Arbeitsmann,
Wenn du das Wort nicht doppelt setzen mußt;
Zum zweiten fähig machen dich die ersten,
Doch ist's ein Name schlimmer Art,
Ein Vorwurf von den allerschwersten,
Wenn sich die vier zum Ganzen fest gepaart.

II.

Aus dem Grunde in die Höh',
Aus der Tiefe in den Schnee
Wächst mein erstes still hinauf
Als wollt' es zum Himmel auf;
Aber wie es sich auch streckt,
Hoch und immer höher reckt
Und sich taucht in Himmelslicht,
An den Himmel reicht es nicht.

Ob mein zweites auch die Luft
Selbst zu seinem Dienste ruft
Und beflügelt aufwärts schwebt
Ueber alles, was da lebt,
Daß vor seinem Adlerblick
Auch die erste bleibt zurück, —
Ob's zur höchsten Höhe steigt:
An den Himmel es nicht reicht.

Doch mein Ganzes sucht die Nacht,
Mond und Sonne ihm nicht lacht;
In die Tiefe dringt's hinab,
Gräbt und gräbt sich oft sein Grab.
Winkt ihm auch des Tages Schein,
Gräbt es sich nur tiefer ein,
Denn in nächt'gem Schatten nur
Leuchtet seines Glückes Spur.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Februar 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 21.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Im Stelzenkruge.

Die Georgenvorstadt der kurfürstlichen Residenz Berlin war im Jahre 1688 fast einer ländlichen Gegend zu vergleichen. Wenn man aus dem Georgenthore trat, welches die damalige Georgenstraße (jetzt Königsstraße) begrenzte, dann sah man zwischen großen Gärten und Wiesen sich Weinberge erheben. An der Stelle, wo die Heerstraßen nach Prenzlau, Landsberg und Bernau sich kreuzten, stand die St. Georgskirche oder Kapelle mit ihrem Hospitale, dahinter lief das Land in kleinen, mit Wein bepflanzten Hügeln hin, und über diese Höhen ragte der düstere Bau des Berlinischen Hochgerichtes empor. Die Gegend war nur in der nächsten Umgebung der Fortificationen mit Häusern besetzt, und einzelne bescheidene Anfänge von Straßen liefen durch diese Anlagen. Rechts von dem Thore bog ein schmaler Weg ab, der zwischen Gärten und Heckenzäunen bis in ein kleines Gehölz führte. Hinter diesem Gehölze standen noch einzelne Häuser, von einander getrennt durch Anpflanzungen oder schmale, von Gräben umzogene Wiesenstreifen. Diese Stelle war die entlegenste, menschenleerste in der ganzen Gegend. Man vermochte nur selten einen Spaziergänger zu erblicken, der sich aus den belebteren Theilen hieher verirrte. Heutzutage zieht sich die belebte Landsbergerstraße über diese Gegend hin, ein mächtiger Verkehr vereinigt seine Leute hier, große stattliche Gebäude reihen sich an einander, und Gewirre von Straßen kreuzen sich, mit hastig eilenden Menschen, Fuhrwerken und Reitern gefüllt. Zur Zeit unserer Erzählung aber war diese Gegend — wie gesagt, einsam. Die letzte bewohnte Stelle lag gegen den sogenannten „Stelzenkrug“ zu. Es war dies ein uraltes Wirthshaus, ursprünglich für die Invaliden, dessen Umgebung unter der Jurisdiction der regierenden Kurfürstin stand.

Dieses letzte der Häuser glich einer kleinen Festung. Es hatte in früheren Zeiten zu den von George Wilhelm erbauten Zollhäuschen gehört und war der Verbrennung entgangen, die der Minister Schwarzenberg bei Annäherung des Feindes über die Berliner Vorstädte verhängt hatte. Mit seiner Hinterfronte ging es auf einen breiten Wiesengraben, der längs der Heerstraße nach Landsberg hinlief. Die schmale Vorderfront sah nach dem Georgenthore, aber der vor dem Hause befindliche Raum war von einer hohen Hecke eingefaßt, die durch ein starkes Balkenthor versperrt wurde.

An einem, von dem abnehmenden Monde nur schwacherleuchteten Abende, schritten drei Männer den einsamen Feldweg entlang, der sich vom Thore aus durch die Wiesen bis zu dem Zollhäuschen schlängelte. Sie sprachen nur halblaut mit einander, aber der Ton menschlicher Rede war in dieser einsamen Gegend etwas so Ungewohntes, daß die sehr aufmerksamen Hunde in den einzeln liegenden Gehöften ein lautes Bellen hören ließen. Der Abend war sehr schön und voll linder Mailuft. Die Blüthen auf den Heckensträuchern, in den Wiesen und an den Bäumen entfalteten sich bereits, die schönen Läufe einer Nachtigall rollten in dem kleinen Gehölze, und ein erfrischender Hauch wehte von der Landstraße her, die sich wie ein weißer Streifen in den Büschen und zwischen den Weinbergen verlor.

Die Männer schienen von dem angenehmen Eindrucke dieses Maiabends sehr heiter gestimmt, denn einer von ihnen summte ein französisches Lied. — „Nicht zu laut, mein bester Freiherr,“ beschwichtigte der neben ihm Schreitende den Sänger. „Man kann nicht wissen, wer uns belauscht.“ — „Meinen Sie?“ lachte der Gewarnte. „Ich weiß nicht, mir kommt es so vor, als wollten die Berliner, selbst die vom Hofe gar nichts von Politik, Intriguen und dergleichen wissen.“ — „Es kommt Ihnen so vor — mag sein, aber Sie irren. Es gibt hier Leute, die sich lediglich mit solchen Dingen beschäftigen. „Ich halte,“ setzte er leise hinzu, „selbst die Frau Kurfürstin für gefährlich. Sie mag sich gern mit den Arrangements von Staatsdingen abgeben.“ — Der Freiherr wurde nachdenklich. — „Wenn sich die Frauen einmischen, dann haben wir schweres Spiel.“ — „Oder auch leichtes,“ sagte der andere. „Sie werden nicht schwer für unsere Zwecke zu gewinnen sein. Allerdings ist die Kurfürstin eine gefährliche Gegnerin.“ Sie schritten wieder schweigend vorwärts. — „Eine seltsame Promenade,“ sagte der Freiherr leise, indem er auf das Wasser der Wiesengräben blickte, welches durch die Stämme

der Bäume des kleinen Gehölzes blitzte. „Wohin geht es denn eigentlich?" — „Wir sind zur Stelle, gnädiger Herr," sagte der dritte der Wandelnden, auf ein einsames Haus deutend, dessen Umzäunung durch ein starkes Thor geschlossen war. — „Eilen Sie ein wenig voraus, Biedekap," sagte der Begleiter des Kammerherrn. Biedekap lief, des Weges kundig, den Herren voraus und nachdem er ein wenig an dem Holzthore herumgesucht hatte, hörte man den schwachen Ton einer Glocke. Bald darauf erschien ein Licht hinter der Hecke, und ein Mann kam zu dem Thore. — „Wer ist da?" fragte er mit einer Anwandlung von Husten. — „Oeffne Joseph — schnell," sagte Biedekap. Ein Schloß ward geöffnet, und als die beiden Herren am Thore angekommen waren, konnten sie dasselbe passiren, über den Vorplatz schreiten und, von Biedekap geführt, eine Treppe hinansteigen. Kurz darauf öffnete sich eine Thüre dicht an der Windung der Treppe, und der helle Kerzenschein, der aus dem Gemache drang, ließ die Ankommenden zwei Männer sehen, welche sie bereits zu erwarten schienen. Die Eintretenden waren Freiherr Kolbe von Wartenberg und der Graf Ernst Metternich. Als Kolbe in das Zimmer trat und sein Blick auf den am Tische stehenden Mann fiel, trat er verlegen einen Schritt zurück: „Der Pater Wolff?" sagte der Freiherr, mechanisch diesen Namen aussprechend. — „Er selbst in optima forma," entgegnete lachend der Pater, seine Hand dem Freiherrn entgegenstreckend. „Es ist lange Zeit her, daß wir uns nicht gesehen haben, Herr Freiherr. Es war zuletzt an dem Tage, wo die hochselige Frau Pfalzgräfin von Simmern in dem Potsdamer Schlosse die Aufwartung bei der Frau Kurfürstin, jetzigen Wittwe machte." — „Es war eine ernste Zeit," sagte Kolbe. „Wir alle sahen es dem gnädigen Kurfürsten an, daß er den Tod im Herzen trage." — „Wir hätten damals handeln sollen," sagte Graf Metternich, seinen leichten Mantel abwerfend. „Damals stand alles günstig." — „Die Zeit zum Handeln ist noch nicht vorüber — wir sind deshalb hier," entgegnete der Pater, einen Sessel herbeischiebend. „Freiherr von Kolbe wird uns unterstützen." — „Ich bin auf Ihre Eröffnungen begierig," sagte Kolbe, sich in den Sessel zurücklehnend. — „Sie werden kurz sein," unterbrach Wolff. „Mit einem Worte, Herr Freiherr! wollen Sie steigen?" — Kolbe schüttelte leise das Haupt. „Wer möchte das nicht?" antwortete er. „Ich bin lediglich deshalb an den neuen Hof gekommen." — „Gut denn. Jeder, der sich ein Ziel gesteckt hat, sieht, wenn er darauf zuschreitet, nach beiden Seiten aus, wo seine Feinde sich befinden — welches glauben Sie, Herr Freiherr, sind die Ihrigen?" — Kolbes Antlitz verfinsterte sich. „Ich meine hier nur einen Feind zu haben," versetzte er. „Aber dieser Feind scheint mir Euer aller Gegner zu sein — meinen Sie nicht, Graf Wittgenstein?" sagte er, sich zu dem Manne wendend, der mit Wolff im Zimmer gewesen war, als die drei Besucher anlangten. — „Ich ahne, wen Sie meinen," entgegnete Wittgenstein. „Es bedarf keines Beweises, daß wir alle die Beseitigung dieses Einen wünschen müssen: es ist der Kammerrath des Kurfürsten, Danckelmann." — „Getroffen," riefen die Anwesenden. — „Ihn gilt es zu stürzen," fuhr der Pater fort. „Er ist jedem ein Stein des Anstoßes. Hochstrebende Pläne hat der Kurfürst — wer ist dagegen? Danckelmann. Denkt, Ihr Herren, wenn ein günstiges Geschick, eine glückliche Wendung der Dinge dem Herrn Kurfürsten eine Königskrone auf das Haupt drückte — welch eine Stellung für Euch alle — welch ein Emporblühen dieser Residenz, die neuen Stellen, die erhöhete Pracht — gegen dieses Project des Herrn arbeitet der finstere Danckelmann mit all seinem Einflusse, den er auf den Kurfürsten ausübt. Gelingt es ihm, den Herrn von diesem erhabenen Gedanken abzubringen, dann bleiben Ihnen die Stellen bei einem kleinen deutschen Fürsten. Sie werden nicht die mächtigen Vasallen eines Königs; der allgewaltige Minister, denn das wird Danckelmann nächstens, läßt sicher die überflüssigen Cavaliere springen, meine Herren, und mit Carrieren und Stellungen ist es vorbei. Denken Sie sich die Tyrannei dieses finstern Burschen, der, wie ich höre, vermocht hat, Ihnen, Herr Freiherr, den Eintritt in die Säle des kurfürstlichen Schlosses zu verbieten" — „Er hat es aber nicht durchgeführt," rief Kolbe erzürnt aufspringend. „Weshalb, Herr Pater, berühren Sie das? ich bin durch den Vorgang gedemüthigt genug worden, aber die Huld des Kurfürsten hat mich aufgerichtet." — „Beruhigen Sie sich, Herr Freiherr," sagte Wolff. „Es geschah nicht, um Sie zu erregen. Ich führte den Vorfall nur an, weil er aufs neue das Sündenregister des Herrn Danckelmann belastet. Wir wollen Sie rächen, Herr Freiherr, wir wollen Sie heben, damit Sie den dreisten Mann in den Grund stoßen können. Danckelmann ist uns allen ein Hinderniß. Ihnen für den Glanz und die Würde Ihrer Stellung, mir für meine Pläne zum Heile der Kirche." — „Will's da hinaus?" lachte der Freiherr, „die Herren sind wahrlich schlau, aber wir werden uns nicht überrennen lassen. Jeder denkt an sich." — „Herr Freiherr," sagte Wolff, zu Kolbe tretend, „Sie sprechen das in dem heiteren, leichtfertigen Tone, der die heutige Gesellschaft kennzeichnet, aber Sie bedenken nicht, welch eine ernste Lage sich rings um uns alle herzieht. Sie lächeln, wenn Sie an die gestickten Meßgewänder, an Weihrauchwolken und Procession denken — und dennoch ist Ihre Zukunft, Ihr Heil mit dem der Kirche eng verbunden. Die gestickten Gewänder bringen Ihre gestickten Cavalierkleider zur Geltung, die Weihrauchwolken werden dem Parfüm der hohen Gesellschaft nicht hinderlich sein, und mit der Procession zieht die Macht über das ganze niedere Volk in die Hallen des kurfürstlichen Schlosses. Danckelmann ist der Protestant, wie er im Buche steht, der nüchterne, alles mit dem kahlen Verstande erfassende Rechner; er kennt keinen unnützen Prunk — er bucht die Ausgaben und streicht nach dem Abschlusse eines Jahres, was ihm überflüssig scheint. Meinen Sie, daß er Ihre Gesellschaft für nothwendig erachten wird? wenn der Kurfürst den Königstitel annimmt, wenn mit dieser Erhöhung eine erhöhete Pracht eintritt, dann glänzt nach alter Weise der Klerus, denn nur gegen eine große Concession für die heilige katholische Kirche wird Kaiserliche Majestät in diese Umwandlung des Kurhutes willigen, die alten Mauern erheben sich und die Klosterglocken schallen, die Hallen, welche heute in Schutt und Trümmern liegen, werden aufgerichtet dastehen — wenn diese Zeit gekommen sein wird, dann werden Sie, Herr Freiherr, nicht mehr vor dem Rathe von Danckelmann die Honneurs zu machen brauchen, die Herren in der Umgebung des Hofes brauchen nicht mehr zu zittern, wenn der wuchtige Tritt des finstern Mannes durch die Vorzimmer schallt, und mit dem Triumph der Kirche steigen die, welche ihre Feinde vernichten halfen. Wollen Sie den Kammerrath stürzen?"

Der Freiherr Kolbe von Wartenberg blickte den Anwesenden befremdet in die lauernden Gesichter. „Ich?" sagte er, „wie käme ich dazu, mich einer solchen That zu vermessen? noch bin ich nur halb und halb ein Gast am hiesigen Hofe. Wie traute ich mir solche Gewalt zu?" — „Sie kennen sich selbst schlecht — oder sind in der That noch ein Neuling," ergriff nun Metternich das Wort. „Wer wie Sie die offenbare Gunst des Kurfürsten besitzt, kann schon einen Schritt vorwärts thun. Haben Sie wirklich nicht überlegt? wie? der allmächtige Günstling des Kurfürsten, Danckelmann, der mit voller Gewalt bekleidet ist, weigert Ihnen den Eintritt zu dem Empfangssaale, diesen Befehl macht der Kurfürst vor dem versammelten Hofe dadurch zu Schanden, daß er seine Freude darüber ausspricht, Sie an seinem Hofe begrüßen zu können — Sie werden zum Reichsmarschall ernannt, wenn der Kurfürst sich in die Länder seines Reiches begibt — ist das nicht der klarste Beweis? ein aufdämmernder Stern sind Sie, Herr von Wartenberg — zerstreuen Sie mit fester Hand das Gewölk, welches Ihre Strahlen verhüllt. Vereinen Sie sich mit uns gegen Danckelmann." Der Freiherr warf unwillkürlich seinen Kopf in den Nacken. Er sagte sich sofort selbst, daß seine Person eine bedeutende für die Zukunft war.

Die hier versammelten Männer mußten ihm große Gewalt zutrauen, ihre Stellung am Hofe, die des Pater Wolff in den geheimen Gängen und Gemächern der Diplomatie bürgten ihm für einflußreiche Hilfe. „Dies ist also der Grund, weshalb ich heute hierhergeführt ward," sagte der Freiherr. — „Kein anderer," entgegnete Wolff. „Sie sollen der Schild werden, der Danckelmanns Hiebe gegen die Cavaliere parirt, Sie sollen die Lanze werden, die ihn in den Sand rennt." — „Es ist also eine Verschwörung gegen den Kammerrath." — „Gewiß. Freilich ist es kein Hotel Chevreuse oder Soubise, wie es in der Hauptstadt Frankreichs ausgewählt wird, um von da aus die Verschwörung zu leiten. Es ist nur ein stilles, halbverfallenes Häuschen, welches ich, fern von dem verrätherischen Treiben der Hauptstadt, bewohne. Aber was wir hier ausmachen und mit einander beschließen, ist von eben so großer Wirkung auf dieses kleine Land, wie es die Beschlüsse in jenen Palästen von Paris auf die großen Ereignisse gewesen sind, welche sich in Frankreich zugetragen haben." — „Aber wie — wie stürzen wir ihn? haben Sie

sich schon einen Plan gemacht, Herr Pater?" fragte der Freiherr. „Ich denke mir die Sache so," begann Wolff eifrig werdend. „Seine fortwährenden Widersprüche müssen dem Kurfürsten widerwärtig werden, sein Geiz stimmt nicht mit der Prachtliebe des Herrn zusammen, man muß ihn fortwährend in Conflicte mit den Cavalieren des Hofes bringen, man muß die Kurfürstin gegen ihn einnehmen — wenn dies von allen Seiten gegen ihn anstürmt, dann muß ein Mann dem gnädigen Herrn die Augen öffnen, ihm die Plumpheit, die Unbeliebtheit des Menschen schildern, mit beredtem Worte die unangenehme Lage schildern, in welche Kurfürstliche Hoheit durch den plumpen Gesellen kommen, und dieser Mann, Herr Freiherr, sind Sie."

„Ich fürchte nur," sagte Kolbe, „meine Stellung wird nicht genügen, um stets in der Nähe des Kurfürsten sein zu dürfen." — „Sie werden bald steigen," sagte Metternich. „Schon habe ich die Kurfürstin auf Sie aufmerksam gemacht — man wird Sie in die Nähe des Kurfürsten bringen." — „Wird ein Mann auf die Dauer dem Kurfürsten den alten bewährten Freund verhaßt machen können? ich zweifle daran," warf Kolbe ein. „Ich hätte einen anderen Plan. Regieren Sie den Herrn durch ein Weib — durch ein schönes, mächtiges, kluges Weib. Werfen Sie einen Blick auf den französischen Hof — dort regierten fortwährend die Damen. Wenn man — ich selbst will mich dazu verstehen, mit einer so bevorzugten Beauté sich verbände, durch sie auf den Herrn wirkte, sicherlich würde der Sieg unser sein." — „Sie haben Recht," sagte der Pater nach kurzem Ueberlegen, „aber welches Weib müßte das sein? Die Sache selbst ist gut ersonnen, denn gerade der Hinblick auf Ludwig den Vierzehnten wird den Kurfürsten reizen. Der König von Frankreich ist der Götze dieser Tage, das goldene Kalb, um welches alle tanzen, der Kurfürst macht es ihm gern in jedem Stücke nach, es würde nicht vieler Anregung bedürfen, um ihm auch eine fürstliche Geliebte nach dem Muster des französischen Herrschers als für seinen Glanz nothwendig hinzustellen. Trotz seines klaren Verstandes überwiegt bei dem Kurfürsten die Neigung zu Prunk, Pracht und fürstlichem Glanz nach allen Richtungen jedes andere Bedenken. Daran wird auch Danckelmann zu Grunde gehen."

„Aber welches ist das kühne und geistvolle Weib, dessen Reize und Verstand gegen die Kurfürstin Sophie Charlotte in die Schranken treten könnten?" fragte Kolbe. „Wissen Sie eine solche an diesem Hofe? ich möchte zweifeln, daß eine der hiesigen Damen den Kurfürsten zu fesseln vermöchte." — „Ueberlassen wir es der Zeit," sagte Wittgenstein. — „Mit nichten, Graf," fiel Wolff schnell ein. „Ich habe gemessene Befehle. Schon habe ich verschiedenes vorbereitet, das Sie in diesen Tagen sehen und hören werden, aber ich muß schnell handeln. Wir müssen zunächst etwas verhindern, dessen Ausführung dem Kaiser nicht genehm sein dürfte. Ich weiß, daß der Kurfürst in Unterhandlung mit Wilhelm von Oranien steht. Es gilt den Abschluß eines Bündnisses zwischen dem Oranier und Brandenburg, um König Jakob von England, einen gläubigen, treuen Anhänger der katholischen Kirche, vom Throne Englands zu stoßen. Danckelmann betreibt dieses Bündniß, welches dem Kaiser und der Kirche gleich fatal ist, mit aller ihm zu Gebot stehenden Macht. Wir müssen ihn stürzen, ehe es zu spät ist." Der Pater war in leidenschaftlicher Aufregung durch das Zimmer geschritten, seine Stimme hatte sich fast bis zum Schreien erhoben, und Graf Wittgenstein suchte ihn zu beschwichtigen. „Hüten Sie sich, hochwürdigster Herr," sagte er, „Ihre Person darf nicht zu sehr den Angriffen ausgesetzt werden. Glauben Sie mir, man würde Sie keinen Augenblick respectiren, sondern die schärfsten Maßregeln ergreifen, wenn Sie entdeckt würden. Ein Mann vom Orden Jesu in Berlin, der hier im Verborgenen lebt — welch ein Futter für die Scandalsüchtigen, welch eine willkommene Gelegenheit für die Aufklärungsmänner, welche unter dem Banner des Herrn Leibnitz sich zusammenscharen!" — „Man kennt Ihren Aufenthalt doch nicht?" fragte Kolbe etwas ängstlich. „Ohne Sorge," sagte der Pater. „Unser Vertrauter, Biedekap allein weiß darum. Aber Sie irren, meine Herren, wenn Sie mir Aengstlichkeit zutrauen. Ich wage alles. Es wäre freilich ein gewaltiger Querstrich, wenn ich aufgehoben, aus Berlin gewiesen oder gar — — nein, nein, das wagt niemand. Außerdem würde ich mich in den Schutz des Gesandten begeben — aber wer würde mich antasten?" — „Wer? Danckelmann!" rief Wittgenstein. „Er kennt keine Rücksichten, er läßt Sie greifen, wenn nur der geringste Verdacht auf Ihnen lastet, irgend eine Verwirrung, eine Verschwörung gegen gewisse Personen, zu einem besonderen Zwecke eingeleitet zu haben." Der Pater wurde trotz seiner Sicherheit unruhig. „Es liegt nichts an mir," sagte er ruhiger. „Aber meine Mission wäre gescheitert — vielleicht für immer. Dennoch muß ich es wagen. Das Volk hier muß genährt werden in dem Glauben an die Gewalt der Kirche, es muß ihm gezeigt werden, daß selbst die Größten, die Mächtigen auf dem Throne sich in ihren letzten Stunden in unsere Gewalt geben, das ist meine erste Aufgabe. Dafür habe ich gesorgt. Es befindet sich in den Händen des Kurfürsten ein Testamentsanhang, in welchem der Hochselige seinem Sohne die Annahme der katholischen Religion empfiehlt, ihm den Papst als einen Herrn und Vater vorsetzt und dafür die Erhebung seines Hauses verheißt — dieses Testament ist mein eigenes Werk, meine Herren, — ich habe es verfaßt und in des Kurfürsten Hände gespielt." — Die Anwesenden traten erschreckt zurück, der Kehle Wittgensteins entfuhr ein heiserer Schreckensruf — nur Metternich blieb stumm. „Sie spielen um Ihre Freiheit — mindestens, Herr Pater," versetzte der Graf nach einer Pause. „Sie sind kühn und verwegen." — „Mag sein," fuhr Wolff fort. „Ich stand im Kugelregen der türkischen Batterie vor Wien, eben so ruhig als im Pestlazarethe von Joppe, ich fürchte nichts für mich. Aber ich gehe deshalb noch weiter. Jenes Testament wird nicht geheim bleiben, es wird unter das Volk von Berlin und Brandenburg kommen, es wird gelesen werden, denn es ist nothwendig, daß die Gemüther sich beschäftigen mit dem Gedanken an die Bekehrung, welcher ein so mächtiger Geist wie der Friedrich Wilhelms war, sich nicht entziehen konnte. Dann komme ich an die Lösung meiner zweiten Aufgabe, den Sturz Danckelmanns und die Verhinderung des Bündnisses mit dem Oranier. Wer hilft dazu? eilen wir, denn Sie alle an diesem Hofe müssen den übermüthigen Kammerrath stürzen helfen, der Ihnen den Fuß auf den Nacken setzt." — „Wenn es möglich wäre, durch Hilfe einer Frau, das wäre der schnellste, der geeignetste Weg," sagte Wittgenstein nachdenklich. „Aber unsre Damen sind gar zu tugendhaft und — nicht gewandt genug, um sich in den Windungen der Politik und Intrigue zurechtzufinden." — „Suchen Sie, meine Herren, suchen Sie," rief der Pater. „Jede Stunde bringt uns dem Unheil näher. Welch ein Ereigniß, wenn das Bündniß mit dem Oranier zu Stande kommt!" — „Wir müssen handeln," sagte Kolbe entschlossen. „Nicht allein für Sie, Herr Pater, sondern für uns ebenfalls. Schon habe ich eine bedeutende Zahl der jungen Hofcavaliere für mich gewonnen. Es bedarf nur noch eines Anstoßes, eines besonderen Ereignisses, auch das werden wir herbeiführen, und der Kurfürst wird gezwungen sein, den kecken Günstling zu entfernen." — „Suchen Sie das Weib, Herr Freiherr," rief der Pater. „Sie ist tausendmal wichtiger und gefährlicher als Ihre sämmtlichen Bundesgenossen." — „Ich werde sie finden," rief Kolbe, „sie wird für uns alle arbeiten, aber der Kammerrath muß gedemüthigt werden, wenn sein Ansehen gelitten hat, ist der Sturz nicht weit." — „Gut denn, gehen wir alle ans Werk. Während Sie den Günstling stürzen, werde ich die Geister erregen — wir arbeiten einander in die Hände — aber eilen Sie, meine Herren." — „Vielleicht in zwei Tagen schon haben wir Danckelmann gestürzt!" sagte Wittgenstein, „und die Gasse zum Minister für Sie, Herr von Wartenberg, ist frei. Gedenken Sie dann Ihrer Bundesgenossen, schreiten Sie muthig vorwärts. Sie besitzen alles, was erforderlich ist für diesen Kampf: Jugend, Kraft, Schönheit und Talent, deshalb haben wir Sie erkoren, unser Werkzeug zu sein, Sie sollen Ambos und Hammer zugleich werden." — „Es sei also!" sagte Wolff. „Wir werden triumphiren. Nun ade, Ihr Herren und laßt bald von Euch hören." Man reichte sich die Hände, die Männer stiegen die Treppe hinab, und niemand blieb im Zimmer, als Wolff und Biedekap.

Der Pater horchte noch einige Minuten aufmerksam, dann, als die Tritte der Weggehenden verhallt waren, sagte er zu dem Kammerdiener: „Jetzt eilt voraus in den Rathskeller und bleibt mit dem Manne nicht zu lange aus." — „Verfehlt den Weg nicht, Herr Pater," sagte Biedekap. „Ihr geht durch das Stralower Thor, die Stralower Straße entlang, dann über den Mühlendamm bis zur Petrikirche, von hier aus wendet Euch und geht die Grünstraße gerade hinunter. An der Ecke wartet, denn dort soll es geschehen." — „Ich kenne den Weg," entgegnete der Pater. „Laßt mich nicht allzulange warten. Zehn Uhr — hört Ihr? jetzt eilt Euch." Biedekap verließ das Zimmer und nach einigen Minuten rüstete sich der Pater, ihm zu

folgen. Er nahm seinen Mantel um, griff dann in die am Fenster stehende Lade, zog aus derselben ein kurzes Schwert mit breitem Handkorbe hervor und schob es in das Gehenk, welches über seine Achsel hing, dann setzte er den Hut auf und verließ das Zimmer. Er trat in den Hausflur und klopfte an eine Thüre, durch deren Ritzen ein schwacher Lichtschimmer fiel. Ein Mann, der nur auf dieses Klopfen gewartet zu haben schien, trat heraus. „Ist alles in Ordnung?“ fragte Wolff. — „Vollständig,“ antwortete der Mann. — „Perbom,“ sagte Wolff, die Hand des Mannes ergreifend. „Ihr seid ein getreues Werkzeug für mich gewesen bis hierher. Ihr nahmt mich in Euer Haus auf, habt mich verborgen, habt das Geheimniß meiner Anwesenheit wohl verwahrt — Ihr werdet mit mir diesen Streich heute Abend ausführen, der — das gelobe ich Euch — nur im Dienste der Kirche geführt werden soll, die Euch in ihren Schoß aufgenommen hat, seit Ihr das Licht der Welt erblickt habt. Ablaß für Euch, reiche Belohnung soll Euch werden, aber ewiges Schweigen. Wenn der Plan uns mißglücken, wenn ich gefährdet werden sollte — fragt nicht nach mir, sondern rettet Euch, und wenn Ihr ankommt in diesem Hause nach unserm gefährlichen Gange, dann verbrennt, sobald Ihr hört, daß ich ergriffen oder getödtet bin, alles, was Ihr in meinem Zimmer droben an Kleidern, Wäsche und Papieren findet. Leset keines der Papiere, vergrabt das Geld, welches Ihr findet, und sprecht nie davon, daß Ihr etwas wußtet. Gebt mir die Hand darauf.“ Der also Gewarnte reichte dem Pater die Hand. „Ich schwöre es Euch,“ sagte er. „Aber Ihr könnt unbesorgt sein. Meine beiden Bursche sind erprobte, listige Kerle. Sie werden gut stehen, wenn der Mann sich zur Wehr setzen sollte, und wenn Ihr dann als der Retter des Angegriffenen erscheint, wechseln sie ein Paar Stöße mit Euch und nehmen Reißaus. Ich habe ihnen alles erklärt: daß es sich darum handle, einen Menschen anzufallen, dessen Retter Ihr spielen wollt; sie sollen ihm nicht ernstlich zu Leibe gehen, sondern nur so thun, dann aber die Flucht ergreifen, wenn Ihr ihnen entgegenstürzt. Ich gehe mit bis zur Ecke der Grünstraße, wo der Tanz beginnen soll, von weitem will ich zuschauen, wie es abläuft, auch muß ich von Anfang an dabei sein, denn Biedekap ist nur mir bekannt, und er soll ja den bewußten Mann führen. Bleibt wider Erwarten einer meiner Burschen auf dem Platze, so bin ich noch als Succurs in der Nähe — Ihr seht, es ist alles gut vorbereitet.“ — „Trefflich, trefflich,“ lobte der Pater. „Ich bin besser bedient, als der Kurfürst. Hoffentlich geht der ganze Spektakel ohne die geringste Verwundung ab. Es ist eigentlich nichts als eine Komödie,“ setzte er lachend hinzu. „Gehen wir.“ Er ging über den Vorplatz, der Mann folgte ihm. Es war ein breitschulteriger, plumper Kerl, dessen gemeines Gesicht durch einen großen Schnurrbart getheilt ward. Trotz seiner unvortheilhaften Physiognomie sah man ihm doch den ehemaligen Soldaten an. Perbom war auch früher ein solcher gewesen. In der Nähe des Stelzenkruges wohnten allerlei abgedankte Soldaten und Invaliden, welche in jenem Wirthshause speisten und denen man die baufälligen oder öden Häuser als Wohnungen verlieh, da trotz mancherlei Anstrengungen und Versuchen die Errichtung eines Invalidenhauses nicht zu Stande gekommen war. Diese, zum Theil noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges übriggebliebenen Leute gehörten keineswegs zu den angenehmen und guten Bestandtheilen der Bevölkerung der Vorstädte Berlins. Die Soldaten jener Zeit, sowie der ihr vorangegangenen, waren größtentheils ein zusammengerafftes, geworbenes Volk aus aller Herren Länder.

Ohne Ansehen der Religion, Herkunft und sonstigen Führung, würfelte man diese Menschen durch einander, wenn sie die Blechkappe auf dem Kopfe, die Muskete in der Hand trugen. Man reichte ihnen, sobald sie untauglich wurden zum Dienste, einen sogenannten „Zehr- oder Lumpengroschen,“ den die Communen aufbringen mußten, wies ihnen Schlupfwinkel an, wo sie unterkriechen konnten und kümmerte sich nicht weiter um sie.

Einigen gelang es wohl — wie z. B. Herrn Perbom — durch Nebenverdienste aller Art sich eine ziemliche Existenz zu schaffen, andere aber lebten von Diebstahl und Betrug, weshalb auch bei den meisten großen Criminalprocessen jener Zeit, besonders bei den gewaltsamen Einbrüchen, Anfällen und Uebelthaten Soldaten eine Rolle spielten. In dergleichen Dinge findet man häufig — einen Reuter, einen Musketier oder Pikenträger verwickelt.

Im Jahre 1688 war die Sicherheit in den Straßen Berlins und in der Umgegend der kurfürstlichen Residenz eine höchst zweifelhafte. Die Gewalt der Polizei war sehr beschränkt, was besonders darin seinen Grund hatte, daß die Einwohnerschaft Berlins das Handwerk und die Stellung des Polizeimannes für entehrend hielt und die Diener der Gerechtigkeit mit Spott und Hohn verfolgte. Andererseits stand die Polizei häufig mit den Verbrechern selbst in ganz vertrauten Verhältnissen, und die Soldaten ließen sich, um das Maaß voll zu machen, gar keine Beschränkung gefallen, sondern widersetzten sich den Verhaftungen mit blanker Waffe in der Faust. Die Straßen Berlins waren oft genug der Schauplatz gröbster Excesse, wohin namentlich die Unsitte gehörte, Duelle auf offener Gasse auszufechten. So blieben zwei Unterofficiere todt — einer hatte dem andern den Degen durch den Leib gerannt. Häufig wurden aus den Einzelkämpfen kleine Gefechte, indem die herbeieilenden Freunde Partei ergriffen und auf einander losschlugen. Die Einsamkeit mancher Gegenden begünstigte die Anfälle des Gesindels, welches den Schauplatz seiner Thaten gern nach solchen Orten verlegte, deren Umgebung nur von wenig Spaziergängern oder Geschäftsleuten besucht wurde, sobald die Dämmerung hereingebrochen war.

Pater Wolff ging den von Biedekap vorgeschlagenen Weg. In einiger Entfernung hinter ihm folgte Perbom. Vor der Contreescarpe, die zwischen dem Georgen- und Stralower Thore hinlief, angekommen, wendete sich der Pater links. Perbom sprang über den Graben einer kleinen Anpflanzung, die ein erbärmliches Haus umgab. Dann pfiff er laut, sah sich um, ob jemand dem verdächtigen Tone folge, pfiff zum zweiten Male und erblickte nun zwei Männer, welche hinter dem Hause hervorkamen. Der Pater sah, wie er sich mit den beiden unterhielt, dann kam Perbom zu ihm und sagte: „Gehen Sie nicht zu schnell uns voran, gnädiger Herr, damit wir Sie im Auge behalten können. Ich habe meinen beiden Kumpanen weiß gemacht, es gelte ein Liebesabenteuer zu bestehen. Sorgen Sie nicht — alles geht sicherlich nach Wunsche.“

(Fortsetzung folgt.)

Junker Jörg und die Wartburg.

Eine Federzeichnung zu einem Holzschnitt von Emil Frommel.

Es war im Jahre 1521 und zwar in der Kreuzwoche, das ist: in der Woche des Festes der Kreuzerfindung, also im Monat Mai. Und Vollmond ist's in der Woche, wie's heuer sein wird, damals und hier im Bilde. Baum und Laube rechts und links sind eben am Grünen, aber der Frost steckt noch in der Rinde, wie den Leuten in den Gliedern. Grell fällt der Vollmondstrahl auf Vorder- und Seitenwand des Hauses; oben der grimmige Kumpan, „der Hausdrache“ in Gestalt eines Wasserspeiers, erfreut sich der schönsten Beleuchtung, aber trotz „Mondschein und Maiennacht“ bleibt er der alte grimmige Geselle, der den Leuten höchstens den Regen gönnt. Durch den dunklen Thorweg hindurch siehst du das Land im lichten Mondschein liegen.

Es ist Nachts zwischen elf und zwölf, vom Thurme tönt das Horn des Warts und meldet nächtliche Gäste. Langsam zieht den steilen bewaldeten Berg herauf durch die Hohlwege ein Troß Reißiger in aller Stille. Die Riegel fallen, die Eisenstangen werden zurückgeschoben und der Thorweg öffnet sich, der Troß ist daheim.

Wir kennen die alte Veste im Thüringerlande, die Wartburg. — Die wir im Bilde aber vor uns haben, ist sicher nicht mehr die alte Wartburg, nicht der hohe Sitz der Landgrafen, erfüllt von Minnelied, von Sängerstreit und Becherklang. Es ist still und öde darin. Wo die Lieder Heinrichs von Ofterdingen und Walthers von der Vogelweide klangen, singt jetzt der rauhe Landknecht von seinen Thaten und Fahrten, und auf der steinernen Treppe, wo die Ritter zum glänzenden Turnier hinaufstiegen, wächst Strauch und Moos. Elisabeth, die Landgräfin, ist längst bei allen Heiligen versammelt, sie ist nicht mehr der dunklen Veste lichter Stern, der deutschen Frauen Kronjuwel. Die Hohenstaufen sind entschlafen und haben Minne-



R. Brend'amour

Luthers Einbringung auf die Wartburg. Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von A. von Wille.

sang und Spiel sammt des deutschen Reiches Herrlichkeit mit hinabgenommen. Die Zeiten sind ehern geworden. Faustrecht, Raubritterthum und Krieg haben die Veste zum einsamen, festen Zufluchtsort gemacht, darin die Landgrafen sich und ihre Kleinodien bargen, oder wo sie den trotzigen Vasallen, der den Landfrieden brach, auf Wasser und Brot setzten und hinter Eisengittern oder im Verließe zum Nachdenken brachten. Laß hinten am Thorweg das spitzige Gatter fallen und die eichenen Thüren sich schließen, und Du bist in eiserner Haft, daraus kein Entkommen ist.

Doch zurück zu den ankommenden, mitternächtigen Gästen. Sie kommen von keinem Feste. Da unten die Scene im Thorweg sagt's deutlich. „Nur zum Thore hinein! Sehe jeder, wie er's treibe, sehe jeder, wo er bleibe," ist hier Parole und Feldgeschrei. Da ist kein geordneter Zug, kein Fähnlein, das in Reih und Glied einzieht, kein lautes Commandowort. Jeder sitzt ab, wie er eben kann, mühsam schleppt sich der Zug herauf, und die letzten mit dem überspannten Wagen drängen nach vorwärts, ungeduldig über den Aufenthalt, den es da vorne durchs Absitzen der Herren gibt.

Auch der Empfang ist nichts weniger als festlich. Die drei Honoratioren der Burg haben sich nicht feierlich aufgestellt. Sie sind eben aufgestanden vom Plaudern, womit sie sich das Warten und die Langeweile vertrieben haben. Es ist ihnen ja nichts Ungewöhnliches, daß Einer nächtlings „eingebracht" wird. Der alte Burgknappe findet mit Kennerblick den gleich heraus, „dem's galt" und leuchtet ihm ins Gesicht hinein; besinnt sich, ob er ihm nicht schon einmal im Leben vorgekommen und macht eine Miene, als wollte er sagen: „Haben wir dich endlich: wie ist doch heuer die Welt verdorben!" Untervogt und Landsknecht saßen noch am Humpen, als das Horn blies. Sie stehen nicht mehr in der ersten Jugend: darum vom bösen Zeitlauf, vom finstern Spanier und vom kühnen Wittenberger Mönch mag die Rede gegangen sein. Da kommt der Troß, der Vogt greift nach seinen Schlüsseln, sein Amt beginnt, den Käfig aufzuschließen bei diesem wie bei den andern, die schon zu ihm in Kost und Herberg gekommen. Hinten aber an der Mauer, auf den Quadern sitzt die liebe „Neugier" unter dem Schutz der alten Matrone. Wer neugieriger ist, die Junge oder die Alte, ist nicht zu entscheiden. Mag der Alte mit der Laterne über das „Weibervolk" gebrummt haben, „das alles sehen müsse" und sie ins Bett commandirt, weil das „nichts für Weiber sei", gefruchtet hat's nichts. Ist's nicht süß, einen Gefangenen zu sehen, wenn man selber frei ist? Oder ist des Mägdleins Liebster beim Fähnlein, auf den es wartet? Und dort die Gestalt am Fenster über dem Thorweg — ist sie auch wider Verbot aufgeblieben oder aufgestanden vom ersten Schlaf und auf den Zehen leise ans Fenster geschlichen?

Klar aber und im Reinen sind die Burgleute nicht, weder über den Ankömmling, noch über den ganzen Zug. Der „Eingebrachte" kostet sie einiges Kopfbrechen, und daß es hier nicht mit ganz richtigen Dingen zugehe, das lassen sie sich nicht nehmen. Warum ist das gute, vielleicht das beste Zimmer der Burg sorgsam hergerichtet zum Empfang? Wer sind die schwarzen vermummten Ritter im Thorweg und das fremde Volk dabei? Ihren Burgherrn, den Ritter Hans von Berlepsch, den Mann mit dem ehrenfesten, treuherzigen Gesicht, das aus dem aufgeschlagenen Visir entgegenschaut, ihn kennen sie. Um so räthselhafter aber ist der Fremdling, der an seiner Hand hinaufsteigt. Er hält ihn fest, nicht wie einen Gefangenen, sondern wie einen Freund, dessen Linke in seiner Rechten haltend, ihn vorwärts ziehend, um ihn andern vorzustellen. Die ganze Art und Weise, wie Berlepsch den fremden Mann heraufbringt, will doch bedeuten: „Dem sollt Ihr kein Leides thun, sondern ihn „wohl und ehrlich" halten. Wollt Ihr seinen Namen wissen, so mag's Euch genug sein, daß er Junker Georg heißt. So möget Ihr ihn auch nennen, aber Euch des weiteren nicht um Person und Herkunft bekümmern."

Aber eben solch Einbringen macht sie nur noch irrer. Wozu der ganze Aufzug? Thaten's nicht ihrer ein oder zwei handfeste Gesellen auch, den blassen, schmächtigen Mann aufzuheben? Wozu das vermummte Reitervolk, bewaffnet bis an die Zähne mit Schwert, Partisane und Streithammer, und der Troß mit Hunden, wenn's nur dem unbewaffneten, wehrlosen Junker galt? Was haben die verkappten Reiter noch nächtlings mit dem Junker zu handeln, und was heischen sie so fast herrisch von ihm? Nun, Hans von Berlepsch wird wissen, den Leuten und auch den Weibern reinen Mund zu lehren. Aber hernachmals sollen sie's erfahren, um weß willen der Troß aus der Burg gezogen und verstärkt durch einen andern und etliche vermummte Herren in aller Stille mitten in der Nacht wieder kam. Sie werden's verstehen, warum sich's lohnte, so wohlbewaffnet auszuziehen, wenn sie erfahren haben, welch edles Wild im Thüringer Walde gefangen worden; — dann, wenn der Adler dem Käfig entflogen, und alle Welt den „Junker Jörg" bei seinem rechten Namen wieder nennt.

Wir aber kennen den Mann, der hier an Berlepschs Hand hinaufsteigt. Auf dem blassen Gesichte Luthers liegt nicht blos der Mondschein, noch daß er „der neue Reiter," wie er sich selbst nennt, „müde und hellig ist" des langen Rittes die Kreuz und Quer durch den Wald auf dem Reitersteig, seitdem man ihn dort an der einsamen Kirche bei Altenstein mit Ungestüm überfallen und aus dem Wagen gerissen und auf ein Pferd gesetzt — nein, das nicht blos. Die ganze innere Erregtheit und Abspannung zugleich, die die jüngstvergangenen Wochen mit sich brachten, die großen Stunden mit ihren ernsten Entscheidungen, mit ihren demüthigen Gebeten und kühnen trotzigen Worten vor Kaiser und Reich, haben ihm tiefen Furchen ins Antlitz gezogen. Ungewohnt ist ihm die übergeworfene aufgenöthigte Tracht, lieber und bequemer sein Zeugenkleid, die Mönchskutte sammt seinem Geisterschwert, der Bibel, die der Knappe hinterdrein trägt. Aber er, „dem bei diesem Verstecken und Aufheben nicht wohl zu Muthe war" und lieber seinen Herrn des weiteren öffentlich bekannt, „auch lieber auf glühenden Kohlen gelegen, Gott und seinem Wort zu Ehren und Bestätigung" — er hat sich auch zu diesem Rettungswege willig finden lassen. So hat er denn auch die Hand auf der Brust selbst, das Obergewand über seinem eigenen zuziehend und mahnend an den Tag zu Worms und an sein Wort: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" — denn auch im Entsagen zeigt sich der Mann. Sieh ihm recht ins Angesicht. Er sieht so milde und demüthig drein — und doch ist er's, auf dessen Haupt des Papstes Bann und des Kaisers Acht liegen. Höre des Kaisers Wort über ihn, und du wirst begreifen, daß hier auf ein sonderliches Wild gefahndet worden war. Des Kaisers nachgesandter Steckbrief aber lautet:

„Martinus Luther, Augustiner-Ordens, wiewohl von uns vermahnt, hat sich wie ein Wüthender auf die heilige Kirche geworfen und sie durch viele Bücher voll Gotteslästerungen unterdrücken wollen. Er untersteht sich, die weltlichen, laischen Personen zu bewegen, ihre Hände in der Priester Blut zu waschen und nimmt gänzlich hinweg den Gehorsam und schreibt beiläufig nichts anderes, das nicht zu Aufruhr, Krieg, Todschlag, Räuberei, Brand und zu ganzem Abfall des christlichen Glaubens weist. — So hat dieser einiger, nicht ein Mensch, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte, mancher Ketzer aufs höchste verdammte Ketzereien, die lange Zeit verborgen geblieben sind, in eine stinkende Pfütze zusammen versammelt und selbst etliche von neuem erdacht.

„Weil Martinus Luther, von allen denen, die Gottesfurcht und Vernunft haben, als unsinnig oder daß er mit dem bösen Geist besessen wäre, geachtet wird, haben wir ihn von unserm Angesicht hinwegziehen lassen, damit nach Ablauf des Geleits zu füglichen Remedien wider diese schwere, giftige Sucht gegriffen werde.

„Wir wollen, daß Ihr sämmtlich und sonderlich unter Vermeidung der Strafe des Verbrechens der beleidigten Majestät nach Ablauf der obberührten zwanzig Tage, den vorgemeldeten Martin Luther nicht hauset, hofet, äzt, tränkt noch enthaltet, noch ihn mit Worten oder Werken, heimlich oder öffentlich, keinerlei Hilfe beweiset, sondern wo Ihr ihn annehmen mögt, ihn gefänglich annehmen und uns wohlbewahrt zusendet oder ihn gefänglich behaltet, bis Euch von uns Bescheid gegeben, was Ihr ferner gegen ihn handeln sollt und Ihr um solch heilig Werk ziemliche Ergötzlichkeit empfangen werdet. — Ob aber jemand, in was Würden, Stand oder Wesen der wäre, wider diese unsere christliche und kaiserliche Meinung freventlich handelte, so soll wider denselben nach Form des Bannes und kaiserlicher Acht gehandelt werden. Darnach wisse sich männiglich zu richten."

Nach solch kaiserlicher Meinung galt's nicht zu warten, sondern rasch zu handeln; und so gab Gott, von dem aller guter Rath, That und Einfall kommen, dem hochweisen Churfürsten von Sachsen ein, daß er

durch vertraute und verschwiegene Leute den geächteten und gebannten Luther eine Zeit lang aufzuheben trachtete. Gedachter Fürst aber wollte auch selber nicht wissen, wohin man den Gefangenen führte, damit er, im Falle er gefragt würde, „mit vernünftiger Wahrheit sich entschuldigen“ könnte. Denn es schien ihm bedenklich, gegen große Potentaten und das ganze Reich einen Menschen zu vertheidigen, über den bereits die Acht erklärt war.

So erklärt sich unser Bild in seiner ganzen Auffassung und seinen Details. Auch der dunkle, schwarze Eisenritter schlägt vor uns das Visir auf und gibt sich als den andern Edelmann zu erkennen, der zu den „vertrauten und verschwiegenen“ Leuten gehört, als Burkhard Hund von Benkheim, Herrn zu Altenstein. Er ist's, der sich dann rasch entfernt, um nicht von den Hausbewohnern erkannt zu werden. das Visir aber aus eben diesem Grunde nicht aufzieht. Er überläßt es den drei anderen verkappten Reitern, Luthern auszukleiden und ihm das Junkerkleid anzulegen, ihm zu befehlen, Bart und Haupthaar wachsen zu lassen. Auch sie reiten in aller Stille wieder weg, und Luther ist endlich allein in seinem Zimmer, das wir als die „Lutherstube“ in der Wartburg kennen. Von den Fenstern der hohen Veste herunter sieht er in die schweigenden einsamen Fichten- und Tannenwälder Thüringens hinaus. Welch eine Veränderung! Wenige Tage noch zu Worms vor Kaiser und Reich, von Rittern und vom Volk umdrängt, und nun in die einsame Veste zu Burgvogt und Landsknecht! Dort ein kühner Mönch, der Kutte sich nicht schämend vor all den Herren in Hermelin und Stahl, jetzt „selbst sich kaum kennend“ ein Junker im aufgeschlitzten Wamms, in Reiterhose, Lederstiefeln und Sporen! Ob ihn in jener Nacht, der ersten in der Wartburg, die Bewegung des Herzens, das wallende Gemüth schlafen ließ? Oder ob in der Minneburg die göttliche Liebe ihm ein Minnelied voll süßen Trostes sang?

So geht Luther durch die dort geöffnete Pforte hinein, sie schließt hinter ihm ein Stück seines Lebens ab. Das ist aber der Gang Gottes mit seinen Knechten. In der Stille werden Personen und Dinge in Gottes Reich vollendet. Aus tiefem Dunkel zieht Gott seine Werkzeuge, mit denen er Großes verrichten will, hervor; ins tiefste Dunkel stellt er sie wieder zurück, wenn er sie auf der Weltbühne im hellsten Glanze hat scheinen lassen. Die große Gestalt muß verschwinden, damit die Umwälzung nicht das Gepräge eines einzelnen Mannes trage. Der Mensch muß sich entfernen, damit Gott allein bleibt, dessen Geist über dem Abgrunde schwebt, in welchen die Finsterniß des Mittelalters versank und der da sprach: „Es werde Licht!“

Von der Wartburg aber, wo der geächtete und gebannte Luther die Bibel übersetzt, wandelt zu den Armen in der Welt eine hehre, himmlische Gestalt. Und wer sie sieht und ihr begegnet, muß bekennen: Hier ist mehr denn die heilige Elisabeth, die Landgräfin in Thüringen. Sie hat Brote die Fülle und theilt sie reichlich aus, und sie mehren sich unter ihren Händen, und auch ihre Brote werden zu unverwelklichen Rosen. Man ficht sie an, aber sie schreitet königlich durch die Reihen ihrer Feinde, die ihre großen und langen Blicke nicht los werden können. Ihre Diener kann man ächten, bannen und binden, aber sie geht auch durch Kerkerthüren und macht die Ihren in Banden frei. Nimm sie auf, lieber Leser, die große Heilige von der Wartburg, oft schon geächtet und gebannt, aber gefeit und unverwundbar vom Scheitel bis zum Fuße: die aus Gottes lauterem Wort sprossende, sieghafte, göttliche Wahrheit!

Fürst Kanonendonner.

Originalzeichnung nach einem Original von Arnold Wellmer.

(Schluß.)

Noch oft sah ich den armen Fürsten Kanonendonner. Begegneten wir uns auf der Treppe, so grüßte er mich wie einen alten Du-Bruder mit einem Witzworte oder mit Versen aus einem alten Studentenliede.

Ich ging mit einem ernsten, stummen Gruße an ihm vorüber. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, in den allgemein üblichen, verhöhnenden Ton gegen den alten Baron einzustimmen.

Auf der Straße hatte er stets eine Schar Kinder hinter sich, die ihm zuriefen: „Guten Tag, Fürst Kanonendonner, schenk mir ein Bonbon!“ Dann griff er wohl in die Tasche und gab den Kindern, die ihn verlachten, Bonbons oder Kuchen.

Wenn er einige Groschen oder Pfennige im Vermögen hatte und ein Bettler begegnete ihm auf der Straße — so gab er ihm sein Letztes ... er selber ein Bettler. Ja, — ein Bettler, denn er besuchte die Hotels und bettelte bei den Fremden auf seinen vornehmen Namen. Sprach ihn in der Bierstube ein Bettler an und er war einmal wieder vollständig abgebrannt, so borgte er schnell von dem ersten besten Gaste einige Groschen, um sie dem Bettler zu schenken und — nie zurückzuzahlen.

Nicht selten wanderten seine silberne Sporen und Kleider ins Leihhaus. Dann blieb er nothgedrungen zu Hause. Im Sommer litt mein Nachbar viel von der Hitze; er wurde vom vielen Biertrinken immer fetter und pustete und stöhnte vor äußerer und innerer Glut Tag und Nacht entsetzlich. Hatte diese Bierhitze fast den Brennpunkt erreicht, dann nahm er in der allereinfachsten Weise ein kühles Bad. In bloßen Füßen stieg er die Treppe hinunter und holte sich vom Hofbrunnen zwei Eimer kühles Wasser. Sorgfältig wurde das fürstliche Gemach verschlossen — die Perrücke und der Schlafrock sanken. Mit dem einen Eimer begoffen Durchlaucht die Dielen, die Wände und die Decke des heißen kleinen Zimmers — das andere ergoß sich plätschernd über den kahlen Kopf und verwischte jede Spur von Kanonendonner-Augenbrauen.

So traf ich den armen Fürsten ein Mal wieder, als ich an einem glühenden Julinachmittage ausgehen wollte, vor seiner Stubenthür an der Treppe stehen. Er war in bloßen Füßen, ohne Perrücke, ohne Augenbrauen, — sein Schnurrbart hing wie eine verdurstende Blume melancholisch nieder. In der Hand hielt er einen Blecheimer und keuchte angstvoll nach Luft. Kaum aber war er meiner ansichtig, so rief er mir mit dem alten flotten Tone zu: „Hic haeret aqua, fraterculе — ein Königreich für einen Eimer Wasser!“

Unwillkürlich streckte ich die Hand nach dem leeren Eimer aus und sagte: „Herr Baron, ich ...“

„O, machen Sie doch keine Umstände; Nachbarchen — sagen Sie nur immer kurzweg: Durchlaucht!“

Ich hatte aber schon den Eimer in die Hand genommen und sprang damit die Treppe hinunter ... sprachlos schaute der Ueberraschte mir nach.

Als ich die letzte Treppe mit dem Wasser wieder hinaufstieg, sah ich meinen Nachbar noch an der Treppenbrüstung stehn — er zitterte aber, wie von einem inneren Sturme geschüttelt, und in seinen großen dunklen Augen zuckte und flimmerte es, wie beim Wetterleuchten die See. Und er schluckte und würgte, bis er mit unsicherer Stimme hervorbrachte: „Warum haben Sie das gethan?“

„Weil es Ihnen sauer wird und mir nicht!“

„Und ich sah Sie nie über den alten lächerlichen Fürsten Kanonendonner lachen — ich hörte nie, wie Sie Ihren Witz an ihm versuchten — warum thaten Sie das nicht?“

„Weil mir das Herz immer so weh thut, wenn ich andere über den Fürsten Kanonendonner lachen und witzeln höre — weil mir das Herz noch weher thut, wenn ich sehe, wie willig und lustig Fürst Kanonendonner sich jedem Gelächter und Witze Preis gibt!“ — sagte ich leise und ohne ihn anzusehn. Dann stieg ich schnell die Treppe wieder hinab.

Hinter mir schluchzte es krampfhaft auf: „O — o — mein Gott — Erbarmen!“ — und das Treppengeländer zitterte unter den Händen des alten Barons. — —

Am Abende — der Mondschein lag hell auf den Dächern der gegenüberliegenden Häuser — saß ich am offenen Fenster meines Stübchens und schaute sinnend in das flimmernde Mondlicht hinaus. Da klopfte es leise ... und der, den ich heute Abend aus meinen trüben Gedanken nicht wieder bannen konnte, stand vor mir — Fürst Kanonendonner! Und doch war es nicht Fürst Kanonendonner, der fast schüchtern, demüthig auf mich zutrat — dieser alte Mann mit

dem ernsten traurigen Gesichte hatte nicht einen Hauch Kanonendonnerhaftes an sich! Die martialischen Augenbrauen fehlten, der Schnurrbart war fahl und welk, an den Stiefeln klirrten keine Sporen. Die sonst so verwegene Haltung war gebrochen, die Bewegung natürlich. Ueber den großen Augen lag es wie ein feuchter Schleier — zum ersten Mal fiel mir ein: diese Augen mußten einst wunderbar schön gewesen sein. Seine Stimme klang sanft und bewegt; ohne sein sonstiges Pathos sagte er: „Erschrecken Sie nicht, daß ich Sie bis in Ihr Zimmer verfolge — o, ich will Sie gewiß nicht anpumpen!“ — setzte er traurig lächelnd hinzu. „Sie waren heute freundlich gegen mich, einfach, ohne Nebengedanken — das thut selbst einem so verwüsteten Herzen, wie hier immer noch nicht ausschlagen will“ — und er preßte beide Hände gegen die Brust, als müßte er so einen plötzlichen heftigen Schmerz zerdrücken — „so wohl ... wie ein lächelnder Mutterkuß ... im Traume! Und Sie waren heute nicht zum ersten Mal freundlich gegen mich — ich weiß es, im bangen Sinnen dieses qualvollen Nachmittags ist es mir klar geworden: — keine Unfreundlichkeit gegen einen privilegirten Sündenbock und Blitzableiter für höhnende Witze und lustige Quälereien ist schon eine große, seltene Freundlichkeit! Ihnen hat das Herz weh gethan über den amüsanten Spaßvogel und Possenreißer Fürst Kanonendonner ... Sie sehen tiefer, wie das ganze lustige Berlin ... Sie sollen noch tiefer blicken! Ich komme, um Ihnen eine ... meine Geschichte zu erzählen. Sie sind noch jung — und der Frühling ist so schön in seinem berauschenden Blühen und Duften ... aber seine Stürme sind die vernichtendsten. Ein Frühlingssturm kann in einer Nacht alle Blüthen vom Baum streifen ... und mit den Blüthen jede Hoffnung auf dereinstige Frucht ... armes Herz, das sich an jene vernichteten goldenen Blüthenhoffnungen klammerte! Sie sind noch jung — Sie können — Sie s o l l e n aus meiner Geschichte etwas lernen! Darum will ich Ihnen erzählen, was noch niemand aus meinem Munde hörte, wovon nur Sie, wenn auch unbewußt, bis jetzt ein dunkles Ahnen hatten. Um eins bitte ich Sie, bleiben Sie auf Ihrem Platz am Fenster sitzen, sehen Sie mich nicht an, während ich erzähle, und unterbrechen Sie mich nicht. Meine Geschichte soll nicht lang sein — aber wahr ... Wort für Wort ... grausig wahr!“

Ich nickte nur stumm mit dem Kopfe, mich betäubte noch immer ein dumpfes Erstaunen über meinen seltsamen Besuch. Ich setzte mich wieder ans Fenster, stützte den Arm auf das Fensterbret und den schwindelnden Kopf in die Hand — so schaute ich fast wie im Traume hinaus über die flimmernden Dächer in den Mondschein und die leuchtenden Sternenaugen — hinauf in den lichten Himmel ...

Der alte Baron lehnte am Ofen, den Kopf hinten übergebeugt, die Augen geschlossen, — nach einer Weile begann er mit leiser, verschleierter Stimme:

„Ich stamme aus dem uralten, einst sehr vornehmen siebenbürgischen Geschlechte der Racoczy, das Siebenbürgen viele namhafte Woiwoden gab. Im Jahre 1607 machte sich Sigmund Racoczy zum selbständigen Fürsten und war lange Zeit ein gefährlicher Feind Oesterreichs. Franz II. Racoczy war im Anfange des vorigen Jahrhunderts der letzte Fürst Siebenbürgens — er wurde von Oesterreich vertrieben, verbannt, er starb in Bessarabien. Seine Söhne Joseph und Franz wurden als Knaben von den Oesterreichern gefangen und gezwungen, die Namen Marchese di S. Carlo und di Sta. Elisabeta anzunehmen. Joseph starb vergessen in der Türkei. Franz ging im hohen Alter von Italien nach Deutschland zurück und nahm seinen alten Namen Racoczy mit geringer Veränderung wieder an. Er war mein Urgroßvater. Mein Wappen zeigt noch die „Sieben Burgen“ von Siebenbürgen.

„Mein Großvater siedelte sich in einem Schloß und Dorf an der mittleren Elbe an. Dort wurde ich 1802 geboren. Mein Vater hatte ein edles, echt ritterliches Herz; er war von dem strengsten Rechtlichkeitsgefühl und von glühender Liebe zu seinem neuen Vaterlande Preußen beseelt. In der Zeit von 1807—13, wo meine Heimat unter der Knechtschaft des neugegründeten napoleonischen Königreichs Westfalen seufzte, litt mein Vater viel, aber er litt nicht schweigend, thatenlos — er arbeitete und kämpfte ununterbrochen gegen das verhaßte Joch an, er machte sich um seine Provinz vielfach verdient, aber er opferte auch Gut und Gesundheit. In diese stürmische Zeit fiel meine Kindheit, doch vermochten die Stürme des Krieges den Sonnenschein meines fröhlichen Herzens und leichten Sinnes nur wenig zu trüben. Meine Mutter war ganz weiche, hingebende Liebe und glücklich in dieser Liebe. Ich träume noch oft furchtbar lebhaft von jener Kinderzeit dort in dem schönen, alten Schlosse an der Elbe ... ich liege unter den uralten Linden des Parks im Grase und schaue spielmüde zu den Bienen hinauf, die um die Lindenblüthen summen, ... und dann mit einem Mal ins lächelnde Mutterauge voll warmer Liebe ... und die Mutter winkt, und ein langer, gerader Mann mit sorgengefurchter Stirn tritt heran und beugt sich auch über mich, und über sein ernstes Gesicht fliegt es wie Sonnenschein und er nickt mir herzig zu: „Träume nur weiter, glückliches Kind!“ ... oder ich träume auch wohl, es ist heiliger Weihnachtsabend, und ich stehe unter dem brennenden Weihnachtsbaume und schaue mit leuchtenden Augen die Lichter und Spielsachen an, und draußen vom Thurme der kleinen Dorfkirche läutet es zur Christfeier, und ich werfe mich jubelnd ans Mutterherz und ich höre ihre liebe gerührte Stimme: „Mein Constant — bleibe ein gutes, frommes Kind ...“ und plötzlich erwacht der elende, alte Fürst Kanonendonner auf seinem armseligen Lager und stöhnt und krümmt sich in wilder Verzweiflung und denkt wieder und immer wieder: War jenem glücklichen Kinde schon das grausige Lebensmotto: „Verdirb — stirb — sei auf ewig verloren!“ auf die lächelnde Stirne geschrieben? und die langen, langen Nächte muß ich dann dies Wort denken, bis ich fast von Sinnen bin ...“

Hinter mir stöhnte und ächzte es, wie ich es Nachts gar oft durch den Fußboden heraufschallen gehört hatte, aber jetzt noch unendlich viel ängstlicher — qualvoller.

Und der Unglückliche erzählte weiter:

„Als Deutschland das französische Joch abgeschüttelt hatte, brachte mein Vater mich auf die lateinische Schule des Klosters Liebfrauen in Magdeburg. In dem frohen Kreise der jungen Klosteraner vergaß ich bald das Wehe des ersten Scheidens aus dem Vaterhause. Ich hatte ein leichtes, fröhliches Herz und einen lebhaften Feuergeist. Beide dürsteten nach Nahrung. Mit schnell aufflammender Glut schloß ich mich in innigster Freundschaft meinem Mitschüler Fedor an. Er war ein schöner, reichbegabter Knabe, voll Witz und übermüthiger Laune. Sein Leichtsinn stand ihm allerliebst, niemand konnte ihm lange ernstlich böse sein oder gar seinem liebenswürdigen Schmeicheln widerstehen. Ich gab mich diesem verführerischen Knaben bald ganz gefangen; ich liebte ihn fast heißer, wie meine Mutter. In den Sommerferien ging Fedor stets mit mir in meine Heimat ... o, das waren glückliche Tage in der alten Klosterschule in Magdeburg und auf dem väterlichen Schloß an der Elbe ... wie lag die Welt doch so wunder — wunderschön vor meinen sonnigen Augen!

„Im Herbste 1821 gingen Fedor und ich nach Halle, um Jura zu studiren. Das Studentenleben war damals wüst, ja roh. Der Stern rein glühender Begeisterung, der in den Freiheitskriegen in den Herzen junger Studenten aufgeflammt war — der Begeisterung für Freiheit und Größe des Vaterlandes, der Begeisterung für die hohe Idee der Mannestugend und des Manneswerthes, — dieser Stern, der dann noch ein Mal das Wartburgsfest von 1817 mit seinem wundersamen Glanze erhellt hatte ... war traurig erloschen; — in den Herzen der Studenten sah es trostlos öde und düster aus, auf den schäumenden Rausch war eine schale Nüchternheit gefolgt. Dies unbehagliche Gefühl zu verbannen, wenigstens zu betäuben, stürzten die Studenten sich über Hals und Kopf der wildesten Lust in die Arme, sie setzten eine Ehre darein, Unmassen von Wein, Bier, ja Schnaps zu trinken, in ordinären Kneipen mit Handwerksburschen und Dienstmädchen zu tanzen, sich mit den Handwerksburschen und Stadtsoldaten auf offener Straße zu raufen und die blutigsten Paukereien aufzuweisen zu haben. Sogenannte Scandäler pro patria, wo eine ganze Verbindung, Mann für Mann, mit einer andern feindlichen Verbindung losgeht, waren damals nichts Seltenes, — und woraus entstanden diese furchtbaren Metzeleien? Oft aus den lächerlichsten Ursachen! Wenn zwei Studenten feindlicher Verbindungen sich auf den „breiten Steinen“ der Straße — einer Reihe von Pflastersteinen, die durch ihre Größe und Ordnung vor den übrigen hervorragten und die kein Handwerksbursche ungestraft betreten durfte, weil die Studenten die „breiten Steine“ als Ehrensteig für sich in Anspruch nahmen — begegneten, da wollte dann keiner dem andern Platz machen. Zuerst wurde „geremepelt“, indem die Gegner sich von dem Ehrensteige gegenseitig fortzustoßen suchten, dann wurden die kurzen, dicken Knüppel, die damals fast jeder Student beständig unter dem Arme trug und „für alle Fälle“ sogar mit ins Colleg

nahm, fleißig gehandhabt, bald fanden sich die Burschen von beiden Parteien ein, eine allgemeine Prügelei begann — und daran knüpfte sich dann ein „Scandal pro patria!“ Neben diesem wüsten, blutigen Treiben machte sich ein fast kindischer Pennalismus breit. So ward Fedors und mein Eintritt in die damals in Halle blühende Landsmannschaft „Pomerania“ durch einen solennen „Fuchsritt“ gefeiert. Wir und die andern neu einspringenden „crassen“ Füchse saßen in langer Reihe hinter einander rittlings auf Stühlen, die Lehnen in der Hand; die Fuchsmajors malten uns mit Kohle und Kienruß die wildesten Bärte. Unter Vortritt einiger Bierfiedler und Abbrüllen des Fuchsliedes: „Was kommt dort von der Höh'?“ galoppirten wir crassen Fuchse auf unseren hölzernen Pferden polternd durch den Commerssaal. Dann hatten wir crassen Füchse die Genugthuung, die „Brandfüchse“ in ihr zweites Semester springen zu sehen. Die alten Burschen, mit brennenden Fidibussen und glimmenden Spähnen bewaffnet, bildeten eine lange Gasse. Durch diese mußten die Brandfüchse laufen, während die alten Burschen jubelten: „Hussa Brandfuchs“ und sich bemühten, den gehetzten Füchsen Haupthaar und Bart und Kleidungsstücke zu verbrennen ... damit amüsirte sich der deutsche Student anno 21, um zu vergessen, daß er vor 4 Jahren den leuchtenden Traum des Wartburgsfestes geträumt hatte!

„Fedor stürzte sich mit der Leidenschaftlichkeit seines heißen Blutes und schäumenden Herzens der Lust des ungebundenen Studentenlebens wild in die Arme, und wenn er mir in seiner sorglos lustigen Weise sang:

„Pflück die Freuden, wo sie blühn,
Morgen ist nicht heut',
Keine Stunde laß entfliehn,
Flüchtig ist die Zeit!“

— folgte ich ihm nur zu willig zum Vergnügen. Vor groben Verirrungen bewahrte mich noch das Bild meiner Mutter, das ich treu im Herzen trug.

„Und dann trat neben dies reine Bild noch ein anderes, mich zu schützen. Es war das lächelnde, rosige Bild eines jungen Mädchens ... ich liebte, wie das Herz nur ein Mal lieben kann.

„Es war kurz vor Pfingsten. Die Pomerania feierte ihren Abschiedscommers vor den Ferien in der Löbauer Haide, berüchtigt durch die vielen blutigen Studentenduelle, die schon seit Jahrhunderten von hallischen Studenten unter den Haidebäumen ausgefochten sind. In der Haidekneipe gab es damals das beste Merseburger Bier, unter dem Namen „Haidecker“ beliebt. Der Haidewirth war aus Merseburg übergesiedelt und erhielt von seinem Bier bald den Spitznamen: der Haidecker.“

„Wir lagen im Grünen bei angestochenem Fäßchen und sangen die alten, übermüthigen Studentenlieder.

„Da kam ein Student aus der Haidekneipe — der Haideckerei — zurück; er glühte über das ganze Gesicht und rief uns schon von weitem aufgeregt zu: Jungens, ich habe eine Wunderschöne gesehen!“ — „Etwa gar die Waldfrau?“

„Nein, aber das Waldfräulein. Ihre Mutter ist die Schwester des Haideckers, und beide Frauen sind zum Besuch aus Merseburg gekommen, um Pfingsten hier draußen in der Haide zu verleben. Ich wollte mir in der Küche einen Eierkuchen bestellen, da sah ich sie bei der Haideckerin am Herdfeuer stehn ... ich vergaß den Kuchen ganz darüber. Das Bildniß war bezaubernd schön, wie keines Ihr noch habt gesehn — aber spröde, Jungens, wie Ihr in Halle auch noch keine sahet. Als ich das Waldfräulein eine Weile ziemlich dumm angestarrt hatte, fiel mir ein, daß es die höchste Zeit sei, mich als gebildeter Student zu zeigen — ich legte meinen Arm um ihre Taille und wollte sie küssen — sie aber entwischte mir behende und sprang in die Stube. Ich wollte natürlich nach — aber wie der Wind hatte sie den Riegel vorgeschoben und lachte durchs Schlüsselloch: „Die Großmutter spricht, ein Manneskuß sticht.“ So viel ich auch bat und bettelte — sie kam nicht wieder zum Vorschein!“

„Die spröde Schöne müssen wir sehn — auf zur Haideckerei — wie heißt das Merseburger Herzchen?“ brauste es bunt durcheinander.

„Magdalena — die Haideckerin nennt sie aber Magda!“

„Kommt, Jungens, laßt uns der schönen Magda ein Ständchen bringen, dann muß sie sich uns zeigen!“ rief Fedor.

„Ja, ein Ständchen — ein Ständchen —

„Vivant omnes virgines
Faciles formosae ...“

„Nein, nein, kein Latein, das versteht sie nicht ... aber auch kein derbes Studentenlied, wenn sie so spröde ist ... ein Volkslied soll uns das Täubchen kirren!“ lachte unser Senior.

„Bravo! angenommen!“ — und wir alle brachen mit vollen Krügen nach der Haideckerei auf und sangen vor den Fenstern im brausenden Chor:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß!“

— und die folgenden Verse — dann trat der Senior vor und brachte auf Waldfräulein Schön-Magda, zum Dank für ihr Erscheinen in der Löbauer Haide, ein donnerndes Hoch aus ... und an der Hand des alten Haideckers erschien in der Thür ein Mägdlein, schön und frisch wie der Maientag, der durch die Bäume auf sie hernieder lachte! Ihr kindliches Gesicht glühte bis unter das wellige goldblonde Haar hinauf in schämiger Verlegenheit, und dabei blitzte ihr großes blaues Auge doch vor Entzücken über das erste Huldigungsständchen ihres jungen Lebens. Der alte Haidecker bedankte sich im Namen seiner Nichte für die große Ehre, und die Burschen brachten immer neue „motivirte“ Vivats auf das Waldfräulein aus. Dieser Beiname blieb der holden Magda. Nur ich sagte ihr nichts Schönes und konnte auch in die andern Hochs nicht mit einstimmen ... mir glühte und klopfte und wuchs das Herz, wie noch nie, daß mir die Brust schier zu eng wurde. Das Wasser stieg mir in die Augen, und durch diesen Thränenblitz unendlichen Glücks schaute ich sie an — sie ganz allein ... es gab ja für mich nichts mehr auf der Welt, als dies süße Kind ... ich hörte kaum, daß die begeisterten Burschen ihr zu Ehren immer neue Lieder sangen, bis Fedor seinen Arm um meinen Nacken schlang und mir scherzend ins Ohr sagte: „Constant, schau dem Waldfräulein nicht zu tief in die Zauberaugen, die lassen Dich sonst nicht wieder los!“

„Da preßte ich den Freund fest an mich und senkte meinen Kopf an seine Brust und flüsterte: „O möchten sie mich immer gefangen halten wollen ... ich liebe Magda, mehr als Dich, Bruder — mehr als meine Mutter — mehr als alles auf der Welt!“

„Armer Narr,“ sagte er, „Du sprichst ja ordentlich elegisch wie der selige Klopstock! Im übrigen gratulire ich Dir von Herzen, daß Du, mein blöder Schäfer, auch einmal zu der Lebensweisheit aufthaust:

„Zum Lieben, zum Lieben auf Erden
Die Mägdlein geboren werden“

wie es im Burschenliede heißt. Ich fürchte nur, die ganze Pomerania wird Dein Nebenbuhler sein, mich darfst Du natürlich nicht ausnehmen, denn sie ist sehr hübsch! Aber nun steh nicht länger da, wie der Ritter von der traurigen Gestalt — geh und mach Deiner Dulcinea von Toboso Dein Compliment!“ Lachend ging er davon. Zum ersten Mal kam mir mein verführerisch schöner, lustiger Freund doch etwas leichtfertig vor.

„Auf dem Rasen vor der Haideckerei wurde getanzt. Der Haidecker spielte die Violine dazu. Sogar Magdas Mutter und die Haideckerin wurden mit zugezogen. Die übrigen Burschen tanzten unter einander. Ich tanzte nicht mit, ich hatte nicht das Herz, Magda aufzufordern. Ich lehnte an einem Baum und ließ sie nicht aus den Augen. Sie glühte vor Tanzlust und lachte, daß die weißen Zähne durch die knospenden Lippen blitzten. Sie war freundlich zu allen, aber in einer Weise, daß sie keine Zudringlichkeit aufkommen ließ. In mir fing es an zu bohren — das war schon die Eifersucht gegen alle, die mit ihr tanzten. Sie sah bisweilen wohl fragend zu mir herüber, als könne sie nicht begreifen, daß ich allein ihr meine Huldigungen weigerte. Ich konnte ihr aber unmöglich mein erstes Wort vor all diesen lustigen Burschen sagen. Als sie in der Dämmerung ins Haus zurückging, ließ sie ihre leuchtenden Augen noch einmal auf mir ruhen, dann schüttelte sie das lockige Köpfchen, wie über ein Räthsel — und war verschwunden.

„Die Burschen kehrten zu ihren Bierfässern zurück und sangen und zechten dem Waldfräulein zu Ehren bis tief in die Nacht — ich war heimlich in den Wald geflohen — ich mußte mein zum Springen volles Herz leicht jubeln ... leicht weinen!

„Am andern Morgen zog die Pomerania zu Roß und Wagen mit flatternden, weiß-blauen Fahnen singend zur Stadt hinaus nach Thüringen zu, um auf der Rudelsburg bei Kösen nach alter Sitte mit befreundeten Verbindungen aus Jena und Leipzig um Pfingsten das Maienfest zu feiern. Ich blieb unter einem Vorwande in Halle

zurück. Fedor schüttelte mich beim Abschiede lachend: „Du bist mit Deiner Amour ja gewaltig pressirt? — nun, benutze die Zeit gut und viel Glück und Vergnügen, mein Junge."

„Er schwang sich aufs Pferd und galoppirte den anderen Burschen nach.

„Am zweiten Pfingstfeiertage in der Dämmerstunde ging ein glückstrahlendes Paar unter den Bäumen der Löbauer Haide dahin. Im Garten der Haidederei, in der duftenden Fliederlaube hatte Magda zum ersten Mal ihren Constant geküßt. Vor der Mutter und dem Onkel hatten sie sich verlobt; Magda sollte den Sommer über in der Löbauer Haide bleiben . . . ."

— — Der Unglückliche schwieg. Seine Brust arbeitete wild, und der Athem ging rasselnd. Ich sah mich nicht um. Mein Hirn brannte, wie in Fieberphantasien . . . ja, war es denn überhaupt möglich, daß . . . Fürst Kanonendonner mir diese — seine Geschichte erzählte?

Aber schon keuchte es heiser hinter mir: „Und als die Rosen im Garten des einsamen Haidehauses aufblühten, traf ich eines Abends mein Lieb — meine Braut — mein Alles in den Armen meines schönen, lustigen Freundes Fedor . . .

„In jener einen dunkeln Minute verlor' ich mein Lieb — meinen Herzbruder . . . ha! ha! — Vater und Mutter — Erdenglück und Himmelsseligkeit . . .

„Als die Sonne des nächsten Morgens über der Löbauer Haide aufging, sah sie zwei bleiche Jünglinge mit scharfen Stoßschlägern einander gegenüberstehn, die so oft Brust an Brust geruht hatten.

„O wäre der Mörder meines Friedens doch ganz zum Kain geworden! Mit seinem Degen in der Brust brach ich zusammen. Als ich nach Wochen wieder zum trostlosen Bewußtsein kam, saß meine Mutter an meinem Lager. Ich kannte sie kaum wieder, — ihr Haar war gebleicht, ihr Auge verweint, ihre Haltung gebrochen, ihr mildes, schönes Gesicht vergrämt . . . Sie trug tiefe Trauer, — mein Vater war vom Schlage gerührt todt umgefallen, als er die Nachricht von dem Duell erhielt. Fedor war geflohen. Ich wollte den Verband abreißen und mein unseliges, vernichtetes Leben dahinfließen lassen . . . meine Mutter beschwor mich auf ihren Knieen, und ich gab ihr mein heilig Wort, daß ich leben — leben wolle . . . ich hab' es gehalten: noch heute — fast vierzig Jahre nach jener Stunde — lebe ich der Welt zum Spott!

„Und was ich jetzt noch zu erzählen habe — wird Ihr junges Herz es fassen? Ich glaube kaum — ich wünsche Ihnen sogar, daß Sie es nie ganz verstehen lernen. Möge Fürst Kanonendonner für Sie stets ein psychologisches Räthsel bleiben! Die übrige Welt ist über mich im Reinen — sie spricht ihr Urtheil täglich mit Lachen aus.

„Meine Wunde war geheilt. Meine Mutter ging auf ihr verödetes Schloß an der Elbe zurück. Ich verließ das Krankenzimmer als ein anderer — ich kam mir selber vor wie ein Verstorbener, der verdammt sei, nach seinem geistigen Tode noch körperlich unter den Lebenden zu wandeln, weil ein höllischer Funke in ihm wild fortglimmte! Dieser Funke, der mich Tag und Nacht mit tausend Martern durchbrannte, war der Haß gegen die Mörder meiner Ruhe, meines Friedens — der Haß gegen die ganze Welt, der Haß gegen mein eigenes elendes Leben. Ich fand eine entsetzliche Wollust darin, dies elende Leben noch elender zu machen — diesen zertretenen Garten bis auf die letzte der Blüthen, mit denen er einst so reich geschmückt war, zu verwüsten — für immer: hier und dort! Wild lechzte ich nach der Minute, wo ich mir selber sagen konnte: es gibt nichts mehr zu zertreten, zu vernichten — es gibt kein elenderes, unseligeres Leben, wie das Deine . . . und Ihr, Ihr beide, die ich so über alles auf dieser Welt geliebt habe, werdet dereinst für jedes — jedes zertretene Blumenblatt zur Rechenschaft gezogen werden! — Ich konnte laut auflachen, wenn ich jenem grausigen Ziele wieder um einen Schritt bergab näher gekommen war — Gott bewahre Sie aber vor einem solchen Lachen! In den wüstesten Ausschweifungen suchte ich Leib und Seele ganz zu Grunde zu richten — mein Körper war aber stärker, als mein Wille, er erlag dem wilden Leben nicht — aber die Seele . . . ach! mein Gott! mein Gott! . . . die wird bald Rechenschaft geben müssen vor Deinem Throne, soviel von ihr übrig geblieben ist!

„Ich wurde aus Halle gemaßregelt — polizeilich fortgewiesen. Ich ging nach Leipzig und setzte das alte Leben dort noch toller fort. Die Mutter hat ihren verlornen Sohn nicht wiedergesehen — sie fuhr mit Weinen in die Grube. Auch dies zertretene Leben kömmt auf Eure Rechnung — lachte ich auf. — Mein väterliches Erbe, — der Vater hatte in den Kriegszeiten dem Vaterlande über seine Kräfte Opfer gebracht — war bald durchgejubelt — — ich lachte auf und ward Schmarotzer . . . und immer schneller, immer brausender ging's abwärts . . . bitten Sie Gott, daß Fürst Kanonendonner bald ganz unten — tief unten angelangt ist . . ."

„Nein, nein, ich werde ihn bitten, daß er Ihnen Kraft gibt, wieder hinaufzuklimmen — es ist schwer, aber . . ."

„Zu spät — zu spät!" — stöhnte er. „Läßt sich eine Lawine im Sturze aufhalten? — sie rollt nur immer schneller, je tiefer sie hinabstürzt . . . bis sie zerstoben ist!"

„Es ist nie zu spät, so lange die Seele noch einen Hauch hat!" sagte ich in höchster Angst.

„Wer, wie ich, nun bald vierzig lange, lange Jahre immer tiefer und tiefer hinabgefallen ist, dem wird das Fallen so zur Gewohnheit, daß er nicht mehr anders kann!"

„Gott ist barmherzig . . ."

„Aber auch gerecht!" — sagte er dumpf. „Er hat mich zu seinem Ebenbilde geschaffen — ich habe eine Caricatur daraus gemacht, da ich sein Werk nicht ganz zertrümmern durfte. Ich vermaß mich, in der Wollust des Herzwehs, der Zerrissenheit, selber göttliches Gericht spielen zu wollen — Gott läßt sich nicht spotten!" —

Er schwieg. Tief erschüttert wandte ich mich um und stand ihm gegenüber. Er zitterte und sah beim Flimmern des Mondlichts geisterhaft bleich aus. Im schmerzlichen Aufwallen meines Herzens streckte ich ihm beide Hände entgegen — er schüttelte den Kopf: „Ich verdiene kein Mitleid!"

Er wollte gehen . . .

„Fedor?" fragte ich unwillkürlich.

„Verschollen — jenseits des Oceans . . ."

„Und sie — sie?" ich hatte nicht das Herz, den Namen Magda auszusprechen. Er verstand mich aber doch.

„Sie machte es, wie ich!" — sagte er mit einem heiseren, kurzen Lachen — „sie war eine Stufe jäh hinuntergefallen — sie stürzte sich alle anderen nach und nach freiwillig hinab . . . die Studenten-Magda — das schöne Waldfräulein ging unter in Schande, Elend und Sünde!" —

„Gott ist gerecht!" — sagte ich ihm leise nach.

„So wie Sie, hat mich noch niemand gesehen — wird mich auch niemand wieder sehen ... dieser Abend gehört mir ... gehört den Todten ... morgen bin ich wieder der alte, lächerliche Fürst Kanonendonner, der lustige Possenreißer und Witzbold und Aufschneider, Jedermanns Hanswurst für ein Glas Bier — bis . . . nun, Sie werden das Ende ja noch sehen!" —

Ich war allein. Noch lange stand ich am offnen Fenster und dachte hinauf zu den Sternen — über die Sterne hinaus . . .

Mir that das Herz so weh, wie wohl noch nie, — mein Hirn brannte . . . mir war, als hätte ich einen wüsten, wüsten Traum geträumt.

Durch den Fußboden stöhnte und ächzte es schaurig herauf — das durchfröstelte mich bis ins innerste Mark! —

— In Heynes Bierstube wunderten sich an jenem Abende die Stammgäste, daß der Stuhl des lustigen, spaßhaften Fürsten Kanonendonners leer blieb!

* * *

Gesehen und gehört habe ich den armen Baron noch oft, — gesprochen nie wieder. Er vermied es sichtlich, mir allein zu begegnen. Auf der Straße und in den Kneipen spielte er seine alte trostlose Rolle mit Bravour weiter — niemand dachte daran, daß es eben nur eine — Rolle war.

Noch einen Hauptspaß sollte er den guten, lachlustigen Berlinern machen, ehe er für immer von der Schaubühne abtrat.

In einer Berliner Localposse erschien eines Abends im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eine sehr gelungene Copie des Fürsten Kanonendonners auf den Brettern: die stadtbekannte bierfette Figur — das rothe gedunsene Gesicht — der martialische Schnurrbart — die kühnen Bogen der dicken, schwarzen Augenbrauen — die klirrenden Sporen — das Rohr mit dem blanken Messingknopfe — dieselbe polternde Stimme: „Auf Cereris! als ich noch in Halle studirte . . . Donner und Kanonen! als ich in Leipzig mein hundert-

vierundfünfzigstes Duell hatte ... Beim linken Backenzahn meines großen Ahnherrn, des Fürsten Franz II. Racoczy von Siebenbürgen ...."

Wie da das liebe Publikum lachte und klatschte und fußtrampelte — vor närrischem Entzücken über den kostbaren Fürsten Kanonendonner dort auf der Bühne ... und wie es dann wieder lachte und klatschte und fußtrampelte — vor rasendem Enthusiasmus über den famosen Fürsten Kanonendonner dort im Parquet, der mit so köstlichem Humor auf den Possenwitz einging und über seine Caricatur dort auf der Bühne so herzlich lachte und klatschte und fußtrampelte, daß ihm die hellen Thränen die Wangen niederliefen...

Oder ... oder sah der famose Fürst Kanonendonner dort im Parquet in diesem Augenblicke etwa vor seinen flimmernden Augen in weiter — weiter Ferne einen kindlichen Knaben, der in einem alten, schönen Schloßparke an der Elbe im Grase liegt und spielmüde zu den Bienen hinaufschaut, die um die blühenden Linden summen... und dann mit einem Mal ins lächelnde Mutterauge voll warmer Liebe? ... Oder klang es ihm wohl gar durch den lärmenden Jubel vatermilde ins Ohr: „Träume weiter, glückliches Kind!" ... und darum liefen dem armen Fürsten Kanonendonner die hellen Thränen die Wangen nieder?

Mit solchen Spitzfindigkeiten verdirbt sich kein lachlustiges Possenpublikum die gute Laune ... o, das war ein kostbar amüsanter Abend im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater! —

Das war kurz vor dem Ende: der armselige Komödiant gab seine letzte Erdenrolle ... nach eigener Wahl!

Es war um die heilige, fröhliche Weihnachtszeit 1861. Fürst Kanonendonner trank bei einer Wette 33 Seidel Bier und aß die Speisekarte drei Mal von oben bis unten durch ... er hatte die Wette gewonnen. Besinnungslos wurde er in seine Wohnung gebracht. Er fiel in eine schwere Krankheit. Als der treue Finanzminister Omnipotens sah, daß die Krankheit zum Tode ging, meldete er seinen Freund in der Armenstation der Charité an.

Die Krankenträger trugen ihre schwere Last fluchend die enge Treppe hinunter. Ich stand oben am Treppengeländer und sah ihnen nach. Aus dem Tragekorbe stöhnte und keuchte es in Fieberphantasien: „Verdorben — gestorben ...."

Das waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde des Fürsten Kanonendonner hörte.

Am andern Tage starb er trostlos einsam in der Armenstation der Charité ... er, der letzte Sproß aus dem fürstlichen Geschlechte der Racoczy!

* * *

In der Dämmerung des heiligen Christabends bewegte sich ein trübseliger Leichenzug von der Charité aus durch das Neue Thor dem fernen Charité-Kirchhofe zu. In dem bekannten schaurigen Armensarge mit dem flachen Deckel lag das, was von dem Fürsten Kanonendonner hier auf Erden übrig geblieben war. Selbst die Sporen fehlten nicht, aber sie waren schon längst von Neusilber. Wie der armselige Leichenwagen über das Straßenpflaster rumpelte, klirrten die Sporen leise in dem Sarge ... o, wie melancholisch das klang! Nur wenige getreue Unterthanen folgten ihrem Bierfürsten.

Dicht vor dem Brunnen des Charité-Kirchhofes war ein Grab gegraben, schmal und kurz. Die eine Seitenwand bildeten die schwarzen, ungehobelten Breter von dem letzten Häuschen eines unbekannten Nachbars dort unten — das schwarze, ungehobelte Bretterhäuschen eines anderen unbekannten Erdenpilgers, der am Ziele der Ruhe angelangt ist, wird sich morgen auf der anderen Seite nachbarlich eng anschmiegen.

Dort hinab ward der Baron gebettet. Keine Blume — keine Thräne fiel auf den dürftigen Sarg nieder ... flog über das offene Grab ein inbrünstig Gebet für die entfesselte arme Seele zum Christhimmel empor? — Wer weiß es! — Mechanisch nahm der Todtengräber seinen umflorten Hut letzter Garnitur vor die Lippen und sagte mit seiner kühlen, müden Geschäftsstimme: „Nun laßt uns einen stillen Seufzer thun!"

Und die hartgefrorenen Erdschollen donnerten auf den Sarg nieder.

Zu Häupten des Sandhügels steckte der Todtengräber einen Pfahl mit einer Nummer in die Erde ... und alles war vorbei!

Durch die Abenddämmerung klangen lieblich — feierlich — fröhlich Kirchenglocken herüber zu dem frischen Grabe auf dem Charité-Kirchhofe — sie riefen zur Christfeier ... wie einst vor vielen, vielen Jahren in jenem Dörfchen an der Elbe, da in dem alten reichen Herrenschlosse sich ein weihnachtsfröhlicher Knabe jubelnd ans Mutterherz warf und die glückliche Mutter flüsterte: „Mein Constant, bleib gut und fromm!" ...

Verdorben ... gestorben ...

Stand dies grausige Lebensmotto jenem weihnachtsfröhlichen Knaben wirklich schon auf die reine Stirn geschrieben ... unwiderruflich ... unauslöschlich ...?

Nein, nein, mein Gott, das wäre furchtbar ... und Du bist ja ein Gott der Liebe!

Ja, Du bist ein Gott der Liebe, und auf jener reinen Kinderstirn lächelte noch das strahlende Motto: „Glauben — Erlösung! — Frieden — Hoffen!" ... aber dies Motto ist nicht unauslöschlich ... die Sünde, die Sünde vermag es wegzuwischen ... die Sünde, die Sünde meißelt dafür hinein ihr blutrothes, ewiges: „Verdorben ... gestorben!"

Von der Elbe bis zur Tauber.

Obigen Titel hat unser allen Lesern wohlbekannter Berichterstatter von der früheren Mainarmee, der Verfasser der Besuche bei Dreyse, Moltke, Vogel von Falkenstein, Goeben und demnächst auch — bei von der Tann, wie wir heute schon verrathen wollen, seinem Buche über den Feldzug der Mainarmee im Sommer 1866*) gegeben. Wir erfüllen einen Act der Dankbarkeit und Gerechtigkeit, wenn wir auch aus seinem so eben erschienenen Werke unseren Lesern einige Proben geben.

Es ist ein merkwürdiges Buch, dieser Feldzug der Mainarmee, und wir sind überzeugt, es wird Aufsehen machen. Denn der Verfasser bringt zum ersten Male Klarheit in das Dunkel der Ereignisse, und in der ersten Abtheilung schon finden sich wichtige Aufschlüsse über Räthsel, an denen man sich bis jetzt vergebens den Kopf zerbrochen hat. Der Leser wird ahnen, auf welche Weise der Verfasser in den Stand gesetzt wurde, so tief zu blicken und so wichtige Aufklärungen zu geben.

Gleich dem Anfange des Werks, welcher sich über die im allgemeinen weit unterschätzte und viel zu wenig bekannte Betheiligung der Flotte an den kriegerischen Ereignissen verbreitet, entnehmen wir einige Illustrationen. Sie sind von Emil Hünten in Düsseldorf, welcher als Landwehrlieutenant den ganzen Feldzug mitmachte und der deshalb seinen Zeichnungen einen so unverkennbaren Stempel des Selbsterlebten und der Originalität aufdrücken konnte. Mit Interesse werden unsere Leser hier dem ihnen durch seine Seebilder wohlbekannten Capitän Werner begegnen, der als Commandant des Panzerschiffs „Arminius" wesentlichen Antheil an der Einnahme der Küstenbefestigungen nahm. Die charakteristischen Worte, welche er zu seinen Leuten, den Säbel in der Faust, am Fuße einer feindlichen Batterie sprach, lauteten: „Jungen, ich weiß, daß Ihr Euch gut halten werdet; — wenn Ihr es aber nicht thut, Jungen, — dann soll Euch das Donnerwetter regieren!" Ein lautes Gelächter war die Antwort, und vorwärts ging's.

Den Hauptinhalt der splendid ausgestatteten und reich illustrirten ersten Abtheilung bildet die Schlacht von Langensalza. Um eine Probe von der Art und Weise zu geben, wie der Verfasser, dem unsere Leser so oft auf belletristischem Gebiet begegnet sind, sich auf historischem Boden bewegt, wollen wir ihn selbst reden lassen und wählen dazu die Darstellung des Quarrés des Oberstlieutenants de Barres.

D. R.

*) Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußischen Mainarmee im Sommer 1866. Illustrirt von Emil Hünten und andern. I. Abtheilung mit 2 Karten. Preis 25 Sgr. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing.

— — — Wenn schon bis jetzt das Gefecht blutig gewesen, so sollte doch in der letzten halben Stunde alles Schreckliche noch über-

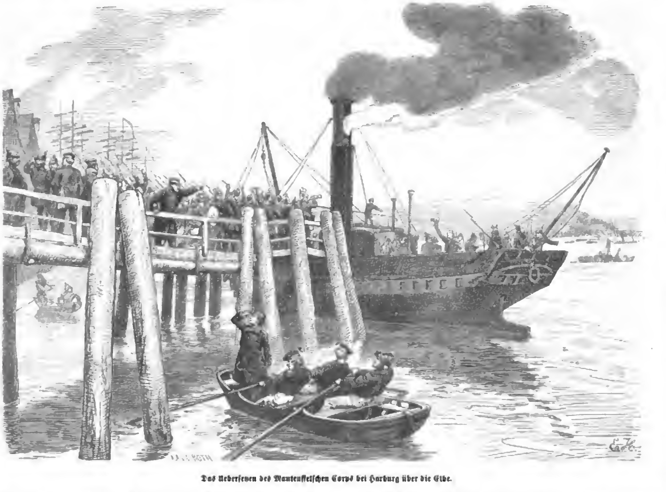
troffen werden ...... Als General von Arentsschild die Preußen in vollem Rückzuge sieht, verstärkt er die Dragoner und Husaren mit seiner ganzen Küraſſier-Brigade, welche noch nicht im Feuer gewesen war, und wirft so sämmtliche hannoversche Cavallerie auf die todesmatten Preußen.



Capitän Werner und seine „Jungen".

Man kann sich keinen deutlichen Begriff machen, ohne es gesehen zu haben, was eine Cavallerie-Attaque, von solcher Macht ausgeführt, für einen mächtigen, alles zermalmenden Eindruck ausübt; und doch hat es sich ja oft bewiesen, daß diese großen Reitermassen sich gegen Infanterie-Colonnen, welche mit Ruhe und Ordnung fechten, machtlos zerschellen. Und deshalb eben wird das Gefecht bei Langensalza besser, als alle anderen, als Studium für die Armee dienen können; denn da, wo Ordnung und Ruhe in den Reihen herrschte, war die ganze Kraft der anstürmenden Hannoveraner wirkungslos, während andererseits der wie die Windsbraut anströmende Reitersturm alles vor sich niederriß.

Oberstlieutenant de Barres vom 11. Linienregiment lieferte hier den schlagendsten Beweis, was die stoische Ruhe des



Das Uebersetzen des Manteuffelschen Corps bei Harburg über die Elbe.

Führers vermag, um der Tapferkeit der Soldaten ihren wahren Werth zu geben. Er begriff, ohne daß ihm von irgend einer Seite ein Befehl dazu kam, daß es seine Aufgabe sei, den Rückzug zu decken, daß um jeden Preis der wüthende Strom der hannoverschen Reiter aufgehalten werden müsse — und wenn es auch nur auf einige Minuten wäre — um den in aller Eile sich Zurückziehenden Zeit zu lassen, sich zu sammeln, sich nicht wehrlos überreiten oder niederhauen zu lassen.

Auch er mit seinem Bataillon, das, wie gesagt, bis auf 600 Mann zusammengeschmolzen war, muß die Stellung im Badewäldchen aufgeben und zieht sich in geschlossenen Colonnen zurück, indem er noch Versprengte verschiedener Regimenter aufnimmt. Einige nachsetzende Züge läßt er durch ein Paar Salven abweisen und setzt so einige Zeit, nur von den hier und da einschlagenden Granaten belästigt, seinen Rückzug fort. Jetzt debouchirt er aus dem Wäldchen aufs freie Feld, erlangt einen Ueberblick über das ganze Terrain und faßt den obenerwähnten Entschluß.

Er läßt Halt machen, — wählt einige Schritte seitwärts ein ihm geeignet erscheinendes Terrain und läßt ein Quarré formiren. Dann ruft er einen Officier zu sich heran und gibt ihm einen leisen Befehl. Der Officier erwählt sich fünfzig Mann — nimmt die Fahne — und verläßt die Truppe, indem er im Sturmschritt sich dahin wendet, wo, wie es scheint, sich ein Sammelpunkt für die Weichenden bildet.

Die Soldaten sehen sich eine Zeit lang stumm an — niemand spricht eine Silbe — und alle haben begriffen!

Der Oberstlieutenant hat die Fahne entfernt ... warum? ... o das ist nur zu leicht verständlich... Er will wohl unterliegen, will sich und seine Truppen gern und bereitwillig für das Wohl aller auf-

opfern . . . doch die Fahne . . . nein, sein und das Leben aller kann ein Führer schon rücksichtslos für das Wohl aller dahingeben, doch Schande dem Corps, das seine Fahne als Siegestrophäe in den Händen der Feinde läßt.

Dieses Hinwegbringen der Fahne hat, wie gesagt, Officieren und Soldaten alles verständlich gemacht. Der Oberst braucht jetzt nicht mehr zu reden, braucht ihnen keine Ermahnungen zu geben, ja sogar Befehle sind unnöthig, denn sie wissen alles, haben alles begriffen — sie begreifen, daß hier der Ort sei, von dem die Geschichte einst sagen wird: „Hier stand das erste Bataillon vom 2. Schlesischen Grenadier-Regiment Nro. 11."



Oberst de Barres und der Parlamentär.

Das Quarré ist formirt, eine lange Reihe von blinkenden Bajonetten streckt sich den Feinden von allen Seiten entgegen; schweigend und Schuß im Lauf stehen die Soldaten vor ihren Officieren, die sich in die Mitte des Quarrés zurückgezogen und um den Oberstlieutenant, welcher zu Pferde geblieben ist, geschart haben. Alle diese Vorbereitungen, die wir erzählten, haben, wie der Leser sich wohl denken kann, nur einige Augenblicke in Anspruch genommen.

Unbeweglich steht das Quarré und erwartet den Angriff . . . .

Da erhebt sich plötzlich eine leichte Staubwolke in der Richtung des Waldes, und man sieht einen hannoverschen Officier mit verhängten Zügeln heransprengen. — Er schwingt seinen Säbel, und man erkennt gleich, daß ein weißes Tuch an dessen Spitze befestigt ist. Die Officiere im Quarré sehen zu dem Oberst de Barres hinauf; auch mancher Soldat, der schon im voraus weiß, was jener Officier mit dem weißen Tuche am Säbel will, wendet gleich den Kopf, um einen Blick auf das Gesicht des Führers zu werfen. Dieser lächelt kalt.



Kanonier Rudloff vertheidigt sein Geschütz.

Der Hannoveraner parirt sein Pferd vor der Front.

„Herr Kamerad," ruft er, „vermeiden Sie unnützes Blutvergießen. Ihre Leute haben sich tapfer und brav geschlagen. Ergeben Sie sich! Im Namen meines Generals bitte ich um Ihren Degen!"

Jetzt furcht sich schon manche Stirn der schlesischen Grenadiere. Was wird der Oberst antworten, um diese insolente Forderung zu erwidern? Dieser hat ruhig zugehört, sein Gesicht nimmt einen gutmüthigen Ausdruck an, und mit ruhiger Stimme und im verbindlichsten Tone antwortet er:

„Meinen Degen? . . . Bitte, Herr Kamerad, sagen Sie Ihrem General, es thäte mir außerordentlich leid, aber meinen Degen gebrauche ich selbst."

Ein lautes, schallendes Gelächter ertönt jetzt im ganzen Quarré; die Antwort des Oberstlieutenants, der vorgezogen hatte, einen Witz zu machen, als eine pathetische Phrase loszulassen, hat die Leute aufs höchste enthusiasmirt; sie sehen den Hannoveraner an mit so viel Stolz, als wenn jeder von ihnen diese Antwort gegeben hätte, und ihre Blicke scheinen zu sagen: „Kommt nur heran, wir werden's Euch zeigen."

Der Parlamentär grüßt, wirft das Pferd herum, zieht das Tuch von seinem Säbel und sprengt von dannen.

„Und nun, Jungen, aufgepaßt! jetzt wird der Tanz beginnen!" ruft Oberst de Barres.

Kaum hatte man einige Minuten mit banger Angst dem, was da kommen sollte, entgegengesehen, als auch schon die Prophezeiung des Oberstlieutenants sich zu erfüllen begann, — dumpfes Geräusch, welches von Augenblick zu Augenblick vernehmlicher wurde — Waffengeklirr — Commandorufe . . . und . . .

„Da sind sie!" murmeln die Eilfer.

„Ruhe! . . . Ruhe!" commandirt der Oberstlieutenant.

Es scheint, als wenn die Erde sich bewege . . . Der fast regelmäßige Hufschlag von hunderten von Pferden, die sich mit Windeseile nähern, bringt wunderbar mächtige Schwingungen in der Atmosphäre hervor.

Unbeweglich steht das Quarré, als wenn es aus Statuen bestehe . . . Und immer näher braust die Staubwolke, aus der man hier und da einen Kopf hervortauchen sieht, und der matte Strahl eines geschwungenen Säbels blitzt . . . . Und immer näher kommen sie — kaum noch vierhundert Schritt sind sie entfernt . . . . jetzt noch dreihundert . . . immer näher! . . . . Plötzlich, als sie sich höchstens auf Distanz von zweihundert Schritt befinden, ertönt aus der Mitte des Quarrés eine ruhige, feste Stimme, deren durchdringender Klang selbst von den Hannoveranern gehört wird:

„Feuer!“

Eine lange weiße Rauchwolke entfaltet sich, wie durch ein Zauberwort hervorgerufen, auf der ganzen Front — ein unbeschreibliches Geknall ... dann ein Geklapper, als wenn Eisen auf Eisen geschlagen wird — die Rauchwolke verzieht sich — und die Soldaten stehen eben so ruhig wie vordem da, des neuen Befehles gewärtig und schon wieder einen Schuß im Laufe.

Aus dem unheilvollen Staubdunkel, das sich nahet, ist ein namenloses Geschrei ertönt — ein haarsträubendes Gewimmer — Pferdegewieher — Fluchen — Schreien — verwirrte Commandos! — Der Staub hat sich etwas verzogen, und ein furchtbares Schauspiel bietet sich dar.

Ein verworrener Knäuel von Menschen und Pferden windet sich am Boden und verhindert die Hannoveraner, in ihrem rastlosen Laufe vorzudringen .... Doch nur ein Paar Minuten höchstens dauert dieses Zögern — die blutigen Hindernisse sind überwältigt — und vorwärts stürmt aufs neue die kühne Schar .... in wenigen Secunden noch hundert Schritte vorwärts.

„Feuer!“ ertönte wieder die ruhige Stimme von vorhin.

Und von neuem wiederholt sich dasselbe Schauspiel — aber dies Mal ist der Erfolg schrecklicher, als das erste Mal, — die beiden ersten Reihen der Hannoveraner liegen fast ganz hingestreckt auf dem Boden — „wie reifes Korn, das die Sense des Schnitters abgemäht,“ sagte uns einer, der im ersten Gliede der Preußen gestanden.

Doch auch dieses hält die Hannoveraner nicht auf — vorwärts dringen sie mit muthiger Todesverachtung. Nur noch wenige Schritte trennen sie von der Front des Quarrés — nur zehn — noch fünf — schon schwingen die ersten ihre Säbel auf die Preußen ... da ertönt es zum dritten Mal:

„Feuer!“

Und ein Wall von Todten und Verwundeten schützt für einige Augenblicke die Preußen gegen die Andringenden! — Für einige Augenblicke nur; denn das erste Glied hat noch nicht wieder geladen — da sind die trefflichen Reiter schon wieder vor der Front, und das Gefecht beginnt — Bajonett gegen Säbel, während die hintern Glieder ihre Kugeln in die Reihen der Angreifenden senden!

Was nun geschah? Wer kann's erzählen? Welche Feder ist fähig, nur ein annäherndes Bild von dem, was nun folgte, zu geben? Wer war ihr Augenzeuge? Die da kämpften, gewiß nicht! denn sie sahen nur, wenn sie Preußen waren, geschwungene Säbel über ihrem Haupte und Pferdeköpfe vor ihrer Brust, — oder wenn sie Hannoveraner waren, blinkende Bajonette, die ihnen entgegengestreckt wurden, und jene unheimlichen Rauchwölkchen, denen stets eine halbe Secunde nachher ein Knall und dann ein Todesschrei folgte.

Wie lange es dauerte, wer kann's sagen? einige Minuten oder eine Ewigkeit! Es wurden da heroische Kämpfe gekämpft, die niemand sah, deren sich niemand entsinnt, und deren Helden sich vielleicht im selben Augenblick von der kalten Todeshand erfaßt fühlten. Es wurden da Schreie ausgestoßen, die das Mark erstarren machten, und die überhört wurden, weil gleich ein anderer, noch schrecklicherer ihnen folgte, und dann wie jene in dem allgemeinen Getöse verhallten.

Da wird es mit einem Male ruhiger, — das Gellirr der Waffen ertönte kaum — nur hier und da ein vereinzelter Schuß ... dann ward es ganz ruhig ... der Rauch und Staub verzogen sich und das Quarré des Oberstlieutenants de Barres stand, obgleich mit zahlreichen Lücken, immer noch aufrecht da und bereit, wenn's nöthig, noch einen Angriff abzuschlagen.

Die Hannoveraner flohen in wilden Zügen und aufgelöst von dannen, hier und da noch von einer preußischen Kugel erreicht. Sie hatten gegen 40 Todte und Verwundete vor der Front des Quarrés liegen; sie hatten mit der größten Tapferkeit gefochten. Was half's? Die Cavallerie, welche man die erste Europas zu nennen gewohnt war, hatte sich dem Zündnadelgewehr gegenüber macht- und kraftlos gezeigt.

Das war die Lehre, welche das Quarré des Oberstlieutenants de Barres allen Armeen gegeben hat.

Der König der Journalisten.

Von unserem Pariser Correspondenten.

I.

Gewisse Zeitabschnitte in der Geschichte der Nationen pflegt man mit dem Namen eines Mannes zu bezeichnen, welcher durch sein Thun, Wirken oder Denken dieser Epoche einen eigenthümlichen, unvergänglichen Stempel aufgedrückt hat. Man sagt: „Das Jahrhundert des Perilles“, obgleich von den vielen großen Männern, welche zu jener Zeit in Athen lebten, der Mann, den man so der Unsterblichkeit weiht, vielleicht der unbedeutendste war... besonders neben einem Phitias. —

Sollte vielleicht ein späterer Geschichtsschreiber auf den Gedanken kommen, die französische Geschichte seit dem Tode Ludwigs XVIII. bis auf unsere Tage in eine Epoche zusammenzufassen und dieser Epoche den bezeichnenden Namen einer Persönlichkeit zu geben, so würde er wahrlich in Verlegenheit sein, den richtigen, treffenden Namen zu finden. — In der That! wie die Zeit Karls X., Ludwig Philipps, der ephemeren Republik und Napoleons III. bezeichnen? Alles in diesem Zeitabschnitte ist so unzusammenhängend, so schroff einander gegenüberstehend, scheint dermaßen durch Zufall zusammengewürfelt, daß der Historiograph, welcher in einem Namen diese ganze Epoche kennzeichnen und ... geißeln wollte, in großer Verlegenheit sein würde!

Und doch! — bei näherer, intimerer Kenntniß der französischen Zustände seit vierzig Jahren, läßt sich der rothe Faden, welcher sich durch dies Gemisch von Kleinlichkeiten, Ruhmsucht und übertünchter Civilisation hindurchwindet, leicht erkennen. Es ist eine Art Götzendienst — eine Verehrung sonder Gleichen, ein fanatisches Anbeten, wie kein Fakir es je mit dem abscheulichen Götzen von Juggernaut gethan — ein fieberhaftes Streben, dem Abgotte zu gefallen, sich seiner Gunst zu versichern und diese Gunst, einmal erlangt, mit allen Kräften festzuhalten ... eine Energie, die man dem so schwächlichen, menschlichen Körper kaum zutraut, um zu einem Ziele zu gelangen, welches belohnt — berauschend belohnt, welches ... o! die Träume der Opiumraucher haben nie annähernd einen solchen Rausch hervorgerufen, als die materielle Wirklichkeit, die sich dem Franzosen der letzten vierzig Jahre darbietet, wenn sein Götze ihm hold zulächelt .. ihn gnädig anschaut, ihm seine heißen Wünsche erfüllt.

Er ist ein mächtiger Götze! ... wie viele Millionen hat er schon zur Abgötterei verführt!! Er ist mächtiger, als das menschliche Gewissen — mächtiger als die Moral des Herzens — er ist ein Götze, an dessen Macht wir alle, — wenn auch oft mit Widerstreben glauben ... glauben müssen! ... ein Götze, der keine Atheisten kennt ... Sein Name ist ... Geld! ... Geldsucht ist der charakteristische Stempel der heutigen Franzosen — dieses loyalen und edlen Volkes, welches in seinem herbsten, bittersten Unglücke immer den Wahlspruch des besiegten Franz I. hoch hielt und ihm treu blieb: Tout est perdu hors l'honneur! ... Jetzt ... jetzt würde man fragen, wie viel mehr verloren wäre, wenn die Ehre auch mit verloren ginge, oder wie hoch man die Ehre einer Nation, — natürlich nach Franken und Centimen berechnet — eigentlich schätzte?

Wir sagten vorhin, daß man nicht leicht einen Namen in der französischen Geschichte der Neuzeit finden könne, der die ganze Epoche — das innere und äußere Leben, das geheime und öffentliche in sich verkörpere, — und dennoch wäre es möglich, und unsere Leser, welche dieser Geschichte sicherlich mit dem besonderen und oft zu großem Interesse, das wir Deutsche für Frankreich hegen, gefolgt sind, mögen nach den folgenden Zeilen beurtheilen, ob diese Epoche nicht den beredten Namen verdienen würde:

„Epoche Emil von Girardins!“

Der Leser muß uns verzeihen, wenn wir über die Geburt und Jugend Girardins uns nicht aussprechen — die Romane Souliés und Dumas erzählen genugsam derartige Geschichten. Er wurde erst von einem Förster und dann von einem Bauer, dem Bruder des ersteren auferzogen, und hat nur zwei Jahre lang eine französische Landschule besucht. Was er da gelernt hat, mag sich der Leser vorstellen ... und dennoch ist Herr von Girardin, ohne je ein Gymnasium oder eine Universität besucht zu haben, einer der vielwissendsten Männer der Neuzeit. Gerichtlich ist sein Name Emil Delamothe in den Acten der Stadt Paris verzeichnet, und an seinem achtzehnten Geburtstage übergab ihm der Förster ein Docu-

ment, welches bestätigte, daß der junge Emil Delamothe Besitzer eines Vermögens von 24,000 Franken sei, dessen Zinsen ihm bis zu seinem 21. Jahre ausgezahlt werden sollten, um welche Zeit er die freie Verfügung über die ganze Summe haben solle. Auf sein Anfragen, wer der Wohlthäter sei, der ihm, der gänzlich verlassenen Waise, ein solches Geschenk mache, erwiderte der Förster, daß es ein *Unbekannter* wäre! — Der junge Mann, der jetzt 100 Franken monatlich zu verzehren hat, miethet sich ein bescheidenes Zimmer, denkt über seinen Lebensberuf drei volle Monate nach und — es ist fast unglaublich — entscheidet sich für das *Schriftstellerthum* ... ohne alle Schulkenntnisse, ohne jedwede Bildung, ohne die Fähigkeit, orthographisch richtig zu schreiben. Er verfaßt einen philosophisch socialen Roman, dem er den Titel „Emil" gibt, und in welchem er das Leiden der Waisen in dieser Welt schildert, und liest ihn einigen Schriftstellern vor, die ihm die Antwort geben, er möge in die Schule gehen und rechtschreiben lernen. — Er fühlt sich nicht im geringsten beleidigt, sucht sich einen armen Studenten, der ihm das Werk corrigirt, und beginnt, es den Verlegern vorzulegen. Wer erräth nicht, was nun geschieht? — In sechs Wochen hat er die abschlägige Antwort von zwölf Buchhändlern, die kaum einen Blick auf das Unding werfen und es ihm zurücksenden. Da faßt er einen raschen Entschluß und schickt das Manuscript dem Generallieutenant Grafen von Girardin, den er ausgekundschaftet hat als denjenigen, welcher die 24,000 Franken für ihn deponirt hat — und wartet auf die Wirkung, welche die Lectüre der Leiden elternloser Kinder auf den General hervorbringen wird. Nach acht Tagen erhält er das Manuscript zurück mit einem Schreiben des Generals, welcher sein Bedauern ausspricht, keinen Buchhändler zu kennen, dem er den jungen Autor empfehlen könne ... Emil Delamothe wüthet — doch am nächsten Tage erhält er eine Zuschrift aus dem Cabinet des Königs, worin der Baron von Senones ihm eine Stelle mit 800 Frcs. Gehalt im Secretariat Sr. Maj. anbietet. Jetzt weiß der junge Mann, wie er es anzufangen hat, um einen Stützpunkt in seiner Lebensbahn zu finden. Er nimmt diese Stelle an, bleibt zwei Jahre darin und zeichnet sich durch außerordentlich gute Führung und eisernen Fleiß aus. Der Sturz des Baron von Senones compromittirt alle Beamten des Cabinets, und der junge Mann wird in seinem 21. Jahre aus seiner Stellung entlassen. Er tritt als Volontär bei einem Banquier ein, um die Börsenspeculation zu studiren, und an seinem 21. Geburtstage, wo er majorenn ist und die 24,000 Franken ausgezahlt bekömmt, macht er seine erste Speculation! ... Am Ende des Monats ist er *vollständig ruinirt!* Nun wendet er sich von neuem an den General von Girardin; aber diesmal ohne Bescheidenheit, ohne Wehmuth wie das erste Mal; es ist eine Art Drohbrief, den er den General schreibt, und den dieser ihm natürlich unbeantwortet zurücksendet.

Ohne einen Pfennig Geld, ohne Stellung, ohne Familie, will der junge Mann jetzt den Weg ergreifen, der so viele Franzosen schon zu den höchsten Stellungen gebracht hat. Er meldet sich als Freiwilliger in einem Regiment ... wird aber wegen Körperschwäche abgewiesen. — Da bemächtigt sich in einer Nacht, welche einem durchhungerten Tage gefolgt ist, die Verzweiflung Emil Delamothes; ... mit seinem letzten Geld kauft er Kohlen, schließt hermetisch Thüren und Fenster, schreibt einen Brief an den General von Girardin und legt sich, nachdem er die Kohlen angezündet, auf sein Bett. — Gegen Morgen hört ein zufällig die Treppe hinuntergehender Arbeiter ein unheimliches Gestöhn und Gewimmer in dem Zimmer des jungen Mannes ... Kohlendunst dringt ihm in die Nase — er macht Lärm, die Thür wird erbrochen, und man findet den Selbstmörder in den letzten Zügen. — Die Zeitungen berichten darüber, und an demselben Tage deponirt ein Unbekannter bei seinem Wirthe sechs Bankbillete, jedes von tausend Franken für den so wunderbar Geretteten.

Wer dieser Unbekannte ist — erräth der Genesende gar leicht, doch anstatt in seinem Herzen dem General, der von Gewissensbissen geplagt ist, zu danken, beschließt er einen entscheidenden Schlag gegen ihn zu führen. Nach einigen Wochen schickt er einen Feuilletonartikel an ein Journal und zeichnet: „*Emil von Girardin.*" An demselben Tage schreibt er dem General einen Brief, in welchem er ihm diesen Entschluß anzeigt und endet denselben ungefähr folgendermaßen: „Wenn Sie sich dieser Thatsache widersetzen wollen, so haben Sie die Güte, mich bei Gericht zu belangen. Nach §.342 des Strafgesetzbuches werden Sie den Proceß gewinnen, jedoch nach den öffentlichen Verhandlungen wird jeder Franzose die moralische Ueberzeugung haben, daß *ich die Ehre habe, Ihr Sohn zu sein!*"

Die Geschichte macht einen entsetzlichen Scandal in Paris — und die erste Folge davon ist, daß die Buchhändler, welche früher das Manuscript seines Buches kaum angesehen haben, ihm jetzt das Haus einstürmen und ihm jeglichen Preis dafür anbieten. Pourthieu erhält den Vorzug, kauft das Manuscript für 4000 Franken und druckt es ... da es „Emil von Girardin" unterzeichnet ist, und macht ein brillantes Geschäft! Alle Welt spricht von dem jungen — so *interessanten* Menschen; Jedermann blickt auf den General von Girardin und fragt sich, ob der alte loyale Krieger so seinen ehrenwerthen Namen der Reclame preisgeben wird, ohne ihn zu vertheidigen.

Doch der General beugt das Haupt ... und schweigt — sein Gewissen sagt ihm, daß dies die wohlverdiente Strafe einer *Sünde* ist — und er nimmt sie als solche schweigend und demüthig hin!

Emil von Girardin ist Sieger auf der ganzen Linie — er ist berauscht von seinem eignen Triumphe, kennt keine Grenzen mehr, und als einige Zeit nachher die Stelle eines „Inspectors der schönen Künste" mit einem Gehalte von 3000 Franken vacant wird, entblödet er sich nicht, sich um diese Stelle zu bewerben — er, der seine Erziehung in einer Dorfschule genossen, aber der in seiner Eingabe von „bedeutenden Diensten" spricht, „die *sein Vater* sowohl im Krieg als im Frieden Frankreich geleistet hat."

Wir schreiben hier keinen Roman; — so unglaublich dies auch alles erscheinen mag, — es leben noch tausende, welche bezeugen können, daß Paris nicht im geringsten erstaunte, als ein Decret erschien, welches den dreiundzwanzigjährigen Jüngling zum „Inspector der schönen Künste" ernannte. Er war dermaßen „interessant" geworden, daß man sich über alles hinwegsetzte und die vereinzelten Stimmen der Presse, die sich gegen diese Ernennung erhoben, überhörte.

Doch wenn der Leser denkt, daß der junge Inspector sich jetzt beruhigen, seinem Berufe nachgehen und der unerhörten Gunst Ehre zu machen suchen wird, — so täuscht er sich. Er hat von neuem an der Börse speculirt und von neuem verloren; — jetzt vertieft er sich ins Studium des Code Napoléon — und tritt mit einer neuen Speculation ans Licht, die die ganze gebildete Welt dermaßen in Erstaunen setzt, daß man im ersten Augenblick nicht begreifen kann, daß hier eine unerhörte Schändlichkeit am hellen Tage begangen wird. Er gründet ein belletristisches Blatt, *ohne Mitarbeiter und ohne Redacteur* — oder vielmehr, er setzt als einzigen Redacteur einen Invaliden ins Bureau, dem er eine mächtige Scheere gekauft hat, und der die ihm bezeichneten Artikel, Novellen und Romane aus den verschiedensten französischen Zeitschriften herausschneidet und sie zum Drucke befördert. Der geniale Erfinder dieses Systems, ein Journal zu füllen, schreibt hierüber an seinen Freund Maurice Alhoy: „Was nicht verboten ist, ist erlaubt; es gibt kein Gesetz, welches das Feuilleton vor Nachdruck schützt — wir haben also das Recht, nachzudrucken. Demungeachtet wird man einen Heidenscandal machen, der das Gedeihen unseres Unternehmens indes nur fördern kann; man wird uns „Spitzbuben" nennen, obgleich das Gesetz ohnmächtig gegen uns ist — dem müssen wir also zuvorkommen; unsere Zeitschrift muß keinen literarischen Titel haben — sie muß *ganz ohne Originalartikel* sein, nur aus, wie man sagen wird, „gestohlenen" Artikeln bestehen und sich durch ihren Titel: „Le Voleur" — (der Dieb) — rechtfertigen. Man wird, wie gesagt, viel Lärm machen, und nach einiger Zeit wird man ein Gesetz schaffen, welches das geistige Eigenthum schützt ... das werden die Schriftsteller mir zu verdanken haben — und ich habe durch diese gute That viel Geld verdient!" ....

Der Leser staunt über diesen genialen Cynismus ... er wird noch mehr staunen, wenn er erfährt, daß sich diese Prophezeiung Wort für Wort erfüllt hat. Der „Voleur", welcher keine anderen Unkosten hat, als Druck und Papier, und dabei 30 Francs (8 Thlr.) jährliches Abonnement kostet — erscheint — und hat im ersten Monat schon 10,000 Abonnenten. Die Schriftsteller wüthen — Girardin wird wie ein Straßenräuber behandelt, zwei Mal im Duell verwundet ... und verdient dabei ungeheure Summen.

Durch diesen Erfolg angespornt, gründet er ein zweites Journal: „Die Mode", von welchem das Gerücht ausgesprengt wird, daß die Herzogin von Berry es patronisirt, und dieses Gerücht verschafft ihm

die Gunst der ganzen königlichen Partei. Doch plötzlich macht er Volteface, greift den Hof leidenschaftlich an, — das Blatt wird confiscirt .... und er gewinnt neue dreitausend Abonnenten.

Da bricht der Sturm von 1830 aus, und mit ihm kömmt die Bourgeoisie ans Staatsruder. Mit seltener Einsicht begreift er, daß er mit seiner eigenen Vergangenheit brechen müsse — verkauft seinen Antheil am „Voleur" für 100,000 Franken, die „Mode" für 15,000 Franken, — ist auf diese Weise beinahe reich — unabhängig, hat eine Unmasse von Verbindungen und Bekanntschaften, große technische Kenntnisse des Journalismus und .... ist erst 25 Jahre alt!

Der Parlamentarismus bringt das Wort: „Ersparnisse" in die Mode. Der Staat will sparen — und der Bürger will versuchen, es ihm nachzumachen. Wie beide unter der Regierung Louis Philippes reussirt haben, — weiß der Leser. Jedoch Hr. v. Girardin, welcher diese Caprice des Publicums kennt, schmeichelt ihr und erfindet: „Die billigen Journale", welche der alten journalistischen Routine den Todesstoß geben und ihrem Erfinder Goldberge einbringen. Das „Journal des connaissances utiles" — jährlich 4 Franken — hat nach 6 Monaten Bestehens einhundertzwanzigtausend Abonnenten; — das „Schullehrerjournal", welches 1½ Franken (12 Groschen) jährlich kostet, hat im ersten Monate schon 50,000 Abonnenten, und endlich das allbekannte „Musée des familles", welches 8 Franken kostet und 80,000 Abonnenten hat! Eilf Zeitschriften besitzt Herr v. Girardin im Jahre 1834; da gibt er noch außerdem den „Almanach de France" heraus, von welchem, wie officiell in einem Processe nachgewiesen worden ist, eine Million zweimalhunderttausend Exemplare gedruckt, und sämmtlich — sage sämmtlich verkauft wurden! In diesem Jahre wurde nachgewiesen, daß die Zeitschriften, welche Herr von Girardin besaß, oder an denen er einen Hauptantheil hatte, über eine Million Abonnenten hatten ... und es waren nur Zeitschriften literarischen oder gemeinnützigen Inhalts; die Idee einer politischen Zeitschrift sollte ihm erst später kommen.

Herr von Girardin war 29 Jahre alt und besaß ein Vermögen von einer halben Million Franken, ... hatte viele Bewunderer, Neider, Feinde, nach tausenden zu zählen ... und eine Frau — die größte Dichterin, das schönste, reinste Talent ihrer Zeit — die fromme Verfasserin des Epos: „Madeleine" — die sich des Verlassenen, Familienlosen angenommen hatte und es versuchen wollte, diesem aller wahren Herzensgefühle Unkundigen einen Begriff von dem zu geben, was Glaube, was Liebe vermag.

Delphine Gay — die zehnte Muse, wie man sie nannte, — war jung, blendend schön — ziemlich reich und hatte sich durch ihr außergewöhnliches Dichtergenie die Huldigungen ganz Frankreichs erworben. Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Musset, Vigny, sowie Beranger schwärmten für die jugendliche Muse. Grafen, Fürsten, Millionäre buhlten um ihre Gunst, legten ihr alle weltlichen Genüsse — Titel, Reichthümer, hohe Stellungen zu Füßen, um sie zu bewegen, ihren Dichternamen mit dem ihren zu vertauschen. Niemandem gelang es, sie dazu zu bewegen ... Niemandem als dem ärmsten, häßlichsten, unliebenswürdigsten von allen ... Emil von Girardin, von allen verachtet, von allen wie die Pest geflohen ... und den sie vielleicht am wenigsten von allen liebte!

Das Herz der Frauen ist eine Meerestiefe, in welcher das allsehende Auge Gottes allein die Perle erblickt, die allen anderen Augen verborgen ist. Delphine Gay sagte sich, daß dieser Mann vor allen andern eines liebenden, frommen Wesens bedürfe, das ihm zur Seite stände und ihm den Weg des Guten zeigte, ihm, der nie die Liebkosungen einer Mutter gekannt, dem das süße Familienleben nie Kraft und neue Energie gegeben — ihm, der nie die Namen Vater, Bruder, Mutter, Schwester gesagt und sich an ihrem Klange getröstet; diesem dennoch geistig so reichbegabten Manne wollte sie das ganze Eldorado des Herzenslebens mit seinen unermeßlichen Schätzen eröffnen, — wollte jenen nüchternen, materiellen Geist in das Heiligthum der Poesie, der Religion einführen ... in einem Worte — sie wollte eine ... Seele retten.

Wie es ihr ergangen, weiß der Leser sicherlich — sie hat ihre eigene Seele bei dem gewagten Spiele verloren; die fromme Dichterin ist ein Freigeist, eine Feuilletonistin geworden, — und die Frau ... ward die Verfasserin von „Lady Tartuffe!"

Doch im Anfange ihrer Ehe war sie nahe daran, den erwünschten Erfolg zu erzielen. Emil von Girardin war wie berauscht von dem ihm neuen Gefühle einer Häuslichkeit, eines Lebens, das ihm ebenso unbekannt war, wie den Begleitern des kühnen Genuesen die neu entdeckten Inseln, die sein Genie wie Traumbilder aus unbekannten Oceanen hervortauchen sah! — doch nach und nach brach sich der speculative Geist in dem jungen Manne eine gewaltsame Bahn — er konnte nicht ruhig leben, sich einem Studium, der Vervollkommnung seiner so sehr vernachlässigten Bildung widmen — unwiderstehlich zog es ihn an — er mußte schaffen — gründen, speculiren. Noch aber war ihre Macht über ihn so groß, daß sie diesen Drang, wenn auch nicht beherrschen, so doch leiten konnte, — und sie leitete ihn dahin, wo ihr Herz ihr ein großes und schönes Ziel zeigte — der Wohlthätigkeit zu.

Es war die Zeit, wo die erste Idee der Sparcassen in Frankreich auftauchte und, wie gewöhnlich alle neuen Ideen, auf großen Widerstand stieß. Girardin folgte dem Wunsche seiner jungen Frau, fing eine Art Kreuzzug zu Gunsten dieser so heilbringenden Institution an, bezahlte aus eigenen Mitteln die Einrichtungen mehrerer Cassen, wendete 50,000 Franken an, um zu seinem Ziele zu gelangen und hatte die Freude, schon im nächsten Jahre ein Dutzend solcher Etablissements durch seine Energie und Wohlthätigkeit blühen zu sehen. Sie wollte das so angefachte Feuer nicht erlöschen lassen und bewog ihn, in der Bretagne ein Asyl zu gründen, wo 100 junge Leute, meistentheils Waisen, unentgeltlich aufgenommen, erzogen und in der Landwirthschaft unterrichtet werden sollten. Das Geld fehlte natürlich zu einem so immensen Unternehmen, aber der speculative Geist Girardins fand Mittel zu allem. Nachdem er noch einmal 50,000 Franken aus seiner eigenen Tasche gegeben, erhöhte er den Abonnementspreis des „Journal des connaissances utiles", von 4 auf 5 Franken, mit dem Bemerken, daß dieser Zuschuß für die Gründung des „Institut agricole des orphelins" bestimmt sei und daß somit jeder Abonnent ein Wohlthäter der Waisen der Bretagne werde. Nicht allein, daß keiner der Abonnenten zurücktrat, — — die freiwilligen Gaben strömten so zahlreich ein, daß im nächstfolgenden Jahre dieses Institut, eines der zweckmäßigsten Frankreichs, in voller Blüthe dastand.

Wir haben uns absichtlich so lange bei diesen beiden Episoden aus dem Leben Herrn von Girardins aufgehalten, weil sie wie eine Oase in seinem Leben sind — ein Ruhepunkt seines materiellen Geistes, der einzige Anlauf, den er je versucht, um einem edlen Streben sich zuzuwenden, und dessen Gelingen dennoch nicht im Stande war, ihn von der Bahn abzubringen, die er einmal betreten.

Die Dankbarkeit des Volkes war die erste Veranlassung, daß Girardin sich der Politik zuwandte — eine Thätigkeit, durch die er in einer gewissen Art zwar berühmt geworden, aber durch die er auch jegliche Sympathie verscherzt und seinem Lande viel Leid bereitet hat. Die dankbaren Wähler von Bourgneuf ernannten ihn nämlich zu ihrem Abgeordneten, und die Opposition, welche seine Persönlichkeit, ihrer Vergangenheit halber, in der Kammer hervorrief, veranlaßte ihn im Jahre 1836, ein politisches ... natürlich billiges — Journal zu gründen, in welchem er als Journalist sich an denen rächen konnte, die ihn in der Kammer so mitleidslos verhöhnten und zurücksetzten. So entstand die „Presse", das berühmteste französische Journal, dem Girardin seine großen Reichthümer und seine Berühmtheit auch außerhalb der Grenzen Frankreichs zu danken hat — die „Presse", welche 1836, auf bestem Papier gedruckt, die besten Artikel, die besten Feuilletons — doppelt so viel Lectüre wie alle andern politischen Journale brachte und — um die Hälfte billiger war.

Auflösung der Räthsel in No. 20.
I. Achselträger. II. Bergmann.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 2. März 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 22.**

Ein Besuch beim General von der Tann.

Von unserm Berichterstatter.

Wenn Ausländer behaupten, daß der Grundzug unseres deutschen Charakters ein vielleicht übertriebener Hang zum „Gefühlvollen" ist, so haben sie nicht ganz unrecht, und der Krieg des letztverflossenen Jahres hat es genügend bewiesen. Wir im Norden hatten die berauschende Freude, unsere Kriegsheere so herrliche Siege erfechten zu sehen, und dennoch war diese Freude nicht allein von einer gewissen Wehmuth getrübt, sondern der Aerger, der Zorn drängte sich uns unwillkürlich auf, wenn wir sahen, daß unsere deutschen Gegner sich so leicht besiegen ließen. Wunderbare Gedankenverwirrung! Niemand von uns hätte den preußischen Waffen eine Niederlage gewünscht — und dennoch war man unangenehm berührt, zu erfahren, daß die Baiern geschlagen wären. Im Süden geschah das Gegentheil in den Gemüthern. Man brach in Zorn und Verwünschungen aus, als man sich besiegt sah — und dennoch erfüllte ein gewisser Stolz die Brust gar vieler, wenn sie daran dachten, daß eine deutsche Armee im Stande war, so Großes zu leisten, wie es die preußische that.

Und dieses Gefühl verkörperte sich, nahm eine gewisse Gestalt — einen Namen an, als man zu wissen glaubte, daß die Seele der bairischen Kriegsleitung jener von der Tann sei, für den wir alle vor Jahren geschwärmt — der Lieblingssoldat einer ganzen Generation Deutscher, die vor sechszehn Jahren ihn als ihren ersten Helden ausriefen. — Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich hier behaupte, daß es in Norddeutschland beim Beginn des Feldzuges tausende von Leuten aller Stände — aller politischen Meinungen gab, die dem General von der Tann irgend einen Unfall wünschten, der ihn verhindert hätte, an diesem Feldzuge Theil zu nehmen; denn es war ja nur die Alternative möglich, von ihm geschlagen zu werden — und dagegen sträubte sich jeglicher Gedanke, — oder ihn zu besiegen, und dann ... dann war wieder eine Rückerinnerung aus den Jugendjahren, die sich in dem heldenmüthigen bairischen Officier verkörperte, dahin ... und es war wohl die letzte aus jenem Jahre, auf die man mit wirklicher, reiner Genugthuung zurückschauen konnte.

Von den tausenden, von denen ich so eben sprach — war ich sicherlich einer! Ich hatte den General von der Tann zum vorletzten Male bei Idstedt gesehen — zum letzten Male bei Friedrichstadt! Beide waren erfolglose Kämpfe, doch ein jeder, dem es gegeben war, so wie mir, den Führer zu sehen, hatte die feste, unerschütterliche Ueberzeugung, daß ihm nicht der geringste Theil des Mißerfolges zuzuschreiben sei. Was persönliche Tapferkeit, zähe Widerstandsfähigkeit, rascher Blick und schnelles Handeln anbetraf, so konnte sich von der Tann dem bewährtesten Officier zur Seite stellen — das wußte ich — hatte es mit eigenen Augen gesehen, — stimmte darin mit fast allen überein ... und ward im letzten Feldzuge wie alle enttäuscht — fühlte wie so viele Norddeutsche, neben der Freude über die Siege des Generals von Falckenstein, tiefes, inniges Mißbehagen über die nach allen Nachrichten so offenbar dargelegte Unfähigkeit des Generals von der Tann, dem man größtentheils — ja fast allein das Mißlingen des Bundesfeldzuges zuschrieb — der nicht fähig war ... den geringsten, wenn auch nur momentanen Vortheil gegen einen — wie es hieß, viel schwächeren Gegner zu erringen. — General von Falckenstein machte mich, wie der Leser weiß, zuerst auf meinen Irrthum, den Mißerfolg der Baiern in der Unfähigkeit ihrer Führer und besonders von der Tanns zu suchen, aufmerksam, indem er die ganze bairische Armeeorganisation dafür verantwortlich machte. Nach und nach — während ich mich in das Studium des Mainfeldzuges vertiefte, wurde mir dies von Tag zu Tag klarer, und als ich endlich dieses Studium vom preußischen Standpunkte aus beendet hatte, hielt ich es für meine Pflicht, es von der entgegengesetzten Seite von neuem aufzunehmen, und ebenso wie die preußische Kriegsleitung sich in dem General von Falckenstein verkörperte, so war ich überzeugt, daß General von der Tann die einzige competente Autorität wäre, um über die bairische Kriegsführung zu sprechen ... besonders mir gegenüber, der die traurige Aufgabe gehabt hatte, die Unzahl von Anschuldigungen, welche gegen ihn in die Welt geschleudert worden waren, mitanzuhören und lesen zu müssen. Zugleich dachte ich mir auch, daß die Leser des Daheim, die mir in meinen Besuchen bei den preußischen Generalen mit so vielem Interesse gefolgt waren, mir Dank wissen würden, wenn ich mich bemühte, ihnen das Bild eines Mannes vorzuführen, über dessen Persönlichkeit und Leistungen in der letzten Zeit sogar viele widersprechende Urtheile gefällt

worden sind; oder vielmehr der mit solcher erbitterten Parteilichkeit verurtheilt worden ist, ohne daß die, welche sich zu seinen Richtern aufwarfen, sich die Mühe gegeben hätten, irgend einen Grund seines Thuns und Handelns von ihm persönlich zu erfahren.

Doch war mein Unternehmen — der Leser wird mir beistimmen — sehr delicater Natur, und ich verhehlte es mir nicht im geringsten. Der Schriftsteller, welcher preußische Siege feierte, preußischen Erfolgen in all seinen Schriften huldigte, dem preußische Generale in denkwürdigen Unterhaltungen so viel aus ihrem Heldenleben anvertraut — war der wohl geeignet, zu dem Besiegten zu gehen? war es nicht schon ein undelicater Gedanke, daß derselbe Mann, welcher sich den Historiographen der Sieger nannte, vor den Besiegten treten sollte, um ihn zu veranlassen, ihm — gerade ihm seine Mißerfolge zu gestehen und zu erläutern? Mußte beim General von der Tann der Gedanke nicht auf der Hand liegen, daß es eine bittre Ironie wäre, die Schwelle des Generals von Goeben zu verlassen, um zu ihm zu kommen, und daß der eigentliche Zweck meines Besuches der wäre, den preußischen Siegen im Auge der Leser noch mehr Relief zu geben, durch die Erzählung seiner Niederlagen? — Das alles gestand ich mir, und was ich in München hörte, war nicht im geringsten dazu geeignet, mich in meinem Vorhaben zu bestärken. Man erzählte mir, daß der von der bairischen und süddeutschen Presse so hart angegriffene General voller Erbitterung wäre, — daß er wie der Prinz Karl zu thun und seine Entlassung zu nehmen gedächte — daß ... Gott weiß, was man mir alles erzählte, und was alles geeignet war, mich in meinem Vorhaben schwankend zu machen. — Und dennoch sah ich immer mehr ein, daß, um eine Geschichte des Mainfeldzuges zu schreiben, es unumgänglich nothwendig wäre, daß ich mit dem General von der Tann spräche, damit er mir über einige mir unklare Punkte den nöthigen Aufschluß gäbe, damit er mir sage, was Recht und Unrecht, wahr und unwahr in der Unzahl von Gerüchten, die mein Hirn verwirrten, wäre. Ich sah ein, daß das Daheim Recht habe, wenn es mir als eine Pflicht der Gerechtigkeit die Aufgabe stellte, in seine Porträtgallerie deutscher Feldherrn auch das Charakterbild von der Tanns einzureihen.

Ich mußte es wagen, mußte auf mein gutes Glück vertrauen, das, wie der Leser weiß, mir bei allen den Besuchen, die ich ihm mitgetheilt, so hold war, und mußte von vorneherein mich selbst zu überzeugen versuchen, daß der General von der Tann in dem Schritte, den ich bei ihm that, nur den wirklichen Zweck sah ... die Wahrheit zu Ehren zu bringen! — Ich vertraute auf die Loyalität des Generals, dessen Geist in einem offenen Entgegentreten keine kleinlichen Nebenzwecke argwöhnen konnte — und man wird sehen, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

* * *

Ich wurde mit kaltem und mißvergnügtem Gesichte vom General von der Tann, welchen ich vorher schon von meinem Kommen benachrichtigt hatte, empfangen. Er wäre, — sagte er — sehr beschäftigt, habe die Briefe, die mich bei ihm einführten, gelesen — habe auch erfahren, daß ich die „angenehme" Aufgabe hätte, den Mainfeldzug zu beschreiben, wisse auch, wie mich General von Falckenstein und Goeben empfangen ... und stände zu meiner Disposition über etwaige Details, die mir zu meinem Werke über die bairische Armee nothwendig wären!

Das war ein schlimmerer Empfang, als ich ihn mir gedacht hatte! Solch kaltes Gesicht mit kurzen und höflichen Worten, das ist für einen Berichterstatter meiner Art einem vollständigen Mißerfolge gleich zu achten! — Doch glücklicherweise dachte ich in dem Augenblicke selbst nicht daran — ich betrachtete stumm den Mann, vor dem ich stand, und dem ich inmitten des Schlachtengewühls vor sechszehn Jahren begeistert zugejauchzt hatte! — Noch immer diese schöne, stattliche Figur, in der die Eleganz des Wuchses sich mit einer ungewöhnlichen Kraft so seltsam vollkommen paart — noch immer dieses gutmüthige, ja fast sanfte Gesicht, von hellblauen Augen matt beleuchtet, das durch einen Säbelhieb zerschnitten, und auf dem man mit Erstaunen den Ausdruck so eiserner Energie beobachtet! ...

„Ich bewundere, Excellenz," — sagte ich nach einigen Augenblicken, — „wie Sie sich seit sechszehn Jahren so außerordentlich conservirt haben; ich sah Sie bei Idstedt ...

„Auch eine Schlacht, die ich verloren habe," — unterbrach er mich mit scharfem Accente, — „General Willisen existirt gar nicht; — ich habe Idstedt verloren ... doch ich danke Ihnen — mag mich doch wohl verändert haben, hab' wenigstens weiße Haare bekommen! — Sie haben also auch den Schleswig-Holsteinschen Krieg mitgemacht — wahrscheinlich den zweiten! — Ich habe sie alle drei gesehen — war auch bei dem letzten Düppelsturme, und hab' da viele von unseren früheren Schleswig-Holsteinschen Officieren wiedergesehen. Armer Major von Beeren! welch tüchtiger Mann! dem war es bestimmt, in Schleswig-Holstein zu fallen! ... Hm! — wir haben wenig Glück, wir Officiere aus dem ersten Schleswig-Holsteinschen Kriege! — Aldosser gleich durch den ersten preußischen Schuß verwundet — am andern Tage General Faust bei Wiesenthal getödtet. — Er commandirte eine Compagnie, als ich zum ersten Male Düppel stürmte, und wenn ich nicht irre, war er in Schleswig ein intimer Freund des General Wrangel, der damals noch Hauptmann war ... und jetzt die Preußen bei Wiesenthal führte! ... Komisch ... nicht wahr? ... Ich allein bin mit einer leichten Halswunde bei Kissingen davongekommen ... ich hab' immer viel Glück; ... doch ... bitte, sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann; — denn ich bin sehr beschäftigt!"

Ich sah ein, daß, wenn es mir nicht gelänge, den General aus diesem Ton herauszubringen, meine Mission gescheitert sei, und ich faßte den Entschluß, noch ein letztes zu wagen, um sein Vertrauen zu gewinnen.

„Ich möchte von Ew. Excellenz gerne etwas über die Organisation der bairischen Armee im letzten Feldzuge hören," sagte ich, „denn nach der Meinung des Generals von Falckenstein sind die Gründe der Mißerfolge dieser Armee fast nur in ihrer Organisation zu suchen."

Der General sah mich starr an.

„Und zu welcher Zeit sagte Ihnen General von Falckenstein das?" fragte er.

„Einige Wochen nach dem Friedensschlusse!" erwiderte ich.

„Einen merkwürdigen Scharfblick besitzt dieser Mann — und kannte er die genauen Details der bairischen Heeresorganisation?"

„Ich kann es nicht behaupten."

„Ich glaube es nicht, sonst wäre er bei gewissen Gelegenheiten nicht so äußerst vorsichtig gewesen."

„Vorsichtig?" sagte ich, indem ich unwillkürlich lächeln mußte, als ich daran dachte, wie General von Falckenstein sich einen „Sicherheitscommissarius" nannte.

„Ja," erwiderte der General, „denn, wahrhaftig, wäre Ihr General nicht so äußerst vorsichtig gewesen, wäre es uns ein Paar Mal trotz allem gelungen, mit der bairischen Armee etwas, was einem Siege ähnlich sieht, zu erfechten."

„Dürfte ich bitten, Excellenz, mir ein Beispiel dieser Vorsichtigkeit des Generals von Falckenstein anzuführen?" sagte ich, „denn Sie werden wissen, daß man ihn in vielen Kreisen gerade des Gegentheils beschuldigt."

„Gerne. — Die ganze Affaire bei Dermbach zum Beispiel. Ich wußte, daß Goeben angreifen würde, wußte auch, daß es nur eine starke Recognoscirung sein sollte. Einer solchen Recognoscirung folgt aber gewöhnlich ein Angriff, und auf diesen Angriff hatte ich mich mehr vorbereitet, als auf den Vorstoß auf Wiesenthal und Neithartshausen. Es lag mir gar nichts daran, an diesen beiden Orten zurückgedrängt zu werden; ich hatte bei Kalten-Nordheim die trefflichsten Stellungen — und erwartete sicherlich, daß General Falckenstein dem vordringenden Goeben mit anderen Truppen nachfolgen würde! — Er hätte unsere ganze Armee schlachtbereit gefunden, und .... doch es steht mir wohl schlecht, Hypothesen von Siegen aufzustellen, — wenn man aber die Wahrscheinlichkeit als Maßstab aufstellt, so ist anzunehmen, daß, wäre mir Goeben gefolgt, ich ihn geschlagen hätte! — Doch das ist ja ganz gleichgültig, ob man darüber noch Worte verliert oder nicht! Es ist einmal so, wir sind besiegt — überall besiegt worden, und wer anders sagt, sagt die Unwahrheit!"

Ich kann dem Leser die Versicherung geben, daß ich es in diesem Augenblicke bitter bereute, zum General von der Tann gegangen zu sein; — ich sah, und ich fühlte es mehr, als ich es sah, daß dieser Mann mit seinem ruhigen Gesichte unendlich litt, mir, dem Unbekannten gegenüber, so sein Soldatenunglück zu erläutern und zu zergliedern. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte — ich wollte

etwas sagen, das meine Indiscretion wieder gut machen konnte .... und wie das so oft geschieht, ich machte es noch schlimmer.

„Wie sehr ist das bairische Volk durch die angeblichen Siegesnachrichten seiner Armee getäuscht worden!" sagte ich, „und ist dies nicht der Grund, daß, als später die Wahrheit an den Tag kam, die Erbitterung so groß, so unverständig ward?"

Der General fuhr von seinem Sitze auf.

„Und man glaubt vielleicht in Norddeutschland, daß ich der Verfasser dieser Siegesnachrichten sei? Auch das noch! ... Doch, es ist gut! lassen wir alles das; man hat mir gesagt, daß Dutzende von Schmähschriften gegen mich erschienen sind, — ich habe keine gelesen; der Proceß gegen den Redacteur Zander ist ohne mein Wissen und später gegen meinen Willen geführt worden; ich habe heute noch nicht den bezüglichen Artikel gelesen."

„Und die Vertheidigung?" fragte ich, „haben Ew. Excellenz die gelesen?"

„Davon gehört habe ich!" erwiderte er mit mit barscher Stimme, „gelesen habe ich sie nicht, obgleich der stenographische Bericht dort auf meinem Pulte liegt! — Und ebensowenig, wie ich die Angriffe gegen mich lese, ebensowenig suche ich mich dagegen zu vertheidigen. Nie wird von mir ein Wort der Erwiderung erscheinen. Ich habe meinem fürstlichen Feldherrn, dem loyalsten und ritterlichsten Soldaten des Landes, über mein Thun und Wirken Bericht erstattet, mein König und Herr hat mich sogar für meine Leistungen ausgezeichnet, soll ich mich vielleicht bei einer Presse, die nur Scandal sucht, rechtfertigen? ihr begangene Fehler abbitten? — Nein, ich weiß es, meine Popularität ist dahin, vielleicht für immer, aber ich habe das Gewissen, meine Pflicht wie ein ehrlicher Mann gethan zu haben, und da möge man schreiben, was man will, es ist mir gleich; spätere Geschichtsschreiber werden mir vielleicht Gerechtigkeit widerfahren lassen — vielleicht auch nicht, es möge sein, wie es wolle, ich thue keinen Schritt weiter!"

„Und darf ich mir erlauben, Excellenz," sagte ich, „die Behauptung aufzustellen, daß Sie Unrecht hatten, diesen Sturm von widersinnigen Verleumdungen über sich hereinbrechen zu lassen, ohne ihm ein einziges Wort entgegenzustellen. Ich bilde mir ein, daß der Name von der Tann immer noch im Herzen einer ganzen Generation fortlebt, und ein einziges Wort von Ihnen mehr Gewicht hat, als ganze Haufen von Schmähartikeln."

„Sie sind nicht der erste, der mir das sagt, doch wem schadet es, wenn ich schweige? Höchstens mir — und das will ich verschmerzen."

„Dürfte ich Ew. Excellenz ein Beispiel anführen, wo vielleicht der Gedanke, von Jemandem mißverstanden zu werden, Ihnen doch nicht ganz gleichgültig bleiben wird?"

„Ich bitte darum.""

„Ich glaube behaupten zu können, daß die Abberufung des Generals von Falckenstein von der Mainarmee einen Hauptgrund darin hatte, daß dem königlichen Hauptquartier in Böhmen die bairische Siegesnachricht von Dermbach viel eher zukam, als der Bericht des Generals selbst."

„Nicht möglich, — unbegreiflich!" unterbrach mich der General von der Tann, „nun so möge es der General von Falckenstein denn wissen, daß aus meiner Feder nie ein Siegesbericht über Dermbach gekommen ist. Wie ich Ihnen schon vorhin sagte, legte ich der ganzen Affaire nur eine untergeordnete Wichtigkeit bei, und meine Berichte sagten nur, daß wir im Besitze des Schlachtfeldes geblieben waren und sprachen sich überaus lobend über die Tapferkeit der Soldaten aus; und daß das wahr ist, das möge General von Kummer bezeugen und sagen, ob er selbst nicht stolz gewesen wäre, Soldaten zu führen, wie die, welche Schloß Zella vertheidigten — oder Wrangel, der so viele Verluste am Uebelberge hatte."

„Und wäre es darum nicht besser," sagte ich, „wenn Ew. Excellenz sich einmal recht offen über diesen Feldzug aussprächen, einem Manne gegenüber, der seit Monaten diesen Feldzug zu seinem ausschließlichen Studium gemacht hat, der dem Namen von der Tann eine durch nichts zu vermindernde Verehrung seit seiner Jugend zollt, der keinen sehnlicheren Wunsch hegt, keinen bessern Zweck für seine Feder kennt, als der Liebe des deutschen Volkes den „Tann von früher" wiederzugeben. O, glauben Sie mir, Excellenz, es herrscht im Norden keine kleinliche Eifersucht gegen die Deutschen des Südens, wir würden alle freudig einem kräftigen süddeutschen Heere Glück wünschen, das mit uns gegen das Ausland kämpfte, und keinen besseren, keinen beliebteren Namen würde ganz Deutschland an der Spitze eines solchen Heeres sehen, als den Ihren ..."

Der General stand rasch auf.

„Ich bin beschäftigt," sagte er, „bitte, kommen Sie morgen wieder zu mir."

* * *

Wie lang mir die Zeit bis zum nächsten Tage ward, kann sich der Leser wohl vorstellen, ich glaubte, es sei ein Tag ohne Ende, und der Gedanke, daß der General, trotz meiner Bitte, immer noch in seinem Stillschweigen verharren würde, verließ mich nicht. Als ich endlich bei ihm eintrat, war sein Empfang ein so freundlicher, so herzlicher, wie ich es mir nie vorzustellen gewagt hatte.

„Setzen Sie sich," sagte er, „ich habe darüber nachgedacht, was Sie gestern sagten, das vernünftige, anständige Publicum hat doch ein Recht zu erfahren, auf welche Weise der General, auf den man so viele Hoffnungen setzte, dem sein König den hohen Rang eines Chefs des Generalstabes anvertraut hatte, sich überall hat schlagen lassen und der so la bête noire eines ganzen Volkes in wenigen Wochen geworden ist. Hören Sie also . : ."

„Pardon, Excellenz," unterbrach ich, hocherfreut über das Vertrauen, welches mir der General schenkte, „Sie wissen, daß meine Besuche auch einen .... ich will ihn biographischen Zweck nennen, haben; ich bin eine Art von Untersuchungsrichter, der Ihnen gegenübersitzt und .... so bitte ich, mir vor allen Dingen zu sagen, wo und wann Sie geboren sind."

„So! so!" meinte der General lächelnd, „Sie wollen zu gleicher Zeit Ihren Lesern den Tann von A bis Z vorführen. Sei es! aber Ihre Leser werden sich höchst täuschen, wenn Sie in meinem früheren Leben etwas Interessantes zu finden hoffen, wie in dem Leben der Generale Moltke, Falckenstein und Goeben, das Sie beschrieben haben. — Ich ward 1815 in Tann geboren, und denken Sie sich, wie höchst ergiebig der Umstand für diejenigen, die mich so angreifen, ist — mein Geburtsort, mein Stammgut und meine Besitzungen sind nach dem Friedensschlusse preußisch geworden.

„In meinem zwölften Jahre trat ich in die Pagerie, wo man den jungen Leuten eine Erziehung gab, die sie zu jeglicher Carriere befähigte. Im Jahre 1833 — in meinem 18ten — machte ich mein Abiturientenexamen und trat als Seconde-Lieutenant in die Artillerie, in welcher Stellung ich bis 1840 blieb, wo ich als Oberlieutenant in den Generalstab kam. Ich muß hier den Ausdruck „Generalstab" gebrauchen, eben weil er hier so genannt wird, aber wenn Sie sich darunter etwas Aehnliches vorstellen, wie die treffliche und so allgemein bewunderte Institution, deren Chef in Preußen jetzt General von Moltke ist, so täuschen Sie sich vollkommen. Es würde Sie wenig interessiren, den Unterschied kennen zu lernen, der zwischen unserer Generalstabseinrichtung und der preußischen ist, aber wenn ich das Verhältniß in Zahlen ausdrücken sollte, so wäre die Proportion eins zu fünfzig wahrhaftig nicht zu hoch. Ich benutzte meine Lieutenantszeit hauptsächlich, um Reisen zu machen, die meiner militärischen Bildung förderlich sein konnten. Ich besuchte die preußischen Lager — ich sah Radetzkys Manoeuvres in Italien und brachte eine ganze Zeit in Algier zu, um die Taktik der französischen Armee kennen zu lernen. Diese militärischen Reisen waren zur damaligen Zeit mit vielen Unannehmlichkeiten von Seiten unserer Regierung verknüpft, denn König Ludwig I. sah sie sehr ungern und gab selten die Erlaubniß dazu. 1844 ward ich Hauptmann und dem Kronprinzen als Adjutant zugeordnet — und diese Ehrenstellung habe ich zwanzig Jahre lang behalten! O was war das für ein guter, edler Fürst, unser König Max — nie, nie wird ihm die Geschichte die schuldige Gerechtigkeit ganz zu Theil werden lassen; denn nur die, welche so lange wie ich in seiner unmittelbaren Nähe gelebt und sein ganzes Vertrauen wie ich genossen haben, sind fähig, seine unendliche Seelenhoheit und Herzensgüte richtig zu schätzen. Baiern hat nur einen guten König an ihm verloren — ich verlor mehr als ganz Baiern — ich verlor einen Freund! — Sie wissen, was mir 1848 begegnete, — ich war Major geworden und stellte mich an die Spitze der Freischaaren, die sich in Schleswig-Holstein bildeten. Die Erfolge, die ich dort erzielte, sind, wie Sie sich wohl denken können, meine besten Rückerinnerungen. Dort lernte ich Falckenstein kennen, der Major war — Wrangel, der noch Hauptmann war, und eine große Anzahl von Officieren aller deutschen Gauen, die nach so langen Friedens-

jahren es wie ein Fest ansahen, einmal Kugeln sausen zu hören. Im nächsten Jahre kam auch die bairische Division nach Holstein, und ich legte das Commando meiner Freischaaren nieder, die ich ganz außerordentlich gut organisirt hatte und die sich wie Löwen schlugen, und ward dem Prinzen von Altenburg, der die bairische Division führte, mit dem Range eines Oberstlieutenants als Stabschef beigegeben. 1850 endlich, als die Herzogthümer sich selbst überlassen den Krieg gegen Dänemark fortsetzten und dem General v. Willisen den Oberbefehl über ihre Truppen gaben, trug mir die Statthalterschaft den Rang eines Generalstabschefs an. Mein König, der meine außerordentliche Sympathie für die Schleswig-Holsteinsche Sache kannte, entband mich meines Eides und erlaubte mir, aus der bairischen Armee zu scheiden unter der einzigen Bedingung, daß ich mich gleich wieder auf meinem Posten einfinden solle, wenn Baiern Kriegsgefahr drohe. Ich kann mich wahrlich kein Schoßkind der Kriegsgöttin nennen; im Gegentheil, sie spielt mir arg mit. Dieser kurze Feldzug könnte allen denen zur Lehre dienen, die da denken, daß Begeisterung, Tapferkeit und Selbstopferung genügen, um ein siegreiches Heer zu schaffen. Wir hatten die Blume Deutschlands in unseren Reihen — aus allen Gauen strömten die intelligentesten, befähigtsten jungen Leute uns zu und reihten sich den freiwilligen Schleswig-Holsteinern an. Ich glaube, daß ich nie individuell tapferere Soldaten als diese sehen werde — und dennoch wurden wir überall geschlagen, obgleich Willisen den Ruf genoß, einer der tüchtigsten preußischen Generalstabsofficiere zu sein und ich sicherlich damals der beliebteste Officier ganz Deutschlands war. — Doch was half's? — Die Dänen waren nicht allein um ein Dritttheil stärker als wir, sondern sie hatten Soldaten, die es gelernt hatten in Reihe und Glied zu marschiren, die zu manövriren verstanden, selbst im Kugelregen; und gegen diese Eigenschaft — die vielen so ganz überflüssig erscheint — behaupte ich, daß sich die brillanteste Tapferkeit machtlos zerschellt. — Nach der Affaire von Friedrichsstadt trat der Fall ein, den König Max vorhergesehen ... Baiern rüstete, und Jedermann glaubte, daß der Krieg ausbrechen würde. Ich mußte, meinem Versprechen gemäß, die Herzogthümer verlassen und wurde wieder in die bairische Armee aufgenommen. — Sie wissen, wie die ganze Kriegsgefahr sich bei Bronzell zerschlug und Fürst Taxis die bairische Armee wieder zurückführte."

„Fürst Taxis?" — unterbrach ich — „ist das derselbe, der ..."

„Ja, der unsere Reserve-Cavallerie im letztem Kriege führte ... ich weiß schon, was Sie sagen wollen ... ich werde nachher auf diesen merkwürdigen Unfall zurückkommen. Ich wurde nun Flügeladjutant des Königs, — wurde Generalmajor und verlebte die Friedensjahre in dieser Stellung, bis ich sie 1859 verließ, im Augenblicke, wo wir gegen Frankreich rüsteten und ich den Befehl über eine Brigade bekam. Da auch aus diesem Kriege nichts ward, kehrte ich wieder in meine alte Carriere zurück, ward 1861 Generallieutenant und Generaladjutant des Königs — und blieb es bis zu seinem so unerwarteten Tode. Jetzt habe ich Ihnen in wenigen Worten mein ganzes Leben erzählt, — ein Leben voller Freud und Leid, wie ein jegliches andere unter der Sonne, das seine Glanzperiode im ersten Schleswig-Holsteinischen Feldzuge gehabt, und seitdem mit wechselndem Glücke mich dem großem Endziele des Daseins ziemlich ruhig zugeführt hatte! — Nie hätte ich es mir wohl träumen lassen, daß ich einen kurzen kriegerischen Ruhm so theuer werde bezahlen müssen. — Wie es zum Kriege kam, weiß Jedermann, und einem Soldaten kömmt es nicht zu, sich zum Richter der Politik aufzuwerfen. So wie das Wort „Krieg" ausgesprochen wird, muß der Soldat alles, was ihn an das bürgerliche Leben fesselt, gewaltsam abstreifen und nichts weiter als *Soldat* sein; — und zu den Dingen, deren er sich entledigen muß, gehören die politischen Meinungen in der ersten Reihe. War es klug oder unklug, die Partei Oestreichs gegen Preußen zu ergreifen — das will ich jetzt nicht entscheiden — darüber durfte ich damals nicht discutiren. Kurz, als der heldenmüthige Prinz trotz seines hohen Alters noch seinem Lande einen letzten Beweis von Patriotismus geben wollte und das Ober-Commando annahm, wurde ich als Chef des Generalstabes designirt. — Es war dies sicherlich das größte Leid, das man mir anthun konnte. Ich hatte eine so schöne Division — die 1. Infanterie-Division — ich kannte sie, hatte volles Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit, und nun sollte ich ihr Commando niederlegen, um jenen so schwierigen, undankbaren Posten eines Generalstabschefs anzunehmen. Sicherlich — hätte ich freie Wahl gehabt, ich hätte rundweg ausgeschlagen, aber der Minister, der Prinz, der König selbst behaupteten, daß ich der allein befähigte meiner Kameraden für diese Stellung wäre — und ich mußte mich fügen; aber glauben Sie es mir sicher ... nicht ohne Herzleid, und von düsteren Vorahnungen erfüllt. Goeben hatte vollkommen Recht, als er Ihnen sagte, daß der schönste Posten eines Generals an der Spitze einer Division ist, der man vertraut — der undankbarste ist sicherlich der eines Chefs des Generalstabes — oder man müßte denn Erfolge erzielen, wie General von Moltke. — Kaum war meine Ernennung bestätigt, als ich ins Hauptquartier des Generals Benedek abging und mit ihm im Namen der bairischen Regierung eine militärische Convention abschließen mußte, welche die Eventualitäten des zukünftigen Feldzuges stipulirte. Diese Convention schrieb vor allen Dingen Vereinigung mit dem Bundesheere vor — und hatte, ich muß es eingestehen, nur den für Oestreich so bedeutsamen Zweck, auf alle Fälle zu verhindern, daß diejenige Truppenmacht, über die Preußen verfügen mußte, um den süddeutschen Truppen Stich zu halten, *nie* nach Böhmen detachiren könne. Der umgekehrte Fall — die preußische Armee zu verhindern, gegen Baiern zu detachiren, war nicht vorgesehen. — Von der Zeit meiner Zurückkunft aus dem Hauptquartiere Benedeks datirt meine Unpopularität in Baiern. Ich hatte die östreichische Armee gesehen, hatte ihr Stärkeverhältniß geprüft, und es war bei mir zur unerschütterlichen Ueberzeugung geworden, daß die Oestreicher nicht zwei Feinden Stich halten könnten und dem mächtigeren unterliegen müßten. Diese Ueberzeugung hielt ich für meine Pflicht, meinen Vorgesetzten offen darzulegen — ich weiß nicht, wie es geschah, daß meine Worte ins Publicum drangen — von dort entstellt durch die Presse in ganz Baiern verbreitet wurden; und von dem Tage an ward ich die Zielscheibe von Schmähungen und Verleumdungen, wie ich nie geglaubt hätte, daß sie in irgend einem Lande existiren könnten. — Doch lassen wir das — und zur Sache! Ich muß Ihnen von einigen Fehlern unserer Armee sprechen, denen ich einen großen Theil der Mißerfolge zuschreibe, und da es nur sachliche Fehler sind, die wahrscheinlich durch die neue Organisation in kürzester Zeit beseitigt werden, so kann ich dies ganz offen thun. Ich glaube, daß gar viel daran lag, daß unsere Armee seit so langen Jahren nie vollständig gewesen ist, daß wir nie im großen manoeuvrirt haben, wie andere Nationen es thun — daß aus Ersparniß die Beurlaubungen zu groß waren und endlich daß vom höchsten Officier bis zum Soldaten niemand einen rechten, festen Begriff vom Ineinandergreifen dieser vielköpfigen Maschine, die man *eine Armee* nennt, hatte. Denken Sie sich — unser letztes großes Feldmanoeuvre datirt von 1853; mehr noch — keiner unserer Divisionäre hatte je eine vollständige Division geführt — kein Brigadegeneral eine Brigade; ja selbst kein einziger Oberst hatte sein ganzes Regiment je zusammengehabt. Unsere Compagnien waren in Friedenszeiten häufig bis auf 25 Mann reducirt — und daß man unter solchen Umständen nicht eine Armee bilden kann, die der preußischen sich ebenbürtig gegenüber stellen könnte, liegt wohl klar auf der Hand. Was für diesen Feldzug außerdem noch unendlich unheilbringend war, ist der Umstand, daß unsere großen Entlassungen am Ende des Monats April stattgefunden hatten und daß die Bataillone, die im Monat Juni mit der kriegstüchtigen Division Goeben kämpften, die schon den Krieg der Herzogthümer mitgemacht hatte, voll Rekruten, die erst 6 Wochen Dienstzeit hatten, gespickt waren. Unter solchen Verhältnissen begannen wir den Krieg ..."

„Dürfte ich bitten, Excellenz, mir einiges über das numerische Verhältniß der bairischen Armee zu sagen?" unterbrach ich.

„Ja, es sind darüber gar viele Unwahrheiten berichtet worden — oder vielleicht sind es gar nur Irrthümer; man führte so und so viel preußische Bataillone auf und stellte dann die Zahl der bairischen Bataillone hin; nur vergaß man, daß die preußischen Bataillone 1001 Mann zählen, während die bairische Infanterie 850 Mann per Bataillon hat und in den Jäger-Bataillonen nur 600. Mit einem Worte jedoch, — und da die Infanterie in diesem Kriege am meisten gezählt werden muß, so kann ich Ihnen mit *Bestimmtheit* die Zahl der Gewehre auf 29,000 angeben."

„Wie, Excellenz?" rief ich, glaubend, falsch gehört zu haben ... „nur .."

„Ja," erwiderte er — „ich konnte nur über 29,000 Mann Infanterie beim Beginn des Kampfes disponiren, und ich glaube in dieser Waffe ziemlich schwächer wie der General von Falckenstein ge-



Die Heimkehr des Studenten. Nach seinem Carton für das Daheim gezeichnet von Emil Haertel.

wesen zu sein, der außerdem fortwährende Verstärkungen während seines Vormarsches, sowohl von Preußen als von den mit Preußen verbündeten Contingenten erhielt, während Baiern, auf sich selbst angewiesen, mit der höchsten Kraftanstrengung in der Dauer des Feldzuges nur 6000 Mann kampffähiger Soldaten als Ersatz seiner Armee zuweisen konnte!"

„Excellenz vergessen," sagte ich, „daß General von Falckenstein zwei Armeen gegen sich hatte — die Ihre und die sogenannte Reichsarmee."

„Sie haben Recht!" — meinte der General seufzend — „ich vergaß es, man muß es mir verzeihen, denn die Reichsarmee hat gar zu oft vergessen, daß wir Verbündete waren, deren Hauptaufgabe die Vereinigung ihrer beiderseitigen Kräfte war! — Kurz, so zogen wir ins Feld; — am 16. Juni, am Tage, wo General Falckenstein in Hannover einrückte, begann der strategische Aufmarsch unserer verschiedenen Truppentheile, und am 21. war er vollendet. Wäre das 8. Bundesarmeecorps jetzt auch kampfbereit gewesen, so hätte eine gemeinsame Action gegen die Rheinprovinzen vorgenommen werden können — doch so mußte ein Concentrationspunkt vor allem andren bestimmt werden, und zu einem solchen eignete sich Fulda am besten, da wir hier die retirirenden Hannoveraner aufnehmen konnten. Unser Abmarsch geschah also in dieser Richtung am 22., nachdem wir die Gewißheit erlangt hatten, daß ein preußischer Angriff von Hof aus nicht stattfinden würde! Nichts berechtigte uns zu der Voraussetzung, daß wir zur Befreiung der Hannoveraner ernste Kämpfe vorzunehmen brauchten — im Gegentheil wir erachteten, daß jene früher als wir in Fulda ankommen würden. Wir erhielten am 23. Abends directe Nachricht, daß sie sich von Eschwege nach Mulhausen gewandt hätten und uns einen neuen Plan vorlegten zu einer Vereinigung auf der Linie Eisenach-Gotha. Man wirft der bairischen Führung vor, die Hannoveraner im Stich gelassen zu haben — man hätte mehr Recht ihr vorzuwerfen, ihren ursprünglichen Plan dem Hirngespinnste König Georgs aufgeopfert zu haben. Prinz Karl hatte vollkommen Recht, als er einem Abgesandten der Hannoveraner erwiderte, daß eine Armee von 18,000 Mann sich überall durchschlagen müßte — aber wenn diese Armee sich gar nicht durchzuschlagen braucht, sondern gemüthlich durchmarschiren kann und es nicht thut, so kann man uns doch wahrhaftig keinen Vorwurf machen. Uebrigens, ich kann Ihnen nicht sagen, wie schwer es uns ward, genaue Nachrichten uns zu verschaffen und aus dem Chaos von Gerüchten die Wahrheit zu entwickeln. Herzog Bernhard von Meiningen ließ uns am 24. anzeigen, daß die Hannoveraner capitulirt hätten, und am 25. erwies sich diese Nachricht falsch; wir wußten gar nichts mehr, — unsere eingelaufenen Berichte widersprachen einander fortwährend. Da sandte ich die besten Emissäre aus, die wir auftreiben konnten, und Prinz Karl versprach aus seiner Privatcasse dem ersten, der ihm genaue Nachrichten brächte, eine Belohnung von 1000 Gulden — und während dessen marschirten wir fortwährend nach Norden. Da erfuhren wir den Sieg der Hannoveraner bei Langensalza, und am nächsten Morgen, den 28., erhielten wir zwei Depeschen, die eine direct vom Kaiser Franz Joseph, die andere von der Bundescommission aus Frankfurt, die uns diesen Sieg anzeigten — und beide mit der Bemerkung, König Georg habe gemeldet, er könne sich noch 8 Tage halten und auf die bairische Hilfe warten. Wir setzten unsere Bewegungen trotzdem, daß unser Operationsplan dadurch gänzlich vernichtet war, fort — standen am 30. in Wasungen, Suhl und Ilmenau — und erfuhren, daß die Hannoveraner am vorhergehenden Tage schon capitulirt hätten! — Das ist die ganze Geschichte des bairischen Verrathes gegen die Hannoveraner! — Richten Sie! Ich fürchte nichts; — dies ist ein Punkt, über den man uns bald Gerechtigkeit widerfahren lassen wird; denn die Thatsachen liegen so klar und offen auf der Hand, daß nur Blinde ... Blinde aus Tendenz sie nicht sehen! König Georg wollte sein Land nicht verlassen — wollte sich dem Bundesbeschlusse nicht unterwerfen; das ist die Auflösung des ganzen Räthsels; — er hätte geruht die bairische Hilfe anzunehmen, um die Preußen aus seinem Lande hinauszujagen, aber sich und seine brave Armee dem Bundesfeldherrn unterzuordnen, das war ihm ein unerträglicher Gedanke! — Doch man muß nicht zu strenge richten; andere, die viel weniger dazu berechtigt waren, haben es ebenso gemacht. — Ich muß Ihnen jetzt ein Geständniß ablegen, das, wenn es bekannt wird — und ich bitte Sie, nicht zu unterlassen, es bekannt zu machen — mir die wenige Sympathie, die mir noch die bairische Presse zollt, vollständig verscherzen wird. Es betrifft die Presse selbst. Ich hatte verlangt, daß in Baiern, sowie in allen civilisirten Ländern, die Presse in Betreff der Veröffentlichung von Kriegsnachrichten und Betrachtungen über den Krieg einer Censur unterworfen sein solle. In Preußen, in Oestreich, in Frankreich — überall ist es so! Höheren Orts wurde dies verweigert, und die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Jeder einzelne glaubte sich befugt, strategische Pläne aufzustellen, Rathschläge zu geben, begangene Fehler nachzuweisen u. s. w.; und diese Nachrichten gelangten dann wieder indirect zur Armee zurück und demoralisirten dieselbe; — und nicht allein dies, jetzt wußten die Unzufriedenen, die in jeder Armee zu finden sind, eine Quelle, wo sie Rache finden konnten — und flugs waren Berichte geschrieben, die nicht allein gehässig und falsch waren, sondern das Resultat hatten, daß die Oberleitung des Feldzuges in ganz Süddeutschland das Vertrauen verlor, noch ehe sie etwas gethan hatte. Die absolute Folge davon war, daß das Wort „Verrath" schon jetzt anfing seine Rolle zu spielen, die so traurige Resultate erzielt hat. Ich werde Ihnen später noch mehr hiervon erzählen. — Das Beste, was wir nach der Capitulation der Hannoveraner nun hätten thun können — das sogar nur logisch Vorgeschriebene wäre gewesen, den ursprünglichen Plan wieder aufzunehmen und Fulda als Vereinigungspunkt mit dem 8. Armeecorps festzustellen, aber wir sahen ein, daß wir bei der im Lande und in der Armee durch die Presse erzeugten Mißstimmung, es nicht wagen durften, uns den Anschein zu geben, als wichen wir den Preußen aus! — Sie werden das nicht begreifen — ich kann Ihnen hierüber keine näheren Erklärungen geben; aber seien Sie überzeugt, wir mußten einen Zusammenstoß mit den Preußen jetzt haben — um jeden Preis .. es galt unsere Ehre und den Frieden des Landes! — So entstand das Gefecht, was Sie Dermbach nennen!"

Der General hielt inne. — „Ermüde ich Sie auch nicht?" sagte er lächelnd — „interessirt Sie dies alles für Ihr Werk? Ich möchte nicht gerne, daß man das, was ich Ihnen erzähle, als eine Vertheidigung ansähe — ich sagte es Ihnen schon gestern: ich vertheidige mich nicht! Es ist das nur eine Aufklärung — sonst wäre es Ihnen ja ganz unmöglich, unsern Feldzug zu verstehen!"

Ich betheuerte dem General, daß je mehr Aufklärungen er mir gäbe, je lieber es mir wäre; — ich fürchtete, daß er an diesem Punkte angekommen, durch irgend einen Grund bewogen, seine Erzählung abbrechen würde — jedoch ich täuschte mich, er fuhr nach einigen Augenblicken Stillschweigens fort:

„Ich habe lange geschwankt, welche Taktik dem Zündnadelgewehr gegenüber die beste sei, und da ich in der ganzen bairischen Armee der einzige Chef war, der die Wirkung dieser trefflichen Waffe beim Sturm auf die Düppler Schanzen beobachtet hatte, so war hierin meine Meinung maßgebend. Obgleich ohne positive Nachrichten von den Gefechten in Böhmen und den Erfolgen der Benedekschen Offensivtactik, ergriff ich dennoch die gerade entgegengesetzte Idee. Nur defensiv, glaube ich, kann man dem Zündnadelgewehr die Spitze bieten. Interessirt es Sie, wenn ich Ihnen meine Meinung entwickle?"

„Bestimmt — ich bitte darum, Excellenz!"

„Es ist ausgemacht, daß unsere Podewilsgewehre auf 6—800 Schritte doppelt so gut schießen als die Zündnadelgewehre, und wie Sie begreifen, kann sich dieser einzige Vortheil, den wir über die preußische Waffe haben, beim Angreifen nicht bewähren, — unsere Podewilsgewehre schießen durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Mal per Minute, während die Zündnadeln leicht auf 6 Mal gebracht werden können. Die nothwendige Folge hiervon ist, daß wir im Gefecht, um eine gleiche Anzahl Schüsse wie die Preußen zu erzielen, in drei Gliedern kämpfen müssen — während sie auf ein Glied in Schützencolonnen ausschwärmen können! — Hieraus folgt schon, daß die Preußen uns dreimal so viel Leute kampfunfähig machen würden, wie wir ihnen, selbst wenn sie wie wir nur Podewilsgewehre hätten! — Das alles hatte ich bei Düppel beobachtet und darauf meine Meinung gegründet, daß die Defensivtactik die einzige richtige dem Zündnadelgewehr gegenüber sei. Benedek hat dies zu spät eingesehen; — erst bei Königgrätz that er es, wie ich es seit dem Beginn des Feldzuges vorgeschrieben hatte, und am Morgen der Schlacht, wo er die guten Erfolge dieses Systems selbst beobachtete, hat er bitter bereut, es nicht gleich beim Beginn angenommen zu haben. — Außerdem waren wir an Artillerie dem General von Falckenstein überlegen , und der

Prinz Karl war ganz meiner Meinung, daß wir eine Schlacht nur in den von uns gewählten Stellungen annehmen dürften, besonders so lange wir nicht mit dem 8. Armeecorps vereinigt wären. So ging's bei Dermbach! Wie gesagt, wir standen kampfbereit bei Kaltensundheim, und als Wrangel sich vom Uebelberge zurückzog und General Hartmann ihn besetzen ließ, ließ ich ihn die Stellung aufgeben und sich zum Gros concentriren! — Wie Sie wissen, zog General von Falckenstein ab und nahm die Schlacht nicht an. Nun sehen Sie — ich bin fest überzeugt, daß von vielen ihm dies zum Vorwurf gemacht wird, und dennoch — war dieser Abzug wirklich ein strategisches Meisterwerk, wenigstens warf er alle unsere Pläne über den Haufen, da wir am 5. erst ihn erspähen ließen, und als wir die Ueberzeugung bekamen, daß er auf Fulda marschirte, war es zu spät, ihn daran zu verhindern."

„Dürfte ich mir die Frage erlauben, Excellenz," sagte ich, „warum Sie nicht gleich dem General von Falckenstein folgten und ihn verhinderten, seinen Marsch auf Fulda auszuführen?"

„Aus dem Grunde, weil ich meine Artillerie nicht so leicht durch die Defilés von Neithardshausen bringen konnte ..... und dann konnte ich nicht wissen, daß er General Manteuffel erwartet und dieser nicht zur rechten Zeit eingetroffen war. — Ich mußte meinen Plan ändern, zumal da durch die Katastrophe des Fürsten von Taxis bei Hünefeld meine Fühlung mit dem achten Bundescorps unterbrochen war. Nun ..."

„Excellenz versprachen mir einige Details über diese unbegreifliche Katastrophe."

„Ich möchte nicht gern darüber sprechen," erwiderte der General, „besonders, da das Kriegsgericht die Sache zur Untersuchung hat; aber Sie sollen wissen, was überhaupt die Reservecavallerie ohne Infanterie dort zu thun hatte. Zur Zeit der Concentration war dieses Corps noch nicht bereit, und als es endlich kampffähig war, warf ich es in größter Eile dorthin, um die Verbindung mit dem achten Armeecorps anzubahnen, mit dem Befehl, sich stets zurückzuziehen, wenn man auf Feinde stoße, bis genügende Infanteriedeckung da sei. Da es mir aber in meiner Stellung, der ganzen preußischen Main-Armee gegenüber, nicht erlaubt war, von meiner schon so schwachen Infanterie zu detachiren, so hatte ich dem Fürsten Taxis vorgeschrieben, augenblicklich vom Commandanten des achten Bundescorps, welches keinen Feind gegenüber hatte, einige Bataillons als Soutien zu fordern. Es ist officiell bestätigt, daß Fürst Taxis dieser Vorschrift pünktlich nachkam, daß er zwei seiner Officiere zu der Reichsarmee, die vier Stunden entfernt von ihm unbelästigt stand, absandte, und daß die erbetene Infanterie ihm p o s i t i v r e f ü s i r t wurde. Ja freilich, n u n war es ein Fehler von mir, dem Fürsten keine Infanterie mitgegeben zu haben; aber wahrhaftig, man hätte ein Prophet sein müssen, um von einer cooperirenden Armee, die unter dem Oberbefehl unseres Feldmarschalls stand, so etwas vorauszusehen. Was die Katastrophe selbst anbetrifft, so ist sie, wie Sie richtig sagen, unbegreiflich. Positiv bestätigt ist nur, daß bei dem plötzlichen Kehrt ein Paar Dutzend Stimmen das Wort „Verrath" erschallen ließen, und daß dieser Ruf das ganze Corps desorganisirt hat. Nun kam dazu, daß es um die Zeit der Heuernte auf den Bergen war und daß die fliehenden Reiter die Feuer der Bauern für preußische Wachtfeuer hielten, sich mitten in die preußische Armee durch Verrath hineingeführt glaubten und sich dem panischsten Schrecken hingaben .... Ja, ja, Herr Doctor, das ist ein arges Wort! Wissen Sie, in der ersten Zeit schämte ich mich für mein Land, denn diese Tendenz, überall Verrath zu sehen, schien mir eine moralische Decadenz zu sein — und wäre mir einer jener Buben, die solche Gerüchte aussprengten, unter die Finger gefallen! .... doch nach und nach kam ich zu dem Gedanken, der, so barock er Ihnen auch erscheinen mag, vielleicht der richtige ist, nämlich, daß diese Leute eigentlich gar nicht wissen, was das heißt, sein Vaterland zu verrathen — daß sie wie Kinder sind, die mit einer Höllenmaschine spielend wohl wissen, daß das Ding Höllenmaschine heißt, aber es als ein Spielzeug betrachten, und nichts von seiner alles zermalmenden Macht ahnen. — Nein, ich kann nicht an die Schlechtigkeit dieses Volkes glauben — feile Lügner haben es verführt, aber die Zeit wird kommen, wo es sich selbst schämen wird. Dieselben Kürassiere, die dort so schmählich flohen, sind zu mir gekommen, haben mich flehentlich wie Kinder gebeten, sie wieder zu Ehren zu bringen, haben sich darauf berufen, daß sie zu meiner früheren Division gehört hätten, haben mir zugeschworen, sie wären damals v e r r ü c k t gewesen, an Verrath geglaubt zu haben. Die armen Leute thaten mir in ihrer bitteren Reue weh, — ich sagte ihnen, daß ich sie bei der nächsten Gelegenheit ins Feuer schicken würde, aber daß ich sie selbst führen würde, um sie nicht aus den Augen zu lassen. Da hätten Sie die Freude sehen sollen. Es war ein Gejubel ohne Ende .... und erst, als ich ihnen Wort hielt und bei Roßbrunn an ihrer Spitze angriff, das war ein Elan! wahrhaftig, ich war stolz darauf! nur schade, daß wir nur leichte preußische Cavallerie uns gegenüber hatten! Doch ich bin durch diese Episode ganz von meiner Erzählung abgekommen. Nach dem Abmarsch des General Falckenstein auf Fulda und nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß er das Rhöngebirge zu überschreiten gedächte, befahl der Oberfeldherr Prinz Carl dem Befehlshaber des 8. Armeecorps, sich mit ihm im Thale der fränkischen Saale zu vereinigen, um dort, wie es mein Plan war, die Preußen nach den schwierigen Gebirgsübergängen kampfbereit zu empfangen, und wenn die vollständige Vereinigung vielleicht nicht möglich sei, doch einige Corps zu senden, damit der Feind, der inzwischen durch verschiedene norddeutsche Contingente verstärkt war, geworfen werden konnte. Wir marschirten langsam, man wirft uns vor, zu langsam, indem man die forcirten Märsche der Division Goeben als Maßstab des Marschirens aufstellt und will erstens nicht begreifen, daß Baiern keine Westfalen sind, und daß wir, wie ich Ihnen schon vorhin gesagt, eine Anzahl von Recruten hatten, die solchen anhaltenden Strapazen nicht gewachsen waren. Ich mußte mit einer kampffähigen Armee den Preußen entgegentreten, das war ein Haupterforderniß... und dann wollte ich dem achten Armeecorps auch etwas mehr Zeit lassen, dem gegebenen Befehle nachzukommen. Doch das war eine unnütze Vorsicht — Se. Hoheit Prinz Alexander von Hessen antwortete dem Feldmarschall, daß er nach den Resultaten der Schlacht bei Königgrätz sich berechtigt hielte, seinem Befehle nicht zu gehorchen und vor allen Dingen Frankfurt zu decken. Dies Verfahren war nicht allein Insubordination, sondern es war auch — ich will es gelinde u n k l u g nennen, denn es liegt auf der Hand, daß durch eine imposante Armee, dem über das Rhöngebirge marschirenden General von Falckenstein gegenüber, Frankfurt besser im Saalthale gedeckt war, als später bei Aschaffenburg durch eine beinahe halb so schwache Armee. — Kurz, wir fanden uns allein an der Saale und mußten allein den Angriff Falckensteins ertragen. Dieser von so verschiedenen Seiten schon beleuchtete 10. Juli, den man gewöhnlich das Gefecht bei Kissingen nennt, glaube ich, wird nie richtig verstanden werden. Man wird stets und von beiden Seiten daran zu kritisiren finden, mit Recht oder mit Unrecht, was thut's? aber ich glaube, daß Jedermann sich berechtigt glauben wird, hier den Maßstab seiner prätendirten strategischen Kenntniß anzulegen."

„Selbst ein Schullehrer!" unterbrach ich, auf den allbekannten Proceß anspielend, in welchem ein Elementarlehrer die ganze Taktik des bairischen Generalstabes bei Kissingen einem eben so prätentiösen als bitteren Tadel unterwarf.

Der General schlug ein heiteres Lachen auf.

„Lassen Sie nur mein Schulmeisterlein von Kissingen in Frieden," rief er — „der Mann versteht's! der ist ein verkanntes, unbekanntes Genie! Ich hoffe, daß kein Badegast im nächsten Sommer Kissingen verlassen wird, ohne das Schulmeisterle sich zeigen gelassen zu haben! — Nein, das ist mein Liebling! auf den lasse ich nichts kommen! In diesen ganzen traurigen, ja fast tragischen Ereignissen durfte doch die Komik nicht fehlen — und die hat jener „gelahrte" Herr glücklicherweise hineingebracht! — doch das Urkomischste an der ganzen Sache hat das Publicum gar nicht errathen."

„Und was ist das, Excellenz?"

„D a ß e r R e c h t h a t t e! Ja, ja! Sie sehen mich erstaunt an — mein Schulmeister von Kissingen hatte vollkommen Recht! Da wo er sagte, hätte eine Batterie stehen müssen, und wenn die gut gezielt, hätte es vielen Ihrer Landsleute das Leben gekostet. Ich begreife gar nicht, daß General von Goeben es nicht gelitten hat, daß wir dort einige Kanonen aufpflanzten — nämlich, wenn es uns möglich gewesen wäre, solche herbeizuschaffen — er hätte doch dem Schulmeister von Kissingen d e n Gefallen thun können!"

Der General wurde wieder ernst und fuhr fort: — „Es sind im Gefechte von Kissingen Fehler, besonders Detailfehler vorgekommen — das ist unleugbar; aber wer am wenigsten an diesen Fehlern Schuld war, war sicherlich ich. Solche Fehler sind in den

glorreichsten Schlachten Friedrichs des Großen und Napoleons vorgekommen! — Sehr richtig! — der Stieg über die Saale hätte anstatt drei Viertheil, ganz zerstört werden müssen! Aber wer mag daran Schuld sein? Vielleicht ein Korporal! — Uebrigens unterliegt es keinem Zweifel, daß Oberst von der Goltz dennoch den Uebergang bewerkstelligt hätte; höchstens hätte es 50 Preußen mehr kampfunfähig gegeben! Das wäre der ganze Unterschied gewesen! — Der Kampf bei Kissingen ist gegen meine Meinung angenommen worden; denn wenn General Beyer, anstatt bei Hammelburg zu kämpfen, den Uebergang bei Aura und Euerdorf, der mit der größten Leichtigkeit hätte ausgeführt werden können, bewerkstelligt, wäre die ganze bairische Armee, welche auf einer Ausdehnung von 8 Stunden stand, umgangen worden, und wir hätten eine entsetzliche Niederlage erlitten. Später erst begriff ich, warum General v. Beyer das nicht gethan hatte — er erwartete die Ankunft der Division Manteuffel, die nicht ankam; so wie wir die Ankunft der Division Hartmann erwarteten, die bei Poppenhausen stand und gleichfalls ausblieb. Schmerzliche Stunden verlebte ich; zwei Mal hatte der Prinz dem General Hartmann den Befehl gesandt, in aller Eile zu kommen; — von Minute zu Minute erwartete man ihn, um die Offensive zu ergreifen ... und er kam nicht! Der Prinz ritt verzweifelnd auf und nieder; wir mußten jeden Augenblick befürchten, daß General von Manteuffel erscheinen würde ... und General Hartmann kam nicht mit seiner Division! — Da gab General von Zollern, der sich nicht mehr zu halten glauben konnte, den Befehl zum Rückzug! — die Schlacht war verloren, als General von Stephan mit der ersten Division von Neustadt kam ... und nichts weiter konnte als die Preußen aus Nüdlingen werfen!

Der General hielt einige Augenblicke erschöpft inne! — „Der 10. Juli hat mir meinen militärischen Ruf gekostet," sagte er mit tiefer, ernster Stimme; „aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich an den großen Fehlern dieses Tages unschuldig bin! — Das Grab deckt viele, die ihn verschuldet haben!"

„Dürfte ich Excellenz um den Grund des Ausbleibens des General Hartmann fragen?" sagte ich.

„Es ist mir nicht gestattet, denselben zu veröffentlichen" — erwiederte der General; — „es genüge Ihnen zu erfahren, daß der Prinz und ich an diesem Ausbleiben unschuldig waren, und ebenso unschuldig wie wir beide war ... General Hartmann! — Und überdies weiß ich auch nicht, wenn Goeben sich in Kissingen festgesetzt hätte, ob der Prinz den Befehl gegeben hätte, die schöne und treue bairische Stadt zu bombardiren."

„Waren Sie sehr enttäuscht, als General von Falckenstein Sie zwischen Poppenhausen und Schweinfurt stehen ließ und auf Aschaffenburg marschirte?" fragte ich.

„Ja ... wie aus den Wolken gefallen!" — erwiderte der General; „ich glaubte fast — sicher, daß wir dort angegriffen werden würden; zumal da unsere Emissäre im Meiningschen Telegramme eines Majors Preuß — wenn ich nicht irre, auch eines Kameraden der Schleswig-Holsteinischen Kriege — aufgefangen hatten, aus denen hervorging, daß eine Colonne von wenigstens 10—12,000 Mann mit vollständigem Brückentrain versehen, uns in die Flanke kam, und alle Nachrichten bestätigten das. Das bestärkte uns alle im Glauben, daß Falckenstein uns über den Main zu werfen versuchen werde."

„Glauben Excellenz, daß Sie in dieser Stellung wirklich Erfolge erzielt hätten?" fragte ich.

„Mit voller Bestimmtheit!"

„Ich habe gehört, daß die preußische Division, welche bestimmt war, damals in der Avantgarde gegen die bairische Armee zu marschiren, sich bitter darüber beklagt hat, daß es ihr nicht gegeben gewesen wäre, sich dort mit den Baiern zu messen!"

Der General schüttelte traurig den Kopf. — „Hätte man sie nur angreifen lassen!" sagte er — „ich glaube, ich wäre heute zehn Jahre jünger! — ich kann hier mit Bestimmtheit behaupten, nicht allein, daß die Division, von der Sie sprechen, hier eine vollständige Niederlage erlitten hätte, sondern daß ich in den Stellungen, die ich mir bei Poppenhausen gewählt, es mit der ganzen Mainarmee hätte aufnehmen können. General Falckenstein hat mir hier noch ärger mitgespielt, als bei Kaltensundheim, indem er eine Schlacht vermied; und glauben Sie mir sicherlich, daß diese Tactik des Generals, die ich trotz des Leides, die sie mir gethan, anstaunen muß, am meisten zu dem absurden Gerüchte beigetragen hat, wir spielten mit den Preußen unter einer Decke!"

„Und warum folgten Excellenz nicht den Preußen?" fragte ich.

„Weil ich einem plötzlichen Kehrt des Generals von Falckenstein nicht gewachsen war, da ich bedeutend gegen jene Colonne, die aus dem Meiningischen kam, detachiren mußte! — Und wissen Sie — diese Colonne hat plötzlich Kehrt gemacht, ist von unseren Truppen nie gesehen worden, und nun wirft man mir hier, wie mir erzählt wird, vor, daß eine solche Colonne nur ein Hirngespinnst von mir gewesen sei ... daß dieselbe nie existirt habe."

„Das Gegentheil kann ich selbst bezeugen, Excellenz!" sagte ich — „während einer ganzen Nacht fuhr ich selbst mit dem Major Preuß, der genug räsonnirte, als der Befehl zum Rückzuge kam, ohne die Baiern gesehen zu haben. Diese Colonne war aus den vier Bataillons mehrerer Regimenter gebildet, hatte, wie Sie sagen, einen Brückentrain, obgleich in ziemlich defectem Zustande, und ward vom General von Korzfleisch geführt. — Wie ich gehört, war ihr Zweck — den sie auch erfüllt zu haben scheint, den Abmarsch des Generals von Falckenstein zu maskiren, und die Baiern durch Scheinbewegungen um Schweinfurt herum festzuhalten. Nach dem Gefecht von Aschaffenburg — nachdem der Marsch auf Frankfurt gesichert war, bekam sie Befehl zum schleunigen Rückmarsch!"

„Das war geschickt!" sagte der General nach einigen Augenblicken ernsten Nachdenkens — „sehr geschickt! — und ich bin wiederum in Unrecht, dies nicht durchschaut zu haben! — Ja ja, ich habe kein Glück ... und doch," fügte er mit düster gefurchter Stirne und traurigem Blicke hinzu, „ich könnte noch gar viel zu meiner Vertheidigung sagen — sogar über diesen Punkt, wenn ich mich vertheidigen wollte ... wenn ich sprechen könnte .. dürfte!"

* * *

Ich glaube das Interesse der Leser des Daheim zu ermüden, wenn ich fortfahren würde, ihm das, was der General von der Tann mir über den zweiten Theil des Feldzuges erzählte, anzuführen. Es waren meist nur Aufklärungen über einige strategische Punkte, die mir unklar waren und die er die Güte hatte, mir zu geben. — Noch einmal hatte ihn die Reichsarmee selbst nach der Vereinigung im Stich gelassen, als er dem zweiten preußischen Obercommandirenden General von Manteuffel bei Waldbuttel eine Schlacht liefern wollte, und es als einzigen Beweis der Cooperation verlangte, daß das 8. Bundescorps die Division Goeben dermaßen beschäftige, daß sie nicht mit ins Gefecht eingreifen könne! Seine Worte waren nicht ohne Bitterkeit, wenn er von den Verbündeten der Baiern sprach!

„Und das Resultat des ganzen Feldzuges ist nicht so erschreckend, wie man es hier sich ausmalt" — schloß er seine Erzählung. „Nach allen Niederlagen kann ich es bezeugen, und jeder Officier mit mir, daß die bairische Armee am Ende des Feldzuges um 50% besser war, wie am Anfange. Man vergleiche sie mit der östreichischen, die vollständig aufgelöst war. Wahrhaftig, die bairische Armee hat kein Jota von ihrem Waffenruhm eingebüßt, denn ich glaube, daß kein preußischer General behaupten wird, daß die Armee sich nicht mit der äußersten Bravour geschlagen hat. Ich allein bin der, der die Schuld von allem tragen muß! — Wie Gott will! — Sei es! Wenn ein anderer Feldzug gegen das Ausland uns bedroht, soll man mir meine Division wiedergeben — da wird man den alten Tann wiedersehen! ... Doch bei alle dem können wir Gott noch danken, daß Frankreich uns seine Hilfe nicht angeboten hat ... wer weiß — wir wären vielleicht gezwungen geworden, diese Hilfe anzunehmen, da die Diplomatie eine so alles umfassende Rolle in diesem Feldzuge gespielt hat — und dann — dann, Sieger oder Besiegte, Verbündete des Auslandes gegen Preußen wären wir entehrt gewesen und ... mein Wort zum Pfande ... kein Mensch hätte den Generallieutenant von der Tann aus einem solchen schmählichen Feldzuge zurückkommen sehen!"

Mein Gedächtniß ist mir, glaube ich, ziemlich treu geblieben, indem ich dem Leser diese Unterhaltung, die ich mit dem General von der Tann gehabt, wieder erzähle, aber unmöglich ist es mir, wiederzugeben, wie tief und innig ich den in der Brust des biedern und loyalen Soldaten verborgenen Kummer mitfühlte!

„Der Laie hat keinen rechten Begriff, was das heißt, ein besiegter Feldherr!" sagte mir General Moltke, und ich glaube, er täuscht sich. Ein Unglück, das so männlich getragen wird, wie der bairische General das seine trägt, dringt tief in das Herz eines jeden ein, der sich ihm nähert.

„Wenn Deutschlands Neugeburt aus allen diesem hervorgeht,"

sagte er mir beim Abschiede, „was hat dann ein Mann, wie ich, zu bedeuten? Wenn meine Niederlagen, meine Fehler, ja, wenn Sie wollen, meine Unfähigkeit dazu beigetragen haben, den deutschen Bau um einen einzigen Eckstein zu bereichern, dann will ich sie segnen und Gott dafür danken. — Leben Sie wohl! Ich danke Ihnen für Ihren Besuch — schreiben Sie über mich, was Ihnen gutdünkt, aber seien Sie gerecht gegen die Armee — sie hat wahrhaftig Tüchtiges geleistet, sich heldenmüthig geschlagen, — und sie wird gegen einen fremden Feind vielleicht einst zeigen, daß Baiern von der Natur zu Deutschlands „Vorposten" im Süden bestimmt ist. — Wenn ich dann noch lebe, dann möge man mir eine Division geben, dann sind all meine Wünsche auf Erden erfüllt! . . . Leben Sie wohl!"

. . . . Ich glaube, daß ich in meinem Leben nie mit größerer Herzlichkeit und aufrichtigerer Hochachtung eine Hand gedrückt habe, als die, welche der General von der Tann — der so sehr Geschmähte und Verläumdete — mir beim Abschiede reichte. M.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Nächtliche Straßenscene.

Der Rathskeller unter dem Rathhause des Stadttheiles Köln war ein sehr großer behaglicher Raum. Früher hatten hier noch Gefängnisse gelegen, aber seit ungefähr zwanzig Jahren war diese Benutzung der Gewölbe ganz verschwunden. Man hatte die trennenden Wände niedergerissen und dadurch eine große, von Pfeilern getragene und an den Gewölbbogen mit Rippen versehene Halle gewonnen. Eine Treppe von sehr ausgetretenen Sandsteinstufen führte in den Keller hinab. Diese Treppe betrat man durch eine Thüre gehend, welche auf die Straße führte, die heutzutage Gertrauden-Straße genannt wird, damals aber den Namen „hinter dem Bernauer Keller" führte.

Man erblickte, wenn man den Rathskeller betrat, ein großes „Schenk" oder einen Credenztisch mit unzählig vielen Krügen bestellt. Neben diesem Tische lagen auf ausgehöhlten Bohlen große Fässer, vor denen zinnerne Maaße standen. Linker Hand führten zwei Thüren in die untersten Gewölbe des Rathshauses, welche die Hauptschätze an Bier und Fleisch bargen. Der Rathswirth stand hinter einem mit Schieferplatten belegten Tische. Er trug eine Zipfelmütze und befehligte eine ziemliche Anzahl von Kellnern. Die Erleuchtung dieses großen Raumes geschah durch Lampen, deren Arme mittels Ketten an der Decke hingen oder durch kleine eiserne Leuchter mit scharfen Spitzen an ihren Untersätzen, die man in das Holzgetäfel stieß, dessen Platten das Mauerwerk bis zur Höhe eines Mannes etwa bedeckten.

Auf dem Simse dieser Vertäfelung standen sogenannte „Stammkrüge" neben alten Hirschgeweihen und zerbrochenen Thonfiguren, welche Nachbildungen des berühmten Lübecker Todtentanzes darstellten und jedenfalls eine sonderbare Verzierung des Bierkellers bildeten.

An jenem Abende, wo die Unterredung der Hofherren mit dem Pater Wolff stattfand, war der Rathskeller schon frühzeitig gefüllt. Die Ereignisse, welche nach dem Tode des großen Kurfürsten eingetreten waren, hatten jeden Abend die Bürger zur Besprechung hier versammelt. Es bildeten sich kleine Gesellschaften, die in ihrer Mitte einen der Eichentische nahmen und auf diesen ihr Stein- oder Zinnkrüge postirten. Kaum schäumte das Bier in den Gefäßen, so ging das Kannegießern los. Die Reden wurden von fünf zu fünf Minuten lauter und schneller, bis endlich eine allgemeine Discussion eintrat und das Gespräch in Wirrwarr unterging. Die Dampfwolken aus den holländischen Pfeifen wirbelten immer dichter empor, und bald sah man durch den Rauch nur noch als dunkelrothe Punkte die Flammen der Kerzen und Lampen schimmern.

An einem der dem Eingange zunächststehenden Tische hatten sich etwa sechs bis sieben Männer niedergelassen. Sie waren schon im Gespräche begriffen, als sie die Treppe hinabstiegen und ließen es sich angelegen sein, ihre Unterhaltung, nicht zu unterbrechen, als sie die Ueberkleider und Hüte ablegten und an den groben Holzriegeln aufhingen, die gleich Pallisaden aus dem Getäfel ihnen entgegenstarrten. Einer dieser Männer war unser Freund und Bekannter Delven, der mehr als jemals seinen Kopf hoch trug und seinen Mund gebrauchte, dabei aber die Blicke ohne Unterlaß umherschweifen ließ.

„Und ich sage Euch," rief einer der Männer, ein schon bejahrter Stammgast, „der Kurfürst wird in seines Vaters Fußtapfen treten — Heda — Bier, August! Bier! Er ist nicht gewillt, sich vom Franzosen drohen zu lassen, der da gar zu gern mit dem engländischen Könige verhandeln möchte." „Bravo, bravo!" schrien die andern, „Müller hat Recht — ganz Recht." — „Silentium!" herrschte Delven. „Hurrah der Kurfürst;" schrien die andern. In diesem Augenblicke trat Herr Joachim Ringwald in den Keller.

Die am Tische Sitzenden begrüßten den alten Buchdrucker auf das herzlichste. Es wurden frischgefüllte Krüge herbeigerückt, die Pfeifen mit neuem Tabak versehen, und bald umgab auch diesen Tisch eine jener behaglichen grauen Wolken. Die Unterhaltung drehte sich um die von Frankreich heranziehenden Kriegswolken, um die kleinen oder größeren Vorfälle bei Hofe, welche der Regierungswechsel mit sich geführt hatte, einige der Anwesenden verstiegen sich bis zum Anerbieten von Wetten, daß der oder jener aus dem Kreise des alten Hofes bald entfernt sein werde, oder daß ein Hoffräulein den Grafen von so und so heirathen müsse.

Wider alle Gewohnheit war Delven nach und nach sehr still geworden. Er hatte sich mit seinem Schemel in die Nähe des Einganges bugsirt und betrachtete aufmerksam die Ankommenden. Man hatte bereits seit einer Stunde gezecht und geplaudert, als von den Stufen der Treppe der kurfürstliche Kammerdiener, Herr Biedekap, in das Gewölbe trat.

„Guten Abend — ah — Herr Biedekap," riefen die Gäste. — „Je länger der Tag, desto schöner die Leute," so tönte es bunt durcheinander. Biedekap grüßte verbindlich und fragte, ob ihm ein Plätzchen am Tische gegönnt sei — worauf natürlicherweise die Herren zusammenrückten, um dem Kammerdiener Platz zu machen. Nun erst begann die Unterhaltung lebhaft zu werden. Biedekap, der lange Zeit nicht den Rathskeller besucht hatte, sollte Auskunft über alles geben. Er hielt sich vorsichtig genug in den Schranken und belächelte oft genug die Ansichten der Streitenden, wie ein Gutunterrichteter die falschen Gerüchte belächelt. Delvens Gesicht war bei dem Erscheinen des Herrn Biedekap sehr ernst geworden. Er konnte sich nicht recht sagen, weshalb die heutige Anwesenheit des Kammerdieners ihm so bedeutsam erschien. Der im Rathskeller so lange vermißte Gast schien um einer besonderen Sache willen hier zu sein, denn durch den Tabaksqualm hindurch bemerkte der Secretär Danckelmanns eine gewisse Unruhe an dem sonst so gemächlichen Biedekap. Er sah auf die im alten Gehäuse befindliche Wanduhr, nippte nur mäßig von seinem Bierkruge und antwortete zerstreut auf die Fragen, welche ihm vorgelegt wurden. Delven brachte diese Unruhe mit dem berüchtigten Abend in der Nicolaikirche in Verbindung, aber er vermochte sich dem Kammerdiener nicht zu nähern, der von den Neuigkeitskrämern förmlich belagert war. Erst als einer der Gäste den Krug erhob und auf Danckelmanns Wohl trank, erhob sich Biedekap, um in steifer Weise anzustoßen. „Ihr dürft noch nicht gehen, Kammerdiener, sagte der breitschultrige Brese, ein Schlächtermeister aus der Klosterstraße, „wir binden Euch an dem Stuhle fest. Setzt Euch wieder, wir haben lange genug nichts von Euch gehabt." — „Niedersetzen! niedersetzen!" riefen alle.

„Ihr Herren," antwortete Biedekap, „ich muß nothwendig fort, aber, da es aller Wille ist, gebe ich noch ein Paar Minuten zu und erkläre, daß ich gehen werde, wenn hier unser alter, würdiger und ehrbarer Freund, Herr Ringwald, aufbricht. Ihn will ich, mit seiner Erlaubniß, geleiten." — „Spaßt doch," lachte der alte Ringwald, „ich gehe fester, wie Ihr, ich brauche keinen Führer." — „Eigentlich sollte der Herr Sohn den alten Papa abholen," bemerkte einer der Gäste. „Henning hat in der Druckerei zu thun," sagte Ringwald, seine Hand nach Delven streckend und ihm „guten Abend" wünschend. „Ich habe Euch lange nicht gesehen, Delven," fuhr er fort, „Ihr

macht Euch rar. Sollte das Gezänk mit der Tina daran Schuld sein? Kümmert Euch doch darum nicht. Henning wird mir täglich stiller." — „Ich habe genug zu thun," sagte Delven, „und weiß, daß ich der Jungfer nicht willkommen bin. Henning ist verliebt — je nun, ich kann's ihm nicht verdenken, aber da bin ich überflüssig." — „Henning liebt Euch auch, Delven." —

„Ich weiß es, Papa Ringwald, ich weiß es, aber Weiber bringen alles auseinander, Henning ist ein braver Junge, aber zu still, zu in sich gekehrt. Komme ich nun mit einem heitern Witze, fordere ich ihn auf, mit mir herumzustreifen, gleich ist die schöne Tina dahinter und schreit mich bei Muhmen und Basen als Verführer aus. Sie wird gewiß eine gute Hausfrau, aber ob sie für Henning ein Weib sein wird, wie es in Eurem Geschäfte sein sollte, — ich zweifle." „Wie meint Ihr das?" — „Je nun, ich meine, eine Frau, die mit ihrem guten Kopfe arbeitet, die auf Unternehmungen ausgeht, die dem Manne ein Sporn ist, daß sein Geschäft sich erweitere und Früchte bringe. Henning muß einen Treiber hinter sich haben, er ist zu lässig und läßt Gott einen guten Mann sein; wenn sich ihm irgend eine gute Gelegenheit aufthäte, etwas Großes zu leisten, etwas Außerordentliches, was selbst mit Gefahren oder mit Risicos verknüpft wäre, würde er es unternehmen? nein, sage ich. Er scheut die Bewegung, und daher bleibt er wie eine Schnecke im Hause, hebt sein Geschäft nicht, wird ein Philister. Heutzutage muß man wagen, unternehmen, sonst hilft alles nichts. Seht mal die Franzosen an, die lassen es darauf ankommen, in die Bastille zu Paris gesperrt zu werden wegen schlimmer Schriften — was thut's? im ärgsten Falle reißen sie aus nach dem Haag, dort drucken sie aufs neue — ganze Bibliotheken werden dort gemacht, und das Geld fließt ihnen nur so zu. Es gibt Druckerfirmen, die gar nicht existiren — da ist Herr Marteau in Köln am Rheine — wer ist es? Niemand hat ihn je gesehen. Hinter diesem falschen Namen birgt sich sicherlich ein ganz tüchtiger Kerl — der schreibt von Ludwig dem Vierzehnten die tollsten Dinge und packt die Jesuiten an, daß es eine Lust ist."

Delven warf einen Blick auf Biedekap, der mit einem Gaste im Gespräche war, aber dennoch aufmerksam Delvens Reden behorchte und leicht zusammenfuhr.

„Ja — aber," entgegnete der alte Ringwald, „was sollen wir denn drucken? wir können doch nicht Dinge in die Welt schleudern, die uns am Ende den Hals brechen." — „Pah, man bricht so leicht nicht den Hals. Ich habe es Henning oft genug gesagt: Ein recht merkwürdiges Ding müßt Ihr drucken. So eine sonderbare Schilderung vom Pater La Chaise oder von den Pulververschwörungen oder Mordanschlägen gegen Wilhelm von Oranien — oder was es ist, da könnt Ihr Geschäfte machen, da kommt Geld ein, aber mit Eurem Fibelkram oder mit den Postillen werdet Ihr nicht lange dauern, denn schon macht Euch Rüdiger die Hölle heiß. Er öffnet bald seine Officin, und dann heißt es die Ohren steif halten. Ich würde mich über alles hinwegsetzen, wenn sich ein gutes Geschäft böte." — „Ihr habt Recht, ganz Recht," seufzte der Alte, „man muß was wagen. Die Einnahmen sind schlecht genug."

„Geht Ihr, Meister Ringwald?" fragte plötzlich Biedekap aufstehend.

„Gleich, gleich," sagte der Alte, „gute Nacht, Delven, laßt Euch bald sehen." — „Nehmt mir's nicht für ungut," lachte Delven, „aber ich bin nun so. Ich muß Bewegung sehen, Leben, und wenn Henning mir folgte, wir hätten schon längst etwas unternommen, — ein gutes, tüchtiges Werk, das auch Geld brächte — vielleicht machen wir's noch, wenn die schöne Tina vernünftig geworden ist. Gute Nacht."

Ringwald nahm seinen Hut von dem Nagel und sah sich halb um, schob seine Zahlung neben seinen Krug und sagte dann: „Eh, Biedekap, ich denke, Ihr wollt mich geleiten?" — „Ich bin bereit," sagte hastig der Kammerdiener, „gehen wir." Sie stiegen, nach Abschied von den Gästen, die Treppe hinauf und kamen in die Straße. „Oh — oh —" sagte Ringwald, sich reckend, „welche schöne Nacht. Die Luft ist köstlich. Da drunten war's toll und heiß." — „Es ist wahr," meinte der Kammerdiener, „wir haben heute lange gezecht. Ihr hattet zuletzt noch eine Art Streit mit dem lüderlichen Delven?" Ringwald blieb stehen und stieß seinen Stock auf den Boden. „Auch Ihr? sagt mir nur, weshalb soll denn der Delven mit Gewalt lüderlich sein? ich habe immer nichts als lustige Dinge von ihm gesehen — nichts Lüderliches, und doch schreit alle Welt über ihn." — „Ja — das wird wohl gute Gründe haben," versetzte Biedekap. „Ich weiß, daß er spielt und mit den Weibern verkehrt." — „Ihr übertreibt. Weshalb hätte ihn denn Danckelmann in die Kanzlei genommen?" — „Na — da kommt mancher hinein, der wo anders sein sollte. Was sprach er da vom Drucken?" — „Er sagte — und mit Recht — daß wir mit der Zeit vorschreiten, Bücher und Schriften drucken sollten, die das Volk begierig lesen müßte und wollte, gleichviel, welchen Inhaltes sie seien, nur müßten die Leute eben neugierig und erpicht auf derlei Dinge sein." — „Er hat nicht Unrecht," sagte Biedekap nachdenklich. „Ich war lange nicht bei Euch, Ringwald, aber ich höre, Ihr druckt sehr viel alten Kram, die Hausapotheke von Paulini, die Kinderfibeln mit dem grimmen Bären vom Honigbaume und solcher Dinge mehr. Wenn Ihr nur einmal mit etwas Außerordentlichem herauskämet." — „Hm — was sollte das sein? bei uns zu Lande ist die Zahl derer Poeten noch gering und ich bringe doch, was zu bringen ist, den im Irrgarten der Liebe taumelnden Cavalier, die schöne Melusina rc. Ich habe doch erst vom Hofe Auftrag erhalten." „Gut — ja. Man will Euch wohl — aber das bringt doch nicht so viel ein, als Ihr verdienen könntet. Ihr müßtet zum Beispiel — auch Dinge drucken, die — ich brauche das Wort — gefährlich sind. Solche Sachen werden am besten bezahlt." Biedekap beobachtete das Gesicht des alten Druckers aufmerksam. — „Ich verstehe Euch nicht ganz," sagte Ringwald. — „Nun," fuhr der Kammerdiener fort. „Denkt Euch, es gäbe am Hofe eine Partei, der viel daran läge, dieses oder jenes in die Welt, unter die Leute gebracht zu sehen, diese Partei hätte nun aber Ursachen sich zu verbergen, weil — ihre Gegner mächtig sind, sie würde aber das Schriftstück, welches sie gedruckt haben wollte, schwer — sehr schwer zahlen und der Drucker würde ein gewaltig reicher und angesehener Mann werden, wenn die Partei dereinst zum Siege käme — wenn Ihr nun der auserwählte Mann wäret, würdet Ihr Euch besinnen?" — „Es käme drauf an," sagte Ringwald unruhig. — „Denkt Euch den Ruhm — aus Eurer Officin wäre ein Werk hervorgegangen, welches eine große Veränderung in der Politica hervorbrächte — Ihr hättet das Verdienst, diese Schriften unter die Leute gebracht zu haben, würdet mit tausenden von Gulden belohnt und — —" — „Und könnte Gefahr laufen, in den Kerker zu spazieren," sagte Ringwald. — „Muß denn Euer Name auf dem Papier stehen?" fragte Biedekap. — „Laßt Eure Anerkennung später kommen. Ihr könnt die Dinge ja, ohne Eure Firma anzugeben, drucken."

In diesem Augenblicke schallte ein gellender Pfiff durch die öde Straße. Die beiden Spaziergänger horchten auf. „Das war kein Wächterruf," sagte Ringwald. „Es scheinen hier wieder Strolche in der Nähe zu sein. Habt Ihr Euren Stock? der meine ist schon bei der Hand." Er schwenkte sein Rohr einige Male durch die Luft. — „Was sagte ich zuletzt?" fragte Biedekap. — „Ihr spracht von dem Drucken ohne meinen Namen." — „Richtig, Ihr könntet — wenn Ihr mir folgen wollt, viel verdienen — Ihr wollt ja ohnehin die Gründe bis zum Spitz in Neu-Köln kaufen — ja, da müßt Ihr Geld haben."

Man war unter diesen Gesprächen bis in die Nähe der Grünstraßenecke gekommen. Die Häuser warfen lange Schatten über den Damm hin, am Eck der einsamen Gasse zogen sich die Gärten bis gegen das Ufer des Spreeflusses. Dazwischen streckte das kölnische Rectoratshaus seine Giebel in die Lüfte, und die dunkle Mauer des Hospitales von St. Gertraud lief wie eine schwarze Linie an der rechten Seite der Straße entlang, nur durch einige Gitterstäbe unterbrochen, welche den Blick in das Innere des Gartens gewährten. Die beiden Männer schritten, ohne zu reden, im leichten Nebel der Nacht weiter.

Wieder pfiff es laut und schrillend. „Seht Ihr nicht dort unten an der Ecke etwas?" fragte Ringwald. „Eure Augen sind jünger als die meinigen." — „Wo? ha — da an dem Zaune, der gegen das Wasser zu hinausgebaut ist?" — „Ja dort." „Es ist ein Mann in der Gasse. Was wäre da Seltsames?" — „Man denkt jetzt immer an Gesindel. Die Straßen müssen gründlich gesäubert werden von solchem Geschmeiß." Sie gingen weiter. An der Ecke trat eine zerlumpte Gestalt auf sie zu. Es war ein schmächtiger Kerl, der in der Linken seinen schäbigen Hut hielt und mit kläglicher Stimme um ein Almosen bat. Ringwalds Hand fuhr in die Tasche seines weiten Rockes. — „Gebt ihm nichts," sagte Biedekap, sich umwendend. „Diese Leute sind auf Bettelei eingeübt." — „O Herr," rief der

Bettler, „ich bin ein alter, verstümmelter Soldat — habt Erbarmen." Biedekap hatte zwei Männer bemerkt, welche hinter dem Vorbau des Rectoratshauses hervorkommend, mit hastigen, aber ziemlich geräuschlosen Schritten sich der Gruppe näherten. Einer der Männer gab mit der Hand dem Kammerdiener einen Wink. Ringwald ließ einige Geldstücke in den Hut des Bettlers fallen. — „O —" rief der Almosenempfänger, „ich bin auf mehr vorbereitet gewesen — ich habe noch nichts erhalten heute — gebt noch etwas." — „Hat man schon einen solchen dreisten Schlingel gesehen?" rief Ringwald zornig. „Dieses Bettelvolk macht noch hier Bedingungen — will er gleich fort, oder ich hole die Scharwache." Er hob bei diesen Worten seinen Stock empor. „Ihr schlagt einen alten, verstümmelten Soldaten!" heulte der Bettler. „Wehe über Euch — Hilfe! Hilfe!" Ringwald konnte vor Zorn und Erstaunen kein Wort hervorbringen. Endlich rief auch er: „Wächter!" aber in diesem Augenblicke sprangen zwei Kerle aus dem Schatten der Spitalmauer auf ihn und Biedekap los, sie schwangen große Knittel und schrieen: „Macht die Unbarmherzigen nieder! das Geld heraus, oder schlagt sie todt." Ringwald fühlte sich an der Brust gepackt und sah sich von den Strolchen umringt, denn der Bettler hatte ihn sofort am Arme ergriffen. Obgleich schon im Greisenalter stehend, war der Buchdrucker dennoch rüstig genug, um seinen Angreifern zu entschlüpfen, er führte zugleich mit seinem Rohrstocke einen so starken Hieb nach dem ersten der Banditen, daß dessen Schädel unter dieser Begrüßung krachte und der Getroffene einen lauten Schrei ausstieß, Ringwald sah, wie Biedekap mit dem Rufe „Hilf Himmel!" die Flucht ergriff, dann aber fühlte er seinen Arm festgehalten und sah beim zweifelhaften Lichte der Nacht über seinem Haupt mehrere Messer blitzen. „Stoßt ihm die Kehle durch," brüllte der nächststehende Kerl. „Schnell — es wird schon lebendig." Der alte Mann zuckte und sträubte sich vergebens, seine Angreifer hielten ihn fest, sie suchten ihn gegen die Wand des nächsten Hauses zu pressen. „Nehmt meine Taschenuhr — meine Börse — laßt mich los," stöhnte Ringwald; „Hilfe!" schrie er dann. Schon öffneten sich die Thüren der kleinen Häuser, und eine Frauenstimme rief: „Räuber." Der eine von den dreien wurde unruhig. „Wir werden noch abgefaßt — wenn es lange dauert," flüsterte er seinen Genossen zu. „Noch einen Augenblick — halt fest," antwortete dieser, „da kommt er schon."

Vergeblich hatte Ringwald sich loszumachen gesucht — schon ergab er sich in sein Schicksal, als plötzlich von dem Wassergraben her ein Mann herbeigelaufen kam, mit lauter Stimme die Worte: „Wehe Euch, Schurken!" rief, einen kurzen Degen über seinem Haupte schwang und sofort gegen die Räuber seine Waffe kehrte, wobei es nur eigenthümlich war, daß er die flache Klinge gebrauchte. Die Strolche ließen von Ringwald ab, der ohnmächtig — so stark war ihm die Kehle zusammengeschnürt worden — zu Boden gesunken war, und wendeten sich gegen den Hilfebringenden, sie brüllten einige Rufe, und dann klirrten Degen und Knüppel gegeneinander, doch währte der Kampf nur eine ganz kurze Zeit, dann hatte der Retter die drei Strolche in die Flucht geschlagen. Ringwald kam gerade zu sich, als die Feinde vor den Hieben seines Retters flüchteten. Dieser trat sogleich an ihn heran. — „Erholt Euch, alter Herr," sagte er zu Ringwald. „Es war hohe Zeit, daß ich kam. Sonst hätten die Schurken Euch den Garaus gemacht." — „Dank — tausend Dank," stammelte der Gerettete, seinen Helfer betrachtend. Es war ein stattlicher Mann in dunkler Cavalierstracht. Er hob den Buchdrucker empor und faßte ihn unter seinen linken Arm, dann führte er ihn weiter. Während dessen waren eine Menge Menschen aus den Häusern gekommen, die Wächter fanden sich, wie gewöhnlich zu spät ein, die verschiedensten Rathschläge wurden gehört, die sonderbarsten Ansichten ließen sich vernehmen.

Der Cavalier, in welchem der Leser ohne Zweifel schon den Pater Wolff wieder erkannt hat, ging mit seinem Schützling Arm in Arm den Quai entlang, welcher am Ende der Grünstraße sich ausdehnend bis zur Brücke hinlief, die nach Neu-Köln führte, in welchem Stadttheile, wie wir wissen, Ringwalds Wohnhaus lag.

Nachdem der alte Buchdrucker sich ein wenig vom ersten Schrecken erholt hatte, betrachtete er genauer seinen Retter und Begleiter, er faßte den ihn stützenden Arm des Paters und sagte mit einer vor Erregung zitternden Stimme: „Ihr seid mein guter Engel gewesen, Herr. Mein Dank wird nicht gering sein, obschon Euer ganzes Wesen mir den Mann verräth, dem ich nur schwach erkenntlich sein kann. Wollte Gott, Ihr wäret ein armer Mensch, damit ich, so gering auch meine Mittel sein mögen, Euch in etwas die muthige That vergelten könnte." Wolff schlang seinen Arm um die Schulter des Alten. „Zunächst, alter Herr," sagte er, „möchte ich erfahren, wen ich befreit? Ihr seht in mir den Doctor der Rechte Gottfried Seeberger aus Breslau, der hierher kam, um eines Processes halber, der vor dem Frankfurter Schöppenstuhle erledigt werden soll." — „Mein Name ist Joachim Ringwald, Buchdrucker zu Neu-Köln an der Spree." — „Alle tausend, eine Firma, die ich wohl kenne. Bei Euch erscheinen die schönen Fibeln, die seltsamen, großen Bilder vom Sternen-Ei und den Kometen mit den dazu gehörigen Erklärungen, auch habt Ihr viele gute Gedichte, Poesien gedruckt." — „Ich bin derselbe," sagte der Alte mit einem gewissen Stolze. „Aber bald wird es mit dem Herausgeben und Drucken nicht mehr so gut stehen — die Nebenbuhler tauchen überall auf, die neue Zeit bringt auch neue Leute." — „Wird sich besser machen, als Ihr denkt, alter Herr," versetzte der Pater, „herzlich erfreut, Euch kennen gelernt zu haben — nur wollte ich, es wäre bei besserer Gelegenheit geschehen. War es denn nur ein Raubanfall?" — „Ich wüßte nicht, wer mir sonst übel wollte — aber Ihr, Herr Doctor, Ihr werdet dieses erste Zusammentreffen nicht unser letztes sein lassen, Ihr kommt mit mir — nicht wahr? wir stechen heute Nacht noch eine Flasche aus. Mein Sohn, meine Nichte werden glücklich sein, Euch zu sehen — wie soll' ich Euch danken?" Der Pater schwieg einige Secunden, dann sagte er: „Herr Ringwald, für heut Nacht müßt Ihr mich beurlauben, mein Geschäft fordert noch Arbeit, aber ich komme zu Euch — sicherlich. Den Dank, den Ihr mir zu schulden glaubt, werdet Ihr leichter abtragen können, als Ihr glaubt. Es ist ein glücklicher Zufall, der uns zusammenführte — vielleicht auch für Euch. Ihr sollt mir statt allen Dankes einen Gegendienst erweisen." — „Nennt ihn — nennt ihn," rief Ringwald mit Eifer. „Ihr sollt nicht umsonst bitten. Was könnte ich dem Retter meines Lebens abschlagen?" — „Ich halte Euch beim Worte," sagte ernst der Pater. „Ihr werdet mir den Dienst leisten?" — „Gewiß. Mein Wort darauf." — „Gut denn. Ich komme morgen um die Dämmerungsstunde zu Euch — haltet Euch im Hause. Sprecht mit niemandem von dem, was ich Euch gesagt. Hört Ihr?" — „Ich gebe meine Hand darauf — hier. Aber wir sind an meinem Hause." Ringwald zog die Glocke. Der Hauswärter kam. „Ich bin angefallen worden — hier der Herr hat mich gerettet," rief der Alte. Diese Worte hatte Henning vernommen, der in die Thüre des Hauses getreten war, den Vater zu empfangen. „Tina! Tina!" rief er, „dem Vater ist ein Unglück widerfahren." Eilig kam Christine die Treppe hinab, sie trug ein Licht und lief Henning nach, der schon bei Wolff und dem Vater angekommen war. Das Licht fiel auf die Züge des Paters, die jungen Leute fuhren betroffen zurück. „Es ist der Fremde vom Rackemannschen Garten," murmelte Henning. „Es ist der Besucher des alten Küsters, der Freund Biedekaps," flüsterte Christine. — „Bleibt — kommt hinein," rief Ringwald dem Pater zu, aber schnell hatte dieser sich losgemacht, und indem er seinen Hut über die Augen zog, stieß er nur noch die Worte aus: „Auf Wiedersehen!" dann verschwand er hinter den Hecken, welche das Haus begrenzten.

„Was war das für ein Mann?" fragte Christine. „Kennt Ihr ihn?" rief Henning.

„Er hat mich aus den Händen dreier Strolche gerettet, deren Messer schon über meinem Haupte funkelten," sagte der Alte. „Ich bin ihm zu ewigem Danke verpflichtet." — „Jener Mann?" fragte Henning. — „Derselbe. Es ist der Doctor Seeberger, kommt hinein, Ihr sollt alles erfahren." Er ging mit den Kindern in das Haus.

Wolff schlug eiligst den Weg nach der Spitze von Neu-Köln ein.

Wir müssen jetzt eine kurze Zeit zurückgehen und sehen, was geschah, nachdem der alte Buchdrucker den Rathskeller verlassen hatte. Die Gäste an dem Tische hatten ihre ziemlich lärmende Unterhaltung fortgesetzt, die Gespräche und der Austausch der Meinungen beschäftigte sie so sehr, daß auf den einzelnen wenig Rücksicht genommen wurde. Delven suchte deshalb eine günstige Gelegenheit zu ergreifen, sich sobald als möglich aus dem Keller zu entfernen. Es trieb ihn, dem Kammerdiener und Ringwald zu folgen. Weshalb nestelte sich Biedekap so fest an den Alten, den er sonst nur ganz oberflächlich begrüßte? Der Kammerdiener war dem Secretär durch jene nächtliche Scene in der Kirche schon längst verdächtig geworden, er hätte gar zu gerne diesem zweideutigen Manne die Stirn geboten, aber verdarb er sich dadurch nicht etwa einen guten und großen Fang? er

mußte noch mehr Anhaltepunkte haben und hatte sich vorgenommen, so oft eine Gelegenheit sich darbieten würde, einem der Männer, welche in die schleichende Intrigue verwickelt schienen, zu folgen, solche zu nützen.

Deshalb beeilte sich Delven, so sehr er vermochte, hinter Ringwald und Biedekap zu kommen; zu seinem Leidwesen hatte jedoch Herr Müller eine große Anzahl Fragen und damit verbundenen Beweisen an den Secretär zu richten und durchzuführen, die Zeit verstrich, und es lag bereits ein großer Raum zwischen dem Abgange der Herren Ringwald und Biedekap und dem Schlusse der Verhandlungen des Herrn Müller, als Delven die Treppe hinauf durch die Thüre auf die Gasse eilte. Die Straße „hinter dem Bernauer Keller" war fast ganz menschenleer. Nur einige Schwärmer und Wirthshausbrüder schlichen an den Häusern entlang. Der Secretär ging bis zur Ecke der Grünstraße hinunter, ärgerlich, daß er die beiden verfehlt hatte. Er hing seinen Gedanken nach und ward durch ein lautes Geschrei aus seinen Träumen aufgeschreckt. Schnell warf er sich in die Straße. Am Ende derselben gewahrte er einen Menschenknäuel, auf den er hastig zueilte. Jedenfalls war dort unten etwas geschehen. Ihm entgegen kamen Leute, er glaubte Biedekap zu erkennen, welcher ohne umzusehen nach der Petrikirche seine Schritte lenkte, dann stürzten zwei — drei Kerle an ihm vorüber, Stimmen riefen: „Haltet! Haltet!" Aus den Nebengassen tönten die Knarren und Pfeifen der Wächter. Der Secretär gelangte keuchend an die Stelle, wo die Scene stattgefunden haben mußte, welche so viel Aufregung erzeugt hatte. Seine eiligen Fragen vermochte niemand recht zu beantworten; die Leute aus den Nebenhäusern waren zwar auf wiederholten Hilferuf herbeigekommen, aber die eigentliche Gefahr hatte sich schon gelegt, die Strolche waren entwischt, und alles, was Delven erfuhr, bestand in der Nachricht, daß ein alter Herr von Banditen überfallen worden und durch einen plötzlich erscheinenden Mann befreit worden sei.

Da Delven den Kammerdiener an sich vorüberflüchten gesehen hatte, schloß er richtig, daß der alte Ringwald jener Befreite sein müsse. Die Tapferkeit Biedekaps zog er stark in Zweifel, es war sicherlich auf beide ein Anfall gemacht worden, und der Kammerdiener hatte die Flucht ergriffen. Delven wollte sich Gewißheit verschaffen. Er lief, ohne sich länger aufzuhalten, die Straße hinunter, bog dann links ab, kam auf die Brücke und betrat die einsame Gasse, welche den Stadttheil Neu-Köln bildete. Indessen hatten die Nachfragen über das Ereigniß, die verschiedenen Auskunftertheilungen, das Für und Wider der Zuschauer oder Zeugen doch eine geraume Zeit fortgenommen. Der Secretär kam gerade vor dem Hause Ringwalds an, als der alte Buchdrucker mit seinen Kindern durch die Thüre des Wohnhauses schritt. Delven wollte so eben die Glocke an der Heckenpforte ziehen, als dicht neben ihm die Gestalt eines Mannes vorüberhuschte, den der Secretär sofort als den von ihm gesuchten Pater erkannte. Es war dieselbe Gestalt, derselbe Hut, der leichte Mantel, den er vor wenig Tagen im Hofe der Nicolaikirche gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Leopold von Ranke.

Ein Gedenkblatt zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum.

Von einem alten Schüler.

Im Herzen des Vaterlandes, zwischen den grünen Bergen Nord-Thüringens steht die Wiege des Mannes, den diese Zeilen feiern sollen. Viele glückliche Bedingungen und Fügungen mußten zusammentreffen, um ihn zum Fürsten der deutschen Geschichtsschreibung unserer Tage zu erheben: eine geschichtlich gestimmte Zeit, der Genius des Ortes seiner Geburt Hand in Hand mit der eingeborenen Gottesgabe.

Es ist klassischer Boden, wo Ranke das Licht der Welt erblickte, eine durch und durch historisch belebte und geweihte Landschaft. Sein Geburtsflecken Wiehe im anmuthigen Unstrutthale, der „goldnen Aue;" nahe dabei Burg Scheidungen mit dem dunklen Hintergrund der sagengeschmückten Vertilgungsschlacht der alten Franken und Thüringer. Noch näher winkt Memleben, der Sterbeort König Heinrichs I., mit allen Erinnerungen an diesen Neugründer des deutschen Staates. Heinrichs größte That, sein Ungarnsieg ward gleichfalls im Thal der Unstrut erfochten. Der Kyffhäuser mit seinen Kaiserträumen schaut ernst aus der Ferne; die neue Geschichte ist vertreten durch das unferne Schlacht- und Siegesfeld von Roßbach. Dabei ein echt reformatorisches Land! Nur wenige Stunden nördlich stand Luthers Wiege in Eisleben. Gewiß Punkte genug, die den Blick in die deutsche Vergangenheit rückwärts führen und den Geschichtssinn des jungen Geistes wecken mochten. Ranke selbst hat mehr wie einmal bekannt, daß vor allen Heinrichs I. Heldengestalt sich schon früh vor dem Knabenauge erhob und zum Fragen und Forschen reizte. Aber es ist, als ob alle die klassischen Orte seiner Heimat dereinst in ihm und seiner Geistesarbeit lebendig werden sollten. Wer denkt nicht an seine Geschichte der deutschen Reformation, an seine preußischen Geschichten, auch wenn sie nicht bis Roßbach vordringen, an die von ihm geleiteten Forschungen über die Sachsenkönige?

Ein vierzehnjähriger Knabe zog Ranke 1809 auf die altberühmte, damals noch kursächsische Landesschule Pforta. Jetzt fliegt die Eisenbahn an dem einst so stillen Klosterwinkel vorüber. Wie so manchem Deutschen vor und nach Klopstock ward Schulpforta auch für Ranke die geistige Wiege, die Pforte zur Wissenschaft. Das Geheimniß ihrer tiefen Wirkung lag in der weisen Beschränkung auf ein reiches Wissensfeld, die antike Literatur, und in der lebendigen Anleitung zum Selbststudinm. Es wurde nicht blos gearbeitet, sondern mit Liebe und Freiheit gearbeitet. Damals waltete über dem Ganzen der klassische Rector Ilgen, einer der größten deutschen Schulmonarchen. Aus der Quelle der Alten trank Ranke mit dem Durste einer hochgestimmten Seele. Er hat mit den Geisteswerken der Antike auch die Zucht und Schönheit ihrer Form in sich eingesogen. Der junge Fürstenschüler wird von Alters- und Schulgenossen als einsamer Grübler geschildert, der die abgelegenen Wege in den nahen Buchenwäldern mehr liebte als die lauten Knabenspiele, ein hartnäckig fleißiger, immer innerlich thätiger Jüngling. Auch historischer Boden war die ehrwürdige Anstalt. Ja, drei Zeiten reichten sich dort die Hand. Das eifrig gepflegte classische Alterthum, die Erinnerungen an das Mittelalter ringsum in dem alten Cisterzienser-Klosterbau, die Neuzeit, an deren Schwelle die Landesschule durch die reformatorische Bewegung ins Leben gerufen wurde.

An das stille Bildungsasyl schlugen die Stürme der Zeit. Die große Heerstraße vom Mittelrhein nach dem Osten führte an den Klostermauern vorbei. Auf ihr zog Napoleons Armada gen Rußland auf Nimmerwiedersehen. Ein Jahr weiter, und das geschlagene Franzosenheer eilte von Leipzigs Feldern heimwärts. Doch nur einzelne Theile berührten Schulpforta; in dessen unmittelbarer Nähe wurde gekämpft. Das war neueste Geschichte! — Doch mitten im Kriegsgetümmel erließ der Feldmarschall Schwarzenberg einen nachdrücklichen Schutzbrief für die ruhmreiche Anstalt.

In Leipzig setzte Ranke seine Studien fort, vor allen doch philologische unter dem großen Gottfried Hermann, aber auch historische und philosophische. Nach kurzer Schulpraxis in Frankfurt a. d. Oder — denn inzwischen war seine sächsische Heimat preußisch geworden — bricht ihm seine Erstlingsschrift: „Die Geschichte der romanischen und germanischen Völker" die Bahn zur Universität, wohin er gehört. Berlin ist die Stätte seines großartigen Wirkens als Lehrer, als Gelehrter geworden und geblieben. Neben einem Karl Ritter, Savigny, Böckh, Alexander von Humboldt u. a. ward er einer der Sterne des dortigen Lebens, die jetzt meist erloschen oder dem Erlöschen nahe sind.

Ein deutsches Gelehrtenleben ist nicht mehr so ganz ein Stillleben, wie es vordem war, am wenigsten der Lebensgang eines Geschichtsschreibers. Vom einsamen Schreibtisch geht es da in die Unruhe vieler Reisen, vom Katheder in die Archive, aus der stillen Häuslichkeit in den Salon der Großen, an die europäischen Höfe, von der Kritik weit entlegener Fragen der Wissenschaft mitten hinein in das Gewirr



politischer Tagesfragen. Genau so bei Ranke. Er hat im Interesse seiner Wissenschaft wiederholt halb Europa durchwandert, mit den Archiven hat er zugleich die Volkscharaktere Italiens, der Niederlande, Englands, Frankreichs studirt. Er ist ein ebenso gern gesehener Gast am Hofe der Tuilerien, von St. James und im Haag, als in den Schlössern zu Berlin und Potsdam. Mehr wie einmal hat er, der Historiograph des preußischen Staates, brennende Fragen der auswärtigen Politik zu begutachten gehabt.

Titel, Adel und Orden fehlen nicht, und doch ist sein Aeußeres mit nichten das eines Hofmannes. Klein, etwas verwachsen, in seiner Gestalt an Schleiermacher erinnernd, zeigt er nur darin höfische Bildung, daß er — auch im Leben der objective Historiker, „ohne Haß oder Liebe“ — mit äußerster Vorsicht und Zurückhaltung sich ausspricht, und durch seine Vorliebe für die eleganten Formen der französischen Sprache. Mag er auch innerlich nicht unberührt bleiben von des Lebens Höhen, wo der Sänger und der Geschichtsschreiber „mit dem König gehen,“ sein Element bleibt doch die Werkstatt der Forschung, aus der eine Wiedergeburt unserer deutschen Geschichtswissenschaft erwachsen ist.

Es gab eine Zeit, da versammelte Ranke in den großen Sälen der Berliner Hochschule hunderte von Hörern und wußte sie trotz seiner wunderlich-hastigen, oft abrupten und schwer verständlichen Vortragsart zu fesseln. Fehlte auch das Pathos und das schwere Geschütz feuriger und anfeuernder Begeisterung im Vortrag wie in seinen Schriften, an deren Stelle trat das allersubtilste, der Sache selbst entquollene, mit aller Feinheit abgewogene und gezeichnete Geschichtsbild. Man war überzeugt, nicht blos überredet, nicht fortgerissen, aber um so gründlicher belehrt. Hier saß ein historisches Orakel auf dem Dreifuß, und seine Offenbarungen klangen wie der redende Geschichtsgeist selbst. Jetzt freilich steht sein Auditorium leerer. Das Gros der akademischen Jugend will drastischere Speise. Doch die Hauptfäden von Rankes Wirken gingen und gehen von seinem historischen Seminar aus. Er hat es seit 1833 ununterbrochen bis heute geleitet. Das ist die Pflanzstätte seiner zahlreichen Schüler und Jünger, von denen eine nicht kleine Zahl die ersten Lehrstühle der Geschichte auf unsern Hochschulen ziert. Waitz und M. Duncker, Dönniges und Köpke, A. Schmidt und S. Hirsch, W. Giesebrecht und v. Sybel, Roscher und C. W. Nitzsch, Ph. Jaffé und Floto, O. Abel und Kampschulte, Cornelius und Maurenbrecher, Wattenbach und Abel, Büdinger und Töche u. a. sind Zöglinge von Rankes „historischen Uebungen.“ Hier weihte der Meister in die Methode der Forschung und Kritik

ein; hier regten die Lehrlinge die ersten Schwingen selbständiger Untersuchungen; hier wurde den jungen Forschern das Gepräge gewissenhafter, leidenschaftsloser, rein sachlicher Behandlung aufgedrückt, das zum Charakter der „Rankeschen Schule" geworden ist. Ja hinauf bis in die Königsschlösser drang auch Rankes wissenschaftlicher Einfluß. Ihm ist es doch schließlich zu danken, daß sein begeisterter Schüler und Freund, der edle König Max von Baiern durch sein großartig bethätigtes Interesse Baiern zu einem Mittelpunkt historischer Studien und Forschungen in Deutschland gemacht hat. Auch in diesem unvergleichlichen Schaffen regen sich die Männer oder die Prinzipien wenigstens der Rankeschen Schule. Wir fühlen es dem warmen Nachruf, den Ranke dem zu früh entschlafenen königlichen Freunde widmet, an, daß hier ein selten — schöner Bund durch den Tod zerrissen wurde.

Die Schüler, zum Theil selbst nun Meister geworden, haben den Ehrentag des Altmeisters, des zweiundsiebenzigjährigen, festlich begangen. Die geflügelten und die geschriebenen Dankesworte, die am 20. Februar erklungen sind, Julius Hübners Kunstblatt, das man ihm überreicht hat, auf der einen Seite die Göttin der Historie, die Klio, auf der andern des Gefeierten lorbeerumkränztes Bild zeigend, — der ergraute Lehrer noch einmal inmitten seiner „Schule!" — alles sind wohlverdiente Errungenschaften eines so inhaltreichen Lebens und Strebens.*)

Doch in die weiteste Ferne wirkte Ranke durch seine Schriften, von jenem Erstlingswerk an, in dem doch schon der ganze Geist des Mannes sich kundthut, bis zur englischen Geschichte, wohl dem Schlußstein seiner großartigen Schriftstellerthätigkeit. In die Hauptcultursprachen sind seine Geschichtsbücher übertragen, sein Name ist in England, von wo auch Rankes Gattin stammt, fast so populär als in Deutschland, und die Engländer haben das kühne Wagestück eines Ausländers, mit ihrem Macaulay wetteifernd in die Schranken zu treten, wohl zu würdigen verstanden. Die nationale Sympathie wird dort allezeit dem Nationalautor bleiben, der wissenschaftliche und universelle Vorzug aber auch von urtheilsfähigen Briten dem deutschen Historiker zugesprochen. Rankes Ruhm wie die Wahl seiner Stoffe sind universal.

Sehen wir näher zu!

Wohl ist Ranke mit seinem allseitigen Geschichtsinteresse, seiner staunenswerthen Arbeitskraft und einem Gedächtniß, dem in neuer Zeit vielleicht nur das Niebuhrs und Johannes von Müllers gleichkommt, in allen Zeiten, unter allen Völkern, die überhaupt eine Geschichte haben, zu Hause, auch hat er fast über alle Theile als akademischer Lehrer gelesen, der Geschichtsschreiber Ranke aber wurzelt in dem einen Mittelpunkt der großen Weltbewegung, die, im 16. Jahrhundert entsprungen, die neue Zeit von der mittleren Epoche scheidet, ihre Wirkungen über den ganzen Welttheil und über die beiden nächstfolgenden Jahrhunderte ausbreitet, ja in heftigeren oder leiseren Schwingungen bis auf unsere Tage fortzittert. Alle Persönlichkeiten und alle Verhältnisse treten in den Dienst des großen Pro und Contra, das Europa in zwei feindliche Lager theilt. Diese Gruppe von Ereignissen als ein großes Ganzes, als einen religiös-politischen Weltkampf aufgefaßt und dargestellt zu haben, ein Drama, das in verschiedenen Acten die germanischen und romanischen Stämme aufführen — das ist recht eigentlich Rankes Verdienst, seine Entdeckung. Alle größeren Geschichtswerke Rankes fließen aus dieser einen Quelle: seine „Fürsten und Völker", die Geschichte der Päpste im 16. und 17. Jahrhundert, die deutsche Reformationsgeschichte, seine französische und englische Geschichte in den genannten beiden Jahrhunderten, ja im Grunde stehen auch die „Neun Bücher preußischer Geschichte," wenn auch zunächst seiner Stellung als Historiograph entsprungen, doch mit jenem Centralereigniß in enger Verbindung. Welche Motive die Wahl dieses großartigen Stoffes bestimmt haben? Ob die Eindrücke der Heimat, des Geburtslandes der Reformation? ob ihr Säcularfest von 1817? — das entscheidende innere Motiv entzieht sich auch hier jeder Ergründung. Der Instinct des Talents vor allen ließ ihn den kühnen und glücklichen Griff thun. Als äußerer Hebel aber kam hinzu der Fund archivalischer Quellen, voran der venetianischen Gesandtschaftsberichte, die es ihm erst möglich machten, Neues zu schaffen.

Dem Geschichtsschreiber liegt eine dreifache Arbeit ob. Er hat, um im Gleichniß zu reden, im tiefen Schacht die Erze zu gewinnen, er hat sie zu sichten, zu schmelzen und zu läutern, er hat sie zu gestalten und zu fassen zu Kleinodien der Literatur. Ranke ist nach den drei Seiten gleich groß.

Alle Kritik wirkt zunächst zerstörend und auflösend. Es gilt, in die ganze Gestalt der festgewordenen und oft so glänzenden Tradition hineinzuschneiden, das Gewebe zu zertrennen, die untauglichen Fäden auszuscheiden, die brauchbaren mit frischen zu verknüpfen. Freilich verarmt dadurch die Vorstellung von der Vergangenheit, die reichen und bunten Farben erblassen, aber — aus der Welt des Scheins erhebt sich dafür eine Welt des Seins, aus der Dichtung die Wahrheit. So entschädigt für den Verlust des alten der Gewinn neuen Materials aus frisch eröffneten Quellen. Unserm Ranke und ihm allein ist es zu danken, daß inskünftige ohne Benutzung der Archive und ihrer authentischen Berichte kein Historiker sich mehr an die neuere Geschichte heranwagen darf.

Ranke strebte indes nirgends so sehr nach Vollständigkeit des Materials als vielmehr nach Zuverlässigkeit, übersichtlicher Gruppirung, Durchsichtigkeit. Er verschmähte die kleinen, oft so anziehenden, oft aber auch kritisch so verdächtigen Details und folgte einem Eklekticismus, der in großen Zügen nur das Wesentliche, das Bleibende und Weltgeschichtlich-Wichtige bietet. Es ist ein Hauptvorwurf, den man dem großen Historiker gemacht hat, daß er so viel schon voraussetze, so viel Material über Bord werfe. Kritische Naturen werden immer zu einem gewissen Lakonismus neigen. Auch die Natur seiner Quellen, der Gesandtschaftsberichte z. B., die ihm nicht in ununterbrochener Folge zu Gebote standen, wirkt mit.

Aber freilich, Ranke wollte nicht blos kritisiren, er wollte ein Kunstwerk schaffen. Gerade dies Kunstprincip, die geschichtliche Würde und die Gesetze der Composition geboten ihm Maß und Beschränkung. Hier fühlt man überall durch, der Autor könnte mehr sagen, er will es nicht. Damit das Charakteristische hell und scharf hervortrete, muß der Ballast wegfallen. Mag Ranke in dieser vornehmen Zurückhaltung mitunter zu weit gegangen sein; zu rechter Zeit, besonders bei Schilderung von Persönlichkeiten, bringt er doch oft Localtöne, die helle Lichter auf das Bild werfen. Hier und da wünschen wir den breiteren Pinsel epischer Erzählung, statt der spannenden Art dramatischer Dialektik.

Die Kunst Rankes, mit der er den Stoff in Fluß bringt und dem Körper der Thatsachen Leben und Odem einhaucht, beruht einmal in der Gruppirung der Ereignisse, dann in eingestreuten kurzen und prägnanten Räsonnements, endlich in der psychologischen Vorführung der Hauptpersonen.

Was gehört doch dazu, durch den Staub der Archive hindurch, aus dem Wust kaum übersehbarer Detailuntersuchungen, mitten in der unterirdischen Arbeit der Kritik, in der Zerstreuung und Anstrengung jahrelanger Reisen die Geistesfrische, den Blick auf das Ganze, die Kraft zur Composition sich zu bewahren! Wir bewundern noch mehr diese Gestaltungskraft des Künstlers, als den Bienenfleiß des Sammlers und die Schärfe des Kritikers.

Ein ganz neuer, bisher unerhörter Ton wurde von Ranke zuerst in seinen „Fürsten und Völkern" angeschlagen. Des trocknen oder schwülstigen Tones satt, der den altmodischen Historikern meist eigen war, behandelt er den Stoff fast mit keckem Uebermuth und mit welch beneidenswerther Leichtigkeit! Sein Stil ist ein Vorbild geworden für viele Geschichtsschreiber nach ihm.

Von dem Mittel, eigne Urtheile zur Orientirung über die Facta einzustreuen, macht Ranke den sparsamsten Gebrauch. Auch darin ein echter Historiker, der sich nie über oder neben die Thatsachen stellt. Seine Urtheile drängen sich nicht vor und auf, sie erwachsen mit einer Art Naturnothwendigkeit aus dem Stoffe selbst. Dieses reflectirende und moralisirende Einmischen, das kleinmeisternde und rigoristische Begleiten mit der eignen Sympathie oder Antipathie, wie es Schlosser z. B. liebt und übt, kennt Ranke nicht.

*) Zu den glänzenden Ehrenbezeugungen, welche dem greisen Meister am 20. Februar dargebracht wurden, darf man den Prospekt über eine Gesammtausgabe seiner Werke, mit dem die Verlagshandlung von Duncker und Humblot in Leipzig an jenen Tage hervorgetreten ist, gewiß mitzählen. In drei und dreißig Bänden wird diese Ausgabe, außer den in unserem Texte angeführten Werken (die übrigens zum Theil gänzlich umgearbeitet erscheinen werden) auch seine sämmtlichen, zerstreut erschienenen oder bisher noch nicht veröffentlichten Schriften enthalten. Die Redaction.

Das persönliche Element, die Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten ist nicht minder ein Mittel, den Stoff dramatisch zu beleben. Denn auf der lebendigen Wechselwirkung des persönlichen und allgemeinen Lebens ruht die ganze Geschichte. So soll auch der Geschichtsschreiber etwas von einem Herzenskündiger haben, der die That durchschaut und bis zum Sein, der Quelle der That, hindurchzudringen sucht. Ranke hat nicht selten kleine Meisterstücke individueller Charakteristik geliefert: historische Porträts wie von Philipp II., von den Königinnen Maria und Elisabeth von England, von Ludwig XIV., von einer ganzen Reihe von Päpsten, von mancher andern Größe der Geschichte. Doch ist er auch hier spröde und enthaltsam. Er sagt selbst einmal (Engl. Gesch. III., 427): „Nicht allerlei Zufälligkeiten, Sitte und Art des Lebens, noch einzelne Aeußerungen oder auf einen bestimmten Zweck berechnete Reden legen den Charakter eines historischen Mannes dar; in seinen Handlungen und großen Momenten erscheint derselbe." Aber auch hier, auf dem verführerischen Gebiet subjectiver Gefühle, des Hasses oder der Liebe, ist er der echte, objective und realistische Historiker. Er räsonnirt nicht, er malt durch Aneinanderreihung schlagender thatsächlicher Züge fast mosaikartig und bewegt sich so stets auf dem festen Boden des Factischen. Freilich fühlen wir bei diesem Verfahren mitunter einen Mangel.

Wo der Geschichtsschreiber großen schöpferischen Naturen, oder gar fanatisch und dämonisch wirkenden gegenübergestellt ist, muß er über die Schranken des äußerlich Thatsächlichen hinausgehen. Einem Luther, Cromwell, Knox, der Gewalt der Leidenschaften, dem Gähren und Stürmen in der Seele großer Menschen, den Geburtswehen weltgeschichtlicher Thaten gegenüber scheint Rankes Art und Kunst nicht immer auszureichen. Aber freilich, was heißt es auch, bei Charakteren von solchem Gepräge, auf der schwindelnden Höhe des Lebens geboren oder zu ihr hinaufgehoben, die vor allem doch in Thaten reden, Blicke in das Werden und die innere Werkstatt zu werfen! Hier liegt für eine wahrhaftige und gewissenhafte Natur die Resignation so nahe und die Anerkennung, daß die menschliche Persönlichkeit — und in ihren höchsten Erhebungen am meisten — hinausragt über die Diesseitigkeit der Geschichte. Manchmal scheint uns Ranke nicht genug mitzuleben mit den Persönlichkeiten, sie fast antheillos, als wären es Naturerscheinungen, zu betrachten und zu behandeln. Aber bei einem Manne, dessen Leben und Wesen eins geworden ist mit geschichtlichem Leben, sollte da diese scheinbare Kälte nicht vielmehr eine Unterdrückung natürlicher Gefühle, als Resultat eines wissenschaftlichen und ethischen Processes sein?

Das dritte Mittel, dessen sich Ranke bedient, um die Geschichtsmassen in Fluß zu bringen, ist die Gliederung, Gruppirung und innere Belebung der Ereignisse. Diese Kunst ist bei ihm ungemein. Alle seine Werke heben mit weit ausgeholten Einleitungen an, in denen die allgemeinsten und frühesten Zustände der Nation gezeichnet werden. Nur in den weitesten Grundlinien tritt zuerst die Volksgeschichte auf und ihre Physiognomie. Dann schwillt die Stoffmasse an, der Strom vertieft sich, je näher der Autor an seinen Hauptgegenstand heranrückt. Und hier verfährt er nie blos annalistisch oder chronologisch, vielmehr nach inneren Gründen und Gesichtspunkten. Da ist es denn für den Leser ein wahrer Genuß, der durchdringenden Spürkraft zu folgen, mit welcher Ranke durch das Labyrinth der europäischen Politik des 16. und 17. Jahrhunderts den Faden und die Leuchte trägt. Die Geheimnisse der Cabinette werden mit dem Feinsinn des Diplomaten enthüllt, die Actenstücke, auf denen er fußt, gleichsam belebt, indem er sie an die handelnden Personen anschließt. Das vielverschlungene wirre Gewebe entwirrt sich in des Meisters Hand, der bei seinem universalen Ueberblick nie an der Politik eines Staates haften bleibt, immer auf das Ganze der europäischen Politik den Blick gerichtet hält, den Zusammenhang innerer und auswärtiger Politik wie kein anderer durchschaut. In dieser Combinationsgabe steht Ranke auf unerreichter Höhe.

Die Kritik hat unsere Geschichtsschreibung von der Philologie gelernt, die Auffindung der leitenden Gesetze von der Theologie und Philosophie, die schöne Darstellung (mehr noch als von der Antike) von der klassischen Zeit unserer Dichtung. Ohne Lessing und Goethe kein Ranke! — Er hat die Muse der Geschichte gleichsam erst reden gelehrt. Sein Stil fesselt durch Wohllaut und Anmuth. Da er mehr schildert und charakterisirt als erzählt, so nimmt sein Ausdruck die Farbe thatsächlicher Kürze an, — eine Sprache, die, von der Schwere des Stoffs und dem subjectiven Ringen des Autors frei geworden, leicht und licht dahinschwebt. Nicht gerade sprachbildnerische Fülle und Tiefe herrscht in seinen Werken. Die klargeschliffenen Sätze, der gesammte Wortschatz schließt sich dem gebildeten und hergebrachten Sprachgebrauch an. Kein Pathos, keine kühnen Bilder, kein Salz drastischen Witzes, keine markige Diction, aber elegant, durchsichtig, sachlich, dabei besonders in den früheren Werken ungemein frisch und fesselnd.

Ich breche ab. Hier und heute kam es nur auf eine kurze Skizze und einen einfachen Act der Pietät, hoher Verehrung an.

Ranke sagt selbst einmal (Engl. Gesch. I., 469): „In jedem großen Leben wird ein Augenblick eintreten, wo die Seele empfindet, daß sie nicht in der gegenwärtigen Welt aufgeht, und sich von derselben zurückzieht."

Mitten unter dem Glanz seines Ehrentages, der weit über die vaterländischen Grenzen hinaus ein vielstimmiges Echo gefunden hat, mögen ihn verwandte Stimmungen beherrscht haben. Auch wir haben uns dem Zuge seiner Schüler und Verehrer, die am 20. Februar nach dem Haus in der stillen Luisenstraße zogen, in Gedanken angeschlossen. — Die Nation besitzt in diesem Manne viel, unendlich viel, den Vater der modernen Geschichtsschreibung auf deutschem Boden. Der Doctorhut, der ihm vor 50 Jahren auf die jugendliche Stirn gedrückt wurde, ist auf dem grauen Haupte zum Lorbeerkranz geworden. Und der wird bei Mit- und Nachwelt unzerpflückt darauf ruhen bleiben.

Am Familientische.

Ein Bild ins Familienzimmer.

(Zu dem Bilde auf Seite 341.)

Es war wieder einmal im alten, lieben Eisenach! Wieder einmal der Weg nach der Wartburg eingeschlagen! Oben, wo das enge Gäßchen rechts abbiegt vom Markt, blickt uns das Schaufenster eines Photographen entgegen, und eilig suchen wir Thüringer Schönheiten, von denen Wahrheit und Dichtung so Mannichfaches berichtet hat! Aber wir sehen meist, wenn auch gute, nur Wild-, Wald- und Weidmannsbilder, d. h. Porträts — Eisenach hat eine Forstschule — nur in der Mitte des Fensters fesselt ein Genrebild unsern Blick! Das ist nett, sehr nett! „Ja wo habe ich denn das schon gesehen? — Ja wo denn nur gleich?" So bei uns grübelnd bemerken wir kaum die lächelnde Miene eines jungen Mannes, der neben dem Photographiekasten in die Thüre getreten ist. „Ja wo hab' ich denn das schon gesehen?" „Nirgends noch als hier" antwortete derselbe. — „Wie so?" — „Beliebt's dem Herrn einzutreten, so sollen Sie den Grund erfahren!"

Wir folgen ihm und befinden uns in dem Atelier eines Malers, ein Atelier, wie das manches andern! Die Wände mit Bleistift-, Kohlen- und Kreidezeichnungen (meist Genre) bedeckt, aber mitten unter denselben neben den Porträts von alten Graubärten und Charakterköpfen, neben dem Engelsgesichte einer aufblühenden Jungfrau, neben Oelgemälden heitern und traurigen Characters, da erblicken wir das Original, dessen Photographie uns so anzog! Ein Stück Leben aus einer Familie, ein Stück Leben aus unserer fröhlichen Jünglingszeit; eine ganze Geschichte, ein Meer von Erinnerungen! — „Wie nennen Sie das Bild?" — „Suchen Sie sich selbst den Namen!"

Und in der That, hier steigt in gesunden, unverkümmerten, lebensfrischen Herzen die lebendige Erinnerung auf an die herrliche Studienzeit, als wir das erste Mal als Studenten die erste Ferienreise in die liebe Heimat antraten, als wir von den Lieben mit lautem Jubel empfangen wurden! Den ganzen Morgen schon hat das kleine Annchen, der kleine Franz den Vater, einen würdigen Geistlichen, der emsig an der Sonntagspredigt arbeitet, gequält mit Fragen: „Kommt nur der Fritz noch nicht bald?" Das stille, liebe Mutterherz sucht in rastloser Geschäftigkeit seine freudige Unruhe zu bergen! Sie ist eben dran, noch einen guten Kuchen zu backen! Die Nichte, die ihr sonst zur Hand geht, räumt eben das Studierstübchen für den Fritz ein, manchmal durch die Weinreben ausspähend auf die Landstraße, ob denn der „Bruder Studio" noch nicht sich zeige! Sie hat den Vetter Fritz lange, lange nicht gesehen! Damals war er noch ein Kind, sie mit! Jetzt ist er ein Student! Und sie? Was hat nicht der Onkel schon alles von den Studenten erzählt! Ach, sie schauen auch gern nach hübschen Mädchen — und rasch wirft sie einen Blick in den Spiegel, leise erröthend — sie ist eine Jungfrau geworden. — Sorglicher wird das Lätzchen am Busen festgesteckt, und das kleine Kämmchen glättet die schwellenden Haare. Wo ist denn aber Wilhelm nur? — „Nachmittag," so hatte der Papa zu dem kleinen Springinsfeld im ernsten Tone gesprochen, „wirst du im Bröder die Präpositionen auswendig lernen. Aber auf meinem Zimmer!" Nach langem Bitten läßt sich der Vater erweichen, daß er's unten in der Malvenlaube thun darf. — Der Vater klopft die lange Pfeife aus, und laut erschallt es an sein Ohr: „Ante, apud, ad, adversum!" Aber kaum ist das Fenster zugeklappt — husch, ist Wilhelm durch die Malven-

büsche — behutsam ausspähend schmiegt er sich das Thal entlang aus dem Bereich des Pfarrhauses und vorwärts geht es! „Wo willst du denn hin, Wilhelm?“ fragt Kantors Lisbeth! — „Dem Fritz entgegen!“ — „Kommt der heute bei Euch?“ — „Ja,“ ist die lakonische Antwort, und vorwärts geht es! „Es wäre wirklich Unrecht,“ murmelt er für sich hin, „wenn niemand dem Fritz entgegenginge! So lange nicht dagewesen! Der Vater kann nicht böse sein! Die alten Präpositionen! Na, ich lerne sie heute Abend noch! Ach! und wenn der Fritz kommt, da ist der Vater gut!“

Annchen und Franz merken auch nichts, daß der kleine Lateiner ausgekniffen ist! Die haben mehr zu thun! „Meine jungen Hunde muß er zuerst sehen,“ ruft Franz und so sehr auch der alte Bello sich zur Wehr setzen will, sie werden doch aus der Hütte hervorgeholt, dort neben der Regentonne wird der Milchnapf hingesetzt, und da manschen und tolpeln nun die drei kleinen Köter darin herum, der Schnarps und der Schnorr und der Spitz!“ — „Nein, meine Küchelchen,“ schreit Annchen! „Geh weg mit deinen garstigen Handen, die kleinen Puttchen fürchten sich!“

Da mit einem Male: „der Fritz, der Fritz ist da!“ stürzen die Kleinen durchs Hofthor. Aber schon eilt die Mutter, welche den Kommenden durchs Küchenfenster erblickte, ihrem Sohne entgegen. Selig ruht der Blick auf der schlanken, schmucken Gestalt, und was ist das erste, das die Mutter thut, nach der ersten Umarmung? Sie streicht ihm die langen Locken aus dem Gesichte und blickt dem Sohne ins Auge. Noch ist es rein, noch kann es der Mutter Blick ertragen, und nun preßt sie den Sohn voller Freude an sich! Man sieht's dem Burschen auch an, daß er noch gesund ist an Leib und Seele, der freie Blick, das strahlende Gesicht voll jugendlicher Freude, keine Spuren wild durchschwelgter und verlüderter Nächte, die freie Brust, die knappe Kleidung, die Hände nicht verhüllt mit lästigem Glacé, die Haare nicht à la mode gescheitelt, auf dem Rücken das leichte Ränzchen! Aber damit der Vater auch sieht, daß der Herr Sohn studirt hat, da sind wohlweislich die Collegienhefte unter die Decke gepackt, daß sie sofort ins Auge fallen! Mit welchen Sorgen hat das liebe Mutterherz den Sohn in die Jenaer Universitätsstadt entlassen! Der Vater vermag sie zu beruhigen, er hat auch studirt! Aber oft hat sich des Nachts ein heißes Gebet emporgeschlichen zu Gottes Vaterherzen: „Erhalte mir ihn gesund an Leib und Seele!“ Und welche Gedanken beschäftigen sie jetzt? Was das heißeste Sehnen ihres Herzens war, sie sieht es erfüllt vor sich stehen. Ein Blick hat sie dessen belehrt, der Blick ins Auge!

Im Hintergrunde in der Thür steht des Pfarrers würdige Gestalt, still-vergnügt über den Anblick zur Nichte gewandt: „Sieh, das ist der Fritz!“ Und die? Verlegen hat sie sich an der Seite des Onkels eingefunden bei der Freudennachricht! Die rechte Hand macht sich etwas zu schaffen am Halskräuschen, und in Gedanken legt sie die linke auf den Onkel. Was sind denn das für Gedanken? „Ei! Studenten sehen hübsch aus, und besonders der Vetter Fritz! Was sollst Du zu ihm sagen? Wie sollst Du ihn begrüßen?“ Da drängt sich eben Annchen zwischen Mutter und Sohn, ihre Händchen hochhaltend: „Aber Fritz, gib mir doch 'ne Hand!“ und Franz, seiner Schützlinge vergessend, der zerrt den Fritz am Rocke: „Ach, der schöne Rock und die vielen Schnuren darauf! Zu was sind denn die? Höre, Fritz (da fällt's ihm wieder ein) der Bello hat drei Junge!“ und der Bello, das alte Familienstück, tanzt auf zwei Beinen vor Freude! Der kleine Spitz guckt seiner Mama ganz verwundert zu, er hat sie blos zanken hören, wenn der stolze Haushahn einmal zu nahe der Hütte kam, aber dieser Taumel vor Freude, der will ihm nicht in den Kopf. Schnorps, ach was kümmert ihn das Geräusch, jetzt gehört ihm die Milch allein, denn Schnorr kämpft mißmuthig mit schwarzrockigen Soldaten. Aehnlich verhält sich die Gruppe der Küchelchen. Nur ein kleines Hühnchen schaut sich keck die Familie und ihre Herrin an. Der besorgte Vater hat schon längst wegen Bellos ungeberdigen Betragens seine schrillende Kriegstrompete ertönen lassen und hebt bedächtig den gespornten Fuß; nur ein Küchelchen hat des Vaters Ruf verstanden, der Stolz desselben, und hebt in gleichem Schritte die Beinchen, gerade so wie Wilhelm, der eben durchs Hofthor mit majestätischem Schritte eintritt. Er hatte den Vorsprung benützt, um dem Fritz Stock, Pfeife und Mütze abzulocken; vor dem Hofthore hatte er die Hosen aufgestreift und Kanonenstiefeln gemacht, wie sie der Fritz trägt, und nun die Mütze auf dem Kopfe, den schweren Ziegenhainer in der Hand, die lange Pfeife im Munde, den Blick verächtlich auf alles hingeschleudert, stolzirt der kleine Student herein, des Momentes erharrend, wo die Augen der Familie seiner ansichtig werden. Wie ein Lauffeuer verbreitet es sich natürlich im Dorfe, daß „Pfarrsch Fritze“ oder „Pfarrsch Studioses“ da ist. Und wie sollte es auch nicht? Der alte Krugwirth schenkte eben dem „Schandarm“ en Spanschbittern ein, als er die Straße herkam, und Bürgermeisters Jette, die dort auf dem Geländer mit dem Kleekorbe ruhte, die hat's ja gesehen, und Bäckers Ludwig sagte ja auch gleich zu ihr: „Siehste Jette, Du guckst doch nur heute nach dem hübschen Studenten, denn Du hast mir nicht einmal Heil geboten, als ich Dich grüßte.“ — „Ach geh nur!“ sagte sie. — —

Wie uns die beredte Sprache des Bildes mit seinen dem Leben so treu abgelauschten, naturwüchsigen Zügen mächtig angezogen, wird sie sicher auch einen gleichen Anklang finden in dem großen Leserkreise des Daheim, und wird dem jungen Künstler Härtel, einem Schüler Prellers und Wislicenus, überall Freunde gewinnen. Solch ein Bild gehört in der That in das Familienzimmer; denn wie es einem offenen Sinne für die einfachen Freuden des Familienlebens entsprossen, so wird es auch sicher dazu beitragen, einen solchen in rechter Weise zu pflegen und zu fördern. C. F.

Ein Abenteuer mit civilisirten Wilden.

Vor einiger Zeit wurde ein junger Franzose, der San Blas, einen Hafenort in Californien bewohnt, durch dringende Geschäfte nach San Juan, etwa 12 Stunden davon entfernt, gerufen. Er brach früh morgens auf und hoffte abends bei guter Zeit an seinem Ziele anzulangen. Sein Weg führte durch eine waldreiche Gegend, welche die Grenze zwischen der civilisirten Welt und den Wohnstätten der Wilden bildet, wo der Amerikaner und die Rothhäute gar oft einander begegnen.

Die Reise ging ohne Aufenthalt von Statten. Einige Ranchos (Farmhäuser) boten hier und da dem jungen Manne einen gastfreundlichen Ruhepunkt, und er hatte mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein entsetzliches Unwetter losbrach, das ihn lange Zeit in einem glücklich noch erreichten Rancho zurückhielt. Die Wichtigkeit seiner Geschäfte trieb ihn indes trotz der nahen Dunkelheit vorwärts, sobald der Sturm vorüber war.

Seit zwei Stunden wanderte er an dem Saume eines dichten Tannen- und Eichenwaldes entlang; von Zeit zu Zeit versetzten ihn eine Antilope, ein Schakal oder andere wilde Thiere in Schrecken, doch kam er unversehrt vorbei, da ... plötzlich erblickt er in geringer Entfernung fünf oder sechs Apaches, die sich mit einander zu berathen schienen.

Er sah auf den ersten Blick, daß sie zu jener als sehr grausam bekannten Völkerschaft gehörten; er unterschied deutlich ihre Gestalten und ihre fantastisch tätowirten Körper, ihre mit Federn geschmückten Köpfe und ihre herabfallenden Kleider; mit Bogen und Flinten bewaffnet saßen sie im Kreise berathend zusammen. Am meisten aber beunruhigte den jungen Mann ein auf der Erde ausgestreckter Körper, den er nicht näher zu erkennen vermochte, der aber ganz verhüllt und festgebunden zu sein schien.

Was konnte dieser Körper sein? war es ein Gefangener, der Leichnam eines Schlachtopfers? Indes das war die geringste Sorge des Franzosen. Er sann nur darauf, vorbeizukommen, ohne von den Wilden gesehen zu werden — erblickten sie ihn, so war es um ihn geschehen: was vermochte er allein, so gut bewaffnet er auch war, gegen ein halbes Dutzend solcher Feinde?

Vorsichtig schlüpfte er hinter das Gesträuch, indem er am Boden hinkroch, wenn dasselbe zu niedrig war, um ihn genügend zu verbergen. Vergebliche Anstrengung! Die Wilden, deren Gesicht und Gehör so überaus scharf ist, waren bereits auf ihn aufmerksam geworden — sie stürzen dem Orte zu, wo er sich weiterschleichen will — nur zwei bleiben bei dem erwähnten Gegenstand zurück. In Todesangst setzt der Unglückliche seinen Weg fort — endlich gewahrt er einen ausgehöhlten Baum und verbirgt sich darin. Unbeweglich, fast athemlos wartet er in seinem Versteck ... ganz nahe hört er die sich einander zurufenden Feinde — dann wird alles plötzlich still. Er wartet, wartet ... endlich wagt er es, aus seinem Verstecke ein wenig herauszublicken und die nächste Umgebung zu recognosciren ... niemand nahe und fern zu sehen .. er tritt weiter heraus, schreitet ein wenig vorwärts .. da mit einem Male taucht ein tätowirter Kopf empor, das Schreien und die Jagd beginnen aufs neue ... einen Augenblick hofft er ihnen entwischt zu sein .... nicht die mindeste Spur seiner Feinde mehr zu entdecken ... da, als er dennoch mit Vorsicht längs eines Pfades dahinschreitet, hört er auf ein Mal einen Schrei vor und hinter sich. Jeder weitere Gedanke an Flucht war unmöglich — ein Kampf war unvermeidlich, und es blieb ihm nichts übrig, als sein Leben theuer zu verkaufen. So lehnte er sich denn gegen eine Eiche, hielt seine Flinte bereit und wartete.

Die Wilden kamen näher, schreiend und alle Arten von Zeichen machend, die er nicht verstand. Als sie nahe genug waren, um verstanden zu werden, hielt einer von ihnen an und warf seine Flinte zu Boden.

„Haben Sie keine Furcht,“ sagte er in gutem Englisch; „wir wollen Ihnen nichts zu Leide thun.“

Der Reisende stutzte — der tätowirte Wilde sprach englisch viel besser als er selbst. Dennoch war sein Mißtrauen nicht ganz gewichen. Da warfen alle ihre Flinten nieder, um ihn vollends zu beruhigen, und er folgte ihrem Beispiel. Bald war er in ihrer Mitte — seine Hand ruhte indes noch auf einem Revolver, den er in der Tasche trug, um ihn bei der ersten verdächtigen Bewegung herauszuziehen.

„Wenn Sie uns gleich angehört hätten, anstatt zu fliehen,“ sagte nun der erste Sprecher unter den Wilden, „würden weder Sie noch wir so viel zu laufen nöthig gehabt haben. Kommen Sie von San Blas?“ — „Ja.“ — „Wir wollen dorthin. Können Sie uns sagen, ob der Steamer Eldorado schon abgefahren ist?“ — „Nein, er fährt erst übermorgen ab; aber was kümmert Sie das?“ — „O, sehr viel. Sehen Sie dort unsere zwei Freunde?“ — „Ja; gerade jener so festgebundene Körper, den sie bewachen, hat mich so erschreckt; ich glaubte, es sei die Leiche eines Weißen.“ — Die Wilden brachen in ein lautes Gelächter aus. — „Die Leiche eines Weißen! Wissen Sie, was es ist? Ein Modell unserer in einen Cederstamm geschnittenen Bote mit seinen Rudern und Fischgeräthschaften.“ — „Aber warum führen Sie das mit solcher Sorgfalt in den Wäldern umher?“ — „Um es in San Blas auf dem Eldorado einzuschiffen; wir wollen es zur Weltausstellung nach Paris senden. Der Sturm hat uns aufgehalten — deshalb war uns so viel daran gelegen, zu wissen, wann der Eldorado abfahren würde.“

Man kann sich das Erstaunen des jungen Franzosen vorstellen, der es indes doch für gerathen fand, mit seinen neugewonnenen Freunden die Nacht zuzubringen, da nicht alle Apaches so civilisirt sind, daß sie die Pariser Weltausstellung beschicken. P. J.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 9. März 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 23.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Der Pater beflügelte seine Schritte und lenkte sie auf die Spitze von Neu-Köln. Delvens Gesicht glühte, er wollte sich sofort gegen den Mann w aden, aber er besann sich eines besseren. Jetzt konnte er den Schlupfwinkel des geheimnißvollen Agenten erspähen; wenn der Pater merkte, daß er verfolgt würde, so vereitelte er die Bemühungen. Vorsichtig schlüpfte Delven in den Schatten der Hecke zurück — einige Minuten wartete er, deutlich bemerkte er die Gestalt des Paters, welche sich gegen den halbdunkeln Nachthimmel abzeichnete. Sie lief an dem Rande des mit einer Böschung versehenen Spreeufers hin und her, stand einige Minuten still und stieg dann in die Tiefe hinunter. Delven wußte nun, woran er war. Der Pater wollte über den Spreearm setzen, der hier ziemlich breit sich ausdehnte. Unten in der Böschung war ein kleines Gemach. Hier wohnte der Fährmann, der an Markttagen die Gemüse-, Fleisch- und Holzladungen vom Stralauer Thore aus nach Cöln zu Wasser beförderte. Offenbar hatte der Pater seinen Schlupfwinkel also jenseits des Flusses, er wagte nicht, durch die Straßen zurückzukehren. Delven zauderte nicht länger. Mit einigen Sätzen befand er sich auf dem Rande der Böschung. Dicht vor ihm lief die steile Treppe hinab, welche bis zum Ufer des Flusses führte, neben dieser Treppe befand sich das Fährhäuschen. Er hörte die Stimme des Paters. „Schnell das Boot heraus!“ rief der Pater. Schon war der Schiffer bereit, der Kahn ward freigemacht, und zwei Männer stiegen ein. „Hollah, nehmt mich mit!“ rief Delven. — „Nichts da, ich will allein hinüber!“ entgegnete eine Stimme, und das Boot schoß ins Wasser. Der Secretär, welcher schon so nahe dem Ziele seiner Wünsche gewesen, war in der größten Aufregung. „Ich muß ihn haben,“ rief er halblaut und sprang die Treppe hinab in den Schlamm des Ufers. Er tappte bis an das Wasser, und ohne sich weiter zu besinnen, löste er eilig die Stricke eines zweiten Kahnes, der unten am Pfahle festgebunden war, dann sprang er hinein, ergriff eine der im Boote liegenden Ruderstangen, stieß ab und kam bald in die Mitte des Flusses. Vor ihm bewegte sich das Fahrzeug, in welchem der Schiffer und Wolff saßen. Delven hielt seine Blicke fest auf den ihm so wichtigen Gegenstand gerichtet. „Euch soll ein Donnerwetter regieren!“ schrie der Fährmann, „wie könnt Ihr Euch unterstehen, meinen Kahn zu nehmen?“ — „Zieht die Ruder an,“ ermunterte Wolff, „vorwärts.“ Der Schiffer handhabte seine Ruder mit großer Kraft, Delven ließ sich nicht irre machen. Seine Stange in den Grund stoßend, trieb er sein Boot hinter das Fahrzeug, welches den Pater trug. Allein die Arme des Fährmanns waren doch den Kräften des Schreibers überlegen. Das Boot Delvens blieb zurück. Er sah, wie der Pater anlandete, dem Schiffer Geld in die Hand drückte, aus dem Kahne sprang und hastig die Treppe hinaufstürzte, welche sich vor der Stralower Brücke in das Wasser senkte. Delven behielt den Forteilenden im Auge, seine Kräfte verdoppelnd, trieb er mit einer Art von Verzweiflung den Kahn in den Sand des Ufers, dann that er einen kecken Sprung und stand auf dem Lande. Schlamm und Wasser spritzten um seine Füße und schlugen ihm ins Gesicht, aber ohne darauf zu achten, ohne die Flüche und Rufe des wüthenden Schiffers, der ebenfalls Anstalt ihn zu verfolgen machte, weiter zu hören, arbeitete der Secretär sich die Treppe hinauf. Er schwang sich auf die Böschung und sah gerade noch, wie die dunkle Gestalt des Paters in dem Bogen des Holzthores verschwand, der die Brücke überwölbte. Ohne Zaudern eilte er nach. Das Seitenpförtchen des Stralower Thores war geöffnet, der Verfolgte schlüpfte hindurch, eben wollte der Wächter wieder schließen, als Delven ankam. Einige Reden — Nachfragen und Einwendungen hielten auf — endlich öffnete das Thor sich wieder vor dem Secretär, er stürzte in das Freie, blieb einen Augenblick stehen, sah nicht weit vor sich die Gestalt über das Feld huschen und lief mit größter Hast hinterdrein. Der Verfolgte hatte jetzt seinen Späher ins Auge gefaßt. Delven konnte nicht mehr zweifeln, daß der Pater in ihm einen Feind erkannt hatte, denn er suchte auf jede Weise die Verfolgung irre zu leiten. Bald bog er links ab, dann wieder rechts, lief eine kleine Strecke gerade aus, kehrte einige Schritte zurück und verschwand in der Tiefe eines Wie-

sengrabens. Die Jagd währte schon eine gute Zeit, der Pater dirigirte sich gegen die Georgenvorstadt zu. Allmählich ward die Entfernung kürzer zwischen den beiden, so sehr sich der Verfolgte auch anstrengte, die Kräfte seines Feindes waren jugendlicher, elastischer. Delven hatte sich vorgenommen, das Aeußerste zu wagen — er stützte sich auf Dandelmann, was konnte ihm geschehen? wenn der Pater entlarvt war, durfte er sich nicht länger in Berlin aufhalten. — Wolff keuchte bereits, der Schweiß lief von seinen Schläfen hernieder, er sah den Verfolger näher kommen, der nicht von seiner Beute ablassen wollte, sollte er einen Kampf wagen? der muthige Pater fürchtete ihn nicht — nur die Entdeckung seiner Person machte ihn bangen. Schon tauchen die Bäume des Gehölzes vor ihm auf, welches nicht weit von dem einsamen Hause sich befindet, er kann deutlich die Tritte des Verfolgers vernehmen — wenige Schritte noch, und der kecke Spion hat ihn erreicht, da tritt ein Mann aus dem Gebüsche. — „Perbom," ruft der ächzende Pater. — „Ich bin's," antwortet der Invalide, „ich hatte Sorge um Euch. Ihr bleibt lange." — „Hilf mir — Verfolger da — dort kommt er," stöhnte der Pater. — „Rechts in den Busch," rief Perbom „und dann durch die Wiesen in das Haus. Ich halte den Burschen." Mit letzter Kraftanstrengung warf der Pater sich in den Busch — Delven stürzte herbei, und seine Hände griffen in die Luft, es schien ihm, als sei der Gesuchte dicht in seiner Nähe — da versperrte plötzlich die breitschultrige Gestalt eines Mannes den Weg. Ein kurzer Degen blitzte vor des Secretärs Augen und eine tiefe Stimme sagte: „Keinen Schritt weiter, Herr Nachtvogel, oder ich renne ihm vier Zoll Eisen in den Leib." Der Secretär stand unbeweglich, aber sein Rappier war schnell blank. Obwohl noch zitternd von der Anstrengung des Laufes, machte er doch Anstalt, sich zu vertheidigen. Der nächtliche Gegner schien aber keine Lust zu haben, den Streit aufzunehmen. „Steckt ruhig ein, Freund," sagte er. „Wenn ich meine Pfeife ansetze, kommen zehn Leute herbei, die Euch windelweich schlagen. Geht nach Haus, und belästigt nicht harmlose Spaziergänger, sonst wird man mit einer Ladung Schrot aufwarten." Ehe noch Delven etwas zu erwidern vermochte, hatte der Mann die Büsche getheilt, war hinter denselben verschwunden und schien in den Wiesengraben getaucht zu sein. Der verblüffte Secretär blieb auf der einsamen Stelle wie festgewurzelt stehen.

Eine Entdeckung.

Das kleine Arbeitszimmer Joachim Ringwalds lag im Hintergebäude seines Hauses. Es war bescheiden ausgestattet. Alte, fast wurmstichige Spinden, mit bedruckten Papieren und Bücherproben gefüllt, standen umher, einige zusammengeschnürte Ballen zeigten sich in den Winkeln. Das Schreibpult des Buchdruckers war mit kleinen Zetteln und Briefen bedeckt. Ein mächtiges, aus Holz gedrehtes Tintenfaß, welches eine breite Feder überragte, krönte den oberen Rand, und vor diesem Tische saß Herr Ringwald, mit dem Lesen einer noch halbnassen Druckprobe beschäftigt, die ihm so eben aus der Officin gebracht worden war. Die Dämmerung begann schon einzutreten und hatte einen Theil des Gemaches in Dunkelheit begraben. Ringwald machte eine Bewegung, um den Strang der Glocke zu ergreifen, der über dem Pulte von der Decke herabhing, dann fiel sein Blick wieder auf die Druckprobe, und er fuhr fort, eifrig weiter zu lesen, der zunehmenden Dunkelheit nicht achtend. In diese Beschäftigung vertieft, begannen die Buchstaben vor seinen Augen ineinander zu laufen und verschwimmende Linien zu bilden. Der Alte legte das Papier bei Seite und verfiel in eine nachdenkliche Stimmung. Er wollte seine Gedanken über das so eben Gelesene recht zusammenfassen, als ein Geräusch, aus dem dunklen Theile des Zimmers kommend, ihn erschreckte.

Der Buchdrucker drehte sich schnell um. Seine vom Lesen matten Augen richteten sich auf die Stelle, von welcher das Geräusch ausging, und er glaubte, in der ungewissen Beleuchtung die Gestalt eines Mannes zu erkennen. „Bist Du es, Henning?" fragte er, von dem Sessel sich erhebend. Die Gestalt blieb unbeweglich. „Wer ist da?" rief der Alte, ein eisernes Lineal vom Schreibpulte nehmend, um sich nöthigenfalls vertheidigen zu können. Die Gestalt trat aus dem Halbdunkel auf ihn zu. — „Fürchtet nichts," sagte sie mit sanfter Stimme. „Ich bin es — Euer Retter, der Doctor Seeberger." Ringwald legte das Lineal auf das Pult und reichte dem Fremden die Hand. „Seid mir willkommen," sagte er. „Aber verzeiht, wenn ich betroffen über den seltsamen Eintritt bin. Woher kommet Ihr in dieses Zimmer? wer ließ Euch ein? Ihr müßt die kleine Hintertiege benutzt haben, und die kennen nur meine Hausgenossen." — „Fragt nicht lange danach," entgegnete der Pater — „die Hauptsache ist — ich bin hier und muß mit Euch reden. Sorgt, daß wir allein bleiben." Ringwald schob den Riegel vor beide Thüren, welche in das Zimmer führten, dann zog er einen Sessel herbei und nöthigte den Pater, Platz zu nehmen. — „Herr Ringwald," begann der Pater nach einer Pause. „Ihr erinnert Euch wohl des Versprechens, welches Ihr mir gegeben, als meine Hand Euch aus den Klauen der Strolche rettete?" — „Gewiß, und ich werde es halten." — „Desto besser. Ihr sollt aber dieses Versprechen nicht erfüllen, ohne Euch selbst durch die Erfüllung einen wesentlichen Dienst zu leisten. Ihr habt mir gestanden, daß ein wichtiges, Aufsehen erregendes Werk Euch zu großem Ruhme verhelfen, Eure Mitbewerber, den Rüdiger und andere in den Hintergrund drängen könne und zugleich einen Gewinn für Euch abwerfen werde. Wollt Ihr ein solches Werk zu drucken unternehmen?" Ringwald sah den Pater einen Augenblick fragend an, dann fuhr er sich leicht mit der Hand in die Haare. „Es käme darauf an, was für ein Werk darunter zu verstehen sein möchte, Herr Doctor. Zauberei könnte ich nicht in die Welt senden, Salamonis Schlüssel oder die Wünschelruthe wären verbotene Waare." — Der Pater lachte. — „Sehe ich einem Zauberer oder Hexenmeister gleich?" — „Hm — Ihr seid mir räthselhaft, ich läugne es nicht." — „Ich bin ein Mensch mit Fleisch und Bein, mit lebhaften Wünschen, aber ein Mensch, der im Besitze wichtiger Dinge ist, die ich gern veröffentlicht sehen möchte — kurz und gut, wollt Ihr einen Namen in der Welt haben und Geld verdienen?" Der Pater zog bei diesen Worten eine schwere, mit Gold gefüllte Börse und legte sie auf den nächsten Tisch. Ein feiner, spitzer Strahl der untergehenden Sonne stahl sich durch das Fenster und spielte auf den Maschen der Börse, er blieb haften daran, und unter seiner Einwirkung glänzten die Goldstücke in dem seidnen Käfige wie kleine Feuerchen. Ringwald machte einen langen Hals, seine Augen wurden größer. „Das scheint mir allerdings ein hohes Gebot, Herr," sagte er. — „Das ist nur der Anfang. Ihr sollt später noch mehr erhalten — wir einigen uns über den Preis. Nun zur Sache. Hier lest dieses." Der Pater reichte dem Alten ein Papier. — „Verzeiht," sagte Ringwald, „ich schlage erst Licht — die Dämmerung ist schon hereingebrochen, meine Augen sind schwach." Er zündete eine Kerze an und entfaltete das Papier mit zitternden Händen. Seine Blicke fielen sogleich auf die Worte, welche die Ueberschrift bildeten, sie lauteten: „Genaue und wahrhaftige Copia des schönen und heilvollen letzten Willens, den der durchlauchtigste Herr und Kurfürst, Herr Friedericus Wilhelmus, der Große zubenannt, zum Besten der heiligen katholischen Kirche auf seinem Sterbebette, dem nunmehro regierenden Kurprinzen, Herrn Friedrich III. übergeben und zu halten anbefohlen." — Ringwald stutzte. Er ließ das Papier sinken und wendete sein Haupt zu dem Pater. Der falsche Doctor Seeberger hatte sich in das Dunkel halb zurückgezogen. Seine schwarze Gestalt war kaum noch sichtbar, so verschwammen die Umrisse derselben mit den Schatten der Dämmerung, nur sein bleiches Antlitz, von dem Kerzenlicht scharf getroffen, schien wie in der Luft zu schweben. „Was ist das für ein Ding?" fragte der Buchdrucker zitternd. „Lest weiter — lest weiter, Freund," sagte Wolff. Je weiter der Alte las, desto finsterer wurden seine Züge. Es war ein Befehl, eine dringende Mahnung des verstorbenen Herrn an seine Kinder, die heilige katholische Lehre auszubreiten in den brandenburgischen Landen, die Lehre Luthers ward als eine unsichere hingestellt, die kurfürstliche Familie wurde ermahnt, dem Papste anzugehören und ihn als einen Freund und Vater zu verehren. Ringwald durchschaute sogleich, daß er hier ein gefährliches, ein verderbliches Schriftstück in Händen habe. „Herr," rief er. „Wer seid Ihr? Ihr seid kein Doctor der Rechte — Ihr seid etwas anderes. Ihr kommt, um für Euren Dienst, den Ihr mir erwiesen, einen Gegendienst zu verlangen, den ich nicht leisten kann. Heute erschiene das Blatt in meiner Officin gedruckt, und morgen schon befände ich mich auf dem Wege nach Peitz oder Spandau. Nehmt es zurück, Herr — nehmt es zurück." Er reichte dem Pater das Papier. Wolff machte eine abwehrende Bewegung. „Ich habe Anspruch auf Eure Dankbarkeit," sagte er. „Ihr weigert mir einen Dienst, den ich Euch noch obenein schwer

zählen will? was könntet Ihr wagen dabei? zieht mir eine genügende Anzahl von Exemplaren ab, ohne Euren Namen, ohne Angabe des Druckortes, ich nehme sie in Empfang und vertheile sie. Wie? das ist meine Sache. Ihr erweist Eurem Lebensretter einen Dienst und erhaltet einen vollen Geldbeutel zum Lohn — das ist aber noch nicht genug. Die Macht, welche von Euch den Druck jenes Testamentes verlangt, wird siegen — gewiß, sie wird triumphiren und dann werdet Ihr ein gefeierter Name sein, eine glänzende Belohnung, die größten Privilegien bis auf Eure Kindeskinder hin, sollen Euch zu Theil werden — und merkt es wohl, tiefes Geheimniß wird Euch angelobt, niemand soll erfahren, daß aus Eurer Officin diese Blätter hervorgegangen. Ich bin bereit, jeden Schwur zu leisten." — „Ich kenne Euch nicht — Ihr seid mir fremd. Wie soll ich Euch trauen?" sagte der Alte stammelnd und nicht ohne sichtbaren Kampf, der auf seinem Antlitze zu lesen war. — „Genügt Euch Kaiserlicher Majestät Ansehen?" sagte Wolff, an den Buchdrucker herantretend. „Genügt Euch der Schutz des kaiserlichen Gesandten? kommt mit mir zu ihm — ich verlange diesen Dienst nicht so ohne weiteres von Euch. Wir wollen einen Ort bestimmen, woselbst wir uns treffen können, dann führe ich Euch zu Baron Freytag von Gödens, den Ihr selber kennt, dort sollt Ihr erfahren, wer ich bin und daß Ihr einen Schutz genießet, wenn man Euch antasten will." — „Aber das alles ist gefährlich, es ist eine Scylla und Charybdis," wimmerte der Alte. — „Mit Geld schifft Ihr durch dieselbe, mit Hilfe unseres kaiserlichen Herrn werdet Ihr glänzend dastehen. Ich sehe schon, wie die Pressen sich bei Euch verfünffachen, wenn der Triumph unserer Partei vollendet ist, wie Ihr dieses ganze Gebiet hier ausdehnen müßt, um nur Platz zu haben für Euer großes Geschäft, und dabei wollt Ihr zaudern?" Wolff schlug mit der Hand auf die Börse, daß die Goldstücke klirrten. — „Wenn ich Euch, meinem Lebensretter, auch zu Willen sein möchte," entgegnete er, „wie soll es geschehen? wie soll ich es geheim halten?" — „Habt Ihr keinen Vertrauten? könnt Ihr nicht einen Menschen, einen Freund finden, den Ihr Euch zu Hilfe nehmen würdet bei dem Setzen der Schrift?" — „Mein Sohn wäre wohl genügend. Er versteht die Kunst und dann — ja," rief der Buchdrucker, „ich hätte noch einen Mann, einen fleißigen, geschickten, dem ich mich anvertrauen könnte." — „Versichert Euch seiner," sagte der Pater, „und nun zum letzten Male, wollt Ihr mir dienen? ich verlange fünfhundert solcher Blätter, mit dem bedruckt, was auf jenem Papiere steht. Bis wann wollt Ihr sie mir schaffen?" — „Ihr seid mir fremd, Herr," sagte Ringwald. „Ich muß genau wissen, wer Ihr seid, bevor ich wagen kann, ein solches Ding in die Welt zu schicken." — „Gut — auch das noch," entgegnete der Pater. „Ihr sollt also mit mir bei dem kaiserlichen Gesandten zusammentreffen. Kommt morgen Abend, um die neunte Stunde dahin. Seid pünktlich, Ihr werdet mich auf dem Hausflure treffen. Diese Börse behaltet. Es ist eine Abschlagssumme. Schweigt gegen Jedermann. Ihr habt mir meinen Dienst bezahlt, den ich Euch leistete, wenn Ihr die fünfhundert Blätter in meine Hände legt — eher nicht. Gehabt Euch wohl und öffnet mir jetzt die Thüre." Er ging auf die Thüre zu, die Ringwald entriegelte, noch ein Mal wendete er sich und sah den Buchdrucker mit einem fast drohenden Blicke an. „Hütet Euch zu plaudern," sagte er. „Ihr habt zwischen Ehre, Verdienst und Ruhm oder einem sicheren Verderben zu wählen. Wer ein Mal im Besitze solchen Geheimnisses ist, der trägt eine schwere Last. Zurücktreten ist jetzt schwer für Euch geworden, geht vorwärts und faßt die Sache schnell an. Auf morgen Abend." Er verschwand in dem Dunkel der Treppe.

Ringwald blieb einen Augenblick allein, stützte seinen Kopf in beide Hände und seufzte schwer. Das unheimliche Papier lag vor ihm auf dem Pulte, es schimmerte so weiß und geisterhaft, die Schriftzüge, welche das flackernde Licht erleuchtete, liefen wie Schlangen auf und nieder, ein leises Knistern schien aus dem Blatte zu tönen. „Ich muß es wagen," lispelte der Alte. „Henning will ich es vertrauen — und dann Delven. Ja, der soll drum wissen. Er rieth ja immer Außerordentliches zu unternehmen, er soll der dritte im Bunde sein. Wir stellen uns vor den Setzkasten — allein, in der Nacht, und drucken es selbst, ohne die Gehilfen heranzuziehen. Was mag der geheimnißvolle Doctor nur mit dem Blatte wollen? — gleichviel, wenn der kaiserliche Gesandte seinen Schutz verleiht, dann will ich es wagen. Es ist ein seltenes Ding, das da auf dem Tische."

Es erschallte ein Klopfen an der Thüre. „Oheim! Oheim!" rief Christinens Stimme, „kommt herab, das Essen steht auf dem Tische." Hastig verbarg Ringwald das Papier in seinem Schreibtische. „Komm herein," rief er. „Ich bin allein — komm, Tina." Das Mädchen trat ein. „Warst Du unten auf dem Hausflure?" fragte Ringwald. — „Ja wohl, Oheim, im Flurzimmer." — „Hast Du niemand gesehen?" — „Niemand." — „Hm! Es ist seltsam," murmelte der Alte. — „Was habt Ihr?" fragte Tina. — „Ich meinte nur, der — es war mir, als sei jemand die Treppe hinuntergegangen." — „Ah — bah. Ihr hört und seht lauter seltsame Dinge, seit Eurem Abenteuer in der Grünstraße," lachte Tina, „hier war kein Mensch. Kommt hinab, Oheim." — „Wie kam er hinaus?" murmelte der Alte. — Henning war schon am Tische. Als die Mahlzeit beendet war, flüsterte der Alte dem Sohne zu: „Ehe Du Dich heute schlafen legst, komm auf mein Zimmer, ich habe mit Dir zu reden."

In den nächstfolgenden Tagen war im Ringwaldschen Hause das Leben äußerst ungemüthlich. Kaum hatte Tina das letzte Gericht auf den Tisch gesetzt, so fielen der Oheim und Henning mit seltener Hast über die Speisen her, die Freunde, welche bei ihnen vorsprachen, wurden kalt zurückgewiesen, die Besuche im Raths- oder Bernauerkeller schien der Alte vollständig aufgegeben zu haben, und Henning hatte für die sonst von ihm so eifrig mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäufte Base kaum ein freundliches Wort. Abends, wenn die Stunde begann, wo sonst die Unterhaltung der drei Verwandten oder eines geladenen Freundes stattfand, eilten der Oheim und Henning in die Gemächer, welche die Druckerei Ringwalds bildeten, sie schlossen die Thüre hinter sich, und wenn die arme Tina in den Hof trat, um nach Frauenzimmerart ein wenig zu spioniren, konnte sie kaum einen kleinen Lichtschein an den Fenstern erblicken, denn die beiden Herren Ringwald hatten die Fenster mit Pappstücken und Brettern versetzt. Was trieben beide in der Druckerei? das war für sie nicht schwer zu errathen. Sie hatten irgend eine Arbeit vor, welche sie allein, ohne Beihilfe eines Gesellen verrichten wollten, von der niemand etwas erfahren sollte — solche Dinge hatten sie schon öfter unternommen, aber dann war doch mindestens der Nichte und Braut, der treuen Wirthschafterin im Hause ein Wort vergönnt worden, man hatte ihr ungefähr mitgetheilt, um was es sich handle, dieses Mal aber schien keiner von beiden geneigt, Tina in die Geheimnisse der Werkstatt einzuweihen. Henning hatte auf die Fragen, welche seine schöne Base an ihn richtete, nur die kurze Antwort: „Wichtige Geschäfte," und der Alte machte: „Hm! hm!" Bei früheren Arbeiten waren die Gesichter beider frisch und heiter gewesen — jetzt schauten sie finster darein, blickten scheu um sich, und Henning fuhr oft in die Höhe, wenn ein Fremder in das Haus trat.

Für Tina war deshalb diese Zeit eine sehr harte, sie merkte mit dem ihr eigenen Instincte bald, daß die Arbeit eine nicht nur wichtige, sondern auch geheimnißvolle — schwere — vielleicht gefährliche sein müsse, und beschloß demgemäß weder zu fragen, noch zu plaudern. Wem sollte sie auch ihr Herz ausschütten? Die ganze Bekanntschaft war ihr nicht zuverlässig und konnte überhaupt keinen Trost gewähren; der einzige Mensch, der hier etwas vermocht hätte, wäre Delven gewesen, allein erstens hatte, wie wir wissen, Tina sich nie gut mit ihm gestanden, dann blieb er auch seit längerer Zeit dem Hause fern — sie mußte deshalb ihren Schmerz in sich verschließen und auf besseres Wetter warten. Das wollte aber nicht so schnell kommen, vielmehr stieg eine neue Wolke am Horizonte auf. Verschiedene Male hatte sie bemerkt, daß Henning, während der Alte in den Gemächern der Druckerei blieb, die Treppe hinabschlich, in den Vorgarten schlüpfte, dort eine Zeit lang auf und ab schritt und endlich mit einem fast ganz verhüllten Manne, der von der Straße aus in den Garten gekommen war, in das Haus, die Treppe hinauf und in die Druckerei ging. Tina öffnete die Thüre des Flurzimmers und huschte die Stiege hinan, da sie aber nicht bis zur Stelle, von wo aus sie genau hören konnte, dringen mochte, blieb sie auf dem Absatze stehen, weshalb natürlich nur einzelne, halblaute Töne bis zu ihr drangen.

Der geheimnißvolle Besucher ward nach einiger Zeit wieder entlassen. Er stand offenbar in Verbindung mit der nächtlichen Arbeit,

welche die Ringwalds ausführten. Zwei Mal hatte Tina der Versuchung widerstanden, alles aufzubieten, um die Gesichtszüge des Fremden zu erspähen. Wenn sie ihn kannte, dann vermochte sie vielleicht dem seltsamen Treiben der beiden näher auf die Spur zu kommen. Die weibliche Neugierde, vereint mit der verletzten Eitelkeit, siegte jedoch über alles, und so arbeitete sie sich denn einen Plan aus, der darauf abzielte, die Person des Besuchers zu erkennen. Sie lauschte eines Abends recht gespannt, als Henning wieder im Garten patrouillirte und sich trotz eines ziemlich starken Regens nicht abhalten ließ, Wache zu stehen. Sie sah den Unbekannten mit ihrem Vetter in das Haus treten. Tina hatte sich für diesen Augenblick eine wohl brennende Lampe bereitgestellt, aber dieselbe dergestalt hinter der Thüre des Flurzimmers verborgen, daß niemand den Lichtschein bemerken konnte. Den Griff der nicht ins Schloß geworfenen Thüre in der Hand haltend, stand sie nun ängstlich und doch erwartungsvoll hinter der Pforte des Flurzimmers, als Henning mit dem Fremden durch das Hausthor trat. Sie hörte deutlich, wie der Begleiter ihres Vetters sagte: „Ein fatales Wetter.“ — „Kommt nur schnell,“ sagte Henning. „Ihr werdet sehen, daß unsere Arbeit vorgerückt ist.“ Tina glaubte ein Geräusch zu vernehmen, als ob jemand die Falten eines schweren Mantels zurückschlage und dann freier athme, sie hielt diesen Augenblick für den richtigen und schnell die Zimmerthüre aufreißend, ergriff sie mit der andern Hand die Lampe, trat auf den Flur und hatte so glücklich manoeuvrirt, daß sie den beiden gegenüberstand; die Lampe schnell hochhebend, ließ sie den vollen Schein auf die Gesichter fallen, was denn auch genügte, um in dem Begleiter des Vetters jenen räthselhaften Mann vom Kirchhofe zu St. Nicolai, den Retter des alten Ringwald erkennen zu lassen. Tina ward von einem Fieberfrost geschüttelt, aber sie faßte sich schnell genug, um rufen zu können: „Lieber Henning, ich glaube im Hinterhofe sind Diebe. Es raschelt dort verdächtig.“ Der Fremde war mit einem Satze in das Dunkel des Flures zurückgewichen, Hennings Antlitz röthete der Zorn. „Was treibst Du hier?“ rief er. „Es sind Possen, Deine Gedanken sind verwirrt, bleib im Zimmer. Wenn jemand im Hofe wäre, ist der Hauswart nicht da? hinein, sag ich, in die Stube.“ Tina verbiß ihren Aerger, sie hatte genug entdeckt, deshalb schwieg sie, mit dem festen Vorsatze zu besserer Zeit und bei besserer Gelegenheit dem groben Anbeter seine Härte entgelten zu lassen. Sie schloß die Zimmerthüre und hörte, wie beide schleunig in die Druckerei stiegen. —

Am folgenden Tage ward von niemandem des Vorfalles erwähnt, aber die Ringwalds waren noch einsilbiger und mißtrauischer als sonst. Nachdem sie fortgegangen, warf sich Tina in den nächststehenden Sessel, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie vermochte nicht mehr, das heftige Schluchzen zu unterdrücken; die Hände vors Gesicht gedrückt, überließ die hübsche kleine Christine sich ihrem Schmerze über das Geschehene. Ohne einen Grund war ihr das Vertrauen entzogen, die kalte, oft harte Begegnung, die sie sonst nie erfahren hatte, schmerzte tief, und gewiß — es ging dort oben etwas Wichtiges, ohne Zweifel Gefährliches vor, man vermied ja, sie davon zu unterrichten, und dann hatte jener geheimnißvolle Mann, der nun schon einige Male unter den seltsamsten Umständen in ihre Nähe gekommen war, seine Hand mit im Spiele. Wer sagte ihr, ob nicht etwa das ganze Glück des Hauses gefährdet sein, die ganze Ruhe verschwinden und einem großen Unheile Platz machen könne? und dabei niemand, dem man sich anvertrauen durfte — konnte! Oh — Tina war wirklich sehr unglücklich. Sie blieb in den Sessel zurückgelehnt, wie träumend liegen, ihre Gedanken verloren alle Form. Plötzlich tönte ein lautes Pochen, welches die kleine weinende Person erbeben machte, aber ohne länger zu zaudern, rief sie dennoch: „Herein.“ Die Thüre öffnete sich, und auf der Schwelle erschien mit Hut und Degen Herr Christoph Delven.

Christine sprang schnell auf, fuhr mit der Hand über ihre Flechten, um sie zu ordnen, wandte sich dann halb von dem Eintretenden fort, damit sie Zeit gewinne, ihre Thränen zu trocknen und erwiderte kurz den „guten Abend“ des von ihr nicht besonders hochgeachteten, jungen Mannes. Delven trat ruhig näher. Er hielt wie immer den Hut an der rechten Seite und sagte: „O weh, ich bedauere, daß die schöne Christine noch zur Abendstunde den unwillkommenen Besuch empfangen muß.“

„Ihr besucht mich doch nicht, Herr Delven — nur den Oheim oder Henning — also kann Euch meine Freude oder mein Mißbehagen an dem Besuche gleichgültig sein.“ Sie machte sich hinter dem Tische und am Schranke zu schaffen, um die Augen, welche stark geröthet waren, zu trocknen und zu bleichen. Delven hatte jedoch sogleich die Erregung und die verweinten Augen des jungen Mädchens bemerkt. Er sagte sich, daß hier wieder eine jener häuslichen Scenen, von denen er oft genug Zeuge gewesen, vorgefallen sein müsse; da er aber seit geraumer Zeit das Haus nicht betreten hatte, konnte er auch selbstverständlich dieses Mal nicht Gegenstand oder Ursache des Streites sein. Er ließ sich deshalb nicht abschrecken, sondern ging bis zum Tische, der ihn von der hübschen Tina trennte, warf den Hut auf den Sessel und sagte, einen möglichst leutseligen, wehmüthigen Ton anschlagend: „Sie haben gewiß Kummer, schönste Tina — ich sehe es Ihnen an.“ — „Wer sagt Euch das? wer verrieth das?“ antwortete Tina mit unwilligem Schmollen. — „Eure schönen Augen, die gar nicht so muthwillig und heiter — selbst im Zorne blicken, wie sie es sonst thun. Ihr habt geweint, Ihr seid betrübt.“ Tina schwieg, sie senkte den Kopf, drehte sich wieder von Delven fort und fuhr mit der Hand über die Augen. Jetzt hatte der Secretär einen Schritt vorwärts auf seiner Siegesbahn gemacht. Er näherte sich dem jungen Mädchen vollständig und wagte es, ihren Arm zu berühren. Tina zog ihn nicht zurück — Delven konnte sich dessen bisher nicht rühmen. „Ihr seid wirklich schwer betrübt,“ sagte er, „was hat's denn gegeben? niemand ist hier in der Nähe — Henning nicht sichtbar — der Alte nicht da. Was ist vorgefallen? Die Ringwalds sind gar nicht mehr zu finden, auch in den Keller kommt der Alte nicht — es ist doch nicht — ich will nicht hoffen, Jungfer Tina — ein Unglück hier vorgefallen? ich habe lange das Haus nicht besucht.“ Delvens Ton hatte so viel von der Herzlichkeit des Freundes, daß Tinas Zorn gegen den Sausewind nachzulassen begann. Außerdem öffnet sich in trüben Stunden oft das Herz gegen Leute, die man sonst nicht eben mit Freundlichkeit überschüttet, und wenn Delven auch ein lustiger Bruder, vielleicht sogar ein Musje Lüderlich sein konnte, so war er doch ein kluger Mensch und dem Freunde Henning sehr zugethan; Tinas Zorn über die Vernachlässigung, welche ihr zu Theil geworden, that auch das seinige und so beschloß sie denn, dem Secretär ihr Herz auszuschütten. Sie machte noch eine Pause, dann wendete sie sich zu Delven, reichte beide Hände hin, die der Secretär erfaßte und sagte zu ihm: „Ich darf Euch trauen — Ihr seid unser Freund?“ — „Ich bin es wahrlich, Jungfer Tina!“ rief Delven, „wollte der Himmel, Ihr hättet mich immer dafür erkannt.“ — „Vergebt mir, wenn ich auf Euch schalt, ich mag dumm gewesen sein.“ — „Ein freundlich Wort macht alles gut. Redet offen, ich kann vielleicht helfen. In der Noth oder im Kummer erkennt man die Freunde.“ — „Ihr habt Recht. Also — Ihr dürft mich aber nicht für närrisch oder kindisch halten — es ist abscheulich, wie sie mit mir hier verfahren, sie behandeln mich schlechter, als eine Magd.“ Tinas Augen entsendeten reichliche Thränenströme.

(Fortsetzung folgt.)

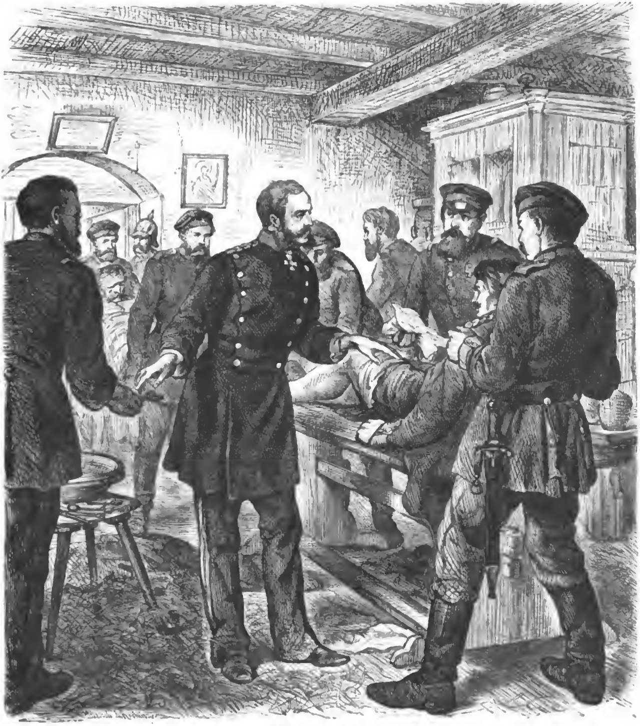
Deutsche Aerzte.

I. Der Generalarzt der Armee.

Die Donner des Gefechtes rollen über das von kämpfenden Scharen erfüllte und durchwogte Schlachtfeld dahin. Die Colonnen dringen vorwärts! ihr Feuer knattert, die rüstigen Kämpfer begrüßen den Feind mit lautem Hurrahrufen, und über die Ebene rast der Sturmlauf. Je näher die Stürmenden dem Ziele kommen, an welchem der erbitterte Kampf Mann gegen Mann ausgefochten werden soll, desto heftiger wird das Feuer des Feindes, und wenn die Andringenden sich auch nicht schrecken lassen, wenn eine platzende Granate oder das Hohlgeschoß einer Raketenbatterie die Glieder auseinanderreißt, damit sie sich im nächsten Augenblicke wieder schließen, so gewahrt man doch

auf der Ebene dunkle Punkte — sie sind theils rund, theils dehnen sie sich länger aus — oft haben sich zwei, drei, vier solcher Punkte zusammengeballt und bilden einen schwärzlichen Klumpen, aus dessen Mitte, zwischen dessen Seiten matte Schimmer von Metall blitzen. Je weiter die Kolonnen vordringen, je mehr solcher Punkte lassen sie hinter sich zurück, und die dunklen Stellen werden häufiger bemerkbar, wenn das feindliche Geschützfeuer den höchsten Grad der Wuth erreicht hat.

Ist der Raum zwischen der Stelle, wo sich diese Punkte zeigen, und den vordringenden Kolonnen größer geworden, dann nimmt man eine Bewegung wahr, es hebt sich ein Arm, zuweilen richtet ein Körper sich aus dem Wuste von Blut und Unglück empor, — alle diese Stellen, die auf der Fläche gleich schwärzlichen Flecken sich abheben, sind Gruppen Verwundeter oder Todter, welche das feindliche Eisen auf den blutgetränkten Boden warf. Wenn aber die Kämpfer gegen die Lebenden da drüben im Dampf und Blitzen des Gewehrfeuers, unter wildem Hurrah vorwärtsjagen, dann nahen dicht hinter ihnen die Kämpfer gegen den Tod, die Colonnen der Streiter gegen den furchtbaren Ritter, der mit Stundenglas und Hippe bewaffnet unsichtbar über das Schlachtfeld reitet — die Lazarethgehilfen und Krankenträgerkompagnien, welche auch eine Beute erspähen, aber eine andere, als die Streiter mit den Waffen in der Hand suchen — die köstliche Beute: ein Menschenleben, ein Leben, das noch zu erhalten, zu fesseln sein wird, wenn schnell die rettenden Arme in die Nähe gelangen, wenn der lindernde Verband zeitig genug angelegt und die unheilbringende Kugel aus der Wunde entfernt wird oder — wenn das



Langenbeck unter den Verwundeten.
Originalzeichnung von L. Pietsch.

unmöglich geworden durch die Gewalt des Eisens oder Bleies — das zerschmetterte Glied durch kühnen Schnitt mit scharfen Instrumenten von dem Körper gelöst werden kann.

Zurück rollen die Wagen mit den Verwundeten. Diese Wagen sind mit rothen Kreuzen geziert. Während des Gefechtes eilen sie hin und her, ihre kostbare und zugleich so schreckliche Bürde aufnehmend, und dann, wieder auf dem Verbandplatze angekommen, entleert man sie von den wimmernden Passagieren, die sofort in die Hände der Aerzte abgeliefert werden.

Hier gilt es, den ersten leichten Verband anzulegen, dann wird der also Gesicherte an die Station abgeliefert. Luftige Gebäude, Fabriken, Klöster und Schulen — das sind die Orte, wo die Zerschossenen, Zerhauenen und Durchstochenen ihr Unterkommen finden. Da ist ein buntes Gemisch von Freund und Feind, da blickt kaum einer dem andern in die matten Augen, während sie noch vor wenig Minuten sich wuthsprühende Blicke zuschleuderten und der nun bleiche, im Fieber zitternde Mund den gellenden Schlachtruf ausstieß, da hört man beten in allerlei Sprachen, und gleich daneben rollt der Fluch von den Lippen eines Ungeduldigen. Es ist unmöglich, jeder Bitte, jeder flehenden Forderung gleich gerecht zu werden. Wie viele sind hier aufgestapelt? wie viele erwarten zähneklappernd ihr Schicksal? denn es geht sich tausend Mal leichteren Muthes auf die verderbenspeiende Batterie los. Das verhängnißvolle Kommandowort: „Marsch! marsch!" wird nicht ungeduldiger erwartet, als der Ausspruch des Arztes, der die Blessirten der Reihe nach besichtigt und dann mit kurzen, bestimmten Worten anzeigt, was mit ihnen begonnen werden soll. Diese Erwartung ist schrecklich — die Augenblicke der Untersuchung werden zu halben Stunden — welch ein Urtheil wird der Arzt fällen? wird der vor ihm Liegende ein Krüppel werden müssen, oder vermag die helfende Hand des Operateurs den blutenden Theil so zu bearbeiten, daß der Leidende mindestens als ein halber Invalide umherhinken kann?

Dieses Ausspruchs harren die im Lazarethe, in der Station befindlichen Blessirten sehnsüchtig. Jeder denkt allein Anspruch auf Hilfe machen zu können, obgleich er sieht, wie man fortwährend neue Unglücksgefährten herbeischleppt, wie die Plätze sich füllen, die noch vor wenig Augenblicken leer waren. Die Seufzer tönen rückhaltsloser, denn die Fahrt hat den Schmerz erhöht, und jetzt bedarf es nicht mehr des Zwanges, hier sind lauter Gleichberechtigte, Gleichbedauernswerthe, also können die Klagen auch ohne Zwang sich Luft machen. Die Zahl der Aerzte steht in keinem Verhältniß zu der Masse, welche nach den Tagen von Gitschin, Trautenau und Königgrätz als Verwundete herbeigeschleppt worden, und dennoch arbeiten diese Männer, buchstäblich von blutigem Schweiß triefend, wie Helden — was sie erblicken, was sich ihnen um Hilfe flehend, wimmernd naht, die von der Wuth des Schmerzes verzerrten Gesichtszüge mit den zornig und doch so wehmüthig dreinschauenden Augen, die krampfhaften Griffe, welche die Hand des Blessirten in den Arm des Helfers thut — dies alles zu schauen, zu hören, zu beschwichtigen, zu fühlen und dabei dennoch kaltblütig zu bleiben, eingedenk der schweren Pflicht — das sind Heldenthaten, würdig denen sich anreihend, welche draußen im Getümmel des Kampfes mit dem Säbel oder Bajonette erfochten werden.

Eine Fahne gilt es zu nehmen, aus dem Haufen der Feinde heraus, welche das Zeichen mit Muth und Gewandtheit vertheidigen. — An der Station, an der Verbandstelle gilt es ein Menschenleben zu erhalten, durch die zuckenden, zerrissenen Muskeln, durch die zersplitterten Knochen zu dringen mit dem Instrumente in fester, nicht zitternder Hand, geübten Blickes, kalten Blutes, mit dem Bewußtsein, daß von dem richtig geführten Stahle, von der sicheren Handhabung der feinen Säge oder Zange das Leben eines verwundeten Helden abhängt, der ohnmächtig in die rettenden Hände des Arztes geliefert wird — welches von beiden ist eine größere That? — —

Wenn der Getroffene darniedersinkt und der brennende Schmerz, das rinnende Blut, die Wuth des Fiebers ihn belehren, daß er nutzlos geworden ist für die Entscheidung des Tages, dann zieht ein zwiefaches Weh durch seine Seele, die Trauer über die Gewißheit, daß ein erbärmliches Stück Blei, ein elendes Klümpchen Eisen ihn verhindert, den glücklicheren Waffenbrüdern auf der Siegesbahn folgen zu können, der marternde Gedanke, — daß er vielleicht als ein Krüppel aus der Station in die Heimat entlassen werde, und zusammenschauernd lispelt er: „Warum nicht todt?"

Aber das Leben hat doch einen gewaltigen Reiz. Kann man nicht — ehrenvoll mit einem Arme oder Beine aus dem Felde zurückkehrend dennoch seinem Vaterlande dienen? — ja — gewiß. — Alle diese zerschossenen Männer sind ja ein Vermächtniß für die Nation, um deretwillen sie ihr Blut verspritzt, deren Rechte ihr König an der Spitze seines Heeres vertheidigt — König und Volk werden diese Männer hochhalten — also leben! leben! —

Da fassen den halb Bewußtlosen zwei kraftvolle Arme, und das getroffene Bein wird kunstgerecht emporgehoben, der ganze Körper schwebt in die Höhe — die Sinne schwinden. Ein traumartiger Zustand umfängt den Verwundeten — als er erwacht ist, wirft er die Blicke umher. Es ist nicht mehr das weite, mit Gefallenen übersäete Feld, auf welchem er noch wenige Minuten vorher ruhte — es ist eine geräumige Stube mit rohem Balkenwerk an der Decke durchzogen, ein plumper Ofen thürmt sich empor, an den halbnackten Wänden kleben Heiligenbilder; der Verwundete fühlt sich gehalten. Ein prächtiger vierschrötiger Bursche hat ihn bei den Schultern gefaßt, ein Kerl mit stumpfer Nase und gutmüthigen, blauen Augen, dessen schmutzbedeckte Uniform und Stiefeln von der harten Arbeit zeugen, die er heute schon unausgesetzt verrichtet hat. Unter sich fühlt der Blessirte die Platte eines Tisches. Sein durchschossenes Bein schmerzt gewaltig, aber die umflorten Augen gewahren auf der Wunde einen Verband — Rettung ist ihm geworden, er wird sich nicht verbluten. Leicht wendet er das Haupt, da trifft sein Blick auf eine Gestalt in Uniform eines hohen Arztes. Diese Gestalt neigt sich zu ihm in leichtgebückter Haltung, ein scharfgeschnittenes, geistvolles Gesicht, durchdringende, klare und theilnahmsvoll prüfend schauende Augen heften sich auf ihn, den Hilfsbedürftigen — aber länger vermag er nicht zu sehen, die Ermattung bewältigt ihn, die Augen umfloren sich leicht, doch bleibt der Gedanke noch klar, und als er das Haupt matt gegen die Brust des Krankenwärters zurücklehnt, flüstert er leise, indem ein hoffnungsvolles Lächeln um die bläulichen Lippen spielt: „Langenbeck."

Wohl kann sich die Hoffnung bei dem Anblicke dieses Mannes, dieses Meisters beleben, denn wenn selbst die Kugel das Gebein getroffen, der Meister vermag, wenn irgend noch menschliches Wissen, menschliche Macht ausreichen, das zerstörte Glied zu erhalten, durch das anstaunenswerthe Verfahren der Resection. Er vermag nicht nur die kunstgeübte Hand zur Lostrennung des zerrissenen Gliedes vom Körper zu gebrauchen, seine tiefe Kenntniß vom Baue des menschlichen Leibes und dessen Gerüstes, seine genialen und zugleich so sicheren Operationen machen häufig die Knochensäge unnütz. Die heilbringende Hand schneidet die Splitter mit bewunderungswürdigem Geschick heraus, schiebt zusammen, ergänzt — und schafft gewissermaßen ein neues Stück in dem wunderbaren, verletzten Baue, dessen Windungen, Schnörkel und Gänge, Röhren und Knorpel, Fasern und Adern, in alle ihre Theilchen zerlegt vor dem geistigen Auge des großen Arztes sich öffnen und entwirren.

Langenbeck hat aus der Quelle blutiger Erfahrungen seine wohlthätigen, für die leidende Menschheit segensreichen Kenntnisse geschöpft. Schon im ersten holsteinischen Kriege bewährte sich sein von ihm neugeschaffenes Verfahren in wahrhaft glänzender Weise. Der ausgezeichnete Mann blieb aber dabei nicht stehen. Zahlreiche Versuche, genaue Prüfungen und Vergleiche setzten ihn in den Stand, seinen erhabenen Beruf auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen. Damit gingen seine Schriften Hand in Hand: „Die Bemerkungen zu Hunters Abhandlungen von den Schußwunden", die verschiedensten Erläuterungen seines großartigen Systems.

Sein Name ist heute schon ein gefeierter und von jedem Leidenden sehnsüchtig ausgesprochener, und deshalb richtet sich der umschleierte Blick eines Verwundeten voll von Hoffnung auf die Gestalt des Mannes, den wir in unserer Illustration als Mittelfigur erblicken. Im dumpfen Gesumme, welches ihn umschwirrt, das aus Wimmern, Bitten und jenem Geräusch zusammengesetzt ist, welches die verschiedenen Vorbereitungen zu schnellen Operationen begleitet, steht er ruhig, prüfenden Blickes vor dem Verwundeten, der so glücklich ist, durch seine Hand die Linderung der Schmerzen, die Entfernung der tückischen Kugel zu erlangen. Es bedarf für den Helfer keines bequemen Gemaches oder Polsters, keine schwellenden Decken dämpfen den Tritt. Ein armseliges Zimmer, ein roher Tisch, blutiges, feuchtes

Stroh, das sind die Umgebungen, in denen die ernste Scene sich abspielt. Ein plumper Schemel mit dem irdenen Napfe trägt die kostbaren Instrumente, welche die Hand unterstützen sollen bei dem schweren Geschäfte. Nachdem der Retter Puls und Augen des Blutenden untersucht hat, senkt sich seine Hand auf die von dem Verbande umhüllte Wunde. Ein leichter, eigner, besonderer Druck, der dem großen Arzte eigenthümlich ist, überzeugt ihn, wo die Stelle sich befindet, an welcher die Instrumente angesetzt werden müssen. Die Finger seiner Hand scheinen Augen zu haben, die den umhüllenden Verband durchschauen; dann, ohne sich von dem Verwundeten hinwegzuwenden, greift seine Rechte zur Verbandsscheere, die ihm der nächststehende Assistenzarzt reicht. Nur wenig Augenblicke noch, und der Verband wird zerschnitten sein, im nächsten Moment wird der an der rechten Seite des Blessirten befindliche Arzt das mit der betäubenden Essenz getränkte Tuch auf ein leichtes Zeichen Langenbecks vor das Antlitz des Verwundeten bringen. Die Sinne schwinden, der Kopf des Leidenden sinkt wieder zurück, eine wohlthätige Ohnmacht umfängt ihn — die Operation beginnt.

Der Meister hat mit einem Blicke erkannt, wo das verderbliche Geschoß seinen Platz im Gebeine gefunden hat, und mit eisenfester Hand führt er die Zange in die Wunde, gewiß eine jener feinen Zangen, eine amerikanische, welche mit ihren scharfen Haken sicher die Kugel im Fleische umklammern und die den früher angewendeten Löffel fast ganz verdrängt haben. — Aller Blicke sind auf den Meister gerichtet. Tiefes Schweigen herrscht, während er sein Instrument handhabt. Noch eine kurze Bewegung — und da — von dem Haken erfaßt, wird die Kugel aus dem blutigen Kanale gezogen, den sie sich in ihrem verderblichen Laufe mit Blitzesschnelle gewühlt hat. Als der Verwundete aus seiner Betäubung erwacht, ist schon der zweite Verband angelegt, und bald nimmt ein weiches Lager den Erlösten auf, dessen dankbarer Blick die Gestalt des Befreiers sucht, der wenig Minuten später schon wieder vor einem zweiten Hilfesuchenden steht, um aufs neue gegen die Gewalten zu kämpfen, welche mit ihren rohen Krallen nach dem Leben muthiger und kraftvoller Streiter greifen.

G. Hiltl.

Eine Friedensstätte im Schwarzwalde.

Von Max Reichard.

Auf einem hohen Bergrücken, der auf der einen Seite die Quellen der Donau ernährt, und auf der andern seine Wasser dem Rheine zusendet, liegt Königsfeld, die Gemeine der böhmischen Brüder im badischen Lande. Dorthin, lieber Leser, wollen wir heute unsere Schritte lenken. Wir wandern durch das gesegnete Kinzingthal; lachende Orte, Offenburg, Gengenbach, Haslach, Hausach, grüßen uns im Vorübergehn. Immer romantischer wird die Landschaft, immer höher erheben sich zu beiden Seiten die waldigen Berge: da ist Hornberg, von seiner Ruine beherrscht, auf deren Thurm wir steigen, um einen Blick auf eine entzückende Fernsicht zu werfen; dann kommt Triberg mit seinen rothen Dächern, über welchen auf hohem Felsen ein weißes Kreuz den Pfad bezeichnet, auf dem man zu den weltbekannten „Triberger Wasserfällen" gelangt.

Vor uns her fährt der schwere Eilwagen langsam die Chaussee hinauf: wir ersteigen jetzt die „Sommerau;" immer steiler wird der Berg, an dem sich schlangengleich die prächtig gebaute Straße hinzieht. Unten grünen die Wiesen von zahllosen Bächen durchzogen; die Dörfer, mit üppigen Rebgeländen geschmückt, liegen im Schatten der Fruchtbäume, von gesegneten Feldern umgeben; während des Steigens aber fällt es uns auf, daß die Gegend einen immer ödern Charakter annimmt, die Ernten stehen in dünnen Halmen, die Weideplätze sehen dürftig aus, und als wir endlich den hohen Berg erklommen haben, liegt vor uns eine weite Bergebene, auf welcher Haidekraut, Ginster und Farren blühen, und nur kleine Wachholder- und Föhrenwäldchen die Einförmigkeit der Landschaft unterbrechen. Zerstreute Bauerngehöfte, von Kirschbäumen und Haidekornäckern umgeben, zeugen davon, daß auch in dieser Einöde sich die Menschen eine Heimat gesucht haben. In diese Haide hinein, zwischen den Städtchen Sanct-Georgen und Villingen, erbauten zu Anfang unseres Jahrhunderts etliche Nachkommen der böhmischen Exulanten das Dorf Königsfeld. In den Wäldern geborgen, blühte diese Gemeine rasch heran, als „eine späte, aber liebliche Blume, entsprossen aus der Asche des treuen Zeugen, Johannes Hus," wie einer ihrer Schriftsteller sich ausdrückt.

Es ist ein höchst überraschender Anblick, der sich uns darbietet, wenn wir, aus dem Gehölz hervortretend, plötzlich das wohlgebaute Dorf erblicken, da wo wir nur tiefe Waldeinsamkeit vermuthet hätten. Die Wohnhäuser, beinahe städtisch gebaut, sind auf der Wetterseite mit grauen Schindeln überkleidet, was ihnen ein überaus trauliches Aussehen verleiht.

Mitten im Ort liegt ein viereckiger Platz, von grünenden Anlagen umgeben; um ihn her sind die „Gemeinehäuser" gebaut*). Das stattlichste unter ihnen ist der „Saal"; die ansehnlichsten Gebäude daneben sind Anstalten zur Erziehung der Jugend; das größte unter ihnen ist das „Schwesternhaus," von einer bedeutenden Anzahl von Jungfrauen bewohnt, die sich zum Theil mit einer Schar von Zöglingen beschäftigen, die aus allen Weltgegenden zusammengekommen, hier erzogen werden; im andern Anstaltshause wohnt mit ihren Lehrern und Pflegern eine große Anzahl von Knaben, die unter der Leitung der „Brüder" ihre Bildung und Erziehung erhalten.

Wir treten in das Gasthaus ein; es wird hier „Gemeinelogis" genannt; die Wirthin, mit einer eigenthümlich geformten Haube geschmückt, empfängt uns aufs freundlichste; obgleich die Stube mit Gästen überfüllt ist, hört man kein unschönes Wort, und sieht kein Drängen in der Wirthschaft; alles geht still und ruhig vor sich. Es ist der siebzehnte August, und die meisten Gäste sind herbeigekommen, um einer Feier beizuwohnen, die um zehn Uhr Vormittags die Gemeine in ihr Gotteshaus ruft. „Wir gehen auf den Saal," heißt es allerwärts; an einem andern Ort hieße das: „Wir gehen zur Kirche." Wir sehen allenthalben weißgekleidete Frauen und Mädchen, alle tragen dieselben Häubchen, in ovaler Form oben auf dem Scheitel. Es ist der Kopfschmuck, den vor hundert Jahren die Gräfin Zinzendorf trug, und den seit jener Zeit die weiblichen Gemeineglieder beibehalten haben in unveränderter Form. — Besonders hübsch sehen die vielen Anstaltsmädchen in ihren weißen Kleidern und glänzend rothen Schleifen am Häubchen aus; bei den erwachsenen Jungfrauen ist dies Band rosenroth, bei den Frauen hellblau, und weiß bei den Wittwen. Wir treten in den „Saal" ein, auf den Stufen schon liegen Tannenzweige, und der ganze Fußboden ist damit reichlich bestreut; die Fenster und Gesimse sind mit Kränzen von duftendem Haidekraut umgeben, und überall prangen die schönsten Blumen. Der Saal, in dem wir uns befinden, hat allerdings wenig Aehnlichkeit mit einer von unsern Kirchen: es ist ein großer Raum, weiß getäfelt, mit weißen Verhängen an den hohen, hellen Fenstern; ein niedriges Katheder und ein kleiner Tisch vertreten die Stelle von Kanzel und Altar, ringsum herrschen Emporen; auf der einen Seite ertönt die Orgel. Der Saal hat zwei Thüren, zu der einen treten die Männer ein, zur andern die Frauen, um zu ihren Sitzen zu gelangen. Auf den vordersten Reihen sitzen die Kinder, hinter ihnen die confirmirte Jugend, und zuletzt die Erwachsenen, die Ledigen von den Verheiratheten getrennt. Nun tritt der Prediger, hier „Liturg" genannt, herein; ohne einen andern Eingang stimmt er einen Liedervers an, in den mit der Orgel die ganze Versammlung einfällt. Nach dem Eröffnungsgebet liest er die bekannten Worte Christi: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich", und erklärt sodann die Bedeutung des „Kinderchortages". Also nannten die Gemeineglieder das heutige Fest; es war der Tag, welcher der Jugend gleichsam zum gemeinsamen Namensfeste diente, auf den sie sich seit Wochen freute, zu dessen Verherrlichung

*) Seit dem Jahre 1858, wo wir Königsfeld zuletzt besucht haben, hat sich diese Gemeine vergrößert, und die räumlichen Verhältnisse sind viel bedeutender, als sie zu jener Zeit waren.

sich all die fröhlichen Kinderköpfe angestrengt hatten im Ersinnen des glänzenden Blumenschmuckes. Den Kleinen in der Gemeine galt das Fest!

Nach Tisch versammelte sich die Gemeine zum zweiten Mal: diesmal aber betrat der Prediger den Lehrstuhl nicht, um die Versammlung in Gottes Wort zu unterweisen, sondern nach einem kurzen Dankgebet wurde ein Liedervers nach dem andern gesungen; dazwischen ertönte Orgelspiel, und zu beiden Thüren traten die Diener und Dienerinnen der Gemeine ein; sie trugen auf breiten Platten zierliche Tassen, in welchen Thee eingeschenkt war, und weiße Körbe mit Brötchen gefüllt; mit freundlichen Blicken durchschritten sie die Reihen der Gemeineglieder und bedienten einen jeden mit der einfachen Kost. Während der Mahlzeit wurde auf der Orgel, unter Begleitung von Posaunen und Flöten, eine Festcantate aufgeführt. Die Kinder, die in bunten Reihen auf niedrigen Bänken zu den Füßen ihrer Mütter saßen, griffen begierig zu; auch die Erwachsenen ließen sich's wohl schmecken — alles trug den Stempel wohlgeordneter Sitte, und der Anblick dieser Feier war ein vollkommen erbaulicher. Zum Schlusse wurde noch ein Danklied gesungen, und in größter Stille ging die Versammlung auseinander.

Wir haben einer „Agape," einem „Liebesmahle" beigewohnt, wie es nach dem Vorbild der apostolischen Kirche die Brüdergemeine heute noch hält. Voll des Eindrucks dieser Feier, durchwandern wir nun das Dorf, und sehen uns die Niederlassung der „Brüder" an.

Wahrlich, wer nach einem Leben voll Mühsal und Arbeit einen stillen Platz suchen wollte, wo sich Leib und Seele ausruhen können in ungetrübtem Frieden, der müßte ihn in Königsfeld finden.

Beim Anblick dieser Bergeshöhen, dieses Dörfleins, das so traulich geborgen ist im Schutze des Waldes, klingen unwillkürlich in unserer Brust die Worte unseres größten Dichters nach, wenn er singt:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest, —
Ach! ich bin des Treibens müde;
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Das lautet wie ein Nachklang aus Goethes Umgang mit Fräulein von Klettenberg und aus seinen Berührungen mit der Brüdergemeine, von der er in seinem Buche „Wahrheit und Dichtung" sagt: „Die Brüdergemeine hat hierin etwas Magisches, daß sie den Zustand der apostolischen Kirche fortzusetzen, ja zu verewigen scheint. Sie knüpfte ihren Ursprung an die ersten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt durchgewunden; nun schlug ein einzelnes Auge unter dem Schutz eines frommen, vorzüglichen Mannes Wurzel, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punkt hierbei war der, daß man die religiöse und bürgerliche Verfassung in Eins zusammenschlang, ja, was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt der Gemeine ward auch zur Lenkung weltlicher Angelegenheiten berufen, und seine Antwort durch den Ausspruch des Looses mit Ergebenheit vernommen. . . . Die trefflichen Männer, die ich auf dem Synodus zu Marienborn kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem ihrigen zu machen." Die einfachen Herrnhuter Brüder, die nicht einmal den Namen des Dichters richtig zu schreiben wußten, mögen wohl nicht geahnt haben, welch berühmter Gast sich unter die Abgeordneten der ihnen befreundeten Städte gemischt hatte, und wie sein das Urtheil war, das er über sie in sein weltverbreitetes Buch aufgenommen hatte!*)

Friedlich und freundlich sieht alles in und um Königsfeld aus: sowohl das Dorf selbst, als die Anlagen, die es auf der einen Seite begrenzen; überall sind Ruheplätze für Spaziergänger angebracht, da wandeln in den schattigen Alleen die „Schwestern" in Gespräche vertieft, weiter tummelt sich eine Schar fröhlicher Kinder auf dem Rasen umher; wir schlagen den Weg ein, der zum Friedhof der Gemeine führt.

Auf dem weißgemalten Thore lesen wir die Worte: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn." Es ist ein blühender Garten, in den wir eingetreten sind; zu unsern Füßen schlummern die Gemeineglieder; wie in ihrer Kirche, sind sie auch auf ihrem Gottesacker in Gruppen getrennt: der breite Weg scheidet die Männer von den Frauen, und jede Altersstufe und Lebenslage hat ihre eigens angewiesene Stelle. Alle Gräber sind mit einem liegenden Steine von derselben Form bezeichnet, auf welchem nur der Name des Verstorbenen und der Tag seiner Geburt stehen; darunter lesen wir das Datum des Todes, mit dem Worte: „Heimgegangen." — Die einfachen Leichensteine, umgeben von vielen Blumen und von hohen Tannen beschattet, verleihen diesem Friedhof ein Gepräge von wohlthuender Ordnung, der uns an keinem andern Ort in ähnlicher Weise entgegengetreten ist.

Das stürmische Herz, das in dem Dörfchen den Lebensfrieden finden möchte, könnte nirgends eine stillere Ruhestätte finden, als in diesem Garten, wo der Tod alle seine Schrecken verloren hat.

Ueber diesem „Gottesacker" hin, tönen an jedem Ostermorgen die Klänge des Liedes: „Christ ist erstanden," und an den Gräbern ihrer vorangegangenen Lieben singt die Gemeine die trostesvollen Worte von der Auferstehung und vom ewigen Leben. — Sobald der Ostersonntag graut, strömt Jung und Alt in den Betsaal; Posaunentöne zittern durch die tiefe Stille der Frühlingsnacht, und nach dem Gruße: „Christus ist auferstanden," „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden," ordnet sich die ganze Gemeine zu einem langen Zug, der beim Strahlen des Morgenrothes hinauswallt auf die Gräber der Heimgegangenen. Mit gefalteten Händen umgibt sie die geschmückten Grabhügel; nun fällt der erste Strahl der Sonne auf die Berggipfel, die Posaunen erheben ihre feierliche Melodie, die Gemeine stimmt ein mit vollem Gesang, und zwischen Prediger und Gemeine wird die Osterliturgie gesprochen, in welcher die Versammelten ihr festes Vertrauen auf die selige Auferstehung bekennen. Insonderheit werden die Namen der im verflossenen Jahre verstorbenen Brüder und Schwestern einzeln genannt: „Ich glaube, daß unser Bruder N. N. zur obern Gemeine gefahren und eingegangen ist zu seines Herrn Freude, sein Leib ist hier begraben, den wird Christus einst beim Erwachen seinem verklärten Leibe ähnlich machen." — An diesen Gräbern werden nie Thränen hoffnungslosen Leides geweint, nie Worte verzweifelten Abschiedsschmerzes ausgestoßen: in hellen Kleidern betritt eine Trauerversammlung den Friedhof; selbst die Wittwe trägt kein anderes Zeichen äußeren Leides, als ein weißes Band. Der Tod ist für sie alle nur der Eingang in eine bleibende Heimat nach einer kurzen Wanderzeit.

Aus dem Friedhof heraus führt uns eine prächtige Allee in das Dorf zurück; wir treten in einen ganz anderen Hof ein: es ist derjenige, der die Knabenanstalt umgibt. Vierzig, fünfzig Buben, von kräftigem Aussehen, sonnenverbrannt und luftgebräunt spielen da in derselben Weise, wie sonst in der ganzen Welt; sie laufen, springen, toben, schreien deutsch, französisch und englisch durcheinander, tummeln sich umher und rennen auf und ab in unbeschränktem Vergnügen. Mitten unter ihnen bemerken wir einige junge Männer, die sich in die Spiele mischen, und an denselben in der ungezwungensten Weise Theil nehmen. Ueber dem Lärm hört man sein eigen Wort nicht; da plötzlich schlägt die Stunde, einer der Lehrer gibt ein Zeichen, und wie mit einem Schlag stellen sich die Knaben in Reih und Glied und ziehen ganz ordentlich und ruhig in ihre Stube. Daß hier keine Kopfhänger erzogen werden, haben wir zur Genüge gesehen, und was wir von der Erziehungsweise der Brüdergemeine wissen und von ihren Erfolgen gesehen haben, reicht hin, um uns dieselbe als eine höchst zweckmäßige erscheinen zu lassen. Mit großer Festigkeit die unermüdlichste Geduld zu verbinden, ist ein Hauptaugenmerk der Erzieher; Eingehen auf die Gemüths- und Geistesanlagen jedes einzelnen Zöglings der große Vorzug ihrer Methode, dadurch ermöglicht, daß an jeder Pensionsanstalt eine hinreichende Anzahl von Arbeitern beschäftigt ist. Zu den äußeren religiösen Uebungen, zu den Religionsstunden und den Gottesdiensten, die in den Gemeinen öfter als sonst irgendwo stattfinden, werden die Kinder, die von fremden Eltern ihrer Erziehung anvertraut sind, in keiner Weise gezwungen; die ganze Lebensweise der Anstalten ist so eingerichtet, daß der Besuch der gemeinsamen Andachten von selbst bald die liebste Freude der Kinder

*) Im Diarium von Marienborn heißt es am 21. September 1769: „Der Herr Legations-Rath Moritz, der den jungen Herrn „Jedde" in seiner Gesellschaft hatte, und nebst demselben recht vergnügt bei uns gewesen war, retournirten heut nach Frankfurt."

wird. Dadurch, daß sie, so weit es ihrer Altersstufe zugänglich ist, eingeführt werden in das volle Gemeineleben, und alle Vorzüge desselben genießen, wird ihnen das Christenthum unvermerkt zum Lebenselement, in dem sie sich ungezwungen bewegen. Der Schulunterricht ist ein sehr sorgfältiger; als Umgangssprache wird in allen Anstalten deutsch, französisch und englisch gesprochen, wozu die vielen Zöglinge aus England und Frankreich wesentlich beitragen. Die Methode ist in allen Anstalten dieselbe, wie auch die äußere und innere Einrichtung der Gemeine in allen Ländern die gleiche ist; selbst die Gebäude sind ziemlich nach demselben Schnitt. Außer den fremden Zöglingen empfangen alle Kinder der Brüder, ohne Standesunterschied, ihre Bildung bis zur Confirmation in den Anstalten. Die Söhne, welche sich der Theologie widmen, werden im Pädagogium zu Niesky und im Seminar zu Gnadenfeld bis zu Candidaten der Theologie herangebildet. Dieser ausgezeichnete Schulunterricht verleiht den Gliedern der Gemeine, selbst wenn sie dem Handwerker- oder Bauernstand angehören, einen Grad von Bildung, der sie unter allen Lebensverhältnissen aufs vortheilhafteste auszeichnet.

Wir machen nun einen Besuch im Schwesternhaus. Die Frau Inspectorin führt uns durch die weiten Räume, in welchen uns, wie sonst allenthalben, die sorgfältigste Reinlichkeit entgegenleuchtet. Zuerst betreten wir ein großes Zimmer; es ist „die Mädchenstube," die zum gemeinsamen Arbeitszimmer dient, für die jungen, confirmirten Mädchen der Gemeine. Hier werden sie in allen Handarbeiten unterrichtet; wir treffen mehrere Jungfrauen, die mit Nähen beschäftigt sind; augenscheinlich geht ihnen die Arbeit nie aus, da hier alles ausgebessert wird, was die Jugend der Anstalten zerreißt. Weiter unten ist eine große Backstube, wo durch die Hand der Schwestern alles Brot bereitet wird für die vielen hungrigen Magen; ferner die Küche, in welcher man ebenfalls für mehrere hundert Personen kocht. Die Inspectorin ist die Mutter der vielen fremden Kinder, die hier ein und aus gehen, sie leitet den umfangreichen Haushalt, und führt insonderheit die Oberaufsicht über die Lehrerinnen, welchen der Unterricht anvertraut ist. Wie im Brüderhaus die Knaben, so wohnen hier die Mädchen je zu zehn oder zwölf in einem Zimmer, um eine eigne Lehrerin geschart, die sich ihnen völlig widmet. Die Kinder schauen frei und fröhlich um sich. Sie haben's auch sehr gut hier; ihre Zeit ist vom Morgen bis zum Abend so zweckmäßig ausgefüllt, und die Einförmigkeit der Schultage wird so glücklich durch fröhliche Feste unterbrochen, daß die Langeweile gar nicht aufkommen kann. Außer den kirchlichen Festzeiten haben sie eigenthümliche Freudentage; mit ungeduldiger Erwartung reden die Zöglinge jetzt schon von dem bevorstehenden Kartoffelfest. Hier oben auf diesen Höhen, wo kein Wein wächst, ist die Kartoffelernte ein Hauptmoment der Herbstzeit; da ziehen die Anstaltskinder hinaus und erbauen im Feld Herde aus Steinen, auf welchen sie unter großem Jubel die zusammengelesenen Kartoffeln braten; dazu werden eigne Lieder gesungen und Spiele gespielt, mit dem ganzen Kindervergnügen, das aus wenigem viel machen kann, wenn das Herz leicht ist, und die Glieder gesund und lebensfroh. An schönen Sommertagen kann man bisweilen eine Schar kleiner Wanderer an einem der schönsten Punkte des Schwarzwalds antreffen; mit Reisetaschen und Stäben ziehen sie unter der Anführung ihrer Lehrer singend durch Wald und Feld, und genießen in vollen Zügen das Glück, eine Fußreise zu machen.

Wie in der Brüdergemeine im großen, sind auch in den Erziehungsanstalten Knaben und Mädchen streng von einander getrennt, selbst Geschwister und Verwandte sehen sich nur in der Wohnung des Inspectors, unter seinen Augen. Die „Chorabtheilung" ist ein Pfeiler der ganzen Gemeinordnung, welche die Gründer derselben mit großer Energie aufstellten, und die sich bisher in unveränderter Form erhalten hat. Um der Sittenlosigkeit vorzubeugen, welche in der Folgezeit in diese enggeschlossenen Gemeinschaften hätte einreißen können, hatte gleich anfangs der Reformator der böhmischen Brüderkirche, Graf Zinzendorf, die Gemeine nach Geschlecht und Alter in „Reigen" oder „Chöre" abgetheilt. Die Kinder bis zur Confirmation sind das „Kinderchor;" später bis zu ihrer Verheirathung bilden sie das „ledige Brüder-" und „Schwesternchor;" die Eheleute treten in das „Ehechor," und wenn der Tod sie trennt, in die „Wittwerchöre" ein. So weit dies thunlich ist, leben die Glieder desselben Chors in den „Chorhäusern" zusammen, die Eheleute natürlich ausgenommen; alle erwachsenen Kinder der Gemeine sollen eine möglichst lange Zeit in den ledigen „Brüder-" und „Schwesternhäusern" zubringen; den verwittweten Gemeindegliedern wird ebenfalls in den Gemeinehäusern eine Zufluchtsstätte angeboten. Jedes Chor sieht sich als einen Theil der Gemeine an, welcher, auf Einem gemeinsamen Grunde beruhend, nur Einem Ziele nachtrachtet. Die Genossen eines Chores umschließt das Band gleicher Lebensverhältnisse und Erfahrungen. Sie stehen sich dadurch näher und werden durch diese Einrichtung veranlaßt, sich in inniger Freundschaft an einander anzuschließen, unter der Leitung gleichstehender Gefährten, der „Chorpfleger und Pflegerinnen," denen die Seelsorge in ihrer Mitte ausschließlich anvertraut ist, so daß auch die Frauen untereinander dieselbe ausüben, und nur das öffentliche Predigtamt ausschließlich den Männern überlassen bleibt. Jedes Chor hat seinen eignen „Chortag," ein Freudenfest für alle seine Glieder, das mit ihm die ganze Gemeine feiert, und an dem ihm insonderheit seine Pflichten nach seiner Lebensstellung ans Herz gelegt werden; eine besondere Rubrik des Brüdergesangbuches bilden die „Chorlieder," zumeist von Zinzendorf selber gedichtet. Ueber diesen „Chorplan" ist allerwärts viel gespottet worden; es ist auch nicht zu erwarten, daß alle Grundsätze und Einrichtungen der Brüdergemeine von andern als Gleichgesinnten vollkommen verstanden werden können. Eine Organisation aber, die sich durch anderthalb Jahrhunderte hindurch erhalten, und die in ganz verschiedenen Ortsverhältnissen die untadelhafteste Sittenreinheit zur Folge hat, kann uns nicht anders denn ehrwürdig erscheinen. Es läßt sich leicht begreifen, daß diese Einrichtung im Großen und Ganzen der protestantischen Kirche nicht durchführbar wäre, da es ja gerade das Zusammenleben in der Familie ist, auf dem die christliche Sitte beruhen soll. Die Brüdergemeine ist auch zu keiner Zeit darauf ausgegangen, die Zahl ihrer Glieder zu vergrößern (sie zählt, so viel wir wissen, in Europa kaum über zehntausend Seelen), eben so wenig hat sie es je unternommen, ihre Eigenthümlichkeiten als Norm für die Gesammtkirche aufzustellen.

Ueberhaupt ist der Streit nie die Sache der Brüdergemeine gewesen — im Frieden hat sie sich auferbaut, im Frieden ist sie gewachsen, und Frieden ist noch heute ihr Lebenselement.

Das war mir bei dem Besuche in Königsfeld aufs neue überall lebendig entgegengetreten; der Leser wird es mit mir gefühlt haben, wenn er mich bis hierher begleitet hat, und wird mit mir gewiß noch oft zurückdenken an die stille Friedensstätte im hohen Schwarzwalde.

Der König der Journalisten.

Von unserem Pariser Correspondenten.

II.*)

Man glaube nicht, daß der junge Chefredacteur des so gegründeten Journals jetzt etwa mit einer gewissen Bescheidenheit debütirt und durch wirkliche Leistungen sich die Huld des Publicums zu erwerben sucht. — Nein! — das ist die Manier des Herrn v. Girardin nicht! mit einer Unverschämtheit, der seine Verehrer den Namen Genialität geben, wirft er sein Journal wie eine Bombe unter die Leserwelt und setzt das Publicum dermaßen in Erstaunen, daß man nicht Zeit hat, zu untersuchen, auf welchen schwachen Grundlagen das ganze Unternehmen ruht und wie hohl es durch und durch ist. — Das Paradoxon eignet sich am besten für alle, die beabsichtigen, den Leser in geistige Verwirrung zu setzen und ihn so seines gesunden Urtheils zu berauben, ihn zu interessiren, ihn — wie der technische Ausdruck des Journalismus ist — zu „packen;" das Paradoxon ist auch das Steckenpferd, auf welchem Emil von Girardin täglich seinen Lesern einen Leitartikel in der „Presse" vorreitet, und in diesem Genre literarischer Equilibristik besitzt er ein unleugbares Talent, welches ihm nach dem großen und kühnen Seiltänzer den wohlverdienten Namen des: „Blondin des Journalismus" zuzog.

Die „Presse" war wirklich ein Ereigniß in der französischen Tagesliteratur, die doch schon so viel gewagt, jedoch sich noch nie in

*) Vergl. Nr. 21.

solchen Untiefen tagtäglich bewegt hatte. Zu welcher Partei dies Journal gehörte, konnte niemand sagen — Herr von Girardin war nicht der Mann, sich irgend einer Partei unterzuordnen; er mußte seine eigne Partei haben — er mußte sie sich schaffen, sie führen, sie täglich vergrößern, und diese Partei, die man mit Unrecht in irgend einer politischen oder socialen Nüance suchen würde, nannte er selbst eben so cynisch wie ... genial: — „die Partei der Abonnenten." — Was lag ihm daran, ob das, was in seiner Zeitung stand, wahr oder unwahr, recht oder unrecht, schön oder unschön, tactvoll oder geschmacklos war? er nahm alles, was pikant, was dem immer sich erneuernden Drange der Leser nach Aufregung, nach Neuigkeiten Vorschub leistete. Er war es, der die populäre Medicin neben der populären Wissenschaft in Frankreich einführte, und der Stadtklatsch der „Presse" machte der „Gazette des tribunaux" eine fühlbare Concurrenz. Tauchte auf irgend einem Felde, das der Oeffentlichkeit unterliegt, irgend eine Capacität auf, so legte Herr v. Girardin vor allen Dingen den Maßstab seiner Protection oder seiner Verwerfung an den Charakter des Menschen. War es ein energischer, abenteuerlicher, unverschämter Charakter, der dem seinen glich, so konnte man eins gegen zehn wetten, daß er sich seiner annahm und einen großen Mann aus ihm machte, indem er ihn und seine Leistungen tagtäglich in die Welt hinausposaunte; — war es dagegen eine jener schüchternen, bescheidenen und oft so reellen Capacitäten, wie es deren in allen Ländern gibt, die aus Gewissenhaftigkeit die Reclame scheuen und ihre Gaben der Wissenschaft oder dem Wohle des Landes zu Liebe ausbilden und sogar häufig ... opfern — so hatte ein solcher Mann den Chefredacteur der „Presse" sicherlich zum Feinde. — Er ist der Erfinder dieses abscheulichen, schändlichen Systems, was wir in Deutschland noch bezeichnender als die Franzosen: — „Todtschweigen" nennen! — Er gab seinen Redacteuren und Mitarbeitern Befehle, wie ein Pascha seinen Janitscharen — und auf der Stelle entließ er den, der es wagte, irgend eines Mannes zu erwähnen, dem er nicht wohl wollte ... und wenn auch dieser Mann ganz Paris in Aufregung versetzte ... Herr v. Girardin ignorirte in seiner Zeitung, die es einmal bis zu 120,000 Abonnenten gebracht hat — diesen Mann, ... und wie man sagt, hat mehr als einer sein Haupt im Stillen vor dem Redacteur der „Presse" gebeugt, den man gewohnt war, den Stürmen der Tribüne und der öffentlichen Meinung eine trotzige Stirn bieten zu sehen. — Wir führen hier zwei Namen an, die den Leser gewiß in Erstaunen setzen werden: Guizot und Thiers.

Doch daß in einem Lande, wie Frankreich, die Schriftstellerwelt, welche sich die „geistige Elite der Nation" nennt, und die trotz aller Verhältnisse sich ein gewisses Decorum zu erhalten gewußt hat, nicht ohne Opposition sich dieses Aufdringen des „literarischen Schwindels" gefallen ließ, kann sich der Leser wohl vorstellen.

Als man begriff, daß die Angriffe in den Journalen nur dazu dienten, der „Presse" neue Abonnenten zu schaffen, hielt man sich an Herrn von Girardin selbst, und es verging fast keine Woche, wo nicht ein beleidigter Schriftsteller das Recht zu haben glaubte, dem Redacteur der „Presse" eine Forderung zuzuschicken. — Doch hatte Herr von Girardin sich bald das traurige Recht erworben, alle Forderungen zurückweisen zu können. Er hatte sich schon viermal duellirt, als Herr Degouve-Denuncques ihn öffentlich beschuldigte, er habe sich und sein Journal dem Ministerium verkauft. Die gesellschaftliche Stellung des Anklägers, von welchem man wußte, daß seine sich weit erstreckenden persönlichen Beziehungen ihn in den Stand setzten, vieles zu wissen, was anderen verborgen war, gab dieser Anklage ein ganz besonderes Gewicht. Herr von Girardin durfte nicht warten, bis ihn die öffentliche Meinung dazu zwang, sich eine Genugthuung zu verschaffen, sondern er mußte ihr zuvorkommen; zum ersten Male in seinem Leben war er der Fordernde in einem Duelle, zum ersten Male in seiner journalistischen Carriere schien man ihm wirklich Unrecht gethan zu haben, und Herr von Girardin war nicht der Mann, der unterlassen konnte, dieses Unrecht zu Gunsten seines geschäftlichen Vortheiles auszubeuten. Herr Degouve-Denuncques nahm die Forderung, welche auf Pistolen lautete, augenblicklich an; — es wurde ihm nachgesagt, daß er in der Hantirung jeglicher Waffe eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit besäße ... vierundzwanzig Stunden lang war Herr von Girardin wirklich in einer Gefahr, von der er selbst vielleicht keine Ahnung hatte und die seine Freunde alle Sorge trugen, ihm zu verbergen. Auf dem Kampfplatz, wo das Loos den bezeichnete, welcher den ersten Schuß hatte, wuchs diese Gefahr noch um das Doppelte, denn das glückliche Loos traf den Gegner des Redacteurs der „Presse".

Herr Degouve-Denuncques soll am Abend vor dem Duell in einer Gesellschaft gesagt haben: „Ich bin überzeugt, daß ich nicht allein Frankreich, sondern der Menschheit einen Dienst erweise, wenn ich auf diesen Menschen schieße, denn Girardin ist nicht ein Mensch, er ist eine Krankheit, die bald Frankreichs Grenzen überschritten und das Herzblut der Literatur vergiftet haben wird."

Und er schoß mit ruhigem Gewissen und mit ruhiger Hand auf diesen Mann, dessen Leben dem Tode geweiht zu sein schien und ... fehlte. — Keine Muskel hatte auf dem Gesichte des Journalisten gezuckt, und als seine Secundanten ihm ein Zeichen gaben, daß er jetzt schießen sollte, nahm er seine Pistole in die linke Hand, verbeugte sich kalt vor seinem Gegner und ... feuerte in die Luft. Jetzt bemächtigte sich dieses eine unbeschreibliche Wuth, er forderte, er verlangte, daß Girardin noch einmal auf ihn schöße, doch nichts konnte ihn dazu bewegen: „Ich bin bereit," sagte er, — „das Duell von neuem anzufangen, aber nichts soll mich vermögen, auf jenen Herrn zu schießen."

Ganz Paris, wie leicht vorauszusehen, war in Bewegung, und die „Presse" gewann tausende von neuen Abonnenten. Herr von Girardin, dem es gelungen war, sich durch dieses Duell eine Stellung zu gewinnen, in der selbst der scrupulöseste Ehrenmann nicht den geringsten Tadel finden konnte, unterließ es natürlich nicht, dieselbe genugsam zu Gunsten seiner Interessen auszubeuten und wie ein Alp auf die gesammte französische Literatur zu drücken.

Es war nicht eine Epoche, wie die heutige, wo der Geist commercieller Speculation alles beherrscht, und wo man, anstatt sich mit Herrn von Girardin zu duelliren, einfach versuchen würde, ihm Concurrenz zu machen. Der Journalismus sah sich ernstlich bedroht, und nicht allein der Journalismus, sondern auch die Buchhändler und Verleger, denn Herr von Girardin hatte das Feuilleton der Pariser Welt in seiner jetzigen Gestalt erfunden und hatte die besten und interessantesten Arbeiten der beliebtesten Romanschreiber zu Preisen an sich gebracht, die damals einem Buchhändler als das Non plus ultra des Märchenhaften erschienen.

Wir müssen jetzt einer entscheidenden Episode im Leben Girardins erwähnen, — und nicht ohne Schmerzen erwähnen — einer Episode, von der man anfangs glaubte, sie würde seinem Leben als Wendepunkt dienen, die jedoch für ihn kein anderes Ergebniß hatte, als sein Leben auf jener unheilvollen Bahn, die er einmal betreten, unwiderruflich zu fixiren. Armand Carrel, der Director des Journals „Le National", das edelste schriftstellerische Genie seiner Epoche, der loyalste und biederste Charakter seiner Zeit, konnte nicht lange den Angriffen des Redacteurs der „Presse" widerstehen; er schickte ihm eine Forderung, und als seine besten Freunde ihm darüber Vorwürfe machten, antwortete er: „So lange die Gesellschaft noch keine Gesetze hat, um einen solchen Menschen aus ihrer Mitte zu verbannen, bis dahin ist das einzige Recht, unter dessen Schutz man seine beleidigte Ehre ihm gegenüber stellen kann ... das Faustrecht."

Das Duell fand Statt; Carrel schoß zuerst, und seine Kugel traf Herrn von Girardin oberhalb des Knies. Mit zitternder Hand, mit trübem Blicke drückte Girardin die Pistole ab, und mit einem Schmerzensseufzer, im Unterleib getroffen, sank Armand Carrel, der in so vielen Schlachten dem Tode entronnen war, zusammen. Man trug ihn fast leblos an der Stelle vorbei, wo Girardin unter den Händen seines Arztes sich befand; dieser erhob seinen Kopf, und als er die vor Schmerz verzerrten Züge Carrels sah, sagte er mit leiser, mitleidsvoller Stimme: „Sie leiden gewiß sehr viel, Herr Carrel." Der Sterbende richtete sich mit seiner letzten Kraft in die Höhe: „Mögen Sie, Herr von Girardin," entgegnete er mit klangloser Stimme, doch mit klarem, ruhig leuchtendem Blicke, „mögen Sie nie in Ihrem ganzen Leben mehr zu leiden haben, als ich von meiner Todeswunde!" — Selbst die Secundanten Girardins beugten das Haupt, Girardin ward ohnmächtig ... und am andern Morgen war Carrel eine Leiche.

Es war ein Glück für Herrn von Girardin, daß seine Genesung einige Monate dauerte und daß so die Zeit den Eindruck verminderte, den diese grause That selbst auf den Geist des so leichtfertigen Pariser Publicums hervorbrachte. Er oder wenigstens sein Unternehmen wären sonst sicherlich der allgemeinen Erbitterung unterlegen. Nach seiner vollständigen Genesung that er ein öffentliches

Gelübde, das er — ein jeder muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen — mit der peinlichsten Scrupulosität erfüllt hat; er schwur, nie wieder eine Waffe zu berühren. Nach sechs Duellen, in denen er sich, selbst seine Gegner betheuern es, mit großer Tapferkeit geschlagen, durfte er dies schon wagen, ohne daß der so spöttische Geist der Franzosen ihm Feigheit vorwerfen konnte.

Schon im nächsten Jahre sollte dieses Gelübde auf eine harte Probe gestellt werden, als der Schriftsteller Bergeron im Theater der großen Opera, Angesichts des Hofes und der Elite des Pariser Publicums, ihn öffentlich ... ohrfeigte. Girardin forderte ihn nicht, und die Gerichte rächten allein den so schimpflich beleidigten Chefredacteur der „Presse".

* * *

Unser Raum gestattet uns nicht, das Schicksal der „Presse" Schritt für Schritt zu verfolgen. Ein Blatt ohne politische Färbung, dessen einziges Bestreben das ist, immer mehr Abonnenten zu sammeln, und das, um zu diesem Zwecke zu gelangen, heute dem Strome der öffentlichen Meinung schmeichelt und morgen ihm resolut entgegentritt — ein solches Blatt hat eine Geschichte für sich, über die man ein ganzes Werk schreiben könnte.

Herr von Girardin ist Millionär, alle Opposition der Schriftstellerwelt ist ihm gewichen; von allen gehaßt, von den meisten selbst verachtet, beugen sich dennoch alle vor seinem unbestreitbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung. Von seinen Collegen in der Deputirtenkammer mit beleidigendem Stillschweigen geduldet, wagt es dennoch niemand, ihm entgegen zu treten. Wir könnten Seiten um Seiten schreiben, hunderte von Thatsachen erzählen, die das so eben Gesagte bestätigen, doch, wie gesagt, der Raum fehlt uns hier dazu.

Da bricht der Sturm des Jahres 1848 los — der Sturm, den Herr von Girardin vorhergesehen und dem er sich geschickt entzogen, indem er 14 Tage vor dem Ausbruche der Revolution seine Entlassung als Deputirter genommen hatte. Beim ersten Zeichen der Revolution eilt er in die Tuilerien, und der Rath, den er dem Könige zu ertheilen wagt und der natürlich mit Verachtung abgewiesen wird — ist der einzig richtige, der einzig annehmbare, zu dem man sechsunddreißig Stunden nachher seine Zuflucht als einzige Rettung nimmt ..... im Augenblick, wo es zu spät ist. Der Redacteur der „Presse" verlangte: Abdankung des Königs Louis Philipp, Regentschaft der Herzogin von Orleans und ein liberales Ministerium. — Es war zu spät, als man alles dieses gewährte; — der Thron des Sohnes Philipp Egalités stürzte morsch zusammen, und die Republik zog mit Lamartine in das alte Königsschloß. — Jetzt wird die „Presse" socialistisch, sie vertheidigt den Arbeiter gegen den Arbeitgeber — und hier findet Herr von Girardin einen so empfänglichen Boden, daß die Abonnenten wieder in Massen zuströmen und General Cavaignac, dem das Parlament eine discretionäre Gewalt gegeben hat, ihn während der Junirevolution verhaften und elf Tage im Zellengefängniß sitzen läßt. Er rächt sich, indem er nach seiner Befreiung den ganzen Einfluß seines Journals dem Prinzen Louis Napoleon zur Verfügung stellt und so dessen Candidatur zur Präsidentschaft der Republik wesentlich fördert. Als der General Cavaignac das Staatsruder niederlegt und der jetzige Kaiser die Oberleitung der Republik übernimmt, wird Girardin eine einflußreiche Persönlichkeit; jedoch die „Presse" scheint bald ihre Rolle ausgespielt zu haben, sie sinkt während der Präsidentschaft bis auf 8000 Abonnenten, und das alte Manöver, sich der Opposition in die Arme zu werfen, scheint nichts mehr zu helfen. — Da bricht der Staatsstreich aus, und der künftige Cäsar spielt dem Herrn von Girardin den bösen Streich, ihn unbehelligt zu lassen, was ihn in den Augen des Publicums gänzlich discreditirt. — Nachdem die Ruhe wieder hergestellt ist, ergreift er noch einmal das Steuerruder der „Presse", bringt sie durch eine übermenschliche Kraftanstrengung auf 35,000 Abonnenten, und als er dieses Resultat erzielt, verkauft er sie für 400,000 Franken.

.... Bis 1859 zieht sich Herr von Girardin aus dem journalistischen Leben zurück und widmet sich gänzlich den Speculationen; er kauft eine große Menge Häuser in alten Straßen zu sehr niedrigem Preise, und es findet sich merkwürdiger Weise fast immer nach einiger Zeit, daß diese Straßen von der Stadt bestimmt sind, niedergerissen zu werden und so die Besitzer, wie man weiß, stets überaus hoch entschädigt werden. Es ist genug über diese Speculationen des Herrn von Girardin geredet und geschrieben worden, und auswärtige Blätter haben zur Genüge dieses unerhörte Glück ihren Betrachtungen und Anspielungen unterworfen. Wir wissen nicht, welche Geschäfte Herr von Girardin außerdem noch trieb, doch im Jahre 1859 können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß er ein Vermögen besaß, welches man auf ein Minimum von 300,000 Franken jährlicher Einkünfte berechnete. Im nächstfolgenden Jahre kaufte er die „Presse," die jetzt bei 6000 Abonnenten vegetirte, für den Preis von 70,000 Franken, und wie sehr dieser Mann den Stempel seiner Individualität auf das Publicum gedrückt hat, geht klar genug aus dem Umstande hervor, daß die bloße Anzeige, er übernehme wieder die Redaction, dem Journal in einer Woche 10,000 neue Abonnenten zuführte.

Herr von Girardin hatte nach dem italienischen Feldzuge begriffen, daß ein neues Feld sich in Frankreich für einen napoleonischen Liberalismus darböte; er wandte sich dem Prinzen Napoleon zu, und unter seinen Auspicien brachte er die „Presse" wiederum dermaßen zur Geltung, daß er dieselbe vor zwei Jahren um das Dreifache wieder verkaufen konnte.

Der persönliche Einfluß des Herrn von Girardin, der es jetzt zur Aufgabe seiner Feder gemacht zu haben scheint, den Franzosen die Wohlthaten des Friedens in allen Tonarten zu preisen, ist in den letzten Jahren so gewachsen, daß er, wie der Leser weiß, in der Wendung der kaiserlichen Politik der letzten Tage eine bedeutende Rolle gespielt hat. Doch ist hier nicht der Ort, dieses weiter zu erörtern.

Herr von Girardin ist heute 61 Jahre alt, ist einer der reichsten Particuliers Frankreichs, sein Name ist für alle Zeiten der Vergessenheit entrissen — er hat sich nach dem Tode seiner ersten Frau mit einer Dame, die, wie man sagt, von väterlicher Seite aus einem jüngst depossedirten deutschen Fürstengeschlechte stammt, verheirathet; — er hat den fabelhaftesten Traum, den wohl je ein von Vater und Mutter verstoßenes Kind geträumt hat, realisirt; — die Welt, welche dem Götzen Geld huldigt, betrachtet ihn als einen Hohenpriester ihres Cultus — und doch ... doch ist dieser Mann vielleicht der unglücklichste, den Gottes Sonne beleuchtet. — Der Schmerz Carrels dauerte 24 Stunden, ehe ihn des Allmächtigen Hand von seiner Todesqual erlöste; — der Schmerz Girardins nagt seit Jahren an seinem Geiste, und je mehr er sich in den Strudel des öffentlichen Lebens stürzt, desto tiefer faßt in ihm der alles zernagende Gedanke Wurzeln, daß all sein Wirken und Schaffen und Ringen und Streben nach irdischen Glücksgütern umsonst gewesen ist. Herr Emil von Girardin hatte fünfmal die Freude gehabt, Vater zu sein — und wie die, welche ihn kennen, es bezeugen, war dies die größte, die berauschendste Freude, die jener Mann, dem seine Gegner Herz und Gewissen absprechen, je gefühlt hat! — „Eine Million für einen Sohn," soll er bei seiner zweiten Vermählung gerufen haben! — und Gott schenkte ihm diesen Sohn — ... und nach 18 Monaten öffnete sich ein sechstes Grab, in das die letzte Hoffnung auf Verwirklichung seines heißesten Wunsches gesenkt wurde.

Er schloß sich einen ganzen Monat in sein Zimmer ein nach diesem Todesfalle; niemand — selbst seine Frau nicht, hatte Zutritt zu ihm; — und als er bleich und abgemagert endlich wieder ans Tageslicht kam, ... ging er hin und übernahm die Redaction der „Liberté," die 2500 Abonnenten hatte ... und die heute zehnmal so viel hat!!

Das war würdig des „Königs der Journalisten" — den wohl kein Mann von Herz und Gewissen um seinen Ruhm beneidet.

Schweizerische Verkehrs- und Culturbilder.

III. Im Urwald.

Die Gotthardstraße stiegen wir vor kurzem hinan, gingen seitab in das Maderanerthal und verweilten in Amsteg. Heute wandern wir weiter am Ufer der Reuß auf dem großen Touristenwege. Intschi, Wasen, Geschenen, die Teufelsbrücke, das Urnerloch, Andermatt, Hospenthal sind die Namen, an welche sich eine Fülle von Erinnerungen knüpft, für jeden, der diese großartige Alpenstraße zu Fuß passirte.

Bei Hospenthal theilt sich der Fluß und der Weg, links geht es hinauf zur Paßhöhe des Gotthard, zum Hospiz und hinab in den Kanton Tessin, rechts unser Weg, die neue Straße zur Furka.

Die Reisezeit war vorüber, kein Wanderer kam mir entgegen von Realp bis zur Furka, ich schritt allein durch die unendliche Einsamkeit. Kein Wölkchen trübte das reine Blau des Himmels, im klarsten Sonnenschein zeichnete sich die fernste Ferne gegen den Aether; kahle, öde Berge und schweigende Schneefelder. Als ich die Furka verließ und gegen den Rhonegletscher hinabstieg, gesellten sich zwei Schmetterlinge zu mir und begleiteten mich wohl eine Viertelstunde; ein Citronvogel und ein kleiner Fuchs, ich kannte sie gut, die ich als Knabe oft im Garten gejagt, über Rosenbeete und Malven. Hier war es wohl auffallend, die lustigen Tagfalter zu sehen, die Kinder des Lichts und der Wärme, wie sie so sorglos über den ewigen Schnee hinflatterten, 7000 Fuß über dem Meere. Das war am siebenten October.

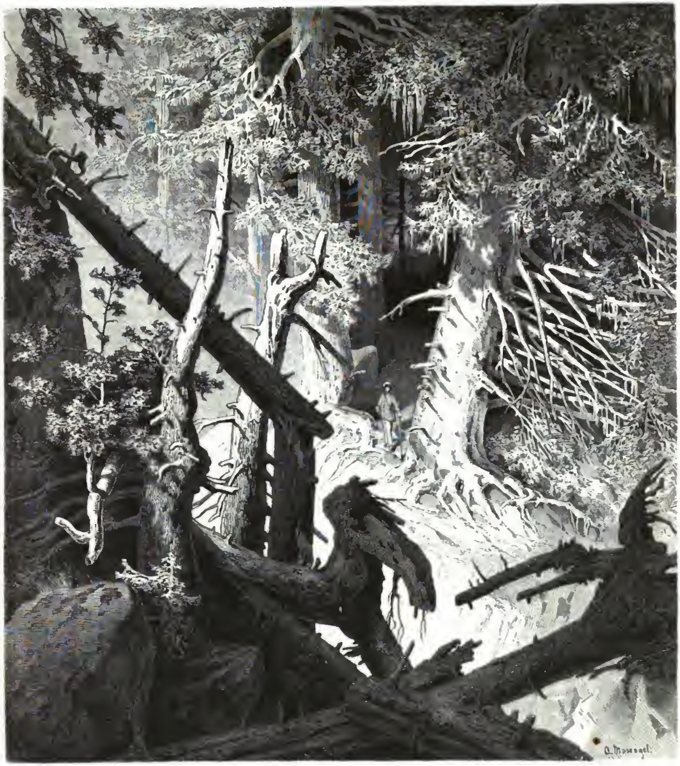
Vom Gasthof zum Rhonegletscher führt die breite Straße hinab in das Walliserland. Die Steinwüste hat ein Ende, und freudig begrüßt man die ersten verkümmerten Bäume. Anfangs nur Lärchen und Arven, bei Münster die erste Birke und Esche. Von Oberwallis, so schön es ist, darf ich heute nicht erzählen, dort in der Ferne liegt das Ziel, wo das Weißhorn in tadellosem Schneemantel die Aussicht begrenzt; dort zweigt ein enges Thal sich ab bei Turtmann, da wollen wir bleiben. Zwei Sehenswürdigkeiten hat das Turtmannthal außer seinem bekannten und viel bewunderten Wasserfall, seit wenigen Jahren besteht die eine, ein Werk von geschäftigen Speculanten erdacht, von armen Leuten im Schweiße ihres Angesichts vollendet, sehenswerth — weil Menschenhände es bauten; die andere stand schon da seit unvordenklichen Zeiten, ein Werk der reichen Natur, uralt und doch so jungfräulich, voll Narben und Wunden, und doch wie schön! sehenswerth, ein Wunder — weil Menschenhände es nicht zerstörten. Vom Urwalde gilt das zuletzt Gesagte, vom Dubenwalde im Turtmannthale. Neben ihm wird das Menschenwerk so unbedeutend und winzig, daß man beide in einem Athem nicht rühmen kann; was von der Holzleitung zu erzählen ist, die über drei Stunden weit den schäumenden Wildbach begleitet, bleibe ich den Lesern des Daheim für dieses Mal schuldig.

Schon wußte ich aus den neuesten und berühmtesten Werken, welche uns in Bild und Wort die Alpenwelt zeigen, daß der Dubenwald noch einer von den immer spärlicher werdenden Schlupfwinkeln des Luchses ist. Ich muß gestehen, daß diese Luchsnotizen, die ich in seltener, fast wörtlicher Uebereinstimmung bei verschiedenen Schriftstellern fand, von vornherein eine große Anziehungskraft auf mich ausgeübt hatten. Ich freute mich im voraus ungemein auf die schöne Staffage zu meinem Urwaldbilde. Aber hier hat der Luchs einmal wieder seine hinterlistige Katzennatur bewiesen, indem er den ehrenwerthen Männern sämmtlich eine falsche Adresse aufgab, und sie über seine jetzigen, wirklichen Schlupfwinkel zu täuschen wußte. So viel steht fest, im Dubenwalde wohnt er nicht mehr. Die deswegen eingezogenen Erkundigungen ergaben alle dasselbe Resultat. Uebrigens waren diese mit vieler Mühe verknüpft, denn die deutsche Sprache liegt dort im Verscheiden, und die französische beginnt erst drei Stunden unterhalb Turtmann bei Siders, im Thale selbst aber wird noch der alte Walliser Dialekt gesprochen. Bei dem großen Mangel an Menschen im Turtmannthale und bei der erwähnten Sprachschwierigkeit war mir die Bekanntschaft des Aufsehers der Holzfäller und Flößer sehr schätzenswerth, eines Mannes, der alle andern von mir ausgeforschten Personen an Bildung weit überragte. Leider konnte auch dieser mir nichts Tröstliches über die gewünschten Thiere mittheilen. Seit acht Jahren wenigstens, so hieß es, seit der Zeit, die er im Thale zugebracht, sei kein Luchs dort gesehen, viel weniger denn geschossen worden. Es war kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit dieser Aussage zu bezweifeln. So werden uns oft die reinsten Freuden vergällt! Mit der Luchsstaffage war es aus, eine kaum aufdämmernde, aber unter günstigeren Verhältnissen sehr lebensfähige Jagdgeschichte wurde grausam im Keime erstickt, und es blieben mir von dem verrufenen Dubenwalde nur die Bäume.

Ehe wir diese genauer betrachten, wird es gut sein, uns mit der Oertlichkeit im allgemeinen etwas vertrauter zu machen. Unten im breiten Rhonethal liegt das Dorf Turtmann an der Mündung des gleichbenannten Thales, zehn Minuten genügen, um den achtzig Fuß hohen Wasserfall zu besuchen, den der Thalbach bildet. In fast senkrechtem Falle stürzt sich die Wassermasse über eine Felswand, die wie ein Riegel den Eingang ins Thal verschließt. Hier vorzudringen wäre in der That unmöglich. In weitem Bogen, bei immer noch mühevollem Steigen muß das Hinderniß umgangen werden. Dann dehnt sich das Thal vor uns aus, eng und wild, zu beiden Seiten steile Felswände, im Hintergrunde vom Weißhorn auslaufende Gletscher. Wald genug und verwachsenes Dickicht durchschneidet den Saumpfad, doch das ist nur das Vorspiel, über den eigentlichen Anfang des Urwaldes bleibt dem Wanderer kein Zweifel. In dicht geschlossener Schlachtordnung rücken sie heran; riesengroße Fichten, in ernsten schwarzgrünen Gewändern; von grauen Flechten ein langes Behänge schimmert dazwischen wie zerfetzte Fahnen und Fähnlein, die sie mit langen Armen emporhalten. Drei Schritte weit sehen wir den Pfad noch vor uns im Tageslicht glänzen, dann windet er sich durch mächtige Stämme und drängt sich hinein in das Räthsel; die Waldesnacht löscht ihn aus. Adieu nun, Sonne! hier leite der zagende Fuß sich selbst, wie eines noch Träumenden starrt das geblendete Auge; wir haben die finsteren Hallen des Dubenwaldes betreten.

Ein Urwald in der Ebene läßt sich kaum so unzugänglich denken, wie der im Gebirge. Jedenfalls sind die Hindernisse, welche das Vordringen vereiteln, anderer Art; Schlingpflanzen, Sumpf und dessen wuchernde Pflanzenwelt sind es dort vorzüglich. Anders im Gebirge. Seine Schlingpflanzen hat der Dubenwald auch, wenn man Brombeeren und wilde Rosen, zu einem dichten Netzwerk verflochten, so nennen will, ein Sumpf aber kann sich an den steilen Abhängen nicht bilden. Wasser rieselt freilich aus allen Schluchten, sickert aus den Felsen und macht die Spur des Weges oft verschwinden, aber es drängt unaufhaltsam nach unten, um sich mit der springenden Welle des Thalbaches zu vereinigen. Wie in der Ebene die grüne schwankende Decke des Sumpfes dem Eindringling Halt gebietet, so thut es hier die wild zerklüftete Beschaffenheit des Bodens. Ungeheure Felsblöcke, wie von Riesenfaust umhergeschleudert, thürmen sich auf, wunderbar in einander geschoben, man begreift nicht, wie sie sich halten. Lose aufgelegt, weit überragend in beängstigender Schwebe, oder die Spitze keilförmig in eine Felsenspalte getrieben, oben die gewichtige Masse kühn hinausstarrend, ernährt die obere Fläche noch hundertjährige Bäume. Unergründliche Löcher und Spalten dazwischen, halbverdeckt durch wucherndes Grün. Hier stürzte ein Felsblock in die Tiefe, auf dem eine Decke von alljährlich sich erneuernden Tannennadeln eine fußdicke Schicht gebildet hatte. Der sie trug, ist hinabgesunken, verschwunden, aber die Decke, ein fester Filz, ist geblieben und verbindet noch das alte Nachbargestein. Ein munteres Wiesel läuft hinüber, als wäre die hängende Brücke ihm eigens gebaut. Ueberall klettert die Fichte hinauf, ein Wipfel erhebt sich über dem andern. Mit der Wurzel umklammert sie das Gestein, große Blöcke hängen wie in den Umarmungen von Riesenschlangen, die Wurzeln weit auseinander stehender Bäume sind oft so ineinander gewirrt, verknotet und verwachsen, daß niemand mehr zu sagen vermöchte, weß Stammes Glieder sie sind. Zu Schutt und Moder zusammengesunken, verfaulen hier ganze Baumgenerationen, die der Last der Jahre allmählich erlagen, und die in der Fülle der Kraft das Unwetter erschlug. Furchtbare Stürme fügen den längst Gefallenen alljährlich neue Leichen hinzu. Ich sah die grauenhafte Verwüstung, welche der Föhn im Dubenwalde angerichtet hatte. Derselbe Sturm, von Regengüssen begleitet, welcher in den letzten Tagen des Septembers das breite Rhonethal in einen See verwandelte, die Maisfelder stundenweit mit Schlamm und Steinen bedeckte, zwischen Brieg und Turtmann den Postwagen ereilte und die Pferde ertränkte, hatte hier gehaust, wie ein rasender Roland. Ein einziger schmaler Pfad, in der Richtung des Thales, führt zwei und eine halbe Stunde weit durch den Saum des Dubenwaldes, der in seiner größten Ausdehnung sich seitwärts die unzugänglichen Abhänge hinanzieht. Ziemlich nahe dem Eingang des Waldes hatte der Föhn zwei mächtige Fichten an der Wurzel gebrochen, kerngesunde Bäume von fast gleicher Dicke, sie lagen gleichlaufend mit dem Wege, der eine tiefe Rinne dazwischen bildete, zu beiden Seiten desselben. Dicht neben den Stämmen stehend, konnte man nicht darüber hinwegsehen, einer von ihnen hätte genügt, eine Karavane zu zermalmen. Durch die vielen abgebrochenen Aeste und Astansätze, welche von beiden Seiten in die Mitte ragten, glich der Weg an dieser Stelle fast einer hohlliegenden Leiter, über welche ziemlich beschwerlich fortzukommen war. So viel von den

Sprossen dieser Leiter wird das Beil wohl abschlagen, daß im nächsten Sommer sich wieder ein Saumthier hindurchzwängen kann, aber die Stämme werden liegen bleiben und wohl keiner wird künftig hindurchgehen, ohne sich den furchtbaren Augenblick ihres Falles zu vergegen- anstrengen, um dann nach dieser Heldenthat vor solch einem wüsten Verhan zu stehen, daß Kraft und Lust beim bloßen Anblick schwinden oder vor einem Abgrunde, wo auch Harras, der kühne Springer, am Ende wäre.



Partie aus dem Dubenwalde.

Für das Daheim nach der Natur gezeichnet von A. Mosengel.

wärtigen. Vom Wege abzugehen und in die Wildniß einzudringen, wie ohnmächtig ist jeder Versuch! Eine Ameise bringt es hier weiter wie der Mensch. Um einen Raum von kaum hundert Schritten zurückzulegen, müssen wir durch halbunterirdische Spalten kriechen, über morsche Stämme klettern, knietief im gelben Moder waten, von Felsen zu Felsen springen, jede Faser bis zur äußersten Erschöpfung

Zahm und lahm ist die Zeichnung geblieben, die ich aus dem Dubenwalde mitbrachte, gegen vieles, was ich dort sah und noch frisch erinnere, aber sie würde wie eine große Lüge ausgesehen haben oder wie wilde Fieberphantasie, hätte ich solche Wurzelungeheuer im Bilde wiedergeben wollen und so fabelhaft in einander verschränkte Baumgerippe, wie sie dort gen Himmel starren. Ein unglaublicher Holz-

reichthum verwest unbenutzt im Dubenwalde. Die Holzfäller und Flößer, deren ich oben erwähnte, arbeiten zwar jahraus, jahrein und flößen Holz aus dem Turtmannthal in die Rhone, aber der Urwald wird von ihnen nicht angetastet, für einige Jahre reichen die oberen Waldungen des Thales noch aus.

Nur Nadelholz wächst im Dubenwalde, von Fichten oder Rothtannen, wohl ohne Frage die riesigsten, welche in der Schweiz zu finden sind, eben so Lärchen von ungeheurer Stärke, weiter aufwärts gesellt sich die Edeltanne und Arve zu ihnen. Waldbrände müssen zu verschiedenen Zeiten hier gewüthet haben, unter den tausenden von abgebrochenen silbergrauen Stämmen, die hier zu bleichen Gespenstern verwittern, stehen hunderte pechschwarz und verkohlt. Vorzüglich Lärchenstämme sind es, die halb verbrannt überall verstreut vorkommen. Ob diese dem Blitz eine willkommenere Beute sind, wie die weit höheren Fichten und Tannen? Fast scheint es so. Jedenfalls machten die Lebenden schon, im Herbstgewande, wie ich sie sah, schwefelgelb von unten bis oben, ganz den Eindruck, als harrten sie, trocken wie Zunder, im Armensünderkleide nur des zündenden Strahles zu baldigem Feuertode.

Wenn der Wald sich endlich lichtet und häufigere Lücken zwischen den Bäumen Durchblicke auf den Gletscher gestatten, so hebt sich die Brust freier und höher, wie von schwerem Drucke befreit. Der Urwald hat etwas unendlich Trauriges; trotz der überall frisch aufkeimenden Pflanzenwelt sieht er aus wie ein großes Beinhaus, die Zahl der Todten und Sterbenden kann der junge Nachwuchs nicht überwuchern und verbergen, und die bekränzten Gräber machen den Kirchhof nimmer zum Blumengarten. Tiefe Schwermuth athmet alles, das dunkle Grün der Tannen und all die hängenden Zweige. Wer allein den Urwald betritt, wird sich dieses Gefühls nicht erwehren können, es bewältigt den Einsamen unwiderstehlich. A. Mosengel.

Aus dem Rheingau.

Reiseplaudereien von Otto Glagau.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein."

Also singt bekanntermaßen Matthias Claudius. Aber der biedere „Wandsbecker Bote" soll den Rheinwein nur dem Namen nach gekannt haben, jedenfalls hat er nicht von der besten Sorte getrunken, und er sah nie den Vater Rhein und seine Rebenhügelufer. Da bin ich glücklicher. Während ich mit unterdrücktem Herzensjubel jene Verse summte, zog mich das feuerschnaubende, dampfspeiende Eisenroß — im gewöhnlichen Leben Locomotive genannt — im brausenden Galopp durch den herrlichen Landstrich, der unter den gleich gesegneten wie romantischen Fluren Nassaus der gesegnetste und romantischste ist, wo die Könige und Fürsten der deutschen Weine wachsen: Markobrunner und Johannisberger, Rothenberger und Rauenthaler, Steinberger Cabinet und Rüdesheimer Berg. Sie alle reifen an den sonnigen Abhängen des rechten Rheinufers, auf einem schmalen nur ein Paar Meilen langen Erdstreifen, der seit alten Zeiten der Rheingau heißt. In fast ununterbrochener Reihe ziehen sich hier alte Städte und ausgedehnte Ortschaften, schmucke Schlösser und weißleuchtende Landhäuser hin, dazwischen Kirchen und Kapellen, Burg- und Klosterruinen, und alles gekrönt und umschlossen von dichten Weingärten und Rebenhainen. Gegenwärtig war es Spätherbst und die Natur kahl und falb, aber noch immer bot die im bläulichen Abendschimmer sich aufrollende Landschaft so viel Schönheiten und Wunder, daß mir Auge und Herz schier trunken wurden. So flog ich, stets zur Linken den stolzen, grünen, dumpfaufrauschenden Strom, von Biebrich nach Oestrich, wo ich die Eisenbahn verließ.

Ein junger bildhübscher, aber, wie es sich nachher erwies, etwas einfältiger Gepäckträger sollte mich nach dem mir empfohlenen Gasthause eines Herrn B. führen. Schon hatte er meinen Mantelsack in der Hand, als er ihn plötzlich wieder ablegte und mit ergötzlicher Naivetät sagte: ich möge mich noch etwas gedulden, er müsse zunächst eine Herde Borstenvieh in den Transportwagen einladen. Nachdem dieses dringende Geschäft, nicht ohne heftiges Sträuben und Schreien der ihr Schicksal ahnenden Gefangenen, beendigt war, traten wir unsern Weg an.

Oestrich bildet mit den Flecken Mittelheim und Winkel eine zusammenhängende, wohl über eine halbe Stunde weite Häuserreihe. „Bis zur Ungeduld der Durchfahrenden in die Länge gezogen" sagt Goethe, der auf einer Rheinreise im August 1814 hier verweilte, bei der „geliebten wie verehrten Familie Brentano," die zu Winkel ein Landhaus besaß. Auch ich verspürte sattsam von dieser Ungeduld, ehe mein Führer, der mir inzwischen von der heurigen schlechten und von der vorjährigen reichen Weinlese erzählte, in einen dunkeln Thorweg einbog, worauf es über einen Hof in einen gleichfalls dunkeln Hausflur ging. Hier klopfte er an eine Thür, und wir traten in ein sauberes, behaglich eingerichtetes Zimmer, wo wir indes niemanden vorfanden. Er setzte mein Gepäck ab und ließ mich, über den seltsamen Empfang etwas verwundert, allein. Nach einer Weile trat aus dem Nebenzimmer, eine hellleuchtende Lampe in der Hand, eine junge blühende Frau, die mich mit einiger Verwunderung musterte.

Ich machte mir's bequem und forderte einen Schoppen Wein.

Sie sah mich einen Augenblick wie ungewiß an, lächelte dann seltsam, ging hinaus und kehrte alsbald zurück.

„Wohl bekomm's Ihnen!" sprach sie nach der in Süddeutschland allgemein üblichen, ebenso höflichen wie zutraulichen Weise, indem sie eine Flasche nebst Glas vor mich hinsetzte.

Ich fand einen weit besseren Wein, als ich erwartet hatte, und schlürfte ihn mit Behagen.

„Mein Mann ist leider nicht zu Hause!" begann sie.

„Mir sehr gleichgültig!" dachte ich, gab diesem Gedanken natürlich aber keine Worte.

„Sie sind erst kürzlich verheirathet?" fragte ich.

„O, nein!" entgegnete sie, und jetzt hüpfte ein munteres Mädchen von etwa zehn Jahren ins Zimmer. „Meine Tochter," fuhr die Frau fort, „aber ich habe noch eine ältere, die schon confirmirt ist; im ganzen noch 7 Kinder, 2 sind gestorben."

Und so plauderten wir fort, während ich das junge frische Aussehen meiner Wirthin bewunderte.

„Was kostet der Wein?" fragte ich, in die Tasche greifend.

„O, bitte, nichts!" antwortete sie.

„Wie?!" rief ich erstaunt.

„Nichts!" wiederholte sie und lächelte wie vorhin. „Ihre Landsleute," fuhr sie schelmisch fort — „ich irre wol nicht, wenn ich Sie nach Ihrer Aussprache für einen Preußen nehme — Ihre Landsleute haben es uns in diesem Sommer schon gelehrt, unsern Wein auch ohne Entgelt zu verzapfen."

„Nun," sagte ich auf den Scherz eingehend, „das war im Kriege. Doch jetzt haben wir Frieden: da muß Jedermann seine Zeche bezahlen, und im Gasthaus doppelt."

„Im Gasthaus — mag sein!" — erwiderte sie; „doch wir halten keinen Gasthof."

„Nicht?!" rief ich und sprang überrascht von dem weichen Sopha auf.

„Gewiß nicht!" wiederholte sie mit halb unterdrücktem Lächeln. „Aber wir besitzen einen Weinberg und ziehen, wie ich hoffe, keinen üblen Wein."

„Das kann ich verbürgen!" sagte ich. „Doch wie in aller Welt konnte mich der Gepäckträger zu Ihnen führen?"

„Ach," meinte sie. „Das ist der dumme Andres. Der hat wieder einmal falsch verstanden." Und sich an meiner Verlegenheit weidend, brach sie in helles, fröhliches Gelächter aus.

„Nein," fuhr sie fort, „der Gasthof ist noch eine gute Strecke weiter unten. Agnes soll Ihnen den Weg zeigen; Ihre Sachen können Sie ja später holen lassen."

Mit vielen Entschuldigungen und Danksagungen verließ ich das Haus, und die kleine Agnes sprang mir voran, indem sie bald nach rechts, bald nach links zeigte, und mir erklärte, wer dort wohne und wer hier.

„Das ist der Gasthof," sagte sie endlich und wünschte mir eine gute Nacht.

Es sah keineswegs „gastlich" aus: das Gebäude schien dunkel, und die Hausthüre war geschlossen. Wie ich diese öffne, fühlte ich mich plötzlich am Arme ergriffen, und eine Frauenstimme rief:

„Kommst Du endlich! Ich fürchtete schon, es sei Dir was zugestoßen!"

„Ja," sprach eine zweite Stimme, die einem jüngern Wesen anzugehören schien; „sag bloß, wo hast Du dich so lange herumgetrieben?!"

Und jetzt bemächtigte man sich auch meines andern Arms, den eine weiche warme Hand umschloß.

„Guten Abend, meine Damen!" sprach ich mit möglichst tiefer Stimme.

„Jesus Maria! Ein Fremder!" kreischten sie und liefen davon. Erst nach einer Weile kehrten sie zurück, eine ältliche Frau und ein junges schwarzäugiges Mädchen; aber zögernden Schrittes, mit ängstlichen Mienen, jede ein brennendes Licht in der Hand, dessen Schein sie auf mich fallen ließen, worauf sie mich wie einen Dieb oder Räuber vom Hute bis zu den Stiefeln musterten.

„Was ist Ihnen denn gefällig?" fragte die ältere.

„Zimmer und Abendessen," erklärte ich.

„Ah," meinte sie etwas erleichtert; „Sie sind ein Reisender. Mein Mann ist leider nicht zu Hause."

„Wo sind denn alle Männer von Winkel hin?" fragte ich, indem ich mich erinnerte, schon einmal heute Abend die gleiche Klage gehört zu haben.

„Alle zu Jahrmarkt nach Geisenheim. Mein Mann hat dort noch ein besonderes Geschäft: er hebt für die Preußen Soldaten aus. — Und mein Junge ist auch noch nicht heim; wie ängstige ich mich um ihn!" fuhr sie fort.

In diesem Augenblicke erschien der Vermißte, in etwas beschmutztem, zerknitterten Zustande, und wurde von der Mutter mit Vorwürfen und Liebkosungen überhäuft, worum er sich jedoch wenig zu kümmern schien.

Die Frau führte mich in das Gastzimmer und machte im Ofen ein Feuer an. — „Es kommen um diese Jahreszeit selten Fremde," sagte sie entschuldigend.

Alsbald kehrte auch der Hausherr heim. Er war wie ein echter Rheingauer anzusehen, von untersetzter, beleibter Gestalt, mit gemüthlichem, purpurfarbenem Vollmondsgesicht und kleinen, runden, braunen Augen, die aus der Masse von Fleisch und Fett klug und behaglich in die Welt sahen. Ohne Umstände begann er vor meinen Augen sich umzukleiden und nahm dann mir gegenüber Platz.

„Der Gasthof ist mir Nebensache," sagte er im Laufe der Unterhaltung. „Ich habe ihn weniger des Erwerbs, als zu meinem Amüsement, um von Zeit zu Zeit mit einem Fremden zu plaudern. Im übrigen bin ich wie Jedermann im Rheingau — Weinbauer. Auch der Tagelöhner sucht sich hier nach und nach aus seinen Ersparnissen einen kleinen „Winger" oder Weinberg zu kaufen. Der Grundbesitz ist ungemein zerstückelt, und mit dieser Zerstückelung geht die Verarmung Hand in Hand, so daß von eigentlichem Wohlstand unter den Rheingauern nicht viel gesprochen werden kann. Jedes Fleckchen Erde ist bereits benutzt, und mehr Weinberge anzulegen geradezu unmöglich. Auch die Cultur des Weinbaues hat durch die jetzt mehr und mehr angepflanzte sogenannte Rießlingtraube, welche eine reiche, dicht bei einander stehende Anzahl von Beeren, dazu überaus saftreich und von kräftig säuerlichem Geschmack liefert, durch die Aus- und Spätlese und die vorzügliche Kellerbehandlung der Weine eine große Hebung und Veredelung erreicht. Wie einst im alten Egypten pflegen auch im Rheingau regelmäßig 7 schlechte Jahre mit 7 guten abzuwechseln. Gute Weine gedeihen in sehr trockenen Jahren, und durch künstliches Faulenlassen der Trauben, was Gergens, Weinhändler zu Rüdesheim erfunden, indem er die Trauben auf die Gefahr des Erfrierens hin — ist auch schon mehrere Male eingetreten — bis zum 15. November und länger hängen ließ. 1865 war ein gesegnetes Jahr, neben 1862 das gesegnetste in der Periode der 7 guten Jahre, aber mit 1866 hat wieder die Reihe der schlechten Jahre begonnen. Doch der Rheingauer ist darauf vorbereitet und muß, wenn er sein Geld zu Rathe hält, die 7 schlechten Jahre ertragen können. Wir bauen im Rheingau gerade nicht viel Wein, dafür aber fast gar keinen geringen; drüben in der „Pfalz" — wie wir hier zu Lande Rheinhessen nennen — ist es gerade umgekehrt: man baut dort zehnmal so viel Wein, aber er schmeckt auch darnach. Dort wird der Wein stark gallisirt, was bei uns noch gar nicht geschehen; ich bin auch entschieden dagegen, nach meiner Meinung muß der Rheingauer nur gute Weine verkaufen und Preise halten. In guten Jahren ist es gar nicht selten, das Stückfaß (1500 Flaschen) mit 6—8000 Gulden, im Einzelverkauf die Flasche mit 5—10 Gulden bezahlt zu erhalten. Davon läßt sich dann schon eine Weile zehren. —

„Das eigentliche Unwesen, unter dem der Rheingau verkümmert, ist, wie ich schon sagte, die unbegrenzte Parcellirung, und hier müßte die preußische Regierung durch beschränkende Gesetze einschreiten. Die Bevölkerung ist eine dichte, die Ehe meist kinderreich. Da nun der Grundsatz gleicher Theilung unter den Kindern vorherrscht, zersplittert sich der Grundbesitz mit jeder Vererbung mehr und mehr. Ueberhaupt strebt jeder Rheingauer nach Grundeigenthum, und in bösen Jahren verkauft ein schlechter oder ohne seine Schuld heruntergekommener Wirth einen Winger nach dem andern. Wie segensreich dagegen das Zusammenhalten der Grundstücke wirkt, davon will ich Ihnen eine kurze Geschichte erzählen.

„Als ich noch ein Kind war, starb hier am Orte ein Winzer. Der hinterließ sieben erwachsene Söhne, aber nur einen mäßig großen und dazu noch ziemlich verschuldeten Weinberg. Da sprach der älteste zu den Brüdern, die Verkauf oder Theilung verlangten: Wenn wir verkaufen, bleibt uns wenig mehr übrig, als die Schulden zu bezahlen. Wenn wir theilen, erhält jeder einen Fetzen Landes, von dem allein er doch nicht leben kann, sondern er muß bei größeren Weingärtnern tagelöhnern. Darum ist mein Vorschlag: Laßt uns zusammen bleiben und unser Erbe gemeinsam bewirthschaften; freilich darf keiner von uns einstweilen heirathen, sondern wir alle müssen selber und fleißig arbeiten und sparsam haushalten. — Es kostete ihm nicht wenig Ueberredung, ehe die Brüder auf seinen Plan eingingen. Als sie sich aber einmal dazu entschlossen hatten, thaten sie auch darnach und schafften wacker und geduldig. Sie wohnten in ihrem Häuschen friedlich beisammen, man sah sie nie in der Schenke, aber stets in ihrem Weinberg, wo sie vom frühen Morgen bis späten Abend gruben, hackten und Dünger trugen. Es war gerade die Periode der sieben schlechten Jahre, allein ihr Schweiß und ihre Umsicht blieb doch nicht ohne Frucht; schon im dritten oder vierten Jahre besaßen sie ihr Erbe schuldenfrei. Dann kamen die sieben guten Jahre und mit ihnen reiche Lese und herrliche Trauben. Die Brüder legten ein hübsches Stück Geld bei Seite und konnten sich trotzdem jetzt manches gönnen, was sie bisher entbehrt hatten. Endlich meinten sie, daß der älteste nun wohl auch heirathen könne, und er that's; ein Paar Jahre darnach nahm auch der zweite eine Frau, und allmählich folgten ihm auch die anderen dann nach. Mit der Verheirathung baute sich jeder sein eigenes Haus, wo er mit Weib und Kind behaglich lebte, aber den Weinberg bestellten und ernteten sie gemeinsam nach wie vor und bis an ihr spätes Ende. Jeder von ihnen wurde im Laufe der Zeit ein wohlhabender Mann, ein Mann von etwa 50—60,000 Gulden. Einer lebt noch heute in diesen glücklichen Umständen, die anderen sind gestorben; deren Kinder haben wieder getheilt und sind natürlich dadurch um vieles zurückgekommen."

„Eine höchst lehrreiche Geschichte," sagte ich, „deren in die Augen springende Moral Ihre Landsleute mehr beherzigen sollten."

„Das liegt nicht im Charakter des Rheingauers. Er ist ein Lebemann und Genußmensch, und er nimmt das Wort: „Sorget nicht für den nächsten Morgen" buchstäblich. Das Blut rollt ihm gar leicht und warm durch die Adern, denn er trinkt den Wein, den er baut. Schon dem Neugeborenen wird ein Löffel des heimischen Gewächses in den Mund geschüttet. Der Rheingauer trinkt gern und viel, und wegen des feurigen, schwer verdaulichen Charakters unserer Weine muß er stark und gut essen; kein Wunder, daß sein ganzer Erwerb meist von Speise und Trank verzehrt wird. Er erreicht selten ein hohes Alter und neigt zu Schlagflüssen, zumal er den jungen, im Leibe noch nachgährenden Wein zu trinken liebt. Unter der jüngeren Generation freilich fängt dieser Gebrauch an, vernünftigerweise mehr und mehr in Abnahme zu kommen."

„Auf den Rheingau!" unterbrach ich meinen Berichterstatter, dem die Zunge zusehends trockner wurde, und stieß mit ihm an. — „Sie scheinen im Lande gründlich Bescheid zu wissen. Was sagen die Leute zu der Annexion, sind sie gern Preußen geworden?"

„Theilweise ja! theilweise nein! Unser alleiniger Erwerbszweig, die Weinproduction, weist uns auf ein inniges Zusammengehen mit Preußen hin. Der von Preußen zu Stande gebrachte deutsch-französische Handelsvertrag, dem sich unsere ehemalige Regierung nur widerwillig und erst nach mehrjährigem Andrängen der liberalen Partei anschloß, dann die Aufhebung der Weinübergangssteuer seit dem 1. Juli 1865, die wir gleichfalls Preußen verdanken — waren für uns Lebensfragen; beides hat erst dem Weinhandel die Wege gebahnt und wegen der seitdem ungemein in die Höhe gegangenen Weinpreise den Wohlstand im Rheingau wesentlich verbessert, was auch der einfachste Winzer und Tagelöhner begriffen hat. Ebensowenig haben wir von dem preußischen Regiment eine Erhöhung der Abgaben zu befürchten. Dr. Braun hat in einer im Jahre 1865 gehaltenen Kammerrede nachgewiesen, daß die Grundsteuer in Nassau per Kopf 2 Fl. 16 Kr., in Preußen nur 59 Kr. per Kopf beträgt; daß die directen Steuern in Nassau per Kopf 3 Fl. 19 Kr., in Preußen nur 2 Fl. 49 Kr. per Kopf ausmachen; daß wir Nassauer mit indirecten Steuern, wie Bier- und Branntweinsteuer, Octrois, Accisen 2c., weit höher belastet sind, als die bisherigen preußischen Unterthanen; daß die directen und indirecten Steuern zusammen in Nassau per Kopf 7 Fl. 58 Kr., in Preußen nur 7 Fl. 3 Kr. per Kopf betragen; daß wir also per Kopf 55 Kr. jährlich mehr zahlen als Preußen, trotz seiner Militär-Reorganisation."

„Dennoch hat der Rheingau die letzten Ereignisse und gewaltigen Umwälzungen nicht ohne große Erbitterung geschehen sehen. Mir selber hat man die Fenster eingeworfen und den nächsten Wegweiser von der Landstraße in der Nacht gegen die Hausthüre gestellt, daß er einen meiner Leute, als er morgens öffnen wollte, auf ein Haar erschlagen hätte."

„Wie es einem, Namens Weißkirch in Rauenthal ergangen. haben Sie vielleicht schon gehört? — Nicht?! — Nun, man hatte dem Manne mit großen Buchstaben „Bismärcker" ans Haus geschrieben. Als die Preußen einrückten, wollte es der Bürgermeister auslöschen, aber Weißkirch verweigerte es. Jener drohte mit Execution, doch dieser führte bei dem inzwischen eingesetzten Civil-Commissar Beschwerde, und er erhielt sein Recht. Noch heute steht auf Weißkirchs Hause „Bismärcker" zu lesen. Graf Bismarck, der von dem Vorfall hörte, ließ dem Dulder sein lithographirtes Bildniß zugehen, und Weißkirch erwiderte das Geschenk durch eine Sendung seines Weines, der unter den Rheingauern Gewächsen gegenwärtig fast die erste Stelle einnimmt und an Blume, Gewürz und Kräutergeschmack wohl auf der ganzen Erde seines Gleichen sucht.

„Was die Rheingauer gegenwärtig wohl noch allein gegen die Annexion einnimmt, ist aber die allgemeine Wehrpflicht. Von den Landschaften des Herzogthums hatte der Rheingau bisher die wenigsten Soldaten geliefert. Auch der kleinste Winzer, wenn er's irgend erschwingen konnte, kaufte seinem Sohne einen Ersatzmann. Nun soll plötzlich Jedermann den Kuhfuß tragen, und nichts ist dem Rheingauer widerlicher, als militärische Zucht und Ordnung. Das sah ich heute bei dem Conscriptionsgeschäft in Geisenheim, wo ich als Beisitzer fungirte, um über die persönlichen Verhältnisse der Geladenen Auskunft zu geben. Unsere jungen Burschen rückten schon halbbetrunken und wüst lärmend an und stellten sich trotzig und ungeberdig. Aber mit den Preußen ist nicht gut spaßen, es war ein Commando Soldaten requirirt, das die Widerspenstigen gleich in Verwahrsam nahm. Im übrigen verfuhr man mit Umsicht und möglichster Schonung; nur daß diejenigen, die sich unter der früheren Regierung bereits freigeloost hatten, jetzt nachträglich noch herangezogen wurden, kann ich nicht billigen, und das gibt auch hauptsächlich böses Blut. Daneben habe ich die Geschäftsroutine der preußischen Aushebungscommissare bewundert, die Sorgfalt und Ausdauer, mit der sie einen nach dem andern bis zum letzten Mann musterten und consignirten. Unsere Herren pflegten sich gegen 10 Uhr allmählich zu versammeln, dann erst gemüthlich zu frühstücken und etwa um 11 Uhr das Geschäft zu beginnen, worauf sie nach ein Paar Stunden eine lange Mittagspause machten und nach dem Essen in der Arbeit ohne Eile fortfuhren. Die Preußen machen es anders. Präcise 8 Uhr, um welche Zeit ich bestellt war, fand ich jeden der Herren bereits auf seinem Posten, ohne Verzug wurden die Rekruten vorgeführt, und das währte ohne Unterbrechung bis gegen 4 Uhr Nachmittags, niemand gönnte sich eine Rast oder einen Imbiß, bis das ganze Aushebungsgeschäft beendigt war. Daher wurden sie auch in einem Tage fertig, während die Unsrigen stets mehrere brauchten."

Schon längere Zeit hatte ich von den Gassen her ein fernes dumpfes Singen und Rufen vernommen, jetzt kam es immer näher und schwoll immer stärker an, bis es endlich vor unserem Hause anlangte und hier förmlich Halt machte.

„Das sind unsre von den Preußen heute ausgehobenen Rekruten!" sagte mein Wirth, indem er etwas blässer wurde und an das Fenster trat, wo er den Vorhang verstohlen lüftete.

Da ertönte ein schrilles Pfeifen, ein wildes Kreischen in den widrigsten Tonarten.

„Guckt, der Bismärcker!" schrie eine heisere Stimme.

„Heraus mit dem Bismärcker!" brüllten die andern, und dann folgte ein unheimlicher Chor von Pfeifen, Heulen und Toben, der sich noch mehrmals erneuerte.

„Die Lumpen!" knirschte mein Wirth. „Thuen sie doch in ihrer Dummheit nicht anderes, als ob ich an ihrem Schicksal schuld wäre. — Nun, die Preußen werden sie schon Mores lehren, und wenn sie zurückkommen, werden sie nüchterner und artiger sein."

Um sich zu beruhigen, holte er sich einen neuen Schoppen, leerte ihn allmählich und leuchtete mir dann zu Bett.

Am andern Morgen zeigte mir mein Wirth sein geräumiges Hauswesen, wo, wie er sagte, schon der Großvater gewaltet. Eine Kelter fiel mir auf, die, wie eine sauber geschnitzte Inschrift zeigte, früher im Besitz eines Rheingauer Freiherrn gewesen und schon über 150 Jahre im Gebrauch war. Zum Schluß stiegen wir in den ausgedehnten Keller hinab. Ein feiner bläulicher Dunst und ein starker Duft schwammen darin umher. — „In gesegneten Weinjahren ist er so dicht und so betäubend," sagte mein Führer, „daß man sich ohne Lebensgefahr nicht hinunterwagen darf und ein brennendes Licht sofort erlischt."

Wie die Sonnenstrahlen durch die kleinen Oeffnungen golden hereinfunkelten, entdeckte ich zu beiden Seiten eine lange Reihe von ganzen und halben Stückfässern. Der Wirth nannte mir mit Selbstgefühl die verschiedenen Jahrgänge und Preise. In den meisten Fässern brodelte und gluckte noch der junge Wein, als trieben ein Dutzend muthwilliger Dämonen darin ihr Wesen. Ich kostete von der dickflüssigen, trüben Masse, spie sie aber schnell wieder aus.

Der Dicke lachte und führte mich zur andern Reihe von Fässern; in eins derselben ließ er den Heber, zog ihn empor und füllte ein bereitstehendes großes Kelchglas mit einer goldgelben, sonnigklar perlenden Flüssigkeit. — „Kosten Sie!" sagte er.

Ich gehorchte und brach in ein Heer von preisenden Beiwörtern aus, das mein Wirth schmunzelnd in Empfang nahm.

„Und dieser hier?" fragte er, indem er an einem kleinen Fasse dasselbe Manöver machte und mich auch dessen Inhalt erproben ließ.

„Auch nicht übel!" meinte ich.

„Auch nicht übel!" wiederholte er spöttisch. — „Mann," fuhr er dann empfindlich fort; „das ist ein 62ger; ein Wein, wie er nur alle 20 oder 30 Jahre wächst. — Aber, Ihr Herren vom Norden habt keine Weinzunge, Ihr trinkt alles und jedes, ohne einen Unterschied zu machen und ohne zu wissen, was Ihr getrunken."

„Das hat man mir in Wiesbaden auch schon gesagt!" antwortete ich beschämt.

„Ah, die Wiesbadener!" meinte er geringschätzig; „die verstehen ebensoviel davon; trinken allerhand gemanschtes Zeug und bezahlen dafür ein unverantwortliches Geld. Nein, wenn die einen guten, reinen Wein trinken wollen, wie ihn unser Herrgott wachsen läßt, müssen sie auch erst zu uns kommen." — —

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 16. März 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. **1867 № 21.**

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Delven trat erstaunt einen Schritt zurück. „Euch behandeln sie schlecht? Ihr spaßt oder seid allzu heftig. Ihr waret ja stets die Königin im Hause. Wie sollte das gekommen sein?“ — „Mißversteht mich nicht. Es ist nicht schlechte Behandlung, wie man so gemeinhin sagt. Der Oheim und Henning ziehen sich ganz zurück. Sie arbeiten im Geheimen — in der Nacht, sie sind in böser Gesellschaft — verzeih mir's Gott, wenn ich Unrechtes sage.“ Delven stutzte. „In welcher Gesellschaft?“ fragte er. — „Ein Mann von seltsamem Aussehen ist oft bei ihnen; diesen Mann habe ich in einer Nacht bei Flöricke, dem Küster gesehen, wo er mit Biedekap, des Kurfürsten Kammerdiener, zusammen war, dieser Mann hat neulich den Oheim auf der Gasse aus den Händen böser Strolche befreit, er kommt seitdem oft hier ins Haus, Henning führt ihn dem Alten zu — sie sprechen zusammen — sie“ — „Halt,“ rief Delven auffahrend, „ein Mann von hohem Wuchse, bleiches Gesicht, Hakennase!“ — „Richtig, richtig.“ — „Ich habe ihn,“ sagte der Secretär, heftig auf und nieder gehend, „er ist es und hier — hier im Hause.“ — „Still,“ flüsterte Tina, „Ihr seid zur rechten Zeit gekommen — horch — die Thüre geht. Henning steigt die Treppe hinab — er wartet ohne Zweifel auf den Unbekannten.“ Delven trat hinter einen Kaminschirm, um vor dem etwa Eintretenden gedeckt zu sein, er hörte, wie Tritte auf dem Flur schallten. „Laßt mich machen,“ sagte er, „ich bin wirklich zur guten Stunde hierhergekommen — wartet — still.“ Beide hielten den Athem an. Draußen war kein Laut zu vernehmen. „Henning wartet,“ flüsterte Tina. Nach einer geraumen Zeit hörte man wieder Schritte auf dem Flur. „Oeffnet ein wenig die Thüre,“ raunte Delven dem Mädchen zu. Es geschah. Der Secretär drückte sein Gesicht an die Spalte und versuchte auf dem halbdunkeln Flure die Gestalten zu erkennen. Es erschien zuerst ein Mann, den er sogleich als Henning Ringwald erkannte, aber bei dem Oeffnen der Hausthüre und der dadurch entstandenen Helle vermochte Delven zu bemerken, daß noch zwei Männer dem jungen Buchdrucker folgten. „Es sind drei,“ flüsterte er. Die drei Männer gingen dicht an der Thüre vorüber und stiegen die Treppe hinauf. „Laßt sie gehen,“ sagte Delven leise. „Ich werde sie oben überraschen.“ — „Um Gottes Willen, was wollt Ihr thun?“ — „Ich denke, meine Freunde zu retten.“

Henning stieg mit dem Pater und dem dritten die Treppe hinan und öffnete die Thüre zur Druckerei. Hier stand bei dem Scheine einer Lampe der alte Ringwald vor der kleinen Handpresse. Um und neben ihm lagen zahlreiche bedruckte Blätter, einige Packete waren mit Bindfaden geschnürt und schienen auf ihre Beförderung zu warten. „Brav, Ihr seid fleißig,“ sagte der Pater. „Seht, Herr,“ fuhr er zu dem dritten gewendet fort. „Da liegen unsre Waffen und Kugeln.“ Ringwald blickte den neuen Ankömmling mißtrauisch an. „Fürchtet den Herrn nicht,“ sagte der Pater. „Es ist ein Freund, der nicht minder Interesse an dem Gelingen hat als wir. Schon sind genug Freunde gewonnen, sie werden uns helfen, bald wird man ein großes Gestirn erlöschen sehen. Nun, Herr Freiherr, nehmt Platz und lest.“ Er griff eines der Blätter vom Boden auf und reichte es dem Begleiter, der sofort zu lesen begann.

Unterdessen ward unten die Zimmerthüre leise geöffnet. Sein Rappier erfassend, begann Delven leichten Schrittes die Stufen der Treppe hinanzuklimmen. Vergebens suchte Tina ihn zu halten. „Wenn ich Euch sage: Ringwalds sind in großer Gefahr, so werdet Ihr mich nicht aufhalten,“ flüsterte er. „Ich hoffe, sie können noch errettet werden, laßt mich handeln.“ Tina lehnte ihre heiße Stirn an die Wand des Flurs, Delven stieg empor. Er horchte nach jedem Schritte — dumpfe Stimmen trafen sein Ohr. „Wenn ich der Stimme trauen darf, so ist es der Pater,“ murmelte er. Allmählich war er bis zur Thüre gelangt. Er sah deutlich den Lichtschein durch das Schlüsselloch fallen. Sich neigend, versuchte er durch die kleine Oeffnung zu blicken — ein leiser Ton der Ueberraschung und des Triumphes entfuhr seiner Kehle. „Zwei auf ein Mal,“ lispelte er, „Danckelmann wird zufrieden sein.“ Er faßte sein Rappier fester und legte die Hand auf den Drücker der Thüre. „Wenn sie ver-

schlossen wäre, so würde mein Angriff die erste Kraft einbüßen. Wagen wir es."

„Das ist ein seltsames, aber wichtiges Document," sagte der, welchem der Pater eines der gedruckten Exemplare zum Lesen gereicht hatte. „Es wird seine Wirkung nicht verfehlen." — „Wie viel solcher Blätter sind fertig?" fragte der Pater. „Wir haben die Hälfte gedruckt," entgegnete der alte Ringwald, „denn es geht langsam, weil wir beide allein arbeiten müssen, des Geheimnisses wegen. Wir können nur mit unserer kleinen Handpresse drucken und müssen jeden Verdacht meiden." — „Es ist gut so," sagte der Pater. „Hier sind in den Packeten die fertigen Blätter, ich nehme zwei Bündel mit, sie sollen morgen in die Welt gehen. Seid Ihr zufrieden, Herr Freiherr?" — „Vollkommen. Ich werde arbeiten in Kaiserlicher Majestät Interesse und will auch mein Wort für Herrn Ringwald sprechen, wenn wir siegen." — „Ohne Zweifel. Kommt denn." Der Pater ergriff zwei der geschnürten Packete und nahm sie unter seinen Mantel, dann schritt er zur Thüre, der Freiherr folgte. Henning ging ihnen voran und öffnete, aber als die beiden Herren weiter schreiten wollten, erschien plötzlich auf der Schwelle die Gestalt eines Mannes, der seinen Degen in der Faust haltend, sich ihrem Weitergehen entgegenstellte und mit starker Stimme rief: „Im Namen des Kurfürsten nicht von der Stelle." — „Verrath!" rief der Pater. „Christoph!" schrieen die Ringwalds. „Löscht die Lampe!" kommandirte Wolff. „Es wäre zu spät, Ihr Herren," lachte Delven, „denn ich habe beide erkannt: Herr Ludwig Wolff, Ordensglied der Gesellschaft Jesu und Sie, Herr Freiherr von Kolbe, was treiben Sie hier?" — „Stoßt ihn nieder," rief der Pater. „Christoph, was treibst Du?" rief Henning sich ihm entgegenwerfend. „Zurück," donnerte der Secretär, „Ihr seid in höchster Gefahr — es sind Feinde des Kurfürsten, man treibt hier Verschwörung, ich rufe Hilfe, wenn Ihr es wagt, Euch zu widersetzen." „Nun denn, vor die Klinge," rief der Freiherr, seinen Degen ziehend. Die Degen klirrten aneinander, der Fechtkunst des Freiherrn vermochte der Sekretär nicht Stand zu halten, sein Degen ward bei Seite geschlagen und mit dem Rufe: „Rettet Euch, Herr Pater," trieb der Freiherr den Freund die Treppe hinab, die Ringwalds versuchten die Kämpfer zu trennen, allein Delven ließ sich nicht halten, er hatte einen Sessel ergriffen, mit welchem er auf den Gegner eindrang; indessen war, durch den Lärm tödtlich erschreckt, die zitternde Tina herbeigeeilt, fast wäre sie von dem die Stufen hinabstürzenden Pater zertreten worden, der hastig die Hausthüre zu gewinnen suchte. „Hilfe, Oheim — was gibt es?" jammerte das Mädchen. „Still," mahnte Henning, und der Freiherr, eine Entdeckung fürchtend, ließ von seinen Ausfällen gegen Delven ab, sprang über einige umgeworfene Sessel und gewann ebenfalls die Treppe, während Henning dem wüthenden Secretär in den Arm fiel. Aus der Ferne schallte der Ruf des Paters: „Vernichtet die Blätter."

Nachdem eine kurze Pause eingetreten war, regte sich zuerst der alte Ringwald. „Delven, was habt Ihr gethan?" sagte er händeringend. „Euch vor dem Verderben bewahrt," antwortete der Secretär. „Ich frage Euch: Was thatet Ihr? Henning, stehe nicht so finster da — Ihr habt ein gefährliches Spiel gespielt — Wißt Ihr, wer der Mann ist, mit dem Ihr verhandelt? Es ist der berühmte Jesuit Pater Ludwig Wolff, der hier im Geheimen arbeitet an dem Sturz der lutherischen Kirche — ha — was sehe ich! Ein Testamentsabdruck des seligen Kurfürsten? Was soll das? Vater Ringwald — Freund Henning, Ihr seid verloren." „Wenn Du den Verräther spielen willst — ja," sagte Henning finster. „Gott, ich wußte es," weinte Tina. „Dieser Mann war mir gleich wie ein böser Engel." „Still," herrschte Henning, „wir müssen die Blätter vernichten." „Sie sind Samenkörner der Zwietracht," rief Delven, „es soll mit ihnen ein gefährliches Spiel getrieben werden — wißt Ihr, daß man auf den Jesuiten fahndet? wißt Ihr, daß das, was hier gedruckt liegt, ein Landesverrath, eine Schändung kurfürstlicher Hoheit ist? wißt Ihr, daß ich beauftragt bin, den Pater zu verfolgen, zu greifen, wenn ich kann?" Die Männer schwiegen. „Herr im Himmel, was soll das werden!" jammerte endlich der alte Ringwald. „Was willst Du thun? sagte Henning näher tretend. „Warum haben wir uns dem Delven nicht anvertraut?" rief der Alte. „Ich wußte, daß Du, in Diensten Danckelmanns stehend, nicht meine Arbeit, meinen Plan fördern konntest," versetzte Henning. „Nein, Ihr seid auch auf bösen Wegen — dies hier — ich kenne den Plan noch nicht, der dem Ganzen zu Grunde liegt, aber sicher ist es ein schlimmer. Was ich thun will? ich nehme eines von diesen Blättern, oder zwei — drei und reiche sie dem Kammerrath von Danckelmann, dann wird alles klar werden." „Das heißt uns verderben," rief Henning. „Nicht so —" entgegnete Delven nach einigem Sinnen, „es soll Euch retten. Ihr müßt aus dieser schlimmen Sache zu kommen suchen — gehe es wie es wolle. Jener Mann, der Pater, wird sich entsetzen, wenn ich ihm ein Wort zuraune, ein Wort, von welchem er keine Ahnung hat; er schadet Euch nicht mehr, und bei dem finstern Kammerrathe laßt mich Euer Vertheidiger sein. — Der Kurfürst ist mit dem Hofe in Potsdam, wo die Kurfürstin Wittwe sich befindet — ich eile dahin. Ihr habt ein großes Werk vollbringen wollen — ein schädliches, aber es kann sich zum Guten wenden. Wollt Ihr mir trauen?" — „Ich lege es in Eure Hände, Christoph — macht was Ihr wollt — rettet uns — ich weiß nichts zu sagen." — „Verbergt diese Blätter, laßt den Pater nicht mehr ein — auf Wiedersehen." Er war mit einigen Sätzen die Treppe hinunter. „Ich hätte ihn nicht fortlassen sollen," rief Henning, „was wollte er uns anhaben? mit welchem Rechte dringt er hier ein? laßt mich ihm nacheilen." — „Halt," sagte Christine, eine gebieterische Stellung annehmend, „Du bleibst. Delven wird Euch und uns alle retten, deß bin ich gewiß. Jetzt trete ich auf, ich, die Ihr vernachlässigt und übel behandelt habt. Ich gebiete hier in diesem Augenblicke, und wenn Du nicht gehorchst, so werde ich — glaub es nur, zur Verrätherin, noch ehe Delven die Sache zum Besten lenken kann." Henning sank auf einen Sessel und stützte das Haupt in die Hände. Der Alte betrachtete mit furchterfüllten Blicken die am Boden umhergestreuten Papiere.

Katastrophe.

Das alte Schloß zu Potsdam war von einer großen Menschenmenge erfüllt, die sich zwar sehr gemessen und fast still bewegte, die aber doch den einsamen Gängen und Höfen Leben verlieh. Die Gattin und Wittwe Kurfürst Friedrich Wilhelms des Großen residirte hier nach dem Tode ihres Gemahls. Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, nach Carlsbad reisen zu dürfen, dessen heilbringende Wasser die Aerzte ihr verordnet und gerühmt hatten. Kurfürst Friedrich, der sogleich nach dem Tode seines Vaters das Werk der Aussöhnung zwischen der Stiefmutter, seinen Stiefgeschwistern und sich angebahnt hatte, wollte durchaus die Wittwe seines Vaters hochgeachtet wissen, denn nicht nur vermochte sein edles Herz in keine Zurücksetzung der Gattin des großen Vaters zu willigen, er gestattete auch nicht die geringste Verletzung des kurfürstlichen Ansehens. Als daher die Wittwe den Wunsch geäußert hatte, den neuen Hof bei sich in Potsdam zu sehen, kam der Sohn diesem Verlangen sofort nach, und es wurde eine Cour befohlen, zu welcher alles Hoffähige in Carossen, auf Pferden oder zu Wasser gen Potsdam eilte. Man hatte eine Vorstellung bei der Wittwe Kurfürstin, dann speiste alles stehend in den weiten, öden Gemächern, dann hörte man eine Trauercantate, und später sollte noch Präsentation vor dem Kurfürsten stattfinden. So ernst nun auch im ganzen diese Versammlung schien, konnte doch der ruhige Beobachter eine tiefe Bewegung, den schlechtverhehlten Ausdruck der Neugierde wahrnehmen, welche sich auf allen Gesichtern ausprägten und trotz der ernsten Feierlichkeit jedes Gefühl oder jede Stimmung für die Trauer verbannten. Man hatte allerlei Neuigkeiten zu erzählen, seit dem vergangenen Tage durchliefen sonderbare Gerüchte die Hoffreise. — Einige wollten von Entdeckungen wissen, andere berichteten, daß eine gewisse hohe Persönlichkeit eingetroffen sei, die eine neue Gestaltung der Dinge mit sich bringe. Von dem großen Haufen sonderte sich eine Gruppe von etwa zwölf bis sechszehn Herren ab, welche schon seit ihrem Eintreffen in Potsdam wie eine geschlossene Phalanx bei einander verblieben waren. Viele unter diesen Herren hat der Leser schon einmal nennen hören, die Namen Bülow, Brand, Printzen und andere waren auch hier wieder vertreten. Jedermann schien mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten, der ihn wieder nach Berlin führen sollte, und so konnten die Herren, welche sich so abgesondert von den übrigen hielten, nach Belieben mit einander conferiren. „Ich wage es, trotz der ernsten Ceremonie mit ihm anzubinden," rief der junge Dequede halblaut, „diese Anmaßung ist nicht mehr zu ertragen." — „Halten wir uns fest zusammen," beorderte Wittgenstein. „Wer wird den Streich zuerst führen — den Ausfall wagen?" fragte

Münchhausen. „Ich," antwortete Dequede, „ich werde mit dem Herrn anbinden und ihm zeigen, was ein muthiges Herz vermag." Der Freiherr Kolbe von Wartenberg war inzwischen zur Gruppe getreten und begrüßte die Herren mit großer Herzlichkeit. „Allons Messieurs," sagte Kolbe, „der Augenblick ist bald da. Was wir verabredet haben, soll heute zum Ausbruch kommen, wenn er sich gegen uns anstemmt; wenn ein freches Wort fällt, so wird die Herausforderung gegen ihn von dem Herrn von Dequede kommen. Wir wollen sehen, ob die Keckheit dieses Menschen nicht dadurch gebrochen werden sollte."

Die Menge ward durch das Erscheinen der Herolde gefesselt, welche zu der Trauerandacht einluden, die in dem großen Saale stattfand und in einer feierlichen Musikaufführung bestand. Hierzu waren die Plätze von dem Kurfürsten angewiesen und den Hoffähigen nach ihrem Range zugetheilt worden. Die erste Reihe dieser Sitze ward von den ältesten Herren eingenommen, diesen Reihen gegenüber hatten die Damen ihre Plätze. Man war bei der Feierlichkeit darauf bedacht gewesen, die Sitze durch Aufstecken der Wappen zu bezeichnen, und so prangte denn eine große Zahl heraldischer Zeichen in dem weiten Saale. In der zweiten Sitzreihe standen hinter den Sesseln die Wappen der Hartefeld, Sparre, Sonnsfeld und Damnitz, so wie mancher alten Familie, die hier einen Vertreter hatte. So kleinlich auch dieser Rangstreit sein mochte, es waren dennoch viele, die sich schon Tage lang bemüht hatten, ihrem Wappen eine möglichst gute Stelle vor dem Zeichen dieses oder jenes der Geladenen zu verschaffen. In der Zahl der Wappen, welche die zweite Sitzreihe schmückten, bemerkte man auch das der Familie Dandelmann, ein Beweis, daß der Kammerrath seinen Sitz hier neben den Trägern der ältesten und angesehensten Familien einnehmen wollte. Die Herren, welche mit dem Freiherrn Kolbe von Wartenberg zusammen Verabredung getroffen, hatten sich sogleich nach dem Rufe des Herolds in den Trauersaal begeben. Die Wände desselben waren mit schwarzen Decken behängt. An jeder Stelle, wo diese Draperien in Falten aufgenommen und zusammengehalten waren, erblickte man den Kurhut und darunter ein Wappenschild aus versilbertem Holze. Auf einer bühnenartigen Erhöhung standen in schwarzen Kleidern die Sänger der kurfürstlichen Kapelle, damals ziemlich schlecht geschulte Dilettanten, die bei besonderen Gelegenheiten durch den Domorganisten zusammengeschart wurden. Ueber dieser Erhöhung stand das kurfürstliche Musikcorps, aus den Trompetern, Posaunisten und Paukern der kurfürstlichen Leibgarde bestehend. Sie hatten hin und wieder silberne Trompeten und Paukenkessel. An den Wänden standen Hatschiere mit ihren die Spitzen nach unten gehaltenen Hellebarden. Eine Decoration von verschiedenen Emblemen des Ruhmes und der Größe in Krieg und Frieden war an der Hauptwand angebracht. Darüber schwebte eine Fama mit der Palme in der Linken, mit der Rechten die Posaune an die Lippen führend. Sobald der Herold den Ruf erlassen hatte, waren, wie schon berichtet, die jungen Herren, denen sich auch ältere anschlossen, in den Saal getreten. Unter ihnen befand sich der Freiherr Kolbe von Wartenberg. Herr von Dequede und der junge Schlippenbach wandelten sogleich durch die Sitzreihen, die übrigen folgten.

„Hier ist das Dandelmannsche Wappen," sagte Dequede, „es steht neben dem alten Zeichen der Sparres. Tod und Teufel, wir müssen den Streich führen."

Er faßte mit kräftiger Hand die Stange, welche das Wappen trug und begann daran zu rütteln. Die Genossen und Freunde erbleichten sämmtlich, eine gewisse Unruhe, ja Verlegenheit malte sich in ihren Blicken, und der ruhigere Fritz von Damnitz trat hervor und legte seine Hand auf den Arm Dequedes. „Um des Himmels Willen, Paul, laß ab davon, es ist des Kurfürsten Freund." — „Wenn Du den Actenfresser fürchtest," entgegnete Dequede hitzig, „so brauchst Du es nur zu sagen, jeden Augenblick steht Dir frei, zu gehen, aus unserer Verbindung zu scheiden, Du bist zu zahm für ein Complott." „Paul — bedenke Deine Worte, erwäge sie," rief Damnitz, die Hand an den Degen legend.

„Aber Messieurs, was soll das?" sagte Graf Wittgenstein zwischen die erzürnten jungen Männer tretend. „Sie wollen gegen einen mächtigen Feind auftreten, der Sie schon einmal bei ähnlicher Gelegenheit durch seine Insolenz beleidigte und beginnen Ihren Angriff damit, daß Sie sich unter einander entzweien? Wenn Herr von Dequede es wagen will, lassen Sie ihn machen." — „Ja wohl — ja wohl!" riefen die andern. Aber so viel auch der junge Edelmann an der Wappenstange zerrte, sie schien in dem Boden festgenietet zu sein, und keinen Zoll breit wich sie den Anstrengungen. „Die Dandelmanns stehen fest," lachte der Freiherr von Kolbe. „Zerbrechen wir die Stange," rief Dequede. „Halt — das geht nicht," sagte Wittgenstein, „das wäre ein Friedensbruch im Hause des Kurfürsten, und das in einem solchen Augenblicke — nein, meine Absicht war, das Wappen zu entfernen — es zu verstecken und wenn er dann käme, seinen Sitz zu suchen, ihm die schnödesten Redensarten an den Kopf zu werfen. Er ist sehr hitzig, die Galle geht ihm leicht ins Blut, und sicherlich würde er einen solchen Schimpf nicht ruhig hinnehmen, dann Messieurs, wäre der Augenblick gekommen." — „Still," sagte Schlippenbach, „der Hof kommt."

Die Eintretenden waren der Oberceremonienmeister mit den Pagen, ihnen folgten die Hofherren, welche Dienst bei der Kurfürstin Wittwe hatten. Als diese in den Saal traten, begannen auf ein Zeichen die Sänger zu singen; nun quoll durch die Thüre in den großen Raum die Menge der Geladenen und begann langsam den Mittelweg entlang zu schreiten, der zwischen den Sitzen offen geblieben war. Der Kurfürst mit den Seinen erschien. Er führte seine Stiefmutter, die düstere Dorothea. Die erlauchte Wittwe trug ihren Schleier halb über das Gesicht herunterhängend. Ihre gelbliche Gesichtsfarbe gab dem Kopfe das Aussehen eines alten Elfenbeinschnitzwerkes. Schwarze, tiefe Furchen liefen zu beiden Seiten des Mundes hin und die Augen wendeten sich unstät von einer Stelle zur andern. Sie ging langsam, bedächtig. Fast schien es, als prüfe sie nach jedem Schritte die Gesichtszüge der ihr zunächst Stehenden, als wollte sie die Leute durch Blicke fragen, was man heute von ihr denke — denn die Kurfürstin hatte während der letzten Lebensjahre ihres Gemahls vielerlei über sich hören und ergehen lassen müssen. Heute begegneten ihre Augen nur lauter ernsten, fast ausdruckslosen Gesichtern. Hinter ihr schritt, von zwei Damen begleitet, die lebensfrohe, geistreiche junge Kurfürstin Sophie Charlotte, deren reizendes Gesicht mit Mühe die Züge in finstere Falten legte, weil es denn doch nun das Ceremoniell forderte. Die Trauer um den großen Herrscher wollte durchaus kein Ende nehmen, und die freien Ansichten der Kurfürstin vermochten diesen Leichenzug nicht gut zu heißen. Der Freiherr Kolbe von Wartenberg stand zunächst dem Baron Freytag von Gödens. „Noch keine schlimmen Anzeichen, Herr Baron?" flüsterte der Freiherr dem Gesandten zu. „Keine. Es scheint, daß dieser ganze Ueberfall das Werk einer Klatscherei gewesen ist, die von einer der Hausbewohnerinnen in Umlauf gesetzt wurde. Muthmaßlich wollten die Frauen wissen, was die Buchdrucker dort in der Nacht trieben." — „Aber der Pater war anderer Ansicht." — „Er hat gefehlt — offenbar. Er hätte die gedruckten Dinger weit gleichgültiger behandeln müssen." — „Der Angreifer kannte ihn aber — mich ebenfalls." — „Was will er beweisen? Die Ringwalds werden ihm nicht gutwillig die Sachen ausliefern, und wenn es ein Freund ist, wird er sie verrathen? ich war übrigens gleich gegen die ganze Sache — aber die frommen Herren —." — „Ah — jetzt wird die Elite des Adels Platz nehmen, der Kurfürst sitzt schon." Der Freiherr machte einen langen Hals und dann bewegte er sich vorwärts. Es trieb ihn vor allen Dingen zu erfahren, was nun mit den Sitzen geschehen sei, denn das Wappen der Dandelmanns blinkte noch immer zwischen all den übrigen. Er drängte sich mit den Geladenen vorwärts und sah zu seinem Erstaunen, daß der junge Herr von Dequede den Platz eingenommen hatte, auf welchem Dandelmann sich niederlassen wollte und den das ihm zugehörige Wappen schmückte. „Was wird das werden?" murmelte der Freiherr, aber schon hatte der kühne Edelmann ihn bemerkt und deutete durch eine Handbewegung ihm an, daß er näher kommen möge. „Herr von Dequede," sagte der neben dem jungen Manne sitzende Baron von Finkenstein, „Sie scheinen sich zu irren. Es ist der Platz für ältere Herren bestimmt — hier will der Kammerrath von Dandelmann sitzen. Sehen Sie nicht sein Wappen?" — „Ich befinde mich ganz gut hier, cher Baron," sagte lachend Herr von Dequede. „Ich hatte meine besondere Absicht, indem ich den Platz einnahm." Finkenstein betrachtete kopfschüttelnd den Nachbar. Die Sänger hatten ihren musikalischen Gruß längst dargebracht, und die Instrumente setzten mit hellem Tone ein, weshalb von den nun folgenden Scenen niemand als nur die nächst Sitzenden etwas zu hören bekamen. Kaum hatte der alte Herr von Finkenstein den jungen Dequede gewarnt, so erschienen am Ende der Sitzreihe zwei Herren. Sie blickten die

Reihe hinunter und als sie sämmtliche Plätze besetzt fanden, ging der eine von ihnen um die Bänke herum, so daß er auf die andere Seite kam. Von hier bis zu dem Sitze Danckelmanns waren noch vier Plätze, welche schon ihre Eigenthümer aufgenommen hatten. Der Mann, welcher sich an das Ende der Bänke begeben hatte, war kein anderer als Danckelmann selbst. Er schien erst seinen Augen nicht zu trauen, als er auf seinem Platze, unter seinem Wappen, inmitten der ältesten Herren des höchsten brandenburgischen Adels, einen blutjungen Mann sitzen sah, der gleichgültig in die Luft starrte und von dem um seinen Sitz gebrachten Danckelmann gar keine Notiz zu nehmen schien. „Herr von Grooten," sagte Danckelmann zu dem am Ende der Bank sitzenden Herrn. „Wollen Sie die bonté haben, mir den Eingang zu gestatten?" Grooten erhob sich. „Ich bitte, mich nicht in Anhörung der Musik zu stören," sagte der alte Herr. „Ich will nur auf meinen Platz," entgegnete Danckelmann, in die Reihe tretend. Er war jetzt, bei den andern Herren vorübergehend, dicht zu Herrn von Dequede gekommen, der in die Melodie des Trauermarsches ganz versunken schien und ihn nicht eher betrachtete, als bis der Kammerrath seinen Arm berührte. „Ich bitte, Monsieur de Dequede, diesen Platz aufgeben zu wollen, wenden Sie sich um, so werden Sie mein Wappen hinter dem Sitze erblicken." Dequede beachtete diese Rede gar nicht, sondern fuhr fort die Musik anzuhören. „Ich fordere Sie jetzt auf, den mir zugehörenden Platz zu räumen, Herr Kammerjunker," sagte Danckelmann mit starker Stimme. „Ich sitze gut," war die lakonische Antwort des jungen Mannes. Die Zunächstsitzenden erhoben sich. Die Töne der Musik waren so stark ausgiebig, daß sie diesen Streit überschallten, zumal da ein starker Widerhall im Saale seine Macht ausübte. Dennoch riefen die anwesenden älteren Leute den Herrn von Dequede zur Ruhe. Danckelmann, der durch seinen Eintritt in die Sitzreihen dicht an seinen Gegner gekommen war, ballte die Fäuste vor Zorn, die Adern seiner Stirn schwollen auf — er hatte die Absicht sofort begriffen, man wolle ihn durchaus beleidigen, dort stand auch in nicht allzu weiter Entfernung Herr Kolbe von Wartenberg, dem er bei ähnlicher Gelegenheit den Eintritt in den Saal verweigert hatte, da waren die sämmtlichen Personen zugegen, die eine geschlossene Schar von Intriguanten gegen Danckelmann bildeten, sie hatten sich offenbar hier zusammengerottet, um eine große, scandalöse Scene herbeizuführen, deren Opfer Danckelmann werden sollte. Dieser überschaute schnellen Blickes die Versammlung. „Werden Sie nun aus dieser Reihe weichen, mein Herr, oder nicht?" sagte er mit bebendem Tone. „Nein, ich habe ein größeres Recht unter den Trägern dieser Wappen zu sitzen, als Sie." — „Bei Gott dem Gerechten, ich werde mich vergessen," rief Danckelmann so laut, daß seine Stimme fast die Musik übertönte. „Ich halte Sie im Zaum, Herr Kammerrath," sagte Dequede, nach dem Degen greifend. Die Verbündeten traten näher, die Besonnenen geboten wieder Ruhe und machten auf die Gefahr aufmerksam, welche solche Störung herbeiziehen konnte, denn der Kurfürst war streng, wenn es sein Ansehen zu behaupten galt, zugleich schwiegen die starken Töne der Musik, eine leisere Melodie ward angestimmt, der Streit mußte also gehört werden.

„Sie verlassen den Platz nicht, mein Herr Kammerjunker?" sagte Danckelmann mit zischender, halbleiser Stimme. „Nein — nicht für Sie." — „Gut denn, ich gehe, ich kehre zurück, und Sie werden mir, wie es einem Manne in untergeordneter Stellung geziemt, diesen Platz aufheben, bis ich wiederkomme." Dequede zuckte vor Wuth. „Das ist eine Beleidigung," zischelte er ebenfalls, zwischen den auf einander gepreßten Zähnen hervor. „Das soll es auch sein," entgegnete Danckelmann sich wendend. „Ich werde Ihnen zeigen, Herr Kammerrath, für wen ich den Platz aufhebe." Er winkte dem Freiherrn Kolbe von Wartenberg, der sogleich durch die Reihe schritt, dann stand er von Danckelmanns Sitz auf und ließ den herbeigerufenen Freiherrn Platz nehmen, worauf er zu seinen Genossen trat, die ihn mit halblauten Beifallsbezeugungen begrüßten. Die Musik hatte aufgehört, und Magister Stryck begann die Gedächtnißrede auf den hochseligen Kurfürsten. Der furchtbar beleidigte Danckelmann entfernte sich.

Er ging zwischen den Abtheilungen der Sitze nach der Ausgangsthür, einen wilden und rachedrohenden Blick auf seine Feinde werfend. Seine Fäuste blieben krampfhaft geballt, die Augen senkte er zu Boden — denn inmitten des versammelten Adels war ihm eine tödtliche Wunde an seiner Ehre geschlagen worden, Danckelmann hatte Ursache das Haupt zu senken. „Freiherr Kolbe ist gerächt, die Scharte vom Condolenztage in Berlin ist ausgewetzt," murmelten die Verbündeten unter einander. „In einer Stunde hat er meine Herausforderung zum Zweikampf — er wird, muß sie ausschlagen, und ein solcher Mann ist an diesem Hofe unmöglich," sagte Dequede dem Freiherrn Kolbe zunickend, der sich auf dem Sitze des beleidigten Kammerrathes spreizte. Die andern Herren waren unruhig, man sah das zornentbrannte Gesicht Danckelmanns, als dieser den Saal verließ; jeder, der Zeuge des Auftrittes gewesen war, ahnte, daß eine Genugthuung von irgend einer Seite gefordert werden würde. Mit Ungeduld sah man der Beendigung der Feierlichkeit entgegen, und niemand der Betheiligten hatte Sinn für die lange Rede, welche Herr Magister Stryck den Tugenden des großen Kurfürsten hielt. Endlich war alles vorüber. „Bleiben wir beisammen," sagte Wittgenstein. „Er muß den Stoß des Ganzen aushalten, und wenn der gnädige Herr Kurfürst sich seiner annehmen sollte, dann stehen wir leichter gegen dessen Zorn, wenn wir beisammen bleiben." — „Ha — sehen Sie dort. Besser naht sich dem gnädigsten Herrn — was muß vorgefallen sein? der Kurfürst erhebt sich von dem Sessel — er verabschiedet sich kurz von der Kurfürstin — er verweilt nicht länger!" Wirklich hatte Friedrich schon seinen Sessel verlassen und war zwischen der grüßenden Menge hindurch auf die Thüren des Saales zugeschritten, nur von zwei Cavalieren begleitet. Jedenfalls war etwas Außerordentliches geschehen, denn der Kurfürst unterbrach sonst nie eine Feierlichkeit, sondern wartete stets, bis alles vorüber war. „Sollte die fatale Geschichte mit dem Drucke der Testam ———?" sagte Freiherr Kolbe von Wartenberg leise zu dem kaiserlichen Gesandten. „St — —" winkte Freytag. „Ich glaube es nicht, sonst hätte wohl der Kurfürst mich rufen lassen — ich vermuthe etwas anderes, der Pater scheint mir eine Partie verloren zu haben."

Während sich alle diese Scenen im Schlosse ereigneten, trabte auf der Landstraße von Berlin nach Potsdam ein Reiter hin; sein Pferd war nicht besonders stattlich, aber es zeigte kräftige Gliedmaßen und schien den Weg zu kennen, denn bei dem Anblicke der verschiedenen am Wege liegenden Krüge und Wirthshäuser wieherte es stets munter auf. Als der Reiter den kurfürstlichen Hopfen- und Küchengarten *) hinter sich hatte, mäßigte er einige Augenblicke die Eile, mit welcher er von Berlin aus den nicht allgemein angebauten Weg nach Potsdam zurückgelegt hatte. Er befühlte seine Taschen wie jemand, der etwas Wichtiges bei sich führt und sich dessen zu versichern sucht. Als er seine anscheinend köstliche Baarschaft sicher in den Taschen fühlte, trieb er das Pferd wieder an und erreichte bald die Höhe des kleinen Hügels, der hinter dem jetzigen Dorfe Schöneberg sanft emporsteigt. Hier wendete er sich um. Die Stadt konnte er in ihrer Breite fast ganz überschauen und die Windungen und Wege verfolgen, die sich durch den großen mit Anpflanzungen aller Art bedeckten Raum hinzogen, der von den Befestigungen der Stadt an bis zur großen Landstraße lief. „Ich habe mich nicht geirrt," murmelte der Reiter. „Die beiden dort unten zu Pferde sind mir auf den Hacken. Sie haben's auf mich abgesehen." Er zog aus dem Halfter ein Pistol, dessen Schloß er prüfte, dann gab er seinem Pferde durch einen kräftigen Ruck mit dem Zügel zu verstehen, daß es scharf ausgreifen müsse, welchen Wink das Roß auch gut verstand und alsobald wie ein Pfeil über das holprige Erdreich der Straße dahinschoß. Die Leute, welche der Mann als seine Verfolger bezeichnet hatte, waren ebenfalls beritten und zwar dem Anscheine nach besser als der von ihnen Verfolgte. Sie schienen — einer wenigstens — mit der Gegend vertraut zu sein, denn statt in gerader Linie auf ihr Ziel los zu galoppiren, schwenkten sie links ab; durch eine Art von Damm waren hier die Wassergräben mit einander dergestalt verbunden und durchschnitten, daß ein des Weges Kundiger, indem er diesen Damm passirte, schneller auf die Landstraße kam, welche an der Seite nach Potsdam hin, bei dem Dorfe Steglitz oder Stieglitz einen Winkel bildete, auf dessen Spitze der Damm gerade führte. „Er kommt uns nicht mehr aus, Perbom," sagte der eine der Verfolger. „Wer weiß auch, mein schwarzer Karl? Ich denke, es ist ein gutes Pferd, welches er reitet." — „Es ist aus dem Goldnen Bären — ich kenne die Stute des alten Wirthes — seht Ihr, es geht langsamer — es wirft sich in matten Galopp." Der mit dem Namen „schwarzer Karl" Angeredete war ein Mensch, dessen Züge nicht zu erkennen waren, denn

*) Der jetzige botanische Garten bei Schöneberg.



Steinadler und Gemse.

Originalzeichnung von F. S. Lachenwitz.

derselbe hatte sich das Antlitz vollständig geschwärzt. In dem Herrn Perbom hat man wohl den unheimlichen Wirth des Pater Wolff wiedererkannt. Es ist also kein Zweifel mehr, daß der Verfolgte der Secretär des Herrn von Danckelmann, Delven sein mußte. Delven versuchte die Straße zu halten, obwohl die Seitenwege häufig besser waren, aber in der Nähe des Heerweges konnte er doch sicherer auf Hilfe rechnen. „Wenn ich nur zeitig genug ankomme in Potsdam," murmelte er im Reiten, „ich bin ein gemachter Mann, kann ich dem Rathe diesen Beweis bringen. Die Ringwalds werden sicherlich den Freiherrn und den Pater nicht schonen, wenn sie straflos ausgehen." Die verfolgenden Reiter wurden auf dem Damme sichtbar. Sie hielten ihre Pferde zuweilen an, dann aber ließen sie ihnen desto freier den Zügel schießen — die Stute des Secretärs schien nicht für große Kraftanstrengungen geeignet, sie keuchte und schwitzte. „Ich muß drüben sein, ehe der Freiherr Zeit gewinnt, sich zu sammeln — sonst ist es vergebens. Der Blitzstrahl muß aus heitrem Himmel kommen — vorwärts, Alte — ha, da strauchelt sie schon, alle Hagel, die beiden Kerle sind dicht an der Wasserscheide — sie wollen mir offenbar zu Leib." Er drehte das Rad seines Schlosses und stellte es schußfertig. „Wenn es sein muß, eine Kugel denn." Neues Reißen des Zügels, dann versuchte der Reiter die Sporen, die Stute warf sich wieder in kurzen Galopp. „Er reitet nicht sicher," sagte der schwarze Karl. Seht nur, wie er schon jetzt den Schluß verliert — wo soll das auch bei dem Federgekritzel herkommen? Wir werden ihn bald haben." Sie setzten mit ihren Rossen auf die Landstraße. „Jetzt sind wir gerad hinter ihm," sagte Perbom. „Aber was thun wir ihm an, wenn er in unsere Hände fällt?" — „Er muß alles herausgeben, was er hat, sonst brenne ich ihm das Gehirn aus," entgegnete der schwarze Karl ruhig, sein Pferd antreibend. „Bedenkt, hundert Gulden in gutem Golde, wenn wir ihn beseitigen." Delven ritt in die Tiefe einer kleinen Schlucht hinab, die Reiter blieben oben auf dem Wege. Schon vermochte er die Gesichter seiner Verfolger zu unterscheiden. „Ein Bursche ist mohrenschwarz," sagte er, „ein ächter Landstraßenritter." Gerade in diesem Augenblicke kam er vor dem breiten Wassergraben an, der hier den Weg durchschnitt, die Ufer waren steil und die Brücke hatte ein unglücklicher Zufall zertrümmert. Es blieb ihm nichts übrig, als den kühnen Sprung von oben hinab in das Wasser zu wagen — fiel die Stute, schlug sie mit dem Reiter über, so war er verloren. Schon schickte er sich an, das Aeußerste zu wagen, als hinter ihm ein Schuß fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer am wilden Gaisberg.

(Mit Abbildung auf Seite 373.)

Ich soll einen Text zu meinem eigenen Bilde schreiben. — Das Daheim meint, das Bild müsse seine Geschichte haben, und diese Geschichte würde die Leser interessiren. Allerdings, — es hat seine Geschichte, für mich ist sie interessant genug, ob auch für andere? Nun, es mag sein, denn es ist jedenfalls eine der bizarresten und seltensten Scenen des Thierreichs, die ich in wilder Hochgebirgsnatur zu beobachten das Glück hatte, und die ich dann später in der friedlichen Muße des Ateliers aus der lebendigen Erinnerung auf die Leinwand bannen konnte.

Es mag wohl selten vergnügtere Menschen gegeben haben, als uns drei Düsseldorfer Maler, die wir in dem schönen Frühsommer des vergangenen Jahres unser Standquartier auf der Engstelen-Alp aufgeschlagen hatten.

Vielleicht nur sehr wenigen mag dieses malerische Plätzchen bekannt sein. Ganz in der Nähe des Titlis, circa 5800 Fuß über dem Meere liegt diese Matte, eingeengt von den phantastischsten Bergformen, die man sich nur denken kann. — Wir, nämlich Professor L., einer unserer größten Landschafter, ein andrer Freund und ich, befanden uns ungemein wohl an diesem abgelegenen, noch wenig von der Touristenwelt heimgesuchten Plätzchen, wir schlürften in langen Zügen die Bergluft, malten Studien und füllten unsre Skizzenbücher, und die kleine Gesellschaft, welche der Zufall außer uns noch zusammengeführt hatte, gab uns die nöthige Abwechselung. Sie bestand aus den gewöhnlichen Elementen der Schweizerreisenden, bis auf zwei Menschen, die mich bald in höherem Maße interessirten. Es waren offenbar Vater und Sohn. Sie waren ohne Führer und Gepäckträger angekommen, und schienen mit dem Wirthe, bei dem wir wohnten, sehr bekannt zu sein. Der ältere war eine kernige, derbe Figur mit wettergebräuntem Antlitz; still und einsilbig wie der Vater war auch der Sohn, und dennoch sprach sich eine Herzensgüte in den Blicken der beiden aus, daß man gezwungen war, ihre Wortkargheit zu bedauern. Beide waren keine Ausländer, sondern geborene Schweizer, und obgleich es mir nicht möglich war, ihren Dialekt zu verstehen, so verstanden sie doch alles, was wir sprachen.

Die beiden zogen mich in hohem Grade an, umsomehr, als ich bald vom Wirth erfahren hatte, daß der Zweck ihres Hierseins die Jagd und zwar die Gemsjagd war. Mein Jägergeblut wallte bei dem Gedanken, mich den beiden anschließen zu können, und ich versäumte keine Gelegenheit, hier und da ein Wort von meinen Bärenjagden in Norwegen, von dieser und jener Waidmannsthat fallen zu lassen, um mich als einen erfahrenen Nimrod zu documentiren. Aber es verfing nichts bei diesen stillen, verschlossenen Leuten, so daß ich mich schließlich fast verletzt zurückzog und mich mit verdoppeltem Eifer dem Studium des Alpenviehs, der prächtigen, malerischen Kühe, Ziegen u. s. w. hingab.

So saß ich eines Tages malend an der Farbenskizze des großen, mächtigen Muni, des Stiers, der die Bewunderung, aber auch die geheime Furcht aller Anwesenden erregte. Da fiel von rückwärts ein Schatten auf das Blatt vor mir — es war der Alte, der auf dem weichen Rasen unhörbar sich genähert hatte. Er betrachtete mit Wohlgefallen die beinahe fertige Skizze und meinte, der kleine Herr müsse ein Freund und Kenner der Thiere sein, auch ein Jäger müsse er sein, und wenn er einmal was Rechtes sehen wolle, so solle er mitkommen, wenn sie 'naufmachten, ihnen solle es recht sein. — Das Eis war gebrochen, der Muni hatte mir die Thür zum Herzen des Alten aufgeschlossen.

Ich bedankte mich für seine gute Meinung von mir, und einige Tage später, nachdem wir inzwischen recht vertraut geworden waren, legte ich mich eines schönen Abends um 8 Uhr mit dem Bewußtsein nieder, daß wir am nächsten Morgen mit Tagesgrauen unsern ersten Pürschgang auf Gemsen machen würden.

Mein Schlummer war nicht von langer Dauer. Die Aufregung trieb mich schon um eilf Uhr hinunter, wo ich den Alten und seinen Sohn, eine Pfeife rauchend, am Feuer sitzend fand.

Er sowohl wie sein Sohn hatten sich nicht zur Ruhe gelegt. „Hab's mir schon gedacht, daß Sie nicht schlafen würden," sprach er; „schauen's meine Prophezeihung," fügte er, aus dem Fenster zeigend, hinzu. — Die ganze Alp, die, als ich mich niederlegte, noch im saftigsten Grün prangte (es war am 20. Juli), war mit einer fußhohen Schneedecke belegt. „Nun, haben's noch Lust?" fragte er lächelnd weiter. „Ei gewiß, Kommandant," erwiederte ich, ihn bei seinem Titel nennend, den er als Scharfschützenführer im Sonderbundkriege erhalten; „Gewiß geh' ich mit, ich fürchte die Kälte nicht und bin darauf eingerichtet." — Wir ließen uns vom Wirthe Kaffee machen, und hierdurch ermuntert und erwärmt, traten wir unsere Wanderung an.

Es war 1 Uhr, und der Mond verschwand eben im Nordwesten hinter den Abschiedshörnern, als wir auf dem Passe des Titlis ankamen. So großartig die Gebirge bei Tage auch wirken, ergreifender ist der Eindruck und von demüthigendem Ernste in der nächtlichen Stille. Kein Laut läßt sich vernehmen, nicht das geringste Geräusch; keine Spur von Vegetation ist zu gewahren, denn die kleinen verkrüppelten Stauden verdeckt der frischgefallene Schnee. In der Ferne, gen Osten lichtet sich schwach der Horizont. Die gewaltigen Formen des Titlis trennen sich kaum von der Luft, nur der Schnee bringt einzelne in schwachen Umrissen zur Geltung. Doch wir lassen den Titlis rechts liegen, und wenden uns links über Felsblöcke und durch Geröll dem

noch fernen scharf wie ein Zahnstocher emporragenden wilden Gaisberge zu, der unser Ziel war. Gesprochen wird nicht, kaum geathmet. — Es folgte nun eine jener beschwerlichen Wanderungen über Geröllfelder, über Grate und an Abgründen vorbei, die so oft beschrieben sind, daß ich sie meinen Lesern ersparen will. Der Tag war inzwischen herangekommen, und wir hatten uns dem wilden Gaisberge immer mehr genähert, der jetzt bei besserem Lichte, schneebedeckt gegen den dunkelen nördlichen Himmel mit seinen scharfen pikanten Formen sich abhob. Fast hatten wir das Ende eines schmalen, unangenehm steil abfallenden Grates erreicht, als ein Rucken an dem Seile, an das wir uns längst gebunden hatten, uns aufforderte, stille zu stehen. Auf der uns entgegengesetzten Seite des Berges war ein Schuß gefallen. Eine dumpfe Verwünschung entfuhr den Lippen unseres Alten. Wir blieben indessen ruhig, hielten Wort und Athem an und lauschten mit Auge und Ohr; da deutete der Alte nach der gegenüber liegenden Felswand, und ich gewahrte an dem Rande derselben mehrere kleine Wesen, die bald confus hin- und herrannten, bald lauschend stehen blieben. So gut mein Auge in die Ferne sieht, für Gemsen hätte ich die Thiere doch nicht gehalten. Keiner von uns wandte indessen ein Auge von der Richtung ab. Ich war in einer Aufregung, daß ich glaube, man hätte mein Herz müssen klopfen hören können. Da, mit einem Male setzte sich das ganze Rudel in Bewegung und floh mit unbeschreiblicher Schnelligkeit die schräge Felswand hinab; die Köpfe hintenüber gelegt, die Hinterläufe scharf gegengestemmt, kamen sie mehr fliegend als laufend in unserer Richtung den Berg heruntergefahren. Jetzt erkannte ich deutlich, daß es Gemsen seien. Zwischen ihrem schrägen Felsen und unserem Grat dehnte sich indessen noch ein breites zerklüftetes Plateau aus, das von dem frischgefallenen Schnee bedeckt war. Gingen sie über dieses herüber, so mußten wir zum Schusse kommen, aber es war noch ein bedeutendes Stück, das sie zu passiren hatten, und da nun mit der höher steigenden Sonne gleichzeitig auch die Nebel aus den Thälern stiegen, so verloren wir sie stellenweise aus den Augen. — Die unruhige Flucht deutete uns indessen an, daß sie entweder nicht recht wußten, nach welcher Seite sie fliehen sollten, oder daß der Feinde mehr als einer seien. Gewöhnlich ist die Gemse dann, wenn sie den Jäger sehen kann, ruhig und wird nur unruhig bei unerklärlicher oder zweiseitiger Gefahr. Wir sollten indessen nicht lange im Zweifel darüber bleiben, wo hier der Grund zu suchen sei. Schräg über der Spitze des sonderbar gestalteten Berges waren schon gleich nach dem ersten Erscheinen der Gemsen zwei Punkte bemerkbar geworden, die, in großen Kreisen sich bewegend, den ersteren immer näher kamen. Meine Vermuthung bestätigte sich in kurzer Zeit; ich hatte sie für Raubvögel der größten Art gehalten, als welche sie sich auch näher kommend auswiesen. Ob sie nun von dem vorhin gefallenen Schusse aufgescheucht worden, weiß ich nicht, wohl aber sah ich, daß sie, ebenso wie wir selbst, Absichten auf die Gemsen hatten, die sie nur etwas unverholener darthaten. Ich hatte schon beim Näherkommen der Gemsen bemerkt, daß eins der Thiere nicht mit der vollen Elasticität sich bewege, wie dies sonst, selbst bei schwerverwundeten, wenn die Wunde noch frisch, der Fall ist. Auch unsere Rivale schienen dies zu wissen, denn ich bemerkte, daß sie nur immer eine der Gemsen im Auge behielten und verfolgten. Ja, sie stürzten sich einige Male mitten zwischen die geängsteten Thiere, um nur der einen nahe zu kommen. Bei dem Verwirrenden dieser Jagd hatten wir alle Aussicht zum Schusse aufgegeben, trotzdem wir noch mit gespannt vor uns liegender Büchse, unsere Stellung festhielten. Endlich wurde durch wiederholte Anfälle der Adler (denn solche waren die Verfolger der Gemsen) das ganze Rudel gesprengt, und die eine Kranke allein von denselben getrennt. In abwechselndem Angriffe, mit ihren furchtbaren Fängen das Thier anfallend, mit ihren gewaltigen Flügelschlägen es verwirrend, hatten sie dasselbe schließlich so abgehetzt, daß es seinem Schicksal nicht mehr entgehen konnte. Athemlos stürzte das schöne Thier an dem jähen Absturz des uns gegenüberliegenden Felsen nieder, und im selben Augenblicke saß ihm auch schon einer der Räuber auf dem Rücken, mit seinem scharfen Schnabel nach den großen, schmerzlich blickenden Augen hauend. — Meine ganze Aufmerksamkeit war diesem Schauspiele zugewandt. Ich hatte meine Nachbaren total vergessen, und war nicht wenig erstaunt, zwei Schüsse in meiner nächsten Nähe fallen zu hören. Aber der Erfolg dieser Schüsse war ein so vollkommener, als sei er zwischen den beiden Schützen verabredet gewesen. Der eine Adler stürzte todt zu Boden, während der andere das Weite suchte, die Gemse aber, aufs Blatt von meinem alten Freunde getroffen, zuckte noch einmal auf und fiel durch ihre letzten Bewegungen hinab in die tiefe Schlucht, aus der sie später von meinen Begleitern abgeholt wurde. Das war meine erste Gemsjagd im Gebirge, die so zufällig zu einer doppelten geworden. — L.

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

VI. Die Neujahrsnacht auf dem Tafelberg.

Mit westlichem Winde durchfurchten wir, von Buenos Ayres kommend, mit der Corvette „Carolina" das äthiopische Meer und wurden glücklicherweise von diesem Winde so sehr begünstigt, daß wir bis zum Cap der guten Hoffnung die Schoten und Brassen nur selten loszumachen nöthig hatten. Demnach war auch die Fahrt höchst einfach, zumal am Bord kein irgend bemerkenswerthes Ereigniß vorkam. — Am 8. December bekamen wir den Tafelberg in Sicht; es war am Morgen, und das Plateau des Gebirges mit dem bekannten „Tafeltuch" (table-cloth) verhüllt, mit welchem Spitznamen die Seefahrer jene weiße, dichte Wolke bezeichnen, die an jedem Morgen und Abend sich auf dem Scheitel des Berges lagert. Da wir in der günstigen Jahreszeit waren, in welcher man bei der Capstadt unbesorgt ankern kann — was, der dort herrschenden Stürme halber, keineswegs immer gerathen ist — so steuerten wir auf deren Rhede zu und ließen am Abend des 9. December die Anker fallen. — —

Wir blieben, da die Corvette verschiedener Ausbesserungen bedürftig war, einen Monat lang in der Tafelbai. Von der Capstadt will ich nicht erzählen, das haben schon andere besser und ausführlicher gethan, als mir's vergönnt ist; sie muthete mich in ihrem ganzen Aeußeren immer nördlich heimisch an, mehr als irgend eine andere Stadt auf der südlichen Hemisphäre und trotz ihres unbeschreiblichen Völkergewühls in allen Hautfarben, die es nur gibt: Europäer — darunter die holländischen Booren, mit ihren „Paviansrooten" (schwere Standbüchsen) die seltsamste hinterwäldische Menschenklasse, die mir nur jemals aufgestoßen — Malayen, Neger und deren Abkömmlinge: Mulatten, Mestizen, Terzeronen, Quarteronen rc. — Hottentotten, Buschmänner, Griquas, Korannas, Kaffern, Finguhs, Tambuhkis, Mozambiker — es fehlten sogar nicht Chinesen, Aleuten (Matrosen eines russischen Wallfischfängers) und Südsee-Insulaner, letztere auf der Rückreise von Europa, wo mit ihnen in London oder Paris — ich weiß nicht recht mehr, wo? — die bekannte Komödie aufgeführt worden war, welche gewöhnlich gerade so endigt, wie bei den unglücklichen Maori auf Neuseeland. Ich will hier nur eines Ereignisses gedenken, welches uns tiefen Kummer kostete und seinen Schatten weit hinauswarf in das alte Heimatland! — —

Die Zeit unseres Aufenthaltes in der Tafelbai nahte ihrem Ende und noch hatten wir, mit Ausnahme des Zahlmeisters und zweier Cadetten, den berühmten Tafelberg nicht bestiegen. Wir waren aber um so gespannter auf diese Expedition, als der erstere uns die Schwierigkeiten einer solchen in den grellsten Farben geschildert und unter anderem erzählt hatte, er habe sich verirrt und sei fünf Stunden lang im Nebel herumgestolpert, ehe er den einzigen Pfad gefunden habe, der auf die „Tafel" des Berges führt. Die Besteigung ward auf den 31. December festgesetzt und beschlossen, die Neujahrsnacht auf dem Gipfel zu feiern; zu diesem Endzweck wurden verschiedene Vorbereitungen, auch Verabredungen mit den auf der Corvette Zurückbleibenden getroffen. Zu den letzteren zählte anfänglich auch der älteste der Cadetten, der „ernste Willy" geheißen. Er gehörte einer vornehmen und reichen Familie an, war aus der Artillerie in den Dienst der Marine getreten und sah den Epauletten

entgegen. Schon seit einigen Jahren war er verlobt mit einem liebenswürdigen, außerordentlich schönen Mädchen, der Zwillingstochter eines ungarischen Grafengeschlechts; die Kinder waren Waisen, befanden sich aber in liebevoller und vielversprechender Obhut ihres Oheims, eines einflußreichen Hofrathes, in der Residenz. Dies und sein, den anderen Cadetten gegenüber schon etwas vorgerücktes Alter — und doch war er erst zweiundzwanzig Jahre alt — mochte der Grund sein, daß Willy von H. — viel stiller, in sich gekehrter, ernster war, als die Herren Seejunker gemeiniglich zu sein pflegen; er machte niemals mit, wenn ein Streich ausgeführt ward, entzog sich zwar nicht den burschikosen Gelagen der Midshipmen-Messe, hielt sich dabei jedoch stets völlig reservirt und wußte zugleich Spöttereien oder Neckereien sehr gemessen von sich fern zu halten. Darum hieß er denn auch der „ernste Willy", stand aber in hoher Achtung bei der ganzen Equipage, vom Capitän an bis hinab zu den Schiffsjungen, welche letztere sonst bekanntlich von den Cadetten auf alle nur erdenkliche Weise geplagt werden. Wie gesagt, er hatte, aufgefordert, erklärt, er wolle nicht mit von der Partie sein; dies war übrigens den jüngeren Cadetten ganz recht, welche sich auf ein Bacchanal gefreut hatten, aber die strenge Aufsicht ihres Meßvorstandes fürchteten. Es war daher Wasser auf ihre Mühle, als der alte „Onkel Tom," der Hochbootsmann, bedächtig sein Garn abspann, wie er schon vor zwanzig Jahren als Leichtmatrose den Tafelberg bestiegen, dabei in eine Schlucht gestürzt und volle drei Tage lang darin liegen geblieben sei, bis ihn endlich seine Kameraden gefunden, halb verhungert, mit gebrochenen Gliedern herausgezogen und an Bord gebracht hätten. „Nicht Tafelberg, Teufelsberg sollte die starre, rothe Klippe dort mit ihrer weißen Kapuze heißen," schloß Onkel Tom giftig, indem er sein Lady Twist energisch von einer in die andere Wange schob, „und eine ganze gesegnete Nacht dort oben zuzubringen, ist eine Versündigung, hört Ihr's, Ihr Gelbschnäbel? Eine Versündigung, und Ihr werdet's schon kriegen dafür!" Natürlich lachten wir den grämlichen Alten aus und bestanden um so fester auf unserem Plan; aber die naseweisen Cadetten hatten das Wort aufgeschnappt und gebrauchten es nun mit mehr oder minder Geschick den ganzen Tag: „Willy bleib, Willy begeh keine Versündigung!" — bis der geärgerte junge Mann es endlich satt und herausbekam, daß sie ihn gern los sein wollten. Da überwand er denn rasch sein Mißbehagen: „Ich versündige mich mit Euch!" sagte er halb lachend, halb wehmüthig, „die kleinen Meerkater haben etwas vor, wobei sie mich nicht brauchen können; ich bin von der Partie." Natürlich waren wir andern um so zufriedener damit, als der ernste Willy stets am besten bei Kasse war, und daher von ihm ein erklecklicher Beitrag zu den nicht unbedeutenden Kosten der Expedition erwartet werden durfte.

Nachmittags um zwei Uhr brachen wir von Widdows Masonic Hotel aus auf. Wir waren fünf Officiere, einbegriffen Doctor und Wundarzt, drei Cadetten, ein Führer und zwei Träger. Der Führer, ein schlanker Malaye, mit rothem Turban und einen bunten Shawl malerisch über die Schultern geworfen, hatte einen so ganz unaussprechbaren Namen, daß wir ihn sofort der Bequemlichkeit halber „Tippoo" tauften, was er sich schmunzelnd gefallen ließ, dagegen lehnte er sehr würdevoll ab, sich mit unseren Plaids zu bepacken, und da die beiden Träger, sogenannte Preisneger von Mandingovollblut, mit den Mundvorräthen und Geräthschaften schon über Gebühr bepackt waren, so blieb uns nichts übrig, als die Decken selber zu tragen, was bei einer durch die Ekliptik höchst intensiv wirkenden Sonne keine Kleinigkeit war.

Als wir den botanischen Garten, an dessen Pforte der gastfreie Director mit seiner liebenswürdigen Gattin — wackere Landsleute — uns die Hände geschüttelt und glückliche Reise gewünscht, im Rücken hatten, hörten wir plötzlich hinter uns herkeuchen, und erblickten einen nachgelaufenen Pepperkopp — wie Capstädter die Hottentotten wegen ihrer mit Warzen besäeten Kopfschwarte nennen — der uns in einem radebrechenden Idiom zwischen Holländisch und Englisch seine Dienste als Träger anbot. Die Gelegenheit war zu willkommen, um an dem Schmutz und üblen Dunst des schiefängigen, zerlumpten Individuums Anstoß zu nehmen: wir wurden bald Handels einig, dem Pepperkopp wurden die Plaids aufgebürdet, und der kleine Kerl schritt ganz wacker damit voran. Den trefflichen Weg begrenzen hübsche Villen und Gärten bis zum Fuße des steil aufsteigenden Berges. Hier angelangt verfolgten wir im Indianer-, alias Gänsemarsch einen schmalen Pfad neben einem klaren, anmuthigen und ziemlich breiten Bache; in seinem Wasser standen hunderte von Weibern und Mädchen, lauter Malayinnen und reinigten die Wäsche der Capstadtbewohner. Aus einiger Entfernung gewährte die enorme Masse Weißzeug, welche ringsum über niederem Gesträuch und Felsblöcken zum Trocknen hing, einen ganz sonderbaren Anblick. Unser Marsch aber war ein Spießruthenlaufen zwischen den bösen Zungen der Wäscherinnen — eigenthümlich, daß dies nasse Gewerb überall in der Welt den gleichen Leumund hat! — und Kichern und Lachen verfolgten uns über eine halbe Stunde Weges lang, bis dahin, wo der Pfad sich in völlige Felseneinsamkeit verliert. Leider verstanden wir die Lazzi nicht, welche man uns zurief; sie mußten drastisch genug sein, denn unser Führer vergaß gänzlich seiner Würde in schüttelndem Gelächter, war jedoch der englischen Sprache zu wenig mächtig, um uns als Dolmetscher dienen zu können. Doch blieben wir, zumal unsere Cadetten, den zum Theil charmanten Spötterinnen, wenigstens so weit die Finger- und Geberdensprache reichte, auf ihre Grimassen nichts schuldig. Da, wo der Weg in schroffer Steilheit abbiegt, bildet zur rechten der Bach einen Tümpel oder kleinen Teich, der von üppigster Vegetation umwuchert, ein überaus reizendes Bild bot. Der elegante Silberbaum ragt hier malerisch hervor aus Dickichten von wilden Kastanien, breitblättrigem Taxus und immergrünem Lorbeer; Schlingpflanzen mit blauen und rothen Blüthen, gleich großen Faltern, spannen zierliche Festons von Wipfel zu Wipfel; schillernde Vögel jagen sich in den Zweigen umher; das saftige Unterholz aber wird gebildet von scharlachblühenden Geranien, deren seltsam verknotete Stämme oft Durchmesser bis zu einem Fuße haben.

Das ist aber auch der Abschied von dem reichen Pflanzenleben der Ebene und der feuchten Sonnenwärme; nunmehr beginnt die Herrschaft des nackten Steins, vor uns erhebt sich fast senkrecht die zerrissene Wand des Tafelberges. Seine Plattform ist von dieser Seite aus nur zu erreichen in einer einzigen, ausgewaschenen Rinne, welche in beinahe gerader Richtung emporführt; doch übersieht man die zu erklimmende Strecke niemals eher, als bis man einen gewissen Punkt erreicht hat. Oft ist der Pfad so schwierig, daß man die Hände zu Hilfe nehmen muß; anderthalb Stunden hatten wir von der Capstadt bis zu der Quelle des Baches gebraucht, eine Stunde lang mußten wir steigen, bis wir die muldenförmige Vertiefung erblickten, in welcher unser Steg am Rande des Plateaus mündete. Aber noch beinahe drei volle Stunden sahen wir diesen Felseneinschnitt vor uns, ohne ihn erreichen zu können, er erschien uns immer gleich groß und gleich entfernt. Je näher man der „Tafel" rückt, um so schroffer rücken die Felsenmassen zusammen, sie bilden eine enge Schlucht mit ungeheuren, oben überhängenden, sich gegen einander neigenden Wänden, von deren Rand das Wasser unaufhörlich niedertropft, das der Niederschlag des täglichen Tischtuchnebels erzeugt. Unter seinem Einfluß hatten sich da und dort wundervolle Mattenflecke angesiedelt, auf deren bunten Blüthen und intensiv grünen Blattpflanzen Millionen Tropfen Thaus gleich Diamanten im schräg einfallenden Sonnenstrahl funkelten. Aber wir hatten zu wenig Zeit, dergleichen „Felsengärtchen" längere Aufmerksamkeit zu widmen, kaum so viel, um hier und da einmal etwas zu verschnaufen; unablässig trieb der Führer zum Vorwärtsklimmen an, damit wir unser Bivouac vor Einbruch der Dunkelheit, welche die Gefahr verdreifacht hätte, zu erreichen vermöchten. Unsere Expedition war, je nach den Kräften der einzelnen, weit, weit auseinander. Endlich waren die zwei jüngeren Cadetten, die den ganzen Weg entlang die Tête gebildet hatten, auf der Höhe angelangt und verkündigten mit weithin schallendem „Hip, hip, hip, Hurrah!" den errungenen Sieg. Es dauerte aber noch geraume Zeit, bis die letzten Nachzügler gleichfalls oben angekommen waren; diese traf das harte Loos, unmittelbar weiter wandern zu müssen. Gleich einem riesigen Denkstein ragt auf der linken Seite des Portals ein hoher Felsblock senkrecht in die Lüfte; er war über und über mit Inschriften und Namen bedeckt; auch die deutsche Sprache war vertreten, und wir Vorderen hatten hinlänglich Zeit zur Copie mehrerer Sentenzen aus der Heimat, worunter folgende, charakteristisch für den Hamburger Humor, unsere Heiterkeit, trotz der Ermüdung, unwiderstehlich weckte: „O Tafelberg, o Tafelberg, wie weh thun mir die Sohlen — der Kukuk soll den Tafelberg und alle Berge holen! Wilhelm Schmeltzkopff, Barkschiff Nanny."

Nach einer kurzen Ruhe brachen wir weiter auf, um den für ein Nachtlager passenden Platz zu suchen, der dicht am Nordrande des Plateaus befindlich sein sollte. Dieses ist aber nichts weniger, als

eine Ebene; die „Tafel" ist im Gegentheil auf das wildeste mit Felsstücken übersäet und von unergründlichen Spalten durchrissen, so daß genaueste Ortskenntniß dazu gehört, sich nicht zu verirren und zu verunglücken; ein Pfad existirt nirgends hier oben, und die Passage erfordert Besonnenheit, Uebung und Ausdauer. Unser Führer schien zwar seiner Sache ziemlich gewiß zu sein, nichtsdestoweniger schaute er mit großer Billigung einem Manoeuvre der Vorsicht zu, das der zweite Lieutenant nunmehr ausführte und welches, trotz seiner unbezweifelten Nützlichkeit, uns eine Zeit lang viel Stoff zum Lachen bot. Er hatte nämlich einem der Neger einen mächtigen Sack aufgebürdet, in welchem wir eine Extradecke, als Präservativ gegen die Kälte der Nacht, vermuthet hatten. Nun aber, als der Lieutenant den Sack öffnete, enthüllte sich als sein Inhalt unseren Blicken eine mit Schiemannsgarn dicht umwickelte Logrolle. An den Handhaben des Spills war ein Gurt befestigt; an diesem hing er sie dem Malayen horizontal auf den Rücken, so daß sich das Garn, dessen Ende er an einer festen Euphorbiastaude angeknüpft hatte, frei abhaspeln konnte. Sehr willig übernahm der Führer jetzt das Tragen dieser mit jedem Schritt kleiner werdenden Last, deren Zweck er sofort begriffen hatte, und lustig folgten wir dem sich abwickelnden Ariadnefaden. Nicht überall war der Weg beschwerlich; manchmal überschritten wir breite, ebene Strecken, welche nur mit flachen Schieferblöcken übersäet waren; hier und da standen wir auch am Rand eines schmalen, schwarzen Gewässers, das sich in einer vielleicht tausende von Fußen tiefen Kluft des Gebirges nach und nach unheimlich gesammelt hatte und oft in weitem Bogen umgangen werden mußte; allein trotz aller kleiner Irrungen kannte Tippoo den Weg, und wir näherten uns dem Ziele. Nur hatte sich der Lieutenant sehr über die Länge des Weges getäuscht, denn auf einmal war das Garn des Logs abgelaufen; durch aufgehäufte Steine errichteten wir eine ziemlich weithin scharf sich erhebende Pyramide, in welcher die Logrolle niedergelegt ward.

Es war noch eine knappe halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als wir endlich unser Ziel erreichten. Dies war ein erhöhter, amphitheatralisch zusammengeschichteter, nach einer Seite hin durch stehende Blöcke geschützter Steintrümmerhaufen, in welchem einzelne Platten bequeme Sitze und Feuerstellen, dazwischen sprießender weicher Rasen aber herrliche Betten abgaben. Von der Aussicht auf die weiße Capstadt und die dunkelblaue Bai sage ich nichts, als daß sie sich neben das Erhabenste stellt, was der Mensch auf dieser Erde erblicken kann; die unendliche Pracht des Sonnenuntergangs, hier oben gesehen, läßt sich nicht beschreiben. Unsere Träger hatten das Gepäck abgelegt und waren unter Führung Neef Piets, des Hottentotten — alle Pepperkoppe heißen „Piet," Peter und tituliren sich „Neef" und „Oom," Neffe und Onkel, was sie von den holländischen Booren oder „Baasen" gelernt haben — zur Sammlung dürren Holzes ausgezogen; als das Tagesgestirn in die Fluten des atlantischen Oceans versunken war, standen wir ihnen bei, und bald flammte ein mächtiges Feuer empor in den dunkelen, sternenbesäeten Nachthimmel. Und kaum züngelte die Lohe in mächtiger Säule wolkenhinan, da erhielt sie Antwort — fern und tief dort unten fuhr es aufwärts, gleich einem rasch erlöschenden Meteor — es war eine Rakete von der Carolina — wie klein und ärmlich uns auch ihr Strahl hier oben erschien, fast wie der Flug eines Glühwurms, wir freuten uns doch, denn wir wußten nun, wo unsere Heimat lag, unser gutes Schiff, und hatten die Genugthuung, zu wissen, daß dort unten in der Ferne Freunde unserer liebevoll gedachten. Von nun an wurden fortwährend Signale gewechselt, wir waren zu diesem Zweck reichlich mit Feuerwerk versehen und gaben jedenfalls den Capstädtern ein ebenso seltsames, als interessantes Schauspiel. Und nun kamen auch die geheimen Verabredungen zu Tage: eine Rakete mit nachfolgendem Blaulicht bedeutete das erste Lied, welches gesungen werden sollte, gleichzeitig auf dem Plateau des Tafelberges und an Bord der Carolina; eine Rakete mit zwei Blaulichtern das zweite Lied u. s. f. In ähnlicher Weise waren auch die Signale für die Toaste festgesetzt worden, von dem auf unsern erhabenen Kriegsherrn an, bis zu dem: „Auf alles, was wir lieben!"

So verging die Zeit, welche das alte Jahr uns übrig ließ, auf das angenehmste. Den Augenblick des Jahreswechsels verkündete ein auf der Carolina gelöster Kanonenschuß, von welchem wir freilich nur den Blitz sahen, während wir den Knall wegen der weiten Entfernung und der conträren Brise nicht zu hören vermochten. Wir antworteten durch ein brillantes Raketenbouquet, nebst einer Anzahl Blau- und Rothfeuer; a tempo wurde von uns und an Bord der Corvette, mit obligatem Einleitungsspeech und vollen Gläsern edlen Capweins ein „Salamander gerieben." Dann aber kam auch der Ernst der Stunde über uns. Wir drückten uns schweigend die Hände, und es ward auf einmal still in dem Kreise; jeder gedachte seiner Lieben daheim. Verwundert umstanden uns die Diener, welche solchen Wechsel der Stimmung sich nicht zu erklären wußten. Der ernste Willy hatte ein mit kostbaren Steinen überreich verziertes Medaillon hervorgezogen, und schwermüthig haftete sein Auge auf dem Bilde der fernen Geliebten; hinter ihm stand Piet, der Hottentott, und stierte gierig nach dem kostbaren Geschmeide, er drängte sich so darnach vor und bog sich so weit darnach über, daß der neben gelagerte jüngste Cadet ihn zurückstieß, ausrufend: „Unter den Wind, Pepperkopp, du stinkst wie ein Kapater! (holländischer Ziegenbock)." Mit tückischem Blick schlich der Wilde in die Finsterniß. Wir aber fielen sofort zurück in die vorige Heiterkeit, und sie steigerte sich nunmehr bis zum Gipfel. Selbstverständlich war den Trägern schon früher Speise und Trank angeboten worden; Cupido und Jasta, die beiden Neger, hatten sich das nicht zwei Mal sagen lassen; Piet hatte eine Flasche Capesmoke (Weinbranntwein) nebst einem geräucherten Springbockschlägel erhalten und sich damit in einen Felsenwinkel gezogen; nur Tippoo, der Malaye, verschmähte als Muhamedaner standhaft, sowohl unsern Schinken, als auch den Capwein, und hielt sich an Wasser und Brot. Leider hatte auch er die ekelhafte Gewohnheit dieser Leute, Mondsnuif zu nehmen, d. h. Mundschnupftabak, ein feines Tabakpulver, das sie nicht in die Nase, sondern in den Mund, zwischen Lippen und Zahnfleisch, mit einem Löffelchen schieben, wahrscheinlich als Ersatz des heimischen Betel und Areka. Nach Mitternacht aber wurde ein Punsch gebraut und zwar ein echter, reiner Punsch, aus „vier Elementen innig gesellt," wie Schiller singt. Da nun der Koran den Rum nicht speciell verbietet, wie wir mit großer Mühe unserem Malayen begreiflich machten, so ließ er sich endlich bewegen, den Punsch zu versuchen. Erstaunen, Wohlgefallen, Begierde liefen nach einander durch seine Züge, als er kostete und immer wieder kostete, bis das Glas geleert war, und er es zum Füllen rasch und immer rascher wiederholt hinhielt, mit den entzückt gestammelten Worten: „Muy good, muy good!" (Eigentlich much good, sehr gut!) Und nunmehr ward auch der schweigsame Tippoo munter, ausgelassen; er sang seltsam schnarrende Nationallieder und verstieg sich zuletzt zu einem grotesken Malayentanze. Da war es denn Zeit, dem Gelage ein Ende zu machen.

Nachdem strenger Befehl gegeben worden war, daß niemand sich aus dem Kreise des Bivouacs entferne, warfen wir den letzten Holzvorrath auf die sinkende Glut, wickelten uns in unsere Decken und waren bald alle im tiefsten Schlummer. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als ich mich plötzlich am Arm ergriffen und heftig gerüttelt fühlte. Mit der angewöhnten Seemannsentschlossenheit warf ich sogleich die bleierne Ruhe ab — da stand Willy vor mir. „Um Gotteswillen," flüsterte er mir mit bleichen Wangen und starren Augen zu, „haben Sie nichts gehört? Horch, horch, da ruft es wieder!" — Und er deutete hinaus in die dunkelschwarze Nacht. In der That vernahm ich ganz deutlich, aber nur wie aus weiter Ferne, einen langgezogenen, abgesetzt pfeifenden Laut. „Das ist ein Nachtvogel," sagte ich, „er pfeift, wie ein Geier; haben Sie mich dieser Kinderei wegen geweckt?" — „Nein, nein," versicherte der Cadet, den ich als einen muthigen, in Gefahren bewährten Mann kannte, „nein, das war kein Nachtvogel. Mir hat es gerufen, dicht neben mir klang es deutlich, mit herzzerreißendem Tone: „Willy!" und ich kannte die Stimme nur zu gut — und als ich entsetzt aufgesprungen war, da tönte der Ruf schon ferner zum andern — Sie selber haben ihn zum dritten Male vernommen. Was ist das? Ich fürchte" — „Machen Sie sich nicht lächerlich," entgegnete ich etwas unwirsch über die unmotivirte Störung, „Sie haben lebhaft geträumt, da schallte des Vogels Schrei, Ihre gefangene Phantasie übersetzte den verwandten Klang sofort in Ihren Namen, unter ihrer Herrschaft standen Sie auch noch, als Sie schlaftrunken sich erhoben hatten — das ist alles. Seien Sie gescheidt, legen Sie sich auf Ihr Ohr und benutzen Sie die Paar Stunden der Ruhe, welche uns vergönnt sind, der Rückmarsch ist noch weit mühsamer, als das Aufsteigen." — Und damit wickelte ich mich von neuem ein, denn ein schneidiger Frosthauch zog über die Höhe; es war mir, als höre ich den jungen Mann noch

auf und abgehen, aber ich war entschlossen zu schlafen und bald lag ich wieder fest vor Anker im Meere der Vergessenheit. —

Mit Tagesanbruch erhoben wir uns. Aber welche Veränderung! Das Tafeltuch hatte sich herabgesenkt, und wir standen in einem so dichten Nebel, daß die Gegenstände nicht auf drei Schritte Entfernung sichtbar waren. Dennoch mußten wir aufbrechen, denn abgesehen davon, daß uns daran lag, die Sonnenhitze zu vermeiden, so durften wir auch die übliche Neujahrscour an Bord nicht versäumen, welche präcis Mittag stattfand. In aller Eile wurde daher auf den Kohlenresten ein starker Kaffee gekocht und dabei beschlossen, trotz des Nebels die Steinpyramide mit der Logrolle aufzusuchen. Plötzlich bemerkten wir, daß Willy unter uns fehle. Wir riefen laut nach ihm — keine Antwort. Einige eilten nach seiner Lagerstelle; sie war leer, auch sein Plaid verschwunden. Das beruhigte uns einigermaßen, zumal sich gleichzeitig herausstellte, daß auch Piet, der Hottentot, sich entfernt hatte. Wir nahmen an, beide seien uns zuvorgekommen in der Suche nach dem Ariadnegarn und hofften sie demnach dort zu finden. Zu dem Ende stellten wir uns zu einer Plänklerkette auf, welche sich allmählich, so weit als möglich zu entwickeln hatte, ohne daß irgend einer weitere Distanz von seinem Nachbar nehmen durfte, als der Zuruf reichte; die Fortbewegung sollte derartig im Kreise geschehen, daß der innere Flügel der Kette unseren Lagerplatz als Centrum nicht aus dem Auge verlieren durfte. Dies taktische Manoeuvre ward pünktlich ausgeführt. Es machte einen wunderbaren Eindruck, dieses plötzliche Verschwinden in dem dichten, röthlichweißen Nebel, welcher manchmal die Gestalten in riesiger Größe auftauchen ließ, so daß sie Gespenstern glichen, während dann wieder im Augenblick der Vorhang sie verbarg und nur die gedämpften Rufe daraus hervorschallten. Aber die Disposition bewährte sich; nach einer halben Stunde war die Pyramide entdeckt, rasch drang die Kunde bis zum entgegengesetzten Flügel, und die Linie der Plänkler zog sich zusammen auf den Wegweiserpunkt. Aber keine Spur von Willy und Piet! Jetzt erst entstand ernstliche Besorgniß in uns, wo waren die beiden hingerathen? Mit dem Malayen war sich nicht zu verständigen, die Mandingos fletschten die Zähne, lachten, als ob das Lustigste der Welt vorginge und radbrechten: „Piet slim, Piet Blikkemboy," (P. schlau, P. Blitzjunge), woraus wir allerdings entnehmen zu dürfen glaubten, der pfiffige Hottentote habe den Cadetten beredet, ihn auf einem näheren Pfad abwärts zu geleiten, was wir dem letzteren aber übel verdachten; nichtsdestoweniger vereinten wir noch mehrere Male unsere Stimmen zu lautestem Ruf, schossen alle Revolverläufe ab — vergeblich, das ersehnte Echo ließ sich nicht hören. Verweilen durften wir uns nicht mehr, um den Urlaub nicht zu überschreiten; um aber keine Pflicht zu vernachlässigen, ward beschlossen, daß der Wundarzt mit einem Cadetten und einem Neger oben bleiben sollten, bis der Nebel sich gehoben habe; die Logrolle ließen wir ihnen zurück. Uns andere geleitete ihr Faden sicher, aber in angstvoller Gemüthsstimmung bis zu der Felsenspalte, welche den Weg in die Ebene bildete. Ueberall suchten wir nach Spuren der Verlorenen, aber das harte Gestein hatte keine Eindrücke angenommen; dennoch klammerten wir uns an die Hoffnung, sie unten im Thale wohlbehalten zu finden und uns auslachen zu hören — aber dann wollten wir —! Auf die wundervollen Effecte des Nebels gaben wir unter diesen Verhältnissen wenig Acht. Manchmal zerriß, scheinbar ohne jeglichen Anlaß, mit einem Male das Tafeltuch, und wallte gleich rauchenden Wasserfällen oder geballtem Pulverdampf Fels ab, Fels auf — aber nur einen Augenblick schaute der blaue Himmel herab, dann umhüllte uns gleich wieder der feuchte Mantel. Und ganz überraschend war es, als plötzlich die geschlossene Nebelwolke sich zu heben schien, wir waren nur unterhalb ihrer Grenze angelangt, und nun die lachende, vom azurblauen Himmel überwölbte Landschaft und das tiefgrüne, leis gewellte Meer im prachtvollsten Panorama vor uns lag. Aber wir sahen kaum hin. Schweigend stiegen, stolperten, rutschten, fielen wir bergabwärts, denn ein Gehen war dies nicht mehr zu nennen. Wehe dem, der keine besonders starke Fußbekleidung angelegt hatte; einigen fielen die Schuhe geradezu in Stücken vom Fuße, anderen hatten die scharfen Steine empfindliche Beschädigungen zugeführt; zu den letzteren gehörte auch ich, ein Fehltritt, der mich bis an die Brust in eine scharfe Spalte warf, hatte mir das rechte Schienbein blosgelegt und wochenlang mußte ich an der schmerzhaften Verwundung leiden. Bald hinkte fast die ganze Gesellschaft in um die Füße gewickelten Tüchern und Bandagen aller Art und beneidete nicht wenig den Malayen um seine unverletzbar festen Bastschuhe, die Neger um ihre noch dauerhaftere Hornhaut. Endlich, endlich waren wir wieder an dem romantischen Bergsee angelangt, hatten aber für seine Reize keinen Blick mehr, sondern waren nur froh, die brennenden Glieder darin einen Augenblick lang kühlen zu können. Noch war es zu früh für das fröhliche Gewühl der Capstadtwäscherinnen — wir trafen nicht eher auf Begegnende, als in der Nähe des botanischen Gartens — niemand hatte unsere Verlorenen gesehen. Wir eilten zu dem Director, er wollte uns mit einem Glückwunsch empfangen — aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er unsere Fragen vernahm. Er rief alle seine Leute zusammen — die meisten waren seit Morgengrauen in dem Garten beschäftigt gewesen, hatten aber keine Seele, vom Gebirge herkommend, wahrgenommen. Indessen war ein unbemerktes Passiren immer noch möglich; jedenfalls versprach der Director, sofort bewährte Männer zusammenzubringen, um nöthigenfalls eine Streife in das Gebirge vornehmen zu können. Mittlerweile hatte Tippoo von einem Bekannten in der Nachbarschaft einen sechsspännigen Wagen aufgetrieben, den er selber lenkte; wir krochen mühsam hinein — „Tirr, Katall!" schrie es, der Schambock knallte, und dahin flogen wir bis zum Molo. Glücklicherweise harrte unserer hier schon das Boot von der Carolina, deren Bord wir nach halbstündiger Fahrt mühsam erklimmten. Wir hatten von der Bemannung schon leider erfahren, daß der Cadet nicht zurückgekehrt war.

Wie ganz anders, als wir gestern gehofft, gestaltete sich unser Empfang! Der Capitän war auf unsern Rapport hin in die größte Aufregung gerathen; der junge Mann, dessen Verlust wir jetzt schon befürchten mußten, war ihm von seiner Familie ganz besonders anempfohlen gewesen. Es fehlte nicht an bitteren, strafenden Bemerkungen, die wir ruhig hinnehmen mußten, wenn sie gleich großentheils ungerecht waren. Aus der feierlichen Neujahrscour wurde natürlich nichts. Der Capitän beschloß, sich selber an die Spitze einer Expeditionscolonne zu stellen, um den Verlorenen zu suchen, die Zurückgebliebenen abzuholen; die besten Leute unter den Matrosen wurden ausgesucht, die Vorbereitungen sorgsam mit Benutzung unserer Erfahrungen getroffen, und kaum eine Stunde nach unserer Ankunft ging ein abermaliger Zug von der Carolina nach dem Tafelberg ab. Nur zwei von den Unsrigen begleiteten ihn; wir andern waren in der That allzu erschöpft; Tippoo, der Malaye dagegen, kehrte sogleich wieder um und betheuerte, daß er für den erhaltenen Lohn täglich, jahraus jahrein, den gefährlichen Felsen erklimmen wolle. Am Bord herrschte eine trübe, gedrückte Stimmung; zwar versuchten einige leichtsinnige Cadetten allerlei Unfug, allein es war uns zu ernst zu Muthe, um darüber lachen zu können; im Gegentheil dauerte es gar nicht lange, so standen in den Sahlingen unnütze Bürschchen und konnten während ihrer Strafwache darüber nachdenken, was das für ein Neujahr sei!

Um Mittag kam ein Gig von der Stadt und brachte einen Herren an Bord, der mich um eine Unterredung ersuchen ließ. Als Stellvertreter des Capitäns führte ich ihn in dessen Cajüte. Hier entdeckte er sich mir als ein Mitglied der Detective-Cappolizei und bat mich um genaue Mittheilung über meine Wahrnehmungen hinsichtlich der Vermißten. Ganz besonders eingehend erkundigte er sich nach dem Hottentotten; immer und immer wieder ließ er sich denselben beschreiben, aber die Pepperkoppe sehen dermaßen einer wie der andere aus, daß die wenigen Personalien, die ich geben konnte, dem Detective nur ein Achselzucken abgewannen. Endlich schloß er sein Verhör, indem er es gerade heraus sagte: „Ihr Freund ist wahrscheinlich das Opfer eines Bösewichts geworden. Sie haben sehr unüberlegt gehandelt, daß Sie den ersten besten Piet als Diener angenommen haben; diese Menschenklasse ist zu allem fähig, weder Zahl noch Wachsamkeit schützt gegen ihre Tücke. Und ich fürchte, Sie haben einen der allerverworfensten unter ihnen aufgegriffen. Wenn mich meine Ahnung nicht ganz täuscht, so ist es der berüchtigte Clas Afrikander gewesen, der Sie begleitet hat. Dieser gefürchtete Räuber hat mehr Unthaten auf seiner Seele, als Warzen auf seinem Schädel und wäre längst dem Strange verfallen, wenn ihm nicht die aufsässigen Boeren, die dem englischen Gouvernement zum Trotze thun, was sie nur können, in ihren entlegenen „Plätzen" Unterstand gäben, sobald er gezwungen ist sich zu verbergen. Dabei ist der Bursche so schlau und ortskundig, daß er uns bis jetzt immer noch getäuscht hat. Haben Sie denn gar nichts Verdächtiges an ihm bemerkt?" Mir fiel der gierige Blick des Hottentotten auf Willys Kleinod ein; ich erzählte die Beobach-

tung. „Es ist sicher," rief der Polizeimann, „wir haben es hier mit einem Verbrechen zu thun und nicht mit einem Unglück; darnach auch sollen die Maßregeln genommen werden, aber ich sage es Ihnen im voraus, Erfolg dürfen wir uns nicht den geringsten versprechen." — Und so war es.

Der Capitän kam am nächsten Tage unverrichteter Sache von dem Tafelberge zurück. Durch das Aufgebot der Gouvernementspolizei, durch die Arbeiter des botanischen Gartens und den Anschluß vieler Freiwilligen war die Expedition bis auf mehr als hundert, zum großen Theil ortskundiger Männer, angewachsen. Diese hatten das Plateau nach Möglichkeit abgesucht, durch Schüsse, Rufen, während der Nacht durch Fanale, sich nach allen Richtungen hin bemerkbar zu machen gesucht — aber ohne jedes Ergebniß. Nicht einmal die leiseste Spur der Verschwundenen ward entdeckt, und dennoch waren Leute genug unter den Suchern, welche der Fährte gestohlener Ochsenheerden hunderte von Meilen weit ins Innere gefolgt waren und an Zeichen, welche selbst der scharfsichtigste Laie nicht entdeckt haben würde, genau wußten, ob Griquas, Damaras, Namaquas oder Bosjemans die Räuber gewesen, wie sie gekleidet, bewaffnet waren, was sie getrieben und nicht getrieben hatten. Die meisten hatten sich zuletzt in der Annahme vereinigt, der Cadet sei von Clas Afrikander — denn an einen andern dachte man gar nicht mehr — unter irgend einem Vorwand vom Lager hinweggelockt, in der Nähe einer der unergründlichen Spalten mit dem sicher treffenden Kirie*) niedergeschlagen, beraubt und in die unzugängliche Tiefe gestürzt worden, während der Mörder auf unbekannten Pfaden nordöstlich ins Innere entflohen sei. Anders war es auch kaum denkbar. Nichtsdestoweniger war eine abermalige Expedition angeordnet, zugleich aber auch ein Commando berittener Polizei nach den schwarzen Bergen abgesandt worden, dem gewöhnlichen nächsten Zufluchtsort entflohener Verbrecher. Der Capitän im Verein mit dem Gouverneur hatte eine Belohnung ausgesetzt von 1000 Pfund Sterling für Wiederbringung des vermißten Cadetten, ebensoviel für Ergreifen des Clas Plattkopp, genannt Afrikander; 500 Pfund für das Auffinden der Leiche des jungen Mannes; 100 Pfund für irgend eine Nachricht in Bezug auf sein Verschwinden. Damit war alles geschehen, was geschehen konnte. Unser Capitän war über den unglücklichen Vorfall außer sich, wie ich ihn nie gesehen hatte; er überhäufte uns mit Vorwürfen über unsere „unsinnige Partie," während er uns vorher selber freundlichst dazu aufgemuntert hatte. Aber wir ließen seinen Kummer über uns ergehen; fühlten wir doch mit ihm. Am Abend wagte ich ihm trotzdem die Episode aus der Neujahrsnacht von dem seltsamen Erwachen des Verlorenen mitzutheilen, aber er schnob mich an: „Herr, unterstehen Sie sich nicht, solches Zeug unter Seiner Majestät Bemannung zu verbreiten, oder es soll Sie der „Andere" regieren! Die Kerle sind ohnedies schon abergläubisch genug und es fehlte blos noch, daß Sie auch noch von ihren Vorgesetzten dergleichen Alfanzereien in den Kopf gesetzt bekämen!" — Ich verbeugte mich und schwieg gegen Jedermann.

Noch über eine Woche lagen wir auf der Rhede der Capstadt — von unseren Vermißten kam nicht die geringste Kunde. Die Höhe der ausgesetzten Belohnungen hatte begreiflicherweise alles in Bewegung gebracht, was sich nur irgend zutraute, etwas davon verdienen zu können. Allein jede Mühe war umsonst — als ob die Erde sie verschlungen hätte, so waren und blieben die beiden Menschen verschwunden. Endlich durften wir nicht mehr länger verweilen; wir hatten noch Aufgaben zu lösen; wir mußten die Anker heben; ein steifer Südwind strich über die Tafelbai, und scharf züngelte der Wimpel nach Norden hin. Aber so lang er in Sicht blieb, hing manches Auge an Bord düster an dem düsteren Tafelberg! — —

Damit wäre eigentlich meine Erzählung von der Neujahrsnacht auf dem Tafelberg und ihren traurigen Folgen beendigt. Allein sie hat noch ein Nachspiel, oder vielmehr deren zwei. Ehe ich jedoch an die Mittheilung derselben gehe, halte ich es für nothwendig, auf das bestimmteste zu versichern, daß sie durchaus auf Thatsachen beruht, Thatsachen, welche in den betreffenden Kreisen der großen Residenzstadt wohlbekannt, auch ihrer Zeit durch viele Blätter gegangen sind; mancher Leser wird sich derselben sofort erinnern.

Wir hatten längere Zeit hindurch die Westküste von Afrika explorirt: von Ascension erreichten wir nach einer Fahrt von zweiundzwanzig Tagen die Capverdischen Inseln, und gingen in der Bucht Porto Praia von San Jago vor Anker. Hier fanden wir zum ersten Male wieder seit der Capstadt die Post für uns. Spät am Abend ließ mich der Capitän in seine Cajüte rufen; ich fand ihn geisterbleich und ganz verstört in seinem Lehnstuhl; er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand. „Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten," sagte er, „lesen Sie hier!" Und ich las, während sich mir das Haar sträubte, folgendes: „Ein entsetzliches Ereigniß hat nicht blos die bevorzugten Kreise, sondern alle Bewohner der Residenz tief erschüttert und in Trauer versetzt. Gestern Abend war eine glänzende Gesellschaft in den Salons Sr. Excellenz des geheimen Hofraths v. G. zur festlichen Begehung des Jahreswechsels versammelt; einmüthig wurden als die Blüthen derselben anerkannt und bewundert die Nichten des Festgebers, ein reizendes Zwillingspaar. Man unterhielt sich vortrefflich, ein sehr animirter Ball hatte rauschend vom alten ins neue Jahr hinübergeführt und mit einem feenhaften Cotillon sollte das Fest beschlossen werden. Da entfernten sich lachend die beiden Schwestern aus dem Kreis ihrer Verehrer und Freundinnen, um ihre schon etwas zerdrückte Toilette zu ordnen; sie begaben sich scherzend und zärtlich sich umfaßt haltend in ein entfernteres Zimmer, dessen Thüre, wie sämmtliche der Etage, auf eine breite Galerie führt, welche nach der Seite des Hofes die Gemächer verbindet und zugängig macht. Plötzlich ertönt ein furchtbarer Schrei, alles stürzt hinaus — welch ein markdurchbebender Anblick! Die beiden Mädchen stehen in hellen Flammen, sie umschlingen sich verzweifelnd um Hilfe rufend, sie kommen vom unteren Ende der Galerie nach den Sälen zu gelaufen — „Willy, Willy, zu Hilfe!" ruft eine der Unglücklichen schon im Delirium der Todesangst nach ihrem ferne Meere durchkreuzenden Verlobten — ehe man ihnen zu Hilfe kommen konnte, haben die armen, geblendeten, sinnlos verwirrten Kinder sich über die niedere Brüstung hinab in den gepflasterten Hof gestürzt. Eine der Schwestern, die Braut, blieb auf der Stelle todt, die andere liegt mit gebrochenen Gliedern und den gefährlichsten Brandwunden unrettbar in den letzten Zügen. Wie das entsetzliche Unglück hat entstehen können, darüber kann man nur Vermuthungen äußern. Wahrscheinlich sind die Mädchen mit ihren bauschigen Ballkleidern der Flamme des Kamins zu nahe gekommen, haben sofort die Besinnung verloren und somit ein bejammernswerthes Ende gefunden. Die allgemeinste Theilnahme wendet sich den ehrwürdigen Pflegeeltern und dem im Dienste seines Monarchen in fremdem Welttheil weilenden Bräutigam zu." —

Mehrere Jahre waren seit der erzählten Katastrophe vergangen, da empfing eines Tages die Admiralität ein direct an sie adressirtes Packet vom Gouvernement der Capstadt. Es enthielt — die Brieftasche des verschollenen Cadetten Willy, kunstreich in eine Tasche von Leopardenfell eingenäht, mit ganz kleinen Schildkrötenschalen verziert. Ein sehr lakonischer Bericht sagte weiter nichts, als: „Beifolgende Tasche ist uns zu Händen gelangt, und hat der Ueberbringer Anspruch erhoben auf die Belohnung von 100 Pfund Sterling, welche für jede authentische Nachricht über den vermißten Cadetten W. v. H. seiner Zeit ausgesetzt worden ist. Derselbe ist ein wohl beleumundeter Tochtgänger, d. i. reisender Handelsmann, der alljährlich mit Waaren das Innere besucht. Weit jenseits der Nieuweveldberge kehrte er bei einem Booren ein, welcher ihm u. a. diese Brieftasche zeigte, mit der Frage, was sie wohl enthalten möchte? Da jedoch blos deutsche Notizen darin verzeichnet waren, so vermochte der Tochtgänger den Inhalt ebenfalls nicht zu enträthseln, dagegen fiel ihm der mit englischen Buchstaben eingeschriebene Name des ehemaligen Eigenthümers auf, und alsbald erinnerte er sich desselben in Verbindung mit der versprochenen Belohnung. Für ein Billiges brachte er die Tasche an sich und drang nunmehr in den Boor, ihm zu sagen, woher er sie habe. Das war bald erzählt; sie war als Kriegsbeute gewonnen worden, auf einem Bosjemanscommando, d. i. ein freiwilliger Kriegs- und Vernichtungszug der oft aufs äußerste getriebenen Booren gegen die diebischen Buschmänner und Hottentotten. Ein Kraal war überfallen und alles Lebendige darin schonungslos niedergemacht worden; unter den Erschlagenen lag auch ein Tsanuse oder Zauberer in seinem phantastischen Aufputz, und dieser hatte die geschmückte Tasche um den Hals getragen. Als der Tochtgänger den Booren fragte, ob er den Namen des Tsanusen gekannt habe, nickte er mit dem Kopfe, aber lange besann er sich, bis endlich mit einem Stoße Tabakrauch von seinen wulstigen Lippen die Worte kamen: „Clas Afrikander." — — —

*) Ein Stock mit dickem Knopf, welcher geworfen wird und zwar mit unfehlbarer Sicherheit.

Reichstagsbilder aus der Vogelschau.

Von Otto Glagau.

I.

Der Vorhang rollt auf, und das neueste Schauspiel deutscher Geschichte geht in Scene. Es ist ein Stück im großen, historisch-politischen Stil und heißt Reichstag des norddeutschen Bundes. Ort der Handlung ist Berlin; Zeit der Handlung die unmittelbare, sich täglich neugebärende Gegenwart mit einer weiten Perspective in die Zukunft. Als Verfasser kennt die Welt den größten lebenden Staatsmann, den Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck.

In dem Hause Nummer drei der Leipziger Straße ist die Schaubühne hergerichtet, in demselben Saale, wo sonst das Herrenhaus tagt. Es ist ein etwas beschränkter, aber im übrigen comfortabler Raum von guter Akustik und Beleuchtung, der Fußboden mit einem rothbunten Teppich ausgeschlagen, die Hinterwand von Logen durchbrochen, die beiden Seitenwände mit amphitheatralischen Tribünen versehen, und von der Decke hängen große Gaskronleuchter nieder. Logen und Tribünen sind für die Zuschauer, der eigentliche Saal für die Acteure bestimmt. Der hintere Theil — wohl vier Fünftel des ganzen Raumes — ist von langen Sitzreihen durchzogen, welche drei schmale Durchgänge in vier große Gruppenfelder sondern. Vor ihnen ist der Fußboden um ein Paar Stufen erhöht, so daß der kleinere vordere Theil des Saales eine niedrige Estrade bildet, die sich wieder noch dreimal abstuft und mit einer kastenartigen, den ganzen Raum beherrschenden Loge abschließt.

Noch ist das ganze Parterre leer, aber die Zuschauerräume schon theilweise gefüllt; namentlich die Tribüne rechter Hand, welche man die Galerie des Hauses nennen darf, insofern hier eine nach Geschlecht und Stand buntgemischte Menge sitzt. Jeder von ihnen ist sichtlich erfreut, einen Platz erobert zu haben und jeder voll Spannung und Erwartung in den Zügen. Nebenan wie auch auf der gegenüberliegenden Tribüne befindet sich eine Abtheilung reservirter Plätze, ein bequemes Parquet für Personen von Distinction, welches allmählich sich vorzugsweise mit eleganten Damen schmückt. Auch in der großen Mittel- oder Hofloge haben auf den mit rothem Plüschsammt überzogenen Lehnsesseln einige Herren mit Stern und Ordensband oder in reicher Uniform sich bereits niedergelassen. Die beiden andern Logen sind für das diplomatische Corps und für sonstige vornehme Personen bestimmt. Die Tribüne linker Hand endlich ist bis auf die erwähnte Abtheilung reservirter Plätze einer Klasse von Leuten eingeräumt, die aus den Zuschauern und Zuhörern ein eigenes Gewerbe machen, die nämlich was sie schauen und hören, flugs mit Feder und Bleistift zu fixiren suchen und die so angefüllten losen Blätter in alle Winde fliegen lassen, wo sie von den Zeitungen aufgefangen und am nächsten Morgen ihren Lesern zum Frühstück aufgetischt werden. Die Herren Journalisten oder Vertreter der Presse, wie man aus den scharfmarkirten Zügen und stechenden Augen leicht errathen kann, meist Söhne des auserwählten Volkes — sitzen an grün überzogenen Tischen, und für ihre Bedürfnisse ist diesmal weit besser gesorgt als jemals vorher, was sie der Einsicht des Büreaudirectors vom Hause, des Geheimen Regierungsrathes Dr. Metzel verdanken, der einst selber zu ihnen gehörte.

Inzwischen treten durch die verschiedenen Thüren des Saales nach und nach die Acteure herein, deren Anzahl die der Zuschauer weit übertrifft. Aber es sind keine Theaterprinzen und Theaterhelden, sondern unter ihnen Prinzen, Herzoge und Fürsten, viele Grafen und Barone, andere Edelleute in Menge, daneben lorbeergekrönte Feldherren und Heerführer und außerdem durch Rang, Besitz, Bildung oder Talent hervorragende Männer, Berühmtheiten aus allen Gebieten, mit einem Worte: die Blüthe und der Stolz des norddeutschen Volkes. Bis auf jene Generale sind sie alle in schlichter bürgerlicher Kleidung, ohne äußere Abzeichen, und man muß es wissen, um es zu glauben, daß dies der Herzog von Ratibor, jenes der Fürst Pleß ist, hier der Dichter Gustav Freytag lehnt und dort der König der Millionäre, der Freiherr Mayer Karl von Rothschild steht. Sie begrüßen sich freundschaftlich oder kalt und gemessen, sie gehen aneinander ohne Wort und Blick vorüber und suchen nach ihren Plätzen, sie mustern sich forschend und neugierig, oder sie stehen in Gruppen umher und plaudern und lachen.

Das Geräusch der Kommenden, die Unterhaltung im Saale und auf den Tribünen wird immer lauter und schwillt zu einem dumpfen Brausen an: da öffnet sich die Thüre der Loge im Hintergrunde der Estrade, und in diese tritt der Director des Schauspieles.

Schon der einsame, abgeschlossene, erhöhte Platz mit dem bequemen Armstuhl und dem breiten Tische davor zeigt an, daß er in diesem Saale der erste ist, und nun schwingt er seine Amtswaffe, eine mächtige Schelle, deren Töne das Gemurmel und Gebrause schrill zerreißen und die Acteure an ihre Plätze weisen. Wes Standes und Ranges sie auch sein mögen, welch großer Ruf manchen vorangeht oder welche Ruhmesglorie auch andere umstrahlt, welch hervorragende Rolle auch einzelne in diesem Stücke spielen, während viele bloße Statisten bleiben werden —: sie sind doch alle Collegen, gleichberechtigte Collegen, jeder Kopf gilt und zählt als solcher, und nur die Addition von Köpfen gibt das Facit. Sie sind — denn es ist Zeit, das Gleichniß fallen zu lassen — die Abgeordneten und Vertreter der Nation, hier zusammengekommen, um das Verfassungsgebäude des neuen norddeutschen Reiches aufzuführen. Einige haben noch kaum das Mannesalter beschritten, andere sind silberlockige Greise, die meisten befinden sich bereits auf der absteigenden Lebensbahn. Einige sind in der Debatte ergraut, haben seit zwanzig Jahren den verschiedensten Parlamenten angehört und dort als Sterne erster Ordnung geglänzt; andere sind, wenngleich theilweise schon hohe Sechsziger, noch ganz parlamentarische Neulinge, aber gerade sie erregen aus verschiedenen Gründen allgemeine Aufmerksamkeit. Noch größere Gegensätze und mannigfaltigere Unterschiede treten in der politischen Anschauungs- und Gesinnungsweise der Abgeordneten hervor, wie sie jetzt dem Rufe der Glocke gehorchend, ihre Plätze einnehmen und sich nach Fractionen gruppiren. Welch ein Sprung von der äußersten Linken, wo die Demokraten vom reinsten Wasser wie Becker, Runge, Waldeck sitzen, hinweg über die Köpfe der Fortschrittsmänner, Nationalliberalen, Altliberalen, Conservativliberalen, der freien conservativen Vereinigung und wie die Schattirungen sonst heißen, bis zu den schlesischen und pommerschen Hochtorys der äußersten Rechten; oder von den Vorderreihen der beiden großen Centren, wo die Großpreußen Posto gefaßt haben, bis zu den Hinterbänken der Polen und klerikalen Großdeutschen oder auch der schleswig-holsteinischen, hannöverschen und sächsischen Particularisten. Doch gestattet der knapp zugemessene Raum keine scharfe Trennung, am wenigsten nach den vier großen Gruppenfeldern; die Fractionen schieben sich schichtweise und oft keilförmig in einander, nur einige Landsmannschaften nehmen geschlossene Sitzreihen ein, während nicht selten die heterogensten Elemente dicht neben einander sitzen, z. B. Rothschild in einer Reihe mit von Hennig und Gustav Freytag. Der Sitzungssaal hat 80 neue Sitze hergeben müssen, so daß nach der Zahl der Abgeordneten 296 etwas schmale und enge Plätze vorhanden, von denen jeder mit einem kleinen Schreibpulte versehen ist, das nach Belieben aufgeklappt und niedergelassen werden kann.

Der Mann mit der Glocke, der wiederholt zur Ruhe und Ordnung mahnt, ist der Präsident der Versammlung: Herr von Frankenberg-Ludwigsdorf, Wirklicher Geheimer Rath und Excellenz, sonst Vicepräsident des Herrenhauses. Sein Amt ist nur ein interimistisches und er verdankt es nicht etwa einer Wahl, sondern einem äußerlichen Umstande: er ist nämlich das älteste Mitglied des Reichstags und als solches nach parlamentarischem Brauch ohne weiteres Alterspräsident bis zur definitiven Constituirung des Hauses. Eine hohe, schlanke, trotz der Last von 82 Jahren noch wenig gebeugte Gestalt mit dünnem Silberhaar und etwas herben Zügen, hinter welchen aber nicht selten Gutmüthigkeit und Humor hervorleuchten; namentlich macht es einen ergötzlichen Eindruck, ihn mit einer Mischung von Ingrimm und Bonhomie die Glocke handhaben zu sehen und zu hören, wie er nachsichtig um „einige“ Ruhe bittet, indem er auf vollständige Stille von vorneherein verzichtet. In einen schwarzen Frack gekleidet, das eiserne Kreuz vor der Brust steht er, den Sessel verschmähend, mit übereinandergeschlagenen Armen und sich leise von der Rechten zur Linken wiegend während der ganzen Sitzung da, und auch die alten, unter buschigen Brauen hervorschauenden grauen Augen bedürfen noch keiner Brille. Nichtsdestoweniger sind die unvermeid-

lichen Gebrechen solch hohen Alters auch an ihm nicht zu verkennen; Auge und Ohr sind nicht mehr das schärffte, die etwas dumpfe und undeutliche Stimme vermag nicht den Saal zu füllen, und auch das Gedächtniß läßt ihn oft im Stiche, so daß er sich nicht selten bei kleinen Vergeßlichkeiten und komischen Irrthümern entweder selber ertappt oder auf solche von den Abgeordneten aufmerksam gemacht wird, wo er sich dann stets bereitwillig und in launiger Weise verbessert. Noch gleicht der Reichstag einer friedlichen Gesellschaft, aber wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen werden sich die Parteien im Kampf der Debatte schroff und scharf gegenüberstehen, werden die Pfeile der Angriffe und Beschuldigungen hageldicht hin- und herfliegen, werden sich Hohngelächter von der einen, Beifallsrufe von der anderen Seite kreuzen und zu lautem Getümmel verschmelzen: dann bedarf es zur Lenkung der parlamentarischen Zügel einer kräftigeren und geübteren Hand, aber dann wird auch Herr von Frankenberg das ebenso schwierige wie undankbare Amt eines Präsidenten bereits niedergelegt und sich ruhigen Gemüthes in die Reihen der übrigen Mitglieder zurückgezogen haben.

Zu Seiten der Präsidentenloge schließen sich zwei kleinere für die Schriftführer an. Als solche fungiren die vier jüngsten Mitglieder des Reichstags, welche abwechselnd das Protokoll und die Rednerliste führen, und mit denen der Vorsitzende in beständigem Verkehr bleibt, ebenso mit dem Bureaudirector des Hauses, Geheimen Rath Dr. Metzel, der nebenan seinen eignen Tisch hat. Auf der Estrade und gegenüber dem Präsidentenstuhle befindet sich auch der Tisch der Stenographen. Es sind für den Reichstag die tüchtigsten Schnellschreiber aus dem Herren- und Abgeordnetenhause wie von auswärts ausgewählt worden, indem man zu diesem Behufe ein Wettschreiben zwischen Gabelsbergianern und Stolzianern durcheinander veranstaltete; ein Turnier, welches sonach endlich zu Stande kam und worin die Stolzianer Sieger blieben. Da wo die Estrade vom eigentlichen Sitzungssaale abschneidet, erheben sich an ihrem innern Rande die Plätze der Bundescommissare, rechts die der preußischen Regierung, links in mehreren Reihen die der übrigen norddeutschen Staaten. Ihre Sessel sind gleich denen der Reichstagsmitglieder einfache Rohrstühle und davor mit grünem Tuche überzogene Tische, wie auf der Journalistentribüne. Sonach ist es vielleicht bezeichnend, daß die preußischen Minister gegenüber der Rechten, die kleinstaatlichen Commissare gegenüber der Linken sitzen.

Wie schon gesagt, sind unter den Abgeordneten nur wenige Uniformen vertreten, und auf diese richten sich aller Blicke. Auf der vierten Bank des rechten Centrums, gerade auf dem Eckplatz nach der äußersten Rechten hin, sitzt ein mittelgroßer gedrungener Herr mit schon etwas spärlichem Haupthaar und ernsten Mienen in blauem Husarenrock und straffer Haltung. Es ist kein Geringerer als der Eroberer von Alsen und der Höchstcommandirende der Ersten Armee im böhmischen Feldzug, Prinz Friedrich Karl von Preußen. Ein ostpreußischer Wahlkreis hat ihn zum Deputirten erkoren, und



Der zerbrochene Milchtopf.
Originalzeichnung nach seinem Bilde von Wieschebrink.

wie jeder andre Staatsbürger ist der Prinz diesem Rufe gefolgt und in dieser Versammlung erschienen, was sicherlich ihm wie seinen Wählern zur Ehre gereicht. Schon vor Beginn der Sitzung war er anwesend und unterhielt sich mit verschiedenen Abgeordneten, allerdings mit der Zurückhaltung, wie sie in seinem Wesen liegen soll und bei einem Prinzen des regierenden Hauses erklärlich ist. Beim ersten Ton der Glocke des Präsidenten ging er auf seinen Platz, folgte den Verhandlungen, obschon sie sich vorerst um bloße Formalitäten drehen, mit der Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit eines Soldaten. An Disciplin von Kindesbeinen an gewöhnt und sie von seinen Untergebenen unbedingt fordernd, unterwirft er sich ihr auch jetzt in diesem Hause. Wie der Schriftführer die anwesenden Mitglieder aufruft und dabei seinen Namen: „Friedrich Karl, Prinz von Preußen" ohne jedes Prädicat verliest, antwortet er mit fester lauter Stimme: „Hier!"

Nächst dem Prinzen fesselt die allgemeine Aufmerksamkeit ein Trifolium von drei Männern in Generalsuniform. Wenngleich in militärischen Kreisen schon längst gewürdigt und hochgeschätzt, waren sie doch dem großen Publicum so gut wie unbekannt, bis ihre Namen in Folge des letzten Krieges durch Europa flogen. Es sind die Generale von Moltke, Vogel von Falckenstein und von Steinmetz. Durch ihre Wahl übte das Volk nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit, sondern auch einen Act der nothwendigsten Gerechtigkeit und Klugheit. Diese Männer gehören ins Parlament, denn ohne ihre Intelligenz und ihre Bravour wäre es nie zu diesem Parlament gekommen; erst sie haben ihm den Boden erobert, auf dem es sich rekrutiren konnte, und darum sind sie in erster Reihe würdig und berufen, in ihm zu sitzen und mit ihm zu rathen und zu thaten.

Auf der ersten Bank des rechten Centrums unmittelbar neben dem großen Quergange und gegenüber den Ministern sitzen die Generale Freiherr von Moltke und Vogel von Falkenstein dicht bei einander; jener der Chef des großen Generalstabes, in dessen Kopf der ganze Plan des vorjährigen Feldzuges in einheitlicher Uebersicht und detaillirter Verwickelung entsprang, als gelte es einer Schachpartie, die er im voraus regelte und wo er jeden einzelnen Zug bis zum „Schachmatt!" wie in prophetischer Sehergabe feststellte; dieser der stolze Aar, der in ununterbrochenem Siegesfluge von den Gestaden der Nordsee bis über den Main flog und dessen Namen und Thaten bereits im Volksliede leben. Moltke ist eine schlanke feine Erscheinung, die nur in der Uniform den Strategen errathen läßt, im Civilrock hingegen sofort auf einen Gelehrten schließen lassen würde, nicht auf einen unter Bücherstaub und Tabaksqualm verkümmerten deutschen Professor, sondern auf einen Gelehrten à la Alexander von Humboldt oder Lord Macaulay, in welchem sich Bücher- und Lebensweisheit mit Geburtsadel und echt aristokratischem Pli zu einem harmonischen Ganzen einen. Der fast zierlich ausgearbeitete Kopf zeigt ein kleines Oval mit dünnem fest anliegendem Haupthaar und mittelhoher Stirn; geistige Anstrengungen haben in das etwas fahle, welke Gesicht hundert kleine Falten namentlich um Augen und Mund eingegraben, die schmalen bleichen Lippen sind für gewöhnlich fest geschlossen, und geben der Physiognomie einen ernsten, beinahe bittern Ausdruck; wenn sie sich aber, wie jetzt eben im Gespräche mit dem Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode leicht öffnen, belebt sich sofort das ganze Gesicht, und das die Worte begleitende gewinnende Lächeln, die verbindlichen Mienen und Gesten bekunden den ebenso feinsinnigen wie geistreichen Weltmann. Ob General Moltke auch im Parlamente der „Schweiger" bleiben wird, ist abzuwarten; seine Rednergabe soll der Fülle seiner Kenntnisse adäquat sein, und „Wer etwas zu sagen hat, wird immer gut sprechen!" meint schon Sokrates und nach ihm Schopenhauer. Einstweilen können die rein formellen Verhandlungen, namentlich die monotonen Wahlprüfungen den General nicht sonderlich interessiren; das leicht geneigte Haupt, der am Boden haftende Blick, die ineinander geschlungenen Hände lassen vermuthen, daß seine Gedanken nicht immer in diesem Saale weilen und wie ihn nun doch die Worte eines Redners aufhorchen machen, bricht er bald in ein halbes Gähnen aus und versinkt dann wieder in die vorige Beschäftigung. Moltke ist dreimal gewählt worden, in Ostpreußen, Pommern und Sachsen: eine Ehre und Auszeichnung, die keinem anderen Mitgliede des Reichstags zu Theil geworden.

Seinen Nachbar Vogel von Falkenstein würde man sich kaum anders vorstellen können, als er hier wirklich erscheint, nämlich als eine von oben bis unten ritterliche Gestalt. Er ist noch höher als Moltke und breiter, aber von derselben leichten Haltung und Bewegung, die unter dem abwechselnd milden und scharfen Blick der Augen an Reiz und Würde gewinnen. Nicht nur der volle Bart, das noch blonde Haupthaar — der ganze Körper athmet männliche Kraft und Uebung in allen ritterlichen Künsten, daneben aber gleichfalls ein Stück vom Gelehrten, den Mann von Bildung und Geschmack, als welchen man ihn bereits kennt.

Ganz verschieden von diesen beiden gibt sich der dritte im Bunde: General von Steinmetz. Der Löwe von Nachod und Skalitz sitzt in demselben Centrum, aber ein halb Dutzend Bänke zurück. Er ist ganz und nur Soldat; das beweist die mittelgroße, gedrungene, straffe Gestalt, der herkulische Nacken, der tief und fest in den Schultern sitzende massive Kopf, das überaus muntere, wetterfrische Gesicht, die breite, gewölbte Brust, die prall gerundeten Arme und Beine, außerdem jede Miene, Geberde und Bewegung und die Haltung, als ob er stets unter dem Gewehr stände. Steinmetz gleicht einem der volksthümlichen Generale aus dem siebenjährigen oder dem Befreiungskriege; auch auf ihn passen die Arndtschen Verse:

O schaut, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schaut, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Nur „wallt" sein schneeweißes Haar nicht, sondern es ist kurz und echt soldatisch verschnitten. Wie schon gesagt, leuchtet aus seinem Gesicht eine ungemeine Munterkeit und Gemüthlichkeit, wie sie bei dem stahlharten unerbittlich strengen Militär wirklich überraschen muß; eine Seelenunbefangenheit und Herzensfrische, die sich am besten auf einer Photographie ausprägt, wo der alte Feldherr den kleinen Sohn des Kronprinzen lachend in die Höhe hält. Sein neues Amt scheint ihm Spaß zu machen; er gehört zu den ersten, die in den Saal treten und, ohne ihn einen Augenblick zu verlassen, hält er darin bis zuletzt aus, indem er nur von Zeit zu Zeit seinen Platz wechselt, oder an den verschiedenen Bänken Besuche abstattet. Er horcht auf jedes Wort, mustert jeden Redner und äußert sein stets waches Interesse, indem er den Kopf schüttelt, mit den Achseln zuckt oder sich an der allgemeinen Heiterkeit von Herzen betheiligt. Er ist für Recht und Billigkeit wie für möglichste Beschleunigung der Geschäfte. Darum erhebt er sich rasch mit der Majorität und stimmt, weil die Reden vom Platze nicht überall im Saale verstanden werden, für sofortige Errichtung einer Rednertribüne, die denn auch schon bei der nächsten Sitzung aufgeschlagen ist; ein kleines schmales Pult zu Füßen des Präsidenten und unmittelbar vor dem Tische der Stenographen; ein Pult, hinter dem, wie der Ministerpräsident schalkhaft meint, der Redner „Schutz finden" könne. Und als Herr von Vincke die Präsidentenwahl nicht erst übermorgen, sondern schon morgen vorgenommen wissen will, nickt ihm General von Steinmetz, der ihn besonders liebgewonnen zu haben scheint, freundlich zu und erhebt sich für diesen Antrag, bleibt aber diesmal mit seinem Freunde in der Minorität; eine kleine Niederlage, die er nach so viel glänzenden Siegen wohl verschmerzen kann.

Aber wer ist jener wohlbeleibte Herr, bei dessen Eintritt vorhin sich hundert Köpfe emporreckten und ein Murmeln, Winken und Flüstern den ganzen Saal durchlief? Sein Aeußeres verräth doch wahrhaftig nichts Besonderes, es sei denn eine wohlhabende Fülle des ganzen Körpers, eine genußvolle Sättigung des ganzen Wesens. Alles an ihm ist voll und rund, Nacken und Wangen, Kinn und Hände; nur der Oberschädel läßt trotz der sorgsam herübergekämmten dunklen Haare einen großen Vollmond hindurchschimmern, wogegen das rosig glänzende Gesicht zwei stattliche Bartcoteletts einrahmen. Man möchte ihn für einen Hamburger Schiffscapitän oder Schiffsrheder halten, aber es ist —: Mayer Karl, Freiherr von Rothschild, es sind schlecht gerechnet 100 Millionen in Einer Person, es ist das leibhaftige Kapital Europas!! Er nähert sich einem andern dicken, runden Herrn am Ministertische, dem Finanzminister Freiherrn von der Heydt. Die beiden Finanzbarone schütteln sich die Hände; ob in aufrichtiger Freundschaft und Bewunderung, ob mit stillen Hintergedanken und einigen unangenehmen Erinnerungen — wer mag das entscheiden? Rothschild sieht äußerst friedlich, zufrieden und wohlwollend aus, er setzt sich unweit Gustav Freytag nieder, denn „der König soll mit dem Dichter gehen" — wenn auch nicht unmittelbar neben ihm. Frei und unbefangen blickt der Börsenfürst umher, auf seinem Bäuchlein schaukelt eine dünne goldne Uhr-

kette, die er durch die Finger gleiten läßt, und ein Lorgnon, das er von Zeit zu Zeit zu den Augen emporhebt; dazwischen verbeißt er ein verrätherisches Gähnen, oder er beugt sich zu seinem Nachbarn und plaudert mit ihm. Endlich zieht er ein Packet Briefe aus der Brusttasche seines Rockes, über deren Lectüre er bald das ganze Haus und seine Verhandlungen vergißt. Fürwahr, dieser Mann hat seiner Vaterstadt, indem er hierherging, kein kleines Opfer gebracht.

Doch selbst Rothschild bleibt unbeachtet über den Mann, der jetzt leise in den Saal tritt. Er hat ein doppeltes Recht hier zu erscheinen, denn er ist einmal zum Abgeordneten gewählt und zweitens Präsident des Staatsministeriums und der Bundescommissare — „der Herr Bundespräsident", wie ihn bald nachher Herr von Vincke halb im Scherz halb im Ernst nennt. Es existiren nach Form und Auffassung zahllose Portraits vom Grafen Bismarck, und die meisten sind ähnlich, denn seine ausdrucksvollen, gehaltreichen Züge prägen sich leicht und tief in Jedermanns Gedächtniß und sind anscheinend nicht schwierig zu erfassen und wiederzugeben. Aber auch nur anscheinend! Thatsächlich sind diese Züge so bewegt und wechselvoll, so unergründlich und vieldeutig, daß sie jedes Pinsels und selbst des zauberschnellen Sonnenstrahls spotten, den der Photograph bei der Aufnahme erhascht. Wer den Grafen persönlich sieht, wird alle Bildnisse untreu und mangelhaft und das leibhaftige Original doch so ganz anders finden. Oder könnte ein Bild die elastische Leichtigkeit und chevalereske Umgezwungenheit wiedergeben, mit welcher Graf Bismarck jetzt sein neuestes und eigenstes Werk in Augenschein nimmt, mit welcher er einen Bekannten nach dem andern begrüßt und von Gruppe zu Gruppe wandert, Blicke und Worte nach allen Seiten verstreuend, Mienen und Blicke von allen Richtungen her auffangend? Aller Augen haften neugierig und forschend an ihm, denn alle kennen oder ahnen doch seine Bedeutung, aber er empfängt dieses Kreuzfeuer, als wenn es ihn gar nicht anginge oder doch die harmloseste Sache von der Welt wäre. Wohl mag sein Inneres frohlocken und triumphiren, denn er ist ein Mensch und er hat erreicht, was sein Herz begehrt und sein Genius gewollt. Noch vor einem Jahre war die Zahl seiner Gegner und Feinde wie Sand am Meere; er hat sie alle niedergeworfen. Noch vor einem Jahre trug er einen Berg von Haß und Verleumdung: seitdem haben ihn Beifall und Bewunderung bis zu den Wolken erhoben.

Trotzdem und alledem suche man in dem etwas blassen aber sonst wohl aussehenden Gesicht dieses Mannes keine Miene des Triumphs, in den blitzenden Augen keinen Blick des Stolzes, um den feingeschnittenen Mund keinen Zug von Hohn oder Spott. Nein, er gibt sich ganz unbefangen und harmlos, lächelt und plaudert mit diesem und jenem, läßt hier eine Bemerkung, dort ein Witzwort fallen, und scheint nur lässig den Reden und Verhandlungen zu folgen. Nun macht er gegen den Präsidenten eine Bewegung. — „Graf Bismarck hat das Wort!"

Stille! Er spricht.

Am Familientische.

Großmutterpädagogik.

(Zu dem Bilde auf S. 381.)

Ist's denn wahr, daß Großeltern und insbesondere Großmütter eine solche Neigung haben, ihre Enkelkinder zu verziehen? Geglaubt und gesagt wird es allgemein, und so muß wohl etwas an der Sache sein. Wie erklärlich und verzeihlich ist überdem dieser Hang? In den sehnsüchtig erwarteten Kindern ihrer Kinder sehen die alten Leute noch einmal das Leben anbrechen, in dem ihr eigenes, abnehmendes wieder aufzublühen scheint. Und diese Kinder sehen sie in die Welt kommen und sich entwickeln, ohne die endlosen Sorgen und Schmerzen, ohne die schlaflosen Nächte, welche auch sie einst durchgemacht bei den eigenen Kindern, die sie aber jetzt — längst vergessen haben. Wie sollten sie nicht die Unarten des jugendlichen Alters milder beurtheilen, als die Eltern, die erst zu erziehen anfangen und darum die Zügel straffer halten!

Und doch — welch ein Segen kommt von ihren ehrwürdigen Häuptern über eine jede Familie, in der sie weilen! Wie viel entbehrt das Haus, in dem sie fehlen! Es ist, als ob das Bild eines glücklichen Hauswesens ohne sie unvollständig und unvollkommen wäre. Wie friedlich blickt uns ein solcher Raum an, in dem die Mutter rüstig arbeitet und schafft, während die Alte am Spinnrocken sitzt und ein Lied vor sich hersummt, oder den Kindern, die ihre Suppe essen, von alten Tagen erzählt!

So mag es wohl kurze Zeit zuvor in dem Zimmer unseres Bildes ausgesehen haben, ehe der Künstler uns einen Blick in dasselbe thun ließ.

Ein geringfügiger Umstand genügt oft im Leben, den Frieden und die Eintracht zu stören. So auch hier. Wie auch der kleine Maleficant, der so ängstlich und scheu sich hinter die Großmama birgt, es angefangen, den Milchnapf umzustoßen, daß derselbe in Scherben daliegt, der reinlichen und sparsamen Hausfrau zum doppelten Aergerniß, — auf welche Weise noch dazu der schwere Stuhl umgefallen und in seinem Sturze die Schiefertafel zertrümmert — der kleine Bursche wird wohl nicht ganz unschuldig an alle dem sein. Umsonst hat wohl die Mutter den Stecken nicht ergriffen, von dem er vielleicht schon einige Streiche besehen, ehe es ihm gelang, hinter die zur begütigenden Intervention aufgestandene Großmutter zu flüchten.

Sollen wir Erziehung oder Verziehung unter das Bild der also einschreitenden Großmutter schreiben? Ist es das weich und nachsichtig gewordene Großmutterherz, das hier ungerechterweise den Enkel gegen die klügere Mutter in Schutz nimmt? Wie oft das auch im Leben vorkommen möge, hier — dünkt uns — setzt die alte Frau das Werk der Erziehung fort — an ihrer eigenen Tochter. Im Zorn — vielleicht mehr über das zerbrochene Geschirr und die verschüttete Milch, als über den Ungehorsam ihres Sohnes, hat das junge Weib den Stab Wehe ergriffen; — kommt es da dem Alter nicht zu, sie mit sanfter Hand zurückzuhalten und eine weitere Strafe, im Aerger ausgeführt, zu verhindern?

Wo also ausgleichend, besänftigend, vermittelnd in wichtigsten Momenten das reifere Alter zwischen Eltern und Kinder tritt, da wird auch weder der Einfluß der ersteren noch die Hochachtung der letzteren darunter leiden. Wohl den Eltern, die, so noch forterzogen, die schwere Kunst der Erziehung immer besser auszuüben lernen! Das zukünftige Geschlecht wächst da wohlbehütet und fromm geleitet heran unter dem segensvollen Einflusse und dem liebenden Auge der aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragenden Generation. — —

Unter den Malern der Düsseldorfer Schule versteht Wischebrink es besonders gut, uns in farbenreichen, anmuthigen Compositionen Scenen aus dem Stillleben der Familie vorzuführen, wovon das Bild, welches heute das Daheim bringt, unsern Lesern gewiß eine willkommene Probe liefert.

R. K.

Aus der Heimat der Cigarren.

Wer die stolzen Annoncen der täglich zahlreicher werdenden Cigarrenläden unserer großen — und auch kleinen — Städte liest, möchte versucht sein, zu glauben, daß Jedermann heutzutage echte, importirte Havannacigarren rauche und daß die bekannten — Wasunger ꝛc. Sorten nur in Erzählungen als humoristisches Beiwerk noch zu finden seien. Wir wollen dir, freundlicher, rauchender Leser, die Illusion nicht rauben, daß die bläulichen oder gräulichen Wölkchen, mit denen du diese Zeilen anbläsest, direct aus der Havanna stammen, nein, wir wollen sogar deinen Genuß erhöhen, indem wir dich zu einem kleinen Ausfluge in die Heimat deiner heißglühenden Freundin einladen.

Also auf nach Havanna! Wir sind sogleich da — denn die Phantasie übertrifft ja noch den Telegraphen an Schnelligkeit — wir rufen die erste „Volante" herbei, deren dunkelfarbiger Rosseleiter uns einzusteigen bittet, und fahren nach der weltberühmten Cigarrenfabrik: „La Hija de Cabanna y Carvajal," dessen gegenwärtiger Besitzer indes nicht Cabanna, sondern Anselmo del Valle heißt. Gut empfohlen machen wir ihm zunächst unsere Aufwartung, ehe wir in seine Fabrik gehen.

Sennor Anselmo, ein nicht ganz junger Mann mit glänzendem buschigen Schnurrbart, empfängt uns, zurückgelehnt in einen niedrigen Stuhl, inmitten wohlriechender Cedernkisten und noch anmuthiger duftender Cigarren. Von Kopf bis zu Fuß in weißes Linnen gekleidet, sitzt er da wie ein Fürst — und ist er es nicht? zahlen ihm nicht tausende in gutem, klingendem Golde den Tribut für seine leichte, so rasch in Asche und Dampf verschwindende Waare? Sennor Anselmo drückt unsere Hand, reicht uns eine „Cabanna Regalia" und läßt uns nach einer kurzen Unterredung in die Fabrik führen.

Die Fabrica ist ein großartiges Gebäude, ganz aus weißem Stein erbaut, mit Säulengängen und Vestibülen; über tausend Arbeiter sind darin beschäftigt. Diese Zahl ist übrigens kein Beweis für die Bedeutung einer Cigarrenfabrik, denn in der Reale Fabrica de Tabacos von Sevilla sind über 4000 Arbeiter und Arbeiterinnen, in dem Regio von Algier 1500 in Thätigkeit, ähnlich in französischen, italienischen und — wenn ich nicht irre — in deutschen Fabriken; aber die Hija de Cabannas y Carvajal bearbeitet ausschließlich auserlesene Rollen des allerfeinsten Tabaks, während jene nur untergeordnete Sorten und Ausschuß zur Verwendung haben.

Wir wandeln durch die hohen, weiten Räume, deren Decken alle aus Cedernholz bestehen, und schauen uns gemächlich das allmähliche Entstehen einer Cigarre an. Da werden ungeheure Ballen und Bündel Tabaks, die direct aus den Plantagen kommen, herbeigeschleppt und sogleich von einer Schar Negerweiber gewogen und aufgestapelt. In einem anderen Raume werden die Blätter gereinigt, ausgelesen und sortirt — die besten zu Deckblättern zurückgelegt, die geringeren für die Füllung der Cigarren, oder „las tripas" wie die Cubaner sagen, aufbewahrt. Doch wir wollen nicht die verschiedenen Processe der Cigarrenentstehung weiter beschreiben; nur das wollen wir erwähnen, daß dieser Gang durch Cabannas Fabrik uns von einem abgeschmackten Irrthum über dieselbe heilte. Allgemein verbreitet ist bekanntlich das Gerücht, daß die Art und Weise, in der der Tabak gerollt und geformt wird von weiblichen Sklaven, eine ganz abscheuliche sei. Nun mag es sein, daß in Havanna kleine Fabrikanten leben, die zwei bis drei Sklaven oder Sklavinnen beschäftigen, welche ihre Arbeit auf eine rohe, schmutzige Weise treiben; aber in der Hija de Cabannas y Carvajal haben wir nur die scrupulöseste Reinlichkeit, ja — Zartheit bewundern können, womit jede einzelne Phase in der Cigarrenfabrikation geleitet wird. In einem ungemein sauberen und ordentlichen, luftigen Gemache sitzen die Arbeiter und machen die Cigarren allerdings mit ihren Fingern, aber ohne sie auf den

Knieen zu reiben, wie irrthümlich erzählt wird. Jeder Arbeiter hat sein Pult vor sich, darauf liegen seine scharfen Werkzeuge und sein Gummitopf, um die Spitzen zu befestigen; neben ihm steht ein Korb mit den sortirten Tabaksblättern. Uebrigens werden nicht alle Cigarren von schwarzen Sklaven gemacht; die feinern, die Cabannas, die Napoleones, die Espaniales und Regalias werden ausschließlich von weißen Creolen angefertigt, die je nach der Zahl Cigarren, welche sie geliefert, bezahlt werden und oft eine sehr bedeutende Wocheneinnahme haben.

Ehe wir die Fabrik verließen, warfen wir einen Blick auf die Namen- und Preisliste*) der vornehmsten Cabannacigarren. Was wird der Raucher einer 30 Thaler „echten" Havannacigarre sagen, wenn er folgende Zahlen liest: Napoleones di lujo, 300 Dollars, Regalias Chicas, 255 Dollars, Embajadores flor fina, 120 Dollars, Imperiales, 130 Dollars; Esparteros, 100 Dollars, Conchas, 80 Dollars, Comme-il-fauts, 70 Dollars, Londres flor fina, 55 Dollars, Principes, 50 Dollars ꝛc. ꝛc., alle pro Mille und in Goldwährung. Natürlich gibt es unter der Legion verschiedenartiger Cigarren (deren Nomenclatur nach der der Birnen, Tulpen und Rennpferde die reichste ist und oft sehr komische Namen enthält wie z. B. „Los dos Hermanos" (die 2 Brüder), „Consuelos," „Flour de Marie," „Jo soy un angel" (ich bin ein Engel ꝛc.) auch billigere, die aber — wirklich nach Europa exportirt und dort versteuert — doch immer theuer genug sind.

Abends in unser Hotel zurückgekehrt, waren wir nicht wenig überrascht, als wir dort ein elegantes Glaskästchen mit unserer Adresse fanden. Die Sendung war eine Aufmerksamkeit des Sennor Anselmo und enthielt hundert der unter den Namen „Execionales" bekannten und berühmten Elitecigarren, die in England eine halbe Krone (25 Sgr.) das Stück kosten und nur fabricirt werden, um gekrönten Häuptern oder — Touristen als Ehrengabe präsentirt zu werden. Es sind vollkommen zusammengerollte Stöcke von Tabaksblättern, von mathematischer Symmetrie, ohne eine Spur der Zusammensetzung, ohne eine Ader oder ein Bläschen — an dem breiten Ende rund und glatt, an dem schmalen scharf abgestumpft — ein wahres Meisterstück der Fabrikation. Und doch haben sie einen großen Fehler für den echten Raucher; sie sind — zu leicht, zu mild von Geschmack. Indes sei dem wie ihm wolle, wir ließen sie uns gut schmecken.

Wie ist es aber möglich, wird unser lesender und rauchender Freund fragen, daß so viele billige importirte Havannacigarren auf den Markt kommen, die sich doch durch Originalkisten und Originalfirmen als echt erweisen? Darüber noch zum Schluß ein kurzes Wort, das unseren Eingang bestätigen und dem Consumenten der 3 Pfennigcigarre die Illusion lassen soll, daß er — trotz alledem und alledem Cigarren raucht, die von Havanna herkommen.

Wenn man einem Spanier eine Cigarre anbietet, — nicht damit er sie rauche, sondern sie kritisire — so wird er ein scharfes Federmesser hervorholen und sie diagonal durchschneiden. Dann wird er ein starkes Vergrößerungsglas nehmen und damit „las tripas", die Einlage, prüfen, und danach die genaue Kategorie der Vegetation feststellen, zu der die Cigarre gehört, ferner ob sie von der Insel Cuba selbst herstamme, oder von Hayti, oder von Virginia, oder von Maryland, oder vielleicht auch — von dem Süden und Osten Europas. Hörst du es, Havannacigarrenraucher? Ja, es ist Thatsache, daß gewaltige Quantitäten ungarischen, österreichischen und sardinischen Tabaks die Reise nach Cuba machen und von dort zu uns als echte Havannas erster Sorte zurückkehren. In drei Klassen kann man sämmtliche von Cuba nach Europa importirte Cigarren eintheilen: erstens, echte Havannas verschiedener Qualität, aus dortigem Tabak dort fabricirt; zweitens, Cigarren, deren Einlage aus nordamerikanischem oder europäischem Tabak besteht, der importirt ist, aber mit einer Decke von Havannablättern; drittens — Cigarren fix und fertig nach Havanna importirt aus Europa, meist aus Bremen und der Schweiz, und wieder exportirt nach Europa. Eine genaue Prüfung der „las tripas" kann endlich auch zu der noch schmerzlicheren Entdeckung führen, daß die Cigarre — gar keinen Tabak enthält außer dem Deckblatt, wie denn aus den englischen officiellen Berichten vielfach hervorgeht, daß die Fälschung in diesem Artikel in Großbritannien ungeheure Dimensionen erreicht hat, auch die Handelsmarken, die gedruckten Etiquetten werden denen der vornehmsten Häuser Havannas täuschend ähnlich nachgemacht, um dem Betruge die Krone aufzusetzen. Und bei uns ist es nicht viel besser. Was sagst du dazu, lieber Leser? wie schmeckt dir jetzt deine Havannacigarre? Ch. D.

Ein neuer Stein zur deutschen Weibertreue.

Tiefe, schmerzliche Wunden hat der vorjährige Krieg geschlagen, aber nicht minder ist er reich gewesen an Zügen edler, menschlicher Hingabe und Aufopferung. Zahlreiche Thatsachen von großartigstem Umfange sind dafür Zeugniß. Neben denjenigen aber, die in die große Oeffentlichkeit gedrungen, tauchen hie und da rührende Züge auf, die, im Verborgenen geschehen, uns um so tiefer ergreifen. Hätte wohl ohne den Krieg die altberühmte Treue des deutschen Weibes sich so bewähren können, wie sie es nach dem Friedensschlusse unlängst in Wittenberg gethan hat?

Wie so manches Mädchen, hatte eine arme Nähterin jener Stadt ihren Verlobten mit schwerem Herzen in den Kampf ziehen sehen, und noch mehr mochte sie erbangen, als sie die ersten Nachrichten von den siegreichen, aber blutigen Schlachtfeldern Böhmens empfing. Lange ungewiß über das Schicksal ihres Bräutigams, erhält sie endlich Kunde, aber welch eine Kunde! Der Unglückliche, ein Sergeant vom 67. Infanterieregiment, der sich stets wacker im Frieden und sehr tapfer in der Schlacht gehalten, ist allerdings nicht todt auf der Wahlstatt geblieben, aber entsetzlicher hat ihn das feindliche Geschoß getroffen . . . er ist der dritte unter denen, die in der Schlacht von Königgrätz beider Augen Licht eingebüßt haben. Er kehrt in seine Garnison zurück, ein Blinder, — er kann sie nicht wiedersehen, die ihm so theuer gewesen — in hochherziger Selbstverleugnung gibt er ihr das Wort des Verlöbnisses zurück. Was wird sie thun? Ohne einen Augenblick zu zögern, ohne durch den Anblick des verstümmelten Mannes in ihrem Entschlusse wankend gemacht zu werden, erklärt sie, sein Opfer nicht annehmen zu können und zu wollen; jetzt bedürfe er ihrer erst recht, jetzt gehöre sie ihm mehr als je an. Er muß nachgeben, und er gibt gerne nach — kurze Zeit darauf stehen sie am Altare und empfangen zum ehelichen Bunde den Segen der Kirche.

Der Name des treuen Mädchens ist uns unbekannt — jetzt trägt sie den des tapferen Sergeanten Weber, dessen Lebensgefährtin sie unter so seltenen Umständen geworden ist.

Das Loos des jungen Ehepaares, das keine Hilfsquellen hat, als die, welche die Hände der Frau schaffen, zu erleichtern, wird gewiß manchem unserer Leser Freude machen. Mehrere Herren in Wittenberg, namentlich Herr Senator Gerischer und Staatsanwalt Lanz haben sich bereit erklärt, Liebesgaben für diesen Zweck in Empfang zu nehmen. R. K.

*) Vom Jahre 1864.

Briefkasten.

Was für naiv glückliche Leute es doch in der Welt gibt! Da hat einer unserer Correspondenten, J. W., der noch dazu unweit Mainz wohnt, jetzt erst No. 39 unseres vorigen Jahrganges in die Hände bekommen, da er in seinem Lesevereine das Daheim immer gerade „acht Monate nach seiner Ausgabe" erhält, und er begehrt deshalb (?) noch den Preis für die Lösung unseres damaligen Rebus, den er überdem richtiger als wir gelöst zu haben behauptet. Wir bedauern aufrichtig, daß unser „Gerechtigkeitssinn" nicht so groß ist, als er erwartet hat, und daß wir weder so verschwenderisch noch so freigebig sind, sein Verlangen nach dem 1. Bande des Daheim erfüllen zu können. — Hrn. Th. P. in R. Wenn Sie es selbst erkennen, daß Ihre Verse „mittelmäßig", Ihre Kenntnisse „oberflächlich und gering" sind, so lassen Sie doch das Dichten, und lernen Sie erst etwas recht Tüchtiges, ehe Sie „der Menschheit zu nützen" anfangen. Weiteres kann Ihnen auch „die Krone aller heutigen Unterhaltungsblätter" nicht rathen. — C. B. in K. i/P. Vielen Dank für Ihre Mittheilung. Wenn wir aber derartige Plagiate moniren wollten, würden wir nie fertig werden. In der Weise leben gar viele Blätter von dem Abhube unserer Tafel. — A. M. in L. Ein gutes Porträt und ein interessantes Lebensbild des kürzlich verstorbenen Friedr. Kohlrausch finden Sie in dessen eigenen „Erinnerungen aus meinem Leben" (Hannover, Hahnsche Hofbuchhandlung). — Hrn. F. Bs. in M. Ihre Bemerkungen haben gewiß ihre Berechtigung; wir meinen, in No. 22 werden Sie wohl gefunden haben, was Sie wünschen. — Dr. L. W. in B. Abgelehnt. — S. S. in Gr. Abgelehnt. — M. v. T. in Gr. R. Nicht verwendbar. — F. W. in R. im Elsaß. Gedichte zurücksenden? Das ist beim besten Willen unmöglich. — Fr. v. S. in D. Henriette Webers Herbstblumen sind längst in zweiter Auflage erschienen, und können auch durch uns bezogen werden. — Abonnent B. Ist doch gar zu gelehrt für uns. — F. K. in R. Ein Werk von Camphausen über den vorjährigen Feldzug ist bisher nicht herausgekommen. — R. H. in M. Ihre Philippika ist in unsere „Curiosensammlung" gewandert. Hat uns in der That sehr ergötzt. — J. O. in K a/R. Können leider nicht dienen. — A. L. in Dresden. Die beste weitere Orientierung über Autographen und ihre Preise werden Sie in den von der Buchhandlung Otto August Schulz in Leipzig herausgegebenen Antiquar-Katalogen finden, nach denen Sie auch etwaige nebensächliche Preisungenauigkeiten des Beitrages: „Die Börse der Unsterblichen" (III. Jahrg. No. 19) berichtigen mögen. Erwähnen wollen wir noch, daß bis jetzt nur die zweite und dritte Trenck'sche Bibel aufgefunden ist (letztere durch Zufall, nicht aus Auftrag des Königs Johann von Sachsen), während über den Verbleib der ersten noch ein geheimnißvolles Dunkel schwebt. — Hrn. F. K. M. in B. Allerdings ist auch die Redaktion des Daheim im Besitze zahlreicher und sehr interessanter Autographen, die sie aber zu hoch schätzt, als daß sie dieselben jemals veräußern könnte. — Hrn. K. in St. Natürlich werden auch die süddeutschen Aerzte in unserer neulich eröffneten Galerie „deutscher Aerzte" Aufnahme finden. Schon eine der nächsten Nummern wird das Porträt und die Lebensskizze eines der hervorragendsten enthalten. — J. F. in H. Die plattdeutsche Uebersetzung des Goethe'schen Gedichtes ist nicht übel, eignet sich aber nicht für uns. Mit Interesse haben wir Ihre anderen Mittheilungen gelesen, namentlich die recht gelungene lateinische Uebersetzung von Bürgers Lenore. — H. S. No. 302. Weimar. Ihr jugendlicher Enthusiasmus hat uns ergötzt und erfreut. Der II. Jahrg. des Daheim ist leider ganz vergriffen, und der einzige Weg, noch ein Exemplar zu erhalten, wäre, ihn durch eine antiquarische Handlung suchen zu lassen; dagegen können Sie den 1. Jahrgang noch in allen Buchhandlungen, auch durch uns direkt beziehen.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen ferner ein*):

Professor Dr. Rückert in Jena (Jahresbeitrag) Thlr. 50. — Frau Baronin von Patow-Mallauchen in Calau Thlr. 5. — Velhagen & Klasing in Bielefeld (Jahresbeitrag) Thlr. 10. — L. K. in Waldenburg (Jahresbeitrag) Thlr. 10. — J. v. S. Thlr. 5. — T. C. in R. Thlr. 5. — Brüggemann in Schöttmar Thlr. 2. 21¼ Gr. — G. v. Cr. Thlr. 5. — Einige Rectoratsschüler in Unna — 15 Gr. — Drei Freiwillige der Mainarmee, Division Goeben Thlr. 15. — Professor H. in B. Thlr. 3. — Gepäckträger Langert in Dortmund Thlr. 1. — Förster Müller, Forsthaus Glashütte in Wiesenburg Thlr. 1. — A. H. in Bielefeld Thlr. 2. — Abonnentin aus Dresden Thlr. 5. — Von einem deutschen Oesterreicher Thlr. 3. 10 Gr. — Pfarrhaus zu Roga bei Friedland in Mecklenburg-Strelitz Thlr. 5. — Superintendent Fulda in Bieze bei Magdeburg (Jahresbeitrag) Thlr. 10. — F. A. E. Thlr. 5. — H. R. in E. im Hannoverschen Thlr. 2. — Loewenthal in Jaffa 15 Gr. — Frau Agnes Kayser-Langerhauß in Naumburg Thlr. 5. — D. L. U. Thlr. 2. — Selma Günther in Ronneburg Thlr. 1. — v. L. in Honningen für die Rettungsboote zurückgelegte 240 halbe Silbergroschen Thlr. 4. — Betrag unserer vorigen Quittung: Thlr. 3186. 7¼ Gr. **In Summa: Thlr. 3344. 8½ Gr.**

*) Vergl. No. 52 des II. Jahrganges.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 23. März 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 №. 25.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Die aus dem Rohre entsendete Kugel pfiff dicht an Delvens Haupte vorüber, und das Pferd aus dem Gasthofe „zum Bären" ward über den ungewohnten Ton dergestalt erschreckt, daß es, ohne sich zu besinnen, mit heftigem Sprunge den Abhang hinunter und in das Wasser setzte. Delven, des Reitens nicht allzusehr kundig, rutschte in dem Sattel vorwärts, ein krampfhaftes Umklammern der Mähne machte ihn fest, die Flut des Grabens spritzte um sein Haupt und er hörte die Verfolger laut rufen; auch schickten sie sich an, langsam in den Graben zu kommen. Delven sah ein, daß die Gefahr für ihn eine große war, mindestens standen seine Errungenschaften auf dem Spiele. Er stieß deshalb dem Pferde die Sporen in die Flanken und hatte die Freude zu gewahren, daß die Stute ohne lange zu zaudern sich mit kraftvollen Sprüngen durch das Wasser brachte, drüben mit einigen Sätzen das Ufer gewann und dann wieder scharf die Landstraße hinuntertrabte. Die Verfolger hatten jedoch eine Taktik eingeschlagen, die dem Secretär verderblich werden mußte. Sie theilten ihre Kräfte genau ein. Wenn der eine verfolgte, so hielt der andere sein Pferd in kurzem, nicht allzu scharfen Trabe, hielt der erste dann mit Galoppiren inne, so begann der zweite. Auf diese Weise konnte Delven, dessen Pferd zusehends matter wurde, ihnen nicht entgehen. Schon tauchten die Häuser und Thürme von Potsdam empor, das breite Havelbecken leuchtete wie ein Silberspiegel aus der Ferne herüber, und die Gegend ward lebhafter, bewohnter. Delven begann wieder Muth zu schöpfen, aber der Bursche mit dem geschwärzten Gesichte war nicht mehr fern von ihm — wenn der Secretär auch Muth genug besaß, die Faust eines Banditen war jedenfalls sicherer und ihm an Kraft überlegen, er hatte außerdem zwei gegen sich und zwei Kerle, die nicht zauderten, wenn es galt, dem Verfolgten das Lebenslicht auszublasen, das hatte ihm der scharfe Schuß bewiesen. Jetzt endlich liegen die letzten oder die ersten Gebüsche des großen Schloßparkes vor ihm, von denen heute noch die Ueberbleibsel als Lustgarten vorhanden sind — hinter diesem Walde liegt das Schloß — er kann die Dächer sehen, und wenn es ihm gelingt, hineinzukommen in den Park, wenn er ein menschliches Wesen wittert, das ihm Hilfe leisten kann, dann hat er gewonnen Spiel. „Steht — haltet Eure Mähre an," ruft es hinter ihm. „Steht — halt, sag' ich, oder ich schieße wieder." Delven treibt sein Pferd zur rasendsten Eile, er muß zu Danckelmann, bevor die Feinde desselben ihr Spiel verbergen, ihre neuen Fäden ziehen können. Schon nimmt ihn die Parkmauer auf. „Es ist kurfürstlicher Grund," ruft er, sich im Sattel wendend, „hütet Euch." Der Feind ist ihm nahe genug, und er vermag das Weiße in den Augen zu erkennen. „Ich scheere mich den Teufel um den Grund und Boden des Kurfürsten — ich will Dich," ruft der Schwarze und hebt sein Pistol — wieder fällt ein Schuß, und die Stute bäumt sich hoch auf, sie ist offenbar getroffen, denn wie rasend beginnt sie zu galoppiren, der Verfolger setzt sich ebenfalls in Galopp, aber der Secretär glaubt nun jedes Mittel ergreifen zu dürfen, er wendet sich im Sattel, und sein Pistol abfeuernd gegen den Feind überläßt er das Pferd dem tollen Galoppe. Die Stute fliegt durch den Park, kaum vermag Delven sie an den Bäumen vorüberzulenken, fast droht sie sich das Haupt zu zerschmettern, der Secretär blickt hinter sich — kein Feind ist mehr zu sehen, die Gebäude des Schlosses liegen vor dem Reiter, die Gitter des Hinterhofes sind erreicht — Menschen kommen ihm entgegen. — „Wo ist der Kammerrath, Herr von Danckelmann?" stöhnt der Reiter und sinkt ohnmächtig aus dem Sattel, während das Pferd unter ihm blutend zusammenbricht. — Drunten im Parke schleicht der schwarze Karl durch die Büsche, auf dem Hauptwege liegt sein Pferd ächzend und stöhnend, die Kugel aus Delvens Pistol hat ihm die Kniescheibe zerschmettert.

— — — — — — — — — — — —

Der Kurfürst war aus dem Saale gegangen und hatte hier vor der Thüre die Räthe Seydel und Friedbert getroffen. Sie waren in großer Aufregung. „Was gibt es?" fragte der Kurfürst. „Er ist da, gnädigster Herr," sagte Seydel, „und da wir Euer kurfürstlichen Gnaden Befehl hatten, keine Minute zu zögern, wenn der Erwartete eingetroffen ist, so melden wir sofort dessen Ankunft." — „Ach — es

ist gut — es ist trefflich — wo ist Danckelmann?" rief der Kurfürst. „Der Herr Kammerrath wartet mit dem Angekommenen in dem kleinen Cabinette des hochseligen Herrn auf Euer kurfürstliche Gnaden." Ohne zu zaudern eilte der Kurfürst mit den beiden Räthen vorwärts. Er war genau mit der Localität vertraut und stand bald vor der Thüre des ihm von Seydel bezeichneten Gemaches; mit schneller Bewegung öffnete er die Thüre, und ein lauter Freudenruf entfuhr seiner Brust. In der Mitte des Zimmers stand Danckelmann neben einem Fremden. Dieser war von hohem Wuchse, hatte ein sehr edles und kluges Gesicht, blitzende und doch sanfte Augen. Er trug ein zimmetbraunes Wamms mit gelben Messingknöpfen auf allen Nähten und an den Taschen übersäet, hohe Reitstiefel und einen schweren Degen an breitem Gehenk. „Ihr seid es also wirklich" — rief Friedrich. „Noch kann ich kaum an so eine angenehme Wirklichkeit glauben. Mein Bruder Wilhelm ist wohlauf? — wir wollen gemeinschaftlich berathen — schnell — ich muß Eure Sendung — Eure Botschaft vernehmen, ehe es in die Oeffentlichkeit gelangt." — „Gnädigster Herr," sagte der Fremde, „ich bin mit allem versehen, die Vollmacht, welche ich mitbringe, lautet auf „Unbeschränktheit," wir werden schnell einig sein und ich bin glücklich darüber, denn es gilt zu eilen." Der Kurfürst schob die Riegel vor die Thüre des Zimmers, Danckelmann brachte Stühle herbei, und die Unterhandlung mit dem Fremden begann. Seydel figurirte als Protocollführer, Friedbert stand an der Thüre, um zu wachen. — — — — — — — — — —

Unterdessen war im Saale die Vorlesung, die Trauercantate weiter gegangen, die Versammlung hatte die Rückkehr des Kurfürsten vergeblich erwartet; jedenfalls hinderte ihn ein großes Ereigniß; da er durch einen seiner Kammerherren den Befehl ertheilt hatte, fortzufahren und auf seine Person nicht zu warten, ging alles seinen ruhigen Gang bis zum Schlusse. Jetzt aber strömten die Feinde des Kammerrathes in dem Mittelgange zusammen, wie ein Bergstrom brausten die Verwünschungen gegen ihn, das Ereigniß ward besprochen, erläutert. Dequede erhitzte sich und die anderen, Wittgenstein schürte das Feuer, Münchhausen nahm keine Rücksicht auf Ort und Zeit, sondern erklärte laut, daß der Kammerrath fallen müsse; vergebens suchten einige der Besonnenen den Ausbruch zu verhüten — es war vergeblich, und als Herr von Dequede rief: „Wohlan, wer die Bahn frei machen will, der folge mir," traten die meisten der jüngeren Cavaliere auf seine Seite, umringten ihn, und dann eilte der ganze Trupp aus dem Saale; an der Spitze des Zuges, neben Dequede ging der Freiherr von Kolbe. Man suchte Danckelmann. „Es wird heute ein großes Rencontre geben," sagte der alte Herr von Printzen zu dem Freiherrn von Tettau. „Was ist denn nur vorgefallen?" sagte dieser. „Je ne sais pas — aber ich glaube, sie wollen Monsieur Danckelmann zu Leibe, der ihnen im Wege steht und sie durch Insolence beleidigt hat." — „Diese jungen Herren sind toll," sagte Tettau. „Sie werden sich an des Kurfürsten Willen die Köpfe einrennen. Danckelmann kann kein Günstling stürzen — er müßte denn Frauenkleider tragen." Die Schar der Wüthenden hatte schon einige Corridore durchstreift, ohne den Rath gefunden zu haben. Endlich vermochte ein Kammerdiener bestimmte Nachricht zu geben. Der Rath befand sich im Cabinette mit Seiner kurfürstlichen Gnaden. „Es ist eine schlimme Zeit," sagte Kolbe, „wir müssen eine günstigere wählen, meine Herren." — „Nichts da," eiferte Dequede, „jetzt oder nie. Wenn der Kurfürst neben ihm steht, so klagen wir den Kammerrath nur an — tritt er allein uns gegenüber, dann bringe ich ihm meine Herausforderung entgegen."

Sie stellten sich in einiger Entfernung von der Thüre zum Cabinette auf, welche jetzt von zwei Trabanten bewacht wurde. Aus dieser Thüre mußte der Mann kommen, dessen Sturz heute eine Thatsache werden, von dessen Tyrannei der junge Hof befreit werden sollte.

— — — — — — ● — — —

„Also am zwanzigsten Tage des Junimondes," sagte der Kurfürst aufstehend, „treffen wir uns. Sagt meinem erlauchten Bruder, daß ich mich innig freue, mit ihm vereint zu wirken zum Heile der guten Sache, sagt ihm, daß auch hier in meiner Hauptstadt allerlei Intriguen gesponnen werden, daß wir dem Erbfeinde, der sich einnisten will, auf der Spur sind." Der Fremde ergriff die Hand, welche der Kurfürst ihm reichte. „Mein gnädiger Gebieter und Freund wird diese Kunde mit hoher Genugthuung aufnehmen." — „Er kann es auch," sagte Danckelmann. „Neuntausend brandenburgische Soldaten aus der Schule des großen Kurfürsten und Schomberg als Generalissimus, damit läßt sich schon etwas Gutes ausrichten." — „Bist Du heute zufrieden, Eberhard?" sagte lachend der Kurfürst. „Du siehst bleich aus, die Ankunft unseres Freundes hat Dich so erregt." — „Nein — nein," rief Danckelmann. „Ich habe heute wieder eine neue Niederlage erlitten, ich bin aufs neue beschimpft, entehrt worden." — „Gestatten, Kurfürstliche Gnaden, daß ich mich empfehle," sagte der Fremde, „der Kammerrath hat mit Euer Gnaden allein zu sprechen. Morgen nehme ich die Unterzeichnung des Vertrages in Empfang." Der Kurfürst verabschiedete ihn durch eine Hinterthüre, dann kam er zurück. „Um des Himmels Willen, was ist denn schon wieder geschehen?" sagte er zu Danckelmann tretend. „Die Attaquen hören nicht auf." — „Was gibt es?" Danckelmann berichtete nun den Vorfall. Während der Schilderung desselben zitterte der Kammerrath so heftig, daß er sich setzen mußte; seine Hände vermochten nicht mehr den Hut zu halten, der ihm zu Boden fiel. „Während ich beschäftigt bin," fuhr er mit bebender Stimme fort, „für das Wohl des Landes, für Euer Durchlaucht zu arbeiten, während meine Nächte durch Sorgen und Mühsal zu den unruhigen werden, welche der Schlaf flieht, während meine Tage unter Arbeit dahinfließen, wagt es eine Rotte junger Abenteurer, sich gegen mich zu verschwören, mir einen Scandal zu bereiten, der mein Ansehen bei Hofe niederdrücken muß. Ich kenne sie alle, diese Herrchen, und an der Spitze derselben steht der Freiherr von Kolbe, Euer Durchlaucht Reisemarschall." Danckelmann lachte bitter. „Gemach Eberhardt — gemach," sagte der Kurfürst. „Es sind Leute aus guten Häusern, die Du angreifst. Sie sollen von mir ihren Verweis erhalten wegen des Attentates gegen Dein Wappen, aber sei Du auch duldsamer gegen die jungen Leute, die oft genug nur aus Muthwillen fehlen. Du verfeindest Dich ja mit dem ganzen Hofe," setzte er verdrießlich hinzu. „Ich weiß, daß ich in diesem Punkte Ew. Gnaden nicht genehm bin," sagte Danckelmann. „Aber ich ändere mein Wesen nicht. Ich werde die Feinde zermalmen können, ich werde ihr Treiben aufdecken. Jener Kolbe ist sicherlich ein Schleicher — er steht in Verbindung mit Leuten, die im Geheimen wühlen." — „Wo sind Deine Beweise? bringe sie!" rief der Kurfürst. „Hast Du sie bei der Hand? — nein. Kolbe ist ein feiner Cavalier, wie er an guten, glänzenden Höfen sein muß, deshalb zog ich ihn her, weiter soll er nichts bedeuten, aber verleumde ihn nicht. Du siehst zu schwarz, auch mit dem Pater Wolff hast Du Gespenster gesehen — was sollte da nicht alles geschehen? Jenes unheilvolle Testament fürchtetest Du in die Oeffentlichkeit kommen zu sehen, Du wußtest, daß es die Gemüther meines Volkes aufzuregen bestimmt sei. Nichts von alle dem ist bis jetzt geschehen, und ich bitte Dich, martere Deinen Kopf nicht mit solchen Dingen. Du hast Großes für mich und das Land gethan, hast heute einen Triumph errungen, indem Du das Bündniß zu Stande brachtest — was kümmert Dich das Geschrei einiger junger Cavaliere? sieh nicht schwarz — Deine Befürchtungen sind unnütz, Du hassest den Freiherrn Kolbe, aber weshalb eigentlich?" — „Weil ich ihn für einen schlimmen Gesellen halte, der sich so fest in Euer Durchlaucht Busen einnisten wird, daß er hier noch eine höchst verderbliche Rolle spielen kann — ich bin gewiß: Kolbe ist ein Verbündeter unserer Feinde, wenn er durch sie nur die Mittel erhält, sich in den Sattel zu schwingen." — „Wo sind Deine Beweise?" sagte kalt und ruhig der Kurfürst. „Ha — wenn ich sie hätte!" rief Danckelmann. „Sie schweben vor meinem Geiste, sie müssen zu finden sein — wenn ich sie hätte — ich wollte den Bringer fürstlich belohnen." —

In diesem Augenblicke klopfte man leise an die Hinterthüre des Cabinets. „Was ist da? — öffne," sagte der Kurfürst. Danckelmann öffnete. Auf der Schwelle erschien Biedekap bleich und zitternd, hinter ihm ein junger Mann, dessen Anzug mit Koth bespritzt war, dessen Haare wie Strähnen, von Schweiß und Schaum zusammengeklebt um das Haupt hingen; er vermochte sich nur mühsam zu halten. „Delven!" rief Danckelmann, den Zerzausten erblickend. „Er stürzte mit seinem verwundeten Pferde dicht vor dem Schloßgitter zusammen," meldete Biedekap, „und wollte sogleich zu dem Herrn Kammerrathe gebracht werden." — „Herein mit ihm!" rief Danckelmann.

Delven heranziehend, stieß Danckelmann Biedekap zurück und schlug heftig die Thüre zu. Der Secretär stand dem Kurfürsten gegenüber. „Setzt Euch, Mann — setzt Euch," — rief Friedrich, einen Sessel hinschiebend, auf den Delven auch ohne Umstände sich nieder-

ließ. „Ihr bringt sicher wichtige Nachricht, mein Freund," sagte Danckelmann. „Ich bringe sie," stammelte Delven — „hier liegt viel," fuhr er fort, auf seine Tasche deutend. „Verrath — Verrath." — „Ha — ich wußte es," rief Danckelmann triumphirend, „gewiß Kolbe!" — „Er selbst und der Pater Wolff." — „Ich wußte es." Der Kurfürst zuckte zusammen. „Ihr sprecht viel, junger Mensch," rief er. „Wer seid Ihr?" — „Mein Secretär," sagte Danckelmann. „Lassen Sie ihn sich erholen, dann hören wir." Delven holte Athem und sagte: „Ich bringe Wichtiges — man hat mich verfolgt, ich werde alles berichten — vorher aber eines: Gnade, Durchlauchtigster Herr, für zwei Freunde, die in diese schlimme Sache verwickelt sind. Sie haben sich bethören lassen, aber ich würde eher sterben, als sie verrathen, darum, wenn ich reden soll — Gnade für sie." „Sie ist ihnen bewilligt," sagte der Kurfürst ungeduldig. „Aber nun — was gibt es?" Delven erhob sich; Danckelmanns Augen richteten sich auf den Secretär, sein ganzes Wesen war in fieberhafter Spannung. Delven zog seinen Handschuh ab, fuhr mit der Hand in die Tasche seines Wammses und holte einige Blätter hervor, welche er auseinander breitete und sie dann dem Kurfürsten vorhaltend, sagte: „Kennen Euer kurfürstliche Gnaden dieses etwa?" Friedrich bebte zusammen. Er las die Ueberschrift der bedruckten Blätter. Er sah vor sich im Drucke eine Copie des berüchtigten, bisher so streng geheim gehaltenen Testamentes. Danckelmann verhehlte seinen Triumph nicht. „Ich hatte doch Recht," jubelte er. „Dieser Tag ist der beste in meinem Leben. Die Wölfe sind in der Grube." „Woher stammt dieser Druck?" fragte zitternd vor Unmuth der Kurfürst. „Gnädigster Herr, das ist eine lange Geschichte," sagte Delven. „Erzählt, beichtet alles — ich befehle es Euch!" sagte der Kurfürst. „Ich soll niemand schonen?" fragte Delven. — „Niemanden!" antwortete Friedrich. „Wohlan denn, gnädigster Herr, ich beginne."

— — — — — — — —

Die Versammlung draußen vor der Thüre des Cabinets wurde bereits ungeduldig. Schon hatte man im Hofe die Wagen auffahren, die Pferde und Sänften bereitstellen sehen, welche die Herren und Damen nach Berlin führen sollten; eine Unruhe, wie sie dem Aufbruche großer Gesellschaften und Versammlungen voranzugehen pflegt, machte sich bemerkbar. Noch immer blieb die Thüre des Cabinets hermetisch geschlossen, Danckelmann erschien nicht. Sollte er es vorziehen, dem Unwetter aus dem Wege zu gehen? er war nicht feig, er konnte auf seine Macht pochen — weshalb blieb er aus? Die jungen Herren wurden ungeduldig, bei einigen ließ der Zorn bereits nach, und Dequede fürchtete schon, seine Chancen zu verlieren, während Kolbe eifrig von diesem zu jenem ging, um die Freunde beisammen zu halten. Der Freiherr blickte so eben auf die entgegengesetzte Seite, als er in der Ferne am Ende des Corridors, der zum Cabinette des Kurfürsten führte, das geisterbleiche Gesicht Biedekaps gewahrte, der ihm ängstlich winkend allerlei Zeichen machte. Es war etwas geschehen — darüber waltete bei dem Freiherrn kein Zweifel mehr, siedend heiß schoß es ihm durch die Brust — hatte der Vorfall bei Ringwald seine Folgen geäußert? gewiß war es also. Der Freiherr wollte durch die ihn umgebenden Freunde zu Biedekap eilen, nur ein Paar Worte und er wußte, woran er war, aber als er sich dazu anschickte, rasselten die Riegel der Cabinetsthüre, die Flügel sprangen auf, die Trabanten stießen ihre Hellebarden gegen den Boden, und mit festem Tritte, hochaufgerichtet erschien Danckelmann vor dem Cabinet. Seine Augen musterten die Schar, welche er wider sein Erwarten, ohne nur eine Ahnung von ihrer Anwesenheit gehabt zu haben, hier vor dem Cabinet des Kurfürsten versammelt fand. Ein Blick auf die Zunächststehenden genügte ihm, um zu begreifen, daß wieder ein Angriff geschehen sollte; Danckelmann hatte seine Feinde erkannt, aber er besaß Waffen wider sie, und ein Lächeln furchtbarer Art, ein fast satanischer Zug umspielte seine Lippen. Eine kurze Pause schien zu genügen, um die Angreifer sich sammeln zu lassen, dann trat Dequede vor, verbeugte sich in einer Weise, die eher Hohn als Artigkeit ausdrückte und sagte: „Der Herr Kammerrath haben wohl eine Minute für uns?" — „Wenn Sie darum bitten, Messieurs, muß ich mir dieselbe abnöthigen, obwohl ich es ungern thue, meine Zeit ist kostbar," sagte Danckelmann. Die Versammelten machten unwillkürlich eine zornige Bewegung. „Wir *fordern* diese Minute," sagte Dequede, „Sie sind uns Rechenschaft schuldig über Ihr Benehmen von heute im Saale, Herr Kammerrath. Wir finden uns beleidigt durch Ihre schmachvolle Bemerkung, durch die Zumuthung, Ihnen einen Platz aufzuheben." — „Ich bin beleidigter als Sie, meine Herren," sagte Danckelmann ruhig, „denn es ist doch lange nicht so schlimm, wenn man den Platz für jemand aufhebt, als wenn man ihm denselben entwendet." Ein Schrei der Entrüstung schallte durch den Gang, die Schar der Edelleute machte einen Schritt vorwärts, als wollten sie alle auf Danckelmann stürzen. „Was macht Sie so wüthend, meine Herren?" rief der Rath mit schrecklichem Lachen, „Sie — die vom alten brandenburgischen Adel, können doch nicht ungehalten darüber sein, denn der meinen Platz raubte, war keiner von hiesigem Geschlechte, sondern ein Fremdling, der sich eindrängte, der sogenannte Kolbe von Wartenberg." Der Augenblick zum Handeln für den Freiherrn war gekommen, das fühlten mit ihm die Genossen. Keiner nahm deshalb für Kolbe das Wort, sondern alle traten zurück, als der Freiherr auf Danckelmann zuschritt. „Es ist das zweite Mal, Herr Kammerrath, daß ich fast bei derselben Gelegenheit von Ihnen tödtlich beleidigt werde," begann er, „das erste Mal mußte ich die Hilfe meiner Freunde anrufen, das Wort des gnädigen Herrn Kurfürsten entschied, denn ich war ein Fremdling, heute, mein Herr Rath, bin ich es nicht mehr. Ich bin zum Hofe des Kurfürsten gerechnet worden und ich werde mir eine Insulte nicht bieten lassen. Sie haben mich — gleichviel um was es sich handelt — des Diebstahls beschuldigt, wie soll ich diesen Schimpf abwaschen? in Ihrem Blute, mein Herr Rath — in Ihrem Blute. Hier steht eine Schar ehrenwerther Männer, sie sind Zeugen der Unbill, die ich von Ihnen erlitten, und ich frage in Gegenwart aller dieser Zeugen, welche Waffen Sie wählen wollen, Herr Kammerrath, denn ich fordere Sie zum Kampfe auf Leben und Tod heraus. Bestimmen Sie den Ort und die Waffen." — „Und sollten Sie glücklich im Kampfe gegen den Freiherrn Kolbe von Wartenberg sein," setzte Dequede hinzu, „so bin ich der Nächste, dem Sie vor die Klinge müssen." Danckelmann schwieg, auf seinem Gesichte zeichnete sich die höchste Ueberraschung, vermischt mit Hohn und Verachtung, ab. Er fuhr mit der Rechten unter seine brokatne Weste, kniff die Lippen aneinander und sagte dann: „Eine vollständige Verschwörung gegen mich. Ei, ei, meine Herren, ich muß Ihnen doch ein furchtbarer Gegenstand sein, daß so viele ausgezeichnete Männer sich zusammenthun, mir den Gnadenstoß zu geben — ich sehe zu meinem Erstaunen alle Altersklassen hier vereinigt, alle Grade sind vertreten. Ich soll die Waffen bestimmen? Ha, ha, ha! ich würde mich wahrlich gut ausnehmen auf dem Kampfplatze, der alte Danckelmann im Gefecht mit einem Kammerjunker — wahrlich ein lächerliches Schauspiel. Nein — Jedermann weiß, daß es mir nicht an Muth gebricht, wenn die Gefahr sich auch ringsum thürmt, ich habe aber einen noch viel größeren Muth, *den*: eine Genugthuung mit den Waffen in der Hand zu *verweigern* — ich verweigere sie, meine Herren, haben Sie gehört? pah! das wäre so ein Gaudium, dem verhaßten Danckelmann mit eins, zwei, drei das Lebenslicht durch einen richtig gezielten Schuß oder eine wohlangebrachte Terz oder Finte mit dem Degen auszublasen. — Nichts da! halten Sie es für maßlos, meinetwegen, aber ich sage: ich habe diesem Lande, meinem Fürsten gegenüber andere, höhere Verpflichtungen, das Leben Eberhard von Danckelmanns ist ein viel zu kostbares, als daß ich wagen dürfte, es dem Zufalle, dem Schwanken eines Pistolenlaufes oder einer Degenklinge preiszugeben — Sie können sich untereinander abwürgen, sei's drum! aber fünfzig solcher Leben wie die Ihrigen wiegen noch lange nicht das meinige auf." Diese übermäßig stolze Rede veranlaßte einen wahrhaften Tumult. Der Freiherr Kolbe, welcher anfangs in fast merklicher Weise gezittert hatte, nicht aus Feigheit, sondern weil er die Folgen der früheren Vorgänge fürchtete, schien nach dem Zurückweichen Danckelmanns vor dem Duelle seinen ganzen Muth wiedererhalten zu haben. „Neuer Hohn — neue Beleidigung," rief er. „Sie haben Recht, Herr Freiherr," begannen alle, „lassen Sie nicht ab." — „Die Waffen, Herr Kammerrath — oder Sie sind entehrt" — rief Kolbe, „die Waffen," Danckelmann hob sein Haupt stolz und langsam empor. „Herr Freiherr Kolbe von Wartenberg," sagte er ruhig, „hüten *Sie* sich vor allem, mich herauszufordern. Ich würde mich Ihren *dreisten* Angriffen gegenüber keiner Waffen, sondern höchstens eines Schildes bedienen, und ich glaube, daß das Zeichen auf diesem Schilde Sie ebenso muthlos, oder durch Ihre Erstarrung wehrlos machen würde, als es ehedem das Haupt der Medusa vermochte." Kolbes Körper durchbebte ein Zittern, aller Augen waren auf ihn gerichtet, er mußte wider seinen Willen vorwärts. „Was wollen Sie mit diesen geheimnißvollen

Andeutungen sagen?“ rief er, keck sich zu Danckelmann wendend. „Ich muß Sie dringend ersuchen, ich muß verlangen, daß Sie klar und offen reden. Ich bin es dem Kreise meiner Freunde schuldig, ich habe ein Recht, von Ihnen Aufklärung zu fordern, denn ich stehe im Dienste des Kurfürsten“. — — „Gerade deshalb,“ rief Danckelmann, „sollten Sie vorsichtig sein, und was den Kreis Ihrer Freunde anbetrifft, so würde mancher in demselben mit Ihnen zugleich in Furcht und Staunen gerathen.“ — „Versuchen Sie das! — Wagen Sie es doch! — Heran mit Ihrem Schilde!“ riefen die Unbesonnensten, den Kammerrath mit drohender Geberde umringend. — „Zurück!“ donnerte jetzt die Stimme Danckelmanns mit solcher Gewalt, daß die Dreisten unwillkürlich von ihm wichen. — „Was soll das im Schlosse Seiner kurfürstlichen Gnaden? wer wider mich etwas hat, klage bei dem Herrn — dann werde ich auftreten und sagen: Gnädigster Herr — dieser oder jener meiner Ankläger will mich beseitigen, weil ich seinem bösen Treiben im Wege bin. Es gibt eine Rotte hier,“ fuhr er mit erhöheter Stimme fort, „die im Finstern schleicht, die mit Feinden des Lichtes, des Thrones, der Religion zusammensteckt und aus dem Dunkel ihre Pfeile absendet. Dieser Rotte bin ich im Wege. Zucken Sie nur, Herr von Kolbe, machen Sie starre Augen — das ist der Schild, den ich Ihnen entgegenhalten werde. Kommen Sie doch auf den Kampfplatz, — ich erwarte Sie, bringen Sie aber als Secundanten ja den Herrn Grafen Wittgenstein, den wackern Metternich und als dritten — Ihren Freund, den verborgen umherschleichenden Pater Ludwig Wolff mit sich.“

Der Kreis, welcher den Kammerrath umringte, stob auseinander, die Häupter senkten sich, der Athem wurde gehört, kein Wort erwiderten die noch so eben heftig Schmähenden, und der Freiherr von Kolbe versuchte, sich mühsam auf den Beinen zu erhalten. — „Ha! — ha! Das war ein Schuß aus meinem Rohre,“ lachte Danckelmann boshaft. „Die Kugel sitzt. Geben Sie doch Ihre Kugel ab, Herr Freiherr, aber ich werde als Schutz gegen Ihren Treffer das hier anheften, und nun „Feuer!“ Er riß bei diesen Worten eines der von Ringwald gedruckten Testamentscopien hervor und hielt sie an seine Brust. „Kennen Sie das?“ fragte er. Der Freiherr taumelte. — „Warum so still, Herr von Kolbe — reden, handeln Sie doch.“ Die Nächsten hatten mit Staunen die Ueberschrift gelesen. „Sie sehen, ich weiß alles,“ fuhr Danckelmann fort, „Sie mögen nun gegen mich arbeiten, aber noch bin ich Ihnen überlegen. Während Sie in kleinlichen Intriguen gegen mich sich erschöpfen, habe ich gehandelt für das Wohl dieses Landes. Ich will Ihnen und diesen um Ihre Person gescharten Herren ein Wort ins Ohr raunen! Der Herr Pater Wolff eile, daß er Berlin auf den Rücken bekomme! Sagen Sie ihm, Herr Freiherr, sein Reich sei zu Ende. Die frommen Gewaltthaten gegen die lutherische Kirche seien macht- und nutzlos, niemals werde er hier mit den Seinen Fuß fassen. Drucken lassen solle er ja nichts mehr, denn der Henker würde seine Machwerke verbrennen, und damit er vollends einsehen lerne, daß ich, Eberhard von Danckelmann, hier zu Lande mehr vermag, als der Pater, theilen Sie ihm die Nachricht mit, daß er sein größtes Spiel verlor, weil so eben Herr Wilhelm von Bentinck, Gesandter des großen Wilhelm, Herzogs von Oranien, durch meine Vermittlung mit unserm gnädigsten Herrn Kurfürsten ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen hat zur Vernichtung der Feinde unseres Glaubens und unserer Freiheit. Das wird den Herrn Pater sehr erfreuen, und vielleicht macht er die Reise nach dem Rheine, nach Minden und Cleve mit, wohin des Kurfürsten Gnaden in nächster Woche gehen, um mit dem Herzoge von Oranien zusammenzutreffen. — — Nächste Woche also nach Cleve, Herr von Kolbe, Sie sind ja Reisemarschall oder so etwas Aehnliches. Ihre Waffen erwarte ich, — nur müßten es ehrliche sein und nicht solche, wie sie der hochwürdige Pater wählt, die von Leuten mit geschwärzten Gesichtern geführt werden und die ein bezahlter Strolch in Bewegung setzt, um Leute zu massacriren, welche mir die Arbeiten aus der Druckerei Ringwalds nach Potsdam bringen.“ Er lachte wieder und steckte die Blätter zu sich, dann rief er: „Platz gemacht, meine Herren, ich muß zum Kurfürsten!“

Ohne eine Bewegung gegen ihn zu wagen, machte die Schar eine Lücke, durch welche Danckelmann, ohne zu grüßen oder das Haupt zu wenden, schritt.

Als der unheimliche Mann verschwunden war, umringten die Freunde den todesbleichen Kolbe. „Oh — das ist ein Schlag!“ rief er außer sich. „Ich wußte es — der Abend des gestrigen Tages war verhängnißvoll.“ — „Aber erklären Sie uns, — was ist geschehen?“ riefen alle durcheinander.

„Fragen Sie nichts weiter,“ entgegnete Kolbe stammelnd, „es ist ein furchtbarer Schlag für uns alle, denn Danckelmann steht fester denn je.“ Er wankte aus dem Corridor, von der sehr niedergeschlagenen Versammlung begleitet, die bald nach allen Richtungen auseinanderstob. Kolbe blieb allein in dem schon halb im Dämmerlicht begrabenen Hofe stehen; eine Hand legte sich auf seine Schulter, als er aufblickte, gewahrte er Wittgenstein.

„Muth, Muth,“ sagte dieser leise, „wir müssen von neuem beginnen. Den größten Schlag hat bis jetzt der Pater erlitten, das Bündniß mit dem Oranier kommt zu Stande — es ist eine verlorene Partie — jener Fremde war der energische Bentinck — Bentinck und Danckelmann können viel zusammen arbeiten. Ihr aber, mein Freund, seid guten Muthes, ich habe schon früher gesagt: Danckelmann stürzt nur durch ein Weib — die Kräfte der Männer zerschellen an diesem Felsen, denn Gewalt bricht sich gegen Gewalt.“ — „Ein Weib?“ sagte Kolbe auffahrend. „Ja, ich wüßte eins, wäre das Weib an den Hof zu bringen, sie allein könnte ihn stürzen.“ — „Sie müssen alles aufbieten,“ sagte Wittgenstein. „Aber nur nicht den Kopf hängen lassen — Muth, Muth; und nun rüsten wir uns zur Reise nach Cleve.“

Die Schiffertochter.

Welch ein lustiges Leben auf dem grünen Rheinstrome! die Wellen glitzerten im Lichte der Sonne, die Kähne und Barken waren mit Fahnen, Wimpeln und leichten Stangen geziert, von deren Spitzen Blumensträuße herabnickten; die Fenster der Häuser, welche zunächst am Wasser lagen, prangten im Schmuck bunter Teppiche, die Thüren zierten Laubgewinde, und allerlei geputzte Menschen bewegten sich in den Gassen der Stadt Emmerich auf und nieder. Es waren die Bürger und Bürgerinnen des Ortes, die Insassen der Dörfer aus der Umgegend, welche letzteren gekommen waren, um an der Freude Theil zu nehmen, die seit einigen Tagen in die Stadt gezogen und daselbst eine bleibende Stätte gefunden zu haben schien. Unter den Bürgern tummelten sich Männer in glänzenden Kleidern, die nur durch eine schwarze Binde ein wenig ernster gemacht waren, einzelne Soldaten in stattlicher Uniform erregten die Bewunderung der Gaffer, und zuweilen staunte man über einen mächtigen Wagen, der durch die Straßen nach dem Thore fuhr und dessen Rosse reichgekleidete Kutscher lenkten. Heut gab es Freischießen und Wein — Abends sollte Tanz sein und all diesen Jubel verdankte man dem durchlauchtigen Kurfürsten von Brandenburg, Herrn Friedrich III, der zum Besuch nach Cleve gekommen war, um, wie es allgemein hieß, seinen Landen den neuen Herrscher zu zeigen. —

Von Cleve nach Emmerich war nur ein kurzer Weg und die Gelegenheit eine treffliche, denn unaufhörlich gingen die Schiffe den Rheinstrom hinauf, um Gäste vom Schlosse, wo das kurfürstliche Hoflager war, in die nächsten Orte zu führen.

Der Schiffer und Wirth Ricker hatte gute Zeit. Sein Fährhaus, zugleich Weinschank, konnte die Zahl der Gäste kaum fassen. Oben, unten, auf den Galerien, in dem kleinen Garten waren Tische, mit Krügen und Gläsern besetzt, aufgestellt. Diese Tische wurden nie leer von Gästen, die Krüge und Gläser gingen von Hand zu Hand.

Anfangs waren nur die Leute vom Hofgesinde dort in der Schenke zu finden. Sie ließen viel Geld draufgehen und brachten den staunenden Bürgern einen hohen Begriff von dem Glanze des Hofes bei, dem sie angehörten. Später aber fanden sich auch Cavaliere ein. Der Ruf von der Schönheit der Töchter Rickers hatte sie herbeigelockt; die süßesten Reden hatten die Mädchen gehört, sie wurden gebeten, an der Tafel zu sitzen, welche die Herren droben auf dem Altane des Fährhauses so prächtig und reich besetzt aufgestellt hatten — aber die schönen Kinder blieben nur selten in der Nähe all dieser Herren, sie ließen keinen die leiseste Gunstbezeugung genießen, und bald hieß es allgemein: die schönen Schiffertöchter seien wahre Ausbunde von Tugend. Das reizte noch weit mehr, die Cavaliere vernachlässigten ihren Dienst auf dem Schlosse zu Cleve und gingen, um die Mädchen zu begrüßen, hinauf nach Emmerich.

Der Abend senkte sich auf die Fluren. Die Sonnenkugel begann am Horizonte zu verschwinden, und in einem Meere goldener Wölkchen schwimmend strömte sie eine Flut von röthlichem Glanze



Victor von Bruns.

aus, die in schillernder Pracht über die Gegend dahinzog, Thürme, Wälder, Häuser und Fluren, die Wellen des Rheins und die vielen Menschen mit ihrem Lichte übergießend. Oben auf dem Altane des Fährhauses lehnte an dem laubumrankten Pfeiler des Balkons eine weibliche Gestalt. Es war Katharina Ricker. Ihre Blicke schweiften über den Fluß, der ein belebtes Bild, ein Bild voll Pracht, voll Zauber und Abwechslung bot. Hunderte von Fahrzeugen im bunten Gewirre schwankten durcheinander, fröhliches, oft ausgelassenes Jauchzen tönte aus diesem Gewimmel. Hier schwankte eine Barke, ein Angstruf der von ihr Getragenen schallte empor, durch lautes Gelächter anderer gestraft; hier tönten Guitarrenklänge, dort bliesen Trompeter ein Lied — am Ufer standen viele in Festtagskleidern, die sich anschickten, in die bereitgehaltenen Schiffe zu steigen; wieder erblickte man, schon in der Mitte des Flusses sich wiegend, ein großes Ruderboot mit flachem Decke, auf welchem einige zehn oder zwölf junge Leute in Cavalierstracht standen und Kußfinger nach dem Fährhause warfen. Es war aber nicht das Fährhaus, welches sie grüßten, sondern die schöne Katharina, die auf dem Balkon stand, war der Gegenstand dieser Huldigungen. Ein großes Mahl war beendet, die elegantesten Cavaliere des Hofes auf dem Clever Schlosse hatten heute bei Ricker gespeist, hatten dessen schöne Töchter gesehen, ihnen Huldigungen dargebracht — der Tag neigte sich zu Ende, und nun zog die ganze lustige, glänzende Gesellschaft heimwärts nach dem Schlosse, gefolgt von hunderten, die ihrem Treiben gelauscht hatten.

Katharine heftete ihre Augen auf dieses Gewimmel. Ein Seufzer entrang sich der Brust des Mädchens. Noch wenige Tage, und das heitere, glänzende Leben war vorüber, der Rhein wimmelte nicht mehr von Schiffchen, mit herrlich gekleideten Leuten besetzt, keine wallenden Federn, keine Spitzen und Demanten waren in der Schenke zu sehen, die Kaufleute, Studenten und jungen Landedelleute bildeten wieder den Umgang der schönen Katharina. Die Schiffertochter seufzte noch einmal. Ein Hurrahruf schreckte sie aus ihren Träumen. Er galt ihr, es war ein Lebehoch, welches die begeisterten Cavaliere beim Fortfahren der schönen Katharina brachten. Sie dankte unwillkürlich durch einen Gruß der Hand, und als sie diese Bewegung machte, fiel ihr Blick auf die Schwester Martha, welche leise zu ihr getreten war. „Du bist allein

hier oben?" fragte Martha. — „Ich mußte mich aus dem Getümmel zurückziehen," entgegnete Katharina. „Es war heut ein Lärmen und ein Spectakel, der die Sinne raubte." — „Es wird still um uns werden, wenn die Gäste fort sind," sagte Martha. — „Sehr still." — „Du bist heute gefeiert und bewundert worden, Katharina." — „Du nicht minder." — „Hm — es ist nur der Schimmer, der von Deiner Schönheit auf mich hinüberspielt." — „Sprich nicht also — ich würde Unrecht thun, wollte ich das zugeben. Du bist schön, Martha, in Deiner Einfachheit — ich wollte, Du könntest neben mir durchs Leben gehen, wir würden eine durch die andere gewinnen." — „Wer sagt uns, daß wir uns trennen müssen?" — Katharinas Augen irrten über den Fluß hinweg nach dem Werder, wo aus den Bäumen das Dach des Zwellerschen Hauses ragte. Mechanisch ging ihre Hand den Blicken nach, und die Finger streckten sich aus, auf das finstere Gebäude weisend, aus dessen Schornstein trotz des warmen Abends die dunkle Wolke eines schwelenden Rauches stieg, welcher den Glanz der untersinkenden Sonne trübte. „Von dort her kommt unsere Trennung," sagte sie. „Von dorther wird er kommen, der mich abholt aus diesem Hause — von Dir — von allem, ich kann Dich nicht in mein Leben ziehen — ich muß allein wandeln, mit ihm allein."

Martha schmiegte sich ängstlich an die Schwester. „So ist es wahr, was man von Dir gesagt, geschwatzt," flüsterte sie leise, „Du liebst den David von drüben?"

Katharina nickte leicht, und ein bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen. „Er hat mein Wort. Aber sage es niemandem. Sie würden mich sonst vor der Zeit verachten und es ist noch später Raum genug dafür." — „Du darfst nicht, Du kannst nicht," rief Martha. „Du, eine schöne, allgemein geliebte, von den höchsten Herren bewunderte Jungfrau, Du wolltest den Henkerssohn freien? Oh — wenn die Alten das erfahren. Denke Dir, welch ein Leben Du führen kannst. Du streckst nur Deine Finger aus, und zehn der Edelsten hast Du für Dich, Du bist geboren, in einem Schlosse zu wohnen, oder doch hier ein freundliches Haus zu gründen, nicht aber gemieden zu werden von Jedermann, weil das Handwerk des David Dir anklebt. Oh — liebe — liebe Katharina, Du hast das sicher längst bereut — ja, jetzt errathe ich alles, daher Deine Schwermuth, wenn alles fröhlich war, daher Deine Seufzer. Gib es auf, das unselige Gelöbniß — denke, daß du hundert der Edelsten, Besten, Schönsten wählen kannst."

(Schluß folgt.)

Deutsche Aerzte.

II. Der Sprachmeister von Tübingen.

Von Dr. E. Cosack.

Der Name der altehrwürdigen Universitätsstadt des Schwabenlandes ist in letzter Zeit so häufig im Zusammenhange mit einer so ärgerlichen Begebenheit in den öffentlichen Blättern genannt worden, daß, wer am Scandal keine Freude hat, beinahe geneigt sein könnte, zu denken: was kann denn aus diesem Nazareth Gutes kommen? Die verehrten Leser des Daheim mögen unbesorgt sein: wir beabsichtigen nichts Gehässiges in ihre friedlichen Kreise hineinzutragen. Nicht, wie mißliebige Rede durch meisterlose Kunstgriffe zum Schweigen gebracht wird, wollen wir erzählen, sondern vielmehr beschreiben, wie eine Meisterhand in Tübingen Schweigen in Sprechen verwandelt.

Wir kommen von Stuttgart her, nicht mit der, durch weite Umwege und äußerst zögernde Fahrt ermüdenden oberen Neckareisenbahn, sondern auf der alten geraden Landstraße, die bei gutem Gefährte der Zeit nach die Concurrenz mit jener ganz wohl verträgt. Lange vorher, ehe der rothschwarze Pfahl mit der sonderbaren Aufschrift: „Universitätsstadt Tübingen" es uns sagt, merken wir es an den Gruppen von Musensöhnen, die, landsmannschaftlich gesondert, aber unterschiedslos in der gleichen Farbe des jugendlichen Frohsinns, mit ihrem bellenden Gefolge (denn welcher Tübinger Studio hält nicht seinen Hund!) die Straße bedecken, daß die schwäbische Musenstadt nahe ist. Das in anmuthiger Waldesstille versteckte Kloster Bebenhausen, wo melancholischer Horengesang längst mit dem lustigen Burschenliede vertauscht ist, haben wir hinter uns. Lustnau liegt so lachend da, daß, wenn's nicht schon so hieße, seine Lage eine Aufforderung wäre, es mit solchem Namen zu benennen. Von Geschlecht zu Geschlecht hat es den Söhnen der Alma Eberhardina seinen Namen gerechtfertigt. Dort wendet sich der Weg; das enge Waldthal von Bebenhausen erweitert sich. Links zieht der grünmattige Osterberg seine leicht geschwungenen Linien, abschließend mit der stattlichen Stiftskirche, und über ihr das alte Schloß der Pfalzgrafen von Tübingen; rechts die steilere Waldhäuser Höhe. An sie lehnt sich dicht an der Straße ein ziemlich armseliges Spital aus älterer Zeit. „Gutleuthaus" ist die Ueberschrift über dem Eingang, ein dem Norddeutschen fremder Name, aber ein Name von wohlthuender, fast patriarchalischer Einfalt. Wie alte und neue Zeit, so verhält sich dies Gutleuthaus zu einem, ein tausend Schritt weiter am Fuß der Waldhäuser Höhe aufgeführten Gebäude, das, von Lustnau her schon sichtbar, aus Baumgruppen und Gartenanlagen über den ersten Häusern Tübingens merklich hervorragt, ohne architektonische Schönheit und Würde zwar, aber doch ansehnlich genug, um für mehr als ein Privathaus zu gelten. Es ist das zur Universität gehörige Krankenhaus, das in seinem ersten Stockwerk die chirurgische, und in dem zweiten die medicinische Klinik enthält. Ein Eckzimmer des ersten Stockwerks sieht mit den Fenstern der Morgenseite nach dem ein Paar hundert Schritte entfernten, näher der Straße zu liegenden Universitätsgebäude, oder, wie man hier zu Lande sagt, nach der Aula; auf der Abendseite gewährt es den Blick nach dem Tübinger Gottesacker. Dort also die Hallen, welche von früh bis spät wiedertönen von dem Worte der Weisheit, das aus dem beredten Munde geachteter Lehrer die studirende Jugend mit einem Eifer vernimmt, der nicht zur Gewohnheit aller Hochschulen gehört. Hier die Stätte der Ruhe, wo sie alle schweigend feiern, die ehedem noch so laut geredet, darunter auch Meister des Worts, auf deren noch heute unvergessene Rede und Lied Deutschland gehorcht; jetzt alle still, entgegenharrend der Posaune des Weltenrichters. Auf diese beiden Stätten, einander entgegengesetzt wie bewegte Rede und lautloses Schweigen, gewährt jenes Zimmer Aussicht, in das wir die Leser zu einem Besuche einladen. Und die Lage ist bezeichnend. Denn was dort vorgeht, entspricht ihr. Dort hält der merkwürdige Sprachlehrer, von dem hier erzählt werden soll, seine Schule, wo Schweigen in Reden verwandelt wird.

Dr. Victor v. Bruns, Professor der Medicin und Director der chirurgischen Klinik an der Universität Tübingen, von mehr als einem deutschen Fürsten durch Decorationen ausgezeichnet, der medicinischen Welt als Operateur, akademischer Lehrer und wissenschaftlicher Schriftsteller längst wohl bekannt, hat dort sein laryngoskopisches Cabinet.*)

An sich ist der Kehlkopf eine dem Auge unzugängliche Höhle, in welche bei einem lebenden Menschen hineinzusehen Jahrtausende hindurch keinem Sterblichen gelungen, kaum von einem versucht ist. Jetzt, da etwa seit zwei Jahrzehnten durch das einfache Mittel des Spiegels diese dem Auge an sich verborgene Höhle sichtbar gemacht worden, erregt es schier Verwunderung, daß menschlicher Scharfsinn nicht früher diesen Weg gefunden hat. Es ist eben das Ei des Columbus hier, wie auf tausend anderen Gebieten. Von früheren zweifelhaften Versuchen abgesehen, ist es der englische Arzt A. Warden, welcher im Jahre 1844 zuerst vermittelst eines künstlichen Leuchtapparats in das Innere des Kehlkopfes eines lebenden Menschen hineingeblickt hat. Zehn Jahre später führte ein Interesse zunächst nicht medicinischer, sondern musikalischer Art zu ähnlichen, wie es scheint, ganz selbstständigen, und von früheren unabhängigen Versuchen. Manuel Garcia, Gesanglehrer in London, aus einer musikalischen Virtuosenfamilie spanischer Abkunft, Bruder der berühmten Sängerin Viardot-Garcia, kam, getrieben von dem Verlangen, die geheimnißvollen Wege seiner Kunst, die Gesetze der Bildung des

*) Larynx ist der griechische Name für das Hauptorgan der Stimmbildung, den Kehlkopf, und Laryngoskopie mithin Kehlkopfbeobachtung.

wunderbarsten und einfachsten Toninstruments, der menschlichen Stimme, zu erforschen, durch Einstellung eines Spiegels in seine Mundhöhle, auf den er die von einem vorgehaltenen Spiegel aufgefangenen Sonnenstrahlen hinleitete, zur Beobachtung seines eigenen Kehlkopfes. Wiewohl diese Garciaschen Untersuchungen auch in arzneiwissenschaftlicher Hinsicht bedeutsam genug waren, um späterhin die medicinische Facultät der Universität Königsberg zur Verleihung der Doctorwürde an den Gesanglehrer honoris causa zu veranlassen, blieben sie dennoch mehrere Jahre hindurch auffallender Weise völlig unbeachtet, bis die Professoren Dr. Türck in Wien und Dr. Czermack in Krakau sie wieder aufnahmen, beziehungsweise durch Anwendung künstlicher Beleuchtung an Stelle des an Leuchtkraft zwar unübertrefflichen, aber in unseren nördlichen Zonen zu oft versagenden Sonnenlichtes weiterführten. Indessen diese nunmehr in den Bereich der Heilkunde eingeführte Laryngoskopie war doch nur der Anfang eines neuen Weges: es galt die laryngoskopischen Wahrnehmungen auch für die Heilkunde unmittelbar zu verwerthen, den für das Auge festgestellten Befund der Krankheitserscheinungen des Kehlkopfs auch zu einem Funde für die operirende Hand des Arztes zu machen. Es handelte sich um chirurgische Behandlung auf der Grundlage der Laryngoskopie.

Diesen Fortschritt vollzog, wenn wir absehen von einem ersten Anlauf, den der Physiolog Czermack (jetzt in Prag) machte, Professor Bruns in Tübingen. Ihm gebührt der unbestrittene Ruhm, wenn nicht der Entdecker dieses neuen Gebietes der Heilkunde, der laryngoskopischen Chirurgie, doch, so zu sagen, der Begründer und Anbauer der ersten Niederlassungen darauf zu sein. Mit dem Interesse des Chirurgen hatte der fleißige Mann die physiologisch-laryngoskopischen Wege Garcias, Czermacks und der anderen verfolgt. Ein besonderer Nachdruck und wirksamer Impuls wurde dem wissenschaftlichen Interesse noch von einer ganz anderen Seite gegeben. Wer sich nicht gewöhnt hat, menschliches Schaffen lediglich auf von außen stoßende Kräfte mechanisch zurückzuführen, oder hochmüthig aus selbsteigener Bewegung der schaffenden Individuen herzuleiten, legt wohl dem Umstande eine tiefere, providentielle Bedeutung bei, daß die Bruderliebe zur Hilfsmacht der laryngoskopischen Chirurgie in ihren ersten Anfängen aufgerufen wurde, in den Geburtswehen dieser medicinischen Disciplin ihre helfende, ans Licht fördernde Hand zu leihen.

Ein Bruder des Professor Bruns, königlicher Bibliothekbeamter in Berlin, hatte seit beinahe drei Jahren an einem hartnäckigen Halsübel gelitten, das trotz der mannichfaltigsten Heilversuche (von den gewöhnlichen Hausmitteln bis zu Bepinselungen des Schlundes mit Höllensteinauflösung, Einathmungen von gepulvertem Höllenstein, Trinkcur in Obersalzbrunn, Anwendung des Elektromagnetismus) in völlige Stimmlosigkeit ausgeartet war. Er suchte im Sommer 1861 bei dem Bruder in Tübingen dringend um Hilfe nach. Unter seinem Beistande war bereits ein Jahr vorher als Krankheitsursache das Vorhandensein eines abnormen Auswuchses, sogenannten Polypen, innerhalb der Höhle des Kehlkopfs erkannt und damit von jeder weiteren medicinischen Behandlung, als gänzlich erfolglos, Abstand genommen, da nur von einer directen Zerstörung oder Ausrottung des Polypen etwas zu erwarten stand. Diese vorzunehmen erschien aber so gewagt, das Unternehmen war so unerhört, die Mittel und Wege dazu lagen so ganz außer dem Bereich der Erfahrung, es war zuvor eine solche Menge von Erwägungen anzustellen, daß eben ein volles Jahr verstrich, ehe der brüderliche Arzt sich zum operativen Angriff entschloß. Schon der Zugang zu dem Polypen machte Schwierigkeiten aller Art. Vierwöchentliches Bemühen wurde erfordert, um vermittelst eines katheterähnlich gebogenen Drahtes eine erste Berührung des Polypen zu bewerkstelligen. Nach Verlauf von neuen vier Wochen gelangen die ersten Einschnitte mit einer zu diesem Behufe construirten Messerscheere. Der Kranke empfand von diesen Einschnitten nichts; um so empfindlicher war ihre Wirkung glücklicher Weise auf den Polypen, der innerhalb weniger Tage mit zahlreichen klaffenden Schnittwunden bedeckt, seines Ernährungsapparats beraubt, aus dem Zustande eines wuchernden Lebens zum zottigen Fetzen zusammenschrumpfte und bald völlig verschwand, während die Stimme rasch wiederkehrte, und vier Wochen nach den ersten blutigen Eingriffen die Sprache in vollster Freiheit und Reinheit vorhanden war. Es sind seitdem mehr als fünf Jahre vergangen, und diese volle Gesundheit der Stimme dauert — wir sprechen hier nach Ohren- und Augenzeugenschaft — bis auf den heutigen Tag ungetrübt fort. Dieser glückliche Erfolg hatte eine viel größere Bedeutung, als die zu Tage liegende, der Befreiung dieses einen gefesselten Larynx; er war im Princip eine Unterjochung der Laryngo-Polypenmacht.

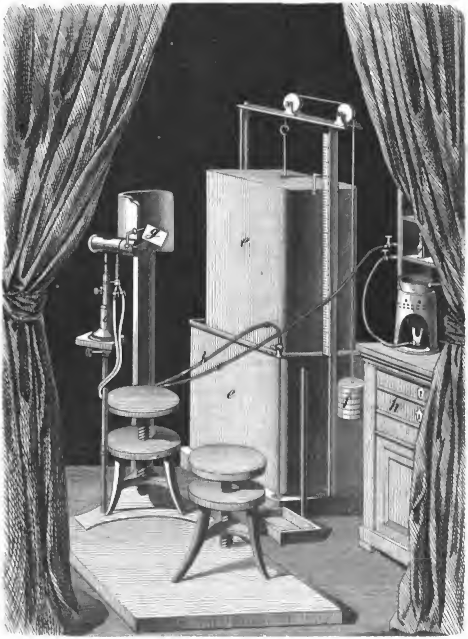
Professor Bruns hat diese erste Expedition des chirurgischen Messers in die Kehlkopfshöhle selbst ausführlich beschrieben in der Schrift: Die erste Ausrottung eines Polypen in der Kehlkopfshöhle durch Zerschneiden ohne blutige Eröffnung der Luftwege, nebst einer kurzen Anleitung zur Laryngoskopie. Mit 32 Abbildungen. Tübingen, 1862. Dazu ein Nachtrag. Tübingen, 1863. Das theoretische Urtheil über die neue merkwürdige Operation war zuerst etwas reservirt, fast kühl. In medicinischen Zeitungen wurde das Unternehmen als ein verwegenes bezeichnet, das keine Nachahmung verdiene, auch schwerlich finden werde, da die Veranlassung eine ganz einzelnstehende sei. Ganz anders war der praktische Erfolg. Auch auf anderen Gebieten zeigt es sich, daß nicht bloß Bedürfnisse Hilfe erwecken, was das Gewöhnliche, sondern daß je zuweilen auch eine neu gefundene Hilfe das entsprechende, bisher nur latente Bedürfniß erst hervorzurufen scheint. So war es hier. In kurzem fanden sich von nah und fern in Tübingen hilfesuchende Halsleidende ein, und das Laryngoskop zeigte mit erstaunlicher Deutlichkeit, daß leider Kehlkopfpolypen, oder ähnliche an den Stimmorganen wuchernde Schmarotzerbildungen nichts weniger als vereinzelte Raritäten seien. Prof. Bruns fand nur zu viel Gelegenheit, auch ohne die treibende Macht der leiblichen Bruderliebe, seiner ersten bewaffneten Expedition ins Land der Laryngo-Polypen andere folgen zu lassen. Die Erfahrungen, die er dabei machte, führten ihn auf die mannichfaltigsten Verbesserungen in der Angriffsweise, in der Beleuchtungsart der dunklen Höhle des Larynx, in der Construction der Operationswaffen. Denn wo wird wohl ein Krieg geführt, der nicht eine Reform der Bewaffnung und sonstige Reorganisation in seinem Gefolge hätte! Das Ergebniß seiner Erfahrungen legte Prof. Bruns in einer größeren Schrift: Die Laryngoskopie und die laryngoskopische Chirurgie. Nebst einem Atlas von 8 Tafeln. Tübingen, 1865, nieder, welche ihre nächsten Leser freilich unter den Männern der medicinischen Wissenschaft sucht, aber großentheils, namentlich in der ausführlichen Beschreibung von 17 Operationsfällen (S. 253—415) auch für Laien ausreichend verständlich, und bei lichtvoller, durch treffliche lithographische Abbildungen unterstützter Darstellung lehrreich genug ist. Leser mit persönlichem Interesse, die von eigenem oder ihrer Freunde und Angehörigen Halsleiden, anhaltender Heiserkeit oder Stimmlosigkeit beunruhigt sind, werden vielleicht mehr als Belehrung daraus schöpfen; manchem dürfte es folgenreichen Rath und einen Wink zur Hilfe und Genesung ertheilen. Doch wir lassen hier das lehrreiche Buch bei Seite, wie auch die übrige laryngoskopische Literatur, die sich daran reiht und beschränken unsere Mittheilungen lediglich auf Selbstgesehenes und Eigenerlebtes.

Es sei zunächst erlaubt, dem Leser das Bild des Mannes, dessen Wirksamkeit wir schildern, in kurzen Zügen vorzustellen.

Professor Bruns ist ein Mann von etwa 50 Jahren, von mittlerer Statur, eher den kleinen als den großen beizuzählen, rasch und leicht in seinen Bewegungen. Die festgeschlossenen Mundwinkel deuten auf Entschlossenheit, die, wo es Noth ist, auch etwas wagt, und auf Beharrlichkeit, die vor erreichtem Ziele so leicht nicht umkehrt. Die Züge seines Angesichtes prägen Geradheit und Offenheit aus; das lebhafte dunkle Auge verkündet Einsicht, und die hohe, mäßig gewölbte Stirn verräth, daß sie die Wiege eigener und originaler Gedanken und Entwürfe ist. Seine Rede, ohne eigentlich dialektische Färbung, doch so, daß man den Niedersachsen erkennt, (er ist seiner Geburt nach ein Braunschweiger, aus Helmstädt gebürtig) ist belebt, schlicht und athmet viel Wohlwollen und tiefe Menschenfreundlichkeit. Die Gesammterscheinung des Mannes bewegt sich in jener glücklichen Mitte zwischen olympischer Gravität mancher medicinischer Notabilitäten, aus welcher Hilfesuchende mehr im allgemeinen das Dasein geheimnißvoller ärztlicher Facultäten, als gerade eine Hoffnungsansicht für sich entnehmen, und zwischen der cordialen Nahbarkeit, die mit dem mystischen Nimbus eines Hohenpriesters vom Tempel Aesculaps auch die Vorstellung einer besonderen Facultät zerstört. Professor Bruns erweckt Vertrauen, weil er den Eindruck tiefer Wahrhaftigkeit macht, er erregt in dem Kranken keine stürmischen Hoffnungen und schreckt ihn doch nicht zurück, er gewährt ihm günstige Aussicht, und weiß ihn doch in heilsamer Sorge zu erhalten, so daß,

wenn der Kranke irgend danach ist, er sich für alle Fälle die Stütze noch auf einen anderen Helfer vorbehält. Vollkommen unterschiedslos ist sein ärztliches Verhalten zu den Leidenden in Beziehung auf ihre äußerliche Lebensstellung. Wir haben ihn denselben gefunden gegenüber Excellenzen aus der norddeutschen Metropole und armen Dienstboten vom Schwarzwald, denselben gegen Universitätsprofessoren und simple Schulmeister. Als besonders characteristisch möchten wir noch hervorheben: die sichtliche Freude, die ihm bei aller Mühseligkeit sein ärztliches Wirken selbst bereitet, und die freundliche, nach unserer Erfahrung nicht sehr gewöhnliche Bereitwilligkeit, seinen Patienten und deren Angehörigen, wie Laien überhaupt, so viel als möglich, und so weit es frommt, Kenntniß und Verständniß für sein Operiren zu geben, wovon uns in folgendem noch Beispiele vorkommen werden.

Zunächst lassen wir aber dem Bilde des Mannes ein Bild seiner **Arbeitsstätte** folgen. So wenig das Tübinger Krankenhaus, wie irgend ein dortiger Bau, in der äußeren Erscheinung etwas von Eleganz zeigt, so wenig findet sich davon in seinem Inneren. Da ist nichts von architektonischer Zier, nichts von hauptstädtischem Comfort; aber es herrschen da Sauberkeit, Helligkeit, ausreichende Räumlichkeit, und ohne besondere Ventilationsmittel, nach unserer laienhaften Wahrnehmung, bei sehr günstiger freier Lage hinlängliche Luftreinheit. Wir durchschreiten einen lichten Corridor, an dessen Fensterbrettern eine Auswahl von feinen Stöcken gelehnt, und die mit Hüten, Plaids und Studentenmappen belegt sind. Die akademische Uhr schlägt eben zwölf. Aus einem Seitenzimmer hören wir noch die Stimme eines Vortragenden, zwischenein die Schmerzenslaute eines aus Chloroformbetäubung Erwachenden, und durch die sich eben öffnende Thür sehen wir in einen Hörsaal, dessen auf beiden Seiten amphitheatralisch aufsteigende Bänke sich jetzt mit Geräusch leeren. Ein Operirter wird an uns vorüber geleitet, wir aber suchen dem nachfolgenden Gedränge der jungen Kliniker zuvorzukommen, und treten am Ende des Corridors in ein kleines Vorzimmer, das wir von Leuten jeden Standes und Alters besetzt finden, deren stille Leidenszüge auch ohne die häufige Zugabe einer gebückten Haltung oder eines verbundenen Körpergliedes deutlich genug sagen, daß sie wartende Hilfesuchende sind. Die Assistenzärzte haben von dem einen und anderen einen Krankheitsbericht entgegengenommen, und übergeben ihn dem Professor Bruns, der mit den Zeichen eben vollendeter, anstrengender blutiger Arbeit eintritt, doch ohne den Ausdruck der Erschöpfung, vielmehr noch Zeit findet, mit großer Freundlichkeit im Vorübergehen hier eine Frage zu thun, dort eine Weisung zu geben und einen Rath zu ertheilen, den einen näher ans Licht zu ziehen, um ihm das kranke Auge zu besehen, dem anderen den von der Umhüllung rasch befreiten Arm zu betasten. Aber die Musterung ist für jetzt flüchtig, wir folgen ihm in das anstoßende Zimmer. Die Wände desselben sind dicht besetzt mit Schränken, aus denen eine Legion von kleinen und großen Gläsern mit Präparaten aller Art uns anblickt. Das übrige Ameublement besteht aus einem kleineren Tische, an welchem ein Photograph hinter einem Schirm eifrig zeichnet, sei es, daß er irgend eine Fleischmasse oder ein Knochengebilde copirt, das vor ihm auf dem Tische liegt, sei es, daß das Vorbild seiner Zeichnung, ein wunder oder ein eben geheilter Menschenleib lebendig neben ihm steht. Auf einem größeren Tische fesselt unter allerlei Papieren, Büchern, Abbildungen, Proben von Instrumenten, die der Mechanikus eben eingeliefert hat, Mikroskopen und dgl. unser Auge vor allem eine Glasglocke, die ein **Wachsbild** bedeckt. Das Bild stellt den unteren Theil eines menschlichen Kopfes, von der Unterlippe abwärts, dar, die über das Kinn herabgezogene Zunge und dahinter das Innere des Kehlkopfes. Dies naturgetreue, vortrefflich ausgeführte Wachsbild ist, so zu sagen das ABCbuch für alle, die hier als Dilettanten sich über Laryngoscopie unterrichten wollen, aus dem der hier waltende Lehrmeister die Illustrationen seines Unterrichtes mit unermüdlicher Geduld entnimmt. Aber noch ehe wir Gelegenheit finden, diese Einzelnheiten in Augenschein zu nehmen, wird unsere Aufmerksamkeit gleich beim Eintritt von einem gegen das übrige Zimmer durch eine Tuchwand einerseits, und einen beweglichen Vorhang andererseits abgetrennten Eckraum von etwa 10 Quadratfuß Fläche in der Breite eines Fensters, das von innen mit einem Laden geschlossen ist, in Anspruch genommen. Von diesem eigentlichen „**laryngoskopischen Cabinet**" des Prof. Bruns geben wir hier eine anschauliche Abbildung, die wir mit wenigen



Das laryngoskopische Cabinet in Tübingen.

Bemerkungen begleiten. a—f bilden zusammen den Beleuchtungsapparat des Cabinets. a ist eine Kalklichtlampe, in welcher ein Kalkcylinder von etwa 15 Millimeter Durchmesser und 6 Centimeter Länge die Lichtquelle bildet. Auf diesen Kalkcylinder wird durch Kautschuckröhren b und c ein brennender Strom von Leuchtgas (b) und Sauerstoffgas (c) geleitet, der ihn glühend macht. Der glühende Kalk strahlt dann ein intensives, rein weißes Licht aus, dessen Strahlen vermittelst zweier planconvexer Glaslinsen, die sich innerhalb einer Messingröhre befinden, gesammelt und mit Hilfe eines leicht concaven Glasspiegels (d) mit silbernem Belage (sogenannten Beleuchtungsspiegels) durch die geöffnete Mundhöhle hindurch in die Rachenhöhle hineingeleitet werden, von wo sie ein dort eingestellter kleiner Spiegel (Kehlkopfspiegel) in die Kehlkopfshöhle hinabwirft. Der Kalkcylinder wird zur Noth aus gewöhnlicher Kreide, besser aus einer Mischung von gebrannter Magnesia und gepulvertem Tuffstein gefertigt. e stellt den Sauerstoffgasbehälter (Gasometer) vor. Der untere größere Theil ist der Wasserbehälter, in welchem der nach unten offene eigentliche Gasbehälter steht. f sind Bleiplatten, welche behufs Regulirung der Ausströmung des Sauerstoffgases verwendet werden, die zum richtigen Glühen des Kalkcylinders unter einem bestimmten Drucke, und in einem bestimmten Quantitätsverhältniß zum Leuchtgase geschehen muß. g ist ein zur Selbstbeobachtung (Autolaringoskopie) angebrachter Spiegel, in welchem der auf dem hinteren Stuhle Sitzende das Bild seines eigenen, in der oben angegebenen Weise beleuchteten Kehlkopfes sehen kann. Vermittelst desselben vergönnt Prof. Bruns den Patienten, die es wünschen, dem Gange ihrer laryngoskopischen Behandlung mit eigenen Augen zu folgen, ebenso wie er den Angehörigen, die etwa den Kranken begleiten, es gerne gestattet, ihm über die Schulter weg mit in die erleuchtete Mundhöhle zu schauen. Das Schränkchen h zur Rechten des Stuhles für den untersuchenden Arzt enthält die zur laryngoscopischen Behandlung erforderlichen Instrumente: Kehlkopfspiegel in verschiedenen Größen für Kinder und Erwachsene, mit links oder rechts angebrachtem Griff je nach Bedarf des Arztes bei Freiheit oder anderweitem Gebrauch seiner rechten Hand, biegsame Sonden, Zungen- und Kehldeckelhalter, Pincetten, Guillotinen, Ecraseurs (Schaber), Drahtschlingen, Messer und Messerscheeren der allermannichfaltigsten Construction.

Den Inhaber des einen Stuhles in dem von uns skizzirten Cabinet haben wir dem Leser vorgeführt. Es erübrigt, daß wir auch einen und den anderen von denen vorführen, die auf dem gegenüberstehenden Stuhle mit der Rücken- und Kopflehne Platz nehmen. Sie bilden eine buntgemischte Gesellschaft, Männer und Frauen, Alte und Kinder, Leute aller Berufsarten; doch läßt sich nicht verkennen, daß verhältnißmäßig viel Lehrer, Sänger, — Leute, deren Beruf einen ungewöhnlich starken Gebrauch der Stimmorgane mit sich bringt, unter ihnen gezählt werden. Liegt darin eine Andeutung über die Ursache der Halsleiden, welche sich zur laryngoskopischen Behandlung eignen, so ist sie freilich nur sehr eingeschränkt zutreffend; in mehreren Fällen ist eine plötzliche Erkältung die zweifellos nachweisbare Veranlassung; weit überwiegend aber ist die Menge der Fälle, in denen sich mit Grund kaum eine Vermuthung über die Entstehung der krankhaften laryngischen Bildung aufstellen läßt.

Wir geben bei unserer Darstellung dem Alter den Vortritt. — Ein sechs und siebenzigjähriger, übrigens sehr rüstiger Greis sitzt jetzt auf dem Untersuchungsstuhle, seines Gewerbes ein Uhrmacher aus dem badischen Schwarzwald, nebenbei auch ein wenig Alchymist und begeisterter Verehrer des Theophrastus Paracelsus, mit dem er, Gott weiß wo und wie, Bekanntschaft gemacht; lange Zeit hat er in Amerika gelebt und dort eine Neobrittin geheirathet. Ihm sind Sprache und Athem gänzlich verloren gegangen. In Freiburg im Breisgau hat man ihm, zur Vermeidung der Erstickung durch Tracheotomie (Oeffnung der Luftröhre vom äußeren Halse aus) einen künstlichen Luftweg bereitet, vermöge dessen er auch Sprechversuche macht, die aber so dürftig ausfallen, daß, als er vor mehreren Wochen mit seiner Frau gen Tübingen reiste, seine Fragen behufs Erkundigung des Weges ebenso wenig verstanden wurden, als die seiner nur englisch redenden Frau und das alte Paar völlig in die Irre gerieth. Die Kehlkopfhöhle des Alten ist in ihrem ganzen Umfange von einem birnförmigen Polypen eingenommen, und derartig verschlossen, daß durch die Stimmritze nicht ein Hauch passirt. Wird die Canüle, (die silberne Röhre, welche vom Halse aus den Weg zur Luftröhre vermittelt) auch nur einen Moment zugehalten, so tritt Erstickungsangst ein, verstopft sie sich durch Schleimabsonderung, so ist große Athemnoth die Folge. Seit sechs Wochen hat Prof. Bruns durch tägliche laryngoskopische Beobachtung dieser Kehlkopfhöhle und Berührung des darin lagernden Unholdes mit der Sonde sich selbst über Lage und Beschaffenheit des Polypen hinlänglich informirt, zugleich den Kranken gegen die Reizungen dieser Manipulationen abgehärtet. Da gelingt es heute, mit einem schneidigen Instrumente einige Brocken loszubrechen, und morgen wieder einige. Der Kranke empfindet von diesen Angriffen nichts als die Wirkung, daß er auch bei zugehaltener Canüle „schnaufen“ kann, daß er leichter die Treppe zu seinem Zimmer aufsteigt, daß er seinen täglichen Spaziergang weiter ausdehnt, und ihm das Wagniß einer Wegstrecke die Waldhäuser Höhe hinauf gelingt. Fortschritte, an denen sich alle freuen, die sie wahrnehmen, nur der nicht recht, der sie zu Wege gebracht hat. Ihm dünkt diese Ausbeute des Messers, so scheint es, zu geringfügig. Was er im Sinne führt, bringt der folgende Tag ans Licht: — mit einem Angriff der ganze Polyp in der Schlinge gefangen!

Die belagerte Höhle frei! Hell blinkt durch die Stimmritze hindurch im Spiegel die silberne Röhre, durch welche bisher der Athem ging; sie wird entfernt und die Halswunde geschlossen. Die Stimme wird vernehmlich, und nach Verlauf von wenigen Tagen, nachdem restirende Fetzen des Polypen entfernt, und die wunde Insertionsstelle desselben geheilt ist, auch reiner und klarer. Ihre ersten Töne waren dankbares Entzücken, an welchem alle, die Zeugen dieses Augenblickes waren, mit unwiderstehlicher Rührung Theil nahmen, wie sie den glücklichen Alten in springender Bewegung sich tummeln, und die herbeigeholte Frau, welcher der mißgestaltete Fleischklumpen wie eine Siegestrophäe entgegengehalten wurde, auf ihre Kniee niederfallen sahen, unter der, ihrer Person und Sprache fremden Umgebung karg in Worten des Preises Gottes, um so reichlicher mit Thränen und Küssen die widerstrebenden Hände ihres Wohlthäters bedeckend. Als der Geheilte dann in kurzem Tübingen verließ, sprach er mit besonderer Lebhaftigkeit von seinen alchymistischen Hoffnungen; er pflegte sie jetzt doppelt, und wünschte ihre Verwirklichung nahe, um dann mit neuem Golde zu lohnen, was ihm zu Theil geworden.

(Schluß folgt.)

Reichstagsbilder aus der Vogelschau.

Von Otto Glagau.

II.

Die cavalierartige Persönlichkeit des Grafen Bismarck, sein ungenirtes Sichbewegen, vor allem sein Weltruf als Diplomat und Staatsmann sollten in ihm auch einen glänzenden Redner vermuthen lassen; entweder einen solchen, der eine tiefdurchdachte, wohlausgearbeitete Rede ohne Stocken und Mühe im eleganten Flusse vorträgt, oder noch mehr, einen Redner von natürlicher Beredtsamkeit, dem die Gedanken und Bilder während der Rede aus der Seele quellen, die Wortspiele und rhetorischen Figuren, welche der Augenblick geboren, im beschwingten Tanze von den Lippen hüpfen, der wie ein Improvisator redend dichtet, dessen Gedankenblitze und Schlagworte fernhin treffen, die Herzen der Hörer erschütternd und entzündend. — Keins von beiden. Allerdings hat er vorhin mit beflügeltem Gänsekiel einige Noten auf einen schmalen Streifen Papier, wie ein Recept anzusehen, hingeworfen, worauf er, während er, die Daumen um einander drehend und den Oberkörper wiegend, jetzt zu dem Hause spricht, von Zeit zu Zeit einen Blick wirft; aber dennoch stockt und zaudert er gar oft, ja er stammelt sogar und verspricht sich nicht selten, er scheint mit dem Gedanken zu ringen und die Worte klimmen halb widerspenstig über die Lippen; nach zweien oder dreien läßt er jedesmal eine kurze Pause eintreten und man glaubt dann ein

unterdrücktes Schlucksen zu hören; er spricht ohne Gesten, Pathos und Tonfall, indem er, ohne auf eines seiner Worte besonderen Nachdruck zu legen, zuweilen ganz falsch die Endsilben oder das nachhinkende Verbum accentuirt. Ist das der Mann, der nun eine zwanzigjährige parlamentarische Laufbahn hinter sich hat; der schon im Vereinigten Landtag von 1847 als Abgeordneter der sächsischen Ritterschaft zu den Führern und schlagfertigsten Rednern der damaligen äußersten Rechten gehörte; der 1849 und 1850 als Mitglied der zweiten Kammer und des Erfurter Unionsparlaments durch seine scharfen bitteren Reden die liberale Majorität in Aufregung und Wuth versetzte; der endlich seit 1862 als Ministerpräsident im Abgeordnetenhause einer geschlossenen Phalanx von Fortschrittsmännern fast allein gegenüberstand, ihre Herzensergießungen voll Selbst- und Sicherheitsgefühl sofort mit gleicher Münze bezahlend, ihre spöttischen und höhnischen Ausfälle gegen ihn zur Stelle und mit aufblitzender Geistesgegenwart erwidernd, ja sie durch witzige Impromptus und schneidende Sarkasmen noch herausfordernd und sie oft bis ins Herz verwundend?

Ja, es ist derselbe Mann, und im Nothfall noch eben so scharf und beißend wie früher, wenngleich er seit seinem großen Siege mehr den staatsmännischen Ernst, die ruhige Objectivität und die versöhnliche Haltung walten läßt, die seiner jetzt allgemein anerkannten Größe entsprechen. — Allmählich kommt seine Rede mehr in Fluß und Wärme, und nun entfaltet sie auch ihre eigenthümlichen Reize: jene originelle und frische, kernige und saftige, freie und gerade Ausdrucksweise, der man in unserer blasirten Zeit ganz entwöhnt war —, daher sie seine Gegner „paradox“, „frivol“ und „burschikos“ nannten; welcher wir eben eine ganze Sammlung von gelegentlichen Sentenzen verdanken, die — wie die folgenden: „Catilinarische Existenzen,“ „Leute, die ihren Beruf verfehlt haben,“ „Blut und Eisen,“ „Oesterreich soll seinen Schwerpunkt nach Ofen hin verlegen,“ „Man muß diesen Conflict nicht zu tragisch nehmen,“ — bald als Sprichwörter umherliefen und inzwischen ihre tiefe Wahrheit und zutreffende Richtigkeit enthüllt haben. Wie wahr und treffend, und zugleich wie farbig und greifbar definirt er bei Einbringung des Entwurfs zur Bundesverfassung den Nationalcharakter der Deutschen, der diese bisher an der Erreichung eines großen einheitlichen Vaterlandes verhindert habe: — „Es ist, wie mir scheint,“ sagt Graf Bismarck, „ein gewisser Ueberschuß an dem Gefühle männlicher Selbständigkeit, welcher in Deutschland den Einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen, als auf die der Gesammtheit. Es ist der Mangel jener Gefügigkeit des Einzelnen und des Stammes zu Gunsten des Gemeinwesens, jener Gefügigkeit, welche unsere Nachbarvölker in den Stand gesetzt hat, die Wohlthaten, die wir erstreben, sich schon früher zu sichern.“ — Und wie der Redner zum Schlusse das Haus mahnt, seine Aufgabe möglichst bald und vollständig zu erfüllen — „denn das deutsche Volk, meine Herren, hat ein Recht, von uns zu erwarten, daß wir der Wiederkehr einer solchen Katastrophe (nämlich eines deutschen Krieges) vorbeugen, und ich bin überzeugt, daß Sie mit den verbündeten Regierungen nichts mehr am Herzen liegen haben, als diese gerechten Erwartungen des deutschen Volkes zu erfüllen.“ — Mit dieser schönen Mahnung, einfach, doch würdig und warm gesprochen, hat er gleich dem größten Redner die ganze Versammlung elektrisirt, denn rauschender Beifall erschallt von allen Bänken.

Man hat den Grafen „Junker“ gescholten. Er kann sich jetzt diese Benennung gerne gefallen lassen, denn er hat sich als ein Vollblutjunker im besten Sinne erwiesen: jung und adelig an Sinn und Geist, Muth und Thatkraft. Ueberhaupt haben die Kriege von 1864 und 1866 den Namen „Junker“ wieder zu Ehren gebracht und gezeigt, daß unser Adel denn doch nicht eine so verkümmerte Race ist, wie gewisse Leute uns glauben machen wollten. Die Söhne unseres Adels gingen in die Schlacht wie zum Tanze; daß jeder dieser Milchbärte mindestens zehnmal sein Leben für König und Vaterland in die Schanze schlagen müsse, war ihnen eine selbstverständliche Sache; immer dem gemeinen Manne voran und alle Strapazen, Entbehrungen und Gefahren wohlgemuth mit ihm theilend, schlugen sie sich wie die Rolands und Tancreds und deckten mit ihren Leibern haufenweise, in ganz unverhältnißmäßiger Anzahl das Schlachtfeld. Daß aber die preußischen Junker nicht nur Bravour im Herzen und Mark in den Armen besitzen, sondern ebenso gut wie die Bürgerlichen, auch Männer von Geist und Genie erzeugen können, hat eben wieder Graf Bismarck auf das evidenteste und eclatanteste bewiesen. In der That, wir alle haben Ursache, diesem Manne innig dankbar zu sein, denn er hat nichts Geringeres gethan, als unsere Zeit von dem Fluche des Epigonenthumes befreit, er hat an sich selber gezeigt, daß dies Geschlecht nicht blos Copien, sondern auch Originale, nicht blos Zwerge, sondern auch wahrhaft große Männer hervorzubringen vermag. Er ist seit Herzberg der größte preußische Staatsmann und darf sich dreist neben Stein und Hardenberg stellen. Oder glaubt man noch, daß er nur ein kecker, waghalsiger Glücksspieler oder aber ein bloßer Nachahmer von Louis Napoleon und Cavour sei?! — Für unser Volk paßt weder der Cäsarismus noch die Revolution, und Deutschland kann sein Einigungswerk ohne fremde Einmischung und Beihilfe vollziehen. Darum sind auch Bismarcks Mittel und Wege ganz andere, selbsteigene und selbständige; eine frische, naturwüchsige Macht sprudelt in diesem Manne, und die Spannkraft seines Geistes ist nicht erschlafft, die Schärfe und Weite seines Blickes nicht getrübt auf der Folterbank der Staatsexaminas, in der Actenstube der Büreaukratie, deren vielsprossige Leiter er in einem Anlauf bis zur Spitze erstiegen.

Allerdings hat er seine großartigen Erfolge nicht alle voraussehen, noch weniger auf die Stunde berechnen und direct darauf hinarbeiten können, aber eben so wenig sind sie bloße Glückszufälle. — Der genial wollende und demgemäß handelnde Mensch bedarf gar nicht des Glückes, doch mit dem klaren, kühnen und energischen Mann ist stets das Glück. Unzweifelhaft verfuhr er nach einem umfassenden wohlgereiften Plan — unmöglich kann Louis Napoleon von ihm den Ausspruch gethan haben: „Ce n'est pas un homme sérieux;“ man müßte sonst an dem notorischen Scharfsinn des Kaisers zweifeln, und beide Männer hatten genugsam Gelegenheit, sich kennen und schätzen zu lernen — aber daneben wußte Graf Bismarck sich in Zeit und Umstände zu schicken und beide zu benutzen, mit der Zeit mitzugehen und die Gelegenheit stets bei der Stirnlocke zu ergreifen. Er ist nie ein Parteimann gewesen: ein genialer Mann geht nicht in einer Partei auf, weil er innerhalb der Parteischranken die Flügel seines Genius nicht voll entfalten kann. Wie alle selbständigen Männer hat Graf Bismarck lange allein gestanden, verkannt und verleumdet; noch heute hat er unter allen Parteien erbitterte Gegner und enthusiastische Bewunderer. Noch weniger ist das Motiv seiner Unternehmungen nur persönlicher Ehrgeiz. Allerdings ist der Ehrgeiz der nothwendige Sporn zu allen großen Thaten, aber er allein genügt nicht, um dem Helden Kraft und Ausdauer zu geben, in seinem Innern muß das Bewußtsein wohnen, das auserwählte Werkzeug einer hohen Idee, der begnadete Träger einer besonderen Mission zu sein, in seiner Seele muß das reine heilige Feuer der Begeisterung lodern, und ein solches Feuer lodert auch in des Grafen Brust, ein glühender Patriotismus, wie er wahrscheinlich keinem seiner Gegner und Schmäher beiwohnt, die allen Patriotismus allein gepachtet zu haben vermeinen. Graf Bismarck hat uns den Glauben an Deutschland und unser Volk zurückgegeben; darum ist er auch zum populärsten Mann in Deutschland geworden, mag er das vorausgesagt haben oder nicht; darum spendeten auch so eben in diesem Saale alle Parteien seiner Rede, seiner Appellation an ihre patriotische Hingebung einmüthigen Beifall.

Auf dem Präsidentenstuhle sitzt jetzt Eduard Simson, geboren 1810 zu Königsberg; ein Mitkämpfer des vormärzlichen Liberalismus in Ostpreußen und, seit es in Preußen ein constitutionelles Leben gibt, der altliberalen Partei angehörig. Er ist nicht nur als Abgeordneter, sondern auch als Präsident grau geworden, denn er hat bereits drei verschiedenen Parlamentskörpern und zu wiederholten Malen präsidirt. Bei Eröffnung der Frankfurter Nationalversammlung im Mai 1848 fungirte er, zu den jüngsten Mitgliedern zählend, als einer der Secretäre; seine bedeutende Begabung und sein gewinnendes Auftreten erhoben ihn schon im October an Stelle Alexander von Soirons zum ersten Vicepräsidenten; und die Sicherheit, Schärfe und Gewandtheit, mit welcher er die oft stürmischen Debatten leitete, wurden so allgemein anerkannt, daß man ihn beim Schlusse des Jahres 1848 zum Nachfolger Heinrich von Gagerns, der den Vorsitz im Reichsministerium übernahm, zum ersten Präsidenten erkor. Als solcher unterzeichnete und verkündigte er die von der Nationalversammlung beschlossene „Verfassung des deutschen Reichs“ vom 28. März 1849; als solcher erschien er im April desselben Jahres an der Spitze einer großen Deputation mit der deutschen Kaiserkrone vor König Friedrich Wil-

helm IV. von Preußen, mußte sie jedoch wieder nach Frankfurt zurücktragen. Von seiner Mäßigung und Einsicht zeigen seine nächsten Schritte, daß er bald darauf das ihm abermals übertragene Präsidium ablehnte und, als die Bewegungspartei das Uebergewicht zu erhalten drohte, mit der früheren Majorität gänzlich austrat. Ein Jahr später präsidirte er dem Volkshause des Unionsparlaments zu Erfurt, und als die „Neue Aera" in Preußen begann, von 1859—61 dem Abgeordnetenhause, in welcher Stellung er auch der feierlichen Krönung Wilhelms I. am 18. October 1861 zu Königsberg i. Pr. beiwohnte. Unter dem damaligen altliberalen Ministerium Schwerin-Auerswald, dessen Hauptträger zu seinen intimsten politischen und persönlichen Freunden gehörten, that Simson einen großen Sprung, indem er vom Professor und Tribunalsrath zu Königsberg i. Pr. zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichts zu Frankfurt a. O. avancirte, welches Amt er noch heute bekleidet. Mit dem Sturze jenes Ministeriums, mit der Herrschaft der Fortschrittspartei im Abgeordnetenhause, in welches Simson auch später gewählt wurde, trat er in den Hintergrund und beschied sich nebst dem kleinen Häuflein seiner Gesinnungsgenossen zu einer meist passiven Rolle, welche er nur dann und wann ablegte, um bei wichtigen Debatten den Ruf seiner glänzenden Rednergabe wieder aufzufrischen.

So ist Simsons Person und Name seit 19 Jahren in die bedeutendsten Phasen deutscher und preußischer Geschichte verwebt, und neben seiner feststehenden Begabung und Befähigung zu dem Amte eines Vorsitzenden, hat er es unzweifelhaft jenen Erinnerungen, der Erinnerung an den poetischen Traum, welchen die deutsche Nation 1848 in der Paulskirche geträumt, zu verdanken, daß er auch diesmal als erster Präsident des Reichstags vom Norddeutschen Bunde aus der Wahlurne stieg.

Simson ist etwas welk und grau geworden, jedoch noch immer eine sehr stattliche, ja imponirende Persönlichkeit, zum Präsidiren und Repräsentiren wie geboren. Auf der übermittelgroßen zum Embonpoint neigenden Gestalt mit der breiten Brust sitzt ein großer starker Kopf, aus dem ein Paar große dunkle Augen hinter und zuweilen über die Brille scharf, durchdringend und klug in die Versammlung schauen. Wenn diese Persönlichkeit noch leise an die alttestamentliche Abstammung erinnert, so zeigt sein Wesen hiervon keine Spur, denn es ist ganz elegante Würde und olympische Salbung. Alle seine Manieren sind leicht und doch gewählt und würdevoll, seine Rede fließend und wohllautend, ganz dialektfrei und deutlich, klar und präcise. Er hat jede Miene in der Gewalt; mögen in seiner Brust auch Ehrgeiz und Leidenschaftlichkeit wohnen, auf dem glatten unbewölkten Gesicht ist davon nichts zu lesen, es zeigt stets dieselbe objective Ruhe und Gemüthsfreiheit; seine Haltung ist immer gemessen und doch wohlwollend, kühl und doch verbindlich, höflich und doch selbstbewußt. Nur selten steht er auf, meist sitzt er bequem, doch mit allem Anstand in seinem Lehnstuhl, das Kinn auf den Arm gestützt und dem Redner mit Ohren und Augen aufmerksam folgend. Er faßt Fragen und Meinungsverwickelungen flugs und haarscharf auf, entwirrt sie, corrigirt sie und legt sie dann der Versammlung in der bündigsten und faßlichsten Form vor. — „Die Hindeutung des Freiherrn von Vincke auf die Geschäftsordnung und deren in Vorschlag gebrachte Aenderungen scheinen mir eher ein Argument für meine Meinung zu enthalten," spricht er und zieht dann nicht nur das Haus, sondern auch den oppositionslustigen Herrn von Vincke selber zu sich herüber. — „Der Abgeordnete übersieht vielleicht, daß ein definitiver Beschluß hierüber heute nicht gefaßt werden kann," bemerkt er dem Dr. Braun aus Wiesbaden, was dieser sofort zugeben muß. — „Es liegen drei Anträge vor, meine Herren, von denen nicht leicht zu sagen ist, welcher der weitgehendste ist: mir scheint es, der auf Schlußberathung zu sein." — — Mit dieser Wendung erreicht der Präsident dreierlei: zunächst deutet er die unbestimmte Fassung der drei Anträge an, dann gibt er sein Gutachten über die Reihenfolge ab, in welcher dieselben zur Abstimmung zu bringen wären, und endlich fordert er die Prüfung und Entscheidung des Hauses darüber. — Kein Hin- und Herreden vermag ihn in der Klarheit seiner Auffassung zu beirren, kein Einwurf, keine Gegenbemerkung in Verlegenheit zu setzen; jeder Versuch einer Ungehörigkeit und eines Uebergriffs scheitert an dem Bollwerk seiner Ruhe, Uebersicht und Geistesgegenwart, der in jedem Augenblicke das rechte Wort, die zurechtweisende Unterbrechung zu Gebote stehen. Wiewohl er im ganzen eine milde Praxis übt und die Redner, so lange sie sich in den parlamentarischen Schranken halten, scharf gegen einander anrennen läßt, duldet er doch keine langweiligen Abschweifungen, keine nebensächlichen Expectorationen, keine gehässigen Ausfälle, am wenigsten aber einen Eingriff in seine Rechte, eine Vernachlässigung der ihm gebührenden Achtung und Rücksicht. — „Der Herr Abgeordnete hat nicht um das Wort gebeten!" unterbricht er den ihm ohne weiteres Antwortenden, und der Vorlaute verstummt und sinkt auf seinen Sessel zurück. Niemand weiß so gut, was parlamentarisch erlaubt und geboten ist, obgleich er das Wort „parlamentarisch" nie gebraucht. Er beherrscht die Form und Amtsetiquette in souveräner Weise, und die Paragraphen der Geschäftsordnung sind in ihm zu Fleisch und Blut geworden. Deshalb muß man dem Reichstage zu dieser Wahl Glück wünschen.

Mit Simson, dem Präsidenten, der als solcher freilich keiner Fraction angehört, bilden Graf Schwerin und Freiherr von Vincke ein langjähriges, engverbundenes Triumvirat innerhalb der altliberalen Partei, zu deren ausgesprochenen Führern die beiden letzteren noch heute wie auf dem ersten Vereinigten Landtag von 1847 gehören. Beide, von altem ritterlichen Geschlecht und reich begütert, haben sich auch in Wesen, Charakter und Bedeutung seitdem nicht im geringsten verändert, und stehen noch heute wie damals als polare Gegensätze da, aber nicht sich gegenüber, sondern dicht beieinander.

Graf Maximilian von Schwerin-Putzar, als Student mit Solger, Arndt und Schleiermacher befreundet und ein Schwiegersohn des letzteren, war bis 1846 Landrath des Anclamer Kreises und Director des vorpommerschen Landschaftsdepartements, saß 1847 im Vereinigten Landtag, war in den Märztagen Cultusminister, unter der neuen Aera Minister des Innern, 1848 Mitglied der Berliner Nationalversammlung und des Frankfurter Parlaments, bis 1855 regelmäßiger Präsident der zweiten Kammer und gehörte auch bis in die letzte Zeit dem Abgeordnetenhause an.

Graf Schwerin sitzt auf einem linken Eckplatz des rechten Centrums und ist eine so überaus schlichte Erscheinung, daß er sich in nichts von einem einfachen pommerschen Landmann unterscheidet. Dieselbe Schlichtheit, fast Nüchternheit, prägt sich auch in Haltung und Wesen aus. Eine untersetzte handfeste Gestalt, den Kopf meist auf die Brust geneigt, sitzt er da, die blauen Augen blicken treu und verständig, die wettergebräunten Wangen künden Gesundheit; und doch liegt in diesem stillen, sanften Gesicht eine gewisse Resignation und Schwermuth. Er spricht nicht selten, aber nie zum Ueberfluß und stets mühelos und prunklos. Verständige Nüchternheit und kühle Besonnenheit ist sein eigentliches Temperament und kommt auch in seiner Rede unverhohlen zum Vorschein. Er spricht nie schroff, bewegt oder pathetisch, sondern in kurzen Sätzen, mit wenig erhobener Stimme, kann aber scharf und geradezu grob werden. Die Reinheit und Biederkeit seines Charakters, der Adel seiner Gesinnung, seine Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und Unbefangenheit werden von Freunden gerühmt und können von Gegnern nicht in Abrede gestellt werden.

Des Grafen „sehr edler und ehrenwerther Freund", Freiherr Georg von Vincke, ist um sieben Jahre jünger, nämlich 1811 geboren, und bekanntlich seit zwanzig Jahren das berühmteste Parlamentsmitglied, welches Preußen und ganz Deutschland aufzuweisen hat, ein Ruhm, der ihm bis zur Stunde treu geblieben ist. Schon auf den westfälischen Provinziallandtagen, wo er 1843 und 1845 als Abgeordneter des Adels der Grafschaft Mark erschien, ragte unter allen der Landrath von Hagen vor. Schon hier hatte er sich stolz auf seine Vorfahren berufen und dabei sich ritterlich des Volkes angenommen, indem er die Einheit des Staates pries und zugleich die theure Erde seiner Heimat mit dem Accent des Griechen nannte, der unter Barbaren lebt. Dennoch war er in weiteren Kreisen so gut wie unbekannt, bis er 1847 die Rednertribüne des ersten Vereinigten Landtages betrat, und mit diesem Augenblicke durch sprudelnde Beredtsamkeit, schneidende Dialectik, köstlichen Witz und übermüthige Laune die Augen des ganzen Landes auf sich zog. In Berlin war kein Abgeordneter beliebter, denn er, sein Name in aller Munde, und das öffentliche Interesse nährte sich von zahlreichen Anecdoten, die über ihn herumgetragen wurden. „Vinckenschlag" nannte der Berliner Witz seine erquickliche Redeweise. Diese Beliebtheit ist um so merkwürdiger, als Vincke nichts that, um sie sich zu erwerben; er ging unbekümmert, ja rücksichtslos seinen Weg und trug aristokratische Gesinnung offen zur Schau.

Seine damalige Erscheinung schildert Professor R. Haym mit diesen Worten:

„Ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre ist Vincke von großer und starker Statur, der Kopf fest und kurz auf die breiten Schultern gesetzt, die Haltung edel ohne fein, beweglich ohne lässig, fest ohne steif zu sein. Das frische, volle Antlitz mit rothem Backenbart, nicht ohne die Spuren ritterlicher Uebung, zeigt Kraft und Gesundheit. In den weicheren fleischigen Unterpartien liegt ein spöttisches Lächeln, die Nase ist unschön und etwas gedrückt, die Augen mit hohen Brauen klar, klug und listig, die Stirn gradlinig, fest und frei. Der Eindruck behaglichen Lebensgenusses, den diese Physiognomie machen kann, wird überwogen durch den Ausdruck geistiger Zuversicht und gefaßter Kraft." — Vergleichen wir dieses Portrait mit dem jetzt zwanzig Jahre älteren Original.

Das Bild des Königs.

Historische Skizze von Georg Hiltl.

Ein schneidender Wind pfiff durch die Straßen Londons und jagte Wolken von Schneeflocken vor sich her, die in dichten Massen aus dem aschgraufarbigen Himmel herniedersanken. Die Leute rann'en in diesem Schneetreiben schnell aneinander vorüber, und nur selten blieben einige Gruppen beisammen stehen, um flüchtige Worte mit einander zu wechseln. Je weiter nach Westminster hinauf, desto zahlreicher wurden die Scharen, es schien, als zögen alle, die weiter unten nur wie Gaffer oder Pflastertreter in dem Gewimmel der Schneeflocken sich umhergetrieben hatten, nach einem gewissen Punkte hin. Es war auch in der That also. Die Menge sammelte sich in der Nähe des St. James Palastes, dann zog sie durch den Park und ballte sich wieder auf dem Platze vor einem großen viereckigen Gebäude zusammen, welches zwar nicht besonders ansehnlich durch seine Bauart oder sonstige Vorzüge, wohl aber durch seine Größe und durch die Erinnerungen, die sich an seine Mauern knüpfen, berühmt geworden ist. Dieses Gebäude ist der Whitehall Palast.

Die Menge verharrte hier am 27. Januar des Jahres 1649 in einem dumpfen, erwartungsvollen Schweigen, das nur durch halblaute, gleich dem Brausen der See erschallenden Gespräche, durch einzelne gellende Rufe unterbrochen ward. Von Zeit zu Zeit blickte alles in die auf den Platz mündenden Straßen, bis endlich einige Stimmen verkündeten: „Sie kommen! sie kommen!" — Auf diese Benachrichtigung drängte die ganze Masse bis an den Eingang der Straße, aus welcher jedenfalls Personen kommen mußten, die von sämmtlichen Neugierigen mit Sehnsucht erwartet wurden und deren Erscheinen durch verschiedene Gaffer verkündet ward, welche sich mit großer Gewandtheit auf die Eckteine der Häuser geschwungen hatten. Es währte auch nicht lange, so sah man einen Trupp Reiter erscheinen. Die aus der wogenden Menge hervorschauenden Gestalten und die Köpfe der Pferde schienen in diesem Menschenstrome zu schwimmen. Als die Reiter auf dem Platze vor Whitehall anlangten, verwandelte sich das summende Gespräch in einen plötzlichen Ausbruch von Geheul und Geschrei. „Gericht! Gericht! Gerechtigkeit! es leben die Generale! nieder mit dem Erzfeind!" tönte es aus dem Haufen, Mützen flogen in die Luft, Tücher wurden geschwenkt, und man drängte sich an die Reiter. Diese parirten ruhig ihre Pferde, gelangten bis an das Hauptthor des Palastes und schwangen sich hier, durch eine Abtheilung Bewaffneter gedeckt, aus ihren Sätteln.

Die Bewaffneten waren Geharnischte auf starken Pferden. Sie trugen gelblederne Koller von Elennshaut, mächtige Stiefel mit schweren Sporen, auf den Häuptern hatten sie blanke Sturmhauben mit langen, vierfach gegliederten Nackendeckeln, schwere Harnische und Beinschienen umgaben ihre plumpen Gestalten, und auch die Arme waren bis zu den Fingerspitzen in Eisen gehüllt, die also bedeckten Fäuste hielten blitzende Schwerter mit breiten Handkörben. Es waren Reiter von dem furchtbaren Kürassierregimente des Lord Generals Oliver Cromwell, welches man die „Eisenseiten" nannte.

Die so eben mit dem Hochrufe begrüßten Officiere stiegen die breite Sandsteintreppe hinan, in deren Geländer man noch die Wappen Wolseys erblickte, der den Palast von Whitehall erbaut hatte; ohne zu sprechen gingen die Männer in ein hohes, weitläufiges Gemach, dessen Thür sie hinter sich schlossen. Die Menschenmenge aber draußen vor dem Palaste tanzte wie unsinnig umher; nur einzelne Gruppen verharrten in finsterem Schweigen, man sah inmitten derselben viele Leute die Hände ringen, drohende Geberden machen und hörte Verwünschungen ausstoßen; die Gesichter waren bleich, die Häupter beugten sich unter der Last der schrecklichen Neuigkeit, welche so eben zu den Ohren der Bevölkerung Londons gedrungen war.

Das Parlament hatte die Enthauptung König Karls des Ersten beschlossen. Die Sentenz war unterzeichnet, und die Generale, welche hoch zu Pferde angelangt waren, hatten ihre Namen unter den Blutbefehl gesetzt. Von Whitehall bis zu dem Palaste von St. James, wo der gefangene König bewacht wurde, war nicht allzuweit, die Menge strömte dahinüber, sie hofften, den Gefangenen, dem die Krone von dem Haupte geschlagen war, am Fenster erblicken zu können, sie wollten — die einen ihn verhöhnen, die andern ihm womöglich einen Scheidegruß zurufen. Das Geschrei ward immer ärger, es nahm jenen Ausdruck des Drohenden an, der bei allen furchtbaren Begebenheiten aus der erregten Masse schallt und den niemand zu deuten weiß, bis der Ausbruch erkennen läßt, was das Geheul sagen will. Die Anhänger des Königs meinten einen Ruf der Mißbilligung des Urtheils zu vernehmen, die Freunde des Parlaments hörten nur eine Verdammung des Königs in diesem Zurufe.

Unterdessen waren die Männer in Generalsuniform, welche das Zimmer von Whitehall betreten hatten, durch andere empfangen worden, die schon ihrer Ankunft harrten. Die Gestalten und Gesichter dieser Leute konnten Furcht und Achtung zugleich erwecken. Man sah kein Lächeln in all diesen Zügen, kein freundlich blickendes Auge, keine frische, durch Lebensgenuß oder Freude geröthete Wange, selbst den schönen Schmuck des Hauptes, die Haare, hatten diese Männer entfernt und einigen war es gelungen, ihrem puritanischen Kopfe das Ansehen eines Todtenschädels zu geben, so glatt hatten sie die Haare heruntergeschoren. Zunächst dem Fenster, welches auf den Platz hinausging, stand mit verschränkten Armen ein hochgewachsener, breitschultriger Mann. Sein röthliches Haar, der ebenso gefärbte Schnurr- und Kinnbart, die buschigen Augenbrauen deckten und theilten ein Gesicht, dessen Härte des Ausdrucks etwas Erschreckendes hatte. Die Augen dieses Asceten lagen tief in den Höhlen, die schönen, aber wolfsartig zugespitzten Zähne ließ der unheimliche Mann fortwährend blicken und blitzen. Es war der Colonel John Harrison, einer der Wüthendsten und Kühnsten unter der Schar der Puritaner. Dicht neben ihm stand ein noch junger Mann. Das Antlitz desselben überzog eine feine Bläße, welche hie und da gelbliche Flecken zeigte. Der blasse Mann hatte dunkles, kurzgeschornes Haar, seine schönen Augen blickten düster und trotzig zugleich, die feinen Hände befanden sich in einer fortwährend zitternden Bewegung, unruhig warf er den Kopf, dessen Hals eine schlichte, aber sehr saubere Krause umschloß, was eigentlich gegen alle puritanische Sitte war. Unter dieser Krause trug der Mann einen stählernen Ringkragen, seine Gestalt schlank und edel gebaut, schien ein wenig gebeugt — so stand Henry Ireton, der Schwiegersohn Cromwells, neben dem plumpen Harrison. Hunds, Artelt, Hacker, Fleetwood, Phayre, Cobbet und andere standen oder gingen in dem Gemache heftig gestikulirend umher, zuweilen schlugen sie an die Scheiden ihrer langen Degen oder auf den großen Tisch, dann ertönte ein psalmartiger Gesang, bis plötzlich die Thüren sich öffneten und klirrenden Schrittes Oliver Cromwell eintrat. „Der Lord General," rief Harrison laut. Es trat Schweigen ein. Der Gewaltige musterte mit einem Blicke die Schar, dann ging er auf einen Mann, Henry Martyn zu und faßte dessen Wehrgehenk. „Ihr habt es also bei Euch?" fragte er. „Hier ist es," sagte Martyn, ein Pergament vorziehend, „heut haben wir endlich gesiegt." — „Die Heiden sind gefallen in die Grube, die sie gegraben. Israel bläst die Posaune des Sieges," rief Harrison mit sonorer Stimme. „Still," sagte Cromwell, „ich will jetzt nichts hören von Psaltern und Harfen. Wir haben Eile nöthig." — „Es bedarf nur noch der Festsetzung des Tages," sagte Ireton, „an welchem der Kopf Karl Stuarts fallen soll." — „Morgen! morgen!" schrie Harrison. „Still, sage ich noch einmal," rief Cromwell. „Wir dürfen nicht so verfahren. Denkst



Cromwell und seine Tochter vor dem Bilde Karls I.

Nach dem Gemälde von Schex auf Holz gezeichnet von L. Heitland.

Du nicht an den Himmel? hast Du nicht überlegt, daß dieser sündige Sohn Ahabs einige Stunden zur Buße haben müsse? was eilst Du mit seinem Ende? Du kannst nie vergessen, daß Du Fleischer gewesen bist, ehe Dir das Parlament den Degen in die Hand drückte." Harrison zog sich brummend in eine Fensternische zurück. Cromwell trat zwischen seine Officiere. „Wir haben heute den siebenundzwanzigsten. Warten wir noch zwei Tage von heute an gerechnet. Das Parlament hat entschieden, wir haben den Tag zu bestimmen — lassen wir den Feind des Herrn fallen am dreißigsten dieses Mondes." „Amen," sagten alle Anwesenden. „Es ist um die Mittagszeit," fuhr Cromwell fort, „ruhet eine Stunde oder zwei, dann kommen wir wieder zusammen und schreiben unsere Namen unter den Befehl." „Wo soll er fallen?" fragte Hacker. Cromwell schritt auf die Thüre zu und öffnete sie mit einem Drucke. Man sah einen ungeheuren Saal vor sich, dessen Fenster ebenfalls auf den Platz hinausgingen. „Der Verurtheilte wird hieher gebracht," fuhr er fort, „dies ist der Bankettsaal, in welchem sie oftmals um das Kalb tanzten. Sehet Euch das dritte Fenster an; bis unter dieses Fenster lasse ich das Schaffot aufbauen, Karl Stuart wird durch dieses Fenster auf die Blutbühne schreiten." Er schlug die Thüre heftig zu und ging an den Tisch. „Hier versammeln wir uns wieder," fuhr er fort. „Geht jetzt und seid bereit. Wo ist Fairfax?" sagte er, die Stirn runzelnd. „Er fehlt auch hier wieder," rief Harrison. „Es ist seltsam," sagte Cromwell, „heute, als die Namen aufgerufen wurden, war er auch nicht da." — „Eine Stimme von der Gallerie schrie: Fairfax ist zu klug, um hier zu sein," bemerkte Martyn, „achtet auf ihn, er ist verdächtig." — „Verleumdet niemanden," mahnte Cromwell. „Ich kenne den General gut genug." — „Wißt Ihr, wer zu dieser Stunde bei ihm ist?" eiferte Harrison — „ich will's Euch sagen: die Gesandten von Holland, der alte Albert Joachim und Adrian de Paw, sie bitten um Stuarts Leben." — „Schreit nicht so laut," entgegnete Cromwell, „wenn sie bitten wollen, mögen sie es thun. Was wird's helfen? hier hilft keine Bitte. Ich möchte den sehen, der das Haupt des Karl Stuart vom Blocke retten wollte, selbst wenn er es könnte. Wir sind vor Fairfax sicher und ich sage: Das Schwert des Herrn und Gideons. Verlaßt mich." Die Officiere gingen, sich verneigend, in die lange Galerie. Cromwell und Ireton blieben allein zurück. „Hast Du heute Fairfax gesehen?" sagte Ireton. „Noch nicht. Meine Unruhe ist gestiegen. Ich fange an, in ihm einen Zweideutigen zu vermuthen. Wie steht es in der Stadt aus?" — „Unruhig genug. Wir müssen eilen, ehe man zur Besinnung kommt." — „Laßt niemanden aus dem Whitehall Palast, ehe nicht der Hinrichtungsbefehl unterschrieben ist und steh mit mir darauf, daß alle deutlich unterschreiben, unter der Sentenz sind viele Namen kaum zu lesen." — „Ich gehe, die Posten in St. James zu revidiren," sagte Ireton, „laßt niemanden mehr vor, das französische Gesandtschaftspersonal läuft zu allen, die eine Stimme in London haben." — „Ich bin einig mit mir," sagte Cromwell finster, „ich habe vorgestern, ehe ich hieher kam, die ganze Familie, sogar meine Mutter zurückgewiesen, sie lagen vor mir auf den Knieen und flehten um des Königs Leben. Wo ist Deine Frau? ich sah sie nicht." — „Sie trifft heut ein, Oliver." Ireton ging auf seinen Schwiegervater zu, faßte seine Hand und blickte ihm scharf in das Gesicht. „Meine Frau, Deine Tochter," sagte er, „ist Dein Liebling. Sie wird bitten — wird Dich beschwören, den Stuart zu retten — sei fest, Oliver." — „Ha! ha! ha!" lachte der Lord General. „Lache nicht. Lady Brigitta ist ein herrliches Wesen; sie weiß Töne anzuschlagen, weiß das Herz zu rühren — höre sie nicht an. Schon zweimal ward durch die Milde der Frauen Dein Entschluß wankend gemacht, denke an Hamptoncourt, wenig fehlte und Stuart war gerettet." — „Er fiel ins Netz zurück, weil er mich betrog," rief Cromwell heftig. „Er würde Dich wieder betrügen, ließest Du ihn frei." — „Wer könnte das mir abringen?" — „Deine Tochter Brigitta, mein schönes, edles Weib vermag es. Höre sie nicht an. Ich bin meiner Sache nicht sicher genug — ich fliehe die Versuchung und habe Befehl gegeben, Brigitta nicht zu mir zu lassen, ehe das Haupt dieses Karl Stuart nicht vom Blocke gerollt ist. Sei ein starker Vater, wie ich ein starker Gatte bin." Cromwell warf verächtlich lächelnd die Oberlippe auf. „Gehab Dich wohl," sagte er ruhig, „in zwei Stunden unterzeichnen wir den Hinrichtungsbefehl."

Er ging schnell durch die Thüre in den Bankettsaal. Gedankenvoll blieb er an dem Fenster stehen, welches die Todespforte des Königs werden sollte.

„Hier hinaus geht der Träger dieser Krone," murmelte er in die Höhe blickend, wo an der Decke des Saales unter Palmen und Wappen die Kronen der Stuarts glänzten. „Welches wird die Pforte sein, durch welche ich einst zum Grabe schleiche? Vielleicht die Kerkerthüre des Tower, das Seufzerthor, die eisernen Gitter von Tyburn?" Cromwell schauerte leicht zusammen, seine Augen irrten zu den Dächern hinüber, die sich schwarz in die Schneeluft emporstreckten. Droben waren Menschen beschäftigt, Dachsteine auszuheben, die Luken zu erweitern. „Sie machen schon Plätze zurecht, Stuarts letzte Stunde mit ansehen zu können. Es hat sicherlich der Schwätzer, der Herbert geplaudert, man weiß, wo das Gericht stattfinden wird." Hinter des Lord Generals Rücken erschallte ein halblautes Geflüster. „Wer ist da?" rief Cromwell zusammenfahrend und mit der Hand an den Degen greifend. Er wendete sich schnell um. Hinter ihm stand ein kleiner, ältlicher Mann in der Livree des Königs. Als er Cromwells bleiches Gesicht betrachtete, trat er zitternd zurück. „Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?" herrschte der Gefürchtete den Diener an. „Sir William Herbert hat mir befohlen, Ew. Herrlichkeit die Zimmer anzuweisen, welche Sie während der Zeit bewohnen wollen, bis — —" Die Stimme des Alten versagte. „Gut so — gut so," rief Cromwell. „Ich weiß es. Zeigt mir ein gutes Gemach, Alter — zittert nicht. Ihr könnt nicht büßen für die Sünden Eures Herrn. Seid Ihr lange im Dienste?" — „Ich trat unter König Jakob dem Ersten in den Whitehall Palast und kenne genau die Geschichte jedes Zimmers. Der nun in St. James gefangene Herr hat hier lange gewohnt. Gerade das Fenster, vor welchem Ihr steht, Mylord, ist ein für den König merkwürdiges." Cromwell wich scheu von dem Fenster. — „Weshalb?" fragte er. „Als der verstorbene Herzog von Buckingham noch allmächtig war, vertrieb er plötzlich in einer bösen Laune die ganze Bedienung der Königin Henriette, welche französisch war, alle Damen und Herren, alle Diener und Dienerinnen, wenn sie aus Frankreich stammten, mußten in einem Tage London verlassen. Die Königin war darüber höchst unglücklich, aber Lord Buckingham kehrte sich nicht daran, sondern betrieb die Sache so schnell, daß die Königin Henriette nicht einmal Abschied von ihren Freunden nehmen konnte; sie mußte sich begnügen, den Scheidenden ihren letzten Gruß aus dem Fenster nachzusenden, und das war gerade jenes Fenster, vor welchem Sie stehen, Mylord."

Cromwells Gesicht überzog eine Eiskälte. Er glaubte an Ahnungen und Prophezeiungen. Aus dem Fenster, welches einst die weinende Königin eingenommen, um Abschied zu winken, sollte der Gatte den letzten Schritt thun, wenn er Abschied von dieser Erde nahm. Cromwell vergaß die Nähe des alten Dieners, vergaß die Worte Iretons, er starrte in die Luft hinaus. Von unten herauf tönten plötzlich Stimmen, die Zurufe arbeitender Leute weckten ihn aus den Träumereien; als er hinabschaute, sah er eben die Zimmerleute auf dem Platze beschäftigt. Die Menge umstand sie gaffend. Die Arbeiter hatten Maßstöcke und maßen einen Raum ins Gevierte, einen Raum dicht vor dem Whitehall Palaste. Cromwell fuhr mit der Hand an seine Stirne, auf welcher ein leichter Schweiß perlte. „Sie messen das Schaffot Karl Stuarts ab," murmelte er leise, „die Thür dazu ist der Königin Fenster in Whitehall."

Er winkte dem alten Diener voranzugehen und folgte ihm durch die Gemächer, aus denen das Heer der Puritaner und des Parlaments die Stuarts und ihre Anhänger vertrieben hatte. Noch stand alles so, wie es die gekrönten Besitzer verlassen hatten. An den Wänden prangten kostbare Gemälde von Rubens und den Meistern der italienischen Schulen in reichen Rahmen, die seidengewirkten Tapeten mit ihren schweren Schnüren bewegten sich, als die Thüren geöffnet wurden und rauschten leise, die Möbel mit den Wappen der Stuarts in den Lehnen waren von der letzten Festlichkeit her noch auf den Plätzen, und die geschliffenen Krystalle der Kronenleuchter warfen leichte Blitze durch das Halbdunkel. Cromwell übersah flüchtig die ganze Umgebung und schritt endlich hinter dem Diener in ein Zimmer des Flügels von Whitehall, der gegen die Themse hinaus lag. Das trübe Licht des Wintertages kämpfte mit der Dämmerung, die in dem großen Raume herrschte und suchte sie vergeblich zu durchdringen.

Von den Wänden hingen große Vorhänge aus schwerem Utrechter Sammet gefertigt hernieder, Stühle aus schwarzem Ebenholz, mit Elfenbein eingelegt und mit gedrehten Füßen versehen, standen umher, auf dem Betpulte in der Ecke lag eine offene Bibel. Der Diener schob die Fenstervorhänge zurück und schickte sich zum Gehen an.

„Wer hat hier gewohnt?“ fragte Cromwell. „Die Königin,“ sagte der Alte leise, das Gemach verlassend.

Cromwell befand sich in dem öden Gemache allein. Er sank in einen Sessel, der neben dem reichgewirkten Verhange stand, warf seinen Hut auf den Boden und stützte, nachdem er den schweren Degen abgelegt, die Arme auf den feinen Rohrstock. Das fahle Licht erhellte seine knochige Gestalt, die ledernen Aermel des Kollers, über welches seine dunkelrothe Sammetweste geknöpft war, den stählernen Ringkragen, die weiten, bauschigen Hosen und die plumpen spanischen Stiefel.

So ohne Bewegung dasitzend, schien der Lord General selbst ein aus dem Rahmen gestiegenes Bild des großen niederländischen Malers zu sein. Die Blicke des Gefürchteten waren scheu und unruhig. Er hatte nicht die Verhänge zurückgeschlagen, welche ringsum die Wände verhüllten, er fürchtete eine Gestalt hervorzurufen, die noch hinter denselben verborgen war, und dennoch malte sich in seinen Zügen ein Trotz, eine Miene der Herausforderung, als rufe er die Geister der Herrscher, die einst hier gehaust, zum Kampfe um das Leben des Mannes, für den vor dem Palaste das Schaffot errichtet ward. —

Cromwell hatte einen großen Tag hinter sich. Es war der erste Augenblick, wo ihm vergönnt blieb, mit sich selbst zu reden, und diese Unterhaltung fand im Betzimmer Henriettens von Frankreich statt, deren Bitten um das Leben ihres Gemahls das Parlament wenig Stunden früher verworfen hatte. Das Tageslicht nahm immer mehr ab, ein rother Streifen der matt untergehenden Sonne glänzte in der Ferne, die Wellen der Themse rauschten im Wintersturme, und in dem Kamine heulte der Wind.

Der Lord General blieb unbeweglich. Er hörte nicht das Rascheln eines langen seidenen Gewandes, nicht den leichten Tritt einer schönen, schlanken Frauengestalt, welche durch die in das Gemach führende Seitenthüre eingetreten war. Erst als ein Schatten sich zwischen ihm und dem Fenster hin bewegte, fuhr er empor. Vor ihm stand in der Fülle weiblichen Liebreizes eine Dame, deren langes, goldblondes Haar das ernste, schöne Gesicht umrahmte. „Brigitte!“ rief Cromwell, sein Haupt abwendend. „Lady Ireton,“ setzte er ernst hinzu. „Mein Vater,“ rief die schöne Frau, sich über den General beugend. „Nenne mich Deine Tochter.“ — „Wohlan, meine Tochter, was suchst Du hier — wie kamst Du in dieses Zimmer?“ — „Ich kenne es von den Tagen her, an denen wir alle freundlich und gütig hier von dem Könige aufgenommen wurden, ich fand den Weg zu diesem Zimmer leicht, denn stets habe ich es besonders gerne betreten — ehe die Königin es verließ, — verlassen mußte.“ „Du bist Iretons Gattin,“ fuhr Cromwell wild empor. „Ich bin eine treue, liebende Gattin meines Henry, aber Eure Wege wandle ich nicht — Eure finstren, strengen Pläne flößen mir Schrecken ein; ich eilte hieher von Holmby, ein schreckliches Gerücht durchfliegt die Stadt — sollte es wahr sein, mein Vater: Ihr wollt den König morden?“

„Richten, Brigitta — richten!“ sagte Cromwell mit fester Stimme. „Ha! ha! das wäre ein Spektakel für die Herren Cavaliere gewesen, hätte man eines Morgens Karl Stuart gefunden mit dem Dolche in der Brust, oder wenn eine Kugel bei seinem Spaziergange in Hamptoncourt hinter dem Baume hervorgepfiffen wäre, oder eine Schaale mit Gifttropfen geschwängert den Mißliebigen in das Jenseits befördert hätte. Darüber habe ich gewacht, ich habe ihn gehütet, mit Wächtern umgeben, um ihn aufzusparen für den großen Tag — damit er öffentlich gerichtet und gestraft werde, wir sind keine Mörder, die mit Nacht und Dunkel sich verschwören.“ Lady Iretons Gesicht nahm den Ausdruck höchster Verzweiflung an. „So ist es wahr — doch wahr!“ rief sie händeringend. „Ich wollte es nicht glauben, so nahe ist sein Ende?“ — „Er fällt in zwei Tagen.“ — „Um Gottes willen, mein Vater — habt Erbarmen mit ihm. Gedenkt, daß auf diesem meinem Haupte einst seine Hand gelegen, daß Ihr versprochen habt, ihn zu schirmen.“ — „Bevor er mich verrieth. Er ist ein Heuchler, er hat gelächelt zu uns, und während der Zeit hat er die Fallen gelegt hinter unsern Füßen, aber die Heiden sind in die Grube gesunken, die sie selbst gegraben.“ — „Seid milde, richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet — gedenket, mein Vater, des edlen, königlichen Hauptes, des sanften und doch hohen Blickes! die Locken, welche eine Krone trugen, wird des Henkers Scheere zerschneiden, die Hände, mit denen er vielen wohl that, würgt der Strick, und das Blut rinnt über seine königliche Brust — o mein Vater, es werden schreckliche Nächte für Euch kommen, rufet Euch seine Gestalt ins Gedächtniß, wie sie bittend und doch drohend, mahnend und doch strafend vor Euch stehen wird —.“ „Ich will ihn nicht mehr sehen,“ rief Cromwell, die Hand zur Abwehr ausstreckend, als habe er eine Vision. „Ich will ihn nur sehen, wenn er im Sarge liegt. — Er wird nicht kommen — die Riegel halten ihn fest.“ — „Seht hier hin, dort ist er,“ rief Lady Ireton in höchster Verzweiflung, und von dem Vater hinwegeilend, riß sie schnell einen Vorhang zurück, der das Porträt des Königs verhüllte. Ein Lichtschein des sinkenden Sonnenballes fiel durch das Fenster auf das Bild und überzog es mit sanftem Schimmer. „Wer hat das gethan?“ kreischte Cromwell. „Zurück — mit ihm, zurück.“ Er fiel auf den Sessel nieder. „Erbarmen — mein Vater, Erbarmen!“ rief Lady Ireton vor dem Vater niedersinkend und seine Hände erfassend. „Rettet ihn — rettet Euch vor dem Verbrechen — rettet die Seelen Eurer Kinder.“ Cromwell hatte wie unter einem mächtigen Drucke das Haupt gesenkt, jetzt erhob er es langsam. Seine Augen suchten das Bild — aber nur scheu und von der Seite blickte er hinüber, ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, allmählich wurden seine Blicke fester. „Es ist der König — ganz, wie ich ihn zum letzten Male sah, ehe er mich verrieth,“ murmelte er.

Das Bild war eines jener herrlichen Porträts von Van Dyks Meisterhand. Ein Bild, wie es nur die Sterblichen schaffen können, vor deren Augen und Seele Gott den äußeren und den inneren Menschen zugleich vorüberziehen läßt, wenn sie sich an die Staffelei stellen, um etwas Unsterbliches zu schaffen.

Das Bild Karls des Ersten schaute den General, wie Lady Ireton gesagt, wehmüthig und drohend zugleich an. Die schwarze, spanische Kleidung schien sich unter den Athemzügen zu regen, die Hände mit den Spitzenmanschetten schienen zu winken und zu warnen, der feine Mund zuckte leicht vor Scham über das, was der König erlebt und vor Schmerz über das was er geduldet; die Augen — oh — es waren schöne, schreckliche Augen dort auf dem Bilde, sie lebten — das war keine Farbe, das hatte kein Pinsel auf die Leinwand geworfen, denn die Augen sprachen, sie sagten: „Wage die That — ich werde mich nicht sperren, ich gehe hinaus auf die Blutbühne, aber mein Blick wird Dich verfolgen Dein Lebelang.“ Dann war es wieder, als lege sich der Trotz, und die Augen wurden bittend — es schien, als umgebe sie ein Schleier von Thränen.

Cromwell und seine Tochter sprachen kein Wort. Lady Ireton betrachtete den Vater, der wiederum das Bild des Königs anstarrte. „Ein seltsamer Mann ist dieser Karl Stuart,“ begann Oliver, ohne seine Augen von dem Bilde zu wenden, „und seltsam die Wege, die mich zu ihm, gegen ihn führten. Ich wollte auswandern nach Amerika — ich hatte den Fuß schon ins Schiff gesetzt — er rief mich zurück. Als er den Druck ausübte, lehnte ich mich gegen ihn auf — ich stieß seine Hand von mir — ich warf ihn nieder, und als ich ihm die meinige reichte, war er es, der mir die Finger brechen wollte. — Ja — Karl, Du warst es,“ rief er in Extase, sich erhebend. „Du wolltest nicht gerettet sein — so standest Du vor mir, genau so, als ich im Saale von Hamptoncourt Dich beschwor, ehrlich zu handeln, so ruhte Dein Blick auf mir, Deine Hand streckte sich so nach der meinigen, und doch verriethest Du mich. Schüttle Dein Haupt nicht so leise, beiße die Lippen nicht, winke nicht mit der Hand — bleibe, bleibe — ich will — ich kann vielleicht —“

Das Bild versank in Nacht, die letzten Strahlen der Sonne waren verloschen, und nur ein fahler Schein zeichnete das Fenster des Gemaches. „Wo ist er hingekommen? fort, — er sank in die Finsterniß, er wird darin bleiben,“ sagte Cromwell ruhig und fest. „Du wirst seine Leuchte werden,“ rief Lady Ireton. „Du warst bewegt — Dein Herz begann zu sprechen, das gute Herz, welches so warm schlägt für die Deinen, das nichts Höheres kennt, als das Glück Deiner Kinder — o — er hat auch Kinder, sie werden jammern an seinem Sarge, werden den Mördern fluchen, habe Erbarmen, Vater! jenes Bild erschien nicht umsonst vor Deinen Blicken, es ist eine Mahnung von oben, ein Wink des Höchsten geleitete Dich in dieses Zimmer — nicht durch Dich soll Karl Stuart fallen.“

Cromwell erhob sich und ergriff den Degen. „Es ist zu spät,“ sagte er kalt. „Gott hat ihn geschlagen — ich bin ein Werkzeug des Herrn.“ — „Vater! Vater!“ rief Lady Ireton. — Cromwell stützte sich auf den Degen, und seine Hand berührte das Haupt der Tochter. „Liebe mich, wenn alle mich verdammen,“ sagte er leise. „Die Rach-

welt wird richten — für den dort ist es zu spät.“ In diesem Augenblicke schallten Tritte vor dem Zimmer. „Noch eine Unterredung mit dem Könige, Vater — Gnade für ihn, Gnade!“ Der Vorhang ward zurückgeschlagen, das Dunkel des Zimmers erleuchtete der Schein einer Kerze. Auf der Schwelle stand, das Licht hoch emporhaltend, in rothem Wammse, die furchtbare Gestalt Harrisons. „Die Stunde ist da,“ sagte er mit dumpfer Stimme. „Die Richter in Israel sind versammelt.“ — „Ich komme,“ antwortete Cromwell. „Gehe nicht mit ihm,“ rief Lady Ireton. „Er sieht dem bösen Engel gleich — schau seine Augen an, sieh, wie er die Zähne fletscht — es ist Satan.“ Sie lehnte sich ohnmächtig an Cromwells Schulter. — „Mein Weib?“ rief eine Stimme hinter Harrison. „Ireton,“ sagte Cromwell, „tritt näher.“ Ireton trat herbei. „Nimm Brigitten in Deine Arme. Sie hat mich angefleht, Stuart zu retten — ich bin fest geblieben. Gib die Kerze, Harrison.“ Harrison reichte dem General die Kerze, der sie auf einen Tisch setzte. Ireton ließ die ohnmächtige Brigitta auf ein Polster niedergleiten. „Laßt sie hier ruhen, bis wir zurückkehren,“ sagte Cromwell. „Siehst Du jenes Bild?“ flüsterte er Ireton ins Ohr. „Sie hat es enthüllt — in meinem Geiste wogte es wie eine Sturmflut, als ich es erschaute.“ „Es ist ein gefährliches Machwerk — ein Götzenbild, das uns berücken kann, es muß verschwinden,“ sagte Ireton, „hinweg mit Dir, Karl Stuart.“ Er schlug mit einer kraftvollen Bewegung den Vorhang wieder über das Bild, küßte seiner Gattin die Stirne und wendete sich um. „Seid Ihr bereit?“ sagte er. „Ich warte auf Euch,“ entgegnete Cromwell mit fester Stimme. „Gehen wir.“ — „So spricht der Herr,“ rief Harrison. „Ich will Dich richten, wie Du verdienet hast und Dir geben, was Deinen Greueln allen gebührt. Vorwärts!“ — „Wenn wir zurückkehren, Brigitta,“ sagte Cromwell auf die ohnmächtige Tochter blickend, „ist Karl Stuart ein todter Mann. Kommt — macht Eure Hände geschmeidig, damit sie fest genug die Feder umklammern, wenn wir jetzt sein Todesurtheil unterzeichnen. Gott tröste Dich, meine Tochter!“

Sie gingen hinaus. Als die Thüre sich schloß, schlug Lady Ireton ihre Augen auf. Ein lauter, langer Schrei entwand sich ihrer Kehle — sie war allein, noch bewegte sich der Thürvorhang, den die Fortgehenden so eben herabgelassen hatten. Die Kerze knisterte, tiefe Stille herrschte im Zimmer. Lady Ireton wagte nicht den Vorhang des Bildes zurückzuschlagen, sie irrte trostlos in dem Gemache umher, ergriff das Licht und erblickte die offene Bibel. „Ein Trost in dieser schrecklichen Stunde,“ rief sie, ihre Hand nach dem heiligen Buche ausstreckend, und als die Flamme die Schrift erleuchtete, las sie: „Das ist die Schrift allda verzeichnet: Mene, mene, tekel, upharsin. — Und sie bedeutet dies: Mene das ist, Gott hat Dein Königreich gezählet und vollendet.“ Die Lady schreckte zusammen — sie wollte weiter lesen, da schallte ein dumpfer Wirbel an ihr Ohr — er kam von unten herauf, es waren Trommeln und Pauken, die gerührt wurden, und als sie schwiegen, tönte aus rauhen Kehlen ein Gesang von ferne, der bald wie ein Choral, bald wie wildes Jauchzen anzuhören war.

„Es ist der Jubel der Soldaten,“ flüsterte die Lady mit matter Stimme. „Sie haben den König gerichtet.“

Am Familientische.

Die Neanderskinder.

Aus dem Berliner Thiergarten kehren in endloser Reihe die tausende von Spaziergängern zurück, welche ein schöner Herbstnachmittag in das Freie gelockt hatte. An der Wache des Brandenburger Thores zieht jeder der Herren mechanisch ein Kärtchen hervor, um dasselbe ohne Unterbrechung des Ganges und der Gespräche beim Vorbeipassiren sehen zu lassen; denn über Berlin war der Belagerungszustand verhängt, und kein erwachsenes männliches Individuum durfte ohne Legitimationskarte in das Thor einpassiren. Plötzlich erschallt das barsche Commando: „Halt! Legitimation!“

Der Zug der Spaziergänger geräth in Stockung, und es bildet sich ein Menschenknäuel um den Angerufenen, einen ältlichen Herren mit nach oben gerichtetem Blick, welcher von einer kleinen, ebenfalls ältlichen Dame an der Hand geführt wird, er in einem altmodischen, langem Ueberrock mit hohem Kragen, sie in einem etwas bunten Gewande, beide entschieden jüdischer Abstammung. Eine unbeholfene Verlegenheit spricht sich aus in der Haltung des alten Herren, dessen großes, dunkeles Auge wie aus einem Traume in die Wirklichkeit zurückkehrend, erstaunt und fragend die Menge streift, während seine Gefährtin bereits höchst zungenfertig mit dem gestrengen Wächter des Thores unterhandelt, um ihm begreiflich zu machen, der alte Herr, ihr Bruder habe freilich seine Legitimationskarte einzustecken vergessen, aber es kenne ihn ja jedes Kind auf der Straße.

Der Wachtposten bleibt taub gegen alle Vorstellungen; der alte Herr soll eintreten in die Wache und sich dort vor dem Corporal legitimiren, als sich plötzlich in der Menge der Ruf verbreitet: „Die Neanderskinder! die Neanderskinder!“

Unser bedrängtes Paar ist erkannt. Ein Officier durchtheilt rasch den Haufen, grüßt respektvoll den alten Herrn, bietet ihm den Arm, und: „Professor Neander!“ herrscht er den verdutzten Wachtposten an. Man macht Platz: die Herren ziehen achtungsvoll den Hut; der Officier führt das Geschwisterpaar aus dem Gedränge; die Straßenjugend schreit jubelnd Hurrah! und höhnt den Posten, daß er die „Neanderskinder“ nicht kenne; diese aber tragen das Privilegium davon, künftig auch während des Belagerungszustandes das Thor ohne Legitimationskarte passiren zu dürfen.

K . . . . . r.

Räthsel.

I.

Ein sinnig Wort! Keck leuchtet's dir
Aus manchem hübschen Augenpaar,
Umweht von echter Jugendzier,
Von goldig reichem Lockenhaar.
Doch auch aus wettergrauer Stirn
Und tiefen Furchen zuckt es kühn,
Wenn drauf, wie hoch am Alpenfirn,
Der Sonne Scheidestrahlen glühn.
Und von der March bis an den Rhein
Hat's jüngst noch tausendfach geblitzt,
Weil's wie der Funk im festen Stein,
Im deutschen Heldenmarke sitzt.

Zwei Zeichen vor! Ein Jammerbild,
Hohläugig, bleich und fahl!
Du hast wohl, Leser, nie gefühlt
Des Wortes ganze Qual?
Ein Abgrund ist's. Und würfest du
Wohl Berge selbst hinab,
Du füllst es nicht, deckst es nicht zu
Das bodenlose Grab. —
Von unten muß gar emsiglich
Der Grund gehoben sein;
Dann gleicht sich's aus, dann füllt es sich
Wohl auch mit Sonnenschein!

II.

Zwei Feinde weiß ich, in ewigem Krieg,
So lange die Erde gegründet;
Dem ersten wird jetzt, dann dem zweiten der Sieg,
Bis der erste die Kraft wiederfindet.
So jagen sie stets sich; doch keinem gelingt,
Daß er den andern auf immer bezwingt.

Das schwache Ganze, dem zweiten verwandt,
Stellt doch sich auf Feindes Seite;
Es schlingt mit dem ersten ein brüderlich Band,
Wenn jener suchet das Weite.
Beim hellen Verwandten wird nie es gesehn,
Mit dem düstern Feind muß es fallen und stehn.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnenten, ihre Bestellung gefälligst rechtzeitig erneuern zu wollen.

Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

III. Jahrgang. Ausgegeben am 30. März 1867. Der Jahrgang läuft vom October 1866 bis dahin 1867. 1867 № 26.

Das Geheimniß des Fürstenhauses.

Novelle von Georg Hiltl.

(Schluß.)

Katharina schüttelte das Haupt. „Nicht so leicht Martha. Ich habe David mein Wort gegeben — sprich zu niemandem davon, er wird sich ehrlich machen. Du bist allzu leicht erregt — oh — die Schönen, Edlen, Besten, ja — wo sind sie? Als ich David mein Wort gab, war ich von Liebe für ihn erfüllt — ich klage mich an: mein Herz ist wankelmüthig, mein Geist nicht mit der Demuth begnadet. Ich liebte ihn nicht so, wie ich den lieben sollte, dessen Namen ich tragen will, mein Streben geht nach höheren Dingen — ich sehe es funkeln und blitzen vor mir von Juwelen und Gold — darum hätte ich ihm mein Wort nicht geben sollen — ich that es. Das war eine Sünde — ich büße dafür. Die glänzenden Tage, die wir jetzt durchlebt, das Schöne, das uns gesagt ward, die herrlichen Männer, die wir gesehen, haben mir gezeigt, daß ich für Höheres bestimmt war, daß ich vieles — Großes hätte erreichen können, wenn mein Gelübde nicht wäre. Dort drüben endet meine Straße." — „Ei — so brich das Gelübde doch — es ist vielleicht erzwungen," rief Martha unwillig. „Nimmermehr. Ich gab es freiwillig und nun bin ich gefangen — ein Vogel im Käfig, eine Gefesselte."

Katharinas Augen funkelten vor Schmerz und Zorn. „Du mußt von dem David lassen — es wäre schrecklich," sagte Martha. Katharina umschlang die Schwester. „Ich werde ihm angehören," sagte sie. „Es ist besser so. Was helfen die Reden? vielleicht ist der Henker am ehrlichsten." Sie zeigte Martha den blitzenden Stein an ihrem Finger. „Kennst Du dieses? es gab einen Mann, der mich bewegen konnte, mein Gelübde zu brechen — wo bleibt er? er schämt sich meiner. Er hatte süße Worte, dennoch scheine ich vergessen. Ich weiß, daß er droben auf dem Schlosse weilt, ließ er sich ein Mal sehen? ich rettete ihn aus der Schlucht — er meidet mich. — Wenn er noch wieder käme — wenn er zu mir träte — dann würde mein Schicksal sich ändern, dann reichte ich dem Leben, der Hoheit die Hand, für die ich bestimmt sein soll — dann — —"

„Katharina!" rief in diesem Augenblicke eine Stimme. Das Mädchen fuhr mit einem Ausrufe des Schreckens und der Freude empor. Sie wandte sich hastig um. „Ist es möglich? Ihr seid es?" jubelte sie. In der Thüre des Balkons stand der Freiherr Kolbe von Wartenberg. Er streckte seine Hand der schönen Katharina entgegen, die Sonne schien auf seine feinen, edlen Züge und mit sanfter Stimme sagte er, die Schiffertochter an sich ziehend: „Hat die reizende Katharina mich nicht vergessen?" Katharina blickte ihm in das Gesicht und einen Blick voll Schwermuth nach dem Werder sendend, lehnte sie den Kopf an des Freiherrn Schulter.

Der kurfürstliche Besuch.

Die Tafel auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Cleve war heute besonders unterhaltend gewesen. Nicht allein hatte man für ausgesuchte leibliche Genüsse gesorgt, es waren auch die interessantesten Dinge zur Sprache gekommen. Der Kurfürst, dessen Heiterkeit alle Gäste und die Einwohner des Kreises, welche der Tafel zuschauen durften, bezauberte, war von einem zwei Tage langen Ausfluge zurückgekehrt. Es hieß: während dieser Zeit habe die Zusammenkunft mit Wilhelm von Oranien stattgefunden und alles sei abgeschlossen, deshalb sei der Kurfürst so heiter. Man sprach von der Sensation, welche dieses Bündniß machen werde, von den wichtigen Folgen für die Zukunft, dann, nachdem die ernsten Ereignisse genugsam durchgesprochen waren, gingen die privilegirten Erzähler und Unterhalter auf Stadt- und Landneuigkeiten über. Alle Persönlichkeiten, welche in dem Kreise von Cleve sich besonders hervorthaten oder die Aufmerksamkeit erregten, wurden in die Unterhaltung gezogen. War es nun der Reiz der Neuheit oder hatte die interessante Erscheinung wirklich Eindruck auf die verwöhnten Cavaliere gemacht — genug, das Tischgespräch drehte sich nur um die schöne Schiffertochter in Emmerich, welche den Aufenthalt der Hofherren um vieles angenehmer machte. Schon waren einige der aus den benachbarten Fürstenthümern geladenen Damen incognito nach Emmerich gekommen, um die gepriesene Katharina zu sehen; der Ruf ihrer Schönheit und ihres Geistes, so wie der

gute Leumund, dessen sie sich erfreute, machten dieses sonderbare Mädchen zu einer Art von Romanheldin, welcher Umstand noch durch eine gewisse Schwermuth, die auf Katharina zu lasten schien, an Reiz gewann. „Ma foi," sagte der Kurfürst Friedrich, als Herr von Marwitz so eben wieder das Lob der Schiffertochter gesungen hatte, „ma foi, ich könnte mich zuletzt selbst entschließen, dieses Miracle zu sehen. Ich bin neugierig, eine Demoiselle kennen zu lernen, welche meinen Cavalieren die Köpfe verdreht und sich dabei in die Tracht einer kleinen Bourgeoise steckt." — „Thun Sie das, gnädigster Herr," fiel hastig Münchhausen ein, „es wird Euer Gnaden nicht gereuen." — „Ich komme aber am Ende bei Ihrer Liebden der gnädigsten Kurfürstin in ein böses Gerede," sagte lachend der Kurfürst. „Auf Reisen ist alles zu sehen erlaubt," entgegnete Herr von Marwitz, „und Ihre kurfürstliche Gnaden sind viel zu hoch stehend, als daß eine Schiffertochter es vermöchte, die geringste Mißstimmung in dem humeur Ihrer Durchlaucht zu erzeugen." — „Wohlan," sagte der Kurfürst, „wir wollen heut noch die Rheinfahrt nach Emmerich machen. An der Schenke des alten Vaters — wie heißt er doch?" — „Ricker." — „Gut — also bei dem Ricker wollen wir anhalten und einen Trunk Wein nehmen, dabei kann man ja das Wunder sehen. Eh donc — wissen Sie denn übrigens, meine Herren, daß mein Kammerdiener, der gute Biedekap, schon von dem Mädchen erzählte? und daß es mir scheint, als habe er die Absicht, die schöne, gepriesene Katharina als Frau heimzuführen?" Tiefes Schweigen folgte diesem Ausspruche des Kurfürsten. „Haha! die Cavaliere sind ängstlich," lachte Friedrich, „sie fürchten, die Schönheit werde ihnen entrissen — ja Biedekap ist eine gute Mariage! Auf heut Abend denn, meine Herren. Die Tafel ist beendet." Alles erhob sich. Die Fahrt, welche in Aussicht stand, versprach eine sehr heitere zu werden, und Jedermann freute sich bereits im voraus auf die kommenden interessanten Momente. Nur einer der Herren schien verstimmt, und zwar gerade derjenige, welcher sonst immer den besten Humor bei ähnlichen Dingen zeigte — der Freiherr Kolbe von Wartenberg.

Trotz aller Maßregeln Danckelmanns war es ihm nicht gelungen, den Freiherrn zu verdrängen. Hatte auch zwischen dem Kurfürsten und Kolbe eine ernsthafte Scene stattgefunden, so wußte der gewandte Höfling dennoch dem Herrn seine Reue, die Schuldlosigkeit seiner Person trefflich darzustellen, und die gewinnende Persönlichkeit des Freiherrn verfehlte nicht ihre Wirkung auf den Kurfürsten zu äußern. Dazu kam, daß Kolbe in der That bei der bevorstehenden Reise nützen konnte und daß der gefährliche Pater Wolff nicht aufzutreiben war, weshalb denn aller Unmuth, die ganze Last von Verrätherei leicht auf den abwesenden Feind gehäuft werden konnte. Danckelmann knirschte, aber umsonst. Bei aller Trefflichkeit des Geistes und Herzens hatte der Kurfürst einen allzugroßen Hang nach glänzender Aeußerlichkeit, und Kolbes Person vermochte denselben besonders zu befriedigen. Er verstand sich trefflich darauf, die Arrangements der Reise ganz im Sinne des Kurfürsten zu leiten, die glänzenden Empfangsfeierlichkeiten fehlten nirgends, und dabei verstand der Freiherr doch über alles einen gewissen Ernst zu breiten, der ganz zu der Trauer paßte, welche noch zum Theil respectirt werden mußte. Der Freiherr war also wieder vollkommen in Gnaden, als der kurfürstliche Hof in Cleve einzog. Weshalb nun die Mißstimmung, die sich seiner nach Schluß der Tafel bemächtigte? Der Freiherr war seit dem Abende, wo er Katharina wiedergesehen hatte, ein steter Gast in der Schenke Rickers gewesen. Zu seinem Leidwesen bemerkte er bald, welche Menge von Bewunderern die schöne Schiffertochter um sich versammelte, dennoch sah der gewandte Mann nach kurzer Zeit, daß Katharina ihn allein auszeichnete und die Schmeicheleien der Gäste stets mit Lachen zurückwies. Glückliche Stunden, wenn der Freiherr endlich, nachdem die Zahl der Gäste sich vermindert hatte, an der Seite seiner Geliebten auf dem von Weinlaub umrankten Balkone des Hauses weilen durfte. Die Stille des Abends sank auf die Gegend und auf die Glücklichen, die Wogen des Rheines rauschten und schienen zu sprechen, fernhinschallende und sich endlich verlierende Lieder tönten, und Katharina war überglücklich an der Seite des Freiherrn. Aber inmitten dieses reizenden Vergessens aller Umgebung sprang sie plötzlich auf, wie eine von unsichtbaren Mächten Getriebene lief sie an den Rand des Balkons, starrte in die Wogen hinab und rief, in die Ferne deutend: „Vergib! vergib! ich habe Dich betrogen, aber Du weißt, was mir verheißen ward an jenem Abende — ich muß in die Höhe, ich muß ein Diadem haben, es ist mein Schicksal, ohne Dich zu sterben." Der Freiherr eilte bestürzt und erstaunt auf die Händeringende zu und rief, den innigsten Ton anschlagend: „Katharina — kehre zurück zu Dir selber. Welch ein Phantom ängstigt Dich?" — „Fragt nicht," sagte das Mädchen, sich die verwirrten Haare aus der Stirn streichend, „fragt nicht — sonst, wenn ich Euch antworten müßte, wäre alles aus, alles. Ich werde es tragen, ich werde suchen die Bande abzustreifen — wenn ich Euch dafür gewinnen kann und mit Euch auf die Höhe gelange, wo ein Diadem neben dem Glück der Liebe funkelt."

Der Freiherr zitterte leicht. Katharina war nicht ein Mädchen gewöhnlicher Art, das hatte er längst erkannt. Sie verwarf eine leichtfertige Tändelei, sie liebte ernstlich, und da sie zugleich, wie aus allen ihren Reden hervorging, nach hohen Dingen strebte, schien ihr der Freiherr, der ihr seine Liebe angetragen hatte, jener Schutzgeist zu sein, an dessen Hand sie zu höheren Regionen emporsteigen, der sie von einer Fessel befreien sollte, die bis jetzt noch für Jedermann ein Geheimniß, sie mit unsichtbarer Gewalt umklammert hielt. Aber Katharina glich nicht jenen Damen des französischen Hofes, die, um eine Zeit lang das Gestirn am Himmel der großen Gesellschaft zu sein, jeden Gewissensscrupel beseitigten. Die Tochter des Schiffers dachte in dieser Hinsicht viel zu bürgerlich. Sie wollte eine glänzende Stellung einnehmen, wollte sich losreißen von kleinlichen Verhältnissen, wollte ein geheimnißvolles Band sprengen, um hoch zu steigen, aber an der Hand des geliebten Freiherrn, als seine rechtmäßige Gattin. Das war es, was den Freiherrn zittern machte. Wie sollte dieser Roman enden? Entweder riß er sich gewaltsam los von der allgemein Bewunderten, und dann fürchtete er den stolzen Charakter des Mädchens, welches diese Demüthigung nicht ruhig aufnehmen würde, oder er ließ sich bestimmen, die Ehe zu schließen — dann war es um seine Stellung geschehen — Freiherr Kolbe von Wartenberg und die Tochter des Schiffers Ricker zu Emmerich! wie wäre das möglich gewesen? — Kolbe hätte auf jedes Steigen verzichten müssen. Dennoch wirbelten und kreuzten sich in des Freiherrn Kopfe die seltsamsten Gedanken und Combinationen. Er malte sich die Zukunft des berlinischen Hofes aus, er sah den Kurfürsten mit Pracht, Glanz und Ueppigkeit umgeben, er war im Geiste bei den Festlichkeiten, denen ein Kranz schöner Frauen den höchsten Reiz verlieh, galante Abenteuer aller Art, mächtige Wirkungen, erfolgreiche Intriguen konnten durch jene Schönheiten gelingen, man konnte mit ihrer Hilfe die Günstlinge steigen lassen, die Mißgünstigen beseitigen, die Feinde stürzen. Die Feinde — der Freiherr blieb bei dieser Stelle stehen, Danckelmann! er war es, dessen Sturz vollendet sein mußte, ehe Kolbe seinen Weg zum Ruhme, zu den Ehren frei sah, und diesen Sturz vollführte sicherlich ein Weib, nachdem es allen anderen Intriguanten unmöglich gewesen war. Katharina Ricker hatte dem Freiherrn vorgeschwebt, als er den Freunden eine Bundesgenossin verhieß. Er hatte dabei nach Frankreich den Blick gewendet, dort herrschte die Geliebte Ludwigs XIV. gleich einer Königin. Es ging die Sage, sie sei dem Monarchen heimlich angetraut, sie hatte alles vermocht, hatte gestürzt, erhoben, gebaut, zerstört — und wer war diese Maintenon? Die Tochter eines Abenteurers, der einst im Kerker von Niort saß, zwischen dessen Mauern die jetzt Allmächtige das Licht der Welt erblickt hatte. Dann ward sie eine Almosenempfängerin, dann die Frau des Krüppels Scarron, endlich — — die Geliebte und zuletzt.... die Gattin des größten, mächtigsten Herrschers der Christenheit. Diesem Herrscher ahmte alles nach, was in Europa eine Krone oder einen Fürstenhut trug. Kurfürst Friedrich hatte die Augen offen für den Glanz — sollte es unmöglich sein, ihm eine geistvolle, schöne und muthige Frau als Geliebte zuzuführen — ganz nach dem Muster des großen Ludwig, den er sich zum Vorbild genommen hatte, wenn er fürstlichen Glanz verbreiten wollte? — und war für eine solche Stellung die schöne Katharina nicht geeignet? sie hatte Geist genug, sie bedurfte nur der Anleitung, und diese konnte der Freiherr ihr geben. Sie war nicht alltäglich wie die Schönheiten des Hofes, hatte ihre geistige und leibliche Frische bewahrt, ihre unbedeutende Abkunft, das Interesse, welches sie allen einflößte, machten ihre Persönlichkeit pikant — ja, wenn man sich dieses schönen Mädchens versicherte, so konnte man den Kurfürsten mit ihrer Hilfe umstricken, den gehaßten Danckelmann stürzen und sich selbst emporheben, denn die, welche durch ihre Freunde zu Macht und Ansehen gelangt war, mußte entschieden für die Begründer ihres Glückes wirken. Der Freiherr hatte deshalb in Gemeinschaft mit seinen Verbündeten schon seit dem ersten

Tage der Anwesenheit in Cleve dem Kurfürsten von dem Geiste und der Schönheit der Schiffertochter erzählen lassen, die Nachrichten mehrten sich täglich, und Friedrich entschied sich endlich für einen Besuch bei dem Fährmann. Der Freiherr frohlockte. Mit ihm Wittgenstein und die Genossen der Clique, während Danckelmann ernsthaft den Kopf schüttelte. „Zwei Dinge bereiten sich hier vor," sagte er. „Ein großes Ereigniß, das Bündniß mit Oranien und ein kleines, erbärmliches — eine neue Hofintrigue. Ich bin noch nicht sicher, wo die Herren hinaus wollen — geben wir Achtung."

Als am Schlusse der Tafel der Kurfürst des Kammerdieners erwähnte und ihn als einen Bewerber um Katharina darstellte, ward der Freiherr stutzig. Hatte der langweilige Biedekap es vermocht, seine Werbung anzubringen? war er erhört worden? vielleicht weil Katharina daran verzweifelte, die Hand des Freiherrn zu gewinnen. Kolbe warf sich aufs Roß und ritt nach Emmerich. Hier angelangt, suchte er eine Unterredung mit Katharina. Die Befürchtungen des Freiherrn waren nicht umsonst. Biedekap, der von Ricker bedeutende Weinlieferungen für den Hof in Cleve entnommen hatte, war dem Alten ein sehr willkommener Gast. Noch mehr als der Vater protegirte ihn aber die Mutter. Ein kurfürstlicher Kammerdiener — das war der Inbegriff aller Wünsche für Frau Ricker, ihre Träume gingen in Erfüllung, der vornehme Schwiegersohn, der im Schlosse zu Berlin wohnte, schritt mit ihr und der Tochter über die Gasse und die dreie erregten den Neid aller Einwohner. Frau Ricker war bei aller Eitelkeit doch eine kluge Frau. Sie sagte sich, daß alle Schönthuereien und Complimente der Cavaliere zu nichts führen könnten, denn eine Ehe mit Katharina würde keiner der Herren eingegangen sein, also war Biedekap der Sicherste, Reellste und Beste. Frau Ricker säumte denn auch keinen Augenblick, Katharina die Vortheile einer solchen Partie recht augenscheinlich zu machen. Die schöne Katharina lächelte, sie blickte auf Biedekap, der zwar nicht häßlich, aber durchaus nicht mit dem Freiherrn zu vergleichen war. Biedekap ward eingeschüchtert, er fühlte deutlich genug die Ueberlegenheit Katharinas und so vermochte er nur dann eine entschiedenere Haltung anzunehmen, wenn er sich durch einige Gläser Wein den gehörigen Muth verschafft hatte; in solchen Augenblicken ließ er Andeutungen von einer bevorstehenden Werbung fallen. Der Freiherr ward durch Katharina von all diesen Ereignissen unterrichtet. Das Mädchen ergriff seine Hand und sah ihm in die Augen: „Casimir," sagte sie, „man will mich Dir entreißen. Die Mutter will, daß ich des Kurfürsten Kammerdiener heirathen soll — Du wirst es nicht zulassen. Du hast mich seit jener Nacht, wo ich Dich im Hohlwege fand, geliebt, ich weiß es, Dein Wort, Dein Kuß, sie haben mich gefangen, gefesselt, und um Deinetwillen werde ich zur Eidbrüchigen — kannst Du mich lassen?" Der Freiherr erbleichte. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo es sich entscheiden mußte. Wenn Katharina sich getäuscht, in ihren hohen Erwartungen betrogen sah, dann war das Haus des alten Ricker der Schauplatz einer heftigen Scene. Der Kurfürst konnte jeden Augenblick eintreffen, vielleicht kam er gerade zu dem Auftritte, den die betrogene Katharina herbeiführte, und der Mittelpunkt eines Scandals war wieder der Freiherr Kolbe von Wartenberg. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß die stolze Katharina ihn nicht zwingen werde, aber eben so wenig war er darüber in Zweifel, daß sie ohne Rückhalt dem Kurfürsten das zärtliche Verhältniß entdecken würde, in welchem Kolbe zu ihr gestanden. „Gewinnen wir nur Zeit," sagte der Freiherr für sich. „Dieses Mädchen darf uns nicht entgehen und ich muß mich aus der Schlinge ziehen." — Er legte seine Hand unter Katharinas Kinn und hob den Kopf des Mädchens empor. „Katharina," sagte er, „verzeihe mir, wenn ich nicht gleich antworten kann. Eine sonderbare Beklemmung verschließt mir fast den Mund." Katharinas Augen nahmen einen finstern Ausdruck an, sie seufzte schwer und ließ die Hand des Freiherrn los, welche sie noch in der ihrigen gehalten hatte. „Ich verstehe," sagte sie. „Der Herr Kolbe von Wartenberg ist verschnell gewesen — jetzt ist die Schiffertochter nicht gut genug — nur für eine Unterhaltung taugt sie, damit die vornehmen Herren sich die Zeit nicht lang werden lassen. Sie hätten das früher bedenken sollen, Herr Freiherr, bevor Sie meine Sinne berückten und mich an den Rand des Verderbens gebracht hätten, besäße ich nicht mehr Stärke des Willens als Sie. Hier — nehmen Sie vor allen Dingen diesen Ring wieder." Sie wollte den Ring, den Kolbe ihr einst geschenkt, abstreifen; der Freiherr hielt ihre Hand zurück.

„Du mißverstehst mich, Katharina," rief er. „Ich liebe Dich noch immer, aber — es ist ein Schatten zwischen uns, ich würde gern alles Dir bieten, allein wenn ich Dich mein nennen soll, wie darfst Du ein Geheimniß vor mir haben? Ich frage Dich, was bedeuten die geheimnißvollen Rufe, was soll der Blick nach jenem Hause, welches dort hinter den Bäumen so schwarz und unheimlich vor uns aufsteigt? Fesselt Dich ein Gelübde an jemand, dessen Namen Du verbergen mußt? Lastet eine Schuld auf Dir? Sprich, wenn ich zu Dir stehen soll." Katharina kämpfte mit einem herben Entschlusse, ihre Wangen erbleichten, sie preßte die Hand auf das klopfende Herz, aber ihre Lippen öffneten sich nicht, um die erwartete Aufklärung zu geben. „Ich kann nicht sagen, was es ist," stammelte sie endlich. „Fragt die Leute hier im Orte, sie klatschen genug — ich will nichts sagen. Wenn dies Euer letztes Wort war — laßt von mir, ich will nicht Euch angehören, meidet meine Straße." Der Freiherr wollte das vor Zorn bebende Mädchen umfassen, sie stieß ihn zurück. „David! David!" murmelte sie leise. „Das Verhängniß, welches sich an Deinen Namen heftet, beginnt zu walten. Ich bleibe die Deine." In diesem Augenblicke erschallte lautes Trompetengeschmetter vom Flusse herauf. Kolbe eilte an die Brüstung des Balkons. Ein langes Ruderboot fuhr, aus der Mitte des Rheins lenkend, gegen das Fährhaus Rickers. Die Wände dieses Bootes waren mit bunten Teppichen geschmückt, am Steuer flatterte eine Fahne mit dem brandenburgischen Kurwappen. Im Vordertheile des Fahrzeuges saßen Trabanten, die Mitte nahmen der Kurfürst und sein Gefolge ein. „Es ist der Kurfürst," rief Kolbe dem Mädchen zu, welches starr und unbeweglich auf der Stelle verharrte. „Nimm Dich zusammen, Katharina, Seine kurfürstliche Gnaden wollen Dich kennen lernen. Sei heiter — es kann noch alles gut werden." — „Der Kurfürst?" rief Katharina aufschreckend. „Ah — vielleicht soll sich heute mein Schicksal doch noch wenden."

Indessen ward das ganze Haus mit einer wahren Flut von Menschen überschwemmt. Treppauf, treppab liefen die Bewohner, Katharina hörte ihren Namen rufen. „Eile hinunter," sagte Kolbe, „ich will Dir folgen." Die Augen Katharinas blitzten. Eine Ahnung von künftigem Glanze schien aus diesen Blicken zu leuchten, stolz erhob sie das Haupt und einen flüchtigen Gruß dem Freiherrn zuwinkend, eilte sie in das große Gastzimmer hinab. Hier hatte die Ankunft des Schiffes die Verwirrung auf den höchsten Grad getrieben. Fremde und Einheimische liefen durcheinander, die zufällig anwesenden Reisenden blieben natürlich auf ihren Plätzen, um dem seltenen Schauspiele beiwohnen zu können, dessen Zeugen sie durch ein glückliches Ungefähr wurden. Die Trabanten waren ausgestiegen, um eine Chaine zu bilden, die sich vom Rande des Ufers bis zur Eingangsthüre hinzog. Zwischen diese hindurch schritten der Kurfürst und sein Gefolge. An der Pforte stand Ricker, die Mütze in der Hand, neben ihm seine Gattin, hinter beiden Katharina und Martha. Der Kurfürst legte die Hand an seinen Hut und sagte: „Ihr seid der Wirth und Fährmann Ricker?" — „Euer kurfürstlichen Gnaden zu dienen," stotterte der Alte. — „Ich bitte Euch um einen Trunk." — „Kurfürstliche Gnaden machen mich unendlich glücklich." — „Wir wollen eine Abendfahrt auf dem Rheine machen und haben hier angehalten, um uns durch ein Glas guten Weines zu erquicken, denn der Abend ist schwül." — „Ein guter Rheinwein soll Euer kurfürstlichen Gnaden munden, und das Glas, aus welchem unser erlauchter Herr getrunken, wird eine Zierde des Hauses bleiben." — „Gut — gut, Meister Ricker, aber der Trunk soll mir gereicht werden von Euren schönen Töchtern. Das sind sie wohl, dort hinten?" — Ricker gab den Mädchen ein Zeichen, sie traten vor. Martha war blutroth im Gesichte, sie machte einen tiefen Knix und schlug die Augen nieder. Katharina aber verbeugte sich graziös und blickte den Kurfürsten zwar bescheiden, aber ohne Verwirrung an.

„Dies ist wohl die schöne Katharina, von der alle diese Herren so entzückt sind," sagte der Kurfürst mit freundlichem Lächeln. — „Es ist meine Tochter Katharina, gnädiger Herr," antwortete Ricker. — „In der That ein schönes Kind," sagte der Kurfürst. „Ei, meine liebe Jungfer, Ihr verdreht mir den Cavalieren die Köpfe, sie lassen ihre Herzen in der kleinen Stadt Emmerich." — „Durchlauchtigste Gnaden belieben zu scherzen," entgegnete Katharina. „Die Herren sind gar nachsichtig gegen ein armes Mädchen. Wenn ich nicht wüßte, wie gnädig der Herr Kurfürst sind, so müßte ich fürchten, der Durchlauchtigste wolle meiner spotten."

Sie hatte einen so flehenden Blick bei diesen Worten auf den Kurfürsten gerichtet, daß ihr Antlitz in der That einem der schönsten Originale glich, welche die Pinsel großer Heiligenmaler verewigten. Alles betrachtete das Mädchen, dessen schlanke Gestalt und herrliches Antlitz gar nicht in die Schenke von Emmerich zu gehören schienen. Hinter den Wirthsleuten drängten sich Kopf an Kopf die Gäste und Fremden, welche aus der Wirthsstube herbeigeeilt waren. „Nein, nein, Ihr seid zu bescheiden, der Ruf von Eurer Schönheit ist nicht übertrieben, auch Eure Sitten lobt man, und Ihr dürft wohl dem Kurfürsten von Brandenburg den Trunk reichen.“

Schon hatte die Schwester Martha aus der großen Flasche ein hohes, feines Glas mit Wein gefüllt und reichte es auf einem breiten kupfernen Teller Katharina. Diese ergriff den Credenzteller mit dem Glase, beugte sich ein wenig und hielt dann das gefüllte Glas dem Kurfürsten hin.

„Möge dieser Trunk vor unserm schlichten Hause Euer kurfürstlichen Gnaden munden und der allergnädigste Herr ihn so freundlich und gnädig aufnehmen, als wir ihn von Herzen mit den besten Wünschen darreichen!“ sagte sie. Der Kurfürst ergriff das Glas, hob es empor und that dann einen Zug. „Dies trank ich auf Euer Wohl und auf das Eures Hauses. Aber eins möchte ich wissen, seid Ihr gerne in Emmerich oder möchtet Ihr wohl dereinst weiter hinaus, etwa in eine größere Stadt? Ihr seid nicht geschaffen, in so kleiner Umgebung zu bleiben.“ Alle horchten auf. Die Verbündeten stießen sich leise an, aller Augen suchten den Freiherrn — er war nicht zu erblicken. „Es wird mein Loos sein, hier im Hause der Eltern zu weilen,“ sagte Katharina mit zitternder Stimme, während auch ihre Blicke den Freiherrn suchten. „Wie sollte ein so unbedeutendes Menschenkind, als ich bin, an so hohe Dinge denken?“ Sie hatte unwillkürlich eine Stellung angenommen, die nicht zu den bescheidenen Worten gehörte.

„Man kann nicht wissen, was geschieht,“ sagte der Kurfürst, das Glas auf den Teller setzend. „Ich spreche noch, ehe die Reise nach Berlin zurückgeht, mit Euch darüber, Meister Ricker. Habe so einen Plan, — will ein gutes Wort für jemand einlegen. Auf Wiedersehen, mein schönes Kind. En avant, messieurs!“ fuhr er, zu den Cavalieren sich wendend, fort. „Wir wollen weiter fahren. Es war ein ganz herrlicher Wein dort und die Geberin machte ihn noch schöner. Morgen soll die Zahlung stattfinden. Gehabt Euch wohl, schönes Kind. Er schritt nach seinem Boote, stieg hinein und winkte noch einmal gnädig mit der Hand den am Ufer stehenden Rickerschen Eheleuten und den Töchtern, dann stießen die Ruderer ab und das Schiff fuhr in die Wellen zurück. Katharina ging, ohne sich umzusehen, mit den Eltern in das Haus, wo die gaffende Menge sie umringte.

Während dieser Vorgänge hatte hinter der neugierig sich vordrängenden Masse eine Scene gespielt, die Herr von Danckelmann, wenn er Zeuge gewesen wäre, sicherlich zu seinem Vortheile ausgebeutet hätte. Gleich nachdem Katharina den Freiherrn verlassen hatte, war dieser ihr gefolgt. Als er in das Gastzimmer trat, hatte der Menschenschwarm bereits die Thür desselben verstopft, um den so eben beschriebenen Empfang des Kurfürsten zu sehen. Sämmtliche Leute drehten deshalb dem Eintretenden den Rücken zu. Der Freiherr vermochte auch nicht die Mauer von Menschen zu durchbrechen, er blieb daher in dem Hintergrunde des Zimmers. Nur ein Gast schien sich um den Tumult nicht zu kümmern, sondern saß vor seinem Weine still und theilnahmlos. Er trug die Kleidung eines wohlhabenden Bürgers jener Zeit und hatte den Kopf in seine Hand gestützt. Bei dem Eintritte des Freiherrn fuhr er auf. Ein Blick genügte für Kolbe, um in dem Fremden den Pater Wolff zu erkennen. „Um des Himmels willen,“ flüsterte er, an den Tisch tretend, „machen Sie sich davon. Wie kommen Sie her? wie wagten Sie — —“ „St.!“ sagte leise der Pater. „Ich bin hier, das ist genug. Fürchten Sie meinetwegen nichts. Ich finde überall Helfer und Freunde.“ — „Sie wissen nicht, daß Danckelmann —“ — „Ich weiß alles, weiß auch, daß ich ein Spiel verlor. Aber ich beginne eine neue Partie und werde sie in Ihrem Interesse gewinnen. Jenes Mädchen, welches der Kurfürst heute sehen will, soll das Werkzeug für uns werden. Sie haben ohne Zweifel die Tochter des Wirthes im Sinne gehabt. Sie haben richtig gewählt — sie muß an den Hof gebracht werden, zögern Sie nicht.“ Kolbe fuhr auf. „Ich müßte das Mädchen meine Gattin nennen, bedenken Sie meine Stellung. Ich würde den Boden unter mir verlieren.“ — „Nicht so heftig, mein Lieber,“ flüsterte der Pater. „Sie haben so gut gearbeitet bisher, Sie und Ihre Freunde, daß es schade wäre, wollten Sie nicht so fortfahren. Der Kurfürst ist gewonnen, er spricht so eben zu der, die über ihn herrschen soll — hören Sie? Ihr habt trefflich den Boden bearbeitet, das Mädchen aus Emmerich wird über alle triumphiren. Sie werden diese Katharina in glanzvoller Stellung bei Hofe erblicken.“ — „Aber wie sollen wir sie nach Berlin bringen? Es ist kein gewöhnliches Mädchen, sie geht nicht als Geliebte eines hohen Herrn, sie verlangt den Titel, die Rechte einer Gattin, sollte ich den Schritt thun — —?“ — „Nicht doch. Kommen Sie näher — so. Ich werde Ihnen etwas ins Ohr flüstern: Biedekap muß die Schiffertochter heirathen.“ Der Freiherr wendete sich erschreckt zu dem Pater. „Sie scheinen allwissend,“ flüsterte er. — „Nur geschickte Handhabung,“ lächelte Wolff. „Ich habe durch den Kammerdiener alles erfahren. Er heirathet sie und bringt sie nach Berlin, das weitere findet sich dort.“ — „Sie täuschen sich in einem Punkte, Herr Pater. Katharina verabscheut diese Heirath. Biedekap ist nicht ein Gatte, den sie ihrer würdig hält. Ich bin, durch meine Neigung an das seltene Mädchen gefesselt, ihr alles geworden, sie wird nicht von mir lassen ohne die größten Kämpfe, und sie kann mich compromittiren — wie wird sie den Freiherrn von Wartenberg mit dem faden Biedekap vertauschen?“ — „Sie wird müssen,“ sagte der Pater. „Wenige Tage haben für mich genügt, um hier alles zu erfahren — auszukundschaften, dessen ich bedarf. Es schwebt eine dunkle Wolke über dem Mädchen, die sich entladen wird. Sie ist ehrgeizig, sie will hoch hinaus und wird doch einwilligen, Biedekap zu heirathen.“

„Sie setzen mich in Furcht,“ stammelte Kolbe. „Was soll mit Katharina geschehen?“ — „Gar nichts. Es wird sich nur eine Scene ereignen, die ich jetzt vorbereite und die es der schönen Katharina unmöglich macht, den Freiherrn von Wartenberg zu ehelichen. Da sie aber nach Berlin an den Hof möchte, da sie ehrgeizig genug ist, frühere Verbindungen zu zerreißen, nur um sich emporzuschwingen, wird sie dem kurfürstlichen Kammerdiener gern ihre Hand reichen. In späteren Zeiten drängen Sie sich vielleicht noch einmal danach, die Madame Biedekap zur Freifrau von Wartenberg zu machen, für jetzt — das sehe ich ein — können Sie nicht der Gatte der Katharina Ricker werden, wir aber müssen sie in Berlin haben, denn sie ist von dem Holze, aus welchem die Gebieterinnen dieser Erde geschnitzt werden.“ — „Und das alles wollten Sie bewerkstelligen?“ — „In wenigen Stunden. Es ist nicht so schwer, als Herrn von Danckelmann zu stürzen.“ — „Aber wie?“ — „Indem ich ein kleines Geheimniß der Schiffertochter entdecke und der Oeffentlichkeit preisgebe,“ sagte der Pater aufstehend. „Bleiben Sie mir vor der Hand aus dem Spiele, bis ich Sie rufe. Fort jetzt, der Kurfürst geht zurück.“ Er eilte zur Thür und verschwand durch dieselbe. Ohne sich umzusehen, folgte der Freiherr.

Als Ricker mit seiner Gattin, den Töchtern und seinen Freunden in das Gastzimmer kam, noch ganz voll von der Ehre, die ihm widerfahren, war Katharina ernst, fast niedergeschlagen. „Sahst Du den Freiherrn?“ flüsterte sie der Schwester zu. — „Nirgends.“ — „Es ist entschieden, er verläßt mich. Ich darf ihm das Versprechen nicht entdecken, welches mich bindet.“ — „Warum hast Du Dich dem David Zwoller verlobt,“ sagte Martha erzitternd, „was hast Du gethan?“ — „Schweige. Ich werde sehen, wie ich aus diesen Fesseln komme. Oh — ein glänzendes Loos winkt — der Freiherr würde nach dem Gruße des Kurfürsten nicht zaudern, und jetzt — jetzt, wenn er erführe — —“

„Ich grüße die Schönste, die Tugendsamste,“ ließ sich eine Stimme vernehmen. „Wir sind Zeuge der Ehren gewesen.“ Biedekap stand vor Katharina. „Dieses Glück, welches dem Hause widerfahren ist, soll durch ein Fest gefeiert werden,“ fuhr er fort. „Und so lade ich alle Anwesenden denn auf Montag Abend zu einem Mahle in den Hirschengrund. Es ist dann noch wenig Zeit bis zu unserer Abreise nach Berlin. Ich mache den Wirth, ich gebe dieses Fest und hoffe, Sie nehmen meine Ladung an.“

„Bravo! Bravo!“ riefen alle, „wir kommen.“ „Auch Sie, schönste Jungfrau, werden nicht fehlen,“ sagte Biedekap zu Katharina. „Ich werde mich mit den Eltern einfinden,“ sagte Katharina mit brechender Stimme. „Ich muß mich stark zeigen,“ setzte sie leise hinzu. „Wenn er mich verschmäht, suche ich ohne ihn auf die Höhe zu klimmen. Eine Krone ist mir verheißen.“



Peter von Cornelius.

Das Fest des Herrn Biedekap.

Vergeblich hatte Katharina die Rückkehr des Freiherrn erwartet. Die letzten Auftritte schienen jede Verbindung mit ihr zerrissen zu haben. So sehr das Mädchen diese Wendung betrauerte, denn sie hatte den Freiherrn wirklich geliebt, war sie doch zu stolz, um irgend einen Versuch der Annäherung zu unternehmen. Finster und in sich gekehrt sah sie Biedekap am folgenden Tage erscheinen. Er trug einen großen silbernen Becher, bis an den Rand mit holländischen Ducaten gefüllt, die Zahlung des Kurfürsten für den Trunk am vorigen Abend. Langsam, schwer und einförmig schlichen die Stunden dahin. Die Mutter sprach ihr fortwährend von der guten Stellung Biedekaps, sie malte das Glück so farbenreich, welches Katharina an seiner Seite erwartete, aber das Mädchen schwieg beharrlich. Einige Male hatte sie schon wieder in das Haus des Scharfrichters gehen wollen, welches sie seit langer Zeit gemieden, sie wollte die alte Barbara aufsuchen, ihr alles gestehen, sich dem Schutze der Alten anvertrauen, sie bitten, David kommen zu lassen — aber eine unsichtbare Gewalt schien sich ihr entgegenzustemmen, es war, als flüstere eine Stimme ihr zu: „Bleib fort aus dem Hause des Henkers.“ Immer näher rückte der Montag, an welchem Biedekap das Fest im Hirschengrunde geben wollte. Weshalb beängstigte dieser Tag die sonst so muthvolle Katharina? sie war ja doch bald der Bewerbungen ledig, die ihr verhaßt schienen, denn die Abreise des Hofes nach Berlin mußte bald nachher stattfinden. Berlin — das Hoflager des Kurfürsten, der ihr die Hand gereicht, sie eine schöne Jungfrau genannt, sie aufgefordert hatte, in die Residenz zu kommen — und nur noch wenige Tage, dann zogen alle diese fröhlichen, glänzenden Menschen fort, einsam blieb sie zurück — die Verlobte des Scharfrichtersohnes, — vorbei waren die hohen Träume, in welchen sich Katharina

bei allem Anschauen der Pracht des kurfürstlichen Hofes gewiegt hatte. Wenn es ihr gelang, nach Berlin zu kommen, sich in der Nähe des Hofes bergen zu können; dann sah sie den schönen, glänzenden Freiherrn wieder, dann hatte sie die Fesseln gesprengt, welche sie jetzt hielten und Kolbe verhinderten, ihr seine Hand zu reichen, und vielleicht — Katharina wagte nicht, ein solches Glück zu hoffen. Wie aber sollte sie in die kurfürstliche Residenz gelangen? — es gab ein Mittel, Biedekap die Hand zu reichen. Ein heißer Schmerz durchzuckte die Brust Katharinas — dann war sie verloren für den Geliebten, und dennoch flüsterte ihr der Stolz zu: „Strafe ihn dadurch, daß du dem Diener die Hand reichst, er wird in Verzweiflung gerathen, sein Stolz wird gedemüthigt werden, wenn er sich so leicht vergessen und aufgegeben sieht."

Katharina blickte in die Gegend von Cleve, wo der Freiherr weilte, und spät noch saß sie auf dem Balkone des Fährhauses. Ein Nachen fuhr an das Ufer, eine Stimme hatte ihn begehrt. Als der Fährmann angelegt hatte, stieg ein Mann in das Boot und Katharina hörte, wie er mit gebieterischer Stimme befahl: „Nach dem Spilleken-Werder!" Sie zuckte empor — weshalb? Sie hatte oft genug die Leute da hinüberfahren sehen, warum war gerade jetzt die Nennung dieses Ortes so schreckend für sie? Die Zwollers wohnten dort, sie sah das Haus und sie beugte sich über den Rand des Balkons, um den nächtlichen Passagier zu erkennen. Der Schiffer hielt eine Fackel, welche er in den eisernen, am Vordertheil des Bootes befindlichen Ring steckte; bei ihrem Lichte gewahrte Katharina einen dunkelgekleideten Mann, dessen kühngeschnittenes Gesicht, dessen Habichtsnase und blitzende Augen eine Mischung von Geist und Bosheit zeigten. „Vorwärts!" sagte der Fremde. Das Boot schoß in die Wogen, und Katharina konnte den Schein der Fackel über den Fluß verfolgen, bis der Fährmann drüben anhielt. Er hatte fast denselben Weg genommen, den sie einst in der Nacht zurücklegte. Die Fackel leuchtete aus der Ferne, jetzt ward sie emporgehoben, der Schiffer führte den Fremden offenbar, immer weiter tanzte das Licht, der Schein ward matter, es ging landeinwärts auf die Spitze des Werders zu. „Der Mann geht in das Haus des Scharfrichters," murmelte Katharina leise, als das Licht der Fackel plötzlich erlosch.

Sie stieg hinunter in das Zimmer. Ihr Vater war von Cleve gekommen. Er ging im Zimmer auf und nieder und rieb sich schmunzelnd die Hände. Auf dem Tische lagen silberne Gürtel und Blumensträuße für die Schwestern und die Mutter von Herrn Biedekap gesendet. „Da schaut," rief der Alte, „morgen ist das Fest im Hirschengrund. Der Kammerdiener schickt Euch das zum Putz — ha — ha — ha — das muß man sehen, der ist geehrt. Rüstet Euch zum Feste — es wird herrlich und — ich habe eine besondere Ueberraschung." Er rieb sich wieder lachend die Hände. — —

Am folgenden Tage sah man zahlreiche Fuhrwerke auf dem Wege nach dem Hirschengrunde. Geputzte Männer und Frauen schaukelten sich auf den Sitzen. Ricker mit seiner Frau und den Töchtern nahmen den ersten Wagen ein. Der Grund gehörte zu dem noch jetzt bestehenden schönen Thiergarten, der gegen Cleve zu sich ausdehnt. In der Tiefe desselben war eine Wassermühle. Vor dieser hatte Biedekap einige Tafeln decken lassen, in dem saftigen Laubwalde prasselten Feuer, an welchen Köche die Leckerbissen herrichteten, eine ganze Batterie von Flaschen glänzte im Wasser einer kühlen Quelle, und die Trompeter vom Schlosse zu Cleve empfingen die Ankommenden. Bald war der Platz mit fröhlichen und geputzten Gästen übersäet. Biedekap machte, von zwei Freunden unterstützt, die Honneurs, Diener reichten Erfrischungen umher — kurz die Geladenen sperrten, wie man zu sagen pflegt, Mund und Nase auf. Katharina selbst war von der Macht des Kammerdieners geblendet. Er schien ein Fürst zu sein. Er commandirte die Schar seiner Untergebenen und war heut ein ganz anderer. Endlich rief man zur Tafel. Die Hitze des Tages milderten die Zweige der alten Bäume, welche wie ein Laubdach über die Tafel sich hinstreckten und das Wasser der kühlen Bäche, die murmelnd durch den Grund rauschten. Der Kammerdiener hatte sich neben Katharina einen Platz angewiesen, welche still und die lustige Scene mit einem sonderbaren Lächeln betrachtend an der Tafel saß. Nachdem die ersten Leckerbissen, treffliche Krebs- und Fischpasteten, vorüber waren, begannen die Gläser und Flaschen zu kreisen, man stieß immer lebhafter an, die Gespräche wurden lebendiger, Scherze flogen hin und her, und inmitten des Lärmens erhob sich plötzlich der alte Ricker. Er ergriff ein Glas, trank der Tochter Katharina zu und begann dann: „Liebwerthesten Freunde! die Güte unsers verehrten Freundes, des Herrn Biedekap, hat hier im frischen Walde uns versammelt zu einem gar herrlichen Mahle. Ich bin ein alter, einfacher, rauher Schiffsmann, das wisset ihr alle, und ich kann nicht viel Worte machen, also will ich kurz und bündig meinen Dank aussprechen für das Schöne, so wir bis jetzt genossen. Nun kommt aber noch etwas. Ich war gestern den Tag über auf dem Schlosse zu Cleve, da hat der kurfürstliche Herr mit mir gesprochen; ich wiederhole, was er mir gesagt hat: Ei Ricker, sagte er, Ihr habt viel Glück im Leben, aber Euer Bestes ist die schöne Tochter Katharina. Sie ist viel zu hübsch, als daß sie in Emmerich bleiben sollte, auch viel zu gescheidt — nehmt es nicht übel, Vettern und Basen, aber der Kurfürst sagte so — nun, meinte er weiter, ich wüßte was Gutes, wenn Ihr Euer Kind verheirathen wolltet, da ist mein Biedekap, dem gönnte ich Euer Kind, ich werde für gute Aussteuer in Berlin sorgen, fragt Eure Tochter doch, ob sie ihn will. Nun kurz denn, mein Kind, ich frage Dich hier, der Herr Biedekap hat bei mir um Dich angehalten, magst Du ihn zum Gatten? sag Ja, es ist ein trefflicher Mann." Diese, wie eine Bombe in die Gesellschaft fallende, plumpe Rede brachte unbeschreibliche Verwirrung hervor, in der schlimmsten Lage aber befand sich Katharina. Ihre Brust wollte springen, sie stand auf, wankte, hielt sich an der Tafel fest, fiel wieder zusammen, um endlich mit Ausbietung aller ihrer Kraft die Worte zu rufen: „Wie sollte — ich mich — so schnell entscheiden — ich will — —" Weiter vermochte Katharina nicht zu sprechen, denn plötzlich versagte ihr die Zunge den Dienst, die Augen wurden starr, eine übernatürliche Gewalt schien ihre Glieder aufrecht zu halten, sie streckte die Arme nach einer bestimmten Richtung hin aus. „Was ist das dort?" stammelte sie. Aller Augen folgten diesem Hinweise und unwillkürlich schauderten die Gäste zusammen, denn dem Platze der Katharina gegenüber stand vom Gebüsche umrahmt, aus welchem sie hervorgekrochen war, eine gespenstisch aussehende Frau. Das braune Kleid, die schwarze Haube, aus welcher das bleiche Antlitz mit den dunklen Augen hervorschaute, gaben der Gestalt ein mittelalterliches Aussehen, so daß es fast schien, als sei die Alte aus der Gruft der Stiftskirche erstanden, wo die Portraits ähnlich gekleideter Frauen an den Wänden hingen. Die Frau erhob drohend einen Stock, und da niemand einen Laut gegen sie hervorbrachte, schritt sie bis zur Tafel, hier aber prallten plötzlich alle Gäste auseinander, und der laute Ruf tönte: „Hinweg, laßt Euch nicht nahe kommen — es ist die Schinderbärbel." „Hurrah — hinaus mit ihr," rief der Zimmermeister Kranich, ein Vetter Rickers, „es ist die Frau des Zwoller, die hat einen bösen Blick." Alles lief durcheinander, nur Katharina blieb starr, als habe der Blick der Alten sie gebannt. „Haltet das Maul, dummes Volk," sagte die Alte. „Ich kümmere mich keinen Deut um Euch. Mit Dir nur habe ich zu reden, Kathi. Du bist gefragt worden: ob Du den dort heirathen willst — Du darfst nicht Ja sagen, denn Du bist versprochen." — „Höllen-Element," rief Ricker, „jetzt wird es zu viel. Wer ist versprochen?" — „Eure Tochter, Balthasar Ricker," rief die Alte. „Fragt sie selbst." Ricker und seine Frau, Biedekap und die Freunde bestürmten Katharina vergeblich, sie blieb stumm. „Sie kann es nicht sagen," fuhr Barbara fort, „so will ich es Euch verkünden. Im April dieses Jahres hat sie sich mit meinem David verlobt, in der Nacht, in meinem Hause, vor dem Richtschrank meines Gatten, und sie hat versprochen, meinem David die Treue zu halten, bis nach zweien Jahren, wo er wiederkommen wollte, sie zu holen. Fragt sie, ob sie das Wort brechen will." — „Die Treue, die man dem Henker gelobt, ist null und nichtig," rief Ricker. „Still, Sünder," kreischte Barbara. „Ich rufe es laut in die Winde: Eure Tochter hat die Hand meines Sohnes berührt, hat in die Hand ihm Treue gelobt, welche den Meisterstreich zu Wesel an dem schwarzen Dietrich gethan, sie ist uns verfallen; denn wer will sie nehmen, die Geächtete? Sie bleibt bei uns, wir wollen sie haben." — „Sie bleibt nicht bei Euch," rief nun Biedekap. „Redet ein Wort, schöne Katharina, sagt, daß Ihr mir gehören wollt, und ich schätze mich glücklich. Es wird sich alles aufklären — wir sind freigeistig in Berlin und fragen nicht nach solchem Narrenzeug, hier ist meine Hand, schlagt ein, ich führe Euch in die Hauptstadt." Katharina schien aus langem Traume zu erwachen, sie blickte verstört um sich. „Geht hinweg, alte Frau," sagte sie dumpf zu Barbara. „Euer Sohn hat mir selber gerathen, ihn zu meiden — tröstet ihn. Ich muß hoch hinaus, ich habe mich selbst getäuscht, als ich ihm mein Wort gab — — —." — „Also doch,"

knirschte Ricker. „Ruhig, Vater, sonst gehe ich zu ihm," rief Katharina. „David ist ein schöner, ein guter Mann, alles Glück über ihn — aber mein Weg geht nach oben hinauf, ich kann den Sohn des Henkers nicht mit mir nehmen." — „Er holt Dich vielleicht!" rief Barbara mit heiserem Lachen. „Laßt es uns abwarten," sagte Katharina. „Hier nehmt meine Hand, Herr Biedekap, ich bin die Eure." — „Tausend Dank!" rief Biedekap. „Hoch! hoch! das Brautpaar!" schrieen die Freunde, froh, daß die Tafelfreude nicht ganz gestört ward. „Fluch über sie!" heulte Barbara. „Treibt die Alte fort," commandirte Ricker und bald schleppten die Mühlknechte Barbara Zwoller von der Tafel hinweg, aber obwohl die Gäste in der besten Weinlaune lärmten und tobten, vernahm man doch durch den Wald die drohenden Schreie der Alten. Katharina hielt sich die Ohren zu. Erst als alles verhallt war, ließ sie die Hände sinken. „Schöne Braut," sagte Biedekap, „auf Dein Wohl dieses Glas. Laß Dich den Spuk nicht anfechten — Du bist mein." „Ich bin es," sagte Katharina, „für ihn bin ich doch verloren," setzte sie leise hinzu. „In drei Tagen werdet Ihr getraut," sagte der alte Ricker und dann nach Berlin —" — „Es lebe Berlin — es lebe der Kurfürst, hoch!" riefen alle. „Kommt fort von hier," bat Katharina, „der Boden brennt mir unter den Füßen." Bald führten die Wagen die Gesellschaft wieder nach Emmerich zurück. Als die Rickers in ihr Haus traten, landete gerade ein Kahn am Ufer, der vom Werder übergesetzt war. Derselbe Fremde stieg ans Land, den Katharina in der Nacht vor dem Feste nach Zwollers Hause fahren sah. Er grüßte tief und artig, aber Katharinas Stirne bedeckte der Angstschweiß. — Drei Tage später ward Biedekap mit der schönen Ricker in der Stiftskirche zu Emmerich getraut. Am sechsten Tage reiste sie mit dem Gatten und dem kurfürstlichen Hofe nach Berlin ab. — Der Freiherr von Wartenberg ließ sich nie vor ihr sehen; während der Reise schien er verschwunden. Endlich eines Morgens stiegen am Horizonte die Thürme einer großen Stadt empor. „Das ist das Ziel unserer Reise," sagte Biedekap zu seiner Gattin. „Dort liegt Berlin!" Katharina beugte sich aus dem Schlage. Gerade jetzt sprengte ein Reiter vorüber, der von dem Wagen des Kurfürsten kam. „Casimir!" rief Katharina, alles vergessend. Der Freiherr hielt sein Roß an, die Stimme war ihm zu lieb, er mußte bleiben. Er wendete sich, blickte Katharina ernst und nachdenklich an, dann wies er in die Ferne und gab seinem Pferde die Sporen. „Du mußt ihn vergessen," sagte Biedekap. „Du hast ihn geliebt, ich weiß es. Aber Du bist nun das Weib eines Kammerdieners."

Ende der ersten Abtheilung.*)

*) Die zweite Abtheilung dieser Novelle wird gegen Ende des folgenden Quartals erscheinen. Die Redaction.

Der Maler des Glaubens und der letzten Dinge.

(Mit Cornelius Porträt auf S. 405.)

Berlin, das im letzten Jahrzehent so manchen Koryphäen verloren hat, ist wieder um eine Celebrität ärmer. Einer seiner größten Mitbürger, der Fürst und Meister der neuern deutschen Malerkunst, ist für immer geschieden. Seit länger als einem Vierteljahrhundert lebte Peter von Cornelius mit einigen Unterbrechungen in Berlin, aber das Geräusch und Gewühl der großen Stadt traf ihn nicht, denn er lebte in fast ländlicher Zurückgezogenheit und Stille, nur seinen Arbeiten und dem Umgange mit wenigen Auserwählten. Und andererseits wußte die große Mehrzahl der Bevölkerung kaum, daß dieser Mann unter ihnen weile, sie wußte vielleicht nicht einmal, daß er überhaupt noch lebe; sein Name und sein Ruhm waren allgemein bekannt, aber schon bei Lebzeiten zum Mythos geworden; die Person kannten nur wenige, und auch nur wenige — seine Werke. Daher erregte es auch nur geringes Aufsehen, als am 6. März die Abendzeitungen meldeten, Peter von Cornelius sei gestorben; am Leichenbegängniß betheiligten sich, wie es üblich ist, die meisten Notabilitäten, die Tagesblätter brachten den üblichen Nekrolog; aber damit war auch alles geschehen, und die große Stadt flutete und lärmte, arbeitete und amüsirte sich wie vorher.

Peter von Cornelius war ein großer und berühmter, aber kein populärer Künstler; seine Schöpfungen errangen die Gunst und den Lohn der Großen, die Anerkennung und Bewunderung von Kennern und Gelehrten, aber ins Herz und Gedächtniß des Volkes sind sie nicht gedrungen und werden sie kaum dringen. Das war nicht seine Schuld, aber sein Schicksal, das Schicksal des genialen ernsten Geistes, der einsam auf den Höhen der Menschheit wandelte, im Wollen und Schaffen nur seinem Genius folgte und den Beifall der Menge verschmähte. Sein Leben und Wirken war wie aus einem Gusse, ein vielleicht nicht abgeschlossenes, aber planvolles und sich consequent gestaltendes Ganze; schon früh erkannte er seinen Beruf und seine eigentliche Bestimmung und dann verfolgte er die einmal betretene Bahn sonder Wanken und Schwanken, bis der Tod ihm Halt gebot. Dieses lange, thätige und reiche Leben ist, in gedrängten Zügen zusammengefaßt, das folgende.

Peter Cornelius wurde in Düsseldorf am 23. September 1783 von katholischen Eltern geboren. Die Mutter, die ihn mit Liebe erzog, war fromm, aber durchaus nicht bigott, ebensowenig der Vater, der Priester werden sollte, jedoch sich zum Maler ausbildete und dann das Amt eines Inspectors an der dortigen Gemäldegalerie erhielt. Er hatte sieben Kinder zu ernähren und sein Einkommen war gering. Auf die wissenschaftliche Ausbildung des Knaben konnte nur sehr mäßige Sorgfalt verwendet werden, lange blieb die Bibel das einzige Buch, das er las, aber wieder und immer wieder las. Daneben erwachte sein künstlerisches Talent. Schon mit zehn Jahren schnitt Peter Silhouetten aus, Personen und Scenen aus der biblischen Geschichte. Schon früh war er, Pinsel und Palette reinigend, um den Vater beschäftigt, schon früh zeichnete er nach Stichen von Marc Antonio und Volpati auf der Tafel, und bald versuchte er sich in eigenen Compositionen, namentlich in Schlacht- und Jagdstücken, wobei ihm in der Galerie die Gemälde des ungebändigten Rubens, die Amazonenschlacht und das Bacchusfest, die heilige Dreieinigkeit und das jüngste Gericht als Vorbild dienten. Schon damals behagte ihm am meisten das Gedränge nackter, riesenhafter Gestalten.

Als er dann die dortige Akademie besuchte, war der damalige Director Langer sein Lehrer, der jedoch Peters Talent nicht erkannte. Vielmehr rieth er der Mutter, als diese 1799 ihren Gatten verlor, den 16jährigen Knaben zu einem Goldschmied in die Lehre zu geben; indes Mutter wie Sohn ließen sich durch solchen Rath nicht irre machen. Peter, nun ganz auf sich selber angewiesen, suchte seinen und der Familie Unterhalt durch Zeichnungen für Kalender und Stammbücher, Malen von Kirchenfahnen und Portraits zu erwerben. Als 19jähriger Jüngling erhielt er den Auftrag, in der Kathedrale Neuß, nahe bei Köln, das Gewölbe grau in grau zu malen, nach Angabe des Canonikus Wallraff. Es wurde ihm nicht die Zeit gegönnt, nicht die Besoldung gewährt, um mehr als flüchtige Entwürfe anzufertigen. Er malte die Geschichte des Reiches Gottes in Gruppen, die bei aller Unvollkommenheit nicht den Charakter des Gewaltigen verleugnen. Für kurze Zeit siedelte Cornelius nach Frankfurt am Main über. Goethes Vaterstadt begeisterte ihn zu den Zeichnungen des Faust. Es war die erste selbständige Leistung, mit der er vor das Publicum trat, und zugleich eine meisterhafte. In gelungenen Kupferstichen widmete er sie dem Dichter, der aber an den in jeder Art kleineren Compositionen von Retzsch größeres Behagen fand. — „Jene sind von sprühender Genialität, sie dichten an dem Stoffe mit, diese wollen nicht mehr, als in gefälliger Form sich dem Worte fügen," sagt August Hagen in seinem „Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert," ein Buch, das von Berliner Kritikern viel benutzt, aber selten genannt wird.

Im Jahre 1811 pilgerte Cornelius, 28 Jahre alt, nach Rom, arm, aber reich an weitaussehenden Entwürfen. Hier fand er Overbeck, die Brüder Veit, die Brüder Schadow und den älteren Koch, mit welchen er bald enge Freundschaft schloß. Sie schlugen in einem alten Kloster St. Isidoro ihre Wohnung auf und lebten hier, jeder einsam in seiner Zelle arbeitend, als fromme Klosterbrüder, die das kärgliche Mahl in der gemeinschaftlichen Küche eigenhändig bereiteten. Diese Absonderung erregte Spott, man nannte sie „Nazarener,"

die damit umgingen, eine „neu-alt-deutsch-italienische Malerei" ins Leben zu fördern; aber sie trösteten sich mit dem großen Gedanken, eine neue deutsche Kunst zu erziehen. Häufig versammelte Niebuhr, der preußische Gesandte, die Freunde um sich; wiederholt besuchte sie auch der Kronprinz Ludwig von Baiern, der wol an die Dürerschen Apostel in München dachte, wenn er Overbeck mit Johannes und Cornelius mit Paulus verglich.

Die zweite große Arbeit, welche Cornelius in Rom vollendete, waren die Compositionen zu den „Nibelungen," wo er sich mehr an den Gang der Handlung hielt, ohne indes lang und breit auf alle Nebenumstände Rücksicht zu nehmen. Die Oelmalerei war überhaupt nicht seine Sache, seine Gedanken bedurften eines andern Ausdrucks. Cornelius suchte mit seinen Freunden die Frescomalerei wieder zur Anwendung zu bringen. Dazu mußte sie so gut wie neuentdeckt werden. Sie erfordert eine lange Erfahrung. Die Farben werden naß auf den eben aufgetragenen Kalkgrund gebracht und verändern sich, wenn sie trocken sind. Aber diese Malerei ist haltbarer als jede andere. Diese Studien, die alte monumentale Malerei wieder zu beleben, unterstützte Bartholdi, damals preußischer Consul in Rom, der in seinem Hause, das ihm aber gar nicht einmal zu eigen gehörte, die Freunde die Geschichte Josephs in Fresco an die Wände malen ließ. Von Cornelius sind zwei Gemälde, die Deutung des Traums vor Pharao, und die Wiedererkennung der Brüder. — „Wir sehen hier (so urtheilt Hermann Grimm in seinen feinsinnigen „Essays"), die reinste Hingabe an die Formen der Natur mit einer Fähigkeit, sie wiederzugeben, gepaart, die erstaunlich ist. Der Ausdruck in den Gestalten und Köpfen der Brüder ist unmittelbar erkenntlich. Alle Nüancen erwartender Furcht und Verlegenheit unterscheidet man. Und die aufspringende Freude Benjamins begegnet der verhaltenen Rührung Josephs so schön, daß sich keine treffendere Darstellung dieser Scene denken läßt."

Eine andere Hauptarbeit sollte die Ausmalung der Villa Massini sein. Overbeck, Schnorr und Cornelius wurden sie übertragen. Jeder hatte einen der großen italienischen Dichter zur Darstellung zu bringen. Overbeck wählte Tasso, Schnorr den Ariost, Cornelius aber Dante, wie er denn selber der Dante der Malerei geworden ist. Er wollte das Paradies zum Inhalte eines Deckengemäldes machen. Der Entwurf, eine colorirte Zeichnung, ist im Besitz des Königs von Sachsen. Zur Ausführung kam es jedoch nicht. Der Kronprinz von Baiern gewann Cornelius für die Ausmalung der Glyptothek. Zu gleicher Zeit aber ward dieser zum Akademiedirector nach Düsseldorf berufen. Niebuhr vermittelte das. „Cornelius," so schreibt er im April 1818 nach Berlin, „hat sich mit dem Kronprinzen von Baiern geeinigt, und so verlieren wir den. Dies hat mich sehr erschüttert." Und unterm 5. Juli 1819 berichtet er an den Cultusminister Freiherrn von Altenstein: „Sein Genie mit dem umfassendsten Talent und der tiefsten Einsicht in alle Zweige seiner Kunst verbunden, ist in Deutschland, wie hoch man es auch würdigen mag, nur sehr unvollkommen bekannt und kann dort noch nicht vollkommen bekannt sein. — Cornelius ist unter den Malern, was Goethe unter unsern Dichtern. Sein Verstand ist ebenso vorzüglich, wie sein Genie und Talent; er ist in keinen Vorurtheilen befangen und durch und durch von lebendiger Wahrheitsliebe beseelt. Mit diesen Eigenschaften verbindet er die, welche zum Erfolg des Wirkens von Mensch auf Mensch die wichtigsten sind. Daß er frei von dem leisesten Neid ist, folgt bei einer schönen Seele unmittelbar aus dem stillen Bewußtsein, welches er von dem, was er ist, haben muß. Er ist aber nicht nur dies, sondern voll Liebe und voll Eifers, den jüngern Künstlern mit Rath und That zu helfen. Er zieht sie gern an sich." — Eine Empfehlung, die Niebuhr wie Cornelius ehrt, und eine Schilderung, die den letzteren als Künstler wie als Menschen vortrefflich charakterisirt.

Cornelius nahm beide Anträge an. Es wurde ausgemacht, daß er sechs Monate in Düsseldorf, sechs Monate in München verweilen sollte. 1820 kam er zum ersten Male nach Berlin und brachte die Anfänge der Glyptothekcompositionen schon mit. Von nun an wurden Winters in Düsseldorf die Cartons gezeichnet, die Sommers in München zur Ausführung kamen. In Rom hatte er Genossen gehabt, jetzt begannen die Zeiten, in denen er Schüler zog. Mit diesen zusammen, heute die berühmtesten Namen in Deutschland — wie Kaulbach, Stilke, Stürmer, Anschütz, Herrmann u. a. — malte er zwischen 1820 und 1830 zwei gleich große quadratische Säle der Glyptothek und die Eingangshalle dazwischen; in der letzteren die hesiodischen Götter, in dem sogenannten „Göttersaal" die homerischen Götter und in dem „trojanischen Saal" die Heroenwelt. Oft sah man ihn Arm in Arm mit dem Kronprinzen Ludwig im Hofgarten umherwandeln und die Fresken betrachten, welche jüngere Künstler in den Arcaden malten; und 1826 nach Vollendung des Heroensaales schmückte ihn der König Ludwig im Kreise der Schüler eigenhändig mit dem Civil-Verdienst-Orden, dem ersten, den er ertheilte; eine Auszeichnung, womit der persönliche Adel verbunden war. „In den Malereien der Glyptothek hat der Meister seine Auffassung der alten Welt in tiefer und gewaltiger Weise documentirt, wenn auch der specifisch griechische Formensinn ihm nicht ganz eigen und die Ausführung zum Theil mangelhaft war"; urtheilt Alfred von Wolzogen in seiner kürzlich erschienenen Biographie des Künstlers. Dieses Mangelhafte besteht darin, daß jenen Darstellungen nicht immer schöne Linien beiwohnen; die süße Rhythmik und hehre Harmonie, die sich wie ein Accord voll des reinsten Wohllauts durch alle Bildwerke der klassischen Hellenenzeit hindurchzieht, geht ihnen ab. Cornelius sucht das Erhabene meist nicht im Schönen, sondern — wie Beethoven in seiner späteren Periode — im herb und schroff Charakteristischen, weshalb er nicht selten ins Uebertriebene, ja ins Bizarre oder Groteske verfällt.

Neben der Glyptothek war unterdes das Gebäude der Pinakothek oder Bildergalerie und eine neue Kirche emporgestiegen. Zu den Loggienbildern der Pinakothek, welche die Entwickelung der italienischen Malerei und der übrigen Malerschulen darstellen, lieferte Cornelius die Zeichnungen. Nirgends mehr als hier offenbart sich der Reichthum seiner dichtenden Phantasie, und nirgends sonst findet sich wieder die ungeschminkte, wohlthuende Heiterkeit, welche in diesem Bildercyklus herrscht. Nur in diesen Zeichnungen hat der Maler die Schönheit zu ihrem vollen Rechte kommen lassen, und mit ihr eine bewegte und doch in sich selbst beruhigte und klare Anschauung des Lebens und seiner geistigen Beziehungen.

Dennoch ist nicht das Schöne und Heitere, sondern das Erhabene und Ernste, ja Strenge und Düstere des Künstlers eigentliches Element. Im Erhabenen und Strengen wurzelt seine Bedeutung, und darin steht er unter den Zeitgenossen einzig da. Er ist seinem Schwerpunkt nach der Maler des Glaubens und der letzten Dinge, und als solcher zeigt er sich von jetzt ab bis zu seinem Lebensende; während der münchener Periode in der Ausmalung der Ludwigskirche und dann in Berlin in den Entwürfen zu den Fresken des Campo Santo.

Im Auftrage der Stadt München übernahm Cornelius die künstlerische Ausschmückung der Ludwigskirche durch Fresken, welche die Kreise der christlichen Offenbarung als eines geschlossenen Ganzen durchlaufen und in symbolischer Anschauung von der Weltschöpfung bis zum Weltgericht durchgeführt sind. Das Hauptgemälde von allen ist die Darstellung des „jüngsten Gerichtes," für welches er den Carton 1834 und 1835 in Rom entwarf; von 1836—1840 war er mit der Ausführung in Fresko beschäftigt, so daß das Werk gerade dreihundert Jahre nach Vollendung des Weltgerichtes von Michel Angelo fertig geworden ist. Er führte die kolossale Arbeit nach überstandener lebensgefährlicher Krankheit ganz allein aus, während die übrigen Bilder in der Ludwigskirche von seinen Schülern und Gehilfen gemalt worden sind. Michel Angelo faßt das Weltgericht als einen wirklichen Vorgang, als den zukünftig eintretenden Tag der Vergeltung auf, während Cornelius überall die symbolische Bedeutung des Dogmas festhält, wonach das jüngste Gericht ein ewiges Gericht ist, so daß in jedem Augenblick und überall Christus, ja der bloße Gedanke an ihn schon das Urtheil über uns spricht, das uns zu den Seinen zählt oder von ihm scheidet. Michel Angelos Darstellung ist ganz dramatisch, die von Cornelius hingegen vorwiegend lyrisch. Bei aller Herbheit der traditionellen Formen wendet er sich doch zwischendurch unmittelbar an das Herz des Beschauers; davon zeugt die wunderschöne Gruppe der beiden Liebenden, welche den Kernpunkt aller menschlichen Hoffnungen am Rande des Grabes in rührendster und eindringlichster Weise ausdrückt.

Seit 1826 hatte Cornelius sein Amt in Düsseldorf aufgegeben und war ganz nach München übergesiedelt, wo er an Stelle seines alten Lehrers Langer, der einst an seinen Malerberuf nicht hatte glauben wollen, zum Akademiedirector ernannt wurde; und mit dem Meister gingen die meisten seiner Schüler und älteren Freunde. Fünfzehn Jahre hindurch leitete er hier direct oder indirect, was

künstlerisch unternommen wurde und galt in den Augen der Bevölkerung fast als des Königs einflußreichster Freund. Unbekümmert um den steigenden und immer mehr die Mode in Deutschland beherrschenden Ruhm der Düsseldorfer Schule, sowie um das mehr und mehr sich entwickelnde europäische Ansehen der realistischen und naturalistischen belgischen und französischen Künstler, fuhr er fort, in seiner Weise zu schaffen und in seinem Geiste neue hoffnungsvolle Schüler auszubilden. Nur wenige Reisen ins Ausland hatten seine unermüdliche Thätigkeit unterbrochen; von 1830 bis zum Sommer 1831 war er in Italien, wohin ihn seine Gemahlin, eine geborene Römerin begleitete; 1835 besuchte er Paris, wo ihm die Mitglieder der Akademie ein solennes Fest gaben, und König Ludwig Philipp selbst ihn in den Versailler Gärten umherführte; 1838 endlich vertrat er die münchener Kunstwelt bei der Enthüllungsfeier des Schiller-Denkmals in Stuttgart und wurde auch dort mit außerordentlichen Ehren empfangen. Da trat plötzlich eine Wendung in seiner Stellung zu König Ludwig ein, deren Grund dunkel geblieben ist. Genug, Cornelius legte am 12. April 1841 seine Stelle nieder und folgte einem Rufe Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin, wo er fortan ohne Amt lebte, zunächst auch ohne bestimmte selbständige Kunstaufgaben, nur beschäftigt, dem kunstsinnigen preußischen Monarchen in seinen Projecten mit Rath und That beizustehen.

Beim Berliner Publikum fand Cornelius nicht entfernt die begeisterte Aufnahme und Verehrung, die er erwarten mochte und an die er von München her gewohnt war: man zeigte sich kühl und abwartend. Eine eigene Stadt, dieses alles negirende und alles zersetzende Berlin! Nirgends sonstwo kann man leichter und schneller berühmt werden: jedes Talentchen findet hier Aufmunterung und Anerkennung, Ehre und Lohn; aber andererseits hat Berlin vor der bloßen Autorität nicht den geringsten Respekt: auch die größte, allgemein anerkannte Celebrität muß sich hier von neuem ausweisen und bestätigen, will sie nicht auf Unglauben und Gleichgültigkeit stoßen. Des nun schon fast 60jährigen Meisters nächste Arbeiten nahmen aber fast geradezu gegen ihn ein. Er begann mit den Fresken am alten Museum, welche unter seiner Leitung nach Schinkelschen Entwürfen hauptsächlich von Stürmer, Eggers, Däge und Hermann Schulz gemalt wurden, an denen jedoch die Licht- und Farbeneffecte durchaus nicht befriedigten. Dann entwarf Cornelius, nachdem er kurz vorher einer Einladung seines Verehrers, Lord Monsons nach England gefolgt war, im Verlauf von noch nicht ganz sechs Wochen die Zeichnungen zu dem „Glaubensschild," welchen der König dem am 25. Januar 1842 von ihm zu Windsor aus der Taufe gehobenen Prinzen von Wales bestimmt hatte; und fertigte außerdem für den Grafen A. Raczynski das Oelbild „Christus in der Vorhölle;" zwei Arbeiten, die von der Kritik scharfen Widerspruch erfuhren und im Volke keinen Anklang fanden. Noch weniger geschah das mit den Scenen aus Tassos „Befreitem Jerusalem"; man tadelte laut, daß die Formen der über neun Kopflängen großen Gestalten weder nach der Natur gebildet waren, noch irgend dem herkömmlichen Idealismus entsprachen.

Neben diesen Arbeiten liefen noch andere kleinere, bis der Künstler sich 1843 an das Riesenwerk machte, das ihn fortan bis auf das Sterbelager beschäftigte, das ihn auf der Höhe seiner Entwickelung und in der Hauptbethätigung seiner Individualität zeigt, das ihm aber zu vollenden weder Zeit noch Umstände vergönnten. Friedrich Wilhelm IV. wollte einen neuen Dom auf der Stelle des heutigen erbauen, daneben ein Campo Santo, d. h. einen Begräbnißplatz für die königliche Familie. Vier Hallen, nach außen hin durch glatte Mauern abgeschlossen, umgeben einen in ihrer Mitte liegenden freien Hof. Die Innenseite dieser vier Wände war für die Gemälde bestimmt. Vier Wände, jede 180 Fuß lang und 40 Fuß hoch, boten sich dar und sollten die Fresco-Compositionen des Meisters aufnehmen: eine Riesenarbeit, die schon dem äußern Raume nach eine größere Fläche eingenommen hätte, als alles zusammengenommen, was Cornelius bis dahin geschaffen. Er ging nach Italien, zeichnete dort die ersten Skizzen sämmtlicher Malereien, kehrte im Mai 1844 zurück und begann die Cartons der einzelnen Theile. Die Eintheilung der Wände ist in ihrer Einfachheit den ungemeinen Räumen glücklich angepaßt. Es stehen immer je drei Bilder über einander, ein Hauptbild in der Mitte, eine Lünette über ihm, eine schmale Predella unter ihm. Kolossale Figuren trennen die Compositionen und lassen jedes Gemälde als ein Werk für sich erscheinen, während die ganze Wand dann doch wieder organischen Zusammenhang gewinnt. Zu diesen Hauptmittelbildern stehen die Lünetten und Predellen in Beziehung. Immer drei bilden einen Gedanken, immer eine ganze Wand abermals einen Gedanken, schließlich alle vier Wände zusammen die letzten Gedanken der Religion und Philosophie, indem sie in 17 Haupt-, 15 Lünetten-, 15 Predellenbildern und 8 Kolossalgruppen, im ganzen in 55 Entwürfen eine symbolische Darstellung des Christenthums und der letzten Dinge geben.

Zeigen die Fresken in der Ludwigskirche noch, den Intentionen des königlichen Bestellers gemäß, einen katholisch-kirchlichen Charakter, so sind die Entwürfe zum Campo Santo dagegen frei von allen confessionellen Schranken; Katholiken wie Protestanten finden hier keinen Anstoß, sondern nur Erhebung und Erschütterung, denn der Meister steht diesmal auf dem Evangelium selber, und auf dieser Basis erbaut er eine religiöse Dichtung, die durchaus seine eigene schöpferische That ist.

Der zuerst vollendete Carton „Die vier apokalyptischen Reiter" gilt auch für den bedeutendsten. Die Pest, der Hunger, der Krieg und der Tod sausen über die Erde hin, vor sich alles Lebendige vernichtend und von den Geistern der Erschlagenen gefolgt. Riesige, furchtbar großartige Reiter, von denen die beiden letzten, der jugendliche Krieg mit dem Ausdruck trotziger Wuth und der greise Tod, diabolische Wollust blickend, den Preis verdienen. Als Lünette darüber gießen Engel die Schalen des Zornes aus; sie sind gleichsam die Ueberschrift, die Gewitterwolken, welche über der verheerten Landschaft schweben.

Im Herbst 1846 ward dieser Carton zu Rom ausgestellt, wohin er auch später geschickt wurde und wo er alle Werke neben ihm verdunkelt hat. Mit der Rückkehr aus Rom siedelte Cornelius aus seiner Miethswohnung, Lennéstraße 2, nach dem auf Staatskosten für ihn neben dem Raczynskischen Palais erbauten Hause am Königsplatz Nr. 1 über, wo nun Carton auf Carton entstand: die Erscheinung des himmlischen Jerusalem, die Auferstehung und der Fall Babylons, alles Gemälde, die mit den Predellen, welche die Werke der Barmherzigkeit enthalten, den Reitern der Apokalypse zwar nachstehen, aber ihnen doch nicht unebenbürtig erscheinen.

Inzwischen war der kolossale Bau des Domes und Campo Santo liegen geblieben, Cornelius selber sah sich durch die Schöpfungen seines Schülers Kaulbach, dessen ganze spätere Richtung ihm als der entschiedenste Abfall von seinen eigenen Grundsätzen erschien, verdrängt, in Berlin selber in Schatten gestellt; aber er ließ keine Anklagen, Vorwürfe, Bitterkeiten hören, seine Liebe zu der größten Schöpfung seines Lebens ließ nicht nach, das zweifelhafte Schicksal seiner Compositionen hielt ihn nicht ab, immer neue zu entwerfen, vereinsamt aber resignirt arbeitete er fort. Wieder stieg er in den fünfziger Jahren über die Alpen, verlebte heitere, glückliche Tage zu Rom in dem schönen Palast Poli an der Fontana Trevi und vermählte sich zum zweiten Male und wieder mit einer Landestochter, die sich durch Schönheit und aufopfernde Liebe zu ihm auszeichnete. Hier wurde ihm auch der erste Enkel geboren. Aber diesem seligen Glücke folgte bald die äußerste Vereinsamung. Um Pfingsten 1859 starb auch die zweite Gemahlin Geltruda und kurz darauf seine einzige mit dem Grafen Marcelli verheirathete Tochter. Doch auch für diesen schweren Verlust ward ihm Trost und Ersatz. Am 14. April 1861 reichte ihm, dem 78jährigen, eine begeisterte junge Freundin aus Urbino die Hand zum neuen Ehebunde, und folgte ihm vier Wochen später nach Berlin, wohin ihn neue Versprechungen zurückzogen, die aber wieder unerfüllt blieben.

Cornelius freute sich nun seines schön und still gelegenen Hauses mit den einfach edlen Räumen und dem Blick in das Grün des Thiergartens. Hier lebte er an der Seite seiner jugendlichen Gattin Theresa, die ihm in der Krankheit eine treue Pflegerin war. Früher pflegten fast allabendlich Künstler, Gelehrte und Freunde von seiner wahrhaft großartigen Gastlichkeit zu zehren, während er selbst in einer Sophaecke saß und sich dort herzlich freute, daß es in seinem Hause so fröhlich herging. Er liebte eine zwanglose Geselligkeit; Offenheit, Leutseligkeit und Harmonie sprachen aus seinem Wesen. Nie mochte er über gleichgültige Dinge reden, und am liebsten sprach er über Kunst. In den letzten Jahren wurde der Kreis kleiner. Aber nach wie vor empfing er jeden, der zu ihm kam, gütig und gewinnend. Der jüngste Künstler durfte dem gefeierten Meister ohne Bangen ent-

gegentreten, er fand für seine Person Wohlwollen, für seine Leistungen Theilnahme, Ermunterung und Anerkennung. — 1864 waren die Cartons zur Nordwand des Campo Santo vollendet, dann nahm er die beiden Haupt- und Mittelbilder der Ost- und Südwand in Angriff. Thomas, der seine Finger in die Wundenmale des auferstandenen Heilands legt, ward im Jahr 1865, die vom heiligen Geist erfüllten Apostel, welche am Pfingsttag zu allem Volk reden, erst im letzten Herbst fertig. Dieses Bild hatte er die Absicht, auf der bevorstehenden Ausstellung zu Paris erscheinen zu lassen; jetzt stand es über seinem Sarge, an dem Tage, da man dem Meister die letzte Ehre erwies. Wenige Tage vor dem Tode hatte er noch geäußert: „Ich habe wieder zwei Compositionen fertig im Kopf; sobald ich aufstehen kann, will ich sie zeichnen."

Ihm ward ein hohes und sorgloses, heiteres und genußvolles Alter zu Theil, wie wenigen Sterblichen, er hatte bereits das 83ste Lebensjahr überschritten, er bezog bis an sein Ende einen hohen Jahrgehalt, die höchsten Orden schmückten ihn, unter andern war er Kanzler der Friedensclasse des preußischen Ordens pour le mérite; sein Ruhm endlich blieb im Wachsen begriffen und konnte durch die Leistungen der Nachgeborenen, mochten diese noch so großen und allgemeinen Beifall einernten, nicht erschüttert werden. Nur eins fehlte ihm und dieses eine war ein Großes: die Ausführung und Uebertragung seiner letzten und bedeutendsten Werke, die Gewißheit, daß diese Werke nicht aus äußerlichen Gründen vermodern und zerfallen würden.

Sämmtliche Cartons zu den Friedhofsbildern der vierten Wand, sowie zu den Mittelbildern der zweiten und dritten Wand sind vollendet und als Staatseigenthum in den unteren Räumen des Corneliusschen Hauses ausgestellt, aber in einer für das Publicum sehr ungenügenden Weise; und diese Cartons, mit Kohle auf dünnem Papier gezeichnet, sind jedem Zufall, vielfacher Beschädigung ausgesetzt und gehen in solcher Verfassung einer schnellen Zerstörung entgegen. Der Ausbau des Doms und Campo Santo ist nicht nur wegen der ungeheuren Kosten — über 8 Millionen — fast unmöglich, sondern auch aus inneren künstlerischen Gründen kaum zu wünschen; aber immerhin muß sich eine andere, wenn auch bescheidene Art finden lassen, um den Entwürfen des Meisters die Ausführung und den Bestand angedeihen zu lassen, welche Mit- und Nachwelt ihnen schuldig sind. Ferner ist eine harte Unbill endlich gut zu machen: die öffentliche Ausstellung der Zeichnungen und Cartons, welche zu den in München von Cornelius ausgeführten Werken gedient haben. Von der preußischen Regierung angekauft und nach Berlin geschafft, ruhen sie seit vielen Jahren zerschnitten und zusammengerollt in den Kisten, worin sie ankamen, auf irgend einem Boden der Akademie, oder sie stehen an entlegenen Orten umher, den Augen des Publicums entzogen. Eine öffentliche Ausstellung der Hauptwerke des Fürsten der deutschen Maler, die Begründung eines C o r n e l i u s - M u s e u m s ist, wenn nicht für den preußischen Staat, so doch für die Stadt Berlin eine Ehrensache, und zu solchem Ausstellungsgebäude, zu solchem Museum bietet sich schon wie von selbst das Haus, in welchem der Meister lebte und schaffte — das C o r n e l i u s - H a u s.

D e u t s c h e A e r z t e.

II. Der Sprachmeister von Tübingen. Von Dr. Cosack.

(Schluß.)

Dem Greise folge ein s i e b e n j ä h r i g e s K i n d, eines schlesischen Kaufmanns Sohn, ein feiner wohlgebildeter Knabe geweckten Geistes. Seine Leibeslänge ist für den Untersuchungsstuhl zu kurz, er muß darauf knieen, damit das Licht der Lampe richtig in seinen kleinen Hals hineinstrahle. Vor sechs Jahren in einer Aprilnacht mußte das anderthalbjährige Büblein einem neugebornen Schwesterchen Platz machend, in seinem Bettchen aus einem geheizten in ein ungeheiztes Zimmer gebracht werden. Die Folge davon war eine Heiserkeit, die keinem der zahllos angewandten Mittel weichen wollte, und sich je länger desto mehr mit höchster Athemnoth verband. Nach mehr als zwei Jahren mußte nach dem Spruch eines zahlreichen ärztlichen Conciliums durch Tracheotomie der drohende Erstickungstod abgewandt werden. Im Herbst 1863 brachten die Eltern das völlig sprachlose Kind, das sich nur durch Lippenbewegungen der Mutter verständlich machen konnte, und auch sonst sehr heruntergekommen, elend und hohlängig war, nach Tübingen. Unter unsäglichen Schwierigkeiten wurden die bereits in der Heimat ziemlich resultatlos angestellten laryngoskopischen Untersuchungen hier wieder aufgenommen. Das Schluchzen und Weinen, das Husten und Zucken des Kindes ließ erst nach Wochen in das Kehlköpfchen einen Einblick zu, welcher den ganzen Eingang desselben mit einer körnigen, silberfarbigen, maulbeerförmigen Masse dicht ausgefüllt zeigte. Weiteren Beobachtungen zufolge erstreckte sich diese Körnermasse bis in den Anfang der Luftröhre durch die ganze Kehlkopfshöhle, so daß sie bei den Athembewegungen keine Spur von Luft hindurchtreten ließ. Hatte die Diagnose in diesem Falle schon ungewöhnliche Schwierigkeiten dargeboten, so steigerten sich diese bei den Versuchen, die Mißbildungen zu entfernen, zu einer enormen, fast verzweifelten Höhe. Man bedenke die Kleinheit des Operationsfeldes bei einem Kinde von fünf Jahren, die unruhige Beweglichkeit, Ungeduld, Angst, Auflehnung des kleinen Patienten anstatt der Ruhe, moralischen Kraftanstrengung und pünktlichen Befolgung der momentanen ärztlichen Winke, was alles so wesentlich zur Mitwirkung bei dieser die Chloroformirung absolut ausschließenden Operation erfordert wird. Wie viel Bitten, Zureden, Versprechungen, Lockungen, Drohungen, ja Gewaltmittel bis zum Anschnallen auf dem Stuhle und Festhalten durch fünf Gehilfen waren da anzuwenden! Nach zwei Monaten förderte die Drahtschlinge eine papilläre (warzige) Geschwulstmasse von 20 Mmtr. im Länge- und 10 Mmtr. im Dickedurchmesser in Form einer kleinen Traube zu Tage, Schmerz und Blutung waren gering. Der Knabe vermochte sogleich Luft in hörbarer Weise durch Kehlkopf und Mund auszustoßen. Nach der Entfernung weiterer Geschwulstfragmente athmete er jetzt von Tag zu Tage besser durch den Mund, und zu Weihnachten war es möglich, wenn auch noch nicht die Trachealcanüle ihm auf den heiligen Christtisch zu legen, so doch stundenlang zuzukorken. Die Stimme war tonlos, aber durch ein geräumiges Zimmer hin hörbar. Was somit bisher gewonnen war, mußte für erfreulich genug gelten. Aber — bald zeigte sich die hydraartige Natur der Geschwulstmasse in dem Kehlkopf dieses kleinen Patienten. Die wuchernde Sprossenbildung der Papilleme war durch keines der mannichfaltig angewandten Aetzungsmittel zu e r s t i c k e n. Bis auf den heutigen Tag dauert sie fort, und bis auf den heutigen Tag kämpft der unermüdliche Arzt, ein anderer St. Georg, gegen die Wucherung der sich stets neubildenden Aftermasse mit chemischen Mitteln und mit schneidigem Instrumente an, mit der Quetschschlinge greifbarere Fetzen, mit einem hohlsondenartigen Schaber kleinere Körnchen entfernend. Seit Jahren ist die Trachealcanüle entfernt, und die Athmung erfolgt ohne Beschwerde auf dem natürlichen Wege, wenn auch die Schließung der Halswunde noch suspendirt ist. Die Stimme des kleinen Hans ist vernehmlich, wenn auch rauh und tiefer als die gesunde Knabenstimme, er spricht und liest fertig und deutlich, wenn auch mit einiger Anstrengung, und wer den munteren Burschen auf der Straße im Spiel mit seinen Kameraden sieht, ihn rufen, schreien und lärmen hört, den anderen an Durchtriebenheit nicht im mindesten nachstehend, fühlt sich gerade nicht zu einem besonderen Mitleid erregt. Aber auf seinen unausgesetzten Wanderungen in das laryngoskopische Cabinet an der Seite seiner Pflegerin, fern vom Elternhause, und knieend auf dem Untersuchungsstuhle seinen Hals täglich der Drahtschlinge und dem Ecraseur hinhaltend, ist er uns doch als ein kleiner Märtyrer erschienen, und wir meinen, auch einen stillen Leidenszug dem lieblichen feinen Knabengesicht eingeprägt gesehen zu haben. Wie frühe ist diesem Kinde schon das Leid nahe getreten! Aber auch wie viele Hilfe hat es schon erfahren! Wir haben ihm gegenüber manchmal des Wortes der Schrift: „Aus dem M u n d e der Unmündigen hast du Lob zugerichtet," im buchstäblichsten Sinne gedenken müssen. Wir wissen ganz wohl, w e m dieses Lob zugerichtet ist, glauben aber Seinem Lobe nichts abzubrechen, wenn uns auch lobenswerth erscheint die erfinderische und unermüdliche Treue, die an der Erhaltung und Befreiung der Athemwege dieses Kindesmundes nun jahrelang arbeitet, sich weder die Mühe

verdrießen läßt, wie Mütter die Nägel- und Haarecrescenz ihrer Kinder reguliren, so diese verderbliche Papillomencrescenz zu überwachen, noch die Hoffnung fallen läßt, doch endlich zum Ziele zu gelangen, wenn der Knabe, und mit ihm seine Willenskraft herangewachsen und erstarkt sein wird zur energischen Mitwirkung an der völligen Ausrottung des Unkrauts in dieser Kehlkopfshöhle. Denn in diesen Heilungsfällen ist die Maxime des Arztes im „Macbeth“: „Hier muß der Kranke selbst das Mittel finden“ (eine Maxime, für welche freilich der König die Kunst des Arztes den Hunden hingeworfen sehen will), theilweise eine bedeutungsvolle Wahrheit.

Der eben etwas ausführlicher erzählte Operationsfall nimmt unter allen hier vorgekommenen, was die Zeitdauer betrifft, die erste Stelle ein. Den äußersten Gegensatz dazu bildet die innerhalb fünf Tagen vollendete Heilung eines aphonischen Geh. Medicinalraths aus Pommern durch Oeffnung einer mit zäher Schleimflüssigkeit gefüllten, auf dem rechten Stimmbande aufliegenden Geschwulst (Cyste). Vielleicht das Doppelte von Zeit forderte die Operation eines würtembergischen Ministerialbeamten, dessen Kehlkopfshöhle mit einem kugelrunden Polypen von der Größe einer kleinen Wallnuß (dem größten, der hier überhaupt vorgekommen) ausgefüllt war. Mit ganz dünnem Stiele aufsitzend, wurde er verhältnißmäßig leicht abgequetscht. Diese Operation wäre noch rascher vollzogen, wenn nicht Patient, gleich im Anfange der Untersuchung von unzeitiger Angst ergriffen, ganz eigentlich desertirt wäre. Indessen beider Fälle gedenken wir nur im Vorübergehen, weil sie außer unserer Augenzeugenschaft liegen, wiewohl bezüglich des letzteren Falls das betreffende interessante corpus delicti uns vorgelegen hat.

Wir aber halten uns auch fernerhin an Selbsterlebtes. Dem schlesischen Knaben mit den bisher unausrottbaren Papillomen stehe gegenüber ein neunzehnjähriges Mädchen aus dem Breisgau mit einem traubenförmigen, jetzt total ausgerotteten Doppelpolypen. Sie ist bereits in Freiburg laryngoskopisch untersucht und ihr Halsleiden im Beisein mehrerer Sachverständigen in richtiger Diagnose constatirt worden. Doch hat man dort die Operation nicht gewagt, weil es an der dazu erforderlichen sicheren Hand fehlte. Vor etwa vierzehn Tagen kam sie, begleitet von einem jungen Arzte, dem Enkel eines weltbekannten Historikers, hier an.

Unsere Breisgauerin, ein kleines brünettes Mädchen, ein ganzes Naturkind, sitzt ein wenig scheu da in der wildfremden Umgebung. Sie hat ihre neunzehn Jahre auf dem Kaiserstuhl bei Breisach verlebt. Der kleine Stuhl, auf dem sie jetzt Platz genommen hat, ist ihr augenscheinlich enge, und die 40 Quadratfuß Welt, in die sie jetzt gebannt ist, beklemmt sie. Auf der Reise schon, der ersten, die sie gemacht, hat sie, da die Sonne, bei welcher sie ausgefahren, sich schon merklich neigte und sie noch nicht am Ziele war, die Meinung geäußert: es gehe wohl bis nach Amerika. Sie ist vollkommen stimmlos, sie ist es seit zehn Jahren. Ein ganz leises Flüstern mit den Lippen ist all ihr Sprechen. Aber sie entsinnt sich wohl, wie sie vor dem Eintritt der Heiserkeit als kleines Kind laut geredet und gesungen habe. Im übrigen ist sie ganz wohl und frisch; sie weiß von keiner anderen Beschwerde, als der, daß sie bei jedem Sprechversuche die Empfindung im Halse habe, als müsse sie dort einen beweglichen Gegenstand erst mit Anstrengung wegschnellen. Aber auch diese Bemerkung hat sie erst gemacht, nachdem man sie ihr durch eine dahingehende Frage nahe gelegt. Das Laryngoskop gibt sehr bald den Beweis der Richtigkeit dieser Angabe und den Erklärungsgrund dazu. Vom Vereinigungswinkel der übrigens ganz normalen Stimmbänder aus ragt ein gar zierliches Träublein eines Polypen in den Kehlkopf hinein. In wenigen Tagen der Vorbereitung gewöhnt sich das Mädchen unschwer an die Einführung von Spiegel und Sonde. Der sie begleitende junge Arzt verfolgt die Fortschritte des Präparationscursus mit freudigem Interesse; sein Beruf nöthigt ihn aber zur Heimkehr; nur kurze Zeit will er noch der würtembergischen Hauptstadt und der Kunstgenüsse, die sie darbietet, sich freuen. Was hätte er wohl gesagt, wenn ihm, da er ein Paar Tage später zu Stuttgart in der Oper saß, einer zugerufen hätte: „Machen Sie schnell, Herr Doctor, sonst begrüßt Sie Ihre Clientin vom Kaiserstuhle etwa auf dem Freiburger Bahnhof, wenn nicht mit Opernarien, so doch mit hellem lautem Gruß?“ Denn am Tage seiner Abreise von Tübingen pflückte unser Winzer das Träublein, und wenn auch hinter demselben noch ein zweites, fester aufsitzendes, sich zeigte, so ergab sich auch dies nach wenigen Stunden derselben Winzerhand. Es kann, wer Lust hat, das Traubenpaar, fein aufbewahrt in Spiritus, sehen. Die Patientin sprach sofort, nach wenigen Tagen sang sie mit ziemlicher Reinheit das Volkslied: „Gang i ans Brünnele.“ Den von einem Herrn mit heiserer Stimme ihr gemachten Antrag des Tausches der beiderseitigen Kehlköpfe lehnte sie entschieden, laut lachend, ab. Bald darauf reiste sie heimwärts.

Der Symmetrie wegen gesellen wir auch hier zur Jugend das Alter. Josefa ist ein etwa 60jähriges Bauernweib aus dem Sigmaringischen, mit sehr arger Heiserkeit behaftet. Von jeweiliger Athemnoth gequält, sitzt sie da und ist traurig. Von Natur aber besitzt sie viel mutterwitzigen Humor. Diese Mischung von Traurigkeit und Humor macht die Alte zu einer anziehenderen Erscheinung, als sie selber ahnt. Prof. Bruns hat sie schon früher laryngoskopisch behandelt, jedoch mit mangelhaftem Erfolg, weil sie bei ungewöhnlicher Reizbarkeit die Vollendung der Cur nicht abwarten konnte. Sie meinte ihrem Hauswesen nicht länger fern bleiben zu dürfen. Jetzt sitzt sie ihm wieder gegenüber, und sein Spiegel zeigt in ihrem Kehlkopf einen auf dem linken Stimmbande fest aufsitzenden Polypen. Sie ist wieder gegen instrumentale Berührung äußerst empfindlich, und vor ihrem Husten schnellt Spiegel und Sonde in einer Minute zu wiederholten Malen zurück. Aus den Mienen des Beobachtenden liest sie, daß dieser Polypenkampf nicht leicht und bald vollendet sein werde. Ihr Blick ruht auf „ihrem Herrn Professor“ mit einem aus Sorge und Zuversicht zusammengesetzten, beinahe in Andacht und Zärtlichkeit übergehenden Ausdruck.

Jetzt ist sie ohne jede andere Reflexion, als die, welche sich so natürlich wie der Lichtreflex aus dem Spiegel in ihren Kehlkopf, aus ihrem Herzen in ihr Auge von selber macht.

„Geht's dorthin mit mir?“ fragt sie, den Kopf in die Richtung nach dem nahen Kirchhofe gewendet.

„Nein, nein, Josepha, es geht dahin,“ wird ihr geantwortet mit dem Fingerzeig nach ihrer Heimatgegend. „So, so — na sonst wär's mir auch recht, wenn Sie mich einschläferten und ich dann auch nicht mehr aufwachte.“ (Sie hatte etwas von Chloroformirungen bei Operationen im Krankenhause gehört, wußte aber nicht, daß solche niemals in der laryngoskopischen Chirurgie, wenigstens in Tübingen angewendet werden.) — „Nicht doch, Josefa, wir schläfern Dich nicht ein, und noch weniger lassen wir Dich unaufgeweckt,“ erhält sie zur Antwort.

„Na ja, Herr Professor, Sie werden es schon machen; mein Gott, ich bin Ihnen so gut. Zu Haus über meinem Bett hängt Ihr Bild, das sah ich mir manch lieben Tag wohl an die hundert Male an.“ — „Schön, Josefa, dann mußt Du aber auch ganz stille halten, und nicht zucken, wenn die Sonde den Kehlkopf berührt, wie hier dieser preußische Landsmann.“ (Und dabei wies Prof. Bruns auf einen Herrn hin, dessen laryngoskopische Sitzung zufriedenstellend beendigt war.) — „Preußischer Landsmann! ich bin eine Hohenzollerin, Mußpreußen sagen wir.“ — „Aber jetzt seid Ihr doch Gernpreußen? Euer voriger Landesherr hat doch selbst sein Ländchen an Preußen abgegeben.“ — „Ja dazumal, o du liebe Zeit, da ging es hitzig. Und wissen Sie, hitzig ist nit witzig.“

Dieser Dialog zwischen den Schemeln des laryngoskopischen Kabinets möchte nicht für ein hors d'oeuvre gelten, sondern für wesentlich zugehörig zu unserer getreuen Darstellung. Es läßt sich dort nicht blos auf des Lehrers Commando das langgezogene ae und das feine e in ununterbrochener Monotonie hören, es sprudeln da nicht bloß die durch die oben beschriebenen Mittel kunstvoll beleuchteten Cascaden, aus den Laryngenhöhlen wild hervorbrechend, den verehrten Meister dieser pyro-hydrotechnischen Vorstellung mit ihrem Geschäume bedrohend, auch freundliche Rede, gemüthliche Expectorationen, harmlose politische Conversation, auch das Sprühen des Humors und das Geflacker des Scherzes findet sich dazwischen. Josefa übrigens, die vor wenigen Wochen ganz Stimmlose, spricht, nachdem in einer Reihe von laryngoskopischen Sitzungen viele Körner ihres Polypen glücklich entfernt sind, vernehmlich, wenn auch an Leichtigkeit, Reinheit und Kraft der Sprache noch viel fehlt.

Indessen — — eingedenk der Ermüdung, die eine längere Wanderung selbst durch die herrlichsten Kunstgallerien, Museen und Pinakotheken bewirkt, fühlen wir uns nachgerade verpflichtet, unseren Gang durch diese, dem Gebiete der schönen Künste so ferne Laryngogalerie zu beschleunigen. In gedrängter Kürze weisen wir nur noch auf ein Paar Fälle hin, die durch eigenthümliche Mittel, welche unser

Sprachmeister anwendet, um Schweigen in Reden zu verwandeln, bemerkenswerth erscheinen. Da ist ein Mädchen aus Schwaben, von kräftigem Körperbau, dem dienenden Stande angehörig. Sie ist vollkommen stimmlos; nur leise Hauche erlauscht mühsam unser ihren Lippen ganz nahe gebrachtes Ohr. Das Laryngoskop zeigt einen von jeder Mißbildung durchaus freien Kehlkopf, blendend weiße Stimmbänder, wie von Elfenbein. Taschenbänder und die ganze Umgebung weder entzündet noch geschwollen. Die ganze Anomalie besteht darin, daß die Stimmbänder beim Tonangeben sich wenig oder gar nicht einander nähern, sondern ihre hinteren Enden mehrere Linien von einander entfernt bleiben, so daß die Stimmritze die Figur eines gleichschenkeligen Dreiecks beibehält.

Prof. Bruns fordert sie unter Einstellung des Spiegels in die Mundhöhle zur Angabe eines einfachen a oder e, oder eines Diphthongen ae, au, ei auf. Sie genügt der Aufforderung anfangs nur durch Herausstoßen eines ziemlich tonlosen Geräusches, in dem nur eine Andeutung des aufgegebenen Tones zu erkennen ist. Auf den oft wiederholten Ruf „lauter, lauter, höher, noch höher" und die Vorbildung solcher lauteren und höheren Töne werden immer mehr auch von der anderen Seite wirkliche Töne hörbar, die Bewegungen der Stimmbänder werden lebhafter. Alsbald stößt die Kranke auch, wenngleich mit großer peinlicher Anstrengung, wenigstens unter Geberden der Erschöpfung, auf Ordre die Vocale mit an- und auslautenden Consonanten hervor: Bau, Baum, braun, Brauch, braucht, blau u. s. w. In einer folgenden Sitzung zählt sie langsam, zuerst abrupt, dann auch mehr verbunden: eins, zwei, drei, vier u. s. w., und schreitet allmählich zu mehrsilbigen Wörtern fort, alles indem der Kehlkopfspiegel eingestellt ist, der aber allmählich etwas zurückgezogen und zuletzt ganz herausgenommen wird, während die Tonübungen fortdauern. In einer späteren Sitzung stieg der Unterricht nach Wiederholung der vorigen Lection zu Singetönen, einzeln angegebenen, sodann Tonleitern, Terzengängen und Accorden auf. Nach wenigen Wochen sprach die Aphonische zusammenhängende Sätze mit fast völlig freier Stimme, und wurde dann nach dem ärztlichen Dafürhalten als durchaus sprachfähig und ohne einen Rest von Lähmung der Stimmbänder entlassen, während sie selbst noch Beschwerde beim Sprechen zu empfinden angab, und weiterer Behandlung unterworfen zu werden wünschte.

Diese, hier und in noch zwei Fällen von uns beobachtete laryngoskopische Behandlungsweise von Prof. Bruns, nach unserer Meinung sehr treffend als „heilgymnastische" bezeichnet, ohne alle Anwendung von Instrumenten, außer dem Spiegel, ganz ohne Darreichung von Medicin oder doch nur untergeordnet davon begleitet, hat unser Laieninteresse in vorzüglichem Maße erregt. Nirgends trat uns der Gedanke an jenen ähnlichen Vorgang in den Zehn Städten von Galiläa so nahe, von dem das Neue Testament berichtet. Jenes mächtige Hephatha, dem dort die Entfesselung der Zunge und die gesunde Rede so wunderbar urplötzlich folgte, es war hier erheblich in die Länge gezogen, aber es war doch wirklich da. Das Ende des Heilprocesses, dort mit seinem Anfang geradezu zusammenfallend, war hier das Ergebniß eines förmlichen Cursus (und wir erkennen darin einen Unterschied, der auch bei viel kürzerer Dauer desselben, wie in einigen Fällen, wo er mit weniger, ja mit einer einzigen Sitzung absolvirt wurde, genau so groß ist, wie der zwischen Himmel und Erde, zwischen dem schöpferischen Gott und dem geschaffenen Ebenbilde Gottes); aber zuletzt der summarische Thatbestand derselbe: „Sprachlose redend gemacht." Geheimnißvoll, wie der gesammte Bereich des Nervenlebens, wird diese damit zusammenhängende Stimmlosigkeit und ihre gymnastische Behandlung wohl auch für den heißen müssen, der sonst nicht gerne Geheimnisse anerkennt. Freilich dem Geheimniß folgt überall wie sein Schatten auch die Einbildung, ja der Betrug, und ein Gemisch von beiden; dem Mysterium die Mystification. Es gibt, daß wir so sagen, nervöse Aventuriers, noch mehr Aventurieren, die ihre Wanderungen auch bis zu den Krankenhäusern erstrecken, die auch einmal ins laryngoskopische Cabinet eindringen. In Tübingen sind einige entlarvt worden. Auch wir sahen ein Mädchen, das wenigstens unter dem dringenden Verdacht stand, daß sie sich stimmlos stelle. Der Spiegel, dieser getreue Naturmaler, der überall nur diejenigen täuscht, die getäuscht sein wollen (und wir sagen nicht, daß deren wenige die Spiegel befragen) — der laryngoskopische Spiegel zeigte bei ihr nicht die mindeste Unregelmäßigkeit. Auch die Stimmbänder fungirten ordnungsmäßig. Dennoch stellte sie sich als eine Stimmlose dar und entsprach der Aufforderung zur Tonbildung in einer so sonderbaren Weise, mit so seltsamen Geberden, daß sie nach sorgfältiger Beobachtung, trotz einer recht geschickten Durchführung ihrer Rolle, als ungeeignet für das Krankenhaus fortgesandt wurde. Die gute Pflege des Hauses, die dort gewährte Muße, das Dolce far niente schien ihr die Pönitenz des freiwillig übernommenen Trappistengelübdes werth zu sein.

Doch der Führer denkt nun ganz ernstlich daran, sich bei der Gesellschaft von Besuchern des laryngoskopischen Cabinets, die sich ihm anvertraut, zu verabschieden. Ihm werden nur noch wenige Minuten zu einer eigenen Sitzung auf dem Untersuchungsstuhle gewährt. Denn er selbst ist, in Folge jahrelanger übermäßiger Anstrengung seiner Stimmorgane mit einer zwar nur kleinen, aber so ungünstig wie nur möglich gelegenen Knorpelgeschwulst in seinem Kehlkopf behaftet: sie lagert nämlich jenseits der Stimmritze, hinter dem vorderen Vereinigungswinkel der Stimmbänder, und vexirt ihn mit einer hartnäckigen, wenn auch ganz schmerzlosen Aphonie. Prof. Bruns hat durch Messer und Schaber, die er zu ungezählten Malen in eine ungewöhnliche Tiefe hinuntergesendet hat, zu welchem Zwecke die vorhandenen Instrumente sämmtlich umgearbeitet, wenigstens verlängert werden mußten, den größten Theil der Geschwulst in kleinen Partikelchen entfernt. Gegenwärtig ruht diese Arbeit, der hinter dem linken Stimmbande sich noch verkriechende Rest ist durch Anschwellung des ganzen Reviers in Folge der nothwendigen energischen instrumentalen Eingriffe und eines sehr ungelegen dazutretenden Katarrhs einstweilen ganz unzugänglich geworden. Nur eine laryngoskopische Beobachtung wird täglich angestellt. Es zeigt sich dabei unter anderem, welche locale Wirkungen ein einfacher Katarrh hervorbringt: auf den Stimmbändern haben sich z. B. kleine weiße Bläschen von prismatischer Gestalt gebildet, die nur sehr langsam allmählich sich wieder abstoßen, eine Wahrnehmung, welche für die Naturgeschichte des Katarrhs doch nicht ganz ohne Interesse, ohne laryngoskopische Untersuchung aber unbekannt ist. Auch heute ist letztere nur ganz kurz, sie bietet Bemerkenswerthes weiter nicht dar, soll nur Gelegenheit geben, auf ein Instrument aufmerksam zu machen, das allerdings von bloß auxiliärer Bedeutung, doch große Wichtigkeit hat. Es ist der Kehldeckelhalter oder Spatel. Der Kehldeckel (epiglottis) verdeckt nämlich an sich den Kehlkopfeingang. Bei stark vorgereckter Zunge, der ersten Bedingung zu jeder laryngoskopischen Beobachtung, folgt er nun zwar dieser Bewegung auch und ermöglicht so den Einblick in den Kehlkopf, besonders wenn während der Einstellung des Spiegels in die Mundhöhle ein möglichst hohes ae angegeben wird. Doch bei sehr vielen Menschen, vielleicht bei der Mehrzahl, richtet er sich auch so nicht genügend auf und muß durch directe mechanische Einwirkung gehoben werden. In unserem Falle verrichtet diesen Thürhüterdienst nicht der Patient selbst, der den einen Arm zum Halten der hervorgereckten Zunge zu verwenden hat, und den anderen gern auf dem Lampentischchen (vergl. die Abbildung in Nr. 25) gemächlich ruhen läßt, auch nicht der Arzt, der mit der einen Hand den Spiegel, mit der andern die Sonde führt, sondern ein durch den Sporn treuer Gattenliebe zu dem Patienten wohlgeschulter weiblicher Assistent, so daß auf dem engen Raume des Mundeingangs des Patienten ein quatre mains von drei Personen ausgeführt wird. Wir möchten auf den Gebrauch dieses Kehldeckelspatels mit ganz besonderem Nachdruck hinweisen, weil erfahrungsmäßig ohne denselben die schwersten Irrthümer vorkommen. Wie oft haben Laryngoskopisten von den wesentlichsten Erscheinungen in einem Kehlkopfe bloß darum nichts wahrgenommen, weil der nicht aufgerichtete Kehldeckel sie nur einen Theil des Kehlkopfs, wohl den hinteren weiteren Raum, aber nicht den vorderen, wo die Stimmbänder zusammengehen, der so häufig der Sitz einer krankhaften Bildung zu sein pflegt, gesehen haben. Wie mancher Kehlkopf ist so für normal erklärt worden, während er in Wahrheit höchst abnorm war. — Bloß darum, weil der Erklärende so zu sagen ein Urtheil über die Beschaffenheit eines Zimmers vor verschlossener Thüre abgab. Neben dem Spatel wird auch die Sonde und die Pincette (von Wien aus hört man, auch ein durch den Kehldeckel durchgezogener Faden) zu gleichem Zwecke gebraucht; doch scheint der Spatel, der ihn vollständiger als die Sonde und ohne Verletzung erreicht, den Vorzug zu verdienen. Unsere Sitzung ist beendigt mit der Erklärung unseres Meisters: in weiterer Geduld die Abschwellung der hochaufgelockerten Schleimhäute des Halses

Ernstes und Heiteres vom Reichstag. Von Ludwig Löffler.



Der Alterspräsident.
Herr von Frankenberg-Ludwigsdorf.



Soll und Haben.
Rothschild und Gustav Freytag.



Am Büffet.
Fürst Lichnowsky und Graf Renard.



Eine Bemerkung vom Platz.
Abgeordneter Lasker.

abzuwarten und mit der dieserhalb verordneten Inhalation fortzufahren.

In dankbarer Verehrung nehmen wir von Prof. Bruns Abschied und geleiten unsern freundlichen Besucher seines laryngoskopischen Cabinets hinaus. Das Vorzimmer ist wieder ziemlich gefüllt nicht mit Kehlkopfskranken allein. Für diese jetzt einmal besonders interessirt, haben wir das theilnehmende Auge zunächst für ihre Leidensverwandten geöffnet. Das junge Mädchen mit dem frischen Angesicht hier der Thür zunächst, ist aus Marseille gekommen, um von einem Nasenpolypen befreit zu werden. Wir haben die vollkommene Befreiung in dem Zeitraum von zwanzig Minuten vor sich gehen sehen. Allerdings ging dabei aus dem jetzt so glücklich lächelnden Munde mancher Schmerzensschrei. Sie erscheint jetzt blos, um sich vor der Rückreise ihrem Befreier zu empfehlen; den mißgestalteten Riegel von Zellgeweben, der seit Jahr und Tag ihr die Sinne des Geruchs und Geschmacks wie die Sprache beeinträchtigte, läßt sie fröhlich hier zurück. Neben ihr steht ein Kranker mit einem Rachenpolypen, der zur Operation auf morgen vorbereitet wird. Doch die Heilthätigkeit in der Tübinger chirurgischen Klinik beschränkt sich natürlich nicht auf die Specialitäten der Laryngo-, Rhino- und Pharyngoskopie. Der Mann dort auf der Bank ist ein Schlossergesell aus Klagenfurt; vor einigen Tagen kam er hier an; er hatte gehört, in Tübingen würden alte Schäden gut reparirt, und wies am unteren Arme den allerdings sehr verrotteten Schaden eines Knochenbrandes auf, der auch schon der Reparatur entgegensieht. Der junge Mann in der Ecke ist ein Deutscher aus Amerika, der an einer Knochenanschwellung am Fuße leidet. Während des amerikanischen Krieges hat er viel Gelegenheit gehabt, in dortigen Lazarethen chirurgische Operationen zu beobachten. Das Ergebniß seiner Beobachtungen war der Entschluß: seinen kranken Fuß lieber über See hieher mitzunehmen. Die beiden Mütter mit den Kindern auf ihren Armen sagen selbst auch ohne Wort, was sie begehren. Sie haben Kunde davon bekommen, daß Hasenscharten hier meisterlich geschlossen werden. Wir aber eilen durch diese Reihen hindurch. Vor der Thür des Krankenhauses scheiden sich unsere Wege. Doch im Scheiden gewahren wir noch eine seltsame Gestalt auf der Bank im Sonnenschein sitzen, einen jungen Mann, zweiundzwanzig Jahre alt, von ungewöhnlicher Kleinheit, zusammengeschrumpft, den einen Arm als Stumpf in die Jacke zurückgezogen. Der elende Caliban würde das Mitleid stärker aufrufen, wenn nicht seine Mienen den Stempel großer Vergnüglichkeit trügen, und so lustig, wie die Rauchwolken aus seiner Duodez-Tabakspfeife, die Worte aus seinem Munde flössen, von lebhaftem Lachen seiner Nachbarn auf der Bank begleitet. Wir hören nur, daß er auf die Frage des einen nach seinem Ergehen in schelmischem Tone und komischer Gebärde antwortet: „Ha, an solch Herrenleben gewöhnt unser einer sich bald und gern.“ Der kleine Komiker ist eine chirurgische Sehenswürdigkeit, und gewissermaßen eine klinische Studie. Er hat wenige, vielleicht keinen einzigen heilen Knochen an seinem Leibe, sondern an allen Gelenken Anschwellungen und Auswüchse.

Wir gönnen dem armen kleinen Lazarus die Lustigkeit seines „Herrenlebens“; sein Sitzen vor der Thür seines Herrenhauses im Sonnenschein der allerbesten Laune nimmt sich freundlicher aus als das Vorderthürsitzen seines Ahnherrn, dem Hunde die Schwären leckten. Aber wer meint wohl, daß dieser Kranke immer von solcher Lustigkeit beseelt sei? Sollte sie, wie aller Lazarethhumor sich selbst ironisirender Patienten, nicht vielmehr nur eine äußere Reaction gegen tiefes Leid im Inneren dieser Menschenseele sein? Auch wir haben in unserer Schilderung aphonischer Zustände und ihrer Heilung ein und das andere Mal einen dem Scherz naheliegenden Ton angeschlagen. Und doch haben wir nur durch u n s ä g l i c h e (übersetzen wir so einmal das Wort a p h o n i s c h) Traurigkeit, den ganzen Werth des freien und leichten Gebrauches der so oft von Gesunden misbrauchten Stimme würdigen und Gott dafür danken gelernt. In demselben Maße aber, in dem wir die Wundergabe der freien Rede hoch halten, geben wir denn auch Ehre allen Bildnern, Erhaltern und Wiederherstellern des klingenden Wortes, und unter ihnen nicht zuletzt dem Manne, den wir nach dieser fragmentarischen Umschau in seinem laryngoskopischen Cabinet um so mehr nennen — den S p r a c h m e i s t e r von T ü b i n g e n.

Reichstagsbilder aus der Vogelschau.

Von Otto Glagau.

III.

Herr von Vincke spaziert so eben zum Saale herein. Sein Schritt ist kurz und leicht, straff und nachlässig, das heißt eine glückliche Mischung von alle dem; frisch und munter schaut er um sich, wie ein norddeutscher heller Wintermorgen anzusehen, nach rechts und links seinen zahlreichen Bekannten zunickend, andere mit einer kurzen, leichten Verbeugung begrüßend. Er verkehrt mit Mitgliedern aller Fractionen, und Jedermann bewillkommnet ihn mit einem erwartungsvollen Lächeln, denn Jedermann sieht und hört ihn gern, selbst diejenigen, die er gestern oder vorgestern angegriffen oder zurechtgewiesen, verspottet oder gründlich abgeführt hat. Niemand vermag ihm zu zürnen, wie er selber niemandem zürnt, denn er weiß jede Individualität zu würdigen, und achtet an jedem Talent oder Charakter.

Der kleine runde Kopf sitzt so tief in den Schultern — ob von Natur oder durch Habitus — daß Hals und Nacken fast ganz verschwinden; die mittelgroße, wohlproportionirte Gestalt zeigt ein kleines, rundes Bäuchlein, kräftige Arme und Beine. Das Gesicht ist noch immer voll und frisch und roth, doch das kurzgeschorene Haar bereits schneeweiß, und der dichte, aber nicht breite Backenbart weißgrau. Der Blick der runden Augen ist durch eine goldene Brille abgeschwächt, die kleine Nase stumpf und breit; nur eine schmale Partie trennt sie von dem etwas breiten zahnlosen Mund, und diese drei geben dem Gesicht einen Ausdruck, der äußerst schwer zu definiren ist: jedenfalls ist er interessant und mehr anlockend als zurückweisend.

Wie Herr von Vincke jetzt seinen Eckplatz, rechts auf der zweiten Bank des linken Centrums, einnimmt, sinkt er gewissermaßen behaglich in sich zusammen. Der Kopf steckt womöglich noch tiefer in den Schultern, beide Hände in den Hosentaschen, das eine Bein ist heraufgezogen und über das andere gelegt. Mit solcher Nonchalance und Behäbigkeit ist aber ebensoviel quecksilberne Beweglichkeit und Rührigkeit verschmolzen. Er rückt auf seinem Sessel hin und her, er wechselt mit den Beinen, er schultert sich, er nickt oder schüttelt den Kopf, er lächelt, er lacht, er flüstert seinem Nebenmann etwas zu, er wirft dem auf der Tribüne stehenden Redner eine Bemerkung gerade zwischen dessen Worte, so daß dieser verblüfft innehält; aber er thut es so geschickt und so echt — parlamentarisch, daß der Präsident es ihm nicht verbieten kann, das Haus es ihm nicht verargen mag; im Gegentheil, selbst der ernste würdige Präsident läßt für einen Augenblick die Amtsmiene fallen, und durch das Haus läuft ein Gemurmel der Beistimmung, über jedes Antlitz fliegt ein Lächeln der Lust und des Beifalls. — Und jetzt kann er's nicht länger aushalten: er muß reden; er winkt dem Schriftführer, der die Rednerliste führt: er hat sich zum Wort gemeldet. Herr von Vincke spricht gern und häufig, aber doch nicht zu oft, und das Haus ist immer bereit, ihn zu hören, denn er kann — was von einem Deutschen sonst unmöglich klingt — nie langweilig werden.

Wenn der Vorsitzende seinen Namen nennt, quellen zu allen Thüren die etwa draußen weilenden Abgeordneten herein, stockt jede Unterhaltung im Saal, recken sich alle Hälse empor; die auf den Zuhörertribünen sitzenden Damen nehmen ihr Lorgnon zur Hand und beugen sich weit vor; selbst die Herren Journalisten vergessen ihre Beschäftigung, stehen auf und legen die halbgeschlossene Hand an das Ohr. Nur die amtlichen Stenographen erbleichen, und während die Worte des Redners dahinsprudeln, eins das andre jagend und fast überstürzend, sausen die scharfen Bleistifte über das geglättete Papier, treten den Schreibern die Schweißtropfen auf die Stirn. Herr von Vincke ist die Freude des Hauses, aber der Schrecken der Stenographen; wer ihm zu folgen vermag, darf sich unter seinen Collegen den ersten nennen.

Herr von Vinckes Organ ist ohne Anstrengung volltönend und wohlklingend, deutlich und scharf wie kein anderes in der ganzen Versammlung; mag er von seinem Platze oder auf der Tribüne sprechen, jedes Wort, jede Silbe dringt noch gleich vernehmlich in die äußersten

Ecken. Er besitzt die natürliche Beredsamkeit und ist ein geborener Redner, wie wieder keiner neben ihm. Er spricht ganz frei, ohne irgend eine Notiz mitzunehmen, er spricht in der ungezwungensten Haltung und ohne jede Affectation, oft noch die eine Hand in der Hosentasche, bald einen Schritt zurück- oder vortretend, bald die Hand, den Arm oder den ganzen Körper leicht bewegend, aber immer dieselbe einfache, natürliche und darum wohlanstehende Nachlässigkeit. Die Gedanken und Begriffe, Worte und Einfälle strömen ihm überreich zu, so daß er sie kaum unterzubringen weiß; er hat für das, was er sagen will, stets zehn verschiedene Ausdrücke und Wendungen in Bereitschaft, aber sein glücklicher Instinct läßt ihn jederzeit den prägnantesten und schlagendsten, das rechte Wort im rechten Momente greifen; man sieht und hört es ihm an, daß er stets unvorbereitet spricht, denn er antwortet dem letzten wie dem ersten Vorredner, und jedes seiner Worte trägt den Stempel der augenblicklichen Frische und Unmittelbarkeit; und doch spinnt er die Gründe und Motive wie am Rädchen ab, und wenn man glaubt, er habe sich erschöpft, zieht er neue Schleußen auf, und wenn man denkt, er sei zu Ende, macht er eine Schwenkung und beleuchtet seinen Gegenstand von einer neuen Seite, nimmt er einen neuen Anlauf und führt andere Batterien ins Feld. Er kann den Athem verlieren, aber nie wird er den Faden verlieren, den rothen Faden, der sich durch seine Rede zwar in hundertfachen Krümmungen und Verschlingungen, aber vom ersten bis zum letzten Satze hindurchzieht; sein bewunderungswürdiges Gedächtniß läßt ihn nie im Stiche, er citirt andere Redner wörtlich und übersieht mit einem Blicke die ganze Sachlage, seine Vortheile und die Blößen der Gegner; seine Rede scheint zunächst eine lose Kette von allerhand Einfällen und Bemerkungen, aber bald merkt man ein logisch gegliedertes Ganzes, ein in kunstvoller Steigerung aufgebautes Gebäude, auf dessen Giebel er zum Schlusse die Siegesfahne pflanzt.

Seine Rede ist wie Schneegestöber und Blüthenregen: so muthwillig tummelt er sich und so schalkhaft überschüttet er die Hörer. Dem dritten Satze folgt fast immer ein Ausbruch der Heiterkeit seitens des Hauses, und doch hascht er nie nach dem Effect, quält er sich nie um einen Witz; wenn ihm aber ein solcher urplötzlich und unwillkürlich entfährt — und das ist bekanntlich häufig der Fall — freut er sich seiner unbefangen mit den andern. Zuweilen tönt ihm auch ein beleidigtes „Oho!" oder ein schroffes „Nein!" entgegen; aber das vermag ihn nicht aufzuhalten, dann wendet er sich direct gegen die Opponenten, beweist ihnen das Verkehrte oder Nutzlose ihres Widerspruches, schlägt sie aus dem Felde oder bringt sie gleichfalls zum Lachen. — „Ich hoffe, daß viele Mitglieder mir beistimmen, keiner widersprechen wird," sagt er einmal in der Tribünenfrage. Und dann gegen die hannoverschen und sächsischen Particularisten gewendet: „Ich freue mich der Bestätigung seitens der Herren, welche ich die Ehre habe, auf den letzten Bänken zu sehen." — Seine Rede ist wie ein lustig Feuerwerk; es knattert, es prasselt und zischt, wie Raketen steigt es auf, und in Leuchtkugeln fällt es nieder: schillernde Metaphern, schimmernde Hyperbeln, glänzende Bonmots, blendende Impromptüs, kühne Paradoxen, überraschende Apostrophen, ergötzliche Antithesen und launige Citate umschwirren die Ohren und berauschen die Herzen. — „Was sollte aus der deutschen Einheit werden," meint er boshaft bei der Generaldebatte über den Verfassungsentwurf, „wenn die Herren alles das, was sie bei sich haben, nicht von sich geben wollten!" Und weiter: „Ob wir wirklich ein Staatenbund, ein Bundesstaat oder absoluter Staat sind, darauf lasse ich mich nicht ein; wir haben hier in unserer Mitte Professoren genug, um diese Sache einmal gründlich zu untersuchen." Endlich gegen Dr. Michelis gewendet und diesen parodirend: „Wenn mir aber die Wahl gestellt wird, ob ich lieber ein denkender oder ein praktischer Mann sein will, dann wähle ich entschieden das letztere. Nur in einem Punkte stimme ich mit ihm völlig überein, ich denke genau wie er: ich befinde mich genau in der Lage, in der ich bin." *)

Seine Rede ist wie der Bogen Apolls, sicher- und fernhintreffend. Er ist stets in der Offensive und schont weder Feind noch Freund; wo er eine Schwäche oder Thorheit sieht, da geißelt er sie, und wo er eine Blöße entdeckt, da sitzt sein Hieb. Seine Polemik ist die Hälfte seiner Beredsamkeit, gewandt und behend und stark, immer neu, frisch und eigenthümlich, ebenso unberechenbar wie unwiderstehlich. Sein Dialekt ist wie ein zweischneidiges Schwert, das die Reihen seiner Gegner durchbricht, überall Wunden schlägt und manchen für immer vernichtet. Seine Debatte ist von der allerpersönlichsten Art, und doch greift er nie die Persönlichkeit selber an, nur ihre Meinung und ihr Thun. Er kann leidenschaftlich, zornig, höhnisch, grob, aber nie unedel oder niedrig werden. Seine Aegide ist das Bann- und Zauberwort „Parlamentarisch," zugleich seine Waffe und sein Schild, womit er angreift und sich deckt. Unter dem Schutze des Parlamentarischen sagt er seinen Gegnern die unerhörtesten Dinge, und wenn diese ihm das Unschuldigste erwidern, müssen sie sich oft den Vorwurf des Unparlamentarischen gefallen lassen.

Seine Rede kann aber auch sein wie die Sprache des Meeres, ernst und brausend, gewaltig und hinreißend. Er liebt sein Vaterland mit der edelsten, glühendsten Liebe, er schwärmt für die Größe und Einheit des Vaterlandes, und wenn er darauf zu sprechen kommt, schwillt sein Herz, und die Rede nimmt einen begeisterten Flug. — „Eine Nation von 30 Millionen Menschen soll sich vor dem Auslande fürchten!" ruft er, gegen den Abgeordneten Franz Duncker gewendet aus. „Und das wagt man (auf die vor ihm sitzenden Generale weisend) im Angesicht der Helden von Gitschin, Skalitz, Nachod, Königgrätz, Aschaffenburg und Kissingen auszusprechen?!" — Und über die angeblichen Mängel des Verfassungsentwurfes: „Wir sind in Deutschland gewöhnt, auch Eichen zu pflanzen, während doch erst unsere Nachkommen ihren Schatten genießen werden." Er schließt mit den eindringlichen, schwungvollen Worten: „Wir wollen uns nach dem Beispiele unserer Armee durch Hindernisse nicht aufhalten lassen und mit möglichster Schnelligkeit über die untergeordneten Klippen hinwegeilen. Der allmächtige Gott, der unsere preußischen Fahnen auf den Schlachtfeldern nicht hat sinken lassen, wird auch das deutsche Banner hochhalten. Wir, meine Herren, wollen es in beiden Händen tragen bis zum letzten Athemzuge unseres Lebens!"

Fürwahr, Herr von Vincke ist vollkommen im Recht, wenn er dem schleswig-holsteinischen Abgeordneten Staatsrath Franke erwidert, daß er (Vincke) noch immer derselbe ist, der er 1848 im Frankfurter Parlamente war, und daß er noch ganz auf demselben Standpunkte steht. Dieser Standpunkt war und ist nämlich ein breiter, unerschütterlicher Rechtsboden — mag ihn das formale Recht auch zuweilen eigensinnig, launisch und querköpfig erscheinen lassen, zu Paradoxen und Sophismen verleiten. Sein Wahlspruch lautet noch heute wie damals: „Nicht Vorschrift, — Vereinbarung der Verfassung mit den Regierungen."

In der Paulskirche war Herr von Vincke Führer der sogenannten Fraction vom Café Milani; einer Fraction, über die er eine dictatorische Disciplin übte, so daß der Club in den meisten Fällen nichts weiter war als eine 40mal vervielfältigte Stimme des Häuptlings; bis auf den Geheimen Justizrath Grävell, der allein die Parteischranken mit seinen ewigen „Verbesserungsanträgen" durchbrach, dafür aber auch stets die „allgemeine Heiterkeit" einerntete. Während der „Neuen Aera" commandirte Vincke im Abgeordnetenhause die große Partei der Rechten oder Altliberalen, die sich mit der Bildung der Fortschrittspartei spaltete und in den späteren Sessionen auf ein kleines Häuflein zusammenschmolz. Im gegenwärtigen Reichstag hat er sich nur schwer überreden lassen, sich der Fraction der Altliberalen wieder anzuschließen, während sein langjähriger Kamerad Graf von Schwerin zu den Nationalliberalen übergegangen ist. Als Parteiführer kann Herr von Vincke jetzt kaum noch gelten, und in der That war er immer Parteigänger, denn er kämpft nicht gerne in Reih und Glied und verabscheut nichts mehr als Systematik oder Principienreiterei. Er handelt oft nach plötzlichen Eingebungen; beschäftigt ihn ein Gegenstand lebhaft, so ist ihm jede Gelegenheit willkommen, mit seinen Ansichten hervorzubrechen. Da er immer bedeutend spricht, so reißt er dann die Versammlung mit sich auf ein Gebiet fort, welches betreten zu müssen niemand einen Augenblick vorher ahnte. Zuweilen gewinnt er dadurch das Ansehen eines Plänklers, der aber nicht mit der Büchse, sondern mit der Kanone schießt. — Aus denselben Gründen paßt Herr von Vincke noch weniger auf den Präsidentensitz oder gar auf die Ministerbank, obgleich es manchen verwundern mag, daß er weder dort noch hier je gesessen. Wahrscheinlich hat er selber nach diesen Plätzen nie die geringste Sehnsucht verspürt; er würde sich dort seines größten Vortheils entschlagen, sein eminentes Rednertalent mehr oder weniger feiern lassen müssen.

*) Ein früherer Ausspruch des Dr. Michelis.

Neben Herrn von Vincke spricht wol am häufigsten Herr **Eduard Lasker** aus Berlin, unbesoldeter Gerichtsassessor und mosaischer Religion; einer der vier Juden, die im Reichstag sitzen. Obgleich erst 35 Jahre alt, gehört er doch schon längere Zeit dem preußischen Abgeordnetenhause an und hatte auch jetzt den Triumph, im I. Berliner Wahlbezirk gegen den Grafen Bismarck ins Parlament gewählt zu werden. Ehrliche Leute in der Provinz und überhaupt solche, die dem politischen Treiben fern stehen, mag das ein wenig befremden: thatsächlich ist es jedoch für einen eifrigen, geschickten Mann durchaus nicht so schwer, Abgeordneter zu werden, am wenigsten in der Stadt der Intelligenz selber. Während die Provinz von Seiten des sogenannten liberalen Central-Wahl-Comités mit Candidaten — gelehrigen Schülern und eifrigen Jüngern — versorgt wird, führt der Weg in Berlin durch die Bezirks- und Handwerker-Vereine einerseits und durch die Redactionsbureaux der liberalen Zeitungen andererseits. Auch Herr Lasker hat diesen Weg mit Erfolg eingeschlagen, in verschiedenen Zeitschriften viel über die Verfassungsurkunde und den Budgetconflict geschrieben, in verschiedenen Vereinen viel darüber geredet. So wurde er ein bekannter und populärer Mann und kam ins Abgeordnetenhaus, wo er sich der Fortschrittspartei anschloß, bis er sich in der zwölften Stunde, d. h. kurz vor Ausbruch des Krieges, von ihr trennte und mit seinen „politischen Freunden" die national-liberale Partei bildete. Ein Beweis von seinem Instinct und Scharfblick. Während die Nationalliberalen es im Abgeordnetenhause nur auf 21 Mitglieder brachten, zählen sie im Reichstage durch Hinzutritt von Abgeordneten aus den annectirten und andern norddeutschen Ländern bereits über 70, und unter diesen viele Capacitäten.

Herr Lasker sitzt, wie Herr von Vincke, auf einem rechten Eckplatz des linken Centrums, gerade zwei Bänke hinter jenem und nur durch den Gang zwischen den Centren vom Grafen Schwerin getrennt, mit welchem er, wie mit Herrn von Vincke, viel verkehrt. Er gleicht einem kleinen behenden, überaus freundlichen und höflichen Commis, Haar und Backenbart sind kraus und wollig und selbstverständlich von schwarzer Färbung; die grauen Augen laufen klug und aufmerksam im ganzen Saale umher, auch zwischen der Arbeit, während er an seinem Pulte eifrig zu lesen oder zu schreiben scheint. Neben dieser Beschäftigung, die den Anstrich von Vielgeschäftigkeit hat, meldet er sich häufig zum Worte, denn er hat die Sucht, sich bemerklich zu machen, oder — besser gesagt — sein Licht vor dem Hause leuchten zu lassen. Er bringt Entwürfe zur Geschäftsordnung, Abänderungsvorschläge und Wahlproteste ein, nur um sie bald darauf unter dem Beifall der Versammlung wieder zurückzuziehen. Er spricht den reinsten Posen-jüdischen Dialect, nur etwas lispelnd, sonst aber fließend, scharf und deutlich; und seine Reden zeugen von großem formalen Verstande und der ätzendsten Dialectik.

Der Abwechslung wegen spricht er g e g e n den Verfassungsentwurf, obgleich er, wie er selber zugesteht, eigentlich f ü r ihn ist. Er hält eine lange, sehr lange Rede voll juridischer Erwägungen und staatsrechtlicher Betrachtungen, kokettirt leise und verschämt mit dem entschlafenen Verfassungsconflict und macht dann der Regierung einige Complimente, während der unweit der Tribüne sitzende Ministerpräsident, sein Gegencandidat im I. Berliner Wahlbezirk, ihn hartnäckig mustert. In seiner Rede beachtet er nicht den Wink der Natur, die ihm wiederholt die Zunge trocken werden läßt; er befeuchtet sie immer wieder mit einem Glase Wasser, das hilfsbereit unter dem Pulte steht, vergessend, daß dieses Getränk seine Rede zwar wieder in Fluß bringen kann, sie aber nicht besonders zu würzen vermag.

Eine Berichtigung.

In einem äußerst freundlichen Schreiben, in welchem der General v o n d e r T a n n der Schwierigkeit unseres Berichterstatters, eine so lange und bedeutungsvolle Unterredung getreu wiederzugeben, ihre volle Würdigung angedeihen läßt, bittet er einige Punkte zu berichtigen, andere weiter auszuführen, um alle mögliche Zweideutigkeit aus seinen Worten soviel wie möglich zu entfernen.

Die Irrthümer sind folgende: General v o n d e r T a n n erklärt, nicht gesagt zu haben, daß das Verhältniß des bairischen Generalstabes zum preußischen sich wie 1 : 50 verhalte, — sondern daß der preußische ein + 50 über den bairischen habe — und dann, daß die Dänen bei Idstedt nicht um ⅓ stärker waren als die Deutschen, sondern um die Hälfte.

Dies sind die einzigen I r r t h ü m e r, welche General v o n d e r T a n n in seinem Schreiben hervorhebt. Wir räumen gerne in unseren Spalten seinen ferneren Erläuterungen einen Raum ein, denn es scheint, daß der ehrenwerthe Herr General in Folge der von uns veröffentlichten Unterhaltung manche Anfeindungen habe erfahren müssen. Der General beklagt sich, daß unser Berichterstatter ihn zu oft in der ersten Person sprechen läßt, da seine Stellung als Chef des Generalstabes keine eigne Verantwortlichkeit nach sich zog und er nur als Organ des Commandirenden dessen Befehle ausführte.

Ueber die vollständige Aufklärung der Affaire mit den Hannoveranern lenkt der General die Aufmerksamkeit der Leser auf die Ende August v. J. in der Augsburger Zeitung gegebene „a c t e n m ä ß i g e D a r s t e l l u n g."

Dann — da die Baiern in einem Gliede tirailliren und in zweien rangiren, war seine Aeußerung über die Wirkung des Zündnadelgewehrs selbstverständlich nur hypothetisch.

Ferner, obgleich, wie berichtet, nur 6000 Mann Unterstützung der bairischen Armee zuflossen, so waren vorher doch schon die Verluste ersetzt.

Alles Folgende sind Aufklärungen strategischer Momente des letzten Feldzuges und Ausführungen fachwissenschaftlicher Art, die über die Grenze einer Berichtigung hinausgehen und die für die Leser des Daheim größtentheils unverständlich sind, die jedoch unser Herr Berichterstatter für sein Werk über den Mainfeldzug gewissenhaft berücksichtigen wird.

Auflösung der Räthsel in Nr. 25.
I. Muth. — Armuth. — II. Nachtlicht.

Briefkasten.

Rettungswesen zur See. — In Nro. 24 ist der als einmalig gesandte Beitrag des Prof. Rückert in Jena als Jahresbeitrag bezeichnet worden, was hierdurch berichtigt wird.

An unsere Leser.

Mit dieser Nummer schließt das laufende Quartal. Das nächste beginnt mit einer spannenden Novelle unsers Mitarbeiters **A. Mels:**

Clelia,

außerdem wartet ein reicher Schatz der interessantesten Beiträge und Illustrationen auf Veröffentlichung. Wir bitten, das Abonnement, wo es noch nicht geschehen ist, baldigst erneuern zu wollen.

Leipzig, Ende März 1867.

Die Daheim-Redaction.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 17.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.